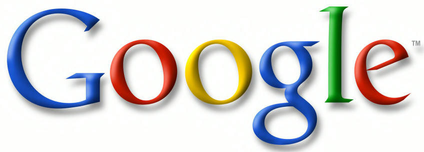
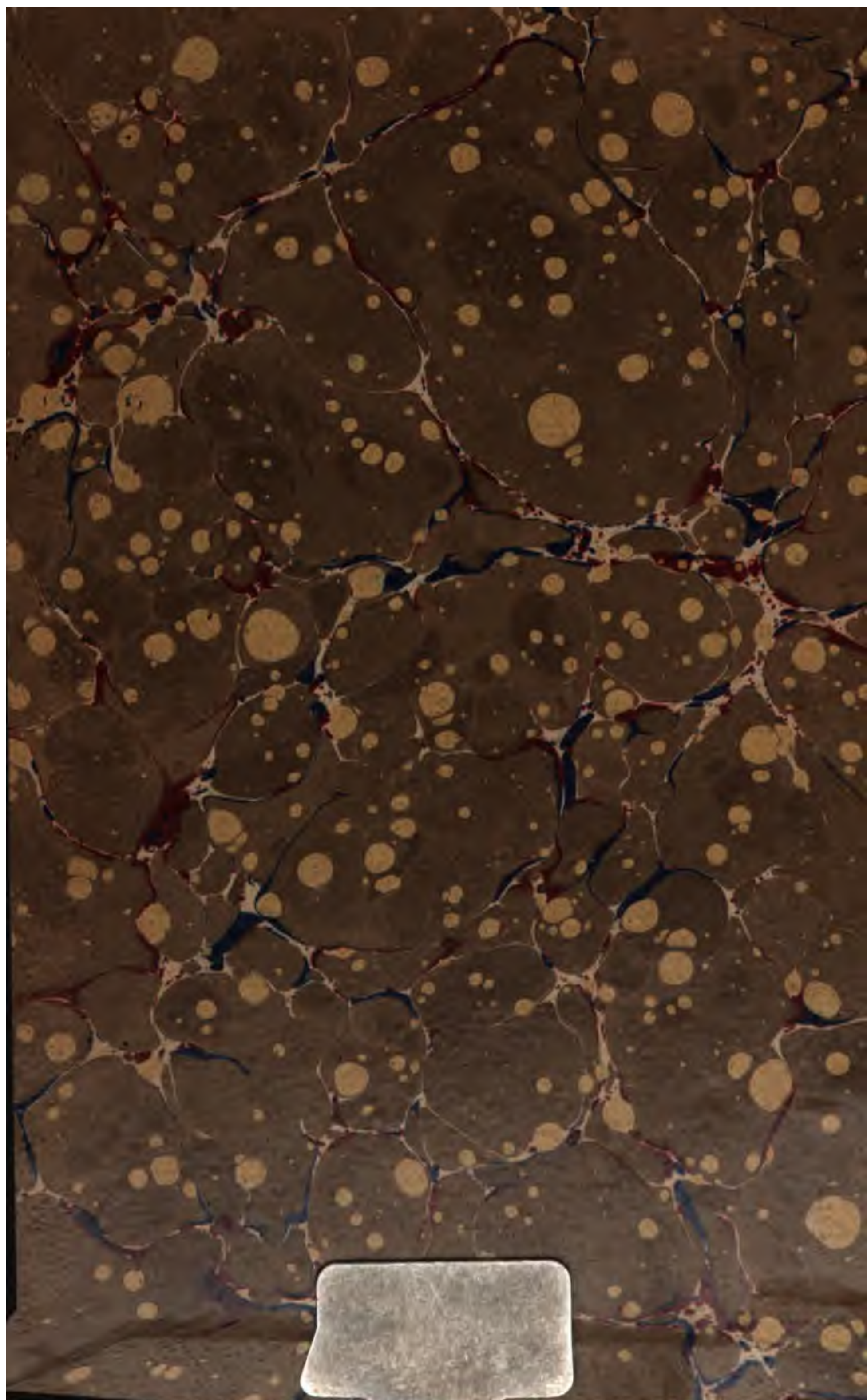
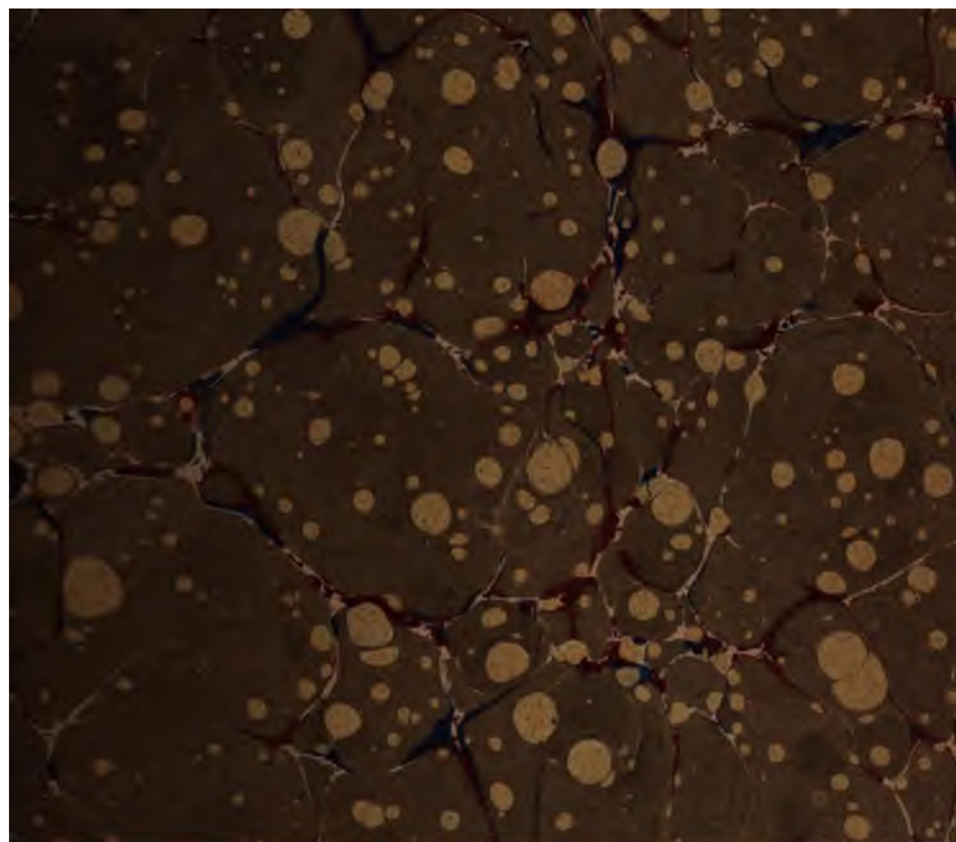






INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

ZWÖLFTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1901

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

ZWÖLFTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1901

63343

Inhalt.



Der indoiranische Feminintypus *nár-ī*.

KZ. 32, 294 ff. stellt Ernst Leumann die Belege für eine dem Indischen und Avestischen eigentümliche Klasse von sekundären Femininbildungen zusammen. Der zu Grunde liegende Stamm ist meistens ein Eigenname, und die Bildungsregel lautet: der Vokal der Schlusssilbe des Grundstamms erfährt Vṛddhi, an den so veränderten Stamm tritt das Femininzeichen *ī*. 30 Belege liefert das Indische, das Avestische 4. Beispiele sind: ai. *jahnā́v-ī* 'Tochter des *jahnú-*' d. i. 'die Gaṅgā', *manā́v-ī* 'Gattin des *mánu-*', *agnā́y-ī* 'Gattin des *agní-*', *arā́y-ī* 'Genossin, Weib des *ari-*, Feindin', *nā́r-ī* 'Weib, Eheweib, Heldin' von *nár-* 'Mann, Held' = av. *nāiri-*. Der Ausgang *-ānī* erscheint im ältesten Indischen und im Avestischen fast nur bei Wörtern, die zu *a*-Stämmen, und nicht bei solchen, die zu *n*-Stämmen gehören. Er ist aber nach Leumanns wahrscheinlicher Annahme (vgl. auch Verf. MU. 2, 197) gleichwohl bei den *n*-Stämmen entsprungen und von diesen auf die *a*-Stämme sowie auch auf konsonantisch schliessende Stämme übertragen worden. Z. B. ai. *purukútsānī* 'Gattin des *purukútsa-*', *mudgalā́nī* 'Gattin des *múdgala-*', *varuṇā́nī* 'Gattin des *váruṇa-*', av. *ahurānī-* 'Tochter des *ahura-*', ai. *ūrjā́nī* 'Genie der Labung' (*ū́rj-*). Vgl. griech. λύκαινα 'Wölfin' zu λύκος u. dgl. nach dem Vorbild von τέκταινα (von τέκτων) u. dgl. Das erst in nachvedischer Zeit auftretende *brahmā́ṇī* 'Gattin des *brahmán-*' ist zwar regelrechter Vertreter unseres Bildungstypus bei einem *n*-Stamm, darf aber natürlich nicht als die Musterform oder als eine der Musterformen für *purukútsānī* usw. angesprochen werden; die wirklichen Musterbildungen sind für uns verschollen.

Woher stammt dieser Feminintypus des arischen Sprachzweigs? Die Antwort ergibt sich leicht, wenn man bedenkt,

dass in den idg. Sprachen öfters das Suffix *-i̯o-* *-io-* hinter fertige Kasus getreten ist. Aus dem Altindischen stellen sich hierher die meistens als Participia necessitatis verwendeten Formen auf *-āyya-* d. i. *-āyia-* *-āyiya-*, wie *śravā́yya-* 'laudandus, löblich', welche von Infinitiven auf *-āi* ausgegangen sind (Verf. Grundr. 2, 1422). Im Griechischen und in den italischen Sprachen erscheinen solche Weiterbildungen vom Lok. Sing. der *o-* und der *ā*-Stämme aus, als deren ursprüngliche Ausgänge *-ei-i̯o-* *-oi-i̯o-* und *-āi-i̯o-* anzusetzen sind, z. B. οἰκεῖος (οἴκει)[1]), kret. τεῖον · ποῖον Hesych, gort. ὁ-τείᾳ (*τει = *q^u*ei*), ποῖος (ποῖ), ἀλλοῖος[2]), ἀγοραῖος (ἀγορᾶ, vgl. Θηβαι-γενής), ἀναγκαῖος, osk. vereiiaí 'der Landwehr' (Stamm *uero-* 'Tür, Mauer'), kersnai[i]as 'cenariae' oder 'cenarias' (Stamm kersnā- 'cena'), lat. *quoiu-s* *cūju-s* = *q^u*oi-i̯o-s*, osk. Maraiieís lat. *Marējus*, *Canulējus*, *lēgulējus*, *plēbējus*, s. Verf. Grundr. 2[1], S. 121. 1[2], S. 228 f., Griech. Gramm.[3] 181, Buck Vocal. der osk. Spr. 150 f., v. Planta Gramm. der osk.-umbr. Dial. 2, 10 ff., Niedermann IF. 10, 239 ff. S. ferner Sievers Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1894 S. 129 ff. und Niedermann a. a. O. über die germanischen Stammesnamen *Ingvaeones* u. dgl. Weiter hat das Litauische *i̯o*-Bildungen, denen der Lok. Sing. zu Grunde liegt, z. B. *danguje-ji-s* 'himmlisch' von *dangujè*, Lok. zu *dangùs* 'Himmel', *namë-ji-s* 'der immer zu Hause sitzende' von *namë* 'zu Hause', sowie solche, die vom Gen. Plur. ausgegangen sind, z. B. *musũ-ji-s* 'der unsrige', *Prūsaiczũ-ji-s* 'der der Familie *Prūsaiczeĩ* angehörige' (Leskien Die Bildung der Nom. im Lit. 190 ff.). Endlich sei noch erwähnt, dass Buck a. a. O. das ital. Suffix *-āsio-* *-āzio-* (*-ārio-*), wie im umbr. urnasier und lat. *aquārius*, vom Gen. Sing. auf *-ās*, Prellwitz BB. 24,

1) Sollte E. Schwyzer mit seiner Vermutung Recht haben, dass das erst seit Menander erscheinende οἴκει durch Dissimilation aus οἴκοι entstanden sei (Neue Jahrbb. 3 [1900] S. 256), so würde das die Berechtigung einen urgriech. Lok. *ϝοικει zu Grunde zu legen nicht aufheben.

2) In ähnlicher Weise wie *-i̯o-* erscheint bekanntlich auch *-no-* als Sekundärsuffix hinter Kasusformen, z. B. ἐαρι-νό-ς, περυσι-νό-ς, ai. *purā-ṇá-* 'vormalig'. Daher ist dem ἀλλοῖος vermutlich das lat. *aliēnus* an die Seite zu stellen, das aus **alioi-no-s* oder **aliei-no-s* entstanden sein kann (Verf. Grundr. 1[2], p. XLV). Vgl. auch ahd. *swein* ags. *swán* aisl. *sueinn* 'Angehöriger, Knecht, Sohn' auf Grund von **su̯oi* = griech. ϝοῖ οἷ.

94 ff. dagegen vom Lok. Plur. auf *-ās(i)* ausgegangen sein lässt, wozu man v. Planta a. a. O. 2, 12 f. und Verf. Grundr. 1[2], S. 763 f. vergleiche.

Hiernach dürfte klar sein, dass die Grundlage unserer arischen Feminina auf *-ī* die aus der Zeit der idg. Urgemeinschaft überkommene *i*-lose Bildung des Lok. Sing. mit dehnstufigem Vokal der Schlusssilbe (Verf. Grundr. 2, 609 ff., Streitberg IF. 3, 355 ff.) gewesen ist. *vasā́v-ī* aus Lok. *vásāu* av. *vaŋhāu*, von ai. *vásu* 'Gut, Besitztum'. *agnā́y-ī* aus der entsprechenden, im Arischen in selbständigem Gebrauch nicht mehr vorhandenen Lokativbildung auf uridg. *-ēi* oder *-ōi* (vgl. aber Lok. *agnā́* = uridg. *-ē* aus *-ēi*); die Formen *agnā́yī*, Akk. *agnā́yīm*, Vok. *vṛṣākapāyi* waren jedoch nicht rein lautgesetzlich, da *y* vor *ĭ* in urarischer Zeit geschwunden war (Grundr. 1[2], S. 268 f.). *-ān-ī* (*brahmāṇ-ī*) stellt sich zu av. *ayąn* u. dgl. aus urar. *-ān*, kret. Inf. δόμηv. Zum Lok. **nā́r*, vorarisch **n-ēr*, der Grundlage von *nā́r-ī*, kenne ich keine Parallele aus dem Gebiet der Stämme mit *r*-Suffixen, ausgenommen etwa das griech. Adverbium νύκτωρ (vgl. lat. *nocturnu-s*). *nā́r-ī* braucht aber deshalb keineswegs eine jüngere Schöpfung nach dem durch die andern Stammklassen gebotenen Muster gewesen zu sein. Eine altertümliche Kasusformation kann sich hier ebensogut erhalten haben wie z. B. in ved. *gnā́s-páti-ṣ* oder *sū́rē duhitā́* (O. Richter IF. 9, 216. 224). Unsere Feminina sind zunächst aus Wörtern für männliche Personen abgeleitet worden. Sie besagten, dass das weibliche Wesen irgendwie als Genossin, als Hausgenossin, Gattin, Tochter u. dgl., zu der männlichen Person gehöre. So war also z. B. *manā́v-ī* nach der ursprünglichen Meinung etwa: die bei (chez) Manu (seiende). Der Gebrauch des Lok. Sing. war hier derselbe wie z. B. in ŚB. 11, 5, 1, 2 *sá hāsmin jyóg uvāsa*, 'sie wohnte lange bei ihm', RV. 8, 51, 1 (Vālakh. 3, 1) *yáthā mánāu sā́ṃvaraṇāu sómam indrā́pibaḥ sutám*, 'wie du bei Manu Sāṃvaraṇi, o Indra, den gepressten Sōma trankst' (so trink jetzt bei uns), vgl. Delbrück Altind. Synt. S. 117 f., Grundr. 3, 225 f., Speyer Ved. und Sanskrit-Synt. (Grundr. der indo-ar. Phil.) S. 21.

Leipzig. K. Brugmann.

Indo-european *-ss-* between vowels.

Nothing can be clearer, in general, than the fate in the several Indo-european languages of intervocalic *-s-*: it was either (1) universally dropped (through *-h-* earlier probably *-z-*), or (2) in accordance with varying accentual conditions (a) became *z* (subsequently *r*) or (b) was retained as *s*.

To these simple rules we find, however, a considerable number of exceptions. Of these in Greek the most striking instances are:

(1) the Locatives Pl. of Vocalic Stems in Nouns: λύκοισι, νύμφαισι, ὀφρύσι, &c.

(2) the Sigmatic Aorists of Vocalic Stems in Verbs: ἐτίμᾱσα, ἔφῡσα &c. (and their moods).

These are commonly explained as reformations by analogy with consonantal stems, φύλαξι, ἐφύλαξα &c., but

(1) In both Nouns and Verbs consonantal stems are decidedly less frequent than vocalic stems.

(2) The analogy is far from obvious.

(If analogy is called in, I think it would be better to refer the change to the influence of *s*-stems: which are far more frequent than, at least in the case of verbs, is generally supposed to be the case, cf. εὐγενέσι, ἐτέλεσα).

It is at least remarkable that in other Indo-European languages we find irregularities of correspondences in exactly the same cases as in Greek, e. g. Arm. *gailoç* and *mnaiç*, O. Bulg. *vlŭcĕchŭ*, *rąkachŭ* and *znachŭ*. This suggests that the analogical reformation — if such there was — had already taken place in Indo-european times.

But that we have here to do with a primitive phonetic difference is shown by the case of an isolated form which from its nature must have escaped the influence of analogy. The Gk. ἥμισυς is formed from the old Loc. Pl. of the stem *sēmi-* (**sēmissu* 'in halves'). That this was an Indo-eur. formation appears from the Lat. *sēmissi-*, which originally had no connection with the word *as*. We are thus driven to recognize as at least Graeco-Latin a Loc. Pl. termination with

intervocalic *-ss-*. I should explain *vicissim* as probably also a Loc. Pl. from *vici-* (or *vicis-*).

In Indo-european, therefore, intervocalic *-ss-* existed as well as intervocalic *-s-* and this difference survived in several of the Indo-european languages, though doubtless greatly interfered with by analogical reformations. It is probable that *-ss-* was often reduced to *-s-* by purely phonetic causes, as, e. g., after naturally long vowels or before the accent (varying in different languages).

This fact enables us to account for many apparent irregularities in the tense and mood systems of vocalic verb stems, especially in Greek. It is well known that the Fut. Ind. and the Conjunctive of the Sigmatic Aorist are in Greek scarcely possible to keep apart, but it is not generally recognized that both *-s-* and *-ss-* forms existed. In the former *-s-* was regularly dropped, e. g. in στήομεν στῶμεν whereas *-ss-* was regularly retained as -σ-, e. g. in στήσομεν. Τιμάσω and ἐτίμασα are now seen to be perfectly regular. The same fact explains the retention of -ι- in σταίην (from *στασιην) &c.; for intervocalic -ι- always disappeared, while -σι- became -ι-, (τοῦ is from **toso* not **tosyo*).

Further this throws light on Latin forms like *amasso*, which correspond to Greek τιμάσω, while *amarem* (*amaro*?) are from *-s-* forms.

These suggestions are confirmed by an examination of related forms in Celtic. The Irish *ro-charsam* points te **carassamos* (S.-Pret. 1 st. Pl.), while the *-s-* forms (conjunctive) are represented by *ro-doos* O. W. *dechreuho*. The O. W. Conjunctives *dyccetto*, *dycko* show the same phenomenon (due to *s* becoming *h*) as *tecaf*, *gwlypaf* from *teg*, *gwlyb* (termination **-isamos*; cf. *ieuhaf*, *mwyhaf*).

The above view, if accepted, would thus necessitate a revision of our conceptions of the tense and mood system of vocalic verb stems, but the result would be, I believe, to bring those of the different languages more into harmony with one another. An indispensable preliminary to such a reconstruction would be a fuller recognition of the existence and influence of verb-stems in *-s* (like γελασ-, τελεσ-, Lat. *ges-*, *quaes-* &c.). Many of the Homeric uncontracted forms would be seen to be due to the dropping of intervocalic *-s-*. Lastly

light would be thrown on the puzzling retention of *-s-* in many single words as, e. g., in νῆcoc, O. Ir. *inis*, where both languages point to **enəss-*.

Oxford, England. J. A. Smith.

Myrolog oder Moirolog?

Koraïs, Atakta 2, 255 schreibt μυρολογῶ, μυρολόγιον und äussert sich über seine Ableitung: Κακὰ τὸ γράφει διὰ διφθόγγου ὁ Σομαυέρας (Somavera) Μοιρολόγιον, ὡς καὶ οἱ γράφοντες αὐτὸ ἐξασυλλάβως Μυριολόγιον. Ὁ Δουκάγγιος (Du Cange S. 277) ἐγνώρισε καὶ τὰς δύο γραφάς, ἀλλ' ἐκατάλαβε τὴν γένεσιν τῆς λέξεως ἀπὸ τὸ Ἑλληνικόν, Μύρομαι, τὸ θρηνῶ. "Μυρομένη, ὀδυρομένη" λέγει ὁ Ἡσύχιος, καὶ συνθέτως "μυρῳδεῖ, δρηνῳδεῖ". Dann heisst es Atakta 4, 345, unter anderem: Ἡ σύνθεσις εἶναι ὄχι ἀπὸ τὸ Μοῖρα καὶ Λόγος, ἀλλὰ ἀπὸ τὸ ἄχρηστον Μύρος (ὁ θρῆνος) ἐκ τοῦ χρηστοῦ ῥήματος Μύρω καὶ τοῦ Λέγω. Μυρολογῶ λοιπὸν εἶναι Μύρους λέγω. Im Zusammenhang mit dieser Erklärung steht auch das was Henricus Stephanus anführt: Μυρῳδέω, affertur pro Lugubre cano, at Μυρωδία pro Unguentorum odor: utrumque sine testimonio. [Hesych.: μυρῳδεῖ, θρηνεῖ] At verborum ordo postulat Μυρᾴδει, quod Hesych. alicubi sic corrupte scriptum repererat. In cod. Ven. revera exhibitur Μυραιδεῖ i. e. μυρᾴδει. "Servata est antiqua archetypi scriptura, pro qua, serie permittente, reponendum Μυρᾴδει, uti et Is. Voss. devinavit." Schow. Male ergo eund. Voss. castigavit Coraes ad Heliod. vol. 2. p. 169: Σημείωσαι δὲ καὶ Μύρεσθαι, παρ' ὃ ἡ συνήθεια ἐσχημάτισε σύνθετον τὸ Μυρολογῶ, τῷ ἰδίως ἐπὶ τῆς ἐπὶ τοῖς ἀποιχομένοις θρηνῳδίας τέταχθαι, διαφέρον τοῦ Οἰκτρολογῶ καὶ Ἐλεεινολογῶ· ἡ δὲ σύνθεσις ἀνάλογός ἐστι τῷ Μυρῳδῶ, ὅπερ ἀγνωήσας τῶν τις κριτικῶν (Is. Voss.) κακῶς τὸ παρ' Ἡσυχίῳ Μυρῳδεῖ εἰς τὸ μυρᾴδει μεταβάλλειν ὥρμησεν. — In der Ausgabe des Hesychios von Mor. Schmidt finden wir im Texte Vol. III S. 129: μυρᾳδεῖ, δρηνῳδεῖ, und in der Anmerkung: sic μυραιδεῖ cod., μυρῳδεῖ Mus. Illud (μυρᾴδει) placuit Is. Vossio et Thes. V c. 1306 D, hoc Corai ad Heliod. II p. 169 licet aperte vitiosum.

Conici multa possunt veluti μύρει · ᾄδει . μινύρ' ἄδει · θρηνῳδεῖ. μινυρίδδει · θρηνῳδεῖ.

Wir haben hier die auf μυρῳδεῖ bezüglichen Auseinandersetzungen angeführt, weil Koraïs sich auf diese Form beruft, um für das sinnverwandte μυρολογεῖ eine passende Ableitung zu finden. Seine Erklärung wurde, so viel ich weiss, von allen angenommen, die dieses Wort erwähnen, denn es wird jetzt fast allgemein mit υ statt οι geschrieben. Lassen wir nun Schmidts Erklärungsversuche, die uns hier nicht weiter berühren, bei Seite, so wird wohl der Einwand gegen μυρῳδεῖ auch aus andern als paläographischen Gründen berechtigt sein; denn neben diesem Verbum muss ein Substantiv *μυρῳδία (vgl. τραγῳδία) gedacht werden, welches sich aber wohl kaum mit der Geschichte des Wortes in Einklang bringen lässt. Wie konnten die völlig gleichlautenden Formen *μυρῳδία und μυρωδία (ohne jota subscriptum und = εὐωδία) neben einander bestehen? das erstere im Sinne von *Klagelied* war nur von einem selbst dem Altgriechischen unbekannten μῦρος = θρῆνος, oder dem gebräuchlichen μύρω = θρηνῶ herzuleiten, während das letztere durch seine Abstammung von μύρον, die Salbe, nur die Bedeutung von *Geruch* haben konnte, die es in der neugriechischen Volkssprache getreulich bewahrt hat. Wenn hier eine Vermutung helfen könnte, so dürfte für das erstere an eine Ableitung von μοῖρα gedacht werden; wir hätten dann μοιρῳδῶ, was aus weiter unten zu erklärenden Gründen einen befriedigenden Sinn geben würde. Ein auf graphischer Verwechslung beruhender Irrtum ist sehr leicht möglich, wenn wir bedenken, dass im gr. Mittelalter οι und υ den *ü*-Laut angenommen hatten und sogar schon auf alten Inschriften mit einander vertauscht wurden, vgl. Hatzidakis Einleitung S. 28 und Jannaris Hist. gr. Grammar § 36; ferner fällt ins Gewicht, dass Hesychios nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gelangt ist. Aber auch hier tritt uns wieder die nämliche Verlegenheit in einer neuen Gestalt entgegen; denn wie konnte die Sprache *μοιρῳδία, *das Lied an das Schicksal, Klage,* und μυρωδία *der Geruch* neben einander dulden? In neueren Sprachen wie im Englischen und besonders im Französischen sind solche homophone Bildungen häufig und auch im Deutschen, vgl. Paul[3] Prinzipien S. 197, z. B. *Tor* (porta) = *Tor* (stultus). Aber das Griechische scheint ihnen nicht günstig

zu sein, besonders in seinen späteren Phasen, auf die es hier ankommt. Zunächst wurden viele Wörter dadurch gleichlautend, dass ihre Vokale den ursprünglichen Werth verloren, d. h. verschiedene Vokale und Diphthonge: ι, η, υ, ει, οι (υι, ῃ) führten schliesslich zu einem gleichen lautlichen Ergebnisse, dem *I*-Laute. Die Sprache suchte mit solchen homophonen Wörtern aufzuräumen, weil sie zu Zweideutigkeiten führten. Wir sehen dies am deutlichsten an dem Beispiel von ὗς und οἶς, die beide = *ïs* lauteten, und desswegen schon frühzeitig durch χοῖρος und πρόβατον ersetzt wurden, vgl. Hatzidakis Einl. S. 13. Nehmen wir nun an, dass es zwischen zwei solchen lautlichen Doppelformen zu einer Auseinandersetzung kam, so musste diejenige die Oberhand gewinnen, die am volkstümlichsten war, die sich am leichtesten in ihre ursprünglichen Bestandteile zerlegen liess. In unserm Falle besass das noch erhaltene μυρωδία den Vorzug, dass es durch seine Zusammensetzung mit μύρον, die Salbe, ohne weiteres verständlich war, dagegen musste, wenn wir es als einstmals vorhanden betrachten, das ohnehin schon höchst zweifelhafte *μυρῳδία = Klage untergehen. Aus diesem Grunde kann die von Hesychios gebotene Form sowie auch die auf sie sich gründende Erklärung nicht weiter für die Ableitung von μυρολογῶ dienen, und so empfiehlt es sich, die Frage einer neuen Erörterung zu unterziehen. Es ergeben sich im ganzen drei Möglichkeiten für die Entstehung des Wortes: I. es kann abgeleitet werden von μῦρος, oder besser μύρω, μύρομαι, II. von μοῖρα und III. kann auch μύριοι in Betracht kommen.

I. Die erste Ableitung, die wir schon berührten, hat den entschiedenen Nachteil, dass wir nicht einmal im Altgr. ein Substantivum besitzen, welches in dem Kompositum μυρολογῶ das erste Glied sein könnte; denn μῦρος, die Wehklage, ist uns nur durch seine Verwandtschaft mit μύρω, ich klage, bekannt. (Nach Passow ist das υ in μύρω lang, daher schreibe ich μῦρος.) Diese Zusammensetzung kann aber kaum anders als aus einem Substantiv und dem von λέγω abgeleiteten zweiten Gliede bestehend gedacht werden, ganz genau so wie μυθολογῶ = μῦθον λέγω. Ein μύρους λέγω, wie Koraïs vermutet, ist aber äusserst bedenklich, weil wir im Rhomäischen nicht auf prähistorische Formen und Bedeutungen zurückgreifen dürfen. Es liesse sich daher nur an das historische μύρον an-

knüpfen, welches aber im Altgr. nur *Salbe, wohlriechendes Öl* bedeuten kann. Thatsache ist, dass alle altgriechischen Zusammensetzungen, die im ersten Gliede μυρο- haben, sich nur auf die Bedeutung von *Salbe* beziehen, z. B. μυροφόρος, wovon wir μυροφορῶ ableiten können, μυροπωλῶ, also *ich trage, ich verkaufe Salben*. Wollen wir nun diesen Bildungen auch μυρολογῶ einreihen, so können wir nur zu einer völlig absurden Bedeutung gelangen. — Gehen wir dagegen von μύρω, μύρομαι aus, so müssen wir das Wort in die Klasse der Komposita mit verbalem Anfangsgliede bringen, mit altgr. Formen wie φερέπονος usw., die sich leicht in ihre Bestandteile auflösen: φέρω πόνον. Was könnte aber μύρω λόγον, oder wie Lambros (Coll. de Romans grecs S. 352) andeutet: μύρ̆ομαι — λόγιον bedeuten? doch nur: *ich klage ein Wort*, denn die Bedeutung: *ich stimme eine Klage an*, welche der Sinn verlangt, könnte sich nicht in ungezwungener Weise ergeben. Möglich ist ja eine solche Bildung, das bezeugen die von Dossios (Beiträge zur neugr. Wortbildungslehre, Zürich 1879 S. 55) angeführten asigmatischen Komposita: τρεμοχέρης, τρεμοπόδης, dem die Hand, der Fuss zittert, eigentl. eine Hand die zittert, wo das ursprüngliche Subjekt im zweiten Gliede liegt, und ebenso φαγόστομας krebsartiges Geschwür, πρησκοχείλης und -κοίλης, einer, dessen Lippen, resp. dessen Leib angeschwollen ist. In andern wie φουσκοδέντρης liegt das zu ergänzende Subjekt ausserhalb der Komposition, und es ist zu verstehen: ὁ ἄνεμος ὁ ὁποῖος φουσκώνει τὰ δέντρα, und gemeint ist der Februarwind, der die Bäume zum Treiben bringt; daher dann φουσκοδεντριά, und φουσκοθαλασσιά: das von heftigen Winden aufgewühlte Meer. Als Beispiel neugr. sigmatischer Bildungen sei das hier in den Zusammenhang passende κλαψομοίρης erwähnt, wo das Subj. in dem als Aorist auftretenden Verbum zu suchen ist. Ein μύρω λόγιον liesse sich allenfalls wie die obigen Komposita erklären, nur will sich kein rechter Sinn ergeben. Ausserdem scheint mir in einer echt rhomäischen Bildung die Annahme eines m. W. unvolkstümlichen und obendrein leicht misszuverstehenden Gliedes wie μύρω ich klage als unzulässig, und das aus guten Gründen. Wir können nämlich beobachten, dass häufig in solchen Zusammensetzungen eine Übertragung ins Volkstümliche stattfindet und zwar in der Weise, dass ein unverständlich gewordenes Kompositum

oder ein Teil eines solchen durch ein gebräuchlicheres und der lebendigen Sprache angehörendes Wort ersetzt wird. Ich erinnere hier an die Umbildung von εὐ- und δυςτυχής zu καλό- und κακότυχος, und an das noch drastischere Beispiel von altgriech. σεισοπυγίς (σείω πυγήν) Bachstelze, aus dem sich durch Untergang von πυγή (lautl. = πηγή Quelle) folgende Neubildungen ergaben: σεισονοῦρα (σείω τὴ — ν-οὐρά), κωλοσοῦσα (κῶλον σείω), Dossios S. 55, denen ich noch σουσουράδα aus Marusi bei Athen beifüge; ferner altgriech. πυγολαμπίς Johanneswürmchen, neugriech. κωλοφωτιά.

II. Anders verhält es sich, wenn wir die obige Erklärung fallen lassen und von μοῖρα ausgehen. Einige Verse aus dem Romane Kallimachos und Chrysorrhoe (ed. Lambros Coll.) erklären meiner Ansicht nach die Sache ganz von selbst. Es heisst dort:

2360 Μυρολογεῖται λυπηρὰ κλαίουσα μετὰ πόνου
Καὶ ταῦτα πρὸς τὴν τύχην της λέγει μετὰ πικρίας·
Τύχη μου κακομήχανε, τύχη μου μαινομένη . . .
65 Ἔλεγα πάντως ἔφυγα τὸ κακομοίρασμά μου . . .
69 Καὶ τώρα βλέπω, τύχη μου, πάλιν ἐπρόσβαλές με
78 Καὶ ταῦτα μὲν ἡ δέσποινα κατέλεγε θρηνοῦσα.

Diese ganze Stelle ist ein echter Myro- oder besser Moirolog, denn mit diesem Namen wird sie ausdrücklich vom Dichter selbst bezeichnet, und auch am Schlusse wird die nämliche Versicherung, wenn auch in andern Worten, wiederholt, denn καταλέγω besagt genau so viel als μοιρολογοῦμαι, vgl. Koraïs Atakta 2, 182, unter καταλόγι. Der Klagegesang richtet sich an die Tyche; das darf aber nicht befremden, denn diese ist im Mittelalter und schon früher mit der Moira zu einer Gestalt zusammengeschmolzen, wie aus einer andern Stelle desselben Gedichtes deutlich hervorgeht:

703 Κλῶσμα τῆς Τύχης δυστυχὲς ἐκλώσθη μου καὶ Μοίρας,
καὶ πάλιν ἐπικλώθει με τὸ κακομοίρασμά μου
ἀπὸ δυστυχοκλώσματος πικροῦ τῆς Ἀφροδίτης.

Hier übernimmt die Tyche in der Vorstellung des Dichters (und wohl auch des griechischen Volkes) die Funktionen der Moira, da ja das Spinnen des Lebensfadens bekanntlich Sache der Moiren oder Parzen ist. Vgl. noch Belthandros, V. 738:

Πολλὰ γὰρ ἔνι ἀδύνατον ἄνθρωπον εἰς τὸν κόσμον
τὴν εἱμαρμένην ἐκφυγεῖν καὶ τὸ τῆς Τύχης κλῶσμα.

Kallimachos 1635: Βλέπε τῆς Τύχης τὴν φοράν, τὸ κλῶσμαν τὸ τοῦ χρόνου.

Übrigens pries schon Pindar die Tyche als die Schwester der Moiren. Auch der auf das eben erwähnte Ersetzungsprinzip im volkstümlichen Sinne fussende Sprachgebrauch stellt als Synonyme neben einander: καλότυχος und καλόμοιρος, denen sich als drittes καλορίζικος beigesellt, und diesen stehen die entsprechenden Verbindungen mit κακο- gegenüber. Nichts hindert uns daran, das in Frage stehende Wort als ein Kompositum von μοῖραν λέγω aufzufassen, als λέγω τὴν μοῖραν μου, dem wir ein gleichbedeutendes λέγω τὴν τύχην μου an die Seite stellen; nicht anders ist auch κλαψομοίρης: der immer sein Schicksal beweint, Dossios 55, auf κλαίω τὴν μοῖραν μου zurückzuführen. Die Bedeutung kann nur sein: ich verkünde das mir vom Schicksal bestimmte Los, d. h. ich klage mein Unglück; denn wenn Tyche und Moira auch neutrale Begriffe sind, so liegt es doch in der Natur des Menschen, dass ihn die Betrübnis viel eher als die Freude zu ergreifenden Gemüthsäusserungen drängt. Und an wen wendet sich hier die Klage? doch nur an die Tyche (oder besser, an die Tyche-Moira) selbst, denn wenn das Schicksal auch unwandelbar ist, so kann ein betrübter Mensch doch leicht auf den Gedanken verfallen, dass es sich durch Bitten erweichen lässt.

Auch andere Zusammensetzungen mit μοῖρα können uns die Art, wie solche Bildungen entstehen, veranschaulichen; um die Sache klar zu machen, gehen wir von bekannten Analogien aus:

ἵππους τρέφω	ἱπποτρόφος	ἱπποτροφῶ	ἱπποτροφία
ἄνθος λέγω	ἀνθολόγος	ἀνθολογῶ	ἀνθολογία ἀνθολόγιον
μῦθον λέγω	μυθολόγος	μυθολογῶ	μυθολογία μυθολόγημα
Dann:			
μοῖραν γράφω	μοιρογράφος	μοιρογραφῶ	μοιρογραφία μοιρογράφημα

Die Passivform μοιρογραφοῦμαι findet sich im Kallimachos V. 707 sq., 1668; μοιρογράφημα ib. 735 sq. und öfters. Über die Rolle der Moiren, die den Namen des Neugeborenen in

das Schicksalsbuch eintragen und ihm sein Lebensschicksal, sein μοιρογράφημα, verkünden, siehe Bernhard Schmidt Volksleben S. 210—221, bes. S. 215. Dass es sich oft um eine Voraussagung des ehelichen Glückes handelt, kann auch oben erwähnte Stelle aus Kallimachos, V. 703 sqq. bezeugen. Die Form μοιρογραφία findet sich im Sophocles: The decrees of fate, mit Hinweis auf Nicet. Byz. 764 A. Im Belthandros V. 422 lesen wir:

Χρυϲάντϲαν ἣν ὑπέγραψεν ἡ μοιρόγραφοϲ τύχη

doch scheint mir der Akzent auf der drittletzten Silbe gegen die Versbetonung zu verstossen, denn der Dichter hält auf gleichmässige Vertheilung der Versakzente; wir dürfen, glaube ich, auch hier μοιρογράφοϲ wie in den andern Fällen als Paroxytonon lesen. — Schliesslich erhalten wir im Einklang mit den vorhergehenden Beispielen:

μοῖραν λέγω	μοιρολόγοϲ	μοιρολογῶ — οῦμαι Kall. 1670; — 2360	μοιρολόγι(ον) μοιρολόγημα Kall. 1671.

Im W. B. von Passow findet sich μοιρολόγοϲ = Schicksalskündiger, und ebenda sogar das bei Kirchenschriftstellern übliche μοιρολογέω = einem das Schicksal verkündigen. Vielleicht dürfte diese Form schon allein als ein Beweis für die richtige Herleitung des Wortes genügen, denn die Medialform μοιρολογοῦμαι: *sich selbst das Schicksal verkündigen*, konnte in die Bedeutung übergehen: *sich über sein Schicksal aussprechen* und schliesslich: *sein Schicksal beklagen.* Wir finden m. W. nicht μοιρολογία, sondern nur das sächliche μοιρολόγι(ον), wie ἀνθολόγιον. — Endlich sei noch verwiesen auf Hesychios: μοιρολογχεῖν No. 1554 und die Lesart μοιρολαλεῖν im Apparate.

III. Über die Form μυριολογῶ und ihre entsprechenden Ableitungen wie μυριολόγι kann nur kurz bemerkt werden, dass sie als eine spätere Bildung anzusehen ist, da sie in den frühen Denkmälern nicht vorkommt. Im Laufe der Zeit fand eine Vertauschung statt zwischen den Kompositionsgliedern (μυρο-) μοιρο- und μυριο- z. B. μυρό-χριϲτοϲ, μοιρό-κραντοϲ und μυριό-καρποϲ; Typen wie μυρο-φόροϲ = Salben tragend, und μυριο-φόροϲ Leontios 60, 16 = grosses Lastschiff konnten leicht verwechselt werden, oder zu einem Ausgleiche kommen, wie es bei μοιρο-λογῶ thatsächlich der Fall ist, denn an manchen

Orten hat das unechte Kompositionsglied μυριο- das echte μοιρο- verdrängt. Begünstigt wurde diese Umbildung durch volksetymologische Einflüsse; das Volk knüpfte an die im Neugriech. zahlreichen Komposita mit μυριό- an, z. B. μυριο-παρακαλῶ, μυριο-ευχαριςτῶ, und legte sich den Sinn in der Weise zurecht, dass es unter μυριολογῶ so viel verstand als: unzählige Worte sprechen, sich durch viele Worte Luft machen.

Leipzig-Connewitz. John Schmitt.

Critical notes to Oscan Inscriptions.

The eítuns-inscriptions[1]).

The new inscription, first published by Sogliano, Notizie d. Scavi, Nov. 1897, reads:

eksuk amvíannud
eítuns ampt tríbud
túv. ampt mener.

There is no trace of a cross stroke in the third letter of ampt in either occurrence, and the other strokes are clear enough to make it impossible to believe that it has been lost. One may recall the fact that on the Vibia Curse the first letter of avt is twice or three times clearly without the cross stroke, without, however, feeling justified here in reading amat[2]).

1) I examined these both before and after seeing Degering's article in the Mitteilungen d. kais. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt. 13, 124 f. On the first occasion I noted Sogliano's error in giving eksud instead of eksuk in the new inscription: also that in Conway no. 61 amvíannud with two *n*'s was to be read, and sarinu not sarnnu; further that in C. no. 63, v. Planta's conjecture of spuriíeís was to be accepted, while in the last line imbratr appeared impossible, Conway's sehsimbriis probable. All these points were noted by Degering and I mention the fact that my own observations were independent, merely because as such they furnish stronger corroboration of his readings than they otherwise would. Sogliano's error in giving amat I did not notice until after having had my attention called to it by Degering's article.

2) But the temptation is great not to give up the intelligible amat for the highly puzzling ampt. Degering's explanation of the

In contrast to Degering I am absolutely convinced that the inscription ended with mener. I examined this part of the stone with the greatest care and failed to see any traces of red on the same line after mener, or any traces of lines following. As for the graffiti at the bottom of the pillar, there are undoubted traces of letters, but to make puf, eituns, etc. of them requires a vivid imagination.

Conway no. 61, v. Planta no. 48. The text is:

eksuk amvíannud eít.
anter tiurri XII íní
veru sarinu puf
faamat Mr. Aadiriís V.

There is no doubt, I think, of the two *n*'s in amvíannud. In the third line Conway is not justified in reading sarnnu. v. Planta was right in assuming that the fourth letter is u corrected to i (not, I think, í). The punct before *n* seems clear, so that the explanation of the mistake is that the writer at first skipped two letters of his copy and after sar wrote the final u and the punct, then corrected the u to i and added the nu[1]).

Conway no. 63, v. Pl. no. 49. The text is:

eksuk amv[í]anud

---

latter will satisfy no one. A Latin spelling *amptermini* with the change of *b* to *p* before *t* is of course wholly irrelevant, and the vague references to cases in which *p* stands for *f* in both Oscan and Umbrian do not mend matters. Since original *pt* becomes *ft* (O. *scriftas*), it is especially difficult to account for the opposite change here. The only possibility which occurs to me, in the line of connecting the word with *amf-*, is that in the combination nas.+*f*+cons., the *b* became an affricative *pf* (cf. the development of *n*+*s* to *nts*, e. g. O. keenztur) and then lost the *f*. But this is none too plausible. [Mau Mitt. d. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt., 14, 112, suggests the possibility that ampt stands for ant, but very properly concludes that this is unlikely. Aside from the question of syntax, such a misspelling could hardly be parallelled. In L. *temptāre* the *p* has etymological value (cf. Brugmann Grdr. 1², 366).]

1) It is clear that the word can have no connection with the name of the river Sarnus. An anaptyctic vowel would be *a* not *i*, and moreover the gate referred to is, as the topographists agree, that in the direction of Herculaneum, exactly opposite from the Sarnus.

eítuns an[ter tr]iíbu
Ma. Kastrikiieís íní
Mr. Spuriíeís L.
puf faamat
V. Sehsímbriís L.

In l. 2 an[ter (so Conway and v. Planta, while earlier editors read an[t) is not only probable but necessary to fill the space. In l. 4 Spuriieís as conjectured by v. Pl. and confirmed by Degering is clear. In l. 6 ímbratr and ímbrtr are impossible. The letters following br are almost certainly iís as ready by Schöne, Conway and Degering.

Conway nos. 60, 62, v. Pl. 47, 50. Of these only a few letters can be made out at present, but on the evidence of 61 and 63 we are safe in assuming that in 62 anter, not ant, is to be supplied.

As regards the general interpretation of the eítuns-inscriptions, the latest has, if anything added to the difficulty, and Degering's article, while pointing out some serious difficulties in Nissen's view (as, for example, the fact that the street near the corner of which stands C. no. 61 leads to the point between towers XI and XII, not between XII and the Herculanean gate) offers no positive results that will meet with general acceptance. Prof. Mau is shortly to publish an article on the topographical questions involved, which we shall await with interest[1]). Degering's grammatical views mark a distinct step backward. Instead of the wholly satisfactory explanation of puf as 'ubi', we are to assume an Oscan acc. pl. in *-f* instead of *-ss*, *-s*, and, incidentally to this, the existence of an Umbrian *pufe* 'ubi' Tab. Ig. VI a 8 is done away with by assuming that *uerfale* is an acc. pl. to *uerfali-*, this from **uer-u-ali-* belonging to U. *uerof*, O. veru! The old explanation of eítuns as a 3rd pl. imperative, formed to the singular after the analogy of the subjunctive, is at least a conceivable one[2]), but Degering's attempt to support this with the *deiuatuns* of the Tabula Bantina weakens the argument. For, it being syntactically impossible to regard *deiuatuns* as

---

1) [See now Mitt. d. deutsch. archäol. Inst., röm. Abt., 14, 105 ff.]
2) [Revived once more by Ehrlich, IF. 11, 299 ff.]

an imperative, he is obliged to assume that this alleged formation in *-tuns* even took the place of the real subjunctive.

Assuming, in agreement with most scholars, that eituns is a noun, the question remains whether it means simply 'way', as Nissen, Bücheler and v. Planta think, or whether it denotes certain persons or things which form the objective point to which people are to be guided. There are certain reasons why the latter view seems to me more probable. Firstly the topographical difficulty in C. no. 61 would vanish. The street near which it stands is not itself the 'way between the twelfth tower and the gate' (cf. above), but it may be the most convenient way of reaching, from the corner where the inscription stands, something situated between the twelfth tower and the gate. Secondly, in the new inscription the ablative construction with ampt would be more intelligible. But the chief argument is from the form itself. As a singular it offers great difficulty. Bücheler compares L. *iter, itineris,* but without explaining how the suffixes are to be compared. v. Planta 2, 61 suggests four possibilities. 1) From **eitonos* with change of unaccented *o* to *u* before *-n(o)s*. But in Oscan a change of *o* to *u* it found only in connection with labial consonants. 2) Influence of a stem **eitu-*, L. *itus*. But this should give eitiuns. 3) From **eitōnos*. But in Latin the suffix *-ōno-* is an extension of *-ōn-* and denotes persons. 4) from **eitū-no-s* like L. *tribūnus*. A rare suffix, and one which would certainly involve an extension of the meaning. On the other hand as a nom. pl. of a stem in *-ōn-* its formation is perfectly simple, namely eituns from **eitōn(e)s* as humuns from **homōn(e)s*. What specific meaning should be assumed for such a derivative of the verb 'to go' is a further question, on which there may be various opinions. Against Conway's 'cisiarii' and 'lecticarii' archaeologists seem agreed that such private advertisements are out of the question. The meaning 'patrols', already suggested in my Vokalismus, would seem to fit in well with the general interpretation of the inscriptions given by Nissen, Mau and others. That is the soldiers are guided to the regular patrols or patrol stations, the situation of which is shown by the words following eituns, — in the new inscription "about the Public Building (and) about the Temple of Minerva".

The iovilae-inscriptions.

Conway no. 113, v. Pl. no. 133.

l. 6. Between meddís and ad I regard kapv as by far the most probable reading, though Bücheler thought it impossible, and v. Planta not without difficulty. Bücheler's pis id seems improbable to me, as to v. Planta (Anhang p. 632). Directly after meddís is a hole in the stone, out of which runs an oblique stroke which might belong equally well to k or d (v. Pl. prefers d). The next letter is certainly a (v. Pl. also thinks this most probable). Then follow indistinct lines offering various possibilities of combination, among others pv, while v. Planta prefers pí. The oblique stroke which v. Pl. reads as thorn starts much higher up than in kerssnaís and úpíl and is longer, in fact í seems to me unlikely. The traces of horizontals in what I take to be v are so faint that I cannot be sure they are not imaginary.

l. 7. iúviass not -aís seems clear to me, contrary to the opinion of previous editors. There is a distinct oblique stroke parallel to the lower bar of the final s.

l. 8. ssimassta- not ssimaíssta-. Bücheler remarks on the narrowness of the space for the í between a and s, and moreover the supposed stroke is very short, not more than half the usual length. I take it to be simply a mark on the stone. I can see no punct after the s; if anywhere it is after the second s where Bücheler notes a 'Fleck'. Altogether, I am convinced that the correct reading is iúviass messimass, an accusative plural and object of sakrafír. The next word is the most difficult in the inscription. After ta is a mark which may be intended for an i, or may be accidental. The next letter may be read as v (Sogliano) or e (Bücheler and others), since the middle stroke is much finer than the other horizontals. The last letter of the line is certainly f. At the beginning of l. 9 v. Planta's reading fud is well nigh certain (others fuf). v. Planta makes two words staief fud, but it is difficult to follow his explanation of fud as a verbal form. It is more likely that we have to do with a single word, an ablative singular, probably dependent on messimass. But the stem and meaning remain uncertain. We may read taieffud or tavffud or, assuming that of three successive *s*'s

only two were written, staieffud or stavffud. Taking the last reading one might think of a derivative of the root *stau-* (L. *in-staurō*), and suppose that it means something like 'establishment, beginning'. The sentence would then read: Pún | meddís kapv ad | fust, iúviass me|ssimass (s)tavffud sakriss sakrafír, avt últiumam ker|ssnaís; and be translated: "When the meddix ot Capua shall be present, one shall celebrate the Jovian fete-days which are midmost from the beginning, with sacrifices, but the last with banquets".

l. 9. sakriss not sakriiss. Between the i and s is a defect in the stone which the stone-cutter passed over, as frequently.

l. 10. kra clear, and traces of f certain, then part of *i* but not enough to determine whether i or í. The final letter is quite indistinct.

l. 12. Bücheler and v. Planta note that the thorn of the í in ssnaís slopes downward. The same is certainly true in úpíl of l. 1. These are the only cases in the inscription where one is sure of í rather than i. The punct is still more difficult to be sure of, owing to the character of the stone. The only certain cases are úpíl and últiumam.

Conway no. 114, v. Pl. no. 134.

l. 5. I can see nothing certain after súll.

l. 7. v. Planta is almost certainly right in rejecting the former reading úíniveresím. The first two letters are not úí, nor the last ím. For the last part v. Planta's reading verehias or vereeías is more likely. Before the v the lines which Bücheler read as ni may well be m with the strokes running down from left to right, but it is very difficult to make iní out of what precedes, so that v. Planta's iním seems to me very uncertain.

Conway no. 115, v. Pl. no. 131.

l. 1. iúhil (Bücheler, v. Pl.) not iúvil (Conway).

l. 3. fratrúm m*ú*i, with i (Bücheler, v. Pl.), not í (Conway). Of the preceding *u* the place where the punct would be is damaged, so that there is no choice between *u* and *ú*.

l. 6. mamerttiais. There is a space between e and r but the supposed punct (Bücheler, v. Pl.) is more likely a

defect; likewise, I think, between the two t's. At end, -ais (Conway, v. Pl.), not -ar (Bücheler).

l. 7. The marks at the end are exactly as described by Bücheler, but must be a mistake for *n*.

Conway no. 117a, v. Pl. no 135 I.

l. 1. ar*i*.

l. 3. fi*i*et. Only the lower part of the second i shows, so no evidence for í. Then follows what may be an old defect in stone, passed over by the stonecutter as in l. 9 of b (II). I could see no traces of a hasta. There is, then, no necessity of reading fi[i]et.

l. 7. avt more likely than aet. Bücheler remarked on the four strokes of the e and the uniqueness of the spelling ae for ai. In reading the stone it occurred to me that it was an e corrected into v, and later noted that v. Planta (Anhang 634) expresses the suspicion that avt is the correct reading.

Conway 117 b, v. Pl. 135 II.

l. 1. Near the beginning idaṭ seems most likely (Conway ịlaṣ, v. Pl. ṭ..ạ), at the end vi followed by a vertical.

l. 2. pag is more likely than pas, though the angle is more acute than one expects in a g. At the end, v. Planta's medikid is well nigh certain. After k is an i or else a line in the stone, then certainly a *d*, after this no distinct traces of letters though there is room enough.

l. 3. kapv (Conway) is impossible. The *d*, *a* and *v* are clear; between a and v is an i or defect in the stone (v. Pl. daív, Bücheler datv).

l. 4. sakraítir is the most probable reading. The only other possibility is sakrattir, and one would scarcely expect a *tt*-perfect beside the *f*-perfect (sakrafir).

l. 10. kersnaịias. After *n* the stone is badly broken, but the outlines of a are clear, and of the i before *as*. But between these the bottom of a vertical is almost certain, making kersnasias impossible without correction.

Conway no. 123, v. Pl. no. 148 a.

l. 4. This is certainly to be read mamert with v. Planta. Under the e of pumpe of l. 3 stands ri. This made the space in l. 4 still smaller and the stonecutter put the r, tur-

ned on its side, under the e of mame, and to the right of this a t.

The Cippus Abellanus.

l. 1. v. Pl. reads *Str* as against Sir of previous editors. I could see no indication of a top stroke in the second letter.

l. 4. v. Pl. prefers Lúvkiíúí to the usual Iúvkiíúí. The bottom of the first letter is damaged but I could see no trace of an oblique stroke.

l. 11. v. Planta's [úp] is highly probable. There is just room for this, corresponding to the [úm] of the next line.

l. 56. v. Planta's reading pedú x is probable. Certainly the next to the last letter is ú not u, and I could see no possibility of making the last letter *r*.

Tabula Bantina.

l. 1, end. *ru* probable.

l. 2, end. *angitu*? I could see nothing of a top stroke to *t*, as given by Zvetaieff and usually so read. Bücheler's *angiiu* certainly answers better to what now appears.

l. 4, beginning. v. Planta's *osins* is most attractive, but one can hardly avoid reading *osii*, as there is almost certainly clear space between the second vertical and the break, precisely as represented in Zvetaieff's facsimile. After the break the surface is so badly worn that before the *on* there is in my opinion not the slightest trace of the letters (otherwise v. Pl. who thinks he observes traces of *s* and *p*). I read *osii*[*ns*, and explain *siins* as **siēns*, formed after *siēs* etc. like L. *sient*. For *ē* in 3rd pl. cf. herríns.

l. 8, end. I regard *loufir* as absolutely certain. Of the *v* we have the vertical and enough of the middle stroke to show the beginning of the curve. It extends through the vertical to the left, just as in *altrei* and *prumeddixud* l. 14. This same projection of the middle stroke marks the fragment of the *r* in l. 4 just before the break (*pr*[*ut*]*erpan*).

l. 28, beginning. *id nii*. The letter after *n* is clearly without horizontals, yet *nei* must be intended.

l. 29, beginning. What Zvetaieff indicates as traces of *m* is too high to belong to the line and is nothing but a

defect in the bronze. Before *q* we have three verticals as if a numeral III. There is just a possibility that the second was E (v. Pl.) or F (Conway). Before the verticals there are uncertain traces of tips of letters. v. Planta's *nei* or Conway's *ifi* would be possible, but not, I think, *auti*. I could see nothing of the alleged traces of *p* after the *q*. There can be no question that Bréal and v. Planta are right in assuming that the first line of the Avellino fragment belongs to l. 30, not to l. 29, as generally supposed.

Conway 38, note V, v. Pl. 26. Fíριvειc, with de Petra, Zvetaieff and v. Planta, is more likely than Fιριvειc (Conway with Mommsen and the earlier editors). Part of the thorn is newly broken out, but the edges show an old cutting which is hardly accidental.

Conway 39, v. Pl. 28. l. 7. Certainly meeíllíkiieís with ligature of íl. Noting Conway's objection that there are no other ligatures in the inscription and that the line is not crowded, one may conjecture that ee was cut by mistake for eí and then corrected by prefixing the thorn to the l.

ll. 8—9. Certainly dekkvia rím (v. Pl.) not dekkvía|rím (Zvetaieff, Conway). There is no trace of a thorn in the first i.

ll. 10—11. Certainly íu|su or íú su with one s, as v. Planta, not íú[s]su (Zvetaieff) or í*u*[s] su (Conway). The part of the u which is visible stands under the final letters of the other lines, and there is no room for an *s*. Both here and in l. 5 it is impossible to say if the u ever had a punct. Since at Pompeii the abl. sing. is spelled -ud, not -úd as on the Cippus Abellanus, íus has more probability than íús.

Conway 48, v. Pl. 36a. l. 1. klí (Conway) not k·lí (v. Pl.). The mark after the k is quite unlike the other puncts and is certainly not intended for one.

Conway 49, v. Pl. 33. In l. 4 I have noted the clear trace of r as seen by v. Planta.

Conway 59 (cf. addenda), v. Pl. 62. ahvdiu ni akun CXII. There is no doubt of the square interpunct as seen by Dennison (Am. Journ. of Archaeology 1898, 399 b). Some of the coloring, as well as the cutting, may still be seen.

Conway 134, v. Pl. 156. upfals patir miínieis (with v. Pl.). As there is no trace of the thorn in -tir and -eis,

while it is quite distinct in miín, the usual transcription patír miíníeís is hardly justified.

Conway 137 c, b. v. Pl. 119, V. l. 4. maraheis niir. There is a tiny break before the *n*iir, but not wider than the usual spacing, so that I agree with v. Pl. Anhang p. 617 that the word is probably complete[1]). In the last line Conway's sullu*m* is far more probable than v. Planta's sulla*d*, mainly on account of the space.

Conway 140, v. Pl. 166. Read heíreus frssii[s | upsed with Dennison Am. Journ. of Archaeology 1898, 399 f.

Conway 168, v. Pl. 194. l. 1 The first letter is probably k (v. Pl.). The vertical is completely lost in the break, but the angle following is more suitable to k than to g. In l. 2 I could make out nothing clearly after seem. l. 3 ehpreivi*d* (Conway). Of the last letter only the vertical remains and there is nothing on the stone to make k (v. Pl.) more probable than d which gives us an intelligible form. l. 4 *í*nuseíspad hef*e*.

Conway 169, v. Pl. 188 (the censor-inscr. of Bovianum). I cannot accept v. Planta's supposed discovery (Anhang p. 640) that what has always been taken as the first line is really the second. I found the little mark over líís which he thinks is the thorn of an í, but could see nothing else at all suspicious. And the fact that even from his own description the traces of letters are so slight, makes it improbable that there was a line here. For in the other lines the letters are deeply cut and absolutely clear except at the edges, and I cannot see that the surface at the top is appreciably more worn down.

Conway 176, v. Pl. 201. No one will question the new reading discovered independently by Conway, Dennison and v. Planta, but I could see nothing of a punct after dúnúm as noted by Dennison.

Conway 181, v. Pl. 203. The old reading fíml is far more probable than fml.

Naples, June 1899. Carl Darling Buck.

---

1) Note also Thurneysen's attractive explanation of the word as nom. sg. *nēr* to the gen. pl. *nerum*.

Die lateinischen Infinitive auf *-ier*.

Über den lateinischen Inf. Praes. Pass. auf *-ier* sagt Stolz in der dritten Auflage seiner lateinischen Grammatik (Iv. Müllers Handbuch 2. 2[3] (1900) S. 190): "So ist der Ursprung dieser Form immer noch nicht klar". Indessen meine ich, dass seine eigene Ansicht von der Zusammensetzung dieser Form "aus dem gewöhnlichen Infinitiv auf *-ī* und dem von den thematischen, nicht abgeleiteten Verben entlehnten Infinitivsuffix *-ere*" (mit der Abstumpfung des *-ere* zu *er*) das Rätsel wenigstens zur Hälfte löst. Ich möchte nur die Provenienz des zweiten Bestandteiles anders erklären, als Stolz es gethan hat.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Formen auf *-ier* nicht auf gleiche Stufe mit denen auf *-ī* gestellt werden dürfen. Zwar — um mit den Worten von Stolz zu reden — "ist nicht zu übersehen, dass die Infinitive auf *-ī* an Zahl immer überwiegen", aber unbestreitbar haftet den Formen auf *-ier* beinahe überall ein gewisser altertümlicher Hauch an. So war — nach Neue-Wagener — die Form auf *-ier* besonders üblich "in der Gesetz- und Priestersprache, auch in Grabinschriften" (Formenlehre d. lat. Sprache[3] (1897) 3, 225). Die weitaus meisten Beispiele dieser Infinitivform stammen aus Plautus und Terenz und den Überbleibseln der übrigen Schriftsteller der ältesten Periode (ib. 226—235), und Brock (Quaest. gramm. capita duo p. 82) hat mit gutem Recht, trotz Stolz, die Infinitive auf *-ier* als Archaismen schon für die Zeit des Livius Andronicus bezeichnet.

Nun erklärt man heutzutage viele Formen des lateinischen Verbums als Zusammenrückung zweier ursprünglich mehr oder weniger selbständiger Bestandteile, so z. B. Imperf. *amabam, legebam* als Zusammenrückung von infinitivartigen Bildungen **ama-*, **lege-* mit den Formen von Wz. **bhu* 'sein'; die Form des Inf. Fut. Akt. auf *-tūrum* ("*esse*" ist dazu, wie nachgewiesen, erst später hinzugekommen auf dem Wege der Analogie zu *amatum esse*, und deswegen fehlt es so häufig bei den Schriftstellern) als Zusammenrückung von Supinum auf *-tū* (Lok.) mit dem akkusativischen Infinitiv (von Wz. *es-*)

**erum* aus **es-om* 'esse' (osk. *ezum*, umbr. *erom*), so dass also *daturum* = **datu-erom* gesetzt wird. Diese beiden Erklärungen sind, so viel ich sehe, ziemlich allgemein angenommen (vgl. Stolz a. a. O. 183 und 191). Ähnlich möchte ich nun die Formen auf *-ier* entstanden sein lassen durch Zusammenrückung von gewöhnlichen Infinitivformen auf *-i* mit dem Inf. Praes. des Hilfsverbums **ere* aus **es-e*. Der Abfall des auslautenden *e* dürfte nicht auffallen gegenüber den zahlreichen volkstümlichen Formen wie *biber*, *transferr*, *conder* usw. (vgl. Stolz a. a. O. 190 Anm.). Es handelt sich nur um die morphologische Begründung der hypothetischen Form **ere* und um die Erklärung des syntaktischen Grundes der angenommenen Zusammenrückung.

Angesichts der Imperfektformen auf *-bam* und der Bildungen, wie *assue-facio*, *cale-facio*, *are-facio* (bei Lucretius VI, 962 sogar: *facit are*; bei Cato r. r. 157, 9: *ferve bene facito*) und dgl., wo der erste Bestandteil allgemein für eine Infinitivbildung (die Frage nach dem Kasus lasse ich beiseite) erklärt wird, haben wir keinen Grund dem Stamme *es-* die Fähigkeit zur Verwendung in dergleichen Formationen abzusprechen. Nimmt man behufs Erklärung des Inf. Fut. Akt. auf *-ūrum* auf Grund der verwandten italischen Dialekte für das Lateinische die Infinitivformation **erum* an, so brauchen wir nicht zurückscheuen auch eine Form zu supponieren, die dem sonstigen Typus der lateinischen Sprache entspricht. Es ergibt sich aus der Proportion *legere* : (*amari*) = **lege* : *legi*, dass wir in der lateinischen Sprache zwei Formationen des Infinitivs vor uns haben, eine, sagen wir, vom präsentischen, eine andere vom aoristischen (d. h. durch *-s* erweiterten) Stamm. Jede von beiden konnte wiederum für sich doppelte Gestalt annehmen, je nachdem lokativische oder dativische Funktion zum Ausdruck gelangte [1]). Der Typus **lege*

---

1) Auf das morphologische Verhältnis der Formen auf *-i* zu den Formen auf *-e* gehe ich hier nicht näher ein. Die Entscheidung, welche Formen dativischen und welche lokativischen Ursprungs sind, ist sehr schwer, da sowohl *dixe* infolge zweifelloser morphologischer Homogenität mit δεῖξαι, als auch *agī* aus **ag-ai̯* auf dativischen Ursprung zurückzuführen sind. Die Doppelheit der Endung (*e*, *i*) scheint mir durch die Voraussetzung des doppelten Ursprungs der Formen am natürlichsten erklärlich zu sein, wie es

scheint nun in den Imperfektformen auf *-bam* und Zusammensetzungen wie *are-facio* noch erhalten zu sein. Zu ihm würde auch das **ere* (neben *esse*) gehören.

Beide Formen, die auf *-i* und die auf *-e*, wurden ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Unterschied in Bezug auf das Genus verbi verwendet. Die Form *legi-er(e)* bedeutete ursprünglich 'zur Lesung sein' oder 'in Lesung sein' (je nachdem man den ersten Bestandteil für Dativ oder Lokativ betrachtet), daher so viel als 'gelesen werden'.

Wien. Ivan Kopacz.

Griechisch ἄνθρωπος.

Über die Herkunft von ἄνθρωπος ist man noch nicht im Reinen. In den Zeiten, da man bei Ausnahmen von Lautveränderungsregeln, welche man nicht zu erklären wusste, die Schwierigkeit mit Ausdrücken wie 'sporadischer Lautwandel' zuzudecken liebte, folgte man gerne Hartung, der ἄνθρωπος aus ἀνήρ ἀνδρός und ὤψ zusammengesetzt sein liess und mit 'Mannsgesicht, Mannsbild' wiedergab (Griech. Partikeln 1, 52). Den Wandel von δ in θ liess man durch das dem δ unmittelbar nachfolgende ρ hervorgerufen sein. S. Benfey Griech. Wurzellex. 1, 122, Pott Etym. Forsch. 2², 881, Curtius Grundz.⁵ 522, Leo Meyer Vergl. Gramm. 1², 467. Warum aber bewirkte ρ nicht die nämliche Verschiebung des δ in ἀνδρός ἀνδρί usw. und den zahlreichen Wörtern, die von ihm abgeleitet oder mit ihm zusammengesetzt sind? Oder, wenn es denn hierauf keine befriedigende Antwort gibt[1]), welches andere griechische Wort könnte infolge begrifflicher Assoziation auf die Lautung eines

auch grösstenteils angenommen wird. Anders Solmsen (dem Stolz beizustimmen geneigt ist) wegen der bei den Komikern hie und da langen Messung der Infinitive auf *-erē* (IF. 4, 240 ff.).

1) Leo Meyer a. a. O. 517 bemerkt in Widerspruch zu S. 467, θ sei wohl unter dem erhärtenden Einfluss des im Anlaut der nächsten Silbe folgenden π entstanden. So käme man aber doch nur zu einem ἄντρωπος! Auch befriedigt Meillet Mém. 7, 166 gar nicht, dem, so viel ich weiss, nur Gauthiot ebend. 11, 194 gefolgt ist.

*ἀνδρωπος so eingewirkt haben, dass ἄνθρωπος daraus wurde? Man schaut sich nach einem solchen Wort vergeblich um. Von diesem schwierigen Punkte abgesehen, ist im übrigen diese Etymologie höchst ansprechend. Curtius a. a. O. S. 37 verweist, sie zu stützen, auf δρώψ· ἄνθρωπος bei Hesych, eine offenbar sehr altertümliche Bildung von ἀνήρ und ὤψ[1]), und Pott Et. Forsch. 2[2], 924 verweist in begrifflicher Hinsicht auf ahd. *mennisco* 'Mensch', das von *mann-* 'Mann' abgeleitet ist und sich der Bedeutungsentwicklung nach zu diesem seinem Grundwort nahezu ebenso verhielte wie ἄνθρωπος zu ἀνήρ (vgl. auch Heinr. Schmidt Synon. der griech. Spr. 2, 385 ff., Bréal Essai de sémantique p. 37 sq., Wundt Völkerpsych. I 2, 473). Auch wäre das Verhältnis von preuss. *smonenawins* 'Mensch' *smunenisku* 'menschlich' lit. *żmogùs* 'Mensch' zu preuss. *smoy* 'Mann' (Berneker IF. 9, 360 f.) zu vergleichen[2]).

Ist also diese am meisten verbreitete Deutung unseres Wortes nicht befriedigend, so gilt dasselbe auch von allen andern Versuchen, die Herkunft von ἄνθρωπος zu ermitteln. Es genügt wohl, wenn ich von diesen diejenigen nenne, die verhältnismässig noch als die annehmbarsten erscheinen: Aufrechts Aufstellung, nach der das Wort ursprünglich 'emporgerichtetes Gesicht habend, aufwärts schauend' bedeutet haben

---

1) δρ- ist aus νρ- hervorgegangen und verhält sich lautlich zu ἀνδρ- wie ϝροτός zu ἄ-μβροτος. δρ- : ἀνδρ- repräsentiert ein uridg. Ablautsverhältnis, wobei δρ- mit ai. *nr-* (*nr-asthi-* 'Menschenknochen') *nar-*, umbr. *nerf* 'proceres, principes' usw. zusammenstimmt. Im Anschluss an δρώψ vermutet Clemm, dass Π 857 und Χ 363 δροτῆτα statt ἀνδροτῆτα zu lesen sei (unwahrscheinlich über dieses homer. ἀνδροτῆτα Wharton Some Greek Etymol. p. 24). Vgl. Hirt Der idg. Ablaut 166, Verf. Grundr. 1[2], 344.

2) Steht aksl. *človékъ* 'Mensch' (russische Form *čelovék*, für die zu beachten ist, dass das Russische die Lautgruppe *čl* überhaupt zu vermeiden scheint) = urslav. **čьlovékъ* in einer ähnlichen Beziehung zu as. *helith* ahd. *helid* ags. *hæle* 'Mann, junger Mann, Kämpfer, Held', aisl. *hǫldr* und *halr* 'freier Mann', denen man vielleicht griech. κέλωρ 'Sohn' zugesellen darf? Wenn lett. *zilwēks* = **kilwěkas* aus dem Slavischen entlehnt ist — die Entlehnung müsste wegen des anlautenden *k* sehr alt sein —, so liesse sich der Schlussteil von *človékъ* mit lit. *vaĩkas* 'Knabe, Sohn', Plur. *vaikaĩ* 'die Kinder' identifizieren. So käme man etwa auf 'Menschenkind' als Grundbedeutung und *čьlo-* wäre schon für sich allein zur Bedeutung 'Mensch' gelangt.

soll, ἀνὰ + Suffix -θρο- (!) + ὤψ (KZ. 3, 240. 5, 365, vgl. Justi Über die Zusammensetzung der Nom. 124, Corssen Krit. Beitr. zur lat. Formenl. 245), und Bezzenbergers Anknüpfung an μενθήρη· φροντίς (bei Hesych), ahd. *muntar* 'frisch, lebhaft, eifrig, wach', aksl. *mądrъ* 'weise' (BB. 5, 168, vgl. Fick ebend. 18, 138, Prellwitz Et. Wtb. d. griech. Spr. 25).

Versuchen wir es noch einmal mit ἀνήρ, an das wohl jedermann, namentlich im Hinblick auf das mit ἄνθρωπος gleichbedeutende δρώψ, am liebsten, wenn irgend möglich, anknüpfen möchte. Auf ἀνδρ- ist ἀνθρ- in dem Fall lautgesetzlich zurückführbar, dass der Schlussteil des Wortes ein mit Spiritus asper anlautendes Wort gewesen ist. Einerseits kommen hierfür als Analoga in Betracht τέθριππον 'Viergespann' aus τετρα- + ἵππος, θρίναξ 'Dreizack' vermutlich aus τρι- + ἶναξ (zu ai. *sēna-* 'Wurfgeschoss, Wurfspiess' *pra-sita-* 'dahinschiessend' [von Vögeln], *prá-siti-* 'Anlauf, Andrang; Schuss, Wurf, Geschoss')[1]) und φρουρά aus *προ-hορā, φροῦδος aus *προ-hoδος: in diesen Fällen hat man nach dem durch *h* erfolgten Stimmtonverlust des ρ noch weiter antizipierend aus der Tenuis eine Tenuis aspirata gemacht. Anderseits ist zu bedenken, dass schon vorhistorisch auch die stimmhafte Media δ durch nachfolgendes *h* zur Tenuis aspirata geworden ist, nachdem sie zunächst ihren Stimmton eingebüsst hatte, z. B. att. οὐθείς, μηθείς (= οὐδὲ εἷς, μηδὲ εἷς) neben οὐδε-μία μηδε-μία, böot. οὐθέν, kret. μηθέν usw. (der älteste Beleg scheint ὅθ' Ἑρμῆς = ὅδε Ἑρμῆς CIA. 1, 522 aus dem 6. Jahrh. v. Chr. zu sein), ein Lautwandel, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach in der schriftlichen Darstellung der Sprache sehr viel häufiger vor Augen gebracht wäre, hätte nicht beim Schreiben die etymologische Rücksicht gewaltet. S. Verfasser Griech. Gramm.[3] § 139, e S. 146 und die dort angeführte Litteratur (seitdem ist hinzugekommen Schwyzer Neue Jahrbb. 3 [1900], 255, Meisterhans-Schwyzer Gramm. der att. Inschr.[3] 104 f.). So ist denn zu erwarten, dass δρ, wie τρ, vor *h* su θρ geworden ist. Ein bereits anerkannter Beleg für solches θρ = δρ steht mir frei-

---

1) Vielleicht gab es einst ein *τρι-ἶναξ und ein *τρ[α]-ἶναξ nebeneinander (vgl. τρίπεζαν· τὴν τράπεζαν. Βοιωτοί Hesych und att. usw. τρά-πεζα), und beide flossen in θρίναξ zusammen. Vgl. meinen Aufsatz über θρίναξ IF. 3, 259 ff., der allerdings in mehrerem der Berichtigung bedarf.

lich nicht zu Gebot. Aber man dürfte sich wohl vergeblich nach einem beweiskräftigen Gegenzeugnis umsehen[1]).

Hiernach kann der zweite Teil von ἄνθρωπος zwar mit ὤψ, μέτ-ωπον, γλαυκ-ῶπις usw. nicht zusammengebracht werden, weil deren Spiritus lenis ja durch lat. *oculus*, lit. *akìs*, aksl. *oko* usw. als uralt verbürgt ist. Aber möglicherweise ist im Schlussteil ein Wort enthalten, das mit got. *saihvan* 'sehen' *siuns* 'Gesicht, Erscheinung, Aussehen, Gestalt' (urgerm. **se[ȝ]u̯-ni-z)*[2]), lat. *signum* aus **seq$^{u̯}$no-m*, aksl. *sokъ* 'Anzeiger, Ankläger' *sočiti* 'indicare, zeigen', nbulg. *po-soka* 'Wunderzeichen' verwandt ist.

Dass die Wurzel dieser Wörter auch im Griechischen vertreten ist, hat Wiedemann IF. 1, 257 f. erkannt. Denn er hat gesehen, dass es dieselbe ist, welche vorliegt in ἐν-έπω 'ich erwähne, teile mit, gebe Anweisung etwas zu thun' (Aor. ἐνί-σποι), ἔσπετε aus *ἐν-σπετε 'verkündet, thut kund', lat. *insequis* 'narras, refers' *inseque insece* 'sag an', umbr. prusikurent 'declaraverint, pronuntiaverint' sukatu Imperativ 'declarato, pronuntiato' (vgl. v. Planta Gramm. der osk.-umbr. Dial. 1, 338 f. 2, 270. 334 f., Verfasser IF. 3, 303), ir. *in-sce* 'Rede', *scél* 'Erzählung, Geschichte, Nachricht' = kymr. *chweddl* 'fabula, rumor', akymr. *hepp* 'inquit', ags. *secȝan* as. *seggian* aisl. *seggia* ahd. *sagēn* 'sagen' (das *u̯* des urgerm. *ȝu̯* ist in **saȝu̯-i̯a-* vor dem suffixalen *i̯* lautgesetzlich geschwunden, s. Zupitza Germ. Gutt. 72, Verf. Grundr. 1², 614), lit. *sekmė̃* 'Erzählung, Fabel' *už-sakas* 'Aufgebot' *sakýti* 'sagen'. Wie ich im Grundr. 1², 601, so hat auch Zupitza a. a. O. S. 68 diesen etymologischen Zusammenhang anerkannt, letzterer unter Hinweis auf die doppelte Bedeutung von ai. *cakṣ-*. Da ihn dagegen Uhlenbeck Kurzgef. etym. Wtb. d. got. Spr. 120 als 'ganz unsicher' bezeichnet hat, vermutlich doch nur, weil er die Bedeutungen 'sehen' und 'sagen' nicht zusammenzureimen weiss, so mag angeführt sein, was für die Zusammengehörigkeit spricht und was sie wenigstens für mich über den Zweifel hinaushebt.

---

1) Ein solches ist ἄγρ-υπνος (Wackernagel Verm. Beitr. S. 1 f.) selbstverständlich nicht.

2) Ob alban. *šoh* 'ich sehe' mit *saihvan* zu verbinden ist, bleibt zweifelhaft. *šoh* müsste auf ein **šeq$^{u̯}$-skō* oder auf einen Aoriststamm **sēq$^{u̯}$s-* zurückgeführt werden. S. Pedersen KZ. 36, 283.

Ein Übergang von 'sehen' zu 'sagen' ist zunächst ganz klar belegt durch unser *bemerken*. Dies seit dem Mhd. auftretende Kompositum (zu ahd. mhd. *merken* 'Acht haben auf, wahrnehmen, verstehen') hatte zuerst nur den Sinn 'wohl wahrnehmen, beachten': man sagt noch z. B. *sein ausbleiben in der gesellschaft wurde sehr bemerkt*. In diesen Begriffsinhalt wurde nun die Nebenvorstellung des mündlichen oder schriftlichen Hinweisens auf etwas aufgenommen: z. B. sagt Goethe 55, 33 *ferner fügen wir bemerkend hinzu*. Indem dann die Bedeutung des Hinweisens zurücktrat, ist *bemerken* für jede Art mündlicher oder schriftlicher Erwähnung, Äusserung geläufig geworden. Besonders gilt dies von dem Nomen actionis *die bemerkung*, dessen ältere Bedeutung 'Wahrnehmung' noch z. B. bei Lessing Dram. 13 erscheint: *es ist eine bemerkung an sterbenden, dass sie mit den fingern . . . zu zupfen anfangen*[1]). Die Wahrnehmung eines Gegenstands ist immer insofern zugleich eine Geberde, als der Blick auf den wahrgenommenen Gegenstand gerichtet wird. Damit verbindet sich oft noch eine pantomimische Geberde, indem entweder zugleich der Kopf in dieselbe Richtung bewegt oder mit der Hand auf den Gegenstand hingewiesen wird. So assoziiert sich mit der Vorstellung des Wahrnehmens um so leichter die des Hinweisens. Und begleiten das Hinweisen noch Worte des Wahrnehmenden, die den Gegenstand betreffen, so ergibt sich ein Vorstellungskomplex, aus dem schliesslich das 'sich äussern mit Worten' als dominierendes Element hervortreten kann, so dass es den Gebrauch des Wortes wesentlich bestimmt. Dass Wörter, die den Begriff einer hinweisenden oder erklärenden Geberde haben, die Vorstellung des Sprechens in sich aufnehmen, ist ja ein häufiger Vorgang: vgl. noch z. B. nhd. *bedeuten* (*er bedeutet mir* und *mich*), *anweisen*, lat. *monstare, significare*. Und für das Zurücktreten des Begriffs des Weisens hinter den des Sprechens ist lat. *dīcere*, das mit griech. δείκνυμι 'ich zeige', ahd. *zeigôn* 'zeigen', ai. *diś-* 'zeigen' zusammengehört, ein bekanntes Beispiel; vgl. auch got. *ga-teihan* 'anzeigen, verkündigen, sagen', as. *af-tīhan* ags. *of-téon* 'versagen' von derselben Wurzel *deik̂-*[2]). Der Ausgangs- und der

1) Vgl. M. Heyne Deutsch. Wtb. unter *bemerken*.

2) Vgl. Heinr. Schmidt Synon. d. griech. Sprache 1, 60 f.

Endpunkt der Entwicklung erscheinen, wie in unserm *bemerken*, auch noch in zwei ai. Wörtern vereinigt: 1) in dem bereits erwähnten *cakṣ-*, welches in älterer Zeit 'sehen, nach etwas schauen' (dazu *cakṣas-* Neutr. 'Schein, Helle; Gesicht, Blick, Auge'), in jüngerer Zeit aber, mit verschiedenen Präpositionen zusammengesetzt, zugleich 'verkündigen, ansagen, berichten' u. dgl. bedeutet, und das mit *kā́ṣṭhā-* 'Ziel, Rennbahn', griech. τέκμαρ 'Zeichen, Merkmal' aus *τεκς-μαρ und aksl. *kazati* 'zeigen' zusammenzustellen ist (Wurzel *q^ueĝ-*); und 2) in *khyā-*, bei dem die Bedeutung des Kundthuns mit Worten ebenfalls in der Überlieferung die jüngere ist, für das aber sichere Entsprechungen in andern idg. Sprachen noch nicht nachgewiesen sind [1]).

Hiernach nun sprechen zu gunsten unserer etymologischen Verknüpfung von got. *saiƕan* 'sehen' mit lat. *insequis* 'narras, refers' zunächst die Bedeutungen, welche das lat. Substantiv *signum* und die aksl. Wörter *sokъ sočiti* aufweisen. Ferner scheint im Griechischen der Sippe von ἐνι-σπε nicht nur die Bedeutung des Sagens, sondern auch die des Zeigens geeignet zu haben. Der ursprüngliche Sinn der Komposita θέσπις, θέσπιος, θεσπέσιος = *θεσ-σπις, *θεσ-σπιος, *θεσ-σπεσιος, neben denen θέσ-φατος 'von der Gottheit geoffenbart, kundgegeben' (zu φαίνω, φημὶ) und θέσ-κελος 'von der Gottheit in Bewegung gesetzt, angeregt, eingegeben' (zu κέλομαι, κελεύω) im Gebrauch waren, ist zwar schon zur Zeit des ältesten Epos stark verblasst gewesen, aber es geht, wie ich schon Ber. der sächs. Ges. d. Wiss. 1889 S. 49 f. bemerkt habe, kaum an, für die zweiten Glieder dieser Zusammensetzungen von dem Sinne 'sprechen, sagen' auszugehen. Vielmehr ist es einzig natürlich, die Bedeutung 'zeigen, aufweisen' oder dgl. zu grunde zu legen; -σπι- könnte etwa 'Zeichen, Merkmal' bedeutet haben. Deutlicher noch ist die Vorstufe zu dem Sinn der Kundgebung oder Hinweisung mit Worten im Keltischen erhalten. Neben air. *in-sce* 'Rede' stehen nemlich *incho-sig* 'significat' und *co-sc* 'das Zurechtweisen' = kymr. *cosp* 'poena, punitio, supplicium'.

---

1) Vielleicht gehört griech. σῆμα 'Zeichen' dazu, s. Verf. Griech. Gramm.[3] S 98 f. 570. Lat. *inquam* und *inquio*, die man oft zu *khyā-* gezogen hat, werden besser mit *in-sequis*, griech. ἔνι-σπε verbunden.

Für den Sinn des letzten Wortes ist nicht nur an aksl. *kazati*, das ausser 'zeigen' auch 'zurechtweisen, strafen' bedeutet (russ. *na-kdz* 'Anweisung, Verhaltungsbefehl' und 'Rüge, Strafe, Bestrafung') und, wie wir sahen, mit ai. *cakṣ-* 'schauen' und 'verkünden' zusammenhängt, an lat. *notāre* 'tadeln, rügen', *animadvertere* 'rügen, ahnden, strafen' u. dgl. zu erinnern, sondern auch an as. *wītan* ahd. *wīȥan* 'tadelnd vorwerfen', as. *wīti* ahd. *wīȥi* 'Strafe', got. *fra-weitan* 'rächen' (ahd. *fir-wīȥan* 'tadelnd vorwerfen, verweisen'), da diese Wörter, woran kein Zweifel sein kann, mit got. *witan* 'beobachten, auf etwas acht geben' (Wurzel *ṷeid-* in lat. *vidēre*, griech. ἰδεῖν usw.) zu verbinden sind. Auch sind hier zu nennen griech. ὄπις 'Ahndung, Strafe, Rache' (ὄπις θεῶν), ἴψαο 'du hast zurechtgewiesen, gestraft, bestraft'[1]) und ἐν-ιπή 'tadelnde, rügende Anrede' und 'Ahndung, zurechtweisende thätliche Behandlung einer Person'[2]), ἐνίπτω ἐνίσσω 'ich tadle, rüge' und 'ahnde, weise einen thätlich zurecht'[3]) (Aor. ἠνίπαπον und ἐνένιπον); denn sie sind augenscheinlich mit ὄπ-ωπα ὄψομαι 'sehen' und ὀπ-ιπτεύω ὀπ-ιπεύω 'ich schaue mich nach etwas um, begaffe' (παρθεν-οπίπης), ai. *īkṣ-* (*īkṣa-tē*) 'wahrnehmen, berücksichtigen' zusammenzubringen (uridg. *īqᵘ-* war eine reduplizierte Stammform aus *i-əqᵘ-*)[4]).

Demnach schliessen sich die genannten Wörter, die eine Wurzel *seqᵘ-* voraussetzen und die über die sämtlichen europäischen Sprachen, mit Ausnahme vielleicht des Albanesischen (vgl. S. 28 Fussn. 2), hinwegreichen, so, wie sie ihrer Lautung nach ohne weiteres als zusammengehörig erscheinen, auch nach ihren Bedeutungen so ungezwungen an einander an, dass man ihre etymologische Identität zu bezweifeln keinen berechtigten Anlass hat[5]).

Von dieser Wurzel *seqᵘ-* leite ich nun auch den zweiten

---

1) μέγα δ' ἴψαο λαὸν Ἀχαιῶν Α 454 vom Apoll, Π 237 vom Zeus gesagt, τάχα δ' ἴψεται υἷας Ἀχαιῶν Β 193 vom Agamemnon.

2) ε 446 πολύλλιστον δέ σ' ἱκάνω | φεύγων ἐκ πόντοιο Ποσειδάωνος ἐνιπάς.

3) ω 161 ἀλλ' ἔπεσίν τε κακοῖσιν ἐνίσσομεν ἠδὲ βολῇσιν, wo man mit Unrecht ein Zeugma annimmt.

4) Die bisherigen Deutungen von ἴψαο und ἐνιπή sind unhaltbar. Eine Kritik derselben glaube ich mir hier ersparen zu dürfen.

5) [Vgl. auch Wood Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of Am. 14, 321 ff. — Korrekturn.]

Bestandteil von ἄνθρωπος her. Lautete das Wort ὠπο- (vgl. σωρός u. a. Buck A. J. of Ph. 17, 459 ff.), so war *ἄνδρ-hωπο-ς die Grundform[1]). Doch kann ebenso gut ὀπο- = aksl. *sokъ* angesetzt werden. In diesem Fall erklärt sich das ω von ἄνθρωπος aus der sog. Kompositionsdehnung, wie sie in ἀν-ήνυστος (zu att. ἀνύω aus *σανυ-), ἀγχώμαλος (zu ὁμαλό-ς aus *σομαλο-) u. a. vorliegt (vgl. Wackernagel Das Dehnungsges. der griech. Compp. 54)[2]). Die Grundbedeutung von ἄνθρωπος wäre nach dem, was oben ausgeführt worden ist, von der Grundbedeutung von δρώψ nicht wesentlich verschieden gewesen. Man mag 'Mannsgesicht habend' oder 'Manneserscheinung, Mannesaussehen habend' übersetzen (vgl. got. *siuns*, das zugleich 'Gesicht' und 'Erscheinung, Aussehen' bedeutet).

Die Frage, ob unter den zahlreichen andern Nominalzusammensetzungen, deren zweites Glied auf Wz. *oq^u^*- 'sehen' bezogen zu werden pflegt, das eine oder andere, wie etwa χαρ-οπό-ς, vielmehr eine Formation von unserer Wurzel *seq^u^*- enthalten hat, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Hat ἄνθρωπος unter ihnen keinen Genossen, so teilt es das Los, eine Zusammensetzung von ἀνήρ und einem begrifflich verdunkelten und anderwärts in dem uns zugänglichen Griechisch schon verschollenen Wort zu sein, mit dem Adjektiv ἀνδρόμεος 'menschlich' (ὅμιλον ἀνδρόμεον 'Menschengedränge' Λ 538, ἀνδρόμεα κρέα 'Menschenfleisch' ι 297): der Schlussteil dieses Wortes war nemlich das ai. *-maya-* 'Stoff, Material', das frühzeitig den Charakter eines Suffixes annahm, z. B. in *mr̥n-máya-* 'aus Erde, Lehm, Thon bestehend' (Pott Et. Forsch. 2[2], 880 f., Max Müller Die Wissenschaft der Spr. 1, 363 f., Bartholomae ZDMG. 46, 294 Fussn. 1 und 50, 713 Fussn. 1).

Leipzig. Karl Brugmann.

---

1) Jedenfalls nicht *ἀνδρό-hωπος, da hieraus *ἀνθρῶπος hervorgegangen wäre.

2) Das τ von gortyn. ἄντρωπον pamphyl. ἀ(ν)τρώποισι ist jedenfalls erst aus θ hervorgegangen, gleichwie das τ von got. τνᾱτῶν = att. θνητῶν, s. Kretschmer Vaseninschr. 161, Verfasser Griech. Gramm.[3] 106. Unursprünglich muss auch das τ in altkret. (Oaxos) ἰν ἀντρηΐῳ = ἐν ἀνδρηΐῳ (vgl. J. Baunack Berl. phil. Woch. 1887, Sp. 59, Skias Περὶ τῆς κρητ. διαλ. 84 f.) sein, doch ist dieser Wandel von δρ in τρ gewiss nicht lautgesetzlich gewesen; hat Einwirkung von ἄντρωπος = ἄνθρωπος (vgl. ἀνθρωπήϊος) oder von ἄντρον stattgefunden?

Künstliche Sprachen.

I. Teil.

Übersicht.

Das Problem der Entstehung der Sprache ist vielleicht das älteste wissenschaftliche Problem überhaupt; denn die beiden andern Hauptfragen jeder Mythologie, die nach der Schöpfung der Welt und die nach dem Ursprung des Übels, sind auch heute noch mit religiöser Metaphysik zu eng verknüpft, um einer rein wissenschaftlichen Behandlung fähig zu sein.

Für die ältesten Phasen der "Glottogonie" gilt das freilich auch; aber viel früher als andere grosse Welträtsel hat dies sich methodischer Erörterung hingegeben. Die Legenden und Mythen von Adams Spracherfindung und dem Babelturm, von zungenlösenden Göttern und Heroen haben eine sachliche Behandlung des Problems vom Ursprung der Sprache nirgends dauernd aufgehalten. Geistreich und tiefdringend haben von Platon bis zu Herder, Steinthal, Renan zahllose Denker über jene Frage gehandelt, die sich ja fast schon dem Kinde mit Notwendigkeit aufdrängt; mein ältester Sohn war noch nicht sechs Jahre alt, als er schon fragte, warum der Teller eigentlich "Teller" heisse. Im Grund ist das die Kardinalfrage für unser Problem überhaupt. Dass der Mensch "spricht", dass er durch verständliche Äusserungen von (vorzugsweise) dem Gehörsinn zugänglicher Art eigene Beobachtungen mitteilt, ist wunderbar genug; aber dies Wunder teilt die menschliche Rede mit der Sprache zahlloser Tierklassen bis herab zu sehr niedrig organisierten Wesen. Das spezifische Wunder der menschlichen Rede fängt erst mit der Benennung, mit der Namengebung an. Der unartikulierte Ausdruck für Gefühle und Stimmungen unterscheidet sich bei dem Menschen gar nicht prinzipiell von dem, den etwa manche Vögel und Haustiere ausstossen; nimmt man selbst (was meines Wissens noch nicht geschehen ist) an, dass die Hunde und Katzen hierin von den Menschen gelernt haben, so besitzen sie doch immer die Fähigkeit, derartiges "Sprechen" zu lernen. Aber völlig dem Menschen eigen ist die Verknüpfung bestimmter Benennungen mit bestimmten einzelnen Gegenständen; denn wenn etwa ein Papagei den Zucker oder das Brot mit nachgeplapperten Lauten benennt, bleibt das eine Ausnahme ohne Tragkraft. Nicht im Sprechen überhaupt, sondern im Benennen der Dinge liegt die Zauberkraft der menschlichen Rede; das fühlte schon der alte biblische Bericht, der den Urvater der Menschen den Tieren und Pflanzen, die der Schöpfer ihm zeigte, Namen beilegen liess. Mit fast abergläubischer Andacht umgibt die volkstümliche Anschauung überall die Ceremonie der Namengebung; wir feiern noch heut beim Stapellauf eines Schiffes die Namensverleihung so ernst und würdevoll, wie die alten Römer oder Germanen die des neugeborenen Kindes. Über Namenzauber gibt es umfangreiche Abhandlungen. (Nyrop Navnets

magt in Mindre afhandlingar udg. af det phil. hist. samf. 1887 S. 118 f., nach Kahle Anz. f. d. A. 24, 272). Denn die naive Vorstellung kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, dass der Teller auch anders heissen könnte; ein geheimnisvolles Band verbindet für sie den Namen mit seinem Träger. Besonders deutlich ist diese Anschauung in dem Runenzauber der alten Germanen ausgedrückt (vgl. meine Altgermanische Poesie S. 493 f.). Dem unbefangenen Glauben kann die geistreiche und in gewissem Sinn erschöpfende Formel Ernest Renans nicht genügen: "La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire; toujours elle est motivée" (De l'origine du langage S. 149).

Aber diese Formel wird auch von der andern Seite angefochten. Wenn das Volk dazu neigt, jenen Zusammenhang von Wort und Begriff dennoch für "notwendig" zu halten, so treiben umgekehrt einzelne Forscher den Gegensatz zu dieser Meinung so weit, dass sie jene Verbindung für durchaus "willkürlich", für keineswegs "motiviert" erklären. Am entschiedensten hat Whitney (Leben und Wachstum der Sprache übs. von Leskien) diese Anschauung formuliert: "Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und konventionelles Zeichen: willkürlich, weil von den Tausenden gangbarer Worte und den Zehntausenden, die erfunden werden könnten, jedes beliebige ebenso gut gelernt und für diesen bestimmten Zweck verwendet werden könnte; konventionell, weil der Grund der Bevorzugung des einen vor dem andern für diesen Zweck nur in der Thatsache liegt, dass es in der Gemeinschaft von Menschen, zu welcher der Sprechende gehört, schon so gebraucht wird" (a. a. O. S. 19). Mit allem Nachdruck spricht der amerikanische Sprachforscher es aus, jedes Wort sei so entstanden, wie etwa die Benennung "Magenta" für ein neues Anilinrot oder "Gas" für den neuentdeckten Aggregatzustand (S. 17). Womit dann freilich die Willensfreiheit in einem Umfang, der überhaupt alles Forschen nach den Sprachanfängen verbieten würde, als Dogma für die Entstehung der menschlichen Rede aufgestellt wird.

Jedenfalls sehen wir: nach zwei Jahrtausenden ist dies Rätsel,

Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,

Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perrückenhäupter und tausend andere
Arme schwitzende Menschenhäupter —

noch immer der beiden entgegengesetzten Lösungen fähig. Noch immer gedeihen die beiden alten Schulen: für die eine existiert das Wort θέσει, d. i. durch willkürliche Setzung, für die andere φύσει d. i. (wie ich es übersetzen muss) durch organische Entwickelung (vgl. z. B. a. a. O. S. 20 und besonders die geistreiche Auseinandersetzung bei Th. Gomperz Griechische Denker 1, 317 f.). Herrschend dürfte freilich die vermittelnde Richtung sein, die — trotz aller Meinungsverschiedenheiten — sowohl Renan als Steinthal innehalten und die in massgebender Weise vor allem Paul mit seinen "Prinzipien der Sprachgeschichte" vertritt. Paul glaubt an eine fortdauernde Schöpfung neuen Sprachstoffs, aber er hält auch für diese Neuschöpfung daran fest, dass ein Kausalzusammenhang zwischen dem neubenannten Objekte und seiner Benennung besteht (a. a. O. S. 142 der 2. Auflage). Er bedauert, dass eigentliche Experimente zur Feststellung des Hergangs bei sprachlicher Neuschöpfung nicht möglich seien; denn auf die bekannten Fabeln von freierfundenen Kindersprachen, die bei Herodot beginnen und bei dem Missionar Robert Moffat (a. a. O. 141) noch keineswegs enden, will er mit Recht kein Gewicht legen. Mir scheint dennoch ein solches Experiment möglich. Es gibt ja Sprachen und Halbsprachen genug, die sich als "erfundene, künstliche, willkürliche" Sprachen geben; prüfen wir ihre Art auf die Frage hin: welchen Spielraum hat thatsächlich die freie Spracherfindung?

Wir können natürlich nicht sämtliche "künstliche Sprachen" durchprüfen. Aber da ich seit 1886 für dies Thema gesammelt habe, darf ich das in nun vierzehn Jahren zusammengebrachte Material für ausreichend halten, um von dem überhaupt vorhandenen eine genügende Vorstellung zu geben. Bei der Prüfung des vorhandenen Stoffes lasse ich vorerst alle theoretischen Voraussetzungen bei Seite und erörtere so objektiv wie möglich das Mass von φύσις und θέσις in den neugebildeten Worten und Sprachen. Ich ordne dabei so, dass ich mit "Sprachen" beginne, in denen die Erfindung den allerkleinsten Raum einnimmt und stufenweise zu denjenigen auf-

steige, die ganz und gar "erfunden" heissen können. "Künstliche Sprachen" sind genau genommen überhaupt nur die letzten, weil nur bei ihnen der ganze Sprachkörper künstlich ist, während die früheren Stufen nur den Wortschatz und allenfalls noch die Syntax durch künstliche Gebilde ganz oder teilweise herstellen. Aber es ist zum Verständnis jener kompliziertesten Schöpfungen unentbehrlich, dass wir mit den einfachsten Gebilden beginnen.

I. In einer Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch unwillkürliche oder absichtliche Störung der natürlichen Entwickelung.

Diese Störung kann beruhen

1) in Bewahrung des allgemein Abgestossenen
2) in Abstossung des allgemein Bewahrten.

Alle hierher gehörigen Fälle von scheinbarer Umwandlung sind thatsächlich in einer dieser beiden Kategorien mit eingeschlossen.

Das sprachliche Leben beruht auf einer fortwährenden Erneuerung des Sprachstoffs. Unaufhörlich werden Laute, Wortformen, Satzbildungen, die bisher gebräuchlich waren, in engere Kreise zurückgedrängt und schliesslich aufgegeben. Unaufhörlich wird aber auch — wie besonders Paul betont hat — neues Material hinzugebracht und der Prüfung im Kampf ums Dasein ausgesetzt. Jede persönliche Lautgebung, jede individuelle Wortwahl ist ein Versuch, auf die Sprache zu wirken — ein Versuch, der unter Umständen weitgehende Veränderungen veranlassen oder wenigstens fördern kann. Jeder Mensch, der etwa zu einer bestimmten Zeit statt des noch allgemein herrschenden flexivischen Genetivs den umschriebenen Genetiv bildete, half unmittelbar die Verdrängung des echten Kasus und half mittelbar die unausbleiblich näherrückende Ersetzung der Flexion durch asyntaktische Hilfsmittel durchsetzen.

Soweit nun der allgemein verbreitete Prozess der Abstossung oder Neubildung von breiteren Kreisen durchgeführt wird, kann er künstliche Sprachen nicht eigentlich zeitigen. Eine Anzahl von zusammenwohnenden Personen geben einen Laut — etwa das *w* vor *r* — auf; Andere bewahren ihn noch. Das hilft Dialekte und sogar ganze Sprachen und Sprachperio-

den abgrenzen; aber Niemand wird hierin eine individuelle Abweichung von der allgemeinen Sprachentwickelung sehen.

Etwas Anderes aber ist es, wenn eine ganz kleine Gruppe für sich allein, abseits von dem allgemeinen Sprachleben, solche Veränderungen vornimmt. Und besonders auffällig wird der "künstliche" Charakter der so entstehenden Gruppen-Idiome, wenn die Zusammengehörigen keine lokal geschlossene Gemeinschaft bilden, andern durch ein mehr geistiges Band zusammengehalten werden. Dann ist in der That bereits der Anfang der eigentlichen Kunstsprachen da.

1) Bewahrung des allgemein abgestossenen Sprachstoffes.

a) Jede einzelne Person hat ihre individuellen Sprachgewohnheiten. Schon die Kinder bilden naturgemäss neue Worte, d. h. sie wiederholen den sprachschöpferischen Versuch bestimmter Ableitungen von gegebenen Wurzeln, der jeder "rezipierten" Wortbildung einmal vorausgegangen sein muss. Sie sagen "die Gehe" für "der Weg" (Preyer Seele des Kindes S. 327), was an sich gerade so berechtigt ist wie "der Gang"; oder "der Wurster" (Lindner Naturgarten der Kindersprache S. 88 vgl. 86. 92. 101. 104. 105), wie der "Fleischer" sehr gut heissen könnte. Oder sie greifen sogar unbewusst in den etymologischen Urgrund der Worte zurück, wie wenn ein Knabe den "Gaumen" als "Zahnhimmel" bezeichnet (Preyer a. a. O.). Sie schaffen sich eine eigene Sprache (Rzesznitzek Entwickelung der Kindersprache S. 18 f. nach Hale und Hun) und behalten sie lange bei.

Aber auch jeder Erwachsene hat schliesslich seine Sprache für sich. Wir schreiben Dissertationen über den Sprachgebrauch von Livius und Cynewulf; wir könnten sie auch über die Sprechweise unseres Arztes und unserer Köchin schreiben.

Der eine stösst mit der Zunge an, der Andere rollt das r; dieser sucht den "Leutnantston" zu erhaschen, jener durch einen breiten feierlichen Vortrag zu wirken. Im Allgemeinen bringt das aber doch nur Nuancen der in der Umgebung des Betreffenden verbreiteten Sprache zu Wege. Auch findet die Eigenart der Sprechweise, selbst wenn sie bewusst gepflegt wird, ihre Grenze an dem Bedürfnis, allgemein verstanden zu werden. Der Einzelne für sich allein wird es sich selber gestatten können, allzu "originelle" Sprachformen (unter wel-

chem Ausdruck wir allgemein Lautliches, Flexivisches, Syntaktisches, Lexikologisches begreifen wollen) beizubehalten, die aus seiner ganzen Sprechweise heraus ihm zufällig entstanden sind. Ernst Eckstein hat in seiner Humoreske "Der Besuch im Carcer" einen Schuldirektor vorgeführt, der sich durch absonderliche Sprache auszeichnet; er spricht durch die Nase (Univ.-Bibl. 2340 S. 40) und bringt dadurch einen eigentümlichen Vokalismus von "spezifisch Heinzerlingscher Klangfarbe" (ebd. S. 12) zu Stande. Und diese Art der Aussprache wirkt nun unzweifelhaft auch auf seine Wortwahl; es werden Worte bevorzugt, in denen seine "berechtigte Eigentümlichkeit" sich nachdrücklich entfalten kann. Aber er ist eben Direktor; Kollegen und Schüler müssen ihn verstehen, auch wenn er sich die Bewahrung einer Sprache, wie sie andere Menschen nur im Schnupfen brauchen, dauernd erlaubt. Oder man nehme die bekannte Anekdote: Ludwig XIV habe versehentlich "la carrosse" gesagt statt "le carrosse", und durch die Nachahmung der Höflinge sei das allgemein rezipiert worden. Die Richtigkeit der ganzen Erzählung vorausgesetzt, muss man doch wohl annehmen, der König habe sich an den Sprachfehler gewöhnt, auf den ihn Niemand aufmerksam zu machen wagte; ein einmaliger lapsus hatte doch wohl selbst in Versailles nicht so gewirkt. Ein solcher bewahrter Fehler ist ein Stückchen künstliche Sprache: ein anderer verspricht sich auch, verbessert sich dann aber — rex non potest errare, er muss nun immer weiter das Wort weiblich brauchen. Aber der König bleibt eben nicht isoliert: die "Spracherfindung" des Einzelnen wird Eigentum der Gruppe und schliesslich der Nation.

Wäre die Gemeinschaft nicht so nachgiebig gewesen, so wäre die "Spracherfindung" eben ein Sprachfehler geblieben wie in jenem hübschen Fall, den Axel Kock (Om språkets förändning S. 105) nach Max Müller erzählt. Kaiser Sigismund schloss 1415 auf dem Konzil zu Konstanz eine Thronrede gegen die Hussiten mit den Prachtworten: "Videte patres ut erudicetis schismam Husitarum". Ein Mönch, in tiefster grammatischer Seele gekränkt, rief ihm zu: "Gnädigster König, schisma est genus neutrum!" "Woher weisst du das?" "Alexander Gallus sagt es!" "Wer ist das?" "Ein Mönch." "Aber ich bin Römischer Kaiser, mein Wort wird wohl noch so viel gelten wie das eines Mönchs!" Aber es half ihm

nichts — Caesar non est supra grammaticos — "schisma" blieb Neutrum wie "lex" Femininum blieb, trotzdem der Abg. v. Eynern im Preussischen Abgeordnetenhause "das lex Frankenstein" sagte. Die Redner werden auch selbst nicht daran festgehalten haben.

Immerhin kommt es vor, dass die Bereicherung zufälliger oder veralteter Sprachgebilde oder sonst abgestossenen Sprachgutes wirklich auf Einen Sprecher beschränkt bleibt. So bei Eigennamen. Wir Norddeutschen lassen das auslautende *w* in Namen wie Bülow, Gutzkow, Virchow verstummen. Süddeutsche, die nach Berlin kommen richten sich natürlich zuerst nach der Schreibung. So reimt Herwegh (Neue Gedichte S. 135) Virchow auf Kirchhof. Manchmal halten sie aber ihre Aussprache sei es aus Unachtsamkeit sei es aus Eigensinn später noch fest. Umgekehrt neigen wir dazu, Namen mit auslautendem *ll* auf der Schlusssilbe zu betonen: Keudéll, Roepéll; die Wedel haben dies verführerische Anhängsel jetzt auch in der Schrift aufgegeben. Hört der an den richtigen Klang Gewöhnte eine Reihe von Namen so aussprechen, so wirkt es leicht, als habe der Fremde da allerlei unbekannte Töne mitgebracht: was ist denn Gutzkoff? was ist denn Wedéll? Oder es hält Einer krampfhaft daran fest, in Jean Paul auch den zweiten Namensteil französisch auszusprechen. Ein bekannter Litterarhistoriker macht sich ein Vergnügen daraus, immer "Harry Heine" zu sagen, weil der Dichter sich in seiner Jugend so nannte; und ein anderer fühlt sich vielleicht bemüssigt, E. Th. A. Hoffmann statt mit diesen usurpierten Anfangsbuchstaben mit denen seines Taufscheins aufzurufen. Herman Grimm erklärt, er spreche den Namen "Burke" so aus, wie er sich schreibt, und beharrt bei der Schreibung seines eigenen Vornamens mit einem *n*, wie Moriz Haupt das *t* im Vornamen verwarf.

Doch beschränkt sich ein solches Bewahren aufgegebener Sprachformen nicht ganz auf Namen. W. v. Kügelgen erzählt etwa ("Jugenderinnerungen eines alten Mannes" S. 30) von einem begeisterten "Altdeutschen", der es nicht ertrug, dass die Sonne das Weib und der Mond der Mann sein solle und deshalb hartnäckig "der sunno" sagte. Diese bewusste Aufnahme veralteten Sprachgutes ist direkt schon ein Baustein zu

einer künstlichen Sprache; geht der Mann weiter, so kommt er in die bewusst archaisierende Sprache hinein.

Und dies ist nun die wichtigste Form, in der individueller Sprachgebrauch durch Bewahrung allgemein aufgegebener Worte und Fügungen zu künstlicher Sprache führt: die gelehrt-archaistische Sprache. Sie gehört keiner Gruppe an, denn jeder Autor bildet sie neu, und niemand braucht sie im Verkehr mit ihm; aber immerhin ist z. B. aus den archaisierenden Roman-Idiomen so einflussreicher Schriftsteller wie Scheffel und Freytag mit der Zeit eine Art Gemeinsprache des historischen Romans geworden. Es ist eine durchaus künstliche, konventionelle Sprache; der Einzelne hat sie sich nach einem vorschwebenden Ideal unter Benutzung gegebenen Materials selbst gebildet. "Es ist ein Stil", sagt W. Wundt (Völkerpsychologie 1, 420), "der freilich so, wie ihn der Dichter erfindet, sicherlich nirgendwo und nirgendwann vorgekommen ist, der aber doch durch die Art der grammatischen Konstruktion und namentlich durch die Einfügung gewisser regelmässig wiederkehrender Redeformen, die an den homerischen Stil erinnern, den Eindruck gediegener und schwerfälliger Langsamkeit hervorbringt." Wie die Kindersprache ist es eine Kompromissprache, wie viele andere Arten künstlicher Sprache eine Mischsprache. Von Erfindung im eigentlichen Sinne kann aber doch selbst hier nicht die Rede sein. Analogiebildungen mögen vorkommen, falsche Mischformen; aber auch dann wird nur eine für richtig gehaltene Form, die der besser Unterrichtete aufgeben würde, konserviert. Barnum, der berühmte amerikanische "showman", lud zur Besichtigung seines berüchtigten "weissen Elefanten" (er hatte einen weissen Fleck auf dem Rücken) alle "Elephanthropen" ein. Der Autodidakt hatte ein Gegenstück zu "Philanthropen" bilden wollen: "Elefantenfreunde" nach dem Muster von "Menschenfreunden"; er hatte nur das Unglück, für "Freund" den falschen Bestandteil zu erwischen. Genau so geht es zuweilen bei den sonderbaren Wortbrauereien altdeutscher Romane. Es wird dann eben nur ein individueller Sprachfehler festgehalten.

Seit das interessante Büchlein von Mayer und Meringer über "Versprechen und Verlesen" erschienen ist, hat man die Bedeutung erst voll erkannt, die Sprachfehler als Wegweiser

der Sprachentwicklung haben. Wo sich erst ein Versprechen einstellt, da liegt offenbar für die redende Generation eine Schwierigkeit vor, die im Lauf der Zeit überwunden werden wird; und die Art des Versprechens deutet auf die Lesung hin. Dass man "Adjudant" aussprach, war Sprachfehler, bis die notwendige Dissimilation in "Adjutant" allgemein durchgeführt war. Nun begeht der den Sprachfehler, der der Schreibung gemäss noch heut zwei *t* ausspricht — mindestens im Gebiet der mir geläufigen Aussprache. Er hat das Wort aber nicht absichtlich "geändert". Und wenn Felix Dahn seitenlang in einem künstlichen Dekorationsdeutsch reden lässt, ist diese gewiss nicht "natürliche" Sprache nur die konsequente Weiterführung solcher Einzelheiten.

b) Die Gruppe erst schafft durch Bewahrung sonst abgeschlossenen Sprachgutes Sprachen, die als eigentlich künstliche schon empfunden werden.

α) Der lehrreichste Fall, obwohl der einfachste, ist die Kindersprache. Das Unvermögen des Kindes, vorgesprochene Worte genau nachzuahmen, aber auch der tastende Versuch eigener Sprachbildung schafft allerlei "Worte", die für gewöhnlich spurlos im Lauf der Entwicklung verloren gehn. (Eine liebevolle Charakteristik dieser Kinderworte und ihrer "volksetymologischen" Hintergründe gibt A. Keber Zur Philosophie der Kindersprache Leipzig[2] 1890 S. 8 f.; wenig bei P. v. Schönthan Kindermund Univ.-Bibl. N. 2188). Das Kind ist eben nicht stark genug, um das zu erreichen, was Könige oder Schulmeister können: seine Idiotismen zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Es muss sich schon gewöhnen, statt "Hottehüh!" "Pferd" und statt "Konta" "Konrad" zu lernen. Aber zuweilen kommt die Familie ihm entgegen. Sie nimmt die kleinen netten Missbildungen zärtlich auf. Wilhelm Grimms Kinder bilden "in naivem und primitivem Dissimilierungstriebe neben dem kosenden 'Papa' für Vater Wilhelm für den Onkel Jakob das neuerfundene Wort 'der Apapa', und Papa und Apapa klangen nun durcheinander von den noch lallenden Lippen der Kinder, die dann jene Worte auch beibehalten haben fürs Leben" (Zarncke Kleine Schriften 2, 223).

Vereinzelt werden solche Kinderworte fast in jeder Familie fortgeführt; ich kenne z. B. ein Haus, wo der Vater von den längst erwachsenen Kindern noch heut "Bäp",

die Mutter "Mimm" genannt wird. Sehr häufig werden besonders wieder kindliche Namensverstümmelungen konserviert; in demselben Haus heisst eine "Anna" fortgesetzt "Aennes", ein "Rudolf": "Ruddel". Aber auch aus späteren Stadien des Familienlebens werden Necknamen, die einer augenblickliche Inspiration ihren Ursprung verdanken, und ebenso auch eigentümliche Benennungen für Dinge und Handlungen von den Verwandten wie Ausdrücke einer Geheimsprache bewahrt und erhalten oft räumlich weitgetrennten Mitgliedern eine spezifische Sprachgemeinschaft. Der Fremde, der in diesen Familienjargon hineinschneit, fühlt sich verraten und verkauft wie unter einer Verschwörerbande. Höchst wirksam schildert Helene Böhlau in ihrer Erzählung "Verspielte Leute" (bes. S. 12 f.) solche Familiensprache, wenn sie sie auch höchst einseitig erklärt. "So sagte man bei Schnaasens im teilnahmsvollsten fragenden Ton 'Leberwürschtchen?', wenn man sich nach dem Befinden erkundigen wollte. Niemand wusste, woher dies stammte, und weshalb man das that; und 'krankes Schalmeichen!' sagten sie sonderbarerweise — wenn sie einem Familienmitglied Mitleid ausdrücken wollten. In zärtlichen Augenblicken sagte Söphchen zu ihrem Vater 'Schlapperdons, Papelons, Papelorum' — Erfindung von Schnaase dem Älteren." Man kann sich dann nicht wundern, dass solche Laute dem Fremden wie Mysterien klingen, bei denen ihm der Verstand still steht, während sich die Eingeweihten ausserordentlich amüsieren. In der That, hier scheint zunächst, wie auch Helene Böhlau selbst meint, "Erfindung" vorzuliegen; und sogar so, wie Whitney (a. a. O. S. 17) es fordert: dass aus einem bestimmten Zeitpunkt heraus eine neue Benennung erwächst. Sieht man genauer zu, so ist die "Erfindung" auch hier nur Bewahrung. Die Stimmung eines Moments macht sich Luft, schafft sich Ausdruck sei es in rein lautsymbolischer Weise — "Schlapperdons, Papelons, Papelorum" — sei es in inhaltlich symbolischer, andeutender Art — "Leberwürschtchen". Dergleichen kommt fortwährend vor und hat im Zusammenhang mit den motivierenden Umständen auch gar nichts Auffallendes. Nun hat es aber einmal sehr gefallen und wird deshalb zu weiterer Benutzung von der Familie Schnaase aufbewahrt, während andere solche Improvisationen verschwinden lassen. Maximilian Klinger, der Dichter, entdeckte einmal als

russischer General, dass eine Schildwache mitten auf einem Rasenfleck aufgestellt war. Es stellte sich heraus, dass die Kaiserin Katharina dort einmal eine aufblühende Rose gesehen und zu ihrer Bewachung den Posten hingestellt hatte. Die Rose war seit Jahrzehnten verblüht, zerfallen, in Staub aufgegangen — die Schildwache wurde immer noch erneut. So ist es mit solchen Familiengeheimnissen. Willkürliche Erfindung scheinen sie, weil sie ganz von der ursprünglichen Gelegenheit abgelöst sind; einst hatten sie ihren guten Grund.

γ) Den gleichen Charakter einer fortgeführten Gelegenheitssprache tragen nun auch die konventionellen Sprachen freierer Gruppen.

Helene Böhlau erzählt (a. a. O. S. 15) weiter, wie H. Schnaases Gattin ihren Gemahl jeden Tag mit einem neuen hypokoristischen Thiernamen weckt. "Heute ein Karpfen, morgen ein Esel, ein Pferd, ein Hahn. Und als was er geweckt wurde, als das musste die zukünftige Excellenz sich behandeln lassen. Erwachte er als Karpfen, so wurde er auf das liebreichste gefragt, ob er in seinem Schlämmchen gut geschlafen, ob er seine Tasse voll guter kleiner Würmer schnappen wolle, ob er Reissen in den Flossen habe und so fort. Sie fiel selten aus der Rolle: als Pferd bekam er Hafer, striegelte sich, wurde gesattelt und gezäumt. Sie brachte ihm statt der Stiefel Hufe, statt der Halsbinde einen Zaum, statt der Brille — Scheuleder".

Das ist noch Familienspiel: der momentane Einfall wird unter Eingeweihten durchgeführt. Ebenso erzählt aber auch G. Keller (Leute von Seldwyla 2, 122), wie "Einer von Paris den Witz heimgebracht hatte, den hohen runden Manneshut Hornbüchse zu nennen, welchen Ausdruck sie mit Jubel aufgriffen. Seither sagten sie statt Deckel, Angströhre, Ofenrohr, Schlosser, Lausepfanne, Grützmass . . . und dergleichen für jede Art Hut nur Hornbüchse und sie benannten Viggis Kopfbedeckung demgemäss ein artiges Hornbüchschen und meinten jene Hörnchen müssten noch ganz jung, zart und klein sein, ansonst er eine festere Büchse brauchte". Also ganz dasselbe Spiel wie "bei Schnaases": es wird eine bestimmte metaphorische Ausdrucksweise zu Grunde gelegt und ausgebeutet. Der Hutmacher heisst dann gewiss auch Büchsenmacher, das Hakenholz, an dem die Kopfbedeckungen aufgehängt werden, Büchsenstand usw. Für den Uneingeweihten entsteht so eine Räu-

bersprache; wie denn auch bei G. Keller Viggi den harmlos gemeinten Ausdruck falsch versteht.

Immer bleibt hier doch noch der Zusammenhang mit dem sprachschöpfenden Moment fühlbar: die ganze Gruppe bleibt unter der Nachwirkung des Augenblicks, in dem die neue Benennung "Hornbüchse" sie begeisterte. Gehen wir zu einer Verlängerung des Abstandes zwischen "Gelegenheit" und "Weiterführung" über, so erhalten wir konventionelle Gruppensprachen, die äusserlich der Familiensprache Helene Böhlaus, dem Kneipenjargon G. Kellers völlig gleichen, sich aber durch stärkere Absichtlichkeit des Sondergebrauchs von ihnen unterscheiden.

Die Familie, die Kneipgesellschaft hält an dem zufällig aufkommenden Ausdruck fest, gibt ihn aber nicht weiter. Geschieht dies dagegen, wird der unterscheidende Sprachgebrauch der Gruppe durch Tradition festgehalten und überliefert, so entstehen eigentliche Sondersprachen.

Über die Sondersprachen hat die Zeitschrift "Am Urquell" seit 1894 eine Umfrage eröffnet, die mancherlei Material zu Tage gefördert hat, der systematischen Bearbeitung aber Alles zu thun übrig lässt. Sie finden sich bei gänzlich unkultivierten Völkern so häufig wie inmitten der Überkultur; sie finden sich überall, wo ein Bedürfnis zu engerem Zusammenschluss auftaucht, vor allem aber da, wo die Vereinigung (wie bei den Geheimbünden Afrikas — oder bei unsern Studenten) sich in bewusstem Gegensatz zur Mehrheit fühlt. (Reiche Litteraturangaben in dem unheimlich fleissigen Buch von L. Günther Recht und Sprache Berlin 1898 Anm. 24).

Ich gebe ein paar charakteristische Proben von solchen durch Festhalten augenblicklichen Sprachstoffs entstandenen Sondersprachen.

αα) Eine Metaphersprache genau vom Zuschnitt der Morgenunterredungen zwischen Herrn und Frau Schnaase ist die der italienischen Carbonari, über die Moritz Busch (Wunderliche Heilige S. 232) berichtet. Das zu grunde liegende Thema ist die Vergleichung der Bundesglieder mit Kohlenbrennern. Dies aus irgend welcher gelegentlichen Inspiration entstandene Bild wird nun zur Grundidee einer Geheimsprache gemacht. "Das Feuer z. B. ist die heilige Flamme der Freiheit, der Meiler das Bild der gemeinschaftlichen Arbeit der Brüder am Werke der Be-

freiung Italiens, die Kohle enthält verborgnes Licht und latente Wärme, der Wald stellt das italienische Vaterland vor, die 'Wildniss' Dantes, 'erfüllt von Raubtieren', den fremden Unterdrückern." Es ist ja klar, wie diese Verschwörersprache zustande kommt. Man denke etwa an die Erzählung, die Kaiserin von Byzanz habe dem Eunuchen Narses im Spott sagen lassen, er solle sich ans Spinnrad setzen, wie eine Magd, und er habe wütend ausgerufen: Ich werde dir ein Netz spinnen, aus dem du nicht wieder herauskommst. Was wäre natürlicher, als dass die Verschwörer nun Termini aus der Arbeit des Spinnens angewandt hätten? Oder die holländischen "Geusen" nennen den Unterdrücker den "Bettelvogt". So hat sich etwa einmal ein italienischer Patriot als Kohlenbrenner verkleidet; bei einer Visitation hat es ihn vielleicht — ein psychologisch sehr wahrscheinlicher Vorgang — gereizt, mit zweideutigen Worten Lüge und Wahrheit zu verbinden wie Grillparzers Leon (in "Weh dem der lügt"); und was sonst als Augenblickseingebung verschwunden wäre, bleibt gewahrt. Ähnlich steht es mit andern symbolischen Berufssprachen, z. B. der Freimaurer; aber auch mit Karnevalsreden u. dgl.

Auch die Kindersprache kann, unabsichtlich freilich, zur Metaphernsprache werden. Behaghel (Zs. f. deutsche Wortforschung 1, 80) berichtet: "Im Anschluss an kerzengrad bildet mein vierjähriger Junge die Wörter kerzensatt, kerzenvoll, kerzenvergnügt". Freilich ist das nicht metaphorisch gemeint, sondern rein lautliche Analogie. Aber wenn etwa in den holländischen Kolonien die Kinder alle höheren Beamten "Vater", "hoher Vater" u. dgl. nennen — wer will da bestimmen, wo die Metapher aufhört und die rein sprachliche Analogie anfängt? — Ebenso schuf Lindners Sohn ("Naturgarten der Kindersprache" S. 105) nach "mausetot" die prächtige Analogiebildung, ein Apfel sei "mausetrocken" und sogar nach "eiskalt" "eisheiss!" Hier ist die Metapher ganz in Präfixbildung aufgegangen, gerade wie wenn wir sagen: "er ist schrecklich sanft". (Vgl. zu der ganzen Erscheinung Bréal Essai de sémantique S. 182, wo auch weitere nhd. Beispiele.)

ββ) nicht auf Einer Metapher, sondern auf einer Vereinigung verschiedener Metaphern bauen sich andere Berufssprachen auf. So vor allem die so lehrreiche Studentensprache, über die Kluge (Deutsche Studentensprache 1895) und Erich

Schmidt (Zs. d. Ver. f. Volkskunde V 1895 S. 225 f. 334 f.) so gelehrt und belehrend gehandelt haben; dazu noch die speziellen Untersuchungen zur Hallischen Studentensprache von K. Burdach (Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren) und John Meier (Hallische Studentensprache; vgl. auch Zs. f. d. Wortforschung 1, 254 f.). Die Studentensprache ist der Hauptsache nach eine kombinierte Metaphernsprache, allerdings unter Beimischung fremdsprachlichen und archaischen Materials. Aber charakteristisch ist an ihr doch vor allem das Festhalten und Fortführen bestimmter Metaphern. Soweit die Studentensprache Mischsprache ist, haben wir sie später anzuziehen; aber im Gebrauch griechischer, lateinischer, latinisierender oder auch hybrider Ausdrücke unterscheidet sie sich doch nicht prinzipiell von der gelehrten oder akademischen Sprache überhaupt. Der Student bildet ein gräcisierendes "burschikos" (Kluge S. 47 f. J. Meier S. 26) wie der hochgestellte Richter ein "Austrägalinstanz". Speziell studentisch sind dagegen die Metaphernkreise

1) der Deposition, vgl. Schade im Weimar. Jb. 6, 315 f.: auf der Fiktion, dass der neu Aufzunehmende "ein stinkender Bock" od. dgl. sei, beruht wie das ganze Ceremoniell so auch die einheitlich durchgeführte Ausdrucksweise. Entsprechend bei den Gesellenweihen (vgl. Schade ebd. 4, 258 f.), z. B. beim "Schleifen" der Büttner: der "Ziegenschuz" erhält vom "Schleifpfaffen" seinen "Schleifnamen"; oder bei den Tischlern wird der Lehrling "auf die Bank gestreckt, behackt, behobelt" (ebd. S. 293). Die bei der symbolischen Weihehandlung motivierten Ausdrücke werden nun aber fortgeführt auch ausserhalb der Zeremonie: der "Fuchs" hat seine "Fuchsmappe" (Kluge S. 91) usw.

2) des Studierens: das versetzte Buch "lernt hebräisch".

3) des Trinkens: "Im Mittelpunkt der Studentensprache steht die Nomenklatur des Zechens" (Kluge S. 21). Aber das Trinken holt sich nicht nur Metaphern aus allen Gebieten, sondern gibt sie auch her.

4) der Kleidung; z. B. "Schnalle" (Vollmann Burschikoses Wörterbuch S. 416).

5) des Musizierens; z. B. "Flöte" (Kluge S. 90).

6) der Jagd: z. B. Hase, Hasenfutter usw. (Vollmann S. 213).

7) des täglichen Lebens: "Besen" u. dgl. m.

8) der Thierwelt; vgl. Kluge a. a. O.

Die Studentensprache hält sich vorzugsweise in einem beschränkten Kreis von Anschauungen, ganz in einem begrenzten Gedankenkreis; daher ein Vokabular, das für eine geringe Auswahl von Begriffen (Kneipen, Schuldenmachen, Liebeshändel) aus einer nicht grossen Zahl von Metapherkreisen (Studieren, Kleidung, Musizieren, Jagd) Worte enthält, die nur den Eingeweihten verständlich sind, von ihnen aber treulich bewahrt und überliefert werden.

Eine Steigerung der Studentensprache ist die offizielle Rede des Bierkomments (vgl. z. B. Universalbibliothek N. 4070): gewissermassen eine Vereinigung von Ceremonial- und Gruppensprache. — Über die psychologische Grundlage der Studentensprache Nietzsche Werke 3, 321.

Die gleichen Eigenheiten kennzeichnen die von P. Horn (Die deutsche Soldatensprache 1899, vgl. die inhaltsreiche Rezension von J. Meier Zs. f. d. Phil. 32, 115 f.) analysirte Sondersprache der Soldaten. Inhaltlich bezieht sich das Lexikon auf Dienst, Uniform, Mahlzeiten, Vergnügungen, Strafen; und die Ausdrücke hierfür sind wieder vorzugsweise dem täglichen Gebrauch entlehnt: die Tressen heissen Gurkenschalen, Kartoffelschalen (ebd. S. 70), die Kanone heisst Pfeifer, Singerin, Brüllaffe (ebd. S. 46). Es ist nur natürlich, dass bei den überall gleichen Vorbedingungen eine "vergleichende Soldatensprache" (P. Horn Beil. zur M. Allg. Ztg. 16. Mai 1899 N. 111) vielfältige Übereinstimmungen ergibt: das Seitengewehr heisst bei dem deutschen wie bei dem französischen Soldaten "Krautmesser"; die Ulanen sind hier "reitende Laternenanzünder", dort "allumeurs de gaz". Ähnliches gilt übrigens auch für die Terminologie der Tafel (vgl. u. 2, c, β); oder von der Druckersprache, die H. Klenz (Strassburg 1900) analysiert hat; man denke nur an Ausdrücke wie "Brille" (a. a. O. S. 23) oder "Fahne" (S. 38).

Aus dem modernen Zeitungsstil hat F. Kürnberger (Literarische Herzenssachen Wien 1877 S. 1 f.) mehrere Grundmetaphern herausgehoben. Wir haben einerseits (S. 3 f.) den "ritterlichen Zeitungsstil": da wird das Banner hochgehalten und die Lanze eingelegt, man kämpft mit offenem Visir und verdient seine Sporen. Andererseits (S. 6 f.) den pöbelhaften Zeitungs-

stil: da wird "in den Koth gezerrt", "mit ätzender Lauge übergossen", "begeifert". Diese beiden Extreme der Metaphernsprache finden sich friedlich zusammen und werden oft noch weiter durch eine kaufmännische oder landwirtschaftliche Terminologie verstärkt! — Aus der Gemütssphäre heraus nimmt dagegen G. Freytag (Briefwechsel m. H. v. Treitschke S. 117) die scherzhaften Termini der "Wühlersprache": da arbeitet die Agitation mit "gemütvoller Ermahnung", "tugendhafter Entrüstung", "verächtlicher Behandlung" und gelangt schliesslich zum "Brüller"!

Diese kombinierten Metaphernsprachen verleugnen immer noch nicht den Gelegenheitscharakter. Der Ulan sieht nicht immer wie ein "reitender Laternenanzünder" aus, sondern nur wenn er die Lanze schräg in die Höhe hält; der Ausdruck wird aber dann verallgemeinert. Schon beim ersten Auftauchen der "Draisine" nannte Achim v. Arnim (Werke 2, 347) das Fahrrad ein "wild gewordenes Spinnrad", wie man heut Velozipedisten "tollgewordene Scheerenschleifer" tituliert; die Metapher hat nur Sinn, wenn man den Radler in toller Eile hinrasen sieht, wird dann aber ohne Rücksicht auf die Fahrgeschwindigkeit angewandt.

Es sind also immer noch starr gewordene Gelegenheitssprachen, Die nächste Stufe ist die, dass man nicht auf eine Gelegenheit wartet, sondern von vornherein mit der Absicht, sich neue Ausdrücke zu schaffen, an den Sprachstoff herantritt. So entstehen verabredete Gruppensprachen, die einen künstlichen Ersatz der gewöhnlichen Rede zum Zweck haben: Geheimsprachen, vor allem Verbrechersprachen. Diese schliessen an Metaphersprachen von der Art der Studenten- und Soldatensprache dicht an, sind aber im Prinzip von ihnen dennoch in zwei Punkten wesentlich verschieden:

1) die Hauptsache ist bei ihnen nicht die Prägung neuer Worte, die gewissermassen in die Vereinskasse fallen und als Gemeinbesitz Vergnügen machen — sondern vielmehr die Vermeidung der gewöhnlichen gemeinverständlichen Ausdrücke. Die negative Wortwahl ist für sie bezeichnend: Worte wie "Einbruch", "Polizei" u. dgl. müssen ersetzt werden. Thatsächlich ist die Wirkung ja fast dieselbe, wie wenn der Bursch die Philisterworte für "Mädchen", "Geld", "trinken" verab-

scheut; dennoch ist bei einer systematischen Übersicht der Unterschied wohl zu beachten.

2) sie verdanken ihren Ursprung schliesslich wohl auch der Gelegenheit, einem Anstoss irgend welcher Art; aber dieser ist nicht zufällig bewahrt und weiter ausgenutzt, sondern es wird mit voller Absicht eine Differenzierung der Sprache angestrebt. Deshalb fallen diese Sprachen aus dem Bereich derjenigen heraus, die nur durch Störung des gewöhnlichen Sprachlebens entstanden sind; sie sind um ein beträchtliches "künstlicher" als die bisher aufgezählten.

Aber wie sie sich mit den letztbesprochenen durch den starken Gebrauch der Metapher als sprachschöpfenden Mittels berühren, so erinnern sie auch durch ihre negative Wortwahl an die zweite Klasse der zur ersten Kategorie gehörigen Kunstsprachen, diejenigen die entstehen durch

2) Abstossung des allgemein bewahrten Sprachstoffs.

a) der einfachste Fall ist der, dass von verschiedenen gleichberechtigten Ausdrücken nur eine Minderheit bewahrt, die Mehrheit aber und damit gerade die am meisten üblichen Ausdrücke vermieden werden. Es entsteht so eine lexikologisch normalisierte Sprache und zwar meist von archaisierendem Gepräge.

Der Fall ist grundverschieden von dem oben besprochenen der gelehrt-archaistischen Rede etwa bei G. Freytag. Wenn Ludwig Uhland sagt "vierfarbig Kleid zur Wat", so ist die Anwendung dieses veralteten Ausdrucks das Auffällige. Wenn aber der Jäger von den Synonymen "Blut" und "Schweiss" oder "krank" und "verwundet" nur den seltenern Ausdruck gebrauchen darf, so ist die Vermeidung des üblichen Wortes das Charakteristische. Das tritt gerade bei den Jägern höchst bezeichnend in ihrem "Jägerrecht" hervor: wer den falschen Ausdruck gebraucht, d. h. wer die gewöhnlichen Termini anwendet, der wird durchgeprügelt (vgl. z. B. Schade Weim. Jb. 6, 296). Und das ursprünglich mit gutem Grund: denn er gefährdete den Erfolg der Jagd. Von dem alten abergläubischen Namentabu bei Fischfang, Jagd u. dgl., über den (nach dem Zitat bei Kahle Anz. f. d. A. 24, 272) Nyrop gehandelt hat, sind Spuren noch jetzt auf den Shetlandinseln lebendig. Wir haben hier eine negative Gruppensprache: "dabei ist

zu bemerken, dass häufig eine Anzahl Ausdrücke nur auf dieser Insel im Gebrauch ist, ja zuweilen nur innerhalb einer Familie, einer Bootsmannschaft" (Kahle a. a. O.). Die shetländischen Tabuworte zerfallen in zwei Klassen: entweder sind es poetische Umschreibungen, Heiti oder Kenningar — wie in der Gaunersprache (deren poetische Wortfindung J. Grimm Kl. Schr. 4, 165 bewunderte), oder aber, wie in unserer Jägersprache, alte, sonst nicht mehr gebrauchte Ausdrücke. Der mythische Grund des Brauchs ist also Zeuge dafür, dass hier nicht die Bewahrung alter Worte wie altisl. *djúp* 'Schweiss' in der Bedeutung 'Blut' das Wesentliche ist, sondern eben die Vermeidung der üblichen Worte. (Allgemein vgl. Lembke Studien zur deutschen Waidmannssprache Dresden 1898 und dazu Kluge Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1900 S. 89 f.)

Ich denke mir, so ist auch das Rätsel der griechischen und germanischen Göttersprache sowie der indischen Dämonensprache (Grimm Mythologie 1, 275 und 3, 101) zu erklären: es handelt sich um ältere Ausdrücke, die mit Vermeidung der alltäglichen ursprünglich in der Ansprache an Götter und Dämonen verwandt werden mussten. Diese kultusmässige Verwendung liess sie dann für den gewöhnlichen Gebrauch absterben — wie der "eigentliche Name" Gottes bei den Juden nur Einmal im Jahr an feierlicher Stelle von Einem Berufenen ausgesprochen werden durfte — und man fasste dann diese für den Verkehr mit mit den Göttern bestimmten Worte als Idiotismen der Götter selbst auf.

b) konsequente Durchführung des Prinzips, dass allgemein übliche Ausdrücke zu vermeiden sind, ergibt terminologische oder Berufssprachen. Es ist z. B. nicht auffallend, dass die Rechtssprache Ausdrücke wie "Vertrag", "Frist", "Schenkung" verwendet — alle Welt verwendet sie. Das Charakteristische ist vielmehr, dass für sie eben nur diese Ausdrücke existieren und alle im gewöhnlichen Sprachgebrauch vorhandenen gleichbedeutenden Worte abgestossen werden. Ich kann zu einem Freund sagen: wir wollen das so abmachen, oder so ausmachen, oder wie sonst; vor dem Notar muss ich sagen: ich will einen Vertrag abschliessen. Ich mag mündlich erklären: "ich hinterlasse mein gesamtes Vermögen dem und dem"; beim Testament soll ich nur sagen: "ich setze zum Universalerben ein". Die bewusste Vermeidung aller Ausdrücke

mit Ausnahme des Einen, den das Gesetzbuch sanktioniert, macht die Rechtssprache schon rein lexikologisch zu einer künstlichen Sprache. Sie gehört freilich auch hinsichtlich der Wortfügung zu den normalisierten Sprachen.

G. Roethe (Die Reimvorreden des Sachsenspiegels S. 88 f.) hat neulich glänzend in erschöpfender Darstellung die Entstehung einer individuellen Rechtssprache, derjenigen Eikes von Repkow, vorgeführt. Wir finden auch hier den feierlichen Gebrauch altertümlicher Worte (S. 89), auch hier die Sanktion eines einzelnen Synonyms für bestimmte Rechtsformeln ("mit erven gelove", während Eike sonst in der Regel "urloub" sagt S. 90). Dennoch ist diese Sprache künstlich, wie gerade Roethe zeigt, nicht etwa in dem Sinn, dass sie zu der natürlichen Rede des Volks sich in bewussten Gegensatz stellte; nein sie wurzelt in ihr. Sie stösst nur einen Teil des üblichen Sprachstoffs als minder geeignet oder minder würdig ab. Die allgemeine Entwickelung hat sich (a. a. O. S. 88) zum Teil wieder hergestellt: die verbreiteteren Worte sind wieder eingedrungen. Aber den Charakter einer teilweise normalisierten Sprache konnten sie nicht mehr verdrängen. — Über die neuere Rechtssprache handelt mit ungeheurem Material L. Günther Recht und Sprache; zur Literatur Anm. 39, 56 u. ö.

Mein Kollege Hr. E. Berneker hat mir freundlichst Nachrichten über die russische Schneidersprache gegeben. Über diese haben gehandelt N. L. Usov Die Sprache der Schneider an der Ugra (einem Nebenfluss der Oka) in den Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in der Kais. Akad. der Wiss. (russisch) 3, 247—50 und V. J. Černyšev Wörterverzeichnis der Schneidersprache ebd. S. 251—262. Hier scheint aber ein eigentliches Rotwelsch vorzuliegen: "Zum überwiegenden Teil sind die Wörter etymologisch unklar, aus fremden Sprachen stammen wenige, z. B. aus dem Griechischen und Deutschen. Die Suffixe sind russisch. — Hafer wird durch 'Pferdebrot' übersetzt; Diakon durch 'kleiner Pope' . . . Die Verbalflexion ist russisch". Bisweilen sind die "künstlichen Weiterbildungen" nur Weiterbildungen der russischen mit angefügten Suffixen. Selten ist die Bildung aus dem Russischen durchsichtig; so bei "heiraten" (von der Frau): eigentlich "sich mit einem jungen Mann versehen". "Bisweilen verstümmelte russische Worte, aber selten."

All dies stimmt genau zu dem Habitus der Gaunersprache (vgl. u. III c). Hier wäre also die Berufssprache über den Kreis des Terminologischen heraus zu eigentlichen Geheimsprache erwachsen. Das muss wohl spezifische Ursachen haben.

c) Schreitet der Prozess der normalisierenden Auslese noch weiter fort, so erhalten wir Sprachen, die nicht nur in der Wortwahl, sondern auch in der Syntax, im ganzen Habitus eine Abwehr verbreiteter Elemente aufweisen. Sie wirken immer archaistisch — ganz natürlich, da sie ja das neu zufliessende sprachliche Material kalt abstossen, wie der Fels die Brandung. Aber ihrem Ursprung nach archaisieren sie durchaus nicht; im Gegenteil: sie wollten seiner Zeit das eben gerade ganz Moderne, Zeitgemässe geben. Der Moment ist nur wieder erstarrt und die Abwehr der Neuerung tritt gegenüber der Bewahrung des Alten immer stärker in den Vordergrund.

α) Dem Proskribieren einzelner Worte zu Gunsten anderer steht die feierliche Ceremonialrede am nächsten. Hierher gehören schon alle Titel: die Wahl der Anredeformen ist eingeschränkt, insofern ich "Exzellenz" sagen muss und weder "Herr Generalleutnant" noch "Herr So und So" sagen darf. Noch fester verschränkt ist der Kurialstil, der neben den Anreden auch für Einleitung und Schluss, ja fast für den ganzen Inhalt bestimmte ein für allemal geheiligte Formeln mit Ausschluss jeder natürlichen Ausdrucksweise vorschreibt (vgl. z. B. Behaghel Deutsche Sprache S. 89). Wie die Kurialsprache wird auch die Ceremonialsprache z. B. der Handwerker nur bei feierlichen Gelegenheiten verwandt; wie z. B. bei der Lossprechung der Lehrling auf feststehende Ansprachen des Altgesellen feststehende Antworten zu geben hat; es heisst dann immer "Ich sage mit Gunst" "Gunst genug" u. dgl. (Schade a. a. O. 4, 259 f.). — Hierher gehört dann auch der Bierkomment vgl. o. 1) γ) ββ) Über die sozialen Grundlagen der Höflichkeitssprache vgl. K. O. Erdmann Alltägliches und Neues S. 91 f.

Das ewige Muster einer ernst feierlichen Sprache bietet die Bibel dar. Nicht bloss der Stil ist übereinstimmend in Abwehr gewöhnlicher Rede gehalten (natürlich nicht ohne Ausnahme) — auch die Bilderwahl entspricht der Wortwahl. Ein altmodisches aber in seiner Art vortreffliches Werk, der "Biblische Physikus" von Joh. Jakob Schmidt (Leipzig, 2. Aufl.

1748) stellt die aus dem genannten Naturbereich genommenen Gleichnisse mit den nicht allegorischen Nennungen von Tieren, Pflanzen usw. zusammen. Da erkennen wir die Wurzel der mittelalterlichen "Physiologi": schon den biblischen Autoren selbst ist es natürlich, alles Erschaffene "zur Erkenntnis und Preis des Schöpfers, und zum rechten Verstand der h. Schrift" auszudeuten. Sieht man etwa (S. 250) Zweige, so werden sie sofort zu dem Verhältnis zwischen Vater und Kind in moralisierende Beziehung gebracht. Alle Betrachtung der Natur in rein ästhetischem Sinn fehlt so vollständig wie etwa eine solche in wissenschaftlicher Absicht. Und grade dies negative Moment gibt der biblischen Bildersprache ihre Eigenart.

Allgemeiner noch wird die Vermeidung der nächstliegenden Ausdrücke angestrebt

β) in der Sportsprache, für die Behaghel (a. a. O. mit Recht "die Sucht sich aristokratisch von der grossen Masse abzuschliessen" verantwortlich macht. Doch liegt immerhin ein systematisches Differenzieren, wie bei den Geheimsprachen, hier noch nicht vor; es wird nur die Freude an der esoterischen Terminologie kultiviert, wie bei den Studenten, aber diesmal nach der negativen Seite. Es erinnert an das Jägerlatein, wenn es als unfein gilt, ein Pferd zum Ziel zu "lenken": man muss es "steuern". Ganz ebenso würde aber der Bankier über den lächeln, der die eigentümlichen Ausdrücke der Börsensprache (humoristisch angewandt in Trojans Scherzgedichten S. 95) durch andere ersetzen würde; die negative Wortwahl wird zum Schiboleth gemacht. — Übrigens verbreitet sich die Sportsprache doch immer nur über einen verhältnismässig engen Kreis von Ausdrücken; so konsequent wie etwa in Ibsens "Komödie der Liebe" oder Th. Storms "John Riew" oder gar in gewissen niederen Possen und Romanen spricht kein Mensch in Sportworten. — Wundt (Völkerpsychologie 1, 568 f.) wirft die Sportsprachen mit den Berufssprachen völlig zusammen.

Die einfachste und verbreitetste Sportsprache ist die "Terminologie der Tafel", von der R. Kleinpaul (Gastronomische Märchen, Leipzig o. J.) zahlreiche amüsante Beispiele gibt. Es handelt sich hier, wie wenn ein Pferd zum Ziel "gesteuert" oder ein neuer Rock "gebaut" wird, um "populäre Metaphern" (a. a. O. S. IX) und jede Stadt ist auf die spezi-

fische Benennung der lokalen Gerichte und Gebäcke stolz, Freiberg auf die "Bauerhasen" (S. 123), Leipzig auf die "Polizeifinger" (S. 133). Die sonderbaren Termini geben sogar Anlass zu ätiologischen Mythen, zur Erfindung von Eponymis (a. a. O. S. 235) und zu plastischer Verwirklichung (S. IX). Gerade das Spiel mit den Worten, das Hänseln der Uneingeweihten, die Vermeidung banaler Benennungen bildet den eigentlichen Reiz dieser Sprache. Wie das Rotwelsch ist sie aber ihrer volkstümlichen Grundlage wegen frischer, gesunder als die blasse Metaphernsprache des Rennstalls und der Regatta.

γ) Eine Stufe weiter kommen wir zu Berufssprachen höherer Art, wie der Kanzelrede und besonders der Dichtersprache. Sie unterscheiden sich von einfacheren Berufssprachen sowohl durch die Höhe des Gesichtspunktes als durch die Strenge der Durchführung. Keine zufällige Metapher, kein aus praktischen Gründen gewählter Terminus sondern das Gefühl für die Würde des Orts hält ganze Kategorien von Worten oder Wortfügungen fern. Was irgend "vulgär" scheint, wird bewusst vermieden. Daher haben es z. B. die "Decadents" und "Symbolisten" in Frankreich durch stete Vermeidung der üblichen Ausdrücke nötig gemacht, dass für ihre Schriften ein eigenes Wörterbuch abgefasst wurde (J. Plowert Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes) "Devenir cave" ist "bourgeois"; man sagt dafür "se caver" (a. a. O. S. 20), gerade wie die Romantiker "Jemanden tänzeln" sagen (Petrich Drei Kapitel vom Romantischen Stil S. 86). (Genauer sucht der schwedische Aesthetiker Hans Larsson in der Schrift Poesiens Logik Lund 1899 S. 89 f. die allgemeinen Prinzipien der Dichtersprache festzustellen, ohne viel Neues zu bringen; vgl. auch meine Altgerm. Poesie S. 483 f. und die hübschen Ausführungen von K. O. Erdmann Bedeutung des Worts S. 78 f.) Man weiss, dass diese zunächst rein negative Sprachkunst bis zur Herstellung ganz und gar verkünstelter Rede führen kann; in Holland hat die orthodoxe Geistlichkeit die "spraak van Kanaan" (te Winkel in Pauls Grundriss 1, 716) zu einer biblisch-niederländischen Mischsprache, im Norden die Skaldenpoesie ihre technische Rede zu einem fast unverständlichen Netz gesuchter Ausdrücke herausgebildet (vgl. u. III 1, e). Aber zunächst sind Kanzel- oder Dichtersprache doch nur Ausschnitte aus der allgemein üblichen Sprache;

durch Ausstossen massenhaft sonst üblichen Sprachstoffs charakterisiert. Freilich fehlt von Anfang an auch hier das Andere nicht: die Bewahrung poetischer oder pathetischer Ausdrücke, wie denn fast nirgends eine der beiden Störungsformen der natürlichen Sprachentwickelung völlig isolirt auftritt. Aber weit überwiegend ist doch das negative Moment, wie man schon an der häufigen Abwehr neu zudringenden Materials durch poetische Zionswächter erkennt: Vaugelas und die Pretiösen gegen die natürlichere Sprache etwa Molières; Gottsched und sein Schönaich (mit dem "Neologischen Wörterbuch") gegen Klopstock und die Schweizer; die akademische Kritik im 19. Jahrh. gegen Victor Hugo usw. (vgl. Darmesteter De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française S. 18f. 31 f. u. ö.).

Weiterhin ist aber auch jede Schriftsprache als solche in diesem Sinn eine künstliche Sprache. Ihr Wesen beruht in der Abwehr bestimmter, den Dialekten und der täglichen Rede angehörigen Sprachformen. Schriftsprachen können deshalb auch von Einzelnen in bewusster Differenzierung gegen die Dialekte "geschaffen" werden. Ich erinnere z. B. an die Verdienste Kl. Groths und K. Müllenhoffs um die niederdeutsche Schriftsprache. Der negative Charakter der Auslese tritt dabei jederzeit deutlich hervor. So sagt G. Paris (Penseurs et poètes S. 111) von der neuen "langue des félibres": "Je n'ai parlé jusqu'ici de la langue de Mistral qu'en la considérant comme un parler populaire; mais il a voulu en faire un langage littéraire, et pour y arriver il l'a d'une part épurée et de l'autre fixée. L'épuration a consisté sourtout à éliminer autant que possible les mots français qui avaient remplacé, dans l'usage même du peuple, leurs correspondants provençaux . . . La fixation de la langue s'est produite sous l'apparence modeste d'une fixation de l'orthographie". Also durch Ausscheidung von Worten und Formen, die zu dem provenzalischen Habitus nach Mistrals Auffassung nicht passten, hat er die neue künstliche Schriftsprache zu Wege gebracht. — Noch schroffer hebt Ibsen das Negative solcher Bestrebungen hervor, wenn er in "Peer Gynt" (übs. von L. Passarge S. 108) die norwegischen "Sprachstreber" auf die Orangutangs verwies, die von langen Zeiten her eine kräftige Urwaldsprache bewahrt haben (vgl. H. Jaeger H. Ibsen übs. v. H. Zschalig S. 164). Und doch treibt eine Schriftsprache nur das Prinzip,

auf dem sie überhaupt beruht, auf den Gipfel, wenn sie äusserste "Reinheit" anstrebt, wie die deutsche Sprache es in verschiedenen Epochen mit geringem Erfolg, das Schwedische und vor allem das Holländische es mit grossem Erfolg gethan haben: die Abwehr aller nicht zum Grundton stimmenden Worte, vor allem der entlehnten, ist nur die äusserste Konsequenz jenes Ausstossens zahlloser "Parias der Sprache", ohne das eine Schriftsprache schlechterdings nicht denkbar ist.

Besonders deutlich tritt dieser künstliche Charakter der Schriftsprache in einem merkwürdigen Spezialfall hervor: in jener konventionellen Vulgärsprache der Bühne, die besonders Tieck (Kritische Schriften 3, 137 f.) vortrefflich charakterisiert hat. Sie will den Dialekt von Paris oder Berlin geben, nähert ihn aber doch dem Schriftsprachlichen an, um gemeinverständlich zu bleiben. Deshalb werden sowohl zu stark dialektische als andererseits zu entschieden "gebildete" Ausdrücke vermieden. Eine eigentliche Mischsprache entsteht nicht; wohl aber eine auf eigener Dialektgrundlage beruhende, durch negative Wortwahl gekennzeichnete Schriftsprache.

3) Bewahrung des sonst abgestossenen Sprachstoffs mit Abstossung des allgemein bewahrten vereint.

Wir erwähnten schon, dass eine gewisse Vermischung beider Störungsformen ganz unvermeidlich ist; aber in allen bisher besprochenen Fällen ist doch das positive oder das negative Prinzip entschieden ausschlaggebend. Beide durchdringen sich dagegen vollkommen, wenn tote Sprachen als lebendig behandelt werden. Solche Fälle sind nicht selten: ich erinnere an die Kawi-Sprache, an das Sanskrit, das Hebräische, vor allem das Latein. Diese Sprachen werden nicht nur in schriftlicher, sondern auch in mündlicher Anwendung fortgeführt, obwohl sie eigentlich längst erstorben sind. Man hat sogar versucht, sie Kindern als ihre Vatersprache einzuimpfen; so machte es der berühmte Lehrer Trotzendorff in Goldberg, so Montaignes Vater (andere Beispiele theilt Diels in der Deutschen Rundschau März 1898 S. 405 mit). Nun ist das eigentlich der stärkste Fall von Störung der natürlichen Sprachentwickelung, der überhaupt denkbar ist. Eine Sprache, die so zu sagen gar nicht mehr existiert, wird künstlich bewahrt; mitten unter Schlesiern oder Franzosen vermeiden ein

paar Leute den ganzen Gebrauch der rings um sie gesprochenen Sprache! Also ein künstliches Fortleben der toten, ein willkürliches Abthun der lebendigen Sprache. Und dennoch kann man selbst bei diesem Gipfel der Künstlichkeit nicht eigentlich von einer künstlichen Sprache reden. Nicht nur sind die angewandten Idiome nicht erfunden, sondern historisch gegeben und ihre Anwendung beruht thatsächlich nur auf eben den Momenten, die so viel leichtere Fälle, wie die Familien- oder die Soldatensprache, zu Wege bringen. Der Lehrer setzt sich ja doch nicht plötzlich hin und beginnt, eine Sprache zu reden, deren Klang ihm bisher fremd war. Sondern er hat sie schon früher bei bestimmten Gelegenheiten angewandt: beim Beten, beim Unterrichten, beim Verkehr mit Amtsgenossen von fremder Herkunft. Nun wird diese gelegentliche Verwendung der toten Sprache von der Gelegenheit losgelöst, wie jene Carbonari-Metaphern; nun wird, was man sonst ausserhalb des Betpults oder der Lehrkanzel von sich warf, auch an den Mittagstisch und auf den Spaziergang mitgenommen und schliesslich selbst an einsamen Meditationen als gegebenes Medium benutzt. Also selbst hier liegt zwar gewiss ein künstliches Verhältnis vor — aber es ist doch nur Übertreibung eines alltäglichen Vorkommens. Vereinzelte Stückchen der toten Sprachen gebrauchen wir ja Alle, der Arzt am Krankenlager, der Botaniker beim Demonstrieren der Pflanze, der Geistliche, der Lehrer — nach diesem Muster bildet nun der Vater des grossen französischen Essayisten seine Dienerschaft zu einer griechischen Sprachinsel um und die vor Jahrhunderten verstummte, auf diesem Boden überhaupt nie gehörten Klänge der Rede Plutarchs wachen wie nach einem Winterschlaf auf, schallen in die Welt hinaus wie die eingefrorenen Klänge von Münchhausens Postillon!

Wir haben also in allen bisher gemusterten Fällen keinerlei Spracherfindung vorgefunden, sondern lediglich Auslese, lediglich anormale Störung der natürlichen Sprachentwicklung. Bildungen, die sonst verschwinden, werden aufgehoben; Bildungen, die sonst herrschen, werden abgewiesen. Aber diese Mittel, zumal in ihrer Vereinigung, genügen, um allerlei hervorzubringen, was allerdings wie eine "künstliche Sprache" wirkt Ein Grammatiker noch aus Adelungs Zeit hätte auch keinen Augenblick bezweifelt, dass die Schriftsprache durch vernünf-

tige Regelung der erfahrenen Sprachmeister "gesetzt" wurde — was für extreme Fälle wie den Mistrals ja in gewissem Sinn beinah zutrifft; er hätte die Berufssprachen lediglich als das Produkt willkürlicher Festsetzung durch Meister und Altgesellen angesehen. Dergleichen sollte uns schon gegen den Begriff der willkürlichen θέσις misstrauisch machen. Aber freilich sind wir erst im Vorhof. Einen Schritt weiter — und wir werden eine gewisse Willkür in der Behandlung des Sprachstoffs allerdings zugeben müssen.

II. In einer weiteren Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch unwillkürliche oder absichtliche Veränderungen des Sprachstoffs.

Scheinbar gehören hierher schon Fälle wie der zuerst besprochene der persönlichen Redeform: S. Heinzerlings Vokalismus oder "la carrosse" des Roi Soleil. Doch halten sich solche Änderungen immer in der Nähe der normalen Aussprache, weil ja eben das Bedürfnis einer gewissen Übereinstimmung mit der üblichen Ausdrucksweise normalisierend wirkt; man will verstanden werden. Aber gerade auch wieder der Wunsch, verstanden zu werden, ruft die einfachsten Fälle wirklicher Sprachdifferenz hervor.

1) Mayer und Meringer haben in ihrem lehrreichen Büchlein gezeigt, wie das Versprechen unendlich oft nichts anders ist, als ein unwillkürlicher Versuch, Sprachschwierigkeiten zu beseitigen. Es sagt einer "sozialistische Zekten" statt "Sekten" (a. a. O. S. 49), weil es bequemer ist, den Zischlaut zu wiederholen, als nach *s*, *z*, *sch* wieder ein *s* zu artikulieren. Was hier vereinzelt geschieht, findet in bestimmten Fällen massenhaft — bewusst oder unbewusst statt: es ist die euphonische Differenzierung.

Ein hübsches Beispiel aus dem Leben! Erich Schmidt will Julius Rodenberg, den Herausgeber der "Deutschen Rundschau" besuchen, der Portier tritt ihm gleich entgegen: "der Herr Dr. ist nicht zu Haus — er ist kondolieren gegangen — der Herr Tabúramú ist gestorben". Tabúramú! klingt es nicht nach Chamisso Otaheiti oder Pierre Lotis Hawaii? Gemeint aber war — du Bois Reymond! Nun ist es klar: der Pförtner kann niemals "Tabúramú" gehört haben: er hatte ein Lautbild im Gedächtnis, dass ihm nicht recht einging, und das er wie ein

entferntes Echo wiedergab, nachdem er es sich so sprechbar wie möglich gemacht hatte; Assonanz und Reim haben den französischen Namen in einen tahitischen gewandelt.

Ganz dieselbe Methode wenden aber alle Völker der Welt an, um sich fremde Namen oder Worte anzueignen. So sind die Stammes- und Personennamen der Indianer bei Cooper stilisiert, so hat Fr. Rückert das Landmädchen Marie Lies wunderhübsch zur "Amaryllis" gräzisiert oder Haeckel in seinen "Indischen Reisebriefen" schwierige Namen mundgerecht gemacht. Ganz so aber wandeln mit der Zeit die Sprachen selbst schwierige Lautkomplexe in leichtere um; die Entwickelung vom Sanskrit zum Prakrit entspricht völlig der von "du Bois Reymond" zu "Taburamu". Ebenso hat das Griechische die Schwierigkeit der verschiedenen Vokalfärbungen durch seinen Itazismus radikal beseitigt. In gewissem Sinn sind solche Sprachen also künstliche, durch euphonische Rücksichten herausgebildete Idiome!

So machen sich überall die Kinder schwere Worte sprechbar (französische Beispiele bei Rzesznitzek Entwickelung der Kindersprache S. 12). Am stärksten kommt die euphonische Veränderung überall bei Eigennamen vor. In den verschiedenen Lebensaltern wirkt die gleiche Tendenz charakteristisch verschieden; denn natürlich ist "wohlklingend", ist sogar "leicht sprechbar" ein relativer Begriff. "Wie zeugungskräftig ist das Kind im Erfinden und Verändern von Worten; mit welchem Wohllaut sind die Namen ausgestattet, welche Kinder den Personen und Dingen aus ihrem ästhetischen Verstande heraus verleihen", sagt Bogumil Goltz (Drei Vorlesungen S. 107). "Elvire wird in Awia, Ottilie in Tileto, Laura in Lola, Julius in Aulu, Louis in Lulu, Wilhelm in Willu usw. verwandelt". Wenig weiss dagegen eine moderne — ach sehr moderne! — Schriftstellerin die Namenveränderungen der Backfische zu rühmen: "Da ist Alles Issy Cissy Missy, eine Mischung von Kätzchenmiauen und Babygelalle, als ob ihnen ein ordentlicher honetter christlicher Vorname unmöglich wäre" (Hans v. Kahlenberg Das Nixchen S. 21). Immerhin ist auch hier, wie bei den zurecht gemachten Namen der Kinderstube, ein Prinzip erkennbar: eine Art Vokalharmonie, die wohl auch bis zur Durchführung Eines Vokals, des hellen *i*, gesteigert wird — was wieder an den neugriechischen Itazismus erinnert. Solches Behagen an

Einem Vokalklang tritt früh auf; meinem ältesten Jungen, der auffallend richtig sprach, machte es Vergnügen, zu sagen "gab mar dan Schlassal"; und noch später üben Schüler in den Zwischenstunden das Spiel, etwa bei dem Verschen "Es ist kein Dörfchen noch so klein, ein Hammerschmied muss drinne sein" der Reihe nach jeden Vokal durchzuführen. Und ebenso hat das Altindische das *a*, das Neuhochdeutsche das schwache *e* fast systematisch auf Kosten anderer kräftigerer Vokale durchgeführt. Wenn es skr. *aśvas* gegenüber idg. **eḱvos* heisst, ist das im letzten Grund von dem Kinderspiel "Schlassal" für "Schlüssel" kaum wesentlich verschieden!

Aber uralt ist auch die Abtönung der Vokale, wie wenn in jenem "Tileto" für "Ottilie" das Nebeneinander von *o* und *i* vermieden wird. Wie stark solche euphonische Rücksichten in der Sprachentwickelung mitspielen, beweist die ungeheure Ausdehnung des Umlauts und verwandter Erscheinungen. Wir finden auch hier, was wir immer und überall finden: dass selbst die scheinbar willkürlichsten "Erfindungen" sich auf den grossen Bahnen der allgemeinen Sprachentwickelung halten. Dieselbe musikalische Freude an dem Glockenspiel des Ablauts, die die ganze Wortbildung des Idg. und zumal der germ. Sprachen durchdringt, hörte J. Grimm mit herzlicher Freude in dem piffpaffpuff, dem bimbambum der lautnachahmenden Kinderspiele wiederklingen. (Vgl. über die kindlichen Lautsubstitutionen Wundt Völkerpsychologie 1, 298, der jedoch 1, 296 Anm. betont, die allgemeine Entwickelung der Sprache laufe der der Kindersprache nicht parallel.)

Vieles gehört auch hierher, was man mit zu starker Betonung des inhaltlichen Moments ganz der Volksetymologie zurechnet. Wenn z. B. "Milano" "Mailand" wird, ist die befremdliche Umtaufung einer Stadt in "-land" gewiss erst sekundär. Man machte aus "Milan" zunächst aus lautlichen Rücksichten "Milant", gerade wie aus "wilen" "weiland" ward; das lange *i* wurde diphthongiert und die inhaltliche Umdeutung in "Mailand" ging aus der euphonischen Umgestaltung erst nachträglich hervor (anders Kluge ZsfdPhil. 31, 499 gegen Wrede ZsfdAlt. 41, 295). Ebenso ist "Canterbury" schwerlich gleich als "Kantelburg" umgedeutet worden: man suchte sich den schwebenden Laut des zweiten Teils zu adaptieren, sprach etwa "Kanterbörrich" aus und "börrch" und dann auf "burg"

zurückinterpretiert. Und so gewiss in vielen Fällen; bei "Naugard" für "Nowgorod" z. B.

Besonders charakteristisch für diesen Prozess — erst euphonisches Bequemmachen, dann Volksetymologie — ist ein lustiges Beispiel, das R. Hildebrand (Aufsätze und Vorträge S. 152) erzählt. Ein Schüler hat in einem Aufsatz die berühmte Brücke über das Göltschthal vorgebracht — die nun inzwischen in Trümmern gegangen ist —; geschrieben aber hat er — "die Geldstahlbrücke". "Thal" bedarf von vornherein keiner etymologischen Deutung; aber der Schüler führt zunächst eine Silbentrennung ein, die ihm die Aussprache erleichtert: "Gölt-schthalbrücke", und nun kommt beim Rückübersetzen ins Hochdeutsche die "Geldstahlbrücke" heraus. "Stahl" ist nun einmal ein unglücklicher Wortteil: "Diebstahl" ist eine Tautologie (vgl. Kluge Etymol. Wb.[5] S. 4) und "goldene Stahlfeder" ist ein Paradebeispiel für contradictio in adiecto. — Ein hübsches Beispiel, wie euphonische Umgestaltung und Volksetymologie sich in die Hände arbeiten, bietet Lindner (Naturgarten der Kindersprache S. 95) aus Kindermund.

2) Die Veränderung von Namen und Worten aus rein lautlichen Ursachen oder, mit andern Worten, aus Gründen der bequemeren Aussprache, ist über die ganze Welt verbreitet. Aber daneben treten kaum minder häufig andere Motive der Veränderung ein. Zunächst das der Vermehrung und Unterscheidung. Zwei Menschen, die sich oft gleichzeitig genannt finden, haben denselben Namen; man muss sie unterscheiden können. Sehr früh tritt deshalb die Verwendung von Beinamen auf (J. Grimm Kl. Schr. 3, 354 f.). Aber man benutzt auch kleine Verschiedenheiten in der Aussprache des Namens selbst; gerade wie wir schon bei W. Grimms Kindern "Papa" und "Apapa" für zwei "Väter" ausgemünzt fanden. Doch auch bewusste Umgestaltungen müssen die Namen sich gefallen lassen, um z. B. Pseudonyme herzugeben (Sintenis Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur 1899): "Bettelheim" wird "Tellheim", "Zitelmann" wird "Telmann" (ebd. S. 16) — beinahe schon wäre ein Lautgesetz zu formulieren, wonach Eigennamen mit "tel" in der zweiten Silbe die erste abstossen! Die hebräischen Kabbalisten hatten eigene sehr komplizierte Mechanismen zur Umgestaltung und Vermehrung

der Namen (vgl. Siegfried in der Deutschen Litteraturzeitung 16. Okt. 1897 S. 1603). — Die Übersetzungen spielen eine eigene Rolle; sie sind nicht hier zu behandeln.

Offenbar liegt hier im Prinzip der gleiche Vorgang vor wie bei den "Doppelwörtern". "Knabe" und "Knappe", "Rabe" und "Rappe", "Ritter" und "Reiter" sind ursprünglich identisch; die Doppelformen werden in der Bedeutung differenziert wie wenn der gleiche Name bald als "Jean", bald als "Hans" oder "John" (wie etwa in der elsässischen Posse "D'r ney Jean" von Ferd. Bastian) verschiedene Personen bezeichnen muss.

Ebenso werden aber auch, wenngleich seltener, Appellativa willkürlich differenziert. Wir unterscheiden in Berlin "das Schloss" und "das Palais": das Palais bewohnte Kaiser Wilhelm I., das Schloss bewohnt der jetzige Kaiser. Das ist eine gemachte, künstliche Unterscheidung, die ein unterscheidendes Beiwort (wie "altes" und "neues Schloss") oder eine andere Bestimmung ("das Palais des ersten Kaisers") erspart. Es ist aber auch hier doch nur Sprachgebrauch normalisiert, willkürlich fixiert; gerade so wie wenn die Hauptstadt allein die allen Städten zukommende Bezeichnung πόλις (Stambul), ἄστυ (Athen), urbs (Rom) erhält.

3) Viel wichtiger sind solche Umgestaltungen des umlaufenden Sprachstoffs, die zu ganz bestimmten individuellen Zwecken vorgenommen werden. Und erst hier, nach vielleicht zwanzig andern Fällen künstlicher Sprachbehandlung, kommen wir zu solchen, die allgemein als "künstliche Sprachen" angesehen werden. Wir werden sehn, wie wenig sie sich von den besprochenen Vorstufen unterscheiden. — Auch über die "Geheimsprachen" bringt die Umfrage "Im Urquell" allerlei Material.

a) Wir beginnen auch hier mit den Kindern. Geheimsprachen der Kinderstube sind sehr beliebt. Behaghel (Deutsche Sprache S. 86) erwähnt die *p*-Sprache: "in jede Silbe des ursprünglichen Wortes wird die Silbe *p* mit einem Vokal eingeschaltet, z. B. "wipir wopollepen foport gepehn" = "wir wollen fort gehn". Schlimmer ist noch die "Erbsensprache", die hinter jeden Anfangskonsonanten das ganze Wort "Erbse" einschiebt: "duerbse woerbse illerbse sterbse nerbse ichterbse" = "du willst nicht"? (So wenigstens würde ich nach meiner Schulerinnerung in die Erbsensprache übersetzen;

es mag nicht ganz korrekt sein — Grammatik oder Wörterbuch sind mir nicht zur Hand!) Niemand wird behaupten, dass diese schreckliche Verunstaltung der Sprache dem Wortklang oder der Bequemlichkeit dient; man müsste denn die bekannte Busse, dass Jemand mit Erbsen im Schuh eine Wallfahrt macht, als Erleichterung der Pilgerfahrt auffassen. Die Absicht ist hier eben gerade, das Gesprochene unkenntlich zu machen, nämlich für jeden Uneingeweihten. Der Kenner vermag selbst bei schneller Aussprache die Erbsen wegzuwischen; für Andere rollen sie betäubend über die Lautbilder weg.

b) Die gleiche primitive Art der Sprachverschleierung findet sich aber auch ausserhalb der Kinderstube. Die Brüder Goncourt beschreiben in ihrem "Journal" (1, 339) die "langue javanaise", die Geheimsprache der Pariser "impures", die übrigens auch in der Mädchenpension erfunden sein soll. Nach jeder Silbe wird der gleiche Vokal erst mit *d*, dann mit *q* wiederholt: "Je de que vais dai qai bien den qen" = "je vais bien". Die Goncourt haben diese Dirnensprache in ihrem Roman "Charles Demailly" zur Anwendung gebracht. Sie erwähnen selbst ein einfacheres "Javanais", dass nur nach jeder Silbe ein "va" einschaltet. Die "lingua papanesca" (aus "javanesca"?) bildet übrigens auch eine Form der ital. Gaunersprache (K. Sachs Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1899 S. 416 nach Niceforo Il Gergo; Torino 1897). Bald werden die Konsonanten umgestellt: sini wird nisi, pani wird nipa; bald wird f oder icasse eingeschoben oder statt a aven, für e ender, für i inis, für o omber und für u ufurt gesprochen. Russische Analogien weist mir E. Berneker nach P. V. Sejn Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in d. Kais. Akad. d. Wiss. 4, 277—300 nach. Da werden bestimmte Silben wie ku- vorgeschoben; oder bestimmte Silben werden systematisch durch andere ersetzt; Laute wie sch oder Silben wie lesch werden eingeschoben; Buchstaben umgestellt usw.

Solche Künste kommen ganz entsprechend auch in Geheimschriften vor. In der bescheidenen Versteckspache der Mönche (MSD VII) wird z. B. für jeden Vokal der folgende Konsonant gesetzt: "nvx fbtxb" = "nux fatua". Doch haben wir auf Verunstaltungen der Schrift hier nur nebenbei einzugehn.

Dies Einschalten von ganzen Silben nun wie in den angeführten Geheimsprachen scheint doch gewiss etwas absolut

Künstliches, Willkürliches, wirklich θέσις im Sinne Whitneys. Aber dennoch — selbst hier könnte normalisierter Zufall vorliegen! Mayer und Meringer weisen (S. 86 f.) auf den bedeutenden Umfang des Lautstotterns hin. Das Schulkind, auf irgend einer Sünde ertappt, stottert vielleicht im ersten Schreck — und gerade weil der Lehrer es nicht versteht, entgeht es der Strafe; und das macht man sich dann in p- und va-Sprachen zu Nutze? Jedenfalls ist das Stottern bei Kindern sehr häufig (Preyer Die Seele des Kindes, 2. Aufl. S. 295, Rzesznizek Entwicklung der Kindersprache) und kann also zu solchen Sprachbildungen so leicht führen wie die beliebte "Echosprache von Endsilben und sogar Endlauten" (Lindner Naturgarten der Kindersprache S. 50) mit ihrem maken-ken-ken für "Marken".

Analoge Erscheinungen im allgemeinen Sprachleben sind schwerlich nachzuweisen; denn die Allitteration beruht nur etwa auf verwandtem Behagen an der Wiederkehr gleicher Laute, die Reduplikation aber ist etwas völlig Anderes. Sehr merkwürdig aber ist es, dass bei Geisteskranken "die hie und da beobachtete eigentümliche Verdoppelung oder Anhängung tonloser Silben" (Kraepelin Psychiatrie S. 502) als Kennzeichen der dementia paralytica angegeben wird — ebenso wie das "Silbenstolpern" (vgl. dazu Wundt Völkerpsychologie 1, 369; 374) im Sinn einer blinden Nachgiebigkeit gegen bequemeres Aussprechen schwieriger Lautkomplexe: "dritte reitende Artilleriebrigade" wird "drittende reitere Artilleriebrade". Der Geisteskranke in seiner Schwäche, der "Spracherfinder" in seiner Anstrengung treiben eben beide nur Neigungen zum Extrem, die in viel geringerem Grade allgemein vorhanden sind.

c) Auch das "argot", der Jargon der "bohémiens" beruht auf künstlicher Entstellung der herkömmlichen Worte, wie wenigstens Marcel Schwob in seiner "Etude sur l'argot français" behauptet. Ich kenne diese Untersuchungen nur aus dem Zitat bei W. G. Byvanck Un Hollandais à Paris en 1891. Dort heisst es: "bath" ou "bate", qui en argot signifie beau et bon, est formé artificiellement, suivant l'opinion de Marcel Schwob. On a gardé seulement la terminaison -ate-, assez fréquente en argot. Ainsi "moche" dans le jargon des voleurs ne serait autre que "mal" = "m-oche" (a. a. O. S. 23 Anm.). Das wäre also das gleiche "Anhängen tonloser Silben", wie bei den Paralytikern; das wäre dasselbe Verfahren wie bei

der studentischen eo-Sprache (vgl. zu derselben Kluge Studentensprache S. 62: "schl-eo" für "schlecht" würde dem "moche" völlig entsprechen).

Wenn Schwob allgemein behauptet, "que les termes de jargon sont des mots déformés du langage ordinaire, et non des métaphores, comme on croyait jusqu'ici" (a. a. O.), so ist der Satz in dieser Unbedingtheit zweifellos unrichtig. Wir haben bereits gesehen, und werden es noch weiter beobachten, dass die Metaphern in der That in den künstlichen Sprachen eine ungemeine Rolle spielen. Aber wir haben hier allerdings ein völlig anderes Prinzip: ein rein lautliches statt des inhaltlichen. Das ständig wiederkehrende -eo oder -ate oder -oche entspricht gewissermassen als Endreim dem Stabreim der p- oder va-Sprache. Eine behagliche Lust am sinnlosen Klang als solchem ist bezeichnend für diese Erscheinungen: und eben dadurch erinnern sie an uralte Phänomene wie den sog. "sinnlosen Refrain", das tralala, heirassassa u. dgl., über dessen vermutlich prähistorische Grundlage ich schon vor langen Jahren (Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 32 f.) Vermutungen geäussert habe, die Büchers schöne Studien über Arbeit und Rhythmus nun vielfach bestätigen.

d) In allen drei Fällen haben wir kunstmässige Umgestaltung des gegebenen Sprachstoffs vor uns — durch Einschieben, durch Streichen und Anhängen wird das Wort so entstellt, dass es nur noch dem verständlich ist, der den Schlüssel davon besitzt. Ganz allgemein herrscht dies Verfahren bei den Kosenamen. (Wir verstehen darunter die offiziell gewordenen, allgemein anerkannten Namensumformungen, die mit jenen "Tileto" und "Cissy" der Kinderstube und des Backfischzimmers nicht zu verwechseln sind). Bei den altdeutschen Namen wird gern aus einem zusammengesetzten ein Kurzname gebildet, in dem ein Namensteil — in der Regel der zweite — durch einen einzelnen Laut gleichsam symbolisch vertreten wird. Dietrich wird Diez, Heinrich wird Heinz: das *z* ist hypokoristisches Symbol für den Namensteil -rich. Das erinnert an die Art, wie in "schleo" oder "bath" das eigentliche Wort nur durch seinen Anlaut vertreten wird: wie denn auch gerade dies bei Kosenamen begegnet.

Dass "Hinz" und "Kunz" die grossen Kaisernamen "Heinrich" und "Konrad" vertreten, ist für den naiven Hörer min-

destens so unwahrscheinlich wie dass "Kreo" einen "Krätzer" bedeutet. So bilden aber die Namensabkürzungen und -umformungen in ihrer Gesammtheit eine konventionelle Sprache, die sich aus lauter scheinbar willkürlichen und dennoch nach bestimmten Gesetzen veränderten Sprachstücken zusammensetzt. Die Namengebung ist überhaupt immer derjenige Teil der Sprache, an dem die sog. "Spracherfindung" sich am liebsten und fast auch am freiesten bethätigt. Aber wirkliche Erfindung fehlt selbst hier noch. Die -eo, die -va usw. mögen willkürliche Improvisationen sein (was wir zwar bezweifeln) — der andere Teil des Wortes wahrt immer noch den Zusammenhang mit dem umlaufenden Sprachstoff.

III. In einer weiteren Reihe von Fällen entstehen künstliche Sprachen durch Übersetzung aus dem gewöhnlichen Sprachstoff.

1) Übersetzung ist auch eine Differenzierung. Aber die Freiheit der Veränderung ist hier durch das Muster der andern Sprache eingeschränkt.

Im Grund ist jede Übersetzung ein Stück Mischsprache: etwas von der inneren Form des Originals und seiner Sprache wird auch bei dem untadeligsten Dolmetsch in die neue Sprachbekleidung herüberdringen. Wir fühlen das bei den vollkommensten Übersetzungen z. B. des "Faust": Bayard Taylor, der unvergleichliche, Pradez, Sabatier — Jeder nimmt ein Stückchen deutsche Seele in die fremde Form, das uns dort nicht ganz behaglich eingeschnürt scheint. Thomasin von Zirklaere beherrscht das erlernte Deutsch; aber ein Kenner wie Schönbach (Anfänge des Minnesangs S. 75) bemerkt doch, dass er oft "bei der Übertragung lateinischer Worte ins Deutsche den Begriff mit einspielen lässt, den der Ausdruck im Italienischen hatte". Wenn der Chor im Nachspiel zu Molières "Malade imaginaire" singt:

Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore,

so kommt der Solœcismus dadurch zu Stande, dass die Raumanschauung der französischen Sprache in die lateinische übertragen wird: "dans notre corps savant" empfindet man auch in Verbindung mit "entrer" als Lokativ und nicht als Akkusativ. Wir sind stolz darauf, die herrlichsten Meisterwerke

der Weltlitteratur in klassischen Nachformungen zu besitzen; aber sehen wir selbst von den sonderbaren Donnerschen Griechen und Brausewetterschen Nordleuten ab, bei denen der Gypsabguss den Marmor so völlig verläugnet, halten wir uns nur an die Übersetzer, die selbst Wilamowitz' gestrenges. übergestrenges Urteil (vor seinen "Griechischen Tragödien") anerkennt — man wird es doch selbst bei Schlegel, bei Gildemeister oder Heyse durchfühlen, dass dieser Inhalt nicht in dieser Form gedacht war. Die Sprache des Vossischen Homer aber hat A. W. Schlegel (Werke 10, 150) geradezu als "ein selbsterfundenes Rotwelsch" bezeichnet. Die Sprache jeder Übersetzung ist im letzten Grund eine Kompromissprache, die auf mittlerem Gebiet zwischen zwei Idiomen, bald dem ältern näher bald dem neueren, sich schwankend bewegt.

Damit ist die Grundeigenschaft aller künstlichen Übersetzungssprachen angegeben. Nicht naive Auswahl, nicht kecke Änderung ist für sie bezeichnend, sondern eine mehr oder minder berechnete Vermittelung zwischen der Alltagssprache, aus der man übersetzt, und dem vorschwebenden Ideal einer Sondersprache.

a) Auch dies Verfahren hat in der Kinderstube seine Anfänge. Wie wir uns der Redeweise der Kleinen lautlich anpassen und "Baba" und "babbá" sagen, so übersetzen wir auch in ihr Fassungsvermögen. Das Kind weiss noch nicht, was ein Zahn ist; wir wollen ihm keinen neuen Begriff zumuthen und sagen deshalb "Beisserchen", denn was "beissen" ist, weiss es schon. Statt "Augen" sagt man in Süddeutschland gern "Guckerchen" und eine ganze Säuglingsanatomie liesse sich in derartigen Anpassungsworten geben.

b) Diese Ammensprache beschränkt sich aber doch auf ein enges Vokabular. Die nächste Stufe bieten wieder Berufssprachen. Sehr lehrreich ist wieder jene shetländische Fischersprache. Wir sahen, dass ihr Tabu-Charakter die üblichen Ausdrücke perhorresziert; nun kommt sie aber doch mit seltenen alten nicht aus und muss nachhelfen. Ihre Neubildungen aber sind nichts anders als Übersetzungen ins einfachste Fassungsvermögen. Das Pferd wird "der Geher", der Hund "der Knochenbeisser", die Kuh "die Brüllerin" (Kahle a. a. O. S. 272) — höchst naive nomina agentis wie aus der ältesten Epoche der Sprachschöpfung, reine Übersetzungen aus

dem Abstrakten ins Konkreten. Was ist ein "Pferd"? ein Begriff! was ist ein "Geher"? eine anschauliche Charakteristik — wie "Beisserchen" in der Kinderstube, wie "der Zerreisser" als Name des Wolfs in der idg. Urzeit. — Vgl. über Standessprachen allgemein v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 45. 194. 281—83. Günther Sprache und Recht S. 19 Anm. 24; über ihren Einfluss Bréal Sémantique S. 316 f.

c) Diese Manier wird systematisch ausgebildet in den Verbrechersprachen. Das Rotwelsch hat seine eigene grosse Litteratur; schon Conrad Gessner in seinem "Mithridates" von 1558 achtet (nach R. v. Raumers Gesch. d. deutschen Philologie S. 228) auf die künstliche Gaunersprache und neben Sprachforschern wie J. Grimm und Hoffmann v. Fallersleben haben Kriminalisten wie Avé-Lallemant und Hans Gross (Handbuch für Untersuchungsrichter) diese in der That höchst merkwürdige Erscheinung untersucht und analysiert. Eine sehr ausgedehnte Bibliographie gibt wieder L. Günther (Anm. 20, für das italienische Rotwelsch vgl. K. Sachs Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1899 S. 415). Für das Russische verweist mich E. Berneker auf N. A. Smirnow Wörter und Ausdrücke der Diebessprache, gesammelt aus Krestovskys Roman "Petersburger Spelunken" (Nachrichten der Abteilung für russ. Spr. u. Lit. in d. Kaiserl. Akad. der Wissensch. 4, 1065—87; russisch). — Von F. Kluge ist in nächster Zeit ein Werk über das Rotwelsch zu erwarten; auch J. Meier bereitet ein solches vor (Lit.-Bl. f. germ. u rom. Phil. 1899 S. 358).

Das Rotwelsch ist schon rein äusserlich wichtiger als die verbreitetste aller künstlichen Sprachen; und es hat fast auf jede andere abgefärbt: stark auf die Studentensprache (vgl. Kluge a. a. O.), auf die Handwerkersprache (eine Probe bei W. v. Polenz Der Büttnerbauer S. 229); manche Ausdrücke sind in die Sprache des täglichen Lebens eingedrungen. So gut wie die Soldatensprache beruht das Rotwelsch auf so einfachen Prinzipien, dass wir uns nicht wundern dürfen, überall verwandte Bildungen zu treffen. Leichte Entstellungen und Übersetzungen ins Konkrete bilden überall neben hebräischen Lehnworten das Hauptkontingent. Wie man einen Polizisten in Deutschland "Polyp" nennt, tauft man ihn in Italien "polimma" (Niceforo e Sighele La mala vita a Roma S. 168) und wie das Gold wegen seiner rötlich glän-

zenden Farbe bei deutschen Gaunern "Fuchs" heisst (Hoffmann v. Fallersleben Weim. Jb. 1, 331), so heisst es jenseits der Alpen "gialletto" (Niceforo S. 170). Hiess doch ebenso bei unsern Urvätern das Silber "das blanke Metall"; bei den italienischen Räubern heisst es "bianchetto"! Auf wirklicher Beobachtung beruhen all die neuen Benennungen: Bimbam die Schelle (Weim. Jb. a. a. O.) und Sumsum die Bassgeige (G. Freytag Werke 15, 158), Kleebeisser das Schaf (Weim. Jb.) und cacafuoco Gewehr (Niceforo S. 170; eine besonders charakteristische Neubildung). Eben deshalb spielt unter den Neologismen des Rotwelsch die Metapher eine so geringe Rolle. Die gelehrte Studentensprache vertauscht die Anschaungen und benennt nach abgezogenen Qualitäten: "Kameel", "Fink", "Besen"; die naive Gaunersprache taucht überall von neuem in die Anschauung ein und benennt nach ziemlich wahrnehmbaren Thätigkeiten oder Eigenschaften: Plapperling der Pantoffel, Grünspecht der Jäger. Ebenso anschaulich nennt das Pariser Argot etwa den Coiffeur 'gratte-poux' (Rossignol Dictionnaire d'Argot S. 56) oder das Transportschiff 'sabot', 'Holzschuh' (ebd. S. 97). Ebenso im Russischen: das Rotwelsch heisst "Musik" und enthält neben polnischen und kleinrussischen auch romanische, deutsche, häufiger aber tatarische, finnische, zigeunerische Lehnworte. Aber es zeigt selbst dabei Metaphern anschaulichster Art wie "Schelm" für "Mantel". — Über die künstlichen Sprachen im Russischen allgemein P. V. Sejn Zur Frage der künstlichen Sprachen a. a. O. 4, 277—300: die Räder und die Kartoffeln heissen "Roller", der Stiefel "Schnarrer" oder "Schlürfer" usw.

Diese ausserordentliche Kraft der Anschauung hob schon J. Grimm in seiner inhaltsreichen Besprechung von Grolmanns Spitzbubensprache (Kl. Schr. 4, 164 f.) hervor: "Die meisten dieser Ausdrücke tragen das Gepräge der einfachen Natur und sind aus lebendiger Beobachtung der Tiere, Felder und Völker hervorgegangen". Deshalb grade hat diese Sprache in ihren Neubildungen ein so uraltertümliches Gepräge; deshalb besitzt sie auch, wie ältere Sprachperioden, so viel mehrdeutige Worte: "Blankert" heisst "weisser Wein" oder "Schnee" (a. a. O. S. 66), "Hitzert" so gut "Sonne" wie "Ofen". In der Regel freilich ist die Bezeichnung so sicher gewählt, dass der Rätselcharakter fast verloren geht: "Schwarzreutery der Floh"

(G. Freytag a. a. O. S. 158), "Regenwurm eine Wurst" (J. Grimm S. 165, Hoffmann v. Fallersleben S. 332), "fungo (Pilz)" für "Hut" (Niceforo S. 171). Es ist nur natürlich, dass dies kräftige Vokabular von Sebastian Brant (Weim. Jb. 1, 233) bis zu Hoffmann v. Fallersleben (ebd. S. 341) zahlreiche Dichter angeregt hat, es poetisch zu verarbeiten: Pamphilius Gengenbach, Wenzel Scherffer, Joh. Michael Moscherosch sind im Weim. Jb. durch solche Proben vertreten. Neuerdings hat besonders H. Ostwald mit seinem Roman "Vagabunden" sich in diese Tradition gestellt (vgl. A. L. Jellinek in der "Nation" 27. Oktoker 1900 S. 64); daneben R. Bredenbrücker mit seinem "Dörcherpack" (z. B. S. 129: "Radling" Karren, "Biebrich" Kälte usw.). Ich will wenigstens zwei Beispiele geben, damit man den fremdartigen Klang dieser Kunstsprache beurteilen kann:

Wenzel Scherffer (1652):

Lasset das Briefen im Schocherbett bleiben,
Wollet der Derrlinge Jonen nicht treiben,
Leget den Blankert aus mühsamer Hand,
Trefft mit Beschöchern heut einen Anstand!

(Weimb. Jb. 1, 339: "Briefen" mit Kartenspielen. "Schocherbrett" Wirtshaus. "Derrling" Würfel. "Jonen" spielen. "Blankert" Kanne aus Zinn "Beschöchern" spielen).

Hoffmann v. Fallersleben (1854):

Funkert her! hier lasst uns hocken,
Hol der Ganhart das Geschwenz!
Auf dem Terick ists ja trocken,
Wie am Glatthart in der Schrenz.

(ebd. 341: "Funkert" Feuer. "hocken" liegen. "Ganhart" Teufel. "Geschwenz" Umherlaufen. "Terid" Erdboden. "Glatthart" Tisch. "Schrenz" Stube).

Das Rotwelsch ist das Muster einer Mischsprache. Für das Italienische zeigt das schlagend K. Sachs' schon erwähntes Referat über Niceforos "Gergo": Metaphern neben Archaismen, langue juvanaise neben einfachem Argot. Gemischter Herkunft sind schon die neuen Worte: hebräische Lehnworte (J. Grimm a. a. O. S. 165) und veraltete Ausdrücke unserer eigenen Sprache (S. 168) neben jenen Umschreibungen, die freilich besonders charakteristisch sind; vereinzelt begegnen auch hier Metaphern wie "Spitznase" für "Gerste" (ebd.

S. 165). "Mit diesen poetischen Wörtern (es sind fast nur Nomina, selten Verba) und den jüdischen (hier sind auch manche Verba, selbst Partikeln im Gang) verbinden nun die Gauner die gewöhnlichen deutschen Auxiliaria, Partikeln und Flexionen, kurz alles worauf kein Nachdruck liegt, drücken sie in der Jedermann verständlichen Sprache aus. Eigentümliche Flexionen benutzen sie nicht" (ebd. S. 166). Wohl aber haben sie eine eigene Wortbildung, über die wieder der Altmeister am besten gehandelt hat: "Es gibt gewisse (doch wenige) an sich bedeutungslose oder bedeutungslos gewordene Ableitungssilben, namentlich -ling, -hart (später abgeschliffen und tonlos -ert), -mann, -hans und -rich, durch deren sonst ungewohnte Verbindung mit an sich deutlichen Wurzeln diese für Nichtwissende verdunkelt werden. Beispiele: "Schreiling" (Kind), "Rauschart" (Floh), "Feldmann" (Pflug), "Sauerhans" (Zwiebel), "Härtrich" (Messer) (a. a. O. S. 166). Das ist im Prinzip nichts anders als das -ikos und -aten der Studentensprache, das -at und -oche des französischen Argol. Dennoch verläugnet sich selbst hier nicht die realistische Eigenart des Rotwelsch. Gewählt werden fast nur solche Suffixe, die als zweite Namensteile beliebt sind: -hart (wie in Richard), -mann und -hans wie in Kosenamen: Karlmann, oder Necknamen: Schmalhans, -rich wie in Dietrich; nur das allerdings besonders häufige -ling macht eine Ausnahme, die sich jedenfalls aus Münznamen wie Silberling erklärt. Was bedeutet aber diese Suffixwahl? offenbar eine Neigung zur Personifikation, zur Vermenschlichung. Das Ei heisst "Dickmann" und wird also einem kleinen rundlichen Mann verglichen, wie es auch im Volksrätsel als unbehilfliches Männchen vorkommt (Wossidlo Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 18 N. 20). Die Bohne heisst Langhans als wäre sie ein guter Freund, wie wieder ein Volksrätsel "Frau Bohne" (die ja schon bei Walther v. d. Vogelweide Lachm. 17, 25 vorkommt) nach Brandenburg, von Brandenburg nach Mühlenburg, von Mühlenburg nach Kanne reisen lässt (Wossidlo S. 24 N. 30 vgl. R. Petsch Neue Beiträge zur Kenntnis d. Volksrätsels S. 70).

Eine aus lebendiger Anschauung geschöpfte Umnennung der für die Spitzbuben wichtigsten Dinge legt sich also auf den Knochenbau und die Muskulatur der Sprache; und die künstliche Rede ist doch auch in ihren neuen Teilen von der

gewöhnlichen abhängig. Grade dadurch hat das Rotwelsch typische Bedeutung. J. Grimm spricht es aus, was wir für die künstlichen Sprachen überhaupt als leitenden Grundgedanken zu erhärten suchen: "der notwendige Zusammenhang aller Sprachen mit Überlieferung zeigt sich auch hier, kaum ein Wort dieser Gaunermundart scheint leer erfunden, und Menschen eines Gelichters, das sich sonst kein Gewissen aus Lügen macht, beschämen manchen Sprachphilosophen, der von Erdichtung einer allgemeinen Sprache geträumt hat" (a.a.O. S. 165). Auch für die noch unerklärten Worte lehnt Grimm (S. 167) die Annahme, dass die "ersonnen" sein könnten, ab.

d) Wiederholt nahmen wir oben schon auf die Rätselsprache Bezug, über die R. Petsch (a. a. O.) überaus belehrend, wenn auch etwas unübersichtlich, gehandelt hat (S. 66 f.). Was er (S. 73) "Klangworte" und "Klangnamen" nennt sind fast durchweg Versecknamen von der anschaulich kräftigen Art der rotwelschen Appellativa. "Wiga Waga" für die Wiege, "Fickfack" für die Egge (S. 77) erinnern an "Bimbam" Schelle, "Gigges gagges" albernes Zeug (Hoffmann v. Fallersleben S. 331), "Sumsum" die Bassgeige; "Trupptrapp" die Maus mahnt an "Trappert" das Pferd (ebd. S. 332). "Hitzgeber" (Petsch S. 51) heisst der Ofen wie rotwelsch "Hitzert". Daneben die Heiti der Kinderstube: "Stöters" (Hörner), "Smecker" (Mund), "Rüker" (Nase ebd.) wie "Beisserchen".

Stärker als in der Gaunersprache tritt aber in der Rätselsprache die Metapher auf: "Krauskopp" für 'Baum', "Kahlkopp" für 'Nuss' (Petsch S. 80). Es ist ja auch vielmehr gelehrter Pfeffer beim Gericht.

Die Rätselsprache (vgl. über sie Useners Rezension von Wossidlos Buch DLZ. 21. Dez. 1900 S. 3365) ist sozusagen ein unschuldiges Rotwelsch, auf momentanes Verstecken angelegt. Vereinzelt begegnen Versecknamen ja von der Urzeit her; ich erinnere nur an das uralte, auch in der Odysseussage verwandte Spiel mit den Scheinnamen "Niemand" oder dgl.; an die über die ganze Welt verbreiteten Märchen von dem Gnomen mit dem nicht zu erratenden Namen (reiche Belege in der Zs. d. Ver. f. Volksk. 10, 254 f.; vgl. u. zur Namenserfindung); an die zum Teil uralten "Weisheitsproben" und "Halslösungsrätsel" (Petsch a. a. O. 13 f.); an Vexirnamen bei

den Minnesingern: "der schoene glanz" bei Hezbolt von Weissensee, "Hildegunde" bei Walther (a. a. O. 74, 19). Eigennamen werden auch heut noch gern verrätselt, bald durch Umstellung und Entstellung (Sintenis a. a. O. S. 18), bald durch metaphorische Ersetzung (ebd. S. 20 f.), am liebsten aber durch Übersetzung (ebd.): Goldschmidt wird "Aurifaber", Eiben nennt sich "Taxus", Volkmann "Leander". So bilden die Pseudonyme in ihrer Gesamtheit eine Rätselsprache mit vielen Entlehnungen ("Ossip Schubin" von einer Figur bei Turgenjew Sintenis S. 22), manchen Metaphern, zahlreichen Übersetzungen und willkürlichen Entstellungen.

e) Nehmen bei Übersetzung innerhalb ein und derselben Sprache die Metaphern einen noch weiteren Raum ein, so erhalten wir eine künstliche Sprache vom Charakter der Skaldensprache. Diese verglich schon J. Grimm (a. a. O. S. 165) mit dem Rotwelsch, und zwar im lobenden Sinn; aber er lobt sie damit zu sehr. Die Skalden mögen bessere Menschen gewesen sein als die Gauner es zumeist sind; bessere Spracherfinder waren sie nicht. Zunächst schadet ihnen schon das, dass sie nicht, wie die Erfinder des Rotwelsch, von der Umgangssprache ausgehn, sondern von der Dichtersprache, die an sich eine normalisierte Sprache ist (vgl. oben I 2 c γ). Deren Eigenheit, landläufige Worte zu meiden, trieben sie nun auf die Spitze; Heinzel (Anz. f. d. A. 14, 44) bemerkte sehr richtig, wie gerade die nächstliegenden Metaphern vermieden werden. Statt dessen verstricken sie sich in das kunstvolle Netz ihrer "Kenningar" (über diejenigen in der Edda vgl. meine Altgermanische Poesie S. 156 f.), die an sich auch wieder nur eine allgemein verbreitete Erscheinung sind, bei ihnen aber zu einem notwendigen, unentbehrlichen Kennzeichen der poetischen Rede werden (vgl. a. a. O. S. 158). Immer künstlicher bauen die Skalden ihren poetischen Jargon aus; für Synonym wird Synonym gesetzt und gerade die Entfernung von der natürlichen Rede macht zuletzt den Stolz dieser Dichter aus. — Ähnlich wie den Skalden ging es den Poeten anderer Epochen, wenn sie sich zu gesucht von der Alltagsrede entfernten; den Hoffmannswaldau oder Lohenstein etwa (vgl. Ettlinger Hofmannswaldau S. 67 f.) oder selbst ihrem Gegner Zesen, der den Umschreibungen der Spitzbubensprache ganz nahe kam (meine Altgerm. Poesie S. 163). In bescheidenem Masse wird dies

metaphorische Übersetzen von der gewöhnlichen Sprache weg auch in andern normalisierten Sprachen mit wesentlich negativer Wortwahl geübt; in der Sportsprache etwa (vgl. o. I 2 c β), wenn die Termini des Rudersports auf den Reitsport übertragen werden: das Pferd wird "gesteuert", und umgekehrt: das Boot "geht als Erster durch das Ziel". Oder in der Ceremonialsprache (vgl. o. I 2 c α) etwa der feierlichen Kunstkenner, die bei Kritik einer Symphonie nur von Wärme des Kolorits, Verteilung des Lichtes, von dem tiefen Schlagschatten der Bässe, vom durchsichtigen Helldunkel der Mittelpartien, von gewagten Konturen des Schlusssatzes sprechen und wieder ein historisches Gemälde wegen der logischen Anordnung, der schneidenden Sprache, der polemischen Technik bei einem dennoch harmonischen Ausklingen der Skepsis loben so dass, wie G. Keller (Der grüne Heinrich 3, 197) diese parodistischen Zitate beschliesst, "jede Zunft im Habitus der andern einherziehen zu wollen scheint."

2) Übersetzung aus einer Sprache in die andere. In den besprochenen Fällen von Sprachmischung war immer eine Sprache entweder ganz allein oder doch ganz überwiegend herrschend. Freilich nähern sich die Studenten- und die Gaunersprache mit ihrem schweren fremdsprachlichen Ballast schon dem Begriff eigentlicher Mischsprachen; aber das Fremdwort wurde dann doch immer der heimischen Art angepasst, wie etwa im Rotwelsch das hebr. *boser* nach Analogie der vielen Neologismen auf -hart zu "boshart" (Fleisch) umgestaltet wird (J. Grimm a. a. O. S. 166). Den Charakter wirklicher Sprachmischung erhält ein Idiom erst, wenn die fremden Teile so zahlreich und so unverarbeitet vorliegen, dass die Verständlichkeit beeinträchtigt wird. Die Metapher- und Kenningsprachen übersetzen nur aus der deutschen Alltagsrede in volkstümlichere oder gesuchtere Sprechweise und haben freilich durchweg schon die Neigung, ihre Eigenart durch Aufnahme wirklich fremdsprachiger Bestandteile zu verstärken. Dahin gehört schon in der einfacheren Dichtersprache die Anwendung mythologischer Namen wie Apollo, Luna, Amor; in der Sportsprache die fremder Termini wie skiff, pacemaker, start; selbst in der Schriftsprache allgemein die bei uns viel getadelte Neigung zu entbehrlichen "gebildet" klingenden Fremdworten.

Im Grund findet Sprachmischung statt, "sobald sich überhaupt zwei Individuen mit einander unterhalten" (Paul Prinzipien S. 337). Ich kennzeichne die Phasen der Entwickelung zur vollaus gebildeten Mischsprache nur ganz kurz, weil diese Art "künstlicher Sprachen" unsere Hauptfrage, nach den Grenzen der Spracherfindung, am allerlockersten berührt.

a) Für noch nicht klar ausgebildete Begriffe werden Fremdwörter übernommen, so dass gewissermassen weniger eine Vermischung als eine Ergänzung stattfindet. So also etwa bei den ersten Berührungen zwischen Germanen und antiker Bildung und Sprache (vgl. Kluge in Pauls Grundriss 1, 305 f. sowie in der Vorrede zum Etymol. Wb.), zwischen Germanen und Slaven (Kluge bei Paul 1, 320) oder Finnen (Thomsen Einfluss des Germanischen auf die finnischen Sprachen): Stadium der Aufnahme von Lehnworten. Durch die massenhafte Aufnahme fremder Suffixe und Stämme werden die romanischen Sprachen von vornherein zu Mischsprachen; vgl. Caroline Michaelis Studien zur romanischen Wortschöpfung S. 97 f. A. Darmesteter De la création de mots nouveaux dans la langue française S. 169 f.

b) Neben den vorhandenen Ausdrücken werden fremdländische eingeführt: Stadium der Fremdwörterei. So also in Deutschland zu allen Zeiten, besonders aber im 17. Jh., Typus der berühmte ärztliche Ausspruch: "wenn die dolores erst cessieren, werden auch die Schmerzen aufhören", oder Fritz Reuters humoristische Erklärung: "die grosse Armut in der Stadt kommt von der grossen Poverteh her!" (Litteratur bei Günther Anm. 34 S. 301 f.).

c) Die Lehnwörter werden ganz verdaut und dem Sprachcharakter des aufnehmenden Volkes angepasst; die Fremdwörter bleiben unverdaut, wirken aber auf die Art der übernehmenden Sprache nur ausnahmsweise (wie in den Infinitiven auf -iren J. Grimm Kl. Schr. 1, 355 f. oder den Substantiven auf -erei) massgebend ein. Tiefer greift das scheinbar weniger gefährliche Übersetzen fremder Wortverbindungen ein. Es ist uralt und oft ist schwer zu unterscheiden, ob etwa "Gefahr laufen" und "encourir danger" stammverwandt d. h. der gleichen Metapher entsprungen sind oder im Verhältnis von Original und Entlehnung stehn (Heinzel Stil der altgerm. Poesie S. 1 f.). Sehr bald fügt dies Entlehnen von Re-

densarten der Sprache ernstlichen Schaden zu. Man beginnt mit scherzhaften Barbarismen, wie wenn Felix Mendelssohn-Bartholdy in England gefragt wird: "Haben Sie einen Kalten gefangen" ("have you caught a cold?"); Freiligrath und Rodenberg haben längere Zeit mit einander scherzhaft in diesem Jargon korrespondiert für den sonst besonders die deutschen Ansiedler in Amerika berüchtigt sind. Allmählich führt dies Nachmachen von Verbindungen, die die deutsche Sprache eigentlich nicht zulässt, zu einer völligen Entfremdung vom Sprachgefühl, wohin das unschöne Häufen der Fremdwörter noch nicht zu führen braucht.

Lustige Beispiele der Sprachmischung, die aus solcher wörtlicher Wiedergabe einzelner Worte und Redensarten entsteht, gibt das Buch von Schaible Englische Sprachschnitzer im Deutschen (Strassburg [3] 1886; der Verf. nennt sich im Stil seines Buches mit einem schottisch klingenden Anagramm O'Carus Hiebslac). "Fürst der Unterwelt" wird "King of the Netherlands" (S. 35). "I like soft boiled eyes" wird übersetzt statt "eggs", und umgekehrt: "die Eier" — S. 103; ein hübscher Beleg Vossische Zeitung 7. Dez. 1900 Abendblatt — "die Eier dieses Mädchens sind träumerisch" (S. 69). Andere Wendungen: "Ich kaufte mir einen Trunk (a trunk) beim Sattler" (S. 56). "Das Baby ist sehr streng für sein Alter "very strong" (S. 55). Beispiele solcher internationalen Missverständnisse auch bei Wundt Völkerpsychologie 1, 387 Anm.; aus der modernen Zeitungssprache bei C. Abel Nation 17. Nov. 1900 Abendblatt aus McKinleys Botschaft; vgl. auch Dunger Gegen die Engländerei S. 14 f. — Ebenso wie eine englisch-deutsche gibt es eine französisch-deutsche Mischsprache, nämlich im Elsass; reiche Belege gibt Schuchardt (Romanisches und Keltisches, Strassburg 1886 S. 259 f.). Da heisst der Storch "chtork", die Schnake "chnôque" (S. 273). Oder der elsässische Deutschfranzose fragt "Est ce que cela vous goûte?" "Schmeckt Ihnen das? und ruft "Pas si beaucoup!" "Nicht so viel!"

Aber in der Zeit, da die Morgenröte unserer klassischen Dichtung aufging, schrieb ein Poet wie Lenz noch ganz ernsthaft: "Hüten Sie sich, sich so einen Lächerlichen zu geben" ("se donner un ridicule", Lenz Werke 1, 236). Und jeder Zeit hat eine Sprachmischung zwischen der Sprache der Gebildeten und der des Volks existiert ein "Missingsch", dem besonders

die Fremdwörter als Spielball dienen müssen (vgl. dazu Wundt Völkerpsychologie 1, 377). Hier also liegt wirklich eine Mischsprache vor, in jener konventionellen Vulgärsprache des Theaters (s. o. I 2 γ) nur scheinbar.

d) Aber dem natürlichen Sprachgefühl ist auch die prinzipielle Rückdeutschung gefährlich. Der Purismus beseitigt leicht Fremd- und Lehnwörter, die in den Organismus der Sprache eingewachsen sind und schädigt durch massenhafte Übersetzung einzelner Worte so gut wie der Auswanderer am Mississippi durch vereinzelte Aufnahme fremder Wendungen. J. Grimm selbst hat geklagt, wie die Pedanten, statt den Omnibus durch einen "Allen" zu ersetzen, mit einem "Allheitswagen" angefahren kommen; aber wenn mit pedantisch genauer Wiedergabe etwa (um moderner Sünden zu geschweigen) "distrait" mit "zerstreut" übersetzt wurde, so mochte Lessing mit gutem Grund einwerfen: "Ich glaube schwerlich, dass unsere Grossväter das Wort verstanden hätten"; noch Schlegel übersetzte "distrait" durch "Träumer" (Kluge Etymol. Wb. S. 416), "Träumer" gibt den Sinn wieder, "zerstreut" die französische Anschauung. Wir haben uns nun an "zerstreut" gewöhnt und sind weitergegangen; zu dem Partizip haben wir das ganze Verb gebildet: "Ich will mich zerstreuen". Wer kann das ohne Entsetzen hören, wenn man es anschaulich aufnimmt? Aber uns hat das übersetzte Fremdwort eben ein Stück Anschauung zerstört. Wie viel besser hätte man da noch den fremden Klang beibehalten und mit gutdeutscher Meisterschaft (Wackernagel Die Umdeutschung fremder Wörter Kl. Schr. 3, 252 f.) allmählich dem Sprachganzen einverleibt!

e) Durch Zerstörung der inneren Sprachform mittels solcher Übertragungen (vgl. Paul a. a. O. S. 339) und des Kolorits der Sprache durch zu viel unverarbeitete Fremdwörter wird schliesslich der Organismus der Sprache aufgelöst und nun, indem sich die aufgelöste Sprache mit einer zweiten gleich gelockerten zusammenfindet, entsteht die wirkliche Mischsprache; wofür ich nochmals auf Paul (S. 337 f., mit Litteratur) sowie auf Windisch Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter (Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 97 II) und Wundt Völkerpsychologie 1, 382 f., und auf den populären Vortrag von M. Grünbaum Mischsprachen und Sprachmischungen (Virchow-Holtzendorffs Vorträge 1886) verweise. Als Beispiel

sei etwa das humoristisch gemeinte Deutschfranzösisch Riccaut de la Marlinières oder des sogen. Deutschfranzosen Jean Toucement (Goedeke Grundriss[2] IV, 1, 24) angeführt.

f) Über die Grenzen der menschlichen Sprache geht die Mischung von Tier- und Menschenrede hinaus. Zwar die Anreden an Pferde, Hunde, Katzen, die "Hü!" und "Hott!" usw. sind erst Kompromissprachen vom Typus der Ammensprache, bei denen der geistig höher Stehende sich in die Redeweise des niedriger Stehenden zu setzen bemüht. Auch wenn umgekehrt Tiere mit eingelernten Stücken menschlicher Rede uns entgegenkommen (vgl. v. d. Gabelentz a. a. O. S. 294), macht dies kümmerliche Einsprengen von Worten und Sätzchen, das ihre eigene "Sprache" völlig unberührt lässt, eine eigentliche Mischsprache noch nicht aus. Anders, wenn Aristophanes mit berechneter Kunst Tier- und Menschenstimmen einander annähert. Freie Erfindung liegt hier allenfalls in dem Gedanken der Mischung selbst — aber stammt der nicht auch aus Märchen und Kindergebrauch, aus der Notwendigkeit jener Kompromissprachen zwischen den Menschen und seinen Haustieren?

Lustig denkt sich Robert Hamerling (Homunculus S. 253) "eine allgemeine Sprache, ein vereinfacht Volapük" aus, das für Menschen und Tiere passen soll:

eine Sprache
Angepasst den Stimmorganen
Auch der Tiere: ganz aus Lauten
Der Natur gebildet, Tönen
Und Geräuschen in verschiedner
Stärke, wechselnder Betonung,
Abgestuft in Höhe, Tiefe,
Und begleitet von Geberden,
Deutungsvoll dem Sinn vermittelt.

Das wäre dann freilich das Ideal von Kunst und Natursprache zugleich und eine "allgemeine Sprache", neben der das Volapük und alle Weltsprachen zu Winkeldialekten herabsinken müssten! (Eine ähnliche Phantasie bei Schubart Das Paradies der Kunst S. 121. 123). —

Wir kommen nun erst zu den im engern Sinn so genannten "künstlichen Sprachen": Sprachen, die im Drang des Augenblicks oder auch in berechneter langsamer Herstellung

wirklich an die Stelle der gewöhnlichen Rede treten und mit dieser gar keine Gemeinschaft mehr zu haben scheinen. Zwar gilt dies letztere von der bekanntesten, zuerst zu besprechenden Klasse künstlicher Sprachen am wenigsten.

IV. Künstliche Sprachen entstehen durch berechnete Kombination und Kontamination mehrerer Einzelsprachen.

Hier liegt also eine künstliche Herstellung von Mischsprachen vor; und in der That sind solche Erfindungen fast immer aus Kreisen hervorgegangen, denen die Mischsprache irgendwie schon nahe lag. Schleyer, der Erfinder der bekanntesten hierhergehörigen Sprache, des Volapüks, ist als katholischer Geistlicher an das Durchweben deutscher Rede mit den lateinischen Sätzen und Worten gewöhnt, dazu noch in Konstanz auf einem Grenzgebiet wenn nicht der Sprachen so doch der Dialekte ansässig. Und dass diese Kunstsprachen überhaupt jetzt plötzlich wieder Mode werden, hängt nicht nur mit dem Geschmack unserer Zeit an Kombinationen aller Art zusammen, der Stillosigkeit in der Architektur, Kunstweine und Tragikomödien begünstigt; sondern es hat auch in den kosmopolitischen Tendenzen unserer Zeit einen Boden, in den Richtungen auf internationalen Vereinigungen und Verträge, Meterkonferenzen, Massbenennungen (Watt, Ohm, Ampère) und vor allem auf den gemeinsamen Besitz einer Terminologie des Verkehrs.

Eine ungefähre Übersicht der hierher zu rechnenden Bestrebungen gibt Hans Moser in seinem "Grundriss einer Geschichte der Weltsprache" (1888, in dem grossen Blütenjahre der Weltsprachenbewegung), wo allerdings lange nicht alle Versuche erwähnt und die älteren nur ganz flüchtig genannt sind. Mit der Frage, wie weit eine Weltsprache überhaupt Aussicht auf Verwirklichung habe, darf ich mich hier nicht befassen; meine negative Antwort hab ich schon vor 10 Jahren (Sonntagsbeilage der "Vossischen Zeitung" 27. Juni 1886) zu begründen versucht. Ich stelle hier nur zur allgemeinen Orientierung eine Anzahl charakteristischer Urteile kurz zusammen.

1766. Joh. Gottfr. Herder Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten (in Suphans Ausg. 1, 191): "Betrachtet eine Philosophische Sprache! Wäre

sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf. Käme eine allgemeine Sprache zu Stande, so wäre bei ihren Zeichen notwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unserer Dekadik . . . Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht der andere höret . . . Je mehr sich die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet: je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellesten Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Ein Beispiel: Fleuch die Schlange, ruft mir Jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werde ich von selbst, so bald ich von ihr höre".

1822. J. Grimm a. a. O. (über Grolmanns Spitzbubensprachen, Kl. Schr. 4, 165: die Gauner "beschämen manchen Sprachphilosophen, der von Erdichtung einer allgemeinen Sprache geträumt hat."

1837. Th. Mundt Die Kunst der deutschen Prosa (S. 13 f.): "Eine allgemeine Völker-Assoziation, wenn sie wirklich historisches Ziel ist, wird dennoch die Volkssprachen nicht verwischen. Noch weniger wird sie aber die allgemeine Sprache herstellen, die eine Zeitlang ebenfalls als höchstes Ziel und Ideal des Völkerverkehrs angesehen ward . . . Mit der allgemeinen Weltsprache würde man bei seinem nächsten Wandnachbar kein Stück Brot fordern können, und wenn man noch weit mehr damit zu erreichen vermöchte, so würde es immer unnütz und wirkungslos sein. Denn da die einzelnen Gedankenverbindungen ebenso sehr etwas Individuelles und Nationales sind, als die Sprache, so würde mindestens jede Volksindividualität ein anderes nüanciertes System der Pasigraphie haben, mithin diese widersinnig und unnötig sein, da sie die volkstümlichen Trennungen doch nicht zu überwinden vermöchte. Das Problem einer allgemeinen Sprache bewies bei seiner Ausführung immer die notwendige Individualität der Sprache. Der Franzose wird daher fortfahren, französisch zu schreiben, der Engländer englisch, der Deutsche deutsch."

1858. Ernest Renan De l'origine du langage (S. 95): "On ne peut admettre dans le développement des langues aucune révolution artificielle et sciemment exécutée . . . C'est

pour cela que le peuple est le véritable artisan des langues, parce qu'il représente le mieux les forces spontanées de l'humanité. Les individus n'y sont pas compétents, quelque soit leur génie; la langue scientifique de Leibniz eut probablement été, comme moyen de transmission de la pensée, moins commode et plus barbare que l'Iroquois."

1878. Friedrich Nietzsche "Menschliches Allzumenschliches" N. 267 [Werke 2, 250] erklärt das Sprachenlernen für ein notwendiges Übel; "welches aber, zuletzt, zum Äussersten kommend, die Menschheit zwingen wird, ein Heilmittel zu finden: und in irgend einer fernen Zukunft wird es eine neue Sprache, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehrs überhaupt, für Alle geben, so gewiss als es einmal Luft-Schifffahrt gibt. Wozu hätte auch die Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprachen studiert und das Notwendige, Wertvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt?"

1888. Hugo Schuchardt Auf Anlass des Volapüks (S. 33): "Eine Weltsprache liegt durchaus in der Richtung unserer praktischen Bedürfnisse; sie erscheint als die Ergänzung, als die Krönung unserer internationalen Einrichtungen. Aber eine Weltsprache ist auch — weit entfernt den Spott der Gelehrten zu verdienen — ein wissenschaftliches Desiderat."

1891. Gustav Meyer Weltsprache und Weltsprachen (in "Essays und Studien", 2. Bd., 1893 S. 37): "Die Sprache ist kein selbständiger Organismus, der nur seinen eigenen, ihm innewohnenden Entwicklungsgesetzen folgt, sondern sie ist an die vielen Millionen von Individuen gebunden, welche auf der Erde leben. Mit der Entwicklung dieser ist die Entwicklung der Einzelsprachen und ihre Einwirkung aufeinander unlöslich verbunden . . . Eine solche, die ganze Sprachentwickelung abschliessende Allsprache ist eine Träumerei, und ich mag die Lust an Träumereien Niemandem verkümmern; sie ist eine Utopie, wie Bellamys Gemälde von der zukünftigen gesellschaftlichen Erhaltung der menschlichen Verhältnisse" (Ebd. S. 43): "Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, dass der überwiegend grösste Teil aller Bewohner unseres Erdballs an der Schöpfung einer Weltsprache nicht das mindeste Interesse hat. Ich meine damit nicht bloss die vielen Millionen der Naturvölker, sondern beispielsweise unsere stei-

rischen oder oberschlesischen Bauern, an denen für lange Zeit noch ganz andere Kulturarbeit zu thun ist, bevor man sie mit den Segnungen eines Volapük beglückt. Wer sich nicht am Weltverkehr beteiligt, hat von vornherein mit einer Weltsprache nichts zu schaffen."

1899. Ernest Naville spricht sich (nach dem Referat von R. Galle in der "Kritik" 15. Juli 1899) für eine internationale Sprache neben den Nationalsprachen aus.

Diese acht Kritiker aus fast 100 Jahren stellen, wie mir scheint, eine nicht uninteressante Kurve in der Beurteilung der Idee einer Weltsprache dar. Herder hält die Weltsprache nicht für unmöglich — was hätte sein Zeitalter der Vernunft nicht zugetraut! — aber sie ist ihm unsympathisch, weil sie die Individualität des Ausdrucks zerstören müsste, weil sie die Mitteilung zu abstrakt von dem Einzelfall loslöst. J. Grimm sieht — wie G. Meyer — die allgemeine Sprache als eine Träumerei an, weil nur aus dem wirklichen Leben kräftiges Sprachleben erwachsen kann. Th. Mundt betont, wie unpraktisch solche Weltsprache sein müsste, und Renan drückt das noch kräftiger aus und motiviert es wie J. Grimm. Aber Nietzsche, Schuchardt und Naville stellen sich mit Entschiedenheit auf die Seite der internationalen Sprache. Schuchardt sieht sie als Gipfel der immer zusammenfassenderen Bemühungen wissenschaftlicher Art an — gerade wie Diels (s. u.) die Weltsprache als den Höhepunkt wissenschaftlicher "Integration" auffast —, Naville als Vollendung der internationalen Bestrebungen, Nietzsche fasst beides zusammen. Ebenso meinte schon Hebbel ("Über den Styl des Dramas" Werke 10, 98), dass von einem bestimmten Gesichtspunkt aus "der Gedanke an eine Universalsprache, gegen die sich die verschiedenen Nationalsprachen wie ebenso viele ihr vorhergegangenen Exerzitien verhielten, wenigstens nicht unvernünftig und willkürlich erscheint". Im Gegenteil! Dieser so gefasste Gedanke ist eigentlich die notwendige Konsequenz der Lehre W. v. Humboldts von der allgemeinen "Entwickelung der Sprachidee". Wenn nach Hegel die Geschichte den Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit zeigt — warum sollte dann auf der höchsten Stufe der Sprachentwickelung nicht bewusste Sprachbildung die unbewusste Arbeit der Millionen ersetzen können? — Und wenn die Idee der Welt-

sprache heut wieder so viel Anhänger zählt, hängt das eben damit zusammen, dass auch die Vorstellung einer allgemeinen progressiven Sprachentwickelung wieder erneut ist, am entschiedensten von Baudouin de Courtenay vom phonetischen und von O. Jespersen (Progress in language, London 1894; Hauptsatz S. 127) vom syntaktischen Standpunkt aus. Und wenn Gustav Meyer seinem Freund Schuchardt widerspricht, so thut er es dennoch aus einem Grund, der W. v. Humboldt und J. Grimm gewiss, und wahrscheinlich auch Herder und Mundt sehr wenig zugesagt hatte: weil die Sprache kein Organismus sei und die Gesamtarbeit von Millionen sich nicht so einfach "integrieren" lasse. — Herder und J. Grimm sind aus ästhetischen, Mundt und Renan aus praktischen Gründen der Weltsprache abgeneigt; Nietzsche, Schuchardt und Naville lassen sich hierauf nicht ein (Navilles Aufsatz kenne ich zwar nur aus jenem kurzen Referat), weil die Überzeugung von der notwendigen Annäherung der internationalen Sprache ihnen genügt, und G. Meyer bestreitet nur noch diese Notwendigkeit, da die mannigfachen Richtungen und Interessen der redenden Menschheit nicht auf Ein Ziel weisen. Mit andern Worten: die Frage der Weltsprache ist aus einer ästhetischen und praktischen eine wissenschaftliche, empirische geworden; allerdings erst in den Anfängen. Das so ungemein lockende und wichtige Problem, ob in der Entwickelung der neueren Sprachen sich eine einheitliche Tendenz verrät, ist kaum noch angefasst worden; etwa nach der lautphysiologischen Seite von J. Baudouin de Courtenay in seinem Vortrag "Vermenschlichung der Sprache" (1893), in flexivischer Hinsicht durch die häufigen Hinweise auf Ersatz der Flexion durch Umschreibung, Abschleifen der Endungen u. dgl., inhaltlich durch die Betonung zunehmender Spezialisierung im Ausdruck usw.

Von solchen Erwägungen aus ist man auch dazu gekommen, eine einzelne natürliche Sprache als Weltsprache der Zukunft zu proklamieren. K. Borinski (Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik S. 31) meint: "Eine im tiefsten Grunde generalisierende Sprache wie die englische kann uns bereits einen Vorgeschmack geben, woran die Sprachen oder die Sprache der Zukunft — seien sie noch so konservativ, wie z. B. die unsere . . . einmal anlangen müssen" (1891). Neuerdings hat Diels in einer Akademierede (Sitzungsber. d.

Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1899, XXXII; Referat in der "Vossischen Zeitung" 30. Juni 1899 Morgenblatt) ebenfalls ausgesprochen, dass das Englische durch seine Struktur geradezu zu einer Weltsprache vorausbestimmt sei. Das behauptete schon Jochmann in seiner (anonymen) Schrift "Über die Sprache" (Heidelberg 1828), der freilich noch das Französische daneben stellte (S. 200 f. 212 f. 338). Doch fügt Diels auch den Hinweis auf die vielen Millionen bei, die englisch sprechen. Nennt er noch als — überwundenen — Mitbewerber des Englischen das Französische, für das dagegen Schuchardt (Romanisches und Keltisches S. 302 f.) eintritt, so hält G. Meyer (a. a. O. S. 40) das Russische, Brunnhofer (Kulturwandel und Völkerverkehr 1891, nach dem Referat von G. Steinhausen in den Jahresber. f. n. d. Lit.-Gesch. III: I 24: 27) das Deutsche dafür. Ein reformiertes "Weltdeutsch" ohne Artikel wollte auch der Orientalist Martin Schultze zur Weltsprache machen (Vossische Zeitung 14. Sept. 1899 Morgens). Zu denken gibt es immerhin, dass über die Aussichten des Englischen auf eine sprachliche Weltherrschaft alle einig sind. Eine Statistik über den "Kampf der Kultursprachen", allerdings von einem Engländer, Lewis Carnac, aufgenommen, zeigt das allmähliche Ansteigen der jetzt regierenden Sprachen:

	sprachen Millionen Menschen					
Am Ende des	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	span.
15. Jahrh.	4	10	3	10	$9^1/_2$	$8^1/_2$
16. „	6	10	3	14	$9^1/_2$	$8^1/_2$
17. „	$8^1/_2$	10	3	20	$9^1/_2$	$8^1/_2$
18. „	20	30	31	31	15	26
19. „	116	80	85	52	54	44

(Umschau 5. Aug. 1899 S. 632. Mir scheinen freilich diese Zahlen recht zweifelhaft und besonders das riesige Anwachsen des Italienischen unerklärlich). Bei gleicher Progression würden nach demselben Gewährsmann sprechen am Ende des 20. Jahrh.:

	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	span.
Millionen	640	210	233	87	77	74

Damit wäre denn freilich die Weltherrschaft des Englischen so sicher wie das Herabsinken der romanischen Sprachen zu "Weltwinkelidiomen"; obwohl man sich immer noch

vorstellen könnte, dass das Englische, wie das Latein im Römerreich, den Provinzialssprachen freien Raum liesse. Mir scheinen solche Prophezeiungen so gewagt wie etwa die Max Müllers, dass in Zukunft Christentum, Mohamedanismus oder Buddhismus Weltreligion sein werde. Mir kommt es vor, als läge das Ideal "Ein Hirt und Eine Heerde" eher hinter uns als vor uns.

Jedenfalls liegt auch in der Meinung, eine "natürliche" Sprache wie das Englische, oder doch eine nur halbkünstliche wie das Neulatein (für das Diels a. a. O. S. 22 unsicher, N. Sturmhoefel Neulatein als Weltsprache 1884 sehr energisch eintritt) werde internationale Verkehrssprache werden, eine Abwendung von der alten Idee der künstlich ersonnenen Gemeinsprachen.

Diese selbst kommen nun scheinbar dann für unser Thema gar nicht in Betracht, wenn sie aus wirklichen Sprachen kombiniert sind; denn von reiner Spracherfindung kann ja dann nicht die Rede sein, die Tradition, deren Wesen J. Grimm (a. a. O.) als von dem der Sprache untrennbar erklärte, hat ja ihr Recht. Dennoch ist eine kurze Durchsicht einiger solcher Typen nötig; denn wir müssen feststellen, wie weit der Gesichtspunkt der Sprachvermischung selbst ein ganz willkürlicher ist. Zur allgemeinen Charakteristik schicke ich die Worte von Diels (a. a. O. S. 21) voraus. "Alle diese Kunstprodukte erinnern etwas an den Faustschen Homunculus. Denn auch die Sprachen sind Organismen, die sich nicht in der Retorte brauen lassen."

1) Das Volapük wurde 1885 von Joh. Martin Schleyer, Pfarrer zu Litzelstetten bei Konstanz, veröffentlicht und hatte einen Erfolg, dessen sich keine andere Weltsprache rühmen kann. Als ich 1885 in Paris war, wurde man auf der Strasse überschrien von Männern, die "la langue universelle! la grammaire du Volapuk!" feilboten. In romanischen Ländern fast noch mehr als in Deutschland bildeten sich "Volapükaklubs". 1890 sollen sich etwa 13000 Menschen im internationalen Verkehr dieser Handelssprache bedient haben (Galle a. a. O. S, 478). Ich besitze eine von Schleyer komponierte Volapük-Hymne für gemischten Chor, die so beginnt:

Yüin-ob-sòk slä-nè blodäla,
Di-ko-dı valite ʿe-tòbs.

Tönöls jùli bàla dàla,
Vòla püke kòsyubòbs,

auf deutsch:

Friede, Brudersinn zu pflegen,
Eintrachtsinn sei uns Panier!
Jauchzet diesem Werk entgegen!
"Eine Sprache!" ruft mit mir . . .

Der Absturz, wie ihn G. Meyer (a. a. O. S. 46) gegen den Widerspruch von Alfred Kirchhoff und Hugo Schuchardt voraussagte, kam bald. Wo ist heut das Volapük? Wo der Enthusiasmus für Jägerhemden und Kneippkur geblieben ist: die Weltreligion ist zur Winkelsekte herabgesunken.

Über die Schwächen des Volapük haben z. B. Beermann "Studien zu Schleyers Weltsprache Volapük" (1890; vgl. G. Meyer a.a.O. S. 28, Diels a.a.O. S. 22) und Hans Moser (Grundriss einer Gesch. d. Weltspr. S. 40 f.) gehandelt (andere Litteratur bei Moser S. 41 Anm.). Beermann sagt: "Volapük in seiner jetzigen Gestalt ist allenfalls für den schriftlichen Handelsverkehr geeignet . .; in der Poesie sowie überall da, wo es auf Schönheit der Darstellung ankommt, hat es keine Statt; für den mündlichen Verkehr ist es unbrauchbar. Seine Erlernbarkeit ist nicht leichter als die der meisten Kultursprachen; denn was durch die Regelmässigkeit seiner Lautbezeichnung und seiner Flexion gewonnen wird, geht durch die Unregelmässigkeit seiner Wortbildung wieder verloren. Die einzigen Vorzüge, welche Volapük vor den Natursprachen hat, sind seine teilweise auf Kosten der Deutlichkeit erlangte Kürze und seine Internationalität, wenn letztere auch in der Hauptsache sich als nur scheinbar erweist, da sie nur das Äussere, nicht aber den Geist betrifft." Vollkommen zutreffend! Volapük bleibt eine Übersetzungssprache, ein unmöglich gemachtes Deutsch, im Grund nicht viel besser als das von Moser (a. a. O. S. 15) der Vergessenheit entrissene "Weltdeutsch" eines Anonymus P, der unsere Muttersprache zur Universalsprache "vereinfachen" wollte, indem er z. B. folgenden Satz bildete:

"Hast du einen grosser Woltäter unter die tiers als mich? Das biene fragte den mensch. Ja wol, dieser erwiderte" . . .

Schleyer selbst gibt in seiner "Grammatik der Universalsprache für alle gebildete Erdbewoner" (Dritte Aufl. 1884) als Prinzipien an: "Der Weltsprache liegt die englische

Volkssprache zugrunde, weil diese wohl von allen Sprachen gebildeter Völker die leichteste und verbreitetste ist" (S. 25) "Die Universalsprache vermeidet (um der romanischen und ostasiatischen Völker sowie der Kinder und Greise willen) häufig die Buchstaben r, rr, h, c, ch, ng, engl. th, russ. jtj u. ä." (S. 27; vgl. aber Diels S. 22). Ausserdem sieht sie auf Kürze, kennt wie das Englische keine Genera und vermeidet thunlichst alle Häufungen von Buchstaben, auch schon Verdoppelungen (S. 26).

Man sieht: dem Verf. wurde zunächst das Englisch als Grundlage von der Stimmung der Zeit entgegengebracht; und von hier auch die Geschlechtslosigkeit der Nomina. Die Vermeidung bestimmter Laute ist aus der Beobachtung gewisser Sprachen — übrigens mit grosser Inkonsequenz — abgeleitet.

Die Durchführung ist freilich willkürlich genug — und doch haftet sie an der Vorzeichnung der natürlichen Sprache! Der Genetiv Sg. wird durch *a*, der Dat. durch *e*, der Akk. durch *i* bezeichnet (S. 36) — Übernahme der auch bei den Kindern so beliebten Ablautsreihe, nur in thörichter Wendung vom Klang (*a*, *i*, *u*) zum Alphabet (*a*, *e*, *i*)! Der Plur. hängt immer ein *-s* an; das ist schon idg.! Die Suffixe sind ganz aus lateinischen (*-ik* = *-icus*) oder deutschen (*-il* Diminutiv S. 39) gebildet; sogar die substantivischen Partizipia erhalten (S. 67) eine Sonderstellung nach deutschem Muster! Oder es wird nach ungarischer Art der Vatersname vorausgestellt (S. 35) und eine Art Vokalharmonie erstrebt. Vor allem aber: der Erfinder bleibt völlig im Schematismus der europäischen Kultursprachen stecken, so völlig, dass er z. B. (S. 64) auf die Nachricht, es gebe Indianersprachen, "denen sogar der Infinitiv gänzlich mangelt (!)" mitleidig ausruft. "Welch eine Armut und Unbeholfenheit in diesen lebendigen Sprachen!" (Vgl. allgemein Schuchardt a. a. O. S. 24).

Eine gewisse Selbständigkeit, eine Annäherung an die Technik der "philosophischen Sprachen" zeigt sich nur in der Agglutination der Modi z. B. elogofölsvli-la "Frauen, die etwa möchten gesehen haben" (S. 65; Schleyer ruft voll Selbstbewunderung: "Welche Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit unserer Allsprache! Hier gibt es zu denken!" Vgl. S. 88 den Hymnus auf die Weltsprache: "Wer sie nicht achtet, kennet den Zweck ebenderselben nicht. Solche Menschen haben ein enges Herz" ...) Aber die ganze Art der Agglutination selbst

beruht ja doch auf dem Muster der gesprochenen Rede wie auch auf der Analogie der abstrakten Sprachen: der mathematischen, chemischen usw., über die noch später zu handeln!

Man sieht: es gibt auch hier keine Parthenogenesis. Die Form der Umgestaltung ist durch die lebende Sprache gegeben; ihre Prinzipien sind durch die moderne Sprachentwickelung vorgezeichnet; und so wird nach gegebenen Prinzipien das vorhandene Sprachmaterial kombiniert und umgestaltet.

2) Pasilingua von P. Steiner (Elementargrammatik 1885) Mit Volapük (und zwar zu Gunsten der Pasilingua) verglichen von H. Moser (a. a. O. S. 40 f. und in der "Kritischen Studie": "Zur Universalsprache", 1887). Steiner beginnt einen Vortrag "Eine Gemein- oder Weltsprache Pasilingua" (1885) mit den Worten: "Das Bedürfnis einer Weltsprache scheint eine unbestrittene Thatsache geworden zu sein". Er sieht von der Bildung internationaler Worte ab und strebt (S. 5) nur eine neutrale Grammatik an, in der nun (S. 7) Jeder in seinem Idiom schreiben kann: er hat nur die Wurzel abzutrennen "Im Himmel" heisst z. B. (S. 11) griech. *ouranain*, lat. *coelain*, schwed. *himmelain*, frz. *cielain*, dagegen deutsch *Himmela*, engl. *heavena*. Er kommt so zu einem internationalen Idiom (S. 12), z. B. Anzeigen in einem Postbureau: Tas büreauas schliesatesitas abendis ad ta octava uhra". Die Abhängigkeit von den wirklichen Sprachen ist hier also viel grösser, wie z. B. in Mosers Studie eine vergleichende Tabelle der Deklination in Volapük und Pasilingua (S. 14) zeigt. Insbesondere hat den Erfinder das Latein im Bann, so dass er (Elementargramm. S. 49) sogar Plusquamperf. und Fut. exaktum ("Mi grandotefer" 'ich war vergrössert worden' und "Mi grandoterer" 'ich werde vergrössert worden sein') bildet, obwohl doch die Sprachentwickelung hier energisch genug für Umschreibung plädiert!

3) A. Volk und R. Fuchs haben gleichfalls eine "Weltsprache, entworfen auf Grundlage des Lateinischen" (1883) veröffentlicht. Galt doch das Latein selbst früheren Epochen als eine künstliche Sprache, "als ein litterarisches Kunstprodukt" (vgl. Vossler Poetische Theorien in der ital. Frührenaissance" S. 30), während es doch nur das Muster einer strengen Schriftsprache ist. "Die Weltsprache nimmt den grössten Teil ihrer Wörter aus der lateinischen Sprache, den Rest entlehnt sie den

romanischen Sprachen, in einzelnen Fällen wendet sie Kunstwörter an". Als Prinzip herrscht durchaus das von der neueren, besonders am Englischen sichtbaren, Entwickelung geforderte Abwerfen der Endungen — darin sind so ziemlich all diese Kunstsprachen einig, "lup" für lupus zu sagen. Sie folgen ja hierin auch der Ausbildung der lat. Sprache selbst von lupus zu frz. *loup* oder von musica zu frz. *musique*. — In der Suffixbildung zeigt sich die euphonische Umbildung mächtig: grandisso (S. 25) statt grandisto mit Assimilation. — Eine Weltsprache auf Grundlage des Lateinischen ist auch das von Galle (a. a. O. S. 478) empfohlene Esperanto des Russen Zamenhof.

4) Ein "Ideal-Romanisch" auf Grundlage des Latein streben eine Anzahl Spracherfinder an, über die G. Meyer (a. a. O. S. 42) spricht. Auch sie gehn von empirischen Gesichtspunkten aus: die grosse Zahl romanischer Bestandteile im Englischen, die Fremdwörter im Deutschen zeugen ihnen für eine Tendenz der Kultursprachen auf ein geläutertes Neulatein. Einer von ihnen, Liptay, erklärt sogar (a. a. O. S. 41), er habe seine Gemeinsprache nicht erfunden, sondern lediglich entdeckt. Meyer verweist zwar dem gegenüber auf sehr gewagte Erfindungen Liptays; aber sie werden an dem Charakter einer blossen Kombinationssprache auch schwerlich viel ändern.

5) Nur scheinbar unterscheidet sich von dem Volapük und seinesgleichen die "Zahlensprache" Ferd. Hilbes (1897). Der Erfinder blickt zwar mit Hohn auf die bisherigen Weltsprachen, deren Lehrer keine Sprachen erfunden hätten, "da sie gezwungen waren, ihren Wortschatz anderen Sprachen zu entlehnen" (S. IV) und erklärt seine Sprache für die einzige neue (ebd.), weil er "einen von allen Natursprachen unabhängigen, in feste Formen gebrachten Wortschatz" gebildet habe. Thatsächlich ist seine Erfindung genau so sehr vom Muster der Natursprachen abhängig wie Volapük oder Pasilingua. Nach dem romanischen Artikel formt er sein la, le, li, lo (S. XVIII), wie er la pa "der Vater", la ma "die Mutter" (ebd.) aus pater und mater herausverstümmelt. Alle Wortklassen werden nachgebildet, sogar sämtliche Adverbien; nicht einmal das Genus erspart er sich. Ob dann diese "Millionen verschiedener, vollkommen selbständiger, festgeformter, ein- bis fünfsilbiger Worte" (S. XIII) mit Zahlzeichen (S. XXX), so unverständlich und missverständlich wie möglich, geschrie-

ben werden oder nicht, das macht natürlich gar nichts aus; Hilbes "Zahlensprache" wird deshalb noch durchaus keine Begriffszeichensprache (vgl. u. VI 2), sondern bleibt eine rohe Kontaminationssprache.

6) Die neueste Leistung dieser Art, die "Blaue Sprache" von Léon Bollak (Paris 1900) geht in ihrer Einteilung (S. 6 f.) etwas selbständiger als die andern vor; immerhin ist die Analogie der Nationalsprachen noch stärker bestimmend als die Logik. Werden doch auch hier sogar die überflüssigen tempora exacta gebildet (S. 9 Anm.). Die Korrelativadverbia (S. 38) und vor allem die Wurzeln selbst sind aus dem Latein, dem Englischen usw. abgeleitet: "lov" lieben, "fant" Kind. Es ist ein Versuch, die herrschenden Sprachen in das "Ideal" der chinesischen Einsilbigkeit einzuzwängen.

7) Fragmentarische Kombinationssprachen dieser Art sind schon lange vor der Mode von 1883—1885 aufgetaucht; freilich aus andern Tendenzen heraus. Ich nenne hier nur zwei interessante Versuche, einen berühmten und einen gänzlich vergessenen.

Fr. J. Kruger, der Begründer einer "Junggermanischen Gesellschaft", stattete deren Jahrbuch "Teut" (1859) auch mit einem Aufsatz "über die Reinigung und Fortbildung der deutschen Sprache" aus. Er geht hier von ästhetischen Rücksichten aus, will, wie Schleyer, unschöne Klänge vermeiden; besonders sind ihm (S. 46) die Zischlaute unerfreulich. Aber gleichzeitig ist er Purist und will der deutschen Sprache wiedergeben, was er ihr aus nationalen Gründen glaubt nehmen zu sollen. Hierbei kommt er, so viel ich weiss unter allen Neologisten allein, auf das Prinzip, neue Wurzeln zu bilden — die er oft ganz wie die "Pasilingua" aus den lateinischen oder auch aus fremden Worten abstrahiert. So erklärt er für eine schöne Wurzel "Ton" und bildet daran "tonen" für musizieren, "der Toner" für Musikant. Noch näher an die neue Methode streift es, wenn er "Magnet" (S. 48) durch "Mat" ersetzt und nun bildet: "matisch" für "magnetisch", "Matung" für "Magnetismus"; oder aus "Plastik" eine Wurzel "plast" sieht: "plasten" 'modellieren', "Pläster" "bildender Künstler."

Die Neuerzeugung von Wurzeln ist bekanntlich ein sprachlich sehr seltenes Phänomen, aber sie kommt vor. Im Übrigen glaubt Kruger ja ganz auf den Wegen des deutschen

Sprachgeistes zu wandeln, behandelt die "Wurżeln" ganz wie ein heimisches Gut und stellt so eine Art Mischsprache her, die künstlich konstruierte Urworte mit den normalen Endungen versieht.

Berühmt ist dagegen R. Wagners Selbstzeugnis, das U. v. Wilamowitz in seiner Streitschrift gegen Nietzsche ("Zukunftsphilologie" Zweites Stück, 1873 S. 5) so ironisch kommentiert hat. "Dem Studium J. Grimms entnahm ich einmal ein altdeutsches 'heilawac', formte es mir, um für meinen Zweck es noch geschmeidiger zu machen, zu einem 'weiawaga' (einer Form, die wir noch heute in 'Weihwasser' erkennen), leitete hiervon in die verwandten Sprachwurzeln 'wogen' und 'wigen', endlich 'wellen' und 'wallen' über, und bildete mir so, nach der Analogie des 'eia popeia' unserer Kinderstubenlieder eine wurzelhafte syllabische Melodie für meine Wassermädchen."

Ein merkwürdiger Fall! Wagner beginnt mit der euphonischen Umgestaltung, die er noch, recht stark in die Irre gehend, auf vermeintliche Analogien stützt, geht aber von hier zur "syllabischen" Melodie über, d. h. zu dem Versuch, aus der konstruierten Wurzel ablautähnliche Kombinationen abzuleiten. Bei all diesem künstlichen Spiel glaubt er aber nur der Urmelodie der Sprache zu folgen. Er kommt aus Kombination zu Kombination und landet bei einem rein lautsymbolischen Gebilde, das leichter direkt zu holen war. (Über andere Wortschöpfungen Wagners vgl. Wolzogen Die Sprache in Wagners Dichtungen S. 33 f. 100 f.).

Dies führt uns zu einer neuen, fast nur in Fragmenten und Einzelstücken betriebenen Art künstlicher Sprache: zu der Sprachbildung aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus.

(Schluss folgt.)

Berlin. Richard M. Meyer.

Arica XIV[1]).

91. Die awestischen Texte des *Vičarkart i Dēnīk* (*Vd.*)

Das Werk, über dessen Alter IF. 11, 120 eine Vermutung ausgesprochen wurde, ist nur mehr in einer Buchausgabe

1) Vgl. IF. 11, 112.

vorhanden, die Peshotan im Jahr 1848 zu Bombay veranstaltet hat. Über ihre handschriftlichen Grundlagen vergleiche man West GIrPh. 2, 89. In den deutschen Bibliotheken scheint nur ein einziges Exemplar dieser Ausgabe zu existieren, jenes der Münchener Bibliothek, das aus dem Haugschen Nachlass stammt; es trägt von Haugs Hand den Vermerk: "From Dastoor Peshootan Bombay 19th Septbr. 1861". Die Beschaffenheit der Texte — sowohl der in Awesta- als der in Pahlavi-Sprache — und die Art ihrer Ausgabe entsprechen einander vollkommen. Beide sind scheusslich.

Den ersten Hinweis auf das Werk verdanken wir Spiegel Gel. Anzeigen d. Kgl. Bayr. Ak. d. W. 45 (1857), 185 ff., wo auch ein paar Stellen ausgezogen und übersetzt sind. Vgl. auch des selben Gelehrten Einleit. in die trad. Schriften der Parsen 2 (1860), 193. Dann hat man zwanzig Jahre lang nichts mehr von dem Buch gehört: bis 1880, wo West SBE. 5, 141 ff. einige Mitteilungen daraus gemacht hat. Reichere ebd. 37, 470 ff. Eine Anzahl weitrer Stücke habe ich selbst IF. 11, 120 ff. veröffentlicht.

Ich gebe nun im Folgenden alle awestischen Texte des Vd. in der Umschrift des GIrPh.[1]), soweit sie nicht lediglich Zitate aus bekannten Texten sind oder aber, wie *fravarāne, ušəm vohū, šyaoϑənanąm, gāϑābyō* usw. in rituellen Vorschriften sich vorfinden. — Die wagerechten Striche zwischen den Textworten (—) deuten an, dass der awestische Text an dieser Stelle durch Pahlaviübersetzung unterbrochen ist. Die Ziffern hinter der Reihennummer beziehen sich auf Seite und Zeile der Ausgabe.

1) 12, 11: *dāta ahura spənta mazdā.*

Die Worte sollen aus dem *Haδōxt Nask* stammen[2]), eine Übersetzung ist nicht gegeben. Es heisst: *ka zūrāk*[3]) *mē-*

1) Vgl. GIrPh. 1, 161. Der Nasal vor nichtlabialen Verschlusslauten, in der Umschrift *n*, ist immer mit dem Zeichen Nu. 33 gegeben.

2) Ich sage 'sollen'. Für den Inhalt mag ja die Angabe vielleicht richtig sein. Jedenfalls aber nicht für den Wortlaut. Es gilt das für alle Quellenangaben in den folgenden Nummern. Den Wortlaut aller grösseren Stücke hat ein und derselbe Dastur zusammengestoppelt; vgl. die Bemerkung zu *avi hē* (Nu. 2) und zu *ayaranąmča* (Nu. 9), ferner IF. 11, 129 zu *aouye.*

3) So lese ich versuchsweise das sonst mit *gannāk* od. dgl

nūk framān burtār u dām (i)[1]) *ohrmazd ast hač apastāk (i) haδōxt d. a. sp. m. paδtāk.* Vgl. West SBE. 37, 485.

2) 23, 7: *āat̰ yezi avi hē*[2]) *aŋuhe astavanti spitama zaraϑuštra — narąm vā nāirinąm vā pairi iriϑyāt̰ — čvat̰ aētaēšąm yāŋhuyanąm avarətanąm maēϑananąmča vastranąm paiti raēčyāt̰* 1) — (24) *avaϑa hē xᵛatō puϑrəm aŋhat̰ aēvōbayəm hača avarətanąm nisrinuyāt̰ āat̰ yezi hvąm nāirika bavaiti aēvōbayəm paiti nidaδāiti yezi duγδrąmhənti naēməm bayəm frajasāt̰ — āat̰* 2) *yezića hē narō irista hva hizva uxδəm vāčəm nizdasča narō daŋhrəm paiti dyaēti* 2) *vīspanąm vačąm uxδanąmča avi yąm astavitīm gaēϑąm harəϑrəm frabarāt̰ —* (25) 3) *yezi nōit̰ harəϑrəm baraiti anāpərəϑa hača šyaoϑna* 3) — 4) *avat̰ yat̰ hē narō irista apuϑrāi aŋhat̰* 4) *upa hē puϑrəm fradaδāt̰ spitama zaraϑuštra-yahmat̰ hača puϑrō haom urvānəm činvat̰ pərətūm vīδāryat̰.*

Der Text soll dem *Hadōxt Nask* entnommen sein. Er wird mit den Worten eingeleitet: ***hakar kas 1 hač axᵛ i** astōmand apē vitīrēt xᵛastak (i) ōi čand pa ān (i) pus u nāirīk u duxt rasēt čīgōn hač apastāk (i) haδōxt paδtāk.* Vgl. Spiegel Gel. Anz. 45, 191; West SBE. 37, 485.

1) Pü.: *čand .. apar apē hilēt [kuš andar ēn gēhān hilēt]*[3]). — 2) Pü.: *ētōn hakirči*[4]) *ān mart (i) rist hač*

umschriebene Wort, indem ich an das arm. *Arhamn* (*Haramani*) *xabeal* erinnere.

1) Von mir ergänzt. So immer bei ( ).

2) Die Verbindung *avi hē* ist dem Dastur. der die Texte verfertigt hat, sehr ans Herz gewachsen, er bringt sie alle Augenblicke an.

3) Ich habe die Erläuterungen der Pü. hier und im Folgenden in [ ] eingeschlossen.

4) So, mit *i*, lese ich nach dem np. *hagirz* (später *hargiz*; s. Horn GIrPh, 1 b, § 100. 2). Doch wird neben ak rp auch ak n rp geschrieben, das wäre *hakurč*. Die arische Grundlage ist **sakr̥tkid.* Ebenso führe ich jetzt mp. *čīč*, np. *čīz* mit Hübschmann IFAnz. 10, 29 auf ar. **kitkid* zurück. Ein alter Vokal wurde bei der Umwandlung der Doppelkonsonanz in *č* gedehnt, während für *r̥ ir* (oder *ur*) eintrat; s. dazu Bthl. GIrPh. 1, § 57 No. 2.

Ich erwähne dabei, dass ich an Horns Erklärung des an gleicher Stelle verzeichneten np. *aknūn* 'jetzt' (s. auch ebd. 39) — *ᵃknūn*, mit Prothese! — nicht zu glauben vermag. Ich stelle *ak* vielmehr mit jAw. *hakat̰* 'auf ein Mal, zu gleicher Zeit' zusammen. Auch sehe ich nichts, was im Wege stände, das bal. *k-* (Geiger GIrPhil.

xᵛat huzvān saxᵛan (*u*) *gōwišnīh nazdist* (*i*) *mart i dānāk apar dahēt* [*ku handarz* (*i*) *xᵛēš gōwēt*]. — 3) Pü.: *hakar nē sardārīh barēt anāpuhrakānīk bavēt hač ēn kunišn kartan* [*ku kas 1 ka handarz i ōi nē vičārēt*]. — 4) Pü.: *ētōn ka ān mart i rist apusar ast* [*kuš pus nēst*].

3) 83, 11: *gəuš vā aspahe vā varəsa.*

Als Quelle wird der *Haδōxt Nask* angegeben. Vgl. Bthl. IF. 11, 129 und unten Nu. 8, 9, 16.

4) 89, 4: 1) *yaēibyō aētaēšąm nasukašanąm nōiṯ xšayamana avi jasəntąm* 1) *vīspanąmča apąm aiwi tačaintąm zaoϑranąmča haomavaitanąmča gaomavaitanąmča* 2) *naēδa āϑrąmča saošyantąm nōiṯ daraonō nōiṯ mašyō yō yaoždāϑryō nōiṯ nāirikayå ašaonyå* 3) *vīspəm ā ahmāṯ yaṯ aētahe nsu kaša avi hē baršnūmča yaoždaϑāiti* 3) *frasnayāiti varəsəm vā tanūm vā vasō pasčaiti xšayamana jasōiṯ* 4) *avi vīspaēčā vōhū mazdaδāta ašačiϑra* 4).

Ohne Quellenangabe.

1) Pü.: *ka pa ān* (*i*) *ōšān nasāk kišān nē pa pātixšāhīh apar rasānd.* — 2) Pü.: *žīvāmōmand.* — 3) Pü.: *hamāk hač ān ka ōšān nasāk kiš apar ān baršnūm yōždāsrīnēt.* — 4) Pü.: *apar ān* (*i*) *harvisp āpātīh i ohrmazddāt kē hač ahrāyīh paδtāk.*

5) 96, 16: *aparāδəmča hū frāšmō*(97)*dāiti āfrīnənti.*

Ohne Angabe der Herkunft. Es wird gesagt: *patmānīk hač sar bastan rāδ 2 gōwās*1) *griftan u pas hač hūfrāšmōdāt kē hač a. h. fr. ā paδtāk.*

---

1 b, 243) ebenfalls damit zu verbinden. Völlige Gleichheit von np. *ak°*, bal. *k°* mit jAw. *hakaṯ* will ich nicht behaupten, vielleicht liegt ihnen **hakam* zu Grunde, s. ai. *sākám*. In mp. ak n dn, Pāz. *agnīn*, *aγnīn*, *aganīn* steckt das selbe Wort; ich lese also *hak°*.

1) Pāz. *guvāh*, *guvā*. Ich vermag, trotz Horn GIrPh. 1 b, 50, das np. *guvāh*, *guvā* mit dem phl. dn k a s lautlich nicht zu vereinigen. Es scheinen im Iranischen drei verschiedene Wörter für 'Zeuge' vorhanden gewesen zu sein, die späterhin z. T. lautlich durcheinander geraten sind; nämlich: 1) **u̯ikai̯a-*, eig. 'der Scheider' (der Thatsachen), = jAw. *vīkaya-* F. 8, 27 b; — 2) **u̯ikāsa-*, eig. 'der Beobachter' (der Thatsachen); — 3) **gaubāka-*, eig. 'der Berichter' (der Thatsachen), = mp. *gōwāk* bei Salemann Parsenhandschr. S. 99, Z. 19, wo es mit *gōyā* übersetzt wird, und SBE. 47, 115 (*gōwākpit* having a testifying father' für Aw. *ərədaṯ.fəδrī-* [früher hatte West

6) 97, 6: *duye hazaŋrahe aspərənąm nidaδaṯ.*

Ohne Quellenangabe. Der Text lautet: *kuš huzvān apāk dil rāst pa ēn kār vičīn kartan d. h. a. n. hač kustak (i) šōδ patīrišn.*

7) 116, 10: *nəmō avi zəmō vayδanəm haδa urva barənti.*

Ohne Quellenangabe. Der mir z. T. unverständliche Text lautet: *čigōn kāmak čašmak u nēwakīh dātār ātaš i var-*

---

junbāk gelesen, GIrPh. 2, 97], sowie enthalten in *gōwākīh* des Dk.; s. ArtāVīraf-Gloss. 273 und die Bombayer Ausgabe § 147.

Dass das Pahlavi-Wort dn k a s auf **u̯i*° zurückgehe, ist darum ganz unwahrscheinlich, weil es, so viel ich sehe, nie mit n°, sondern stets mit dn° geschrieben wird; s. Hübschmann IF. 4, 118. Ich halte das Wort für eine Ausgleichsbildung zwischen den alten Wörtern 3 **gaubāka-*, das den Anfang, und 2 **u̯ikāsa-*, dass den Schluss geliefert hat, und lese es demgemäss *gōkās*, wie es jetzt auch West thut, zuletzt Zs. 22. 10*).

Pāz., np. *guvā* und Pāz., np. *guvāh* setze ich einander nicht gleich, wie Horn GIrPh. 1b, 97 thut; vgl. auch Hübschmann IFAnz. 10, 29 unten. Dagegen spricht ganz entschieden das im Pāz. häufige Abstraktum *guvāē* (Mx., Šg. *14.* 48 f.), das phl. *gōkāsīh* wiedergibt, aber ein °*ākīh* voraussetzt. Ich sehe in Pāz., np. *guvā*, die regelmässige Entwicklung eines frühmp. **viwāk*, das ist eine Kontamination aus den nämlichen beiden Wörtern wie bei *gōkās*, doch so dass **u̯ikāsa-* den Anfang und **gaubāka-* den Schluss beigesteuert haben. Die Nebenform von Pāz., np. *guvā*, nämlich *guvāh* führe ich auf **viwās* (s. unten), dessen *s* von *gōkās* bezogen ist. Eine Beeinflussung wieder von der entgegengesetzten Seite zeigt das im Glossary zu Vol. 1 der Bombayer Ausgabe des Dk., S. 16 aufgeführte, *gōyā* umschriebene Wort; es ist *gōkāk* zu lesen; die Schreibung ad statt ak am Wortende ist ja ungemein häufig. Endlich das eben in der Vd.-Stelle bezeugte Wort dn nas kann, wenn *gōwās* gelesen, **gaubāka-* mit dem *s* von **u̯ikāsa-* repräsentieren; ist aber dn jüngere Schreibung für n = *u̯i*°, so hätten wir das eben konstruierte *viwās* vor uns. Es ist nicht viel Verlass darauf.

*) Beiläufig bemerke ich, dass *Zātsparam* der Name eines Verfassers ist, der Name eines Dasturs, der um 900 n. Chr. lebte, nicht aber der Titel eines Buchs, wie Geldner GIrPh. 2, 21 meint ("der *Z.* teilt", ". . erfahren wir weder aus dem *Z.*"). Ich würde die Rüge des für einen Iranisten allerdingt recht massiven Fehlers nicht für nötig erachtet haben, wenn Geldner nicht schon Schule gemacht hätte. Aber auch in Jacksons Zoroaster lesen wir "the *Z.* recounts" (32), "as the *Z.* indicates" (40), "the words of the *Z.*" (49), ". . is laid by the *Z.*" (54) u. ö.

hrām ērān pātīhā namāč n. a. z. v. h. u. b. namāč apar zamīk pa ān i sar apāk rōδ barēnd.

8) 125, 14: *gəuš vā varəsa aspā vā varəsa* — 1) *yyaϑa* 2) *aṯ hē gāuš varəsō vaŋhəuš sraošō*[1]) — *fravačaṯ ahurahe mazdå azəm spitaməm zaraϑuštrəm gąmča varəsəmča avi hē daēnąm māzdayasnīm dātəm aŋuhi astavaintəm kərənavāni aēšō nā yō yaoždāϑryō.*

Es ist gesagt: *hač apastāk hātak* (*i*) *ēšm startak paδtāk g. v. v. a. v. v. vars hač gāv u hač asp šāyēt hač dumb i gāv u hač manaoϑra* (*i*) *asp.* Die Quelle wäre also das awestische Kapitel vom bestürzten *Ēšm* (*Aēšma*)[1]). Gemeint ist damit jedenfalls der in der ArtāVīrāf-Ausgabe, Introd. Essays V unter Nu. 18 verzeichnete Text. Er beginnt mit den Worten: *andar dēn guft ēstēt ku* : *ēšm davārast ō ahraman. pēš hačaš griδast*[2]) *ku* : *man andar gētīh nē šavēm či ohrmazd i xᵛataδ andar gētīh 3 čīč dāt ēstēt ka man čīčči kartan nē tuvān* usw. Wenn die Angabe des Vd. wahr ist, müsste von dem Stück auch eine awestische Version vorhanden gewesen sein. Vgl. Bthl. IF. 11, 129 und unter Nu. 3, 9, 16.

1) Pü.: *čigōn ka ān vars* (*i*) *gāv vehtar framūt ēstēt* [*ku nēwaktum*] *hač asp.* — 2) Mit dem iranischen und dem indischen Anlauts-*y* geschrieben.

9) 126, 15: *yaϑa yaṯ hē xšavaš ayara paourvaēibyō yasna miϑra vouru gaoy*(127)*aoitōiš avi rāmsča xᵛāstrahē haδa vīspaēšąm ašaonąm frayazånti* — *haomavaitibyō gaomavaitibyō zaoϑrābyō haδa ātraēibyō saočayantaēibyō* — 1) *aaṯ pasča xšavaidīm ayaranąmča narō aŋhən ašavanō hačaiti varəsanąm avi hē yasnō kərətanąm u*(128)*zgəurvayāṯ vōhū manō yazata* 1) *ahurəm mazdąm yazata aməšəspənta* — *avi xšnūmaine zaraϑuštrahe spitāmahe ašaonō fravašəē* — 2) *yaϑa uzgərəptəm vā varəsəm vā* 2) *paiti xšnaoϑra ahurəm mazdąm*

1) Vorausgesetzt, dass meine Lesung der beiden Wörter vor *paδtāk* richtig ist. IF. 11, 180 hatte ich sie *ašəm stōtak* lesen wollen. Das erste Wort ist mit a und dem letzten Zeichen auf S. 325 der ArtāVīrāf-Glossary geschrieben, das zweite mit ddt n t k.

2) D. i. np. *girīst*, mit ī aus *iya* für *iδa*. In der Hds. ist *i plene* geschrieben; anders im Glossary zum 3. Vol. der Bombayer *Dk.*-Ausgabe, S. 6.

frakərənavintąm pasčaitē yaēvača yavatātaēča avi hē paoirīm yasna upəməmča maδəməmča fratəməmča frabarōit̰.

Ohne Quellenangabe. Da es mit dem vorhergehenden unter 8) verzeichneten Stück zum selben Kapitel gehört, wird es wohl auch derselben Herkunft sein sollen.

1) Pü.: *ētōn pas hač 6*[1]) *rōčānča*[2]) *mart i ahrav hač ān vars andar yazišn kartārīh uzgīrēt u hač veh mēnišnīh yazēt.* — 2) Pü.: *čigōn kē uzgīrēt vars.*

10) 136, 5: 1)*āat̰ yat daraonō vanəntō stārō mazdaδāto frāyazyāt̰ čaϑwārō daraonō frakərəntənti* 1) *aiwi xᵛarənti yat̰ aēšō nā yō yaoždāϑryō.*

Angeblich aus dem *Nikātum Nask.* Vgl. West SBE. 37, 474.

1) Pü.: *ētōn ka sūr (i) vanand star .. frāč yazāt čahār sūr frāč karīnīnēnd u apar xᵛarānd.*

11) 137, 9: *at̰* 1)*čaϑwarə ayaranąmča* 1) *upa mąnayəm yaϑa* 2)*jīvayąm humanąmča* 2).

Ohne Quellenangabe.

1) Pü.: *4 rōč*[3]). — 2) Pü.: *žīvām*[4]) *u hōm.*

12) 138, 7: *āat̰ aoxta ahurahe mazdå azəm spitamōi zaraϑuštrō avi hē iristanąm tanūm vastaranąm yaoždātanąm fradaδāiti yaϑa paoiryō sravārō bityō antəma aiwyåŋhanō ϑrityō vastrvi āϑravana tūiryō aiwyåŋhanō būjyamanō puxδa zarāδvehe xaštvi paiti dānahe išar pasča puxδəm bandəm bandyāt̰ yaϑa aēva angustąm aouye žnaunąm ϑrāyō* (139) *maiδyehe tūirya zastaēibya puxδa kuirisahe dva nara mat̰ nizbyehe sraošō ašyō huraoδahe vīspanąm vastaranąm ašya vaŋuhya fradaδāiti spitama zaraϑuštra aēvākəm narąm ašaonąm ahunvitīm gāϑąm frasrāvaynti pasčaiti avi hē iristatanūm upa daxma frabarōiš.*

Quellenangabe fehlt. S. im Übrigen Bthl. IF. 11, 120.

13) 145, 1: *yezi narō mazdayasnō hača gaēϑābyō pairi iriϑyeiti* 1)*āat̰ hē nąma haδa pitō fragəurvayāt̰* 1) *yezi nāirika pairi iriϑyeiti* 2)*āat̰ yat̰ hē nąma haδa paϑanō uzgə-*

---

1) Für *xšavaidīm*; Vgl. Y. *11.* 9, IF. 11, 129.

2) Für *ayaranąmča.* Der Verfertiger des Awestatexts hat dem Y. *1.* 17 vorkommenden Wort eine falsche Bedeutung beigelegt. Vgl. zu Nu. 11, 15, 19.

3) S. eben zu Nu. 9).

4) So! Aber a ist ausgelassen.

urvayāṯ[2] *spitma zaraϑuštra* [3]*aētəm vāčəm nī antarə mazdayasnanąm frasastayāṯ*[3].

Als Quelle wird der *Hāδōxt Nask* namhaft gemacht. Vgl. West SBE. 37, 487.

1) Pü.: *ētōn nām i ōi apāk pit i oi frāč gīrēt.* — 2) Pü.: *ētōn kēš nām i ān apāk šōδ (i) ōi uzgīrāt.* — 3) Pü.: *ēn vāčak frāč vāfrīnakānīnāt*[1]) ... *ēn saxᵘān apē gōw u frāč vāfrīkān*[1]).

14) 146, 4: [1])*avi hē antarə daxmanąm yaṯ iristanąm kašinąm ā nərəbərəzanąm kərənuyāṯ*[1]).

Ohne Bezeichnung der Quelle. Vgl. Spiegel a. a. O. 192.

1) Pü.: *apar ān i andarōn har daxm ka ān (i) ristān kišān ān ka mart bālāk kunāt.* Dazu die Erläuterung: *aparak guft har kiš i rist tan rāδ andarōn (i) daxm mart bālāk aδāv apurnāk bālāk apē kunišn čigōn ka pa ravān āsāntar bavēt u karpak vindēt.*

15) 148, 3: [1])*yezi narō mazdayasnō avi antarəča yasnyanąm čiϑwārō ayaranąm avavaṯ čiṯ sāstrača frajasāiti*[1]) *āaṯ hē narō havąm tanūm pairi yaoždāiti aētəm tūiryanąm yasnyanąm frakərənōiṯ.*

Keine Quellenangabe.

1) Pü.: *hakar mart i mazdayasn rāδ apar ān andark*[2]) *yazišn čahār rōč*[3]) *i navak zūtīh and čand čīč i sāstārīh frāč rasēt.*

---

1) So nach der Pāz.-Lesung im Šg. Was soll aber das anlaut. *v*?

2) So lese ich trotz Horn, der die Pāzandlesung *andarg* (Šg.) NpEt. 27 No. für Unsinn erklärt. Ich stelle mp. *andark* zum jAw. Adv. *antarəča* Vp. *20.* 2 'inmitten von-' (Akk.) und setze die Gleichung an: *antarəča* : *andark* = jAw. *pasča* : *paskāṯ*. Doch will ich dabei nicht behaupten, dass dem mp. *andark* gerade die Ablativform zu Grunde liege; es könnte ebenso wohl ein Akkusativ auf °*kom* sein (wie ich ihn auch für got. *þairh* annehme)*). Es kommt übrigens *antarəča-* auch als Adjektiv 'innen befindlich' vor; s. mein AirWb. Uhlenbecks Etymologie von ai. *paścā́* halte ich ebenso wie die von ihm für *sácā* und *sākám* gegebene für verfehlt.

3) S. zu 9).

*) Auf einen solchen Akk. Sing. Neutr. geht auch das np. *farā*. Mp. *frāk* steht Vp. *12.* 1. Gegenüber Hübschmann Pers. Stud. 84 und Horn GIrPh. 1b, die np. *farā* gleich ai. *prā́k* stellen verweise ich auf IF. 4, 121. Ganz verfehlt ist Fr. Müllers Ansatz, WZKM. 7, 377. S. noch unten S. 114 zu mp. *āk*.

16) 155, 10: *gəuš varəsō.*

Ohne Quellenangabe. Vgl. unter Nu. 3, 8, 9.

17) 157, 14: *yezi narō panča dasaŋhō sarəδō irīraiϑyāṯ avi hē urvānəm būjyānəm ϑrāyō ayara uzayarna raϑw*(158)*ō hanjamanəm frajasōiṯ āaṯ hē apuϑra aŋhaṯ puϑra fradaδāiti yaϑača nara irista vīspanąm avarətnąm šaētavaitanąm avi hē frazaintīm frajsōiṯ pasčaiti nəmaŋuhaiti baoiδyeitača urvāsnyā.*

Soll aus dem *Bayān Yašt* stammen. Vgl. West SBE. 37, 471. Pü. ist nicht beigegeben.

18) 160, 10: *yaṯ aēte yō mazdayasnō apərənāyūkō avi hē hapta sarəδa frajasāiti stəhrpaēsaŋhō aiwyāŋhānō paitiš maiδyāi būjyamanō avi hē nara pasčaiti nəmaŋhənti.*

Quelle wie für Nu. 17. Vgl. West SBE. 37, 471, Bthl. IF. 11, 128.

19) 179, 6: 1) *yezi nāirika aētahe apuϑrīm ujuštānəm nijasāiti āaṯ hē puϑrąm čaϑwārō māhyanąmča upa dasa ayaranąm nōiṯ bavaiti avai hē daxma nōiṯ upaŋharəzāṯ aētaṯ hē nāirka pasča dvadasa xšaprāṯ haom tanūm yaoždāiti kərənaoiti yezi pasčiti čaϑwārō māŋhō pairi dasa ayara bavaiti aēte yō mazdayasna aētahe daxma upaŋharəzaiti āaṯ hē nāirika pasča čaϑwārəstəmča ayaranąmča haom ta*(180)*nūm yaoždāitı spitami zaraϑuštra*[1]).

Ohne Quellenangabe.

1) Pü.: *hakar nāirīk ān (i) ōi apusīh uzuštānīh apē rasēt ētōn ān pusar 4 māh*[2]) *apar 10 rōč*[3]) *nē bavēt ān (i) ōi rist andar daxm nē apar hilišn ētōn ān nāirīk pas hač 12 šap ān i x*ᵛ*ēš tan yōždāsr kunēnd hakar pas hač 4 māh u 10 rōč ku vēš bavēt ētōn ōi kē*

---

1) Das soll heissen: "Wenn eine Frau mit einem toten Kind niederkommt, soll man das Kind, sofern es noch nicht vier Monate und zehn Tage alt ist, nicht zum *Daxma* bringen, die Frau aber soll ihre Reinigung nach zwölf Tagen vollziehen. Wenn dagegen (seit der Empfängnis) schon vier Monate und zehn Tage vergangen sind, sollen die *Mazdayasna* es (das Kind) zum *Daxma* bringen und die Frau soll sich nach vierzig Tagen reinigen, o *Sp. Z.*" — Also *Daxma*bestattung, sofern schon Kindsregungen zu spüren waren, sonst nicht.

2) Für *māhyanąmča*. Vgl. Y. *1.* 17 und oben S. 98 No. 2.

3) S. zu Nu. 9.

mazdayasn ō ōi rist pa daxm apar hilēt āngāh ān kē nāirīk pas hač 40 rōč xᵛēš tan yōždāsr kunēt spitāmān zartušt.

20) 180, 14: *dāt aoxta ahurō mazdå yat aēte yō maz-* ***dayasna aētəm srīrəm vastrəm*** *stəhrpaēsaŋhəm hvąm tanūm* ***bāδa paoirīm vaŋhanəmča*** *haδa* 1) *vranō paitanəmča* 1) ***pas-čaiti aiwyåŋhānō*** *ava hē maiδyānəm būjyamanō aētəm zī* ***srīrəm vastrəm*** *mainyū tāštəm hača mainyavanąm dāma-* ***nąm avi*** *mē fradaδāt ahurō mazdå ašava yaϑa hē* 1) *varanō* ***paitanəm*** 1) ***āstimąnyən*** *hvarəxšaētahe aδāt haδa hē vasta-* ***ranąm*** *yaōždāϑranąm frāyaza vā nizbaya vā ahurai maz-* ***dāi*** *aməšnąm spəntanąm spitama zaraϑuštra.*

Angeblich aus dem *Nikātum-Nask.* Vgl. West SBE. 37, 474.

1) Pü.: *varavišnpān* (West: 'a preserver of faith').

21) 184, 14: *dāt aētahe panča ayara hamaspaϑmaidəm* ***paiti ratūm*** *spəntayå ārmitōiš måŋhō nōit frasrāvayōit.*

Soll aus dem *Nikātum Nask* genommen sein. Vgl. West SBE. 37, 475.

92. Ein *Vaēϑa*-Fragment.

Geldner hat im GIrPh. 2, 9 darauf hingewiesen, dass in der Münchener Bibliothek unter Cod. Zend 35 sich ein *Vaēϑa*-Stück befinde, das sich mit dem von Darmesteter JA. 1886. 8, 182 veröffentlichten nicht decke. Es hat folgenden Wortlaut:

vaeϑā daēnyå māzdayasnōiš ahuramazda mraot tat narəm ašavanəm paoiryō frā darənjayaiti humatōibyasčā hūxtōibyasča hvarštōibyasča paiti hūaršta šyaoϑnāvarəzi narəm vā nāirikivā puϑrəm vā iriϑyāt haδi spānəm naēšyaēti hamat hača nasā uta jainti dva narə ŀā stariš ŀā barəziš.

Voraus gehen als Einleitung die Worte: *pa nąm i yazatān dāt tā*[1]) *dātār ohrmazd ēn nask vəϑā*[2]) *paδtāk hač apastāk paδtāk* 2) *pa nąm yazdąn* [2]).

Das Stück geht auf die gleiche Quelle zurück wie § 1—8 des von Blochet Rev. Lingist. 33, 87; 187 übersetzten und kommentierten — leider nicht auch edierten[3]) *Vaēϑa*-Fragments

1) In neupers. Schrift ('bis').

2) In awestischer Schrift (*Pāzand*).

3) Blochet schreibt a. a. O. 88: "je me suis borné à reproduire

in einer für Darmesteter gefertigten Abschrift der Bibliothèque Nationale. Die § 23—39 bei Blochet entsprechen dem von Darmesteter a. a. O. wieder nach einer andern Handschrift veröffentlichten und übersetzten Stück. — Nach der Schreibung des x^v mit dem *k*-Zeichen (GIrPh. 1, 161) zu schliessen stammt die Münchener Handschrift aus Iran. Eine mittelpersische Übersetzung, wie sie die Pariser Handschrift enthält, fehlt. Der Text ist erbärmlich und steht etwa mit dem des Vd. auf gleicher Stufe. Neu ist nur eine einzige Form darin: *naēšyaēti* (bei Blochet ebenso), richtig *naēšyaiti*, Futur zu *nayeiti*, = ai. *neṣyáti*; vgl. den Konj. des *s*-Aor. *naēšat̰* Y. *31*. 20; die Pü. freilich will nach Blochets Angabe (*nišast kartan*) es mit *nišhiδōit̰* usw. in Verbindung bringen.

93. Yt. *8*. 6 f. und 37 f.

Die bezeichneten Stellen des *Tištr-Yašt* enthalten die älteste Darstellung der Sage von *Ərəxša*, dem besten Pfeilschützen der Arier (Iranier). So oft nun auch in den letzten Jahren, seitdem Nöldeke ZDMG. 35, 445 in *Ərəxša* den späteren *Ariš* wiedererkannt hat, darüber geschrieben worden ist — ich führe noch an: Darmesteter ZendAv. 2, 415, Justi Namenbuch 88, Marquart ZDMG. 49, 633, von Stackelberg ZDMG. 45, 621, IF. 4, 152 —, so fehlt es doch noch immer an einer grammatisch richtigen und sinngemässen Übersetzung jener Awestastellen.

Die beiden zitierten Stellen stimmen nur zu Anfang überein. Die an der zweiten gegebene Schilderung des berühmten Pfeilschusses ist wesentlich ausführlicher, schmuckreicher. Ich setze die beiden Versionen (mit den Abteilungen der Neuausgabe) zum Vergleich neben einander her:

(6 und 37) . . *tiγriš mainyavasā*
yim aŋhat̰ ərəxšō xšviwi.išuš
xšviwi.išvatəmō airyanąm
airyō.xšuϑat̰ hača garōit̰
x^vanvantəm avi gairīm

tel quel le texte de mon manuscrit" und der Wortlaut des 'Commentaire' setzt an verschiedenen Stellen diese 'Reproduktion' voraus. Ist sie erfolgt? und wo? oder ist es bei dem Vorhaben geblieben?

(7) ***taδa dim ahurō mazdå***
avąn dāta taṯ āpō ur-
varåsča
pairi šē vouru.gaoyaoitiš
miϑrō frāδayaṯ pantąm

(38) *avi dim ahurō mazdå*
avąn aməšå spənta
vourugaoyaoitiš hē miϑrō
pouru pantąm fračaēšaē-
təm
ā dim paskāṯ anumarəza-
təm
ašišča vaŋuhi bərəzaiti
pārəndiča raoraϑa
vīspəm ā ahmāṯ yaṯ aēm
paiti apayaṯ vazəmnō
x^v anvantəm avi gairīm
x^v anvata paiti niraṯ

Die vier Zeilen zu Anfang von § 7 und 38 sind ebenso bemerkenswert durch ihre Übereinstimmungen wie durch ihre Abweichungen. Ein bezeichnendes, sonst nicht vorkömmliches Wort ist ihnen gemeinsam, d. i. *avąn*.

avąn: Geldner KZ. 25, 477 hat sich um die Erklärung des Worts überhaupt nicht bemüht, da er aus metrischen Gründen sich berechtigt glaubte, es als wertlose spätere Einschiebung anzusehen. Justi hatte im Handbuch *avąn* zusammen mit einigen anderen Verbalformen unter einem Verbalstamm *av-* eingestellt, dem er die Bedeutung 'gehen, sich wenden zu —' beilegt, aber gleichzeitig das ai. *av-*, *ávati* vergleicht. Demgegenüber behauptet Geldner KZ. 25, 515, dass es "eine Verbalwurzel *av* im Zend nicht gibt; alles was Justi unter *av* zusammenträgt, gehört zu *i* + *ava* oder dem Pron. *ava*". Das ist nur zum Teil richtig. Welche der von Justi unter *av-* verzeichneten Wortformen zum Pronomen *ava-* gehören sollen, weiss ich nicht. Zum Verbum *ay-* 'gehen' mit *ava* gehören *avāiti* Yt. *8*. 20 (= 26), *13*. 16, *14*. 12, *avāitəm* Yt. *13*. 77 (wofür Justi *avātəm* las; doch s. schon mein Air. Verbum 47, § 64), *avāin* Y. *57*. 23 (= Yt. *11*. 14) und *avaēn*[1]) V. *19*. 13. Die Ableugnung eines awestischen dem ai. *ávati* entsprechenden Verbums *avaiti* war aber falsch, wie sich jetzt mit Sicherheit erweisen lässt, und zwar aus N. (Nīrangastān) *3*.

Die Stelle lautet: *katārəm āϑrava* (so H.) *aϑaurunəm vā parayaṯ gaēϑanąm vā aspərənō avaṯ?* — *gaēϑanąm*

---

1) D. i. **ava-yən*, s. ai. *práti yan* RV. *3*. 4. 5

asparənō avōit. D. i. "Soll ein Priester auf Priesterdienst aus (dem Haus) gehen oder soll er für die Vollständigkeit (Integrität) seines Hausstands sorgen? — Er soll für die Vollständigkeit seines Hausstands sorgen". Pü. bietet für *avat̰* und *avōit̰ ayāwārīnēt*[1], das wieder mit *sardārīh kunēt* erläutert wird[2].

Ebendazu ist meiner Meinung nach auch *avāmī* zu stellen in der *Gāϑā*stelle *44*. 7.

azəm tāiš ϑwā fraxšnī avāmī mazdā
spəntā mainyū vīspanąm dātārəm

d. i. "ich (sorge =) bestrebe mich, dich damit, o *Mazdāh*, durch den heiligen Geist als den Schöpfer aller Dinge kennen zu lernen". Die Tradition hat: *man*[3]) *ōšān hač tō vas ayāwārīh mēnēm ohrmazd*, spricht also zu Gunsten meiner Fassung.

Dagegen ist *aomna* Yt. *13*. 146 als IS. zu *aoman* (= ai. *óman*-) zu nehmen, und nicht mit Darmesteter ZendAv. 2, 555 als Partizip, da Medialbildungen zu unserm Verbum im Arischen sonst nicht vorkommen; s. Delbrück AiSynt. 231.

Zu diesem Verbum würde sich *avąn* als 3. Plur. Konj. ziehen und der Thatsache, dass *avąn* in erzählendem Sinn genommen werden muss, durch den Hinweis auf GIrPh. 1, 57 § 104 No. 2 begegnen lassen. Aber eine 3. Plur. ist nicht am Platz, wir brauchen eine Singularform.

Für den Gebrauch des Plurals an der Stelle Yt. *8*. 7 würde man sich ja allerdings auf die von Delbrück AiSynt. 85 angeführte RV.-Stelle *10*. 108. 10: *índro vidur áṅgirasaśca* berufen können. Aber erstlich bildet der Fall doch eine Ausnahme von der Regel, dass bei Subjekten verschie-

---

1) S. unten Anhang (S. 107).

2) Hätte Foy ZDMG. 54, 345 diese Stelle berücksichtigt, so würde er die Bedeutung von *gaēϑā*- f. doch wohl etwas anders bestimmt haben als dort geschieht. Pü. erläutert *gēhānīkān ōspurīkīh ayāwārīnēt* mit *xvāstak sardārīh kunēt* und fügt hinzu: *ast ētar paδtāk ku xvāstak sardārīh veh ku ēhrpatistān kartan* "es geht daraus hervor, dass das Vermögen bewahren besser ist als Priesterdienst verrichten". Eine durchaus praktische Lebensauffassung! — Auch *yātəm gaēϑanąm* V. *19*. 29, F. *4* f., A. *3*. 11, ist bei Foy falsch gefasst; vgl. Hübschmann Arm. Gramm. 1, 232, Bthl. IF. 11, 141, AirWb. unter [1]*yāta*-.

3) Vgl. ArtāVīrāf-Gloss. 55 No.

dener Numeri sich das Verbum nach dem nächststehenden Subjekt richtet, und dann sind die Sätze *indro vidur aṅgirasaśca* und *taδa dim ahurō mazdā avąn dāta tat āpō urvarāsča* doch keineswegs gleichartig gebaut. Dort sind die Subjekte durch *ca* verknüpft und es geht das Verbum dem pluralischen Subjekt unmittelbar voraus. Hier dagegen haben wir Asyndese und Trennung des Verbums von dem pluralischen Subjekt durch ein singularisches Attribut des singularischen ersten Subjekts und noch durch ein weiteres Wort.

An der zweiten Stelle mit *avąn* Yt. *8.* 38 scheint auf den ersten Blick Singular- und Pluralform gleich gut zu passen, insofern das singularische Subjekt unmittelbar vor, das pluralische unmittelbar hinter dem gemeinsamen Verbum steht. Nehmen wir aber die folgenden Zeilen hinzu und vergleichen wir die Parallelstelle Yt. *8.* 7, so müssen wir, meine ich, zu dem Schluss gelangen, 1) dass auch hier *avąn* singularisch zu fassen und 2) dass *aməšā spənta* als Einschiebung zu betrachten ist, die wahrscheinlich ein oder einige andre Wörter verdrängt hat. Das dualische Verbum in Zeile 4 des § 38 verlangt notwendig neben *miϑrō* noch ein zweites s i n g u l a r i s c h e s Subjekt. Das könnte wie man angenommen hat, *ahurō mazdā* der Zeile 1, es könnte aber auch ein anderes, etwa *rašnuš razištō* sein, das im Urtext an Stelle von *aməšā spənta* stand. Jedenfalls lässt sich *aməšā spənta* mit dem folgenden Verbum *fračaēšaētəm* gar nicht vereinbaren. Aber auch wenn wir die ersten beiden Zeilen gesondert, ausser Zusammenhang mit den folgenden betrachten, erwecken sie schwere syntaktische Bedenken. In auch nur halbwegs guten awestischen Texten kommt eine solche Satzverbindung, wie sie hier unter der Voraussetzung richtiger Überlieferung vorläge, nicht vor. Entweder müsste *avi* oder *avi dim* vor dem zweiten Satzteil wiederholt oder es müsste *aməšā spənta* mit *uta* oder mit *ča* angeschlossen sein. Man vergleiche Darmesteters Übersetzung: "Ahura Mazda lui donna assistance, e t a u s s i les Amesha-Spantas"; für ihn existierten eben keine grammatischen Bedenken.

Fragen wir nun aber, wie die Abschreiber (oder Diaskeuasten) auf die Einfügung der beiden Wörter *aməšā spənta* gekommen sind, so finden wir die Antwort bereits bei Geldner KZ. 25, 481. Es war die Erinnerung an Y. *57.* 23, Yt. *11.*

14, V. *19.* 13, wo *avāin* oder *avaēn* (mit der Variante *avąn*) *aməšā spənta*, der wir unsern unpassenden Text verdanken. Einen Versuch den ursprünglichen Text herzustellen mache ich nicht, er ist ja doch aussichtslos.

Ist *avąn* 3. Sing., so muss es ein stammhaftes *n* enthalten, wohinter das suffixale *t* nach GIrPh. 1, § 85, 1 geschwunden ist. Ich zerlege *avąn* in iran. **aṷa*, Praev. +**an* oder **ān* (mit Augment), d. i. 3. Prät. Akt. zum ai. Präsens *ániti* 'er atmet', und zu ai. *ā́nīt* sich verhaltend wie jAw. *as* oder *ās* zu ai. *ā́sīt*. Die Bedeutung ist 'er atmete hin auf —, er richtete den Atem auf —'. Zu Yt. *8.* 38 geht noch das Präverb *avi* voraus, ohne dass die Bedeutung dadurch wesentlich modifiziert würde. Das Objekt ist an beiden Stellen *dim*, das man fälschlich auf *ərəxša-* den Pfeilschützen bezogen hat. Vielmehr geht *dim* auf *tiɣray-* das Pfeilgeschoss. Nur so kommt man mit dem Folgenden, insbesondere mit *niraṯ* in Ordnung, s. unten. Der Zweck des Beatmens ist, die Fluggeschwindigkeit und dauer des Pfeils zu erhöhen.

niraṯ wurde bisher gänzlich missverstanden. Es ist nicht Ablativ-, sondern Verbalform, und zwar 3. Sing. Prät. Akt. in thematischer Flexion zum Präsensstamm *iyar-* : *īr* des Verbums *ar-* '(sich) in Bewegung setzen' mit dem Präverb *ni*; vgl. *īratū* Y. *53.* 8 und *nīre* (Inf.) Y. *10.* 17. *niraṯ* (mit *i* für *ī* wie so oft) bedeutet 'er (der Pfeil) kam, sank herab, zu Boden'.

Danach übersetze ich:

(6 und 37:) ". . der im Raum der Geister sich bewegende Pfeil, den der Pfeilschütze *Ərəxša* schoss, der beste Pfeilschütze unter den *Airya*, vom Berg *Airyō.xšuϑa* aus hin zum Berg *Xᵛanvant*.

(7:) "Da richtete *Ahura Mazdāh* auf ihn (den Pfeil) den Atem, da die Wasser und Pflanzen, *Miϑra*, der Herr der weiten Fluren, bahnte ihm den Pfad."

(38:) "Auf ihn (den Pfeil) richtete *Ahura Mazdāh* den Atem; . . und *Miϑra*, der Herr der weiten Fluren, die beiden, bereiteten ihm weithin den Pfad. Hinter ihm drein flogen begleitend die gute hohe *Ašay* und die auf leichtem Wagen fahrende *Pārənday*, so lang bis dass er dahinschiessend zum Berg *Xᵛanvant* gelangte. Auf dem *Xᵛanvant* kam er zur Erde".

Anhang. Zu mp. *ayāwār*, Pāz. *ayār*, np. *yār*.

Als iranische Grundlage der obigen Wörter kann an sich ebensowohl **adi̯ā-bāra-* als **abi̯ā-bāra-* angesetzt werden. An der Verbindung der beiden Präpositionen av. **adhi* und **abhi* mit (folgendem) **ā* wird man sich nicht stossen dürfen. Im Altindischen ist sie ja nichts weniger denn selten, wie man sich aus den Wörterbüchern überzeugen möge; s. dazu Delbrück AiSynt. 439. Aus dem Awesta führe ich *aiwyāstiš* an, mit **abhi* und **ā*; s. unten S. 119 zu N. *9*.

Ich nehme an, dass iran. *d* und *b* vor *i̯* im Mittelpersischen frühzeitig verloren gegangen sind. Für inlaut. *b* lässt das ja auch Hübschmann gelten, vgl. dessen Pers. Stud. 183 (zusammen mit IF. 9, 269). Danach führt mp. *gīrēt*, np. *gīrad* 'er ergreift' auf ein iran. **gr̥bi̯ati*, dessen *b* zu einer Zeit ausgefallen sein muss, als der Wandel von iran. *r̥i̯* zu mp. *īr* noch nicht zum Abschluss gekommen war, s. Hübschmann a. a. O. 145 f. Aber sonst, ausser in der Stellung hinter *b*, soll nach Hübschmann in der Verbindung eines Konsonanten mit *i̯* im Inlaut stets der letztere Laut (*i̯*) gefallen sein (s. ebd. 152, IFAnz. 10, 21). Auch *d*, daher: "*miyān* 'Mitte' = **miδān* = **maδyān*". Bei Hübschmanns übrigen Beispielen handelt es sich um iran. *ari̯*, *ani̯* und *ahi̯*. Es schliessen sich diese Gruppen unter einander dadurch enger zusammen, dass mit dem Schwund des *i̯* eine Umfärbung des vorausgehenden *a*-Vokals nach der *i*-Seite zu Hand in Hand geht; cf. mp. *ērān*, *mēnūk*, *veh*[1]); s. Hübschmann a. a. O. 181, 129, IFAnz. 10, 22. Für *adi̯* aber kann das doch nicht gelten.

Da *d* (*δ*) und *y* im Pahlavi der Bücher das gleiche Zeichen haben und da *d* (*δ*) zwischen Vokalen späterhin zu *y* geworden ist, so lässt sich etwas durchaus Sicheres für die Gestaltung eines inlautenden ir. *di̯* leider nicht ermitteln. Ich meine aber, es sei an sich schon wahrscheinlicher, dass iran. *-di̯-* die gleichen Wege wie *-bi̯-* gegangen ist; ich nehme also für np. *miyān* die Reihe só an: **madi̯āna-* = mp. *mayān* = (Pāz.,) np. *miyān*. Und eine gewisse Stütze für meine An-

1) Dazu vielleicht auch np. *kih*, *mih* und *šēr* (aus *šēhr*), für die dann sehr zeitiger Übergang von *ϑ* in *h* anzunehmen wäre; s. dazu IFAnz. 10, 22 f. Alt ist er ja sicher.

schauung finde ich in Pāz., np. *jān-* 'anima' (Seele — Leben). Hübschmann schreibt Pers. Stud. 49: "Ich setze (np.) *jān* 'Seele' = skr. *dhyāna-* 'Nachsinnen'". Dem kann ich beistimmen. Aber ich bezweifle, dass np. *jān* auf dem S. 152 angegebenen Weg aus iran. **di̯āna-* hervorgegangen ist, nämlich auf dem Weg unmittelbaren Wandels von *di̯-* zu *ǰ-*, wie ihn auch Horn GIrPh. 1 b, 73 lehrt. Die Richtigkeit der Hübschmannschen Etymologie voraussetzend, stelle ich vielmehr folgende Entwicklungsreihe auf: iran. **di̯āna-* = mp. *yān* = Pāz., np. *jān* (mit dem bekannten Übergang von anlautendem *y-* in *j-*). Ich habe es so nicht nötig, für das anlautende *di̯-* eine andere Gestaltung zu verlangen als für das inlautende, und ich vermeide so des weiteren die Annahme eines Lautübergangs *di̯-* = *ǰ-*, der auf iranischem Gebiet ohne Parallele ist und seine Aufstellung vielleicht doch nur der Erinnerung an das arm. *mēǰ* 'Mitte', das mi. *ajja* 'heute' usw. zu verdanken hat.

Die Schwierigkeiten, die Hübschmanns Etymologie des np. *jān* von seiten des kurd. und im Dialekt von Sīwand gebräuchlichen *gān*, sowie von seiten des syr. Lehnworts *gyānavaspār* (sva. np. *jānavsipār*; s. Nöldeke WZKM. 11, 187) erwachsen, verkenne ich nicht. Allein der Versuch, eine gemeinsame Grundform für np. *jān*, kurd. *gān* und das aus dem syr. Lehnwort zu erschliessende mp. **gyān* zu ermitteln, muss ja von vornherein für aussichtslos gelten, wenn man alle drei Wortformen als rein lautliche Entwicklungen daraus herleiten will. Ich glaube, man darf bei mp. *yān* (aus iran. **di̯āna-*) als gemeinsamer Grundform stehen bleiben, sofern man es zulässt, sowohl in *gān* als in **gyān* den Einfluss eines später untergegangenen Worts für 'Leben' zu erkennen, das mit *g* anlautete, wie das Aw. Wort dafür: *gaya-*. So würde **gyān* als Beweisstück gegen Hübschmanns Regel: iran. *di̯-* = mp. *ǰ-* zu verwerten sein.

Dass ein iran. **abi̯ābăra-* oder **adi̯ābăra-* die Bedeutung 'Helfer' gewinnen konnte, wird man, denk ich, zugeben; vgl. jAw. *bairišta-* 'der am besten hegt, pflegt, beisteht' (Gegensatz von *niǰayništa-*, Yt. *12.* 7), gAw. *aibī.bairišta-* 'der zuträglichste, am meisten frommende' Y. *51.* 1[1]). Ebenso halte

1) Fr. Müllers Ansatz eines iran. **au̯i̯ābara-* (WZKM. 5, 67) führt nicht zum Ziel. Aus **au̯i̯°* wäre **ōy°* hervorgegangen, vgl. np. *jōi* 'Kanal' : ai. *yavyá-* f. 'Fluss', mp. *hōy* (*hōyak*) = ai. *savyá-*,

ich mich nach den oben gegebenen Ausführungen für berechtigt, daraus ein mp. *ayāwār* herzuleiten, dessen 'Allegro'form im Pāz. *ayār*, im Np. *yār* ergeben hat. Die np. 'Lento'form eines mp. **ayāwar* müsste **yāvar* lauten. Ich stimme mit Fr. Müller WZKM. 5, 66 und Hübschmann Pers. Stud. 158 in der Annahme überein, dass das wirklich bezeugte *yāvar* mit dem gleichbedeutenden *yār* in der angegebenen Weise zu vereinigen und nicht mit Horn Np. Et. 251, GIrPh. 1 b, 55 aus *yārvar* herzuleiten ist. Horn ist gezwungen, einen sonst nicht nachweislichen Ausfall des *r* zu postulieren. Auch von einem dissimilatorischen Ausfall des *r* kann nicht die Rede sein. Ist ja doch die Lautfolge *-rv-r* ganz geläufig, vgl. *bārvar*, *barvār*, *sarvar* usw. Ich halte dafür, dass das im Šn. 1, 126, V. 1117 bezeugte *yārvar* 'Helfer'[1]) durch Verschweissung von *yār*, der Allegro- und *yāvar*, der Lentoform entstanden ist — ähnlich etwa wie das Scheffelsche *Verlurst* —, wobei das Suffix *var* unterstützend mitgewirkt hat.

So kommen wir schliesslich zur Frage: was steckt in dem np. *yār*, *yāvar*? Ar. **abhi* oder **adhi*? Sie wird meines Erachtens entschieden durch das mandäische Lehnwort *adyāurā* 'Helfer', auf das Nöldeke Mand. Gramm. 418 No. aufmerksam gemacht hat; s. auch Hübschmann Pers. Stud. 106 No. Nach Nöldekes gütiger Mitteilung vom 28. 10. 00 steht der Annahme "nichts im Wege, dass auch bei der Aussprache *adjāurā* ein pers. **adjāwar* oder **adijāwar* zu Grunde liegt; die kleinen Veränderungen waren im aramäischen Munde notwendig". Die Herleitung des LW. aus einem mp. **adyāwar* würde uns zwingen, die Entlehnung in eine ausserordentlich frühe Zeit zu verlegen, da *d* vor *y* noch unversehrt war. Ob das angängig ist, entzieht sich meinem Urteil. Es ist aber

---

jAw. *haoya-*. Mit np. *kai* 'König', Plur. *kayān* gegenüber jAw. *kava*, *kaoyąm* (Gen. Plur.) hat es jedenfalls eine besondere Bewandtnis. Hübschmanns Erklärung in Pers. Stud. 169 — auch bei Horn GIrPh. 1 b, 38 — scheint mir fraglich. Zum np. *xāya* bei Horn a. a. O. 24 s. Hübschmann IFAnz. 11, 20 (wo zu Ende Grdr.² 1, 183 zu lesen ist). — Ganz falsch ist Geldners Meinung, KZ. 30, 401, von einem **aidyū-dāta-* auf mp. *ayyār* (so!) kommen zu können; vgl. KL. 1, 16, GIrPh. 1 b, 192.

1) Es reimt hier auf *hunar*; kommt es noch sonstwo vor? Wohl nicht. So würde auch das Versbedürfnis ganz erheblich ins Gewicht fallen.

ebensogut erlaubt, **adiāwar°* oder **adi(y)āwar°* aufzustellen. Der Wechsel zwischen *y* und *i* (*iy*) am Ende zweisilbiger Präpositionen vor Vokalen ist ja ganz gewöhnlich — vgl. z. B. jAw. *pairi.aojastarō* V. *4.* 10 PüZ. und np. *pērōz* (aus **pary°*, IFAnz. 10, 28); Sievers Festgruss Roth 203, ferner GIrPh. 1, 181 (12) und unten —, und dass mp. Wörter mit *d* aus iran. *d* vor dem, dass *d* in *y* überging, ins Semitische aufgenommen worden sind, steht ja vollkommen fest; vgl. Horn GIrPh. 1 b, 44.

Hübschmann Pers. Stud. 6, IFAnz. 23 scheint allerdings die Existenz einer dem ai. *ádhi* entsprechenden Präposition (usw.) fürs Iranische überhaupt in Abrede stellen zu wollen. Aber der Satz "*adhi* das weder im Zd. noch im Ap. vorkommt" ist doch nicht zutreffend. Freilich, mit dem bei Darmesteter ZA. 3, 109 als letztem Wort von N. *46* gegebenen *aδi* ist es nichts[1]), aber das ap. *ahifraštādiy* Bh. *4.* 14 enthält doch sicher das ar. **adhi* als Postposition; vgl. Bthl. Handb. 89, GIrPh. 1, 227, IF. 9, 257. Und auch in gAw. *aidyūš* Y. *40.* 3, *aidyūnąm* Y. *39.* 2 (zitiert Yt. *13.* 154, wo *aiδyunąm*) erkenne ich das selbe ar. **adhi.* Ich nehme das Adjektiv im Anschluss an die Pü. zu Y. *39.* 2: *ayāwār* in der Bedeutung 'helfend' und zwar 1) 'nützlich' von Tieren: *pasukanąmčā* . . *daitikanąmčā aidyūnąm* . . *urunō* "die Seelen der zahmen und der nützlichen wilden Tiere", 2) 'brauchbar, tüchtig' mit Dat. 'zu-': *dāidī* . . *aidyūš vāstryəng darəgāi* . . *haxmainē* "mach . ., dass die Bauern tüchtig werden zu dauernder . . . Genossenschaft". S. mein AirWb. Als Stamm setze ich *aidy-ū-* an; *ū-* gehört zu *avaŋhe*, ai. *ávati* usw. (s. oben S. 103); vgl. zur Bildung ai. *adhibhū-*, *adhibhū́-* Adj. zu *bhávati* usw., sowie *ūtáye.*

Was Hübschmann IFAnz. 10, 23 über die Gestaltung ausführt, die ein ap. **adiy* im Mp. lautgesetzlich erfahren musste, ist richtig. Ir. **adi* kann nicht zu mp. *ē* werden. Und doch

1) Das Wort, Bomb. Ausg. 91 b, 3 ist überhaupt kein awestisches, sondern ein mp. Wort, nämlich *ēči* 'auch das'. [Es heisst: *bahr i apān apāč hilišn* . . *ka gōwēt ē hač ašaya daδāmi* (usw.; Y. *66.* 1) *tāk tava ahurāne ahurahe* (usw., Y. *68.* 1); *ast kē tava ahurāne* (Y. *66.* 1 am Ende, FrW. 7. 1) *ēči gōwēt.* D. i.: ". . indem man das Stück Y. *66.* 1 bis *68.* 1 aufsagt. Einige fügen auch noch die Formel *tava ahurāne* usw. hinzu".] Vgl. Pü. zu V. *5.* 36, Y. *11.* 18 u. ö.

glaube ich, es können ap. **adiy* und mp. *ē* etymologisch zusammengehören, und zwar auf engste. Sie können sich nämlich zu einander verhalten wie griech. προτι und προς in προτιθήσω und προσθήσω; s. Brugmann GrGr.[3] 142. Aus der alten antevokalischen Satzform **proti̯* entstand lautgesetzlich urgriech. *προτς und weiter im Jon. (usw.) *προσς (s. Brugmann a. a. O. 101); wurde dieses wieder in antekonsonantische Stellung überführt, so ergab sich endlich προς. Ganz entsprechend entstand aus den beiden antevokalischen Satzformen ar. **abhi̯* und **adhi̯* im Mp. frühzeitig **ay*, das wieder in antekonsonantische Stellung übertragen zu *ē* werden musste. Sonach können zwischen mp. *ēstāt-an* und ai. **adhisthāt-um* (*adhiṣṭh*°) genau die nämlichen Beziehungen bestehen wie zwischen griech. προσθής-ετε und ai. *prátidhās-atha*, und ferner, es kann sich mp. *ērōč-īnītan* (Mx. *55.* 5, GAb. *1.* 15) zu mp. *awrōč-īnītan*, np. *afrōz-ad*, sowie zu jAw. *aiwi.raoč-ayånte* und zu ai. *abhiroc-ayati* durchaus ebenso stellen wie griech. προσθήσω zu προτιθήσω.

Ich kehre also zu Haug-Nöldekes Vorschlag (s. des letzteren Mand. Gramm. 418 No.) zurück, das öfter vorkommende, ad geschriebene Präfix mit ai. *ádhi* in Zusammenhang zu bringen, nur dass ich es nicht *ad*, sondern *ē* lese, und dass ich dieses *ē* ausser mit *ádhi* auch mit *abhi* verknüpfe. S. noch Horn GIrPh. 1b, 158.

Auf die diakritischen Zeichen der Handschriften ist kein Verlass. Der Kopenhagener Kodex des Mx. hat zu *55.* 5 bei Andreas *58.* 10 das Zeichen für *d*. Aber die Pāzandlesung ist *airōž*° in Awesta-, *ērōz*° in neupersischer Schrift. Zu GAb. entsprechend *ərvaz*° und *ērōz*°. In Jamaspjis Glossary (746 f.) ist das Wort nicht verzeichnet.

Ein weitres Wort, in dem ich ein gleiches *ē* erkenne, ist das mp. Verbum *ērixtan*, *ērēčīnītan* mit dem dazu gehörigen Nomen *ēring*.

SBE. 18, 376 führt West ein mp. Wort *rakhtō* auf, das er mit 'weakened' ("when the wind is weakened and paralysed by me") übersetzt. Ich lese vielmehr *rixt* und sehe darin das genaue Gegenstück des ai. *riktá-*, PPfP. zu *riṇákti*, und des jAw. *irixta-* in *huiriχtəm*. Eine dialektische Nebenform dazu ist in *riftak*, *riftakīh*[1]) enthalten, womit das Aw. Sub-

1) So, *rift*°, ist überall (Y. *32.* 7, *44.* 2, V. 2. 40) zu lesen; vgl.

stantiv *irixta-* n. 'Vergehen (ἔκλειψις — *delictum*)' übersetzt wird; vgl. np. *gurēftan* neben *gurēxtan*, np. *juft* gegenüber mp. *yuxt* und Aw. *yuxta-* u. a. m., bei Horn GIrPh. 1 b, 79[1]).

In der Zusammensetzung mit *ē* findet sich *rixt* auch plane geschrieben; ad r at n wechselt mit ad r dat n; vgl. in Mills Gāthās die Pü. zu Y. *31.* 3, 19, *47.* 6, *51.* 9, ferner Dk. *8.* 20. 61 (s. unten), Šg. *3.* 26 und Šg.-Vocabulary 242 a, sowie ArtāVīrāf-Ausgabe 145, Zeile 2 (wo sogar ein d = i-Zeichen zu viel gesetzt ist). An allen angeführten Gāθāstellen steht *buxt u ērixt* als Erläuterung von *patkārdārān*, womit *rānōibyā, rąnayā* übersetzt wird, d. i. 'gerettet und preisgegeben, erlöst und verloren': Sü. hat *śuddham aśuddhamca*[2]). An der

---

Darabs Pahlavi-Vend. 27, No. 3. Mills Gāthās bietet einmal *rīstak* (?), einmal *raspatak*; s. S. 477.

1) Ich benütze die Gelegenheit zur Besprechung eines Worts, das bisher gänzlich missverstanden worden ist. Y. *30.* 3 steht: *aṯ tā mainyū paouruyē yā yə̄mā xᵛafnā asrvātəm* d. i. "und die beiden Geister zu Anfang, die sich durch Traumgesicht als ein Zwillingspaar offenbarten". Das wird übersetzt: *ētōn ān i har 2 mēnūk* [*ohrmazd u zūrāk*] *ēšān fratum ān i* dn m ad *xᵛat srūt*. Das Wort, das *yə̄mā* übersetzt, hat alle möglichen Lesungen und, wie *yə̄mā* selber, Deutungen erfahren. Vgl. z. B. Geldner KZ. *28*, 199; 405, BB. 12, 96, Th. Baunack Stud. 1, 468, Mills Gāthās 40, 437, Darmesteter ZA. 2, 221. gAw. *yə̄mā* ist gleich ai. *yamā* ND., das mp. Wort aber ist *yumāk* zu lesen, d. i. eine Ableitung aus **yum* gleich ai. *yugmá-* 1) Adj. 'paarig', 2) n. 'Paar, Zwillingspaar'; zum Ausfall des ar. *g* vor *m* s. Horn GIrPh. 1 b, 60 (6 a). Zu Y. *10.* 12, wo *yumāk* ebenfalls vorkommt und zwar als Übersetzung von *irīraϑarə*, Perfektform des Verbums *rāϑ-* 'haften' (s. u.), hat die Sü. ganz verständig *yuktaḥ*. Zu Y. *30.* 3 freilich hat man das Wort falsch gelesen und danach mit *bhūmaṇḍalam* wiedergegeben.

Eine andre Ableitung des selben **yum* steckt in *hamyumīh*, womit *hąm.irista* (Lok. Sing., zum Verbum *rāϑ-*, s. o.) übersetzt wird; *kēš hamyumīh i ōšān urvar kē guft ku* .. heisst: "denen Gepaartheit (= Verbindung, Mischung) mit den Pflanzen ist, die . .". Endlich: ein adverbiell gebrauchtes *yumēv* (geschrieben *yum 1*) 'junctim' findet sich Šg. *4.* 101, *14.* 38, 39, 76. Pāz. hat ganz richtig *jumē*, und ebenso richtig ist die Sü.: *samavāye* (*4.* 101), *saha*. Geldner BB. 12, 96 hat sich durch West SBE. 24, 138; 228 irrführen lassen. Zur Bildung des Adverbs s. np. *bārē*, *gāhē* bei Horn GIrPh. 1 b, 163.

2) Geldners Deutung von *rāna-* in BB. 14, 15, der sich Jackson A hymn 25 angeschlossen hat, ist ebenso falsch wie die die von Haug, der Roth und ich gefolgt sind; vgl. Justi Preuss. Jahrb. 88, 239 und mein AirWb.

zitierten Šg.-Stelle bildet *ērixt* ebenfalls den Gegensatz zu *buxt* (West SBE. 24, 126 übersetzt: '. . is preserved . . is ruined'), ebenso an der in der ArtāVīrāf-Ausgabe abgedruckten Stelle des Dk. Die Bedeutung von *ērixtan* ist 'im Stich lassen, preisgeben, dem Untergang, Verderben aussetzen'. Das passt auch Šg. *11.* 256 (*hakar pa vīnāskārīh kas ērēčīnītan sāčēt ōi ērēčīnītan sačāktar kē* . .), wo West wieder 'to ruin' hat, sowie GAb. *9.* 2, 4, wo Barthelemy 'confondre, convaincre' bietet, und auch für das einfache *rixt* in SBE. 18, 376 kommt man damit aus, das West mit 'weakened' übersetzt hat (s. o.). S. noch unten zu F. *9.* Über *ērixtakīh* Dk. *8* 20. 61, von West SBE. 37, 62 mit 'incrimination' übersetzt, möchte ich mich, bei meiner Unkenntnis des Originaltextes, nicht äussern. — Die gleiche Bedeutung hat das Aw. *raēk-* sowohl allein als mit *paiti*; vgl. Yt. *10.* 41, Y. *65.* 7 und Yt. *14.* 47, P.[1]) *40*, ferner die nominalen Zusammensetzungen mit *irik-* Yt. *10.* 75, sowie *airīričinąm* Y. *65.* 7. Die Annahme von zwei verschiedenen Verbalbasen *raēk-*, wie sie Hübschmann SBayrAW. 1872, 700 vorgeschlagen hat, ist nicht nötig und nicht richtig.

Die Zusammengehörigkeit des im Pāz. *ərang* gelesenen mp. Worts ad r n d[2]) mit dem besprochenen *ērixt* scheint mir ganz unzweifelhaft. Ich lese es daher *ēring*, das sich nach seiner Bildung dem ai. *dyuṅga-* des ŚBr. vergleicht. In den Übersetzungen zum Awesta gibt es *ərəyant-* wieder. Es kommt aber auch sonst nicht selten vor, vgl. z. B. Šg. *11.* 103, *13.* 3, *14.* 1, 51, *15.* 3. Sü. hat für *ēring* entweder das selbe Wort wie für *ērixt*, nämlich *aśuddhaḥ*, oder ein Wort von ähnlicher Bedeutung. Nur an éiner Stelle dient *ēring* als Übersetzung für ein andres aw. Wort als *ərəyant-*. In F. *9* steht: *urvaēdąs* : *ēring*; *uruδiδieiti* : *ērixt*. Die beiden aw. Wörter sind jedenfalls Formen aus dem selben Verbale; es ist also an zweiter Stelle *urviδyeiti* zu lesen. *urvaēd-* mag etwa 'stürzen' besagen und mit ai. *vlīnāti*, jAw. *urvinyaintiš* Yt. *13.* 33 (so zu lesen, s. die Var.)[3]) zusammengehören. *urvaedąs* wird

1) *Pursiśnīhā*; s. Geldner GIrPh. 2, 9.

2) Ganz merkwürdig ist die Lesung *aragdīn* zu Aog. *28.*

3) *urvinya-* : ai. *vlīnā-* = griech. κλινvο/ε- : lat. *clīnā-*. Geldner hat die viel besser bezeugte Lesart, die zugleich die lectio difficilior ist, doch wohl nur desshalb nicht aufgenommen, weil sie ihm

'stürzend = zu Grunde richtend', *urviδyeiti* wird 'er stürzt = er geht zu Grunde' bedeuten. Damit lassen sich die Übersetzungen gar wohl in Einklang bringen.

Wie ich nun das np. *yār* beurteile, so auch das np. *yād* 'Erinnerung, Gedächtnis'. Das Pāz. hat dafür *ayāṯ*, aber im Mp. lesen wir *ayāwāt*. Dass es ein jAw. *yāta-* 'Gedächtnis' nicht gibt, und dass darum das mp. *yāt*, womit zu V. *19.* 29 eben jenes angebliche jAw. *yāta-* 'Gedächtnis' übersetzt wird, mit dem np. *yād* nicht zusammengeworfen werden darf, habe ich schon früher ausgesprochen; s. oben S. 104 No. 2. Die ar. Grundform von np. *yād* ist mit **abhi̯ābhātiš* oder **adhi̯ābhātiš* anzusetzen, d. i. 'Aufleuchten, Zumvorscheinkommen', zum ai. V. *bhāti*. Die Verknüpfung dieser Grundbedeutung mit 'Erinnerung, Gedächtnis' halte ich nicht für schwierig.

Das mit ad geschriebene mp. Wort, womit öfter das Aw. *ā* wiedergegeben wird — s. unten S. 137 zu Y. *8.* 4 —, lese ich *āk*, das wie *frāk* — s. oben S. 99 *) — zu erklären ist.

94. Nīrangastān *10.*

Wer sich den bei Darmesteter ZA. 3, 85, in der Bombayer Ausgabe Blatt 13a, b und 14a abgedruckten Abschnitt des Nīrangastān oberflächlich ansieht, der wird Darmesteter ohne weitres Recht geben, dass er auf eine Übersetzung verzichtet hat. Die Überlieferung ist in der That greulich. In der Bombayer Ausgabe hat der awestische Text folgenden Wortlaut:

---

grammatisch anstössig erschien. Dergleichen kommt noch öfter vor, vgl. GIrPh. 1, § 320 zu *jihāṯ* Ny. *1.* 1, IF. 7, 226 zu *pərəsaētē*. Zu Y. *11.* 3 ist die schöne 3 Plur. Med. *zānaite* 'nascuntur' — so Mf 2, K 5 u. a.; wie hat Pt 4? — in *zānāite* 'verbessert'. Mein AirWb. wird genug weitre Beispiele bringen.

Im Lauf der Jahre, während deren ich mich bei der Ausarbeitung meines AirWb. eingehender als vielleicht irgend ein anderer Gelehrter mit der Neuausgabe des Awesta beschäftigt habe, ist mein Urteil über den Wert der Leistung nicht unerheblich ungünstiger geworden. Dass, wie es allen Anschein hat, die Neuausgabe trotz aller Versprechungen bestimmt ist, unvollendet zu bleiben, halte ich für eine schwere Schädigung der Awestaphilologie, die mit den Bemerkungen zu Anfang der Prolegomena nicht entschuldigt werden kann.

āat̰ hva tąm aba aēϑrapaitīm
2 *yeŋ̀he nisritəm frāra*
āhianistritim
4 *yezi āat̰ he nōit̰ aiγsritīm frāra*
nōit̰ aini sritim āstryeite
6 *yaϑra apərəyūkō*
nōit̰ hš anisriš
8 *aϑa aiwyaŋhəm yaϑra ratuš ϑwayaŋhəm yaϑra apərə-nāyūkō*
āhš aiϑsritim staryeiti
10 *aδa yat̰ vā yaϑra ϑwayaŋhəm vā ϑwayaŋhəm vā*

Als Varianten der Tahmuras-Handschrift werden ebd., Introduction 28 nur verzeichnet: Zeile 2, Wort 1: *yeŋ̀he*. Der letzte Buchstabe des zinkographierten Textes, der letzte auf der Seite, ist nicht recht deutlich. — Zeile 3: *āhi anastritim*. — Z. 5, W. 3: *sritīm*. — Z. 5, W. 4: *āstryenti*. — Z. 8, W. 5: *ϑwyaŋhəm*. — Z. 9, W. 1: *āhe*. Von Belang ist keine derselben.

So scheusslich aber auch die Gestalt des Textes uns auf den ersten Blick erscheinen muss, mit Hilfe der Pahlaviübersetzung und der Parallelstellen lässt sich, glaub ich, doch ermitteln, nicht nur was er uns sagen will, sondern auch, wie er ursprünglich, grammatisch richtig gelautet haben muss.

Zeile 1: Statt *hva tąm aha* ist *havatąm nana* herzustellen. Es folgt dies aus der PÜ. und dem Vergleich mit N. *13*, Blatt 22a, Zeile 8, worauf schon Darmesteter verwiesen hat. Hier lesen wir (Bl. 21a, b ff.):

1 *yō heapərəmnāi* (lies: *hē apərənəmnāi*) *nōit̰ vīsāiti frāmrūiti* — 2 *kō he pōurunąm* (lies: *hē pour°*) *aēϑrapaitinąmča* (streiche *ča*, s. Var.) *afrōxte* (lies *afraoxti*) *āstryeiti nanānazdištō* (lies *nabān°*, s. Var.) — 3 *āat̰ havatąm nana yahmi parənti* — 4 *vīspaēšu parənti vīspaēšu afrōti* (lies *afraoxti*) *āstryeiti*.

D. h. "Wenn man (einem Schüler), der Einwendungen macht, Auskunft zu geben sich weigert[1]), wenn der Lehrer viele sind, wer von ihnen versündigt sich dadurch dass ihm kein Bescheid wird? Der ihm verwandtschaftlich am nächsten

1) Vgl. zu dieser Bedeutung unten S. 137 zu Y. *8*. 4 und *ərīsəmnō* P. *57*.

steht. Aber von mehreren einander gleichstehenden der, bei dem er den Einwand erhebt. Jedesmal wenn Einwendung erhoben und kein Bescheid gegeben wird, versündigt er sich."

Der Inhalt der Stelle scheint mir durchaus klar, und auch über den Wortlaut können meines Erachtens keine wesentlichen Zweifel bestehen. *apərəmnāi* wird in Pü. mit *ō ōi i patkārēt* gegeben. In F. *4* c treffen wir *pərəmnāi*, das mit *patkārdār* übersetzt wird. Die Form gehört also sicher zu den entsprechend mit *patkārītan* wiedergegebenen Verbalformen *pərəne*, *pərənāne*, *pərənāite*[1]). In der überlieferten Gestalt ist sie ein grammatisches Unding; am nächsten liegt die Lesung *apərənəmnāi*; entsprechend zu F. *4* *pərənəmnāi*. Verderbt ist auch das zweimal vorkommende *parənti*. Wie Zusammenhang und Übersetzung — das erste Mal: *ān kē pataš patkārēt*, das zweite Mal: *pa harvispīn patkār* (s. Var.) — gleichmässig zeigen, gehört es mit *pərəmnāi* zusammen. Man verlangt an erster Stelle eine 3. Sing. — vielleicht *pərənte*, vgl. *vərəntē*, GIrPh. 1, 204, § 351 —, an zweiter den Instr. Sing. eines Nom. act. — etwa *pərənti*, mit dem Präsens-*n* wie lat. *junctim*.

Die beiden Wörter, auf die es uns für die Stelle N. *10* ankommt, sind genau wie dort *hva tąm aba* übersetzt, nämlich aan n dn ap + *hēnd* (oder *ōmand*). Jamaspji Gloss. 180 liest das *havand-vāzomand*, was 'relating to a proper *Bāj*, keeping silence' besagen soll. Jedenfalls steckt *hāvand* als Übersetzung von *havatąm* darin; der Rest ist undeutlich; s. unten S. 117 No. 2. Die Bedeutung von *havant-* ist 'gleichgross, -viel, -wertig', im Plur. 'einander gleichstehend'; vgl. V. *8*. 31, 32, *15*. 14[2]), 7. 47, 49, Y. *10*. 13, wo es wie N. *10* und *13* mit *hāvand* übersetzt wird. Die Stelle *yaϑa havat̰ vaēϑat̰* N. *68*, wofür die Pü. *ka ētōn ākās hāt* bietet, ist anscheinend verderbt.

Das Wort *nana* kommt noch Y. *48*. 4 vor:

---

1) Dazu gehört doch wohl auch als 1SKM. *pərənāi* in F. *10*. Pü. will allerdings *patkār* 'Kampf'.

2) Wo zu lesen: *havanti* (so!, Jp 1, Mf 2) *aētahe šyaoϑnahe vərəzyąn nāča kainiča hanača* 'tantadem ejus facinoris faciunt et vir et puella et anus', d. i. 'einen gleichgrossen Schuldanteil an der That haben . .'. *havanti* ist APn., gebildet wie *etāvanti* usw. in den Brāhmaṇas; s. Whitney Gr.[2] § 454 c.

yə dāṯ manō vahyō mazdā aśyascā . . .
ϑwahmī xratā apəməm nanā aṇhaṯ

Dass es hier mit dem ai. Adverb *nānā* zusammengehöre, habe ich schon BB. 8, 213 ausgesprochen. Aber was die Strophe besagen will, hat erst Geldner KZ. 30, 525, 530 erkannt[1]). Sie handelt von den 'Gemischten', den *Hamiśtakān*, bei denen sich Gut und Böse die Wege halten und denen darum am Ende der Dinge weder der *vahiśtō aṇhuś* noch der *aćiśtō aṇhuś* zu Teil werden kann; sie kommen vielmehr an einen dritten Ort für sich: "wer sein Denken (jetzt) besser macht und (jetzt) schlechter . ., der wird nach deinem Ratschluss zuletzt abgesondert sein".

Ich setze für Aw. *nanā* Adv. zwei leicht zwei mit einander vermittelbare Bedeutungen an: 1) 'an einem besonderen Ort, abgesondert'; so Y. *48*. 4. 2) 'an mehreren verschiedenen Orten', bei attributivem Gebrauch sva. 'verschiedene, mehrere'[2]). So N. *13* und an unsrer Stelle, wo also zu übersetzen ist: "aber von mehreren einander gleichstehenden den Lehrer", Pü.: *ka*[3]) *hāvand yut*[4]) *hēnd ān kē ēhrpat.* Was soll damit gesagt sein?

Der heimischen Übersetzung ist eine grössere Erläuterung beigefügt: *sōśāns hać ēn yāδ paδtākīnēt ku pa sardārīh i pus u duxt i ćakarīhā pit i ćakarīhā saćāktar,* d. i. "Sōśāns hat aus dieser Stelle die Erklärung gefolgert, dass für den Schutz der Kinder der *Ćakar*frauen der Vater der (einzelnen) *Ćakar*frauen am meisten geeignet sei." Wegen der Bedeutung von *ćakar* s. SBE. 5, 143. Wie er darauf gekommen ist, vermag ich dem Text nicht anzusehen.

Dás scheint mir ganz zweifellos: Darmesteter hat die Scheidelinie zwischen § 9 und 10 des Nir. verfehlt. Das in

---

1) Die neucste Übersetzung der Strophe bei Gray Annals N. Y. Acad. Sci. 12, 557 ist nicht glücklich. Wie soll *aśyaśćā* 'and more righteous' bedeuten können? Hier hat schon der Pü. das Richtige gewusst.

2) Vgl. ai. *aneka-* für *nānā* bei ind. Lexikographen. — Nach dieser Bestimmung von *nana* liegt es nahe zu vermuten, es sei zu N. *10* und *13* die Übersetzung aan n dn ap für *havatąm nana* aus aan n d + dn dt verderbt, d. i. *hāvand yut* (= np. *jud*, gewöhnlich *judā*, in Sü. *pṛthak* oder *vibhinnaḥ*).

3) Hds. mn n = *kē*; die Verwechslung ist sehr häufig.

4) So nach der Vermutung in No. 2.

Rede stehende Stück gehört noch zu § 9. Darauf weist mit voller Bestimmtheit die Aufeinanderfolge von *nabānazdištəm* und *āaṯ havatąm nana,* die ebenso wie in § 13 zusammen genommen werden müssen.

Ich kann nicht umhin zur Begründung meiner Behauptung auch auf § 9 einzugehen. Hier lautet der überlieferte Text (Bl. 11 a, Z. 9 ff.):

1 *aaṯ yaṯ hē aoxte aēša yeꝺhe apərənāyūkō* — 2 *hačaꝺuha mehana* (lies: *mē ana*) *apərənāyūka* — 3 *yaϑa vaši aϑa haxšaēte* (lies: *hā xšayete*) — 4 *vana* (lies *ana*) *pasčaita* (lies °*čaēta*) *uzdaꝺuhučiṯ* (lies °*daꝺhu*°) *paϑa haxtōiṯ* — 5 *čavaṯ anā* (lies: *ana*), *dbōištəm ayanəm paraꝺhačāiti* — 6 *yā frayarəna* (lies: °*ne*) *vā uzayeirine vā avąn* (lies: *ayąn*) *aiwyāstiš aꝺhaṯ* — 7 *yō aētahmāṯ* (lies *baoyō aētahmāṯ*) *paraꝺhačāiti* — 8 *nabānazdištəm hē para* (lies *pāra*) *pasčaita* (lies: °*čaēta*) *raēšča aδwadāityasča* (lies: *raēšaheča aδwadāityāsča*) *āstrāinti* (lies: *āstāraiti*).

D. h. "Wenn aber der, des der Knabe ist, zu ihm sagt: 'Geh mit ihm, mein Knabe, wenn du willst', so darf er dann auch auf einem ausser Land führenden Weg mit ihm gehen. — Wie gross ist der Weg, den er im Höchstfall mit ihm fortgehen soll? — Dass seine Zurücklegung im Lauf eines Vor- oder Nachmittags stattfinden kann. Wenn er darüber hinaus (mit ihm) geht, so macht er seinen nächsten Verwanten mit der Schuld des *Raēša* und der *Aδwadātay* sündig."

Und nun schliesst sich sofort an: "aber von mehreren einander gleichstehenden den, der sein Lehrer ist".

Ich meine, das genügt, um meine Behauptung über die Zugehörigkeit des ersten Absatzes von N. *10* bei Darmesteter zu erweisen. Meine Herstellung und Übersetzung von § 9 bedarf allerdings wohl einiger erläuternder Worte.

(Zu N. *9.*) Der Fall liegt so: Ein Priester (*Ratav*), der auswärts priesterliche Verrichtungen zu vollziehen vorhat, braucht dazu einen Knaben als Ministranten und wendet sich desshalb an einen, *yeꝺhe apərənāyūkō,* d. i. an einen Vater, ihm seinen Sohn, oder an einen Lehrer, ihm seinen Schüler, oder an einen Vormund, ihm sein Mündel mitzugeben. Wenn der Knabe selber bereit ist mitzugehen, können die genannten Personen ihre Einwilligung dazu erteilen, aber nur für eine Reise, die nicht mehr als einen halben

Tag in Anspruch nimmt; andernfalls belasten sie sich mit einer bestimmten Schuld (und natürlich auch mit der dafür festgesetzten Strafe).

Im einzelnen bemerke ich noch Folgendes:

Die Herstellung von *ana* im 2., 4. und 5. Absatz für *hana*, *vana* und *anā* ist durch den Zusammenhang geboten und auch durch Pü. angezeigt.

Zur Korrektur (*aϑa*) *hā xšayete* in 3 verweise ich auf Pü.: (*ētōn*) *pātixšāh ē* "(so) bist du ermächtigt". Die Person stimmt nicht, man verlangte die dritte. Statt an mn ad wird an mn at zu lesen sein, d. i. *hāt* 'sit'.

haxtōiṯ (4): statt des ablativischen Infinitivs erwartete man eher den genetivischen. S. aber P. *23*: †*naēδa pasčaēta* †*hō nā ahmaṯ hača gātao̜ isaēta frašūtōiṯ nōiṯ apašūtōiṯ ϑrayąm čina gāmanąm.*

Abs. 5 ist wörtlich: 'Einen wie grossen (GIrPh. 1, § 268. 17; Var. *čvaṯ*) als den grössten Weg soll er in seiner Begleitung fortgehen?' Zu *dbōišta-* vgl. Bthl. IF. 11, 137. Pü. hat (*pa*) *bālist*, das vorn mit n (v) statt b geschrieben ist, vgl. AVGloss. 228 unten, Justi Bd., Var. zu S. 21, Z. 1, W. 10 und SBE. 37, 96 (21).

Die Korrektur von *avąn*, Abs. 6 in *ayąn* liegt ja nahe genug, kann jedoch nicht als sicher bezeichnet werden. Pü. hat nämlich nicht das Wort für Tag, sondern an k d, womit ich nichts anzufangen weiss.

aiwyā-stiš ist Nom. act. zum idg. Verbale *saᵡd-* (in griech. ὁδός, ksl. *choditi*); dazu gehören auch Aw. *āsnaoiti*, *nazdišta-* und *asna-*, *āsna-* ('nahe'); s. hierüber mein AirWb. und oben S. 119.

Abs. 7: Die Einfügung eines Worts für 'mehr' ist durch den Zusammenhang geboten, der Wortlaut wird durch N. 4 (Bombayer Ausg., Introd. 21, Z. 1) bestimmt. Hier steht: *yō baōyō aētahmāṯ parāiti* mit der Übersetzung: *ka* db na *hač ān apē rawēt* und der Erläuterung: (*ku*) *rās patmān vēš.* Genau entsprechend findet sich hier: *ka* db n a *hač ān apē apākīnēt*, und es wird hinzugefügt, ein Erklärer verstehe *vēš aš apē nītan*[1]), ein andrer *yuttar aš apē nītan*[1])

1) Mit dem Ideogramm für *kašītan* (dz r n° statt dz dr n°) ge-

darunter. Es ist klar, der Verfertiger der Pü. hat vor *aētahmāṯ* in N. *9* das nämliche Wort gehabt wie zu N. *4*. In der überlieferten Übersetzung erscheint an beiden Stellen das Ideogramm für *mart*. Darmesteter ZA. 3, 81 No. 20 erklärt daher einfach genug: "*baôyô* est corrompu: le pehlevi suppose *nâ*" und Darab, als dessen allzeit gelehriger Schüler will Introd. 19, No. 1 der Bombayer Ausgabe kurz entschlossen 'ac. to Pahl.' *nuruyō* dafür eingesetzt wissen. Durchaus mit Unrecht. Schon Caland hat *baoyō* im Wesentlichen richtig bestimmt, KZ. 33, 466. Es ist ein ganz gutes Wort und ganz das Wort, das wir brauchen, ASn. als Adv., zum ai. *bhávīyasā* IS. in der Bedeutung 'mehr'. Ich möchte annehmen, es habe im Original der Pü. b n a statt db n a gestanden, d. i. *apē*; *apē hač ān* könnte wohl die Bedeutung 'darüber hinaus, noch mehr, weiter' gehabt haben. Die Änderung ist bei dem in N. so häufigem Satzanfang *čand mart*, *čigōn mart*, *ka 2 mart* usw., s. N. *17* ff. wohl begreiflich.

Der 8. Absatz ist von allen in der Überlieferung am schlechtesten gefahren, und es ist eine einigermassen sichere Rekonstruktion um so weniger möglich, als uns auch die Pü. dafür nicht rechtes an die Hand gibt. Sie übersetzt: *ē nabānazdišt* (s. Var.) *pas ōi pa rēš* ap p dāt *āstrīnēnd* mit der Erläuterung: *kuš hačaš apē ē gīrēnd*. *para* lässt sie aus und für *aδwadāityasča* gibt sie statt der gewünschten Übersetzung nur eine Transskription; statt ap p dat ist at p dat zu lesen, t p aber umschreibt ebenso *δw* wie *ϑw* (z. B. in r p dt p dn = *rapiϑwin*, N. *49* u. ö.).

Der genaue Sinn der Stelle scheint schon frühzeitig bestritten gewesen zu sein, denn es werden uns im Folgenden die von einander abweichenden Ansichten gleich dreier Awestagelehrter mitgeteilt, von Aparak, Rōšn und Vehdōst. Dabei erfahren wir, dass man *aδwad*° als *adātīhā sardārīh* auffasste, womit zu V. *15*. 16, 22, 40 *aδāityō.aŋharəϑra*- wiedergegeben wird.

Das selbe Wort, das in Pü. an unsrer Stelle für *aδw*°

---

schrieben, vgl. West Šg. 253, 260. Die Verwechslung ist sehr häufig, sie findet sich auch in beiden Ausgaben des PPGloss., Kap. 20 (S. *16*. 8 und *79*. 11).

steht, finde ich noch fünfmal, nämlich Dk. *8*. 17. 6, 20. 97 (SBE. 37, 40; 67), N. *15* (S. 24a, Z. 8) und F. *25* b [2] (bei Reichelt WZKM. 14, 209 Z. 1 und 6); s. Darmesteter ZA. 2, 84 f. No., 89 No.

In dem leider rettungslos verderbten Stück N. *15* stehen als vierter Absatz die Worte: *aṇuha vāča taṇrō.piϑwā ahmāṯ paiti aδwa.* Die Pü. dazu lautet: *aδāvaš hēnd apar* (s. Var.) *tar* (so statt t lt a) *pihn i pa ham apar kuš aδwadāt* (geschr. at p dat) *tar* (so statt t rt a) *patistān būt ēstēt*, d. i. "oder ihm sind . . mangelhafte Nahrung, welche . ., d. h. ihm ist *Aδwadāt* mangelhafter Obernschaft geworden". Statt *taṇrō.p°* ist sicher nach V. *13*. 20, 24 *tarō.p°* zu lesen[1]); in der Pü. dazu ist das Ideogramm für *sē* 'drei' statt *tar* (= *hīnaḥ* in Sü.) geschrieben, ein Fehler der sich bald drauf wiederholt. Von Wichtigkeit ist der Schluss der Pü., aus dem hervorgeht, dass *Aδwadāt* mit schlechter '*Pat*'schaft, d. h. mit Pflichtversäumnis seitens des oder der rechtmässigen Vorgesetzten, Pflegebeauftragten in Zusammenhang steht.

In der erstzitierten F.-Stelle wird *Aδwadāt* (hier geschrieben at p t dat) so definiert: *ān bawēt ka x[v]arišn u x[v]ālišn kē šuδ u tišn pataš apāč dārēt*, d. i. "*A.* besteht darin, dass man dem, der Hunger und Durst hat, Speise und Trank vorenthält". Aus der zweiten Stelle des F., wo das Wort richtig wie zu N. *15* geschrieben ist, vermag ich nichts herauszulesen.

Über die beiden Stellen des Dk. mit unserm Wort weiss ich mangels genauerer Angaben seitens des Übersetzers nicht viel zu sagen. In Dk. *8*. 17. 6 wird *Aδwadāt* — at p d at n geschrieben — unter "the six modes of engaging in conflict" aufgeführt, in *8*. 20. 97 wird es als eine Todsünde bezeichnet. West übersetzt 'giving no food', liest *atapdat* und will np. *taba* zum Vergleich heranziehen, was nicht angeht; np. *atab°* wäre np. *dab°*.

Als ersten Bestandteil enthält *aδwadātay-* offenbar das Wort *aδwan-* 'Weg'. Dies zusammen mit der von der Tradition gegebenen Andeutungen führt zu dem Schluss: *aδwadātay-* f., eig. 'das Setzen an den Weg' war in der Gerichts-

1) P. *56* wird sogar *tåṇhrō* statt *tarō* geschrieben.

sprache der Term. techn. für 'Aussetzung', worunter sowohl das Verbringen einer Person in hilflose Lage als auch deren Verlassen in solcher zu verstehen ist, vgl. StGBfdDR. § 221. Daraus dass Hunger und Durst für gewöhnlich die ersten Leiden sein werden, die eine in solcher Lage befindliche Person zu erdulden hat, erklärt sich die Fassung von *A.* in F.

Und wie *aδwadātay-*, so ist auch das zu N. *9* damit verbundene *raēša-* M. ein Rechtsausdruck, nämlich für fahrlässige Körperverletzung, im Gegensatz zu den vorsätzlichen: *arəduš-* [1]), *x^vara-* [2]) und *frazābaodah- snaϑa-* [3]). *pārəm raēšaheča aδwadāityåsča* ist somit die "Schuld fahrlässiger Körperverletzung und Aussetzung". Sie fällt auf den nächsten Verwanten eines unmündigen Knaben als auf den, unter des 'Obhut' (StGB. a. a. O.) der Knabe steht, sofern er es erlaubt oder nicht verhindert, dass das Kind als Ministrant für länger als einen halben Tag auf Reise mitgenommen wird. Sind mehrere Personen dem Knaben gleichnah verwant, so trifft die Schuld den unter ihnen, der des Knaben *Aēϑrapatay*, d. i. priesterlicher Lehrmeister ist. Zu der Anschauung, die sich hierin ausspricht, vergleiche man auch V. *15.* 12, wo gesagt wird: wenn ein Mädchen aus Scham vor den Leuten ihre Leibesfurcht schädigt, so fällt Schuld und Strafe auf ihre erwachsenen Familienangehörigen (*ptərəbyō*); s. dazu Sd. *63.* 4 f. Der Vormund ist für das Thun des Mündels verantwortlich.

Die ersten fünf Worte des S. 115 abgedruckten Textes sind also sicher abzutrennen und zum Vorhergehenden zu ziehen. Dagegen gehört der Rest eng zusammen.

Ein Wort, das sechsmal (Z. 2—5, 7, 9) in verschiedenartigen Verunstaltungen wiederkehrt, ist *nisritim*, bz. *anisritim*; am deutlichsten in 5. Die ursprüngliche Lesung ist durch die Übersetzungen *apē apaspārišnīh*, bz. *anapāč apaspāriš-*

---

1) Vorsätzliche Körperverletzung mittelst einer Waffe ohne sichtbare Folgen, nur mit Schmerzgefühl verbunden.

2) Vorsätzliche Körperverletzung mittelst einer Waffe mit sichtbaren Folgen; s. dazu IF. 10, 6; 11, 142 sowie mein AirWb. unter *x^vara-* und *ava-ϑwarəsa-*.

3) Vorsätzliche Körperverletzung mit tötlichem Ausgang; IF. 10, 6 No.

nīh, die jener der Verbalformen *nisirinuyāt* V. 5. 62 usw. entsprechen, völlig sicher gestellt; *nisritay-* f. ist 'Anvertrauen, Überlassen', *anisritay-* f. 'Nichtanvertrauung, Weigerung anzuvertrauen'. Es gilt die Überlassung eines Knaben an einen Priester zum Zweck priesterlicher Hilfsleistungen; s. oben S. 118 zu N. *9*. Das Wort erscheint auch noch im folgenden Paragraphen, N. *11*: *nisritit* (lies °*ti*) *aētahe āstryeiti nōit asriti* (lies *anisriti*), womit auf die Frage: *daēvayasnahe vā tanu.pərəϑahe vā apərənāyūka paraŋhačāiti* "Soll man das Kind eines *D.* oder eines *T.* (als Ministranten auf die Reise mitnehmen?"[1]) (Antwort:) "Bei dessen Anvertrauung (d. i. wenn man es anvertraut bekommt und mitnimmt) wird man sündig, nicht bei dessen Verweigerung".

Zweimal stossen wir auf das Wort *frāra*, das beide Male mit *frāč dahēt* wiedergegeben wird. Dabei ist erläuternd zugefügt: *ku(š) brīn žamān (nē) kart* "d. h.: es ist (ihm) eine bestimmte Zeit (nicht) gesetzt". *frāra* ist *fra*+*āra*, 3 SPfA. Das altiranische Verbum 2 *ar-* (zu griech. ἄρνυμαι, arm. *aṙnum* gehörig) hat hat die beiden Bedeutungen des nhd. gewähren, nämlich 1) 'zu Teil werden lassen' und 2) 'gewährleisten, zusichern, zusagen'; erstere Y. *9*. 3, 4, *52*. 3, *56*. 3 (2. Stelle)[2]), ferner mit *frā* Šnš. *11*. 6 (SBE. 5, 338), Yt. *13*. 46, 146; die letztere Y. *33*. 9, *34*. 3, *50*. 5, *56*. 3 (1. Stelle)[2]); zu Y. *11*. 4, wo das Verbum mit *us* und *frā* verbunden ist, übersetze ich "es hat mir, dem *Haoma*, der Vater *Ahura* als Anteil ausgesetzt und zugewiesen . .". Die zweite Bedeutung nehme ich auch für unsre Stelle in Anspruch.

In Z. 8 und 10 findet sich dreimal *ϑwayaŋhəm*, einmal *aiwyaŋhəm*. Die Pü. hat der Reihe nach *abīm*, *bīm*, *bīm*, *abīm*, und sie ist nach dem Zusammenhang zweifellos im Recht. Danach ist an erster und letzter Stelle *aϑwyaŋhəm* zu emendieren. *ϑwayaŋha-* n. 'Gefahr' ist eine Ableitung aus *ϑwayah-* n., das in *ϑwayaŋuhatąm* Yt. *13*. 20 enthalten ist. Dazu

---

1) Wörtlich 'in Begleitung des Kindes weggehen', was selbstverständlich sva. ist als 'das Kind in seiner Begleitung wegführen'. So auch N. *6*, 7.

2) Wo zu übersetzen: "und des guten Looses, das uns als der Gerechtigkeit zufallend verbürgt ist und zu Teil werden wird" (*yā nō āraēča ərənavataēča ašaŋhāxš*).

ϑwyąm 10. 23, 37, *ϑwyąstəmaēšva* V. 2. 23 und allenfalls *ϑwayeiti* Vyt. 27.

Pü. und Zusammenhang zwingen uns aber noch einen zweiten Schluss auf. Für *yaϑra apərə(nā)yūkō* in Z. 6 hat Pü.: *bīm ānōk ku rat abīm ku apurnāyak.* Es ist klar, dass im awestischen Text die mit *bīm ānōk ku rat abīm* übersetzten Worte ausgefallen sind, d. i. entsprechend der Pü. und dem Wortlaut in Z. 8: *aϑra ϑwayaŋhəm yaϑra ratuš aϑwayaŋhəm.*

Noch schlimmer hat der Verfertiger der Abschrift, auf die sowohl H als T zurückführen, die folgende Textstelle verstümmelt, wo er schrieb: *nōiṯ hš* (statt *hē*) *anisriš* (statt *anisritim*) .·. *āstrēt kaċi xᵛāhēt.* Der awestische Text und die Übersetzung stimmen nicht zusammen, aber sie ergänzen sich einander. Es kommt das daher, dass der Abschreiber von *anisritim,* wohinter in seiner Vorlage *āstryeite* .·. *nē ō ōi*[1]) *pa anapāč apaspārišnīh* gestanden haben muss, wie aus Z. 5 und Pü. dazu hervorgeht, gleich auf die Übersetzung des folgenden Worts, nämlich *āstrēt* übergesprungen ist.

Dass auch in Z. 3 der Text durch eine Auslassung entstellt ist, bedarf keiner weiteren Ausführung; es fehlt das Verbum *āstryeite,* wie auch Pü. zeigt, die *ō ōi*[2]) *pa anapāč apaspārišnīh āstrēt* bietet.

Nach diesen Darlegungen rekonstruiere ich den Urtext von Z. 2 an in folgender Gestalt:

2 *yeŋhe nisritim frāra*
ā hē anisritim āstryeite
4 *yezi āaṯ hē nōiṯ nisritim frāra*
nōiṯ anisritim āstryeite
6 *aϑra ϑwayaŋhəm yaϑra ratuš aϑwayaŋhəm yaϑra apərənāyūkō*
nōiṯ hē anisritim āstryeite
8 *aϑra aϑwayaŋhəm yaϑra ratuš ϑwayaŋhəm yaϑra apərənāyūkō*

---

1) So nach der Übersetzung zu Z. 2 und 4 zu lesen. D. i. "nicht durch Nichtüberlassen an ihn". In der Übersetzung zu Z. 3 und 9 ist aus an n (= *ō*) der Urschrift ein zk i (*ān i*) geworden; vgl. dazu IF. 11, 144.

2) S. No. 1).

ā hē nisritim staryeiti
aδa yaṯ uva yaϑra ϑwayaŋhəm vā aϑwayaŋhəm vā

D. h. "Wenn einer seine (des Knaben) Anvertrauung zugesagt hat, so begeht er Sünde, wenn er ihn (dann) nicht anvertraut; wenn er aber seine Anvertrauung nicht zugesagt hat, so begeht er durch Verweigerung keine Sünde. Ist da Gefahr, wo der *Ratav*, Nichtgefahr wo der Knabe (sich befindet), so begeht er (der darum angegangene) keine Sünde, wenn er ihn (dem *Ratav*) nicht anvertraut; ist da Nichtgefahr, wo der *Ratav*, Gefahr, wo der Knabe (sich befindet), so begeht er Sünde, wenn er ihn (ihm) nicht anvertraut, und auch (dann), wenn beide (sich an einem Ort befinden), wo sei es Gefahr sei es Nichtgefahr ist."

Für die Herstellung von *aϑra* statt *aϑa* in Übereinstimmung mit dem folgenden *yaϑra* spricht auch Pü. *ānok*. Für *aϑa* hat sie, von den wenigen Fällen abgesehen, wo sie das Wort überhaupt weglässt (z. B. Y. *32*. 6, *53*. 6, N. *68*), stets *ētōn*.

Zu meiner Änderung von *vā* in *uva* in Z. 10 s. Pü.: *har 2*. Das gAw. *uba-* erscheint im jAw. als *uva* (*u u a*), *uva-* (*u v a*), *va-* (mit Anlauts-*v*) und *ava*. *va-* finde ich ausser an unsrer Stelle noch: F. 2 b: *vača*, *vayå* 2, F. 27 b: *vayō* (in *vayōzuštō*), N. *94*: *va*, N. *99*: *va* (in *vanaēma*), V. *13*. 31—37 Pü. Z.: *vaēibya* (*naēmaēibya*), N. *107*: *va* (in *vaδāityō*, s. IF. 5, 370), N. *5*: *vā* (in Abs. 2). F. *9* steht *uva*. Endlich *av°* wird geschrieben. N. *11*: *avayå*, P. *57*: *ava* (s. IF. 7, 227) und Yt. *13*. 35: *ava* (ND., ausgeführt mit *vyąsča vyānasča*; vgl. Y. *34*. 11, *57*. 25, Yt. *5*. 26, *9*. 10, *10*. 2, 93, *15*. 43, *19*. 96, N. *11*, ferner Y. *55*. 2, Yt. *19*. 58, V. *18*. 55; Geldner in der NA. und KZ. 30, 520 hat *ava* missverstanden).

Zur Konstruktion von *ā-star-* bemerke ich, dass das, womit man sich versündigt, ebensowohl im Instr. — das ist das Gewöhnlichere — als im Akk. (des Inhalts) stehen kann. Letztere Konstruktion zeigt ausser unsrer Stelle: F. *4* f. (s. IF. 11, 142), V. *6*. 3, N. *4* und N. *42*, wo die Konstruktion zwischen Lok. (an Stelle des Instr. wie oft) und Akk. wechselt: *x^varaya . . bāzujataya . . yātəm āstryeiti*. Weitres in meinem AirWb. Die lautliche Differenz zwischen *ā . . staryeiti* und *āstryeiti* ist entsprechend den IF. 7, 70, 106 besprochenen Fällen zu beurteilen.

95. Zu Yt. *1.* 29.

In der Neuausgabe hat das zweite Sätzchen des Paragraphen den Wortlaut: *upa ϑwā azəm maire anu.daδayat̰*. Das ist so ziemlich die unglücklichste Lesung, die sich Geldner aussuchen konnte; vgl. Darmesteter ZA. 2, 343. Die Pahlaviübersetzung (bei Salemann Parsenhandschrift 44) hätte ihn davor bewahren sollen. Sie lautet: *kē* n z n r d da *šmāk pa zamīk dahēt*, dazu die Erläuterung: ***ku nihān kunēt***.

Einen fast völligen korrekten Text bietet J 10: *apaša vå zamarə ana dūye*; statt des letzten Worts ist *duye* zu lesen, wie die Mehrzahl der Handschriften hat, unter anderen auch F 1, die im Übrigen von J 10 nicht wesentlich abweicht. Die Richtigkeit der Lesung *vå zamarə* wird durch Pü.: *šmāk pa zamīk* verbürgt; vgl. Y. *9.* 15, FrW. *4.* 3, wo *zəmarə.gūz-* mit *andar zamīk nikān* gegeben wird. Ebenso die von *duye*, das, wie das abgetrennte Personalsuffix in Y. *48.* 7, durch eine Form zu *dātan* übersetzt ist; dort, zu Y. *48*, steht *dahišn*. Mit den Anfangsworten der Pü. weiss ich nichts anzufangen. *kē* ist mit dem Ideogramm geschrieben: m n n. Die folgenden Zeichen könnten zusammengenommen *vazurkīh*, das wäre np. *buzurgī* gelesen werden. Sollte m n n für m n geschrieben sein — was öfter vorkommt —, d. i. *hač? hač vazurkīh*? Für *apaša*, das mir durchaus sicher scheint, s. Var., wäre *apāč* (r an a r) zu erwarten.

Das vorletzte Wort der Textstelle, *ana* ist in der Pü. nicht zum Ausdruck gebracht. Es als Präverb zu nehmen und gleich griech. ἀνά zu setzen, geht schon um deswillen nicht an, weil *ana* in dieser Funktion sonst nirgends vorkommt[2]; auch als Pränomen ist es selten genug; vgl. Delbrück Vgl. Synt. 1, 734. Somit haben wir in *ana* den Instr. Sing. zu *aēm* zu sehen: 'damit'.

Ein bemerkenswertes Wort ist *duye*. Die Pü. nimmt es

1) Auch im vorletzten Sätzchen von Yt. *1.* 27 hat Geldner meines Erachtens falsche Lesarten gewählt. Ich lese: *hąm zaēna ava.zəmbayaδwəm*, d. i. "zertrümmert ihre Waffen" nach Pü.: ***hamāk hač avzār i tō vat dēnān rāδ škastak ape kanē***. Vgl. besonders die Lesarten in E 1.

2) Andernfalls würde man es in der Bedeutung 'zurück' nehmen können, was ja ganz gut passte.

als Verbum. Das ist richtig. Aber eine 3. Sing. kann es nicht sein. Es ist vielmehr 1. Sing. Med. eines Präsensstamms *dva-* (*duva-*), der mit *dava-* in V. *5.* 24 zusammengehört. Hier lesen wir: *yaϑa masyayå*[1]) *āfš kasyaŋhąm apąm*[2]) *avi.frāδavaite* (so Jp 1, Mf 2; NA. °*ti*). In Pü. erscheint dafür *čigōn ān i mas āp ka ān i kas āp apar frāč barēt.* Ich übersetze "wie ein grösseres Wasser kleinere Wasser mit sich fortreisst", womit auch Pü. im Wesentlichen zusammenstimmt.

Die beiden Präsensstämme gehören zu der im Dhātup. 22, 46 mit der Bedeutung *gatau* verzeichneten 'Wurzel' *du-* (*dávati*), die inzwischen von Schroeder im RV. (*10.* 34. 5: *ná daviṣāṇy ebhiḥ*) nachgewiesen hat, WZKM. 13, 119; s. auch ebd. 297, ferner Osthoff IF. 5, 281, Foy ZDMG. 50, 130[3]), KZ. 36, 135, Brugmann Griech. Gramm.³ 212, Hirt Ablaut 104. Als Grundbedeutung der Verbale kann man '(sich) entfernen' aufstellen.

Danach ist Yt. *1.* 29: *apaša vå zamarə ana duye* zu übersetzen: "Zurück jage ich auch damit in die Erde". Was das besagen soll und worauf *ana* 'damit' bezogen werden muss, ergibt sich aufs klarste aus Y. *9.* 14 f. und Yt. *19.* 80 f. (wozu Dk. 7. 4. 42). Sprecher ist, wie ja auch ausdrücklich gesagt wird (*āaṯ aoxta z°*) *Zaraϑuštra,* die angesprochenen (*vå*) die *Daēva* "*yōi para ahmāṯ vīrō.raoδa apatayən paiti āya zəmā*", und der Zauber, mit dem die *Daēva* in die Erde zurückgebannt werden sollen, ist das *Ahuna Vairya*-Gebet: *tūm*

---

1) GIrPh. 1, § 208. 2 No. 1.

2) Gen. an Stelle des Akk.

3) Foy ist a. a. O. durchaus im Recht, wenn er die von mir seinerzeit vorgeschlagene Korrektur des zu D. *5* (= Dar. Pers. e) 3 (23) überlieferten *dᵘvᵃišᵃtᵃmᵃ* = *duvaištam* in *dᵃvii°* ablehnt. Ap. *duvaišta-* (d. i. ar. °*a*(*i̯*)*ištha-*; GIrPh. 1, § 81, § 208, IF. 7, 73 No.) verhält sich zu jAw. **duva-*, Praesensstr. (in *duye*) wie jAw. *hvōišta-* 1) 'der höchste, erste' an Wort und Rang, 2) 'der älteste' (eigentlich 'der autoritativste') — N. *58* und N. *1*, F. *4* a — zu ai. *suvá-* (in *suváti*).

Zur Erläuterung der fraglichen Stelle sei noch bemerkt, dass das vor *duvaištam* stehende *hᵃyᵃa* mit dem zweimal vor *param* vorkommenden *hᵃyᵃa* identisch ist. Ich lese *hyāʰ*, das ich als AbS. nehme und als 'inde' im zeitlichen Sinn deute. *axᵃšᵃtᵃa* ist *axšatā.* Ich übersetze: "Wohlbehagen von da an auf lange hinaus ungestört, es wird sich einstellen . ."

zaraϑuštra ahunəm vairīm frasrāvayō . . *tūm zəmargūzō akərənvō* (Pt 4) *vīspe daēva* und *āat̰ tē aēvō ahunō vairyō yim* . . *zaraϑuštrō* (Hds. °*rəm*) *frasrāvayat̰* . . *zamarəguza* (F 1)[1]) *avazat̰ vīspe daēva.* Das Verbum an zweiter Stelle *ava-zat̰*, d. i. 3SPrA. zu *zā(y)* 'mittere' mit thematischer Flexion, hat wesentlich die gleiche Bedeutung wie *duye* in Yt. *1.* 29; vgl. auch die 3. Plur. des redupl. Präs. *avazaza*_ Y. *34.* 9, das in Pü. mit *apē hilēnd* gegeben wird (Sü.: *parikṣipyanti*).

96. Zu Bh. *4.* 13 (Zeile 65).

Weissbach und Bang bieten in der Neuausgabe der altpersischen Keilinschriften nach Rawlinsons letzter Lesung den Text:

naiy | šakaurim | *naiy*[2]) | . . . . huvatam | zura | akunavam | und übersetzen: "weder .... noch .... that ich Gewalt an". Warum sie trotz dem, was ZDMG. 46, 296, 329 dagegen gesagt worden ist, bei der Übersetzung 'Gewalt' für ihr *zura* stehen geblieben sind, begreife ich nicht. Das neusus. Wort dafür *appantukkima* übersetzt Weisbach selber mit 'Unrecht', Achämenideninschr. zweiter Art 73, 100. Und diese Bedeutung kommt auch sicherlich dem ap. *zūra*^{h} zu, das dem np. *zūr* entspricht; s. dazu Hübschmann AGr. 1, 152. 'Gewalt' wäre, nach dem np. *zōr*, im Altpersischen in der Form **zavar* zu erwarten. Vgl. noch Bthl. BB. 15, 43; 17, 146, Nöldeke LC. 1894, 151, Geldner VSt. 2, 20, Foy KZ. 35, 22, ZDMG. 52, 595. *zūra*^{h} *kar-* bedeutete 'Unrecht thun' und wurde mit dem Akk. (der Person) verbunden; ein Analogon bietet jAw. *skəndəm kar-* mit Akk., Y. *9.* 28.

Der letzte Versuch zur Herstellung der Rawlinsonschen Textbrocken stammt meines Wissens von Foy KZ. 35, 45. Er ändert *šakaurim* in ^{h}*ukārim* und . . *huvatam* in *duškaram.* Zu der letztern Änderung bemerkt er erläuternd: "Bei einer Verstümmelung des Steins wie sie thatsächlich vorliegt, ist die Verlesung von *h* statt *d*^{u}, *š* statt *v*, *t* statt *kr* wohl mög-

1) Und E 1, L 18; Pt 1 hat *zamarəgūza*, J 10 *zamarəgūžō. zəmarəgūza*, wie Geldner in der NA. schreibt, hat keine einzige der bessern Hds.

2) Kursivdruck deutet in der NA. an, dass die entsprechenden Zeichen in der Inschrift zerstört sind.

lich". Räumen wir einmal die Möglichkeit ein, gut. Was soll denn aber dann mit der Lücke vor Rawlinsons *huvatam* werden? Soll sie einfach ignoriert werden? Das geht nicht an. Zudem ist die Zahl der angenommenen Verlesungen bei einem Wortfragment doch wirklich etwas hoch bemessen. Auch die für *šakaurim* vorgeschlagene Verbesserung halte ich für unzulässig. Das natürliche Gegenstück von *duškaram* wäre doch *ʰukaram*, nicht aber *ʰukārim*. Und ein Nom. act. *kāray-* ist überhaupt nicht nachweisbar, weder auf iranischem noch auf indischem Gebiet; s. noch unten Anhang.

Das ist klar: diejenige Herstellung der von Rawlinson gegebenen Lesung hat am meisten Anwartschaft für zutreffend zu gelten, die einen sinnvollen Text bei möglichst wenig Änderungen gewährt. Sicher falsch gelesen ist der erste Buchstabe des zweiten Wortfragments *h*. Die Neuausgabe schreibt . . *huvatam*. Dabei ist aber die orthographische Regel, dass *h* vor *u* niemals geschrieben wird, ausser Acht gelassen, ebenso wie D. *6* (= NRa). 3 (25), wo trotz BB. 13, 70 die Lesung *humavarkā* wiederkehrt. *hᵃu vᵃ* . . könnte nur *hauvaᵛ* gelesen werden, damit aber wäre nichts anzufangen. — Dass *šakaurim* ein Ungetüm ist, bedarf keines Beweises. Rawlinsons erste Lesung war *šabu* . . . Es liegt näher, den Fehler am Anfang als am Ende des Worts zu suchen. Ich schlage vor statt *šᵃkᵘ* des ersten Worts *a* zu lesen und die Lücke (einschliesslich des *hᵃ*)[1]) vor dem zweiten mit *dᵘurᵘ* auszufüllen. So gewinnne ich die Lesung:

---

1) Wie gross die Lücke ist, wie viel Buchstaben sie etwa fasst, das wird von Rawlinson leider auch in seinen ergänzenden Bemerkungen*) vom Jahr 1850 nicht angegeben.

*) Note on the Persian Inscriptions at Behistan; Beilage zum Vol. 12 des JRAS. (OldS.). In der Neuausgabe 4 sind diese Bemerkungen nicht erwähnt.

Auch Foy scheint sie, als er seine Bemerkungen zu Bh. II 75. 89 in KZ. 35, 39 schrieb, nicht zur Hand gehabt zu haben. Sagt ja doch Rawlinson a. a. O. IV ausdrücklich: "the mutilated word . . consists of four letters". Wie das fragliche . . *šᵘmᵃ* zu ergänzen sei, wird bei der Dunkelheit des folgenden Worts und der Zerstörung des assyrischen und neususischen Textes immer unklar bleiben; vgl. WZKM. 1, 223; 4, 173; BB. 13, 250. Die Ergänzung *čaxšma*, wie sie die NA. nach Oppert bietet, ist auch mit GIrPh. 1, § 86 a. E. nicht zu rechtfertigen.

naiy āhurim naiy duruvantam zūrah akunavam.
D. i. "Weder einem *Ahura*bekenner noch einem Anhänger der *Drug* habe ich Unrecht gethan".

Das Adj. *āhuray-*, mit *Vṛddhiḥ* gebildet, "zu *Ahura* gehörig" usw. findet sich auch im Awesta, und zwar als Attribut von *ṯkaēša-*, *daēnā-*, *nmāna-*, *dāhyuma-* und des Eigennamens *asti.gafya-* (Yt. *15.* 28, so!). *duruvant-* aber ist das ap. Gegenstück des wohlbekannten *drəgvant-* im ältern, *drvant-* im jüngeren Awesta. Ihre gemeinsame iranische Grundform ist *druguant-*[1]). Ich gehe dabei von der Annahme aus, dass der im GIrPh. 1, § 275 fürs jAw. nachgewiesene Ausfall eines iran. *g* vor *u*[2]) auch im Ap. schon stattgefunden hat, und ver-

---

1) Vgl. Bthl. Gāθās 12 No., KZ. 28, 2, AF. 1, 53; 3, 31. Weitere Litt. GIrPh. 1, § 268. 10. Dazu noch Tiele Godsdienst[2] 2, 146 No. 1. Neuestens scheint auch Geldner zur Erkenntnis seines lange hartnäckig festgehaltenen Irrtums gelangt zu sein. Denn während er in seinen KZ. 30 und BB. 15 veröffentlichten Gāθā-Übersetzungen *drəgvant-* noch mit 'Ketzer, ketzerisch' wiedergibt, bietet er GIrPh. 2, 30 zu Y. *45.* 1 'satanisch', zu Y. *45.* 7 'Satansmensch' dafür, was ich mit Rücksicht darauf, dass er für *drujim* zu Y. *48.* 1, *33.* 4 'Satan' bietet (KZ 30, 524, BB. 15, 249), als ein Eingeständnis seines Fehlers ansehe.

Übrigens kann ich 'Satan', 'satanisch' oder 'Satansmensch' nicht als vollgiltige Übersetzungen von *drug-* und *drəgvant-* billigen *drug-*. fem. (!) ist das dem *aša-* ntr. gegenüberstehende Prinzip und dessen Verkörperung, *drəgvant-* der, der in der beiden währendem Kampf auf Seiten der *drug-* steht, im Gegensatz zu *ašavan-*, also 'Partner, Anhänger, Genosse der *Drug*'. Wer *aša-* und *drug-* in den *Gāϑās* nicht alle Augenblicke anders übersetzen will, was doch bestimmt eine Verwischung ihres Inhalts im Gefolge hat, thut am besten, auf deren Übersetzung überhaupt zu verzichten. Kann man doch auch nur selten sicher sagen, ob der Begriff oder dessen Personifikation gemeint sei.

2) S. ferner ebd., § 194 No. 1, wozu noch Bloomfield AJPh. *17*, 422. Mit dem das. 426 besprochenen ai. *étagva-* deckt sich lautlich vollkommen genau der jAw. Eigenname *aētava-* Yt. *13.* 123. Zu ai. *śatagvín-* Adj. 'having a hundred cows' sei noch bemerkt, dass es mut. mut. dem Volks- und Landesnamen *ϑataguš* der altpers. Inschriften entsprechen dürfte; vgl. ai. (ved.) *saptáguḥ* und (klass.) *śataguḥ*. Endlich mache ich noch auf jAw. *duγδō.vā-* aufmerksam, den Namen der Mutter *Zaraϑuštras*. Das Adj. *duγδō.va-* bedeutete etwa das nämliche wie das ai. *godúgh-* und verhält sich dazu wie ai. *iddhágnay-* zu *agnídh-*. [Eine ganz abweichende Anschauung über *návagva-*, *dáśagva-* trägt neuerdings Weber SBerlAW.

weise dazu auf mp., np. *marv*, das ebenso wie jAw. *maurum* ein iran. **margu̯*° voraussetzt, s. BB. 7, 188, IF. 5, 358 No. Wer das fürs Altpersische nicht gelten lassen will, wenn schon meines Erachtens kein irgendwie triftiger Grund dagegen vorgebracht werden kann, dem stelle ich anheim, anstatt meines *d^{u}ur^{u}uv^{a}t^{a}m^a* ein *d^{u}ur^{u}ug^{u}uv^a* . . oder auch *d^{u}r^{u}ug^{u}uv^a* . . (vgl. die Schreibung *k^{u}ud^{u}r^{u}uš^a = kuduruš*), d. i. *durugu-vautam* einzusetzen. Sachlich wird dadurch nichts geändert.

Vielleicht gewinnt so die Anschauung, dass die persischen Könige Zoroastrier waren, eine neue Stütze. Bangs Meinung es müsste Ahriman in den altpersichen Keilinschriften genannt sein, wenn er den Persern bekannt war, ZDMG. 44, 533, wird von Jackson GIrPh. 2, 628 mit Recht bestritten, und zwar mit dem selben Argument, das ich schon ZDMG. 42, 157 geltend gemacht habe. Bangs Hinweis auf Bh. *4* (so!). 11, 17 (58 f., 78 f.) ist auch nicht stichhaltig. Man lese z. B. Y. *49*. 1.

Anhang. Zu den Textherstellungen in der Neuausgabe der ap. Keilinschriften.

Bang hat IF. 8, 292 aus Anlass der Foyschen Herstellung unsres Textes in KZ. 35, 45 eine Reihe von methodologischen Bemerkungen an dessen Adresse gerichtet. Ich finde sie ganz gut und muss nur bedauern, dass Bang seine Grundsätze nicht schon bei der Veranstaltung der Neuausgabe geltend gemacht hat. Es wären uns dann manche böse Dinge erspart geblieben.

1. Ganz greulich ist z. B. die Ergänzung von Rawlinsons *m* . . *^{a}k^{a}auv^{a}a* Bh. *1*. 18 (86), — mit Raum für éin Zeichen zwi-

---

1895, 841 vor; *étagva-* wird dabei nicht berücksichtigt, auch nicht griech. ἑκατόμβη, und die iranischen Wörter natürlich erst recht nicht.]

Weitre Beispiele für jAw. *v* aus iran. *gu̯* zu GIrPh. 1, § 275 sind:

1) *ravat̰.aspąm* G. *5*. 5, gleichbedeutend mit *ranjat̰.aspąm* ebd., 'die Rosse flink (machend, d. i.) laufen lassend'. *ravant-* ist Part. zu *rava-*, Praes. 20 (GIrPh. 1, § 141).

2) *drvåsča* Yt. *5*. 93. Die Bedeutung von *drva-* ist ja freilich nicht sicher, doch steht es unter einer Reihe von Wörtern, die alle körperliche Gebrechen bezeichnen. Ich verbinde *drva-* aus ir. **dru-gu̯a-*, idg. **dhrughu̯o-* mit an. *duergr*, ahd. *twerg* 'Zwerg', indem ich auf Noreen Urg. Lautl. 224, Brugmann Grdr.[2] 1, § 279. 2 verweise, und nehme es in der Bedeutung 'zwergenhaft, verkrüppelt'.

schen m^a und k^a [1]) — zu *madyakāuvā*, in Tafel 3 $m^ad^ay^a$-k^aauv^aa geschrieben. Bekanntlich kann d^ay^a niemals *dya* gelesen werden, sondern nur *daya*, für iran. *di̯a* aber wird nach bekannter Regel d^iiy^a geschrieben; damit jedoch würden wir für die Lücke drei Zeichen bekommen, das sind zwei zu viel. Was *kāram m . . kā*^{h}*uvā* — Lok. Plur. Fem.; diese Lesung liegt doch am nächsten — *avākanam* bedeutet, wird kaum je zu ermitteln sein, da uns auch die Übersetzungen im Stich lassen. Vielleicht handelt es sich um einen militärtechnischen Ausdruck. Foys Herstellungs- und Erklärungsversuch in KZ. 35, 35 gilt mir aus mehr denn einem Grund für unannehmbar.

2. Sehr wenig gelungen ist auch die Ergänzung von Rawlinsons m^a . . m^a Bh. *4*. 16 (76) zu *mazānam*. *mazāna*- soll wohl Part. Praes. Med. zur 'Wurzel' *maz*- 'gross sein' vorstellen? *mazānam* ist kein Wort. Steht m^a als erster Buchstabe fest, so würde ich, mit Berufung auf das Awestische, *maϑitam* als das nächstgelegene vorschlagen; die Bedeutung 'gross' ist ja durch die Übersetzungen gesichert. Ich bemerke dazu, dass ich die Übersetzung von *nika*^{n}*tuv* Bh. *4*. 17, dem Gegenstück von *m . . m kunautuv*, durch 'er soll zerstören' nicht für zutreffend erachte. *vi-kan*- 'auseinandergraben' ist 'zerstören', *ni-kan*- aber bedeutet 'ein-, vergraben'. Ich nehme das als Gegensatz von *m . . m kar*- 'μεγαλύνειν' im Sinn von 'obliterare, in Vergessenheit bringen'. Die assyrische Übersetzung hat *līrur*, bei Bezold 'er möge verfluchen'; die neususische *rippišne*, bei Weisbach in der Übersetzung 'er möge verfluchen', aber nach dem Wörterbuch 'er möge zerstören'. Es ist wohl zu beachten, dass für *vi-kan*- die beiden Übersetzungen ganz andre Wörter geben als für *ni-kan*-. Das war es wohl auch, was Oppert Le peuple et la langue des Mèdes 184 veranlasste, für *nika*^{n}*tuv* die Korrektur *ha*^{n}*dasatuv* vorgeschlagen: ein Wort freilich, das ich nicht verstehe.

3. An der Stelle *a*^{h}*ura*^{h}*mazdā yaϑā avaina*^{h} *imām būmīm yu* . . D. *6* (NRa). 4 (32) ergänzt die Neuausgabe das letzte Wort zu *yudiyā*, d. i. Lok. Sing. aus *yud*- mit postponirtem *ā*. "Als *AhM*. diese Erde in Aufruhr sah" soll eine

---

1) Rawlinson sagt ausdrücklich: "there is only one character wanting in the word *makā'uwa*".

wortgetreue Übersetzung dieses Textes sein. Mir möchte vielmehr scheinen, dass der persische Text eine wortgetreue Übersetzung des deutschen ist. Wo haben die Herausgeber ein arisches Verbum für 'sehen' mit einem solchen Lokativ verbunden angetroffen, in einer Wendung, darin "die Form der Ortsbestimmung auf Zustandsbestimmungen übertragen ist" (Paul Deutsch. Wb. 411 a)?[1]) Da war Bangs Vorschlag in ZDMG. 43, 530 "*yu-* . . möchte ich in *yustam* ergänzen, . . von √ *yuz*" schliesslich doch noch besser. Freilich müsste es *yuštām*, mit *š* und mit femininem Ausgang, heissen. Den Fehler *s* statt *š* wird Bang wohl von Geldner KZ. 25, 560 mitübernommen haben, als er von ihm die Anregung zu seinem Vorschlag empfing. — Von Foys *yaudaiy* (KZ. 45, 51) gilt wesentlich das selbe wie von *yudiyā*. FrMüller WZKM. 7, 254 hatte *yaušānām* vorgeschlagen, womit er wenigstens der Syntax gerecht geworden ist.

Das awestische Verbum *vaēna-* 'sehen' zeigt, wenn das Gesehene als in einer Thätigkeit oder einem Zustand befindlich geschildert werden soll, ganz die selbe Konstruktion wie die altindischen und griechischen Verba für sehen, nämlich die Verbindung mit einem ergänzenden Partizip des Präsens; vgl. Delbrück Aind. Synt. 396, Kühner Ausf. Gramm. d. griech. Spr.[2], 611. Vgl. Yt. *5*. 68: *yaṯ spāδəm pairi.avaēnaṯ dūrāṯ ayantəm rasmaoyō* "als er das Heer von fern her in Schlachtreihe anrücken sah", H. *2*. 13: *yaṯ tum ainim avaēnōiš saočayača kərənavantəm* . . "wenn du einen andern . . treiben sahst und . .", P. *21*: *yaϑa nā snaiϑiš asne niγmatəm*[2]) *paiti.vaēnōiṯ* "wie wenn ein Mann eine Waffe nahe (auf sich) herunterkommen sieht". Nur an einer Awestastelle finde ich eine andre Ausdrucksweise, nämlich Yt. *19*. 34: *avaēnō x^varənō fraēštō yō yimō* . . *brāsaṯ*[3]) . . *ašātō dəuš.manahyāiča*

1) An der Stelle Y. *43*. 5: *hyaṯ ϑwā aṇhəuš ząϑōi darəsəm paourvīm* sind die Beziehungen des Verbs *darəsəm* zum Lokativ *ząϑōi* ganz andre. Ich verweise auf die Übersetzungen von Geldner KZ. 30, 318, Darmesteter ZA. 1, 180 und Mills Gāthās 160; die Pü. ist ganz ungrammatisch.

2) ASn. zu *ni-γmant-*, mit thematischem Ausgang. Die Pü. der Stelle hat uns Darmesteter leider nicht mitgeteilt.

3) Inkoh. zu ai. *bhramati*, *bhrāmyati*. Wir befinden uns so im Einklang mit der Sage, nach der *Jamšēd*, als er sein Reich an

hō starətō nidārat̰[1]) *upairi ząm* d. i. "als *Yima* die Herrlichkeit entweichen sah, begann . . (er) betrübt umherzuirren[2]) und, der Feindseligkeit (sva. seinen Feinden) erlegen, hielt er sich verborgen[1]) auf der Erde". Hier haben wir an Stelle des ergänzenden Partizips einen ergänzenden Infinitiv; *ištō* ist Infinitiv zu der in *raϑōišəmnəm* (s. S. 148 No.) sowie in ai. *iṣate* 'er eilt'[3]), an. *aisa* 'sich rasch vorwärts bewegen' und griech. οἶμα enthaltenen Basis[4]). Die nämliche Doppelheit der Konstruktion zeigen die Verba der Wahrnehmung bekanntlich im Lateinischen, wo ebensowohl *video puerum exire* als *video puerum exeuntem* gesagt werden konnte; vgl. Draeger Hist. Synt. d. lat. Sprache 2², 381; 788; Kühner Ausf. Gramm. der lat. Spr. 2, 519, Schmalz Lat. Gramm.³ 311.

Mein Vorschlag geht dahin: *aʰuraʰmazdā yaϑā avainaʰ imām būmīm yaudaⁿtīm* zu lesen, d. i. "als *AhM.* diese Erde

---

Zaḥḥāk verloren, zunächst zehn Jahre lang umherirrte; s. Windischmann Zor. Stud. 36. Vgl. noch die folgende No.

1) Vgl. ai. *adārayaʰ* Bh. 2. 3, *3.* 5, ebenfalls mit intrans. Bedeutung 'er hielt sich auf'. Die Bildung eines mit *dārayat̰* gleichbedeutenden *dārat̰* ist dem häufigen Nebeneinander von gleichbedeutenden Präsentien auf *-aiti* und *-ayaiti* bei gleicher Wurzelform zu danken, wie *haćaiti — haćayeiti* usw.; s. GIrPh. 1, § 145, 151 und auch mein AirWb. zu *tap-* No. 1. Zur Sache s. Firdusi ed. Vullers 1, 34 V. 202 f.: *nihān gašt . . ću ṣad sālaš andar jihān kas nadīd.*

2) Siehe Note 3 S. 133.

3) Die dem Verbum im PW. beigelegten Bedeutungen 'enteilen, fliehen' kommen ihm nur in der Verbindung mit Ablativ zu.

4) Für Darmesteter ZA. 2, 624 ist *fraēštō*, weil *fraēštåŋhō* zu Y. *49.* 8 mit *framān pat* gegeben wird, 'le commandeur'. Gleichwohl gelangt er zur nämlichen Übersetzung wie ich: "lorsque (le commandeur) *Yima* . . vit disparaître sa gloire . .". *avaēnō* kann ja natürlich ebensowohl 'nicht sehend', als 'ansehend' (vgl. Y. *30.* 2, *46.* 2) bedeuten. Aber 'etwas nicht sehen' und 'etwas verschwinden sehen' ist doch nicht ganz das selbe. — Geldner 3 Yt. 19, 24 nimmt *fraēštō* als NSm. des PPfP. und übersetzt: "Der Herrlichkeit bar wurde vertrieben . . *Yima*". Ich bezweifle, dass *avaēnō* die Bedeutung 'bar', und bestreite, dass *fraēštō* als PPfP. die Bedeutung 'vertrieben' haben konnte. In der Verbindung mit *pra* bedeutete das (ar.) Verbum vielmehr 'ausschicken, entsenden'; vgl. ai. *prá vā́cam índuḥ iṣyati* RV. *9.* 12. 6, *prá . . dūtám iva vā́cam iṣye 4.* 33. 1, *tā́ (ā́paḥ) adravann . . devā́pinā préṣitā . .* RV. *10.* 98. 6, usw.; ferner *pasāvaʰ adam kāram . . frāišayam abiy . .* Bh. *3.* 1 (und oft); endlich mp. *frēštak*, np. *firēšta*, *firišta* 'Bote' (Hübschmann Pers. Stud. 84, Horn GIrPh. 1b, 25 (5a).

in Aufregung geraten sah". Man halte dazu Yt. *13*. 95: *iδa apąm miϑrō* . . *fraδāt̰ fratəmatātō dah̄yunąm yaozaintīšča* (näml. *daiŋhūš*) *rāmayeiti*. Schon Geldner a. a. O. hat auf die Stelle aufmerksam gemacht.

4. Zu Bh. 2. 11 (61 f.) bietet die Neuausgabe folgenden Text: **thuravāharahya | māhyā |** iyamanam | patiy | anathāšam | *hamaranam* | *kartam* mit der Übersetzung: "Im Monat Th., am Ende war es, als ihnen die Schlacht geliefert wurde". Hier hat die Neuausgabe allerdings nichts ergänzt. Wer ihr aber traut, wird erst recht irre gehen.

Zwischen dem 'Wortteiler', der in den Bh.-Inschriften bekanntlich den Wortanfang markiert, und dem *i*-Zeichen des dritten Zeichenkomplexes befindet sich auf dem Stein eine Lücke von der Breite, wie sie éin Buchstabe einnimmt; s. Rawlinson zur Stelle "The 4th character in this line is entirely lost, and the word tho which it belongs . . I am unable to restore it". Die Herausgeber unterlassen jeden Hinweis auf das Vorhandensein der Lücke, sie nehmen *iyamanam* als ein vollkommen erhaltenes Wort und schreiben ihm die Bedeutung 'Ende' zu. Wie diese herauskommen soll, vermag ich nicht zu sehen. Die von Oppert vorgeschlagene Ergänzung *xšiyamanam* — zuletzt bei Foy KZ. 35, 39 — ist zu lang und führt zudem nicht einmal zu der gewünschten und nach den Übersetzungen notwendigen Bedeutung 'Ende'. Das Wort könnte doch nur ein Part. Praes. Med. in der Bedeutung 'schwindend' sein. Wir brauchen aber ein Substantiv. Das zwingt uns, *ana-m* als Suffix abzutrennen, *m* also zur 'Wurzel' zu ziehen.

Ich fülle die Lücke vor dem Wortbruchstück mit dem Zeichen *n*[a] aus. So bekomme ich *ni-yamana-m* zum V. *yam-*, eig. 'Niederhaltung, Einhalt'; der Weg von da zu 'Beendigung, Ende' scheint mir ohne Schwierigkeit gangbar. Vgl. zum Bedeutungsübergang ai. *nidhána-* n.

Eine Vermutung übrigens, auf die mich die Stelle V. *5*. 8 gebracht hat, möchte ich doch nicht unterdrücken. Es steht hier: *aϑra aδāt̰ frajasaiti baxta aδāt̰ nijasaiti* d. i. "es sind die Bestimmungen des Schicksals, die hier (sva. bei ihm) sich vollziehen und ihren Abschluss erreichen". Die Bedeutung von *nijasaiti* an dieser Stelle und die des np. *farżām*, das auf iran. **frajāma-* zurückweist, lassen mir die Vermutung nicht als eine besonders gewagte erscheinen, es könnte in dem ap. Wort *y*[a]

verlesen oder verschrieben sein für *j*ª, so dass wir also *nijamanam* hätten. Die Zeichen *y*ª und *j*ª unterscheiden sich ja nur durch die Anordnung des wagerechten Keils und *iy*ª ist eine sehr geläufige Verbindung, während für die von *i* mit *j*ª nur wenig Wörter Anlass geboten haben können. Das kann ebensowohl den Leser als den Schreiber zum Entgleisen gebracht haben.

5. Ein ähnliches nur noch gewaltsameres Verfahren haben die Herausgeber bei ihrer Herstellung von Bh. *4*. 10 (Zeile 54) eingeschlagen. Sie schreiben hier: . . . . . . nuram | thuvām | varnavatām | tya | manā | kartam | avathā | *avah*yarādiy | mā | apagaudaya. Nun lese man aber Rawlinsons Note zur Stelle, JRAS., OldS. 10, LXI "On the left hand of the fissure . . the writig is entirely destroyed, and I cannot restore, even conjecturally, the word of three or four letters which intervenes between *awathá* and *awahyarátiya*". Die Lücke mit Raum für ein Wort von drei oder vier Buchstaben ist in der Neuausgabe glatt verschwunden. Ich verweise zur Herstellung der Stelle auf KZ. 29, 585; 33, 421; 35, 34.

6. Der Gipfel der Selbständigkeit gegenüber den Mitteilungen derer, die die Inschriften sicher mit eignen Augen gesehen haben, erreichen die Herausgeber in der grossen Suez-Inschrift Sz c (D. *17*). In § 3 bietet hier die Neuausgabe folgenden Wortlaut:

tya | hacā | pārsā | aitiy | iyam | yuviyā | *akāniy* | pasāva | adam | niyaštāyam | ut . . . . āyatā |

Ich frage mich vergeblich, auf welchem Weg denn Weissbach und Bang zu diesem Text gelangt sind. Haben sie die Inschrift selber eingesehen oder konnten sie neuere und zuverlässigere Mitteilungen über deren Wortlaut benützen, als die von Menant und Daressy in Recueil de Trav. Vol. 9 und 11? Auch im GIrPh. 2, 59 finde ich darüber keine Andeutung, und doch wäre eine Aufklärung des Sachverhalts dringend erwünscht, nicht zum wenigsten auch im Interesse der Herausgeber selbst.

97. jAw. *aēta-* m., *aētā-* f., *aētahmāyav-* Adj. : griech. οἶτος (usw.).

1) Zu Anfang des 5. Kap. des *Frahang* (WZKM. *14*. 196) lesen wir:

tkaēšō : *frahist yād dātastān*; *apē ast ku dātawar*. D. h. "*tkaēšō* bedeutet meist 'Richterspruch', es gibt aber auch Stellen für die Bedeutung 'Richter'". Und nun wird als Beleg für die seltenere Bedeutung zitiert:

kō āsti tkaēšō vivišdātō (Var. *višdātō*)? *yō aēta pairi arəϑra frazānaiti.*

Die Übersetzung dazu lautet:

katār ast dātawar i ākāsdāt? kē [*hač*][1]) *ān dātastān hač srav apē frāč dānēt.* (Es folgt eine längere Erläuterung, deren Wortlaut offenbar verderbt ist; vgl. West SBE. 37, 64 No., Darmesteter ZA. 3, 23.)

Es ist klar und wird auch von der Tradition bestätigt, dass *aēta* an dieser Stelle nicht als irgend eine Kasusform des farblosen Pronomens *aēta-* 'dieser' genommen werden kann. Wie Darmesteter a. a. O. sich den Satz zurecht gelegt hat — er übersetzt "qui voit la décision à rendre en tel cas" —, ist mir nicht klar geworden.

2) In Y. *8*. 4 = N. *71* (Bombayer Ausg. 148a) steht:

yasča aētaēšąm mazdayasnanąm pərənāyunąm aiwi.zūzuyanąm imą vačō nōit vīsaite (so N.) *framrūite aētąm ā yātumanahe jasaiti.* D. i. "Wer von den mündigen Mazdayasnern, wenn er dazu aufgerufen wird, sich weigert[2]) diese Worte[3]) aufzusagen, . . ."

Die Pü. ist leider gerade an der entscheidenden Stelle undeutlich, . . *āk*[4]) *i yātūkīh rasāt*, erläutert: *kuš daxšak ē i tāštīk pataš paδtāk bavāt*. Das erste, für *aetąm* stehende Wort zeigt sich in den Varianten: an n dd dn da (bei Spiegel), an b d dan da (N. *71* H.) und an b n d dan da (N. *71* T.). Sicher scheint mir, dass das Wort auf *-īh* ausgeht, also ein Abstraktum ist, wahrscheinlich ein solches aus *-išnīh*. Die Sü. hat *taṃ sā rākṣasī prapnuyāt*: was weder zum awestischen Text noch zu dem der Pü. stimmt. Wie ganz unmöglich es ist,

1) Zu streichen.

2) S. oben S. 115 zu N. *13* mit N. o.

3) Nämlich *aməša spənta* usw., Y. *8*. 3.

4) Für *ā*, s. oben S. 114. Der Glossator und Sü. haben das Wort für das Demonstrativ genommen. Mp. *āk* : jAw. *āča* (Y. 57. 3, *68*. 9, Yt. *10*. 5[8], 77—78[1]. V. *3*. 35; s. auch PW. 1, 604. wozu jedoch RV. *1*. 164. 31, Yt. *8*. 54, *14*. 47 zu vergleichen) = mp. *frāk*, np. *farā* : mp. *frāč*, np. *farāz* oder = np. *bā* : *bāz* 'zu'.

aētąm als Pronominalform zu fassen, kann am besten Darmesteters Erklärungsverssuch, ZA. 1, 77 verdeutlichen.

3) An zwei Stellen in V. 15 finden wir *aētahmāyuš*: V. *15*. 10 und 21 (= 25, 28, 31, 34, 37, 39, 42). Es wird beide Male mit *paiti* und Akk. konstruiert. An ersterer Stelle steht:

yezića aēša yā kaine mašyānąm parō fšarəmāṯ tarō daxštəm parāiti tarō apəmća urvarąmća aētahmāyuš paiti varšta šyaoϑna. D. i. "Und wenn das Mädchen aus Scham vor den Menschen heimlich die Regel (wieder) hervorruft, heimlich durch Wasser und Kräuter, . . ".

Die Pü. gibt für die letzten Worte: *pa ōi kunišn varz apar vinās. apar vinās* ist offenbar erläuternde Glosse. Dem *aētahmāyuš paiti* entspricht *pa ōi*.

An der andern Stelle lesen wir:

yō hē aŋhaṯ nazdištəm nmānəm uzdasta (oder *yō aētəm uštrō.stānəm uzdasta* usw.) *aētahmāyuš paiti harəϑrəm.* D. i. "Wer sein Haus am nächsten davon gebaut hat, . . ".

In der Pü. wird der Schluss so gegeben: *aš* (oder *haćaš*) *pa ōi apar sardārīh*. Also auch hier scheint *pa ōi* für *aētahmāyuš* zu stehen.

Die auf Grund der Pü. für *aētahmāyuš* von Spiegel vorgeschlagene Erklärung lautet: "Die seltsame Form *aēt°* kann ich mir nicht anders erklären, als dass an den Dativ *aētahmāi* die Endung *-uš* angetreten sei," Komm. 1, 250. Wers versteht, mags glauben. Darmesteter übersetzt an erster Stelle: "c'est un péché qui vaut sa [première] faute", an zweiter: "c'est à lui de l'entretenir". Geldner KZ. 25, 194 f.: "so ist sie der Sünde schuldig" und "der ist zu ihrer Wartung verpflichtet". Eine Erklärung haben beide nicht zugefügt.

Ich sehe in *aēta-*, das auch in *aētā-* enthalten ist, einer haplologischen Kürzung aus *aētatā-*, das genaue Gegenstück des griech. οἶτο-ς.

Das griech. οἶτος 'Loos, Geschick' (bes. unglückliches) wird gewöhnlich dem ai. *éta-* Adj. gleichgestellt, dem Grassmann die Bedeutung 'eilend, dahinschiessend' zugesprochen hat. Der Letzte, der die Gleichung bringt, ist Brugmann Griech. Gramm.[3] 201. So auch Prellwitz Etym. Wb. 220 u. a., sowie Hirt Idg. Akz. 270, wo die Erklärung gegeben wird: "griech. οἶτος 'Geschick', ai. *étas* 'eilend', eigentlich wohl 'die Eile' ". Aber die Grassmannsche Bedeutungsbestimmung des ai. *éta-*

verdanken wir lediglich seinem Bestreben, eine Etymologie des Worts zu gewinnen. Dabei ist aber eine entscheidende Thatsache ausser Acht geblieben: die Femininalbildung des Adjektivs. Nur solche Adjektiva auf *-ta-* haben das Feminin auf *-nī-*,die eine Farbe bezeichnen; vgl. Pāṇini *4*. 1. 39, Benfey Vollst. Gramm. § 689. 4, Whitney Gramm.[2] § 1176 d; s. auch jAw. *spaētinī-* neben *spaēitita-*, GIrPh. 1, § 207. 2. Also muss sich eben auch *éta-*, dessen Feminin *énī-* lautet, auf eine Farbe beziehen, und die indischen Gelehrten waren ja auch nie im Zweifel darüber, dass dem so sei. Uhlenbeck EtWbAiSpr. 35 ist mit Recht zur alten auch im PW. vertretenen Bedeutung 'schimmernd, schillernd' zurückgekehrt. Dass aber von dieser Bedeutung zu der des griech. οἶτος keine Brücke zu schlagen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Der erste Gelehrte, der sich nach dem Erscheinen von Grassmanns Wörterbuch über οἶτος geäussert hat, ohne in dessen Kielwasser zu schwimmen, war Bezzenberger; er verbindet BB. 4, 323 griech. οἶτος mit josk. *aeteis*. Ihm schliesst sich jetzt Osthoff an, BB. 24, 209. Ich halte diese Zusammenstellung für richtig und füge noch eben jenes jAw. *aēta* hinzu.

Die Grundbedeutung des idg. **oito-* m. ist 'Teil, Anteil'. Die Bedeutungsentwicklung, die das Wort im Griechischen genommen hat, bedarf keiner Erläuterung. An der oben unter 1) zitierten Awestastelle nehme ich *aēta* als Akk. des Dualis und verstehe darunter 'die beiden Anteile', die auf den, dessen That vor Gericht gezogen ist, auf Grund eben dieser That entfallen, ihm gebühren, d. i. 'Schuld und Strafe'. Die Wiedergabe von *aēta* in Pü. mit *dātastān* ist ja dann nicht genau, sie liegt aber auch nicht weit ab.

Ich übersetze danach jene Stelle so: "'Wer ist ein erlesener Richter?' 'Wer Schuld und Strafe aus der Verhandlung zu ermitteln weiss.'" Die Pü. besagt: "'Wer ist ein gesetzeskundiger Richter?' 'Wer das Urteil auf Grund des Verhörs zu schöpfen vermag.'"

Das in Pü. durch *ākāsdāt* gegebene Epitheton von *t̰kaēšō* ist in beiden Handschriften verderbt. In *vivišdātō*, beide Male mit dem Anfangs-*v*, liegt offenbar nur eine versehentliche Doppelschreibung der ersten Silbe vor. Der Kodex, auf dem sowohl M 6 als K 20 beruhen, hatte also *višdātō*. Ich denke mir, dass dessen Schreiber *višātō* vor sich hatte,

das mit dem *š*-Zeichen Nu. 44 der Tabelle in GIrPh. 1, 161 geschrieben war; vgl. *šātō* in Pt 4, J 2, K 5 zu Y. *60.* 11 und in Pt 4, J 2 zu Y. *72.* 29; s. dazu GIrPh. 1, § 90, 2. Ich stelle *višątō* aus ar. **u̯i-k̂i̯ātō* mit mp. *vičītak*, np. *guzīda* aus ar. **u̯ik̂īt°* zusammen; vgl. Hübschmann Arm. Gr. 1, 248[1]). Danach habe ich oben übersetzt[2]).

arəϑra: ist als juristischer Ausdruck mit *arəϑahe* F. 27 b (Pü.: *dātastān saxᵛan*), *arəϑavanō* ebd. (Pü.: *dātastānōmand*), *araϑyanąm* Yt. *11.* 5 (Pü.: *dātastān*) und *arəϑamaṯ* Yt. *12.* 7 zusammenzuhalten. Unter *srav*, womit *arəϑra* übersetzt wird, — bei West SBE. 37, 64 (und sonst) 'statements' —, verstehe ich die vor Gericht gemachten Angaben des Beschuldigten und der Zeugen oder auch der Parteien und der Zeugen.

aētā- an der zweiten Stelle, nehme ich, wie schon erwähnt, für **aitatā-*, das ich mit 'Strafbarkeit' übersetze. Zur Bedeutungsentwicklung 'Teil' — 'Strafe' vgl. unter 'nun hat er sein Teil' usw., Heyne Wb. 3, 951. Dass das Wort ein Abstraktum ist, scheint auch der Pü. gesehen zu haben, s. oben. Die Verbindung des Verbums *gam-* mit dem Akkusativ eines Abstrakts ist vom Altindischen her hinreichend bekannt.

Sonach übersetze ich den Schluss von Y. *8.* 4: ". . der verfällt in die Strafe dessen, der sich mit Zauberei befasst". Vgl. Pü.: "Zu . . . hin der Zauberei soll er kommen".

aētahmāyuš an den unter 3) aufgeführten Stellen zerlege ich in *aēta-* + *māyav-* Adj., d. i. eigentlich 'seinen Anteil, sein gebührend Teil abmessend, abzahlend' sva. 'schuldig' und zwar a) einer That, d. i. dafür 'verantwortlich', b) einer Leistung,

1) Es besteht ja freilich die formale Möglichkeit, das jAw. *višāta-* dem ai. *vikhyāta-* 'berühmt' gleichzusetzen; die Wahrscheinlichkeit dieser Gleichung deucht mir aber sehr gering in Anbetracht dessen, dass das ai. Verbale sonst im Iranischen ganz unbekannt ist. Zu Spiegel Ar. Periode 97 vgl. Bthl. ZDMG. 42, 157, Wackernagel AiGr. 1, 209.

2) Darmesteter ZA. 3, 23 schwankt, ob er *vivišdātō* für eine lautliche Veränderung von **vivid-dātō* oder für 'une faute de copiste pour *vīduš-dātō*' nehmen soll. Letzteres stünde mit der Pü. trefflich im Einklang, ist aber schwer mit der Überlieferung zu vereinbaren. Auch wird ja in der Antwort das Schwergewicht nicht in die Kenntnis des Gesetzes gelegt, sondern in die Erkenntnis des Sachverhalts. Die andere Annahme bei Darmesteter ist schauderhaft.

d. i. dazu 'verpflichtet'. Den Schluss von V. *15.* 10 übersetze ich sonach: ". . so ist es (das Mädchen) für die begangenen Thaten verantwortlich" — hier ist *aētahmāyuš* NSf. —, den von V. *15.* 21: ". . der ist zur Wartung verpflichtet". Den Sinn der Stellen hat also schon Geldner wesentlich richtig wiedergegeben.

Zu dem anscheinend unberechtigten *h* in *aētahmāyuš* verweise ich auf ai. *askṛta* neben *akṛta*, Bthl. GIrPh. 1, 33 zu 4a; d. h. ich halte dafür, dass *h* auf Nachbildung des regelmässigen Wechsels von *m-* mit °*hm* in jenen Fällen beruht, da idg. *sm-* zu Grunde liegt. Man könnte ja freilich zur Umgehung dieser Annahme einen Stamm *aētah-* neben *aēta-* ansetzen, aber die bequemere Erklärung ist keineswegs immer die bessere. Und so meines Erachtens auch hier nicht.

98. Absolutivbildung im Awesta.

Bei der Besprechung der ersten beiden Bände von Delbrücks Vergl. Syntax im Literaturbl. f. germ. u. roman. Philol. 1899 habe ich Sp. 334 darauf aufmerksam gemacht, dass die altindische Absolutivbildung auf *-am* sich auch im Iranischen nachweisen lasse, also höheres Alter beanspruchen dürfe, als Delbrück ihr zubilligen wollte. Ich habe dort den vedischen Satz: *ṛcā́ kapótam nudata praṇódam* RV. *10.* 165. 5 mit dem awestischen: *yaṯ . . mašyāka . . vohunīm vā tāčayeinti frašaēkəm vā frašinčanti* Yt. *14.* 54 verglichen. Man wird zugestehen, die Satzfügungen *kapótam nudata praṇódam* und *vohunīm frašaēkəm frašinčanti* stehen einander völlig gleich. Da nun *praṇódam* und *frašaēkəm* sich auch der Bildung noch durchaus decken, so wird notwendig, wer *praṇódam* ein Absolutiv nennt, diese Bezeichnung auch für *frašaēkəm* gelten lassen müssen.

Eine zweite derartige Bildung findet sich Yt. *8.* 42: *kaδa*

1) Im Jahresber. Germ. Philol. 21 (1899), 11 berichtet Bethge darüber in einer Weise, dass ich zweifeln muss, ob er denn die Besprechung auch wirklich sorgfältig gelesen hat. Wegen griech. νυός möge er jetzt Brugmann GrGr.[3] 367 mit No. nachsehen, vielleicht vermag er sich dann zu überzeugen, dass auch ich schon über das Verhältnis von νυός zu ai. *snuṣā́* nachgedacht habe, wohl noch eine Weile früher als er selbst.

xᵃ aspō.staoyehīš apąm γžārąm aiwiγžārəm "wann werden die Wasserquellen stärker als ein Rossleib herzu(fliessend) fliessen?". *apąm* ist von *xᵃ* abhängig zu machen, wie Yt. *8.* 5, Y. *42.* 1, V. *13.* 51 zeigt; schon darum also ist z. B. Geldners Übersetzung KZ. 25, 473 falsch. Dagegen hat Geldner ebd. 476 richtig *γžārąm* fürs Verbum in Anspruch genommen; es ist 3. Plur. Konj. Akt. wie *åŋhąm* (GIrPh. 1, § 303, 7). Die Stelle hat insofern mit den beiden zuvor zitierten grosse Ähnlichkeit, als auch hier das Absolutivum mit dem Verbum finitum des Satzes zur selben Basis gehört; s. dazu Pāṇ. *3.* 4. 46.

Ganz ebenso ist drittens *upa.skanbəm* gebildet, V. *8.* 10: *dva dim nara isōiϑe* [*vīzōištąm vīzvārəntąm*] *maγna anaiwi.vastra zəmōištve vā zarštve vā upa.skanbəm vīčičaēšva dim paiti aiŋhā zəmō nidaiϑyąn* "zwei Männer [regsame, tüchtige] sollen nackt, unbekleidet, indem sie ihn (den Leichnam) an (mittelst) Lehmziegeln oder Steinen fest machen, ihn über einer Kalkunterlage auf der Erde hinlegen".

Ich bemerke Folgendes zur Erläuterung der Stelle: Die Neuausgabe setzt hinter *vīčičaēšva* eine Interpunktion. Abgesehen davon, dass der Satzbau dadurch zerrissen wird, bekämen wir so als erstes Wort des Satzes hinter dem Kolon ein Enklitikum *dim*: was selbstverständlich nicht möglich ist. Auf die traditionelle Abteilung darf man sich hier umsoweniger berufen, als in Pü. das Wort *vīčičaēšva* ausgelassen ist; die Ordner der Texte wussten eben desshalb nicht, ob sie das nach Pü. überschüssige *vīčičaēšva* zum vorhergehenden oder zum folgenden Sätzchen zu ziehen hätten.

Die in [ ] eingeschlossenen Worte halte ich für glossematisch. Pü. hat: *zēnāvandtum*[1]) (*tuxšāktum*) *apē pāktum* (*frahaxtaktum pa ān kār*). Nach diesen Übersetzungen und Erläuterungen habe ich mich oben gerichtet. *vīzōišta-* ist danach Superlativ zum ai. Verbum *hinóti*, aus **u̯i-žha(i̯)ištha-* hervorgegangen und zusammengehörig mit *zaēniš, zaēnibuδrəm, zaēnaŋha* (NS. aus °*ŋhan-*), *zaēnaŋuhantəm, zaēmā* (Y. *44.* 5), *zaēmanō*, die alle entsprechend übersetzt und

1) So ist das Wort zu lesen und nicht *zīvānd°*, wie Darmesteter, oder *zīv-hāvand°*, wie Mills Gathas 190 will. Peshutan umschreibt zu *Handarz i anōšakruvān Xᵛasrav* 2 f. ganz richtig *zīnāvand*; s. auch Salemann Mél. As. 9, 242.

glossiert werden. Über *vīzvārəntąm* weiss ich r zu sagen, dass es mir wegen seines *zv* (s. GIrP überaus verdächtig erscheint.

nidaiϑyąn ist Infinitiv, abhängig von *isōiϑe*; v *ze mē yaoždāitīm* V. 8. 100 und GIrPh. 1, § 255, 2. Bei-tung der Leiche auf Kalk hat den Zweck, die Verunreinigung der Erde durch absickernde Flüssigkeit zu vermeiden; ihre 'Festmachung' mittelst Steinen usw. soll die Verschleppung durch Hunde und Vögel verhindern, s. V. 6. 46.

Die Wiedergabe von *upa.skanbəm* in Pü. durch *apar ō katak* halte ich für ganz verfehlt und wertlos.

Als viertes Beispiel reiht sich *anaēšəm* an, V. *iδa tanūm iristahe ava.hišta anaēšəm manō anaē anaēšəm šyaoϑnəm*, d. i. "Ich bin da auf einen l r gestossen, ohne dass ich (danach gestrebt, sva.) etwas ...t gethan hätte in Gedanken, in Wort und in Werk". Zur Ko position des Absolutivs mit der Negation verweise ich auf *ánapekṣam, áparivargam, anavānam* u. a.

Dazu stelle ich endlich fünftens das nichtkom *jum* (d. i. **jīvəm*, GIrPh. 1, § 268, 25) Yt. 5. 63: *y frapayemi aoi ząm ahuraδātąm* d. i. "(tausend *Zaoϑras* ... ich dir bringen . .,) wenn ich lebend hingelange zur *Ahura*-geschaffenen Erde". Im Aind. ist das entsprechende *jīvam* in der Komposition mit *yāvat* — *yāvajjīvam* — häufig belegt; vgl. Pāṇ. 3. 4. 30[1]).

Die beiden letztangeführten Beispiele scheinen sich freilich in éinem Stück von den entsprechenden indischen Formen zu unterscheiden. Delbrück AiS. 401 schreibt nämlich: "Das Absolutivum auf *am* habe ich nur komponiert gefunden. Das vordere Glied des Kompositums bilden dabei gewöhnliche Präpositionen, bisweilen auch Nomina"; s. auch VglS. 1, 604. In *anaēšəm* aber ist das Absolutiv (bloss) mit der Negation komponiert, während *jum* ganz selbständig gebraucht erscheint. Ist aber Delbrücks Aufstellung richtig?

Allerdings ist vor den belegbaren *am*-Absolutiven des Aind. — es gibt deren etwa hundert verschiedene — weitaus

---

1) Bei Whitney Wurzeln fehlt die Form. Er hat sich durch den Akzentfehler im grossen PW. (°*jīvám*) verleiten lassen, das Wort unter die *Avyayībhāva*'s zu stellen, Gr.² § 1313 c.

der grössere Teil, mehr als neunzig Prozent in der Weise komponiert, wie Delbrück angibt. Es bleibt aber doch ein Rest, über den man sich nicht einfach hinaussetzen kann. Whitney Gr.[2] 995b drückt sich anders hierüber aus: "No uncompounded examples are found in the older language, and extremely few in the later". Wenn man aber unter "ältere Sprache" die Sprache in *Veda*, *Brāhmaṇa*, *Upaniṣad* und *Sūtra* versteht, wie Whitney Wurzeln VI sie definiert, so ist jene Angabe auch nicht ganz richtig.

Bei Whitney Wurzeln werden folgende Absolutiva als ausserhalb der Zusammensetzung vorkommend verzeichnet:

óṣam, dhyāyam, móham, smāram, leham, lopam;

die letzten beiden in den Nachträgen.

Ich bin leider nicht in der Lage für alle diese Beispiele den Fundort festzustellen. So nicht für *mókam,* das in den *Brāhmaṇa*s enthalten sein soll, ich finde nur *vimókam.* Ferner nicht für *leham,* das ich nur in *kṣīraleham* kenne. Wo *dhyāyam* und *smāram* allein stehen, weiss ich auch nicht; aber in Doppelsetzung, als *āmreḍita-*, sind sie in den Wörterbüchern nachgewiesen. Sie kommen also, wenn schon komponiert, so doch in andrer Weise komponiert vor, als Delbrück sie für die Absolutivbildung als allein zulässig bezeichnet, und die Art, wie sie komponiert sind, setzt doch eigentlich die Möglichkeit ihres selbständigen Gebrauchs voraus. Das gleiche gilt noch für *darśam* und *śrāvam*, die bei Whitney Gr.[2] § 996c aufgeführt werden. Pāṇini *3.* 4. 22, 24 erlaubt *bhojambhojaṃ vrajati*, aber auch *agre bhojaṃ vrajati* zu sagen.

Die Absolutiva, die ich in selbständiger Verwendung, ausserhalb jeder Komposition nachweisen kann, sind *óṣam, lopam* und, was Whitney nicht anführt, *chedam, śaṃsam.* Die letzte Form findet sich Śānkh. Śr. *18.* 16. 2 (4, 57). Für *lopam* verweise ich auf Boehtlingks Wörterbuch; nach Whitney Wurzeln 251 ist es auch in der *Sūtra*litteratur belegt. *óṣam* steht ŚBr. 2. 2. 4. 5, freilich in einem Zusammenhang, der uns grosse Vorsicht auferlegt: *óṣaṃ dhayéti tátaḥ óṣadhayaḥ sámabhavaṃs tásmād óṣadhayo nā́ma.* Mit *óṣaṃ dhaya*, nach Sāyaṇas Kommentar sva. *pakvaṃ kṛtvā piba*, soll das Wort *óṣadhayaḥ* etymologisch erklärt werden. Auf *chedam* endlich hat Ludwig Rigveda 4, 6 verwiesen. LŚS. *8.* 5. 4 steht in der Ausgabe der Bibl. Ind.: *yatra stambā vṛkṣā vā bahulā*

jātaḥ syus tāṃś chedan devayajanaṃ kuryuḥ. Der Kommentar erläutert *chedan* mit *chitvā* (*chittvā*), und ich meine ganz mit Recht, wenn schon es nicht gewöhnlich ist, dass der Sandhi *-n* für *-m* vor Dentalen auch in der Schrift zum Ausdruck kommt; s. aber Bthl. BB. 15, 50, Wackernagel AiGr. 1, 333.

Aus dem angeführten Material ergibt sich jedenfalls soviel, dass die *am*-Absolutiva im Indischen ohne zusammengesetzt zu sein zwar selten gebraucht wurden, aber doch nicht durchaus unüblich waren. Wir haben also kein Recht, denselben Gebrauch im Altiranischen als von vorn herein unmöglich oder unwahrscheinlich zu bezeichnen, ganz abgesehen davon, dass ja eine Erscheinung auf dem einen Sprachgebiet ganz geläufig sein kann, die auf dem andern gänzlich unerhört ist.

Eine zweite Art awestischer Absolutivbildungen stellt sich äusserlich als maskuliner Akk. Sing. eines sei es aktiven, sei es medialen Präsenspartizips dar. Der sonst üblichen Verwendung des Partizips entsprechend hat dann das Absolutivum teils aktive teils medio-passive Bedeutung. Solche Formen finde ich:

V. *6.* 26: *yat̰ aēte yōi mazdayasna pāδa ayantəm vā tačintəm vā barəmnəm vā vazəmnəm vā tači.apaya nasāum frajasąn* "wenn die *Mazdayasn*er schreitend oder laufend oder reitend oder fahrend auf einen Leichnam in fliessendem Wasser stossen". Ebenso V. *8.* 73, nur mit anderem Schluss: ..*vazəmnəm vā ātrəm nasupākəm frajasąn* "wenn ... auf ein Feuer stossen, das zum Kochen von Leichenteilen verwendet wird". In Pü. zu V. *6.* 26 erscheinen die Absolutiva dem Verbum finitum koordiniert[1]): *ka .. pa pāδ rawānd aδāv tačānd aδāv barānd aδāv vazānd tačāk āp i nasākōmand frāč rasānd,* zu V. *8.* 73 werden sie mit dem *ān*-Partizip gegeben[2]): *ka .. pa pāδ rawān aδav tačān aδāv barān aδāv vazān ō ātaš i nasākpāk frāč rasānd.*

1) Doch s. die folgende Note.

2) So nach Darab. Aber die Mehrzahl der Hds. hat: *rawānd .. tačānd .. barān .. vazān.* Es ist also an zwei Stellen Ausgleichung mit dem Verbum fin. erfolgt. Das macht es wahrscheinlich, dass auch V. *8.* 73 wie hier *-ān* zu lesen ist, nur dass dort die Abschreiber viermal ausgeglichen haben.

V. *6.* 46: *yezi nōiṯ sūnō vā kərəfš.xᵛarō vayō vā kərəfš.xᵛarō aētaəhąm astąm avi apąmča urvaranąmča barəntəm frajasąn. barəntəm avi frajasaiti* ist "er kommt unter Tragen (von .. hin) (zu ..)", d. i. sva. "er verträgt, verschleppt .. hin zu ..". Also: "sonst könnten fleischfressende Hunde oder fleischfressende Vögel irgendwelche Knochen (Gen. part. als Objekt) zu Wasser oder Pflanzen (Gen. part. statt Akk.) verschleppen". Vgl. *6.* 47, wo die ganze Stelle mit geringfügigen Abänderungen wiederkehrt.

Yt. *19.* 80: *vaēnəmnəm ahmaṯ para daēva patayən vaēnəmnəm mayā frāvōiṯ vaēnəmnəm apa[ra] karšayən jainiš hača mašyākaēibyō āaṯ tā snaoδəntiš gərəzānā hazō nivarəzayən daēva* "sichtbarlich trieben sich vordem die *Daēva* herum, vor aller Augen geschahen ihre Begattungen, vor aller Augen schleppten sie die Weiber den Menschen weg und dann thaten ihnen, den schreienden, jammernden, Gewalt an die *Daēva*".

Y. *19.* 34: *vaēnəmnəm ahmaṯ hača xᵛarənō mərəγahe kəhrpa frašusaṯ* "sichtbarlich entfernte sich von ihm die Herrlichkeit in Gestalt eines Vogels".

vaēnəmnəm ist 'unter Sichtbarsein', d. i. sva. 'so dass es gesehen werden kann, sichtbarlich, vor aller Augen'. Zu Yt. *19.* 34 würde man ja *vaēnəmnəm* allerdings als ASn. auf *xᵛarənō* beziehen können, aber Yt. *19.* 80 ist eine solche Beziehung nicht herzustellen, und es empfiehlt sich doch wohl nicht die Worte auseinanderzureissen.

Meine Übersetzung von Yt. *19.* 80 bedarf einiger erläuternder Bemerkungen gegenüber den Übersetzungen von Geldner 3 Yasht 53 f. und Darmesteter ZA. 2, 636, wozu man noch die mitteliranische Übersetzung Dk. 7. 4. 44 (SBE. 47, 59) nehme. Dass die Worte *ahmaṯ para daēva patayen* nicht anders genommen werden dürfen als *daēva .. yōi para ahmāṯ .. apatayən* Y. *9.* 15, ist wohl unbestreitbar. Also übersetzt Darmesteter an einer von beiden Stellen falsch. *vaēnəmnəm* gibt er mit 'à sa vue', wobei sich sa auf den zuvor genannten *Zaraϑuštra* beziehen soll. Das kann es sicher nicht bedeuten. Die Pahlaviübersetzung soll nach West besagen "At his appearance the demons haven fallen before him". Wie der Text der Pü. lautet, weiss ich nicht.

Ich vermute: *pa vēnākīh*[1]) *pēš hač ān dēvān patīt hēnd*, ich vermute es nach der Pü. zu Y. *9*. 15: *dēvān .. kē pēš hač ān vīrārōδišn patīt hēnd apar pa ēn zamīk*, wofür wieder Sü.: *devān .. ye prāk tasmāt vīravikramāḥ apatan upari asyāṃ jagatyām* bietet. Dann würde die Pü. mit der oben von mir gegebenen Übersetzung durchaus im Einklang stehen.

Für *vaēnəmnəm mayå frāvōiṯ* hat Geldner die Übersetzung "sichtbar flohen alle Freuden", wozu ich bemerken möchte, dass für gewöhnlich 'Freuden' weder zu den körperlichen noch zu den Lichterscheinungen gehören. Darmesteter weiss sich überhaupt keinen Rat und lässt daher die Worte unübersetzt. Ich zerlege *frā-vōiṯ*, welche letzteres nach GIrPh. 1, § 268, 37 für **wōiṯ* geschrieben steht, mit *w* für *b* aus *bhu̯*, ebd. § 70, 3. Ausserhalb der Komposition würde die Form **bvōiṯ* lauten, d. i. **buu̯ōiṯ*, und es verhält sich jenes **vōiṯ* zu diesem **bvōiṯ* wie lat. °*bat* in *sedēbat* zu lit. *bùvo*; s. Bthl. Stud. 2, 116. Zur Flexionsform s. GIrPh. 1, § 324 mit Literaturbl. f. germ. und rom. Phil. 1899, 366. Wegen der Pü. s. unten.

mayå stelle ich, und insofern gebe ich Geldner Recht, mit dem gleichlautenden A. *3*. 4 bezeugten Wort zusammen. Es steht ferner F. *11*; hier ist es in Pü. mit m adn t gegeben, ein Wort, das auch in der Übersetzung von *anumayanąm* H. *1*. 5[2]) und *māyavaitibyasča* H. 2. 16, 34 wiederkehrt; s. ArtāVīrāfGloss. 210, wo es *mdyūd* (*māyūt*) gelesen wird. Dagegen bietet Pü. zu A. *3*. 4 m a d dan n und das selbe Wort steht jedenfalls nach Wests Lesung *māyagān* auch an der Dk.-Stelle. Nach West soll diese besagen: "At his appearance (s. dazu oben) their semen also

1) West bemerkt a. a. O. zu 'at his appearance': "Reading vênâvdahakih, but the first letter is omitted in all three occurrences of the word". Das Wort vênâvdahakih verstehe ich nicht. Sollte in der Handschrift nicht pnn dn dak da statt pnn ndn ak da, d. i. eben *pa vēnākīh* stehen? Ich verweise auf *vēnākīhā* (WZKM. 14, 206, Zeile 4).

2) Hier unpassend; *anumayanąm* muss doch wohl im Gegensatz zu *gə̄uš* genommen und wie dieses von *xvarəitinąm* abhängig gemacht werden. Darmesteter hat freilich: "dix milles prières dans l'action conjugale"; s. auch Haug ArtāV. 307.

drops"[1]). Vermutlich ist West zu dieser Übersetzung seines *māyagān* — ebenso wie zuvor Spiegel Komm. 2, 689 und Haug ArtāV. 307 — durch das np. *māya* 'Materie' bestimmt worden; aber dem entspricht mp. *mātak*; s. Hübschmann Pers. Stud. 194. Es besteht meines Erachtens nicht der geringste Grund, die traditionelle Fassung von *mayā* usw. bei Seite zu schieben; danach aber bedeuten die Worte 'Beischlaf' od. dgl.; vgl.: Npü. zu A. *3*. 4: *va ṣaḥabat i zan*, Sü. ebdzu: *strīmaithunāni*, NpGl. zu H. 2. 16: *bā zan mujāmaʿat*. Und das passt auch an unsrer Stelle ganz ausgezeichnet; es wird geschildert, wie die *Daēvas*, bevor *Zaraϑuštra* sie bannte, vor aller Augen unter sich die Begattung vollzogen und mit Menschenweibern ihre Schändlichkeiten trieben, d. h. sie notzüchtigten. m a d dan n ist *māyakān* zu lesen, das andre Wort m adn t enthält jedenfalls auch *māy* und ist mit *māyak* eng verwandt, aber den Ausgang verstehe ich nicht.

Statt des überlieferten *apara karšayən* lese ich *apa karšayən*, indem ich annehme, die Abschreiber haben sich von dem vorausgehenden *para* beeinflussen lassen. *apara* als Adverb bedeutet nur 'postea'.

Unsicher sind die anscheinend ebenfalls als Absolutiva gebrauchten Formen auf *-əntəm* und *-əmnəm* Yt. *15*. 50 (51): *tāsča mē nąma zbayaēša ahmi . . yim sāsta daiŋhāuš hamō.xšaϑrō patəntəm vā zbarəntəm vā irišəntəm vā raϑōišəmnəm vā*[2]) . . Der ganze *Yašt* muss als ein recht spätes Machwerk bezeichnet werden. Auch ist hervorzuheben, dass an der angeführten Stelle der Satz nicht zu Ende geführt ist: das Hauptverbum, etwa "(wenn . .) streitig macht" fehlt[3]). Es ist ja

1) Für *frāvōiṯ*. Schade, dass West das Originalwort nicht mitgeteilt hat.

2) Die Reihe *patəntəm vā zbarəntəm vā irišəntəm vā raϑōišəmnəm vā* entspricht von *daēv*ischen Wesen gesagt der für *ahuri*sche gebrauchten Wortreihe in V. *6*. 26, *8*. 73: *ayantəm vā tačintəm vā barəmnəm vā vazəmnəm vā*. Wegen *raϑōišəmnəm* s. oben S. 134 zu *fraēštō*; es bedeutet eigentlich 'sich rasch im Wagen bewegend'. *zbarəntəm* muss 'laufend', *irišəntəm* 'reitend' bedeuten. Letzteres wird mit unserm *reisen* zusammengehören; auch unser Wort für *reiten* hatte ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung.

3) Oder richtiger vielleicht: an Stelle des Hauptverbums er-

möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass das Stück von *patəntəm* an aus einem grammatisch korrekten Text ausgezogen ist; die Formen könnten aber freilich dort einfach Akkusative gewesen sein.

Wie hat man sich die Entstehung der Formen zu denken? Ich halte dafür, dass sie auf einer Verquickung der Partizipien mit den *am*-Absolutiven beruhen, wobei die letzteren den Ausgang, die ersteren das Übrige lieferten. Sie kam dadurch zu Stande, dass Absolutiv und Partizip in wesentlich gleichem Sinn und nebeneinander gebraucht wurden; vgl. die bei Delbrück AiS. 402 angeführte Stelle MS. *1.* 4. 12: *yắm abhikrắmam̥ juhóti . . yắm apakrắmam̥ juhóti . . yắm̥ samắndtra tiṣṭhan juhóti.* Yt. *5.* 63 lesen wir: *yezi jum* (d. i. **jīvəm*) *frapayemi.* Ebenso gut könnte es natürlich *yezi jvō* (d. i. **jīvō*) *frap°* heissen. Nun aber hat im jüngeren Awesta der Nom. Sing. der *ant*-Partizipien den selben Ausgang *-ō* wie die *a*-Stämme. So konnte es leicht geschehen, dass sich neben einem *barō frajasaiti* 'tragend kommt er hin' ein *barəntəm fraj°* einstellte. Neben *tačintəm* aber fand sich dann *barəmnəm, vazəmnəm* ein, weil man eben neben *tačō barəmnō, vazəmnō* brauchte.

Bemerkenswert ist die Stelle Yt. *5.* 55, über die Hübschmann Zur Casusl. 203, Spiegel Vgl. Gramm. 420, Delbrück VglS. 1, 362 wegen ihrer auffälligen Akkusative gehandelt haben: *mošu tat̰ ās nōit̰ darəγəm yat̰ frāyatayat̰ ϑwaxšəmnō aoi ząm ahuraδātąm aoi nmānəm yim x'aēpaiϑīm drūm aurvantəm airištəm hamaϑa yaϑa paračit̰* "Alsbald geschah es — es dauerte nicht lang —, dass er, emsig sich rührend, hingelangte zur gottgeschaffenen Erde, zum eigenen Haus, gesund, nicht krank, ohne Schaden genommen zu haben, ganz so wie zuvor". Hübschmann hält die Setzung des Akkusativs (*drum, aurvantəm, airištəm*) in diesem Falle für "ungerechtfertigt". Spiegel dagegen "kann es nicht für gerechtfertigt finden, wenn man solche Konstruktionen für fehlerhaft erklären will", Delbrück endlich sieht darin "unzweifelhaft einen sog. Akkusativ des Zustands". Ich bin der Meinung, der Verfasser des Stücks ist zum Gebrauch der Akkusative durch den vorausgehenden

scheint *paitišəntəm.* mit Angleichung des Ausgangs an die vorhergehenden Formen *patəntəm* usw.

Satz *yezi jum* (= *jīvəm*) *frapayemi* veranlasst worden. Mit *jvō jvahe* usw. (= *jīv°*) in Beziehung gebracht verführte das Absolutiv *jum* (= *jīvəm*) dazu, statt des streng korrekten **dvvō* usw. die dem Absolutiv äusserlich gleiche Akkusativform zu setzen.

Giessen, 1. Dezember 1900.

Christian Bartholomae.

Homerisch μενοινάω und gotisch *briggan*, zwei Fälle von Wurzelangleichung.

Es sind schon öfters Beispiele zusammengestellt worden für lautliche Umwandlung, die ein Wort im Bereich seiner Grundelemente, seines sogenannten wurzelhaften Teiles, durch Angleichung an die Lautung eines andern Wortes infolge von Ähnlichkeit der Bedeutung erfährt. Siehe u. a. Meyer-Lübke Grammatik der roman. Sprachen 1, 547 f. 2, 650 (unter 'Verschränkung'), Brugmann Indices zum Grundr. S. 170 (unter 'Angleichung von Wörtern infolge von Begriffsverwandtschaft') und Fleckeisens Jahrbb. 1880 S. 225 ff., Bloomfield IF. 4, 66 ff., Meillet IF. 5, 333 f., Lidén Stud. zur altind. und vergleich. Sprachgeschichte (Upsala 1897) S. 36 f., Wundt Völkerpsych. I 1, 451 f.

Die Art und Weise dieser Umbildung ist sehr verschieden, und demgemäss kann die Gruppierung der sämtlichen Fälle von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden.

Eine Gattung von Fällen hat das gemeinsam, dass das induzierte Wort durch den Verschmelzungsvorgang den Zuwachs von einer Silbe erfährt. So ist ai. *jīvātu-ṣ* 'Leben' durch Anlehnung von **jyātu-ṣ* = av. Genit. *jyātəuš* Akkus. *jyōtūm* 'Leben'[1] an die Wortgruppe *jīvá-s jiva-ti* usw. entsprungen, was dadurch bewiesen wird, dass es ein 'Suffix' *-ātu-* im Altindischen nicht gibt (J. Schmidt KZ. 32, 378, Meillet De indoeurop. radice **men-* p. 51, Uhlenbeck Kurzgef.

1) Arisch *jyā-* = griech. ζη- in ζῆν 'leben', uridg. **gᵘi̯ē-*.

etym. Wörterb. der ai. Sprache 102). Die Abstraktbildung ir. *gabál* F. 'das Nehmen' kymr. *gafael* 'das Halten, Festhalten', die zum Indik. Präs. ir. *gabim* gehört und ein urinselkeltisches **gabaglā* voraussetzt, ist eine Verschmelzung von **kagla* 'das Erhalten, Bekommen' = kymr. *cael* (zum Indik. Präs. *caf* = **kagam*) mit dem genannten Verbum ir. *gabim* 'ich nehme, ergreife, erhalte' (Thurneysen Festgruss an Osthoff, zum 14. Aug. 1894, S. 5 f.). Att. πεcωμα 'Sturz' (πεcῶμα?) auf einer Vase (Kretschmer Vaseninschr. S. 122) war πτῶμα + πεcοῦμαι πεcεῖν πέcοc πέcημα (Verf. Griech. Gramm.[3] S. 570). ἐδεcτόc 'gegessen, was zu essen ist', ἐδεcτέον, ἐδεcτήc, ἐδεcθῆναι aus *ἐcτόc d. i. *ἐδ-το-, *ἐcτέον usw. + ἔδω ἔδομαι ἐδητύc usw., (*ἐπόθεccα) ἐπόθεcα 'ich habe Verlangen getragen' aus *ἔθεccα *ἔθεcα (ἐθεccάμην, Θέcτωρ, πολύ-θεcτοc, Wurzel $g^{u}hedh$-) + ποθέω πόθοc usw. (von derselben Wurzel $g^{u}hedh$-), spätlatein. Inschr. *vicixit* d. i. *vīvīxit* aus *vīxit* + *vīvo vīvus* usw. (Wackernagel KZ. 33, 36 ff.). Adv. ὀδάξ 'mit den Zähnen beissend' aus δάξ 'beissend'[1]) + ὀδούc 'Zahn'[2]). ὀδύccαcθαι 'grollen' aus δυc- (ai. *duṣṭa-s* 'böse, grollend') + ὀδ- (lat. *odium*).

Zu dieser Klasse von Angleichungserzeugnissen dürfte sich aus der griechischen Sprache auch das homerische und überhaupt dichterische μενοινάω 'ich habe im Sinne, gedenke, überdenke, habe vor, trachte, begehre' stellen, dessen nächste Verwandten μενοινή 'Trieb, Verlangen' bei alexandrinischen Dichtern[3]) und μενοινήc · πρόθυμοc. φροντιcτήc bei Hesychius[4]) sind. Obwohl Zugehörigkeit zur Sippe von μένοc auf der Hand

1) δάξ zu δάκνω war eine Bildung wie λάξ 'mit der Ferse stossend' (λάζω, λακτίζω), πύξ 'mit der Faust schlagend' (πύκτηc), ἀνα-μίξ 'mischend, vermischt' (μιγῆναι) u. a. S. Ph. Wegener De casuum nonnullorum Graecorum Latinorumque historia, Berol. 1871, p. 26 sqq., Meister Die Mimiamben des Herodas S. 137 ff.

2) αὐτοδάξ = αὐτο-δάξ oder αὐτ-οδάξ? Dass Prellwitz Etym. Wtb. S. 218 mit Berufung auf νωδόc für möglich hält, dass ὀδάξ aus *ὀδο-δαξ entstanden sei, beruht auf Verkennung des Ursprungs von νωδόc. S. über dieses Adjektiv Ber. der sächs. Ges. d. Wiss. 1897 S. 189 f., Griech. Gramm.[3] 219.

3) Dieses μενοινή braucht nicht das Grundnomen von μενοινάω gewesen zu sein, sondern kann eine retrograde Ableitung aus ihm sein, wie πλάνη aus πλανάω, ἄcη aus ἀcάομαι (= lat. *satiāre*), ἧττα aus ἡττάομαι u. a. (Verf. Griech. Gramm.[3] S. 302 § 362 Anm.).

4) Meineke vermutet μενοινῆc = *μενοινήειc oder μενοινητήc, eventuell μενοινῆc · πρόθυμοc. μενοινητήc · φροντιcτήc.

liegt, hat μενοινάω doch weder als suffixale Ableitung aus der Wurzel μεν- im Griechischen ein Analogon[1]), noch ist es als Zusammensetzung aus einem von dieser Wurzel kommenden Wort und einem andern Nomen begreiflich. Als Ableitung aus μεν- mit einem suffixalen Bestandteil *-oin-* wäre unser Wort höchstens mit aussergriechischen Formationen vergleichbar, mit den litauischen auf *-ėna- -ėnja-*, *-ainja-* (lett. auf *-îna-*, *-ainja-*), den altindischen auf *-ēna-* (av. auf *-aēna-*), über die von mir Grundr. 2, 150 f. und von Leskien Bild. der Nom. im Lit. 262 ff. gehandelt ist (vgl. auch Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1900 S. 407 ff.). Doch wäre es mehr als kühn, dahinüber eine Brücke zu schlagen. Man dürfte daher, ausser μένος, die Wörter ahd. *meina* F. 'Sinn, Absicht, Meinung' *meinen* 'seine Gedanken auf etwas richten, bedenken, im Sinne haben, beabsichtigen, sagen', as. *mēnian* 'meinen, erwähnen', aksl. *po-mėnъ* 'memoria' *mėnją mėniti* 'denken, gedenken, meinen, sagen, erwähnen' in der Weise heranzuziehen haben, dass man annimmt, ein mit ahd. *meina* identisches *μοινᾱ oder ein davon ausgegangenes *μοιναω ist an die Sippe μένος μενεαίνω usw. angebildet worden. Die Frage, ob und eventuell in welcher Weise *meinen* mit der 'Wurzel' *men-* in ahd. *manōn* got. *munan* griech. μένος usw. zusammenhängt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Denn *meinen* und *mėniti* sind auf ein voreinzelsprachliches **moin-* zurückzuführen (nach den germanischen und den slavischen Lautgesetzen wäre auch **main-* möglich), und so müsste die Vermittlung im Urindogermanischen gesucht werden (s. Noreen Abriss d. urgerm. Lautl. 214, Persson Stud. zur Lehre von der Wurzelerw. 76. 120). Zur Flexion von μενοινάω (hom. μενοινώω usw.) s. Schulze Quaest. ep. 367 sq., Danielsson Zur metrischen Dehnung im älteren griech. Epos (Upsala 1897) S. 66 ff.[2]).

1) Att. ἄγκοινα (zu ἀγκών) ist fern zu halten.

2) Engeren Zusammenhang von μενοινάω mit ahd. *meina* hat, wie ich hinterher fand, auch schon Prellwitz Etym. Wtb. 196. 202 angenommen. Aber unwahrscheinlich ist seine Ansicht, dass germanisches **main-* aus **mənain- *mnain-* hervorgegangen sei. Zwar verweist Prellwitz inbetreff des Lautwandels auf ahd. *mos* 'Moos, Moor, Sumpf', das mit μνόος μνοῦς 'weicher Flaum, Sumpf, Daunen' zu verknüpfen und demnach aus **mnuso-* hervorgegangen sei. Indessen schon das von μνόος nicht zu trennende μνίον 'Seegras' beweist, dass diese etymologische Verbindung falsch ist: über die Ver-

Zahlreicher als die Klasse von Wurzelangleichungen, zu der μενοινάω gehört, sind die Fälle, in denen das Ergebnis der Mischung keinen Silbenzuwachs aufweist. Unter diesen kann man wieder als eine besondere Gattung diejenigen Fälle rechnen, wo das induzierte Wort eine konsonantische Vermehrung im Anlaut des wurzelhaften Teiles erfahren hat. Bekannte Beispiele dieser Art aus dem Germanischen sind: ahd. *heiskōn* mhd. *heischen* 'heischen', das aus ahd. *eiskōn* mhd. *eischen* (= as. *ēscōn*, zu ai. *icchá-ti* 'er sucht, sucht auf') durch Anlehnung an *heiȝȝan* 'heissen' (= got. *haitan*), und ahd. *bim* 'ich bin', das aus **im* (got. *im* aisl. *em* 'ich bin' = uridg. **esmi*) durch Anlehnung an das durch ags. *béo* air. *biu* usw. vertretene Präsens der Wurzel *bheu-* (ahd. Plural *b-irum b-irut* zu aisl. *erom erođ*) entstanden ist. Beispiele aus dem Romanischen, wie franz. *lierre* 'Epheu' aus *ierre* (*hedera*) + *lier*, italien. *bruire* 'kollern, knurren' (**brugire*) aus *rugire* + *bradire*, s. bei Meyer-Lübke a. a. O. 1, 356.

Einen für unsern spezielleren Zweck besonders bedeutsamen Fall aus dem Griechischen habe ich in Fleckeisens Jahrbb. 1880 S. 217 ff. eingehend erörtert. Es handelt sich um gewisse Unregelmässigkeiten des mit φέρειν wurzelgleichen und seiner Bildung nach mit ai. *bibharmi* zusammengehörigen Verbums -πιφράναι 'etwas wohin bringen' (z. B. ἐc-πιφράναι 'hineinbringen, hineinlassen, hineinstecken'), von dem ausser dem Präsens Aoristformen wie -φρῆναι -φρείc und -ἔφρηcα -ἔφρηcαν, Konj. -φρήcῃ und das Futurum -φρήcω belegt sind[1].

wandten von ahd. *mos* sehe man Kluge Et. Wtb. unter *moos*. Aksl. *měniti* erwähnt Prellwitz überhaupt nicht; auch dieses müsste er aus **mnoin-* herleiten. Gesetzt aber auch, das germanische und das slavische Wort könnten anstandslos mit dem griechischen auf uridg. **menoin-* **mnoin-* zurückgeführt werden, so wäre dieses Gebilde unmöglich von **menos* (μένοc) zu trennen, und mit welcher Wortbildung der Ursprache könnte dann **menoin-* **mnoin-* verglichen werden? An die oben genannten Nomina mit den Suffixen lit. *-ëna-* usw. anzuknüpfen ginge nicht an. Denn diese Suffixe sind an *o*-Stämmen entsprungen, und ein Nomen **meno-* **mno-* ist nicht nachweisbar. Auch ergeben sich funktionelle Schwierigkeiten.

1) Diese Stufe φρη- neben av. *-brī-ra-* 'tragend' (Bartholomae Studien 2, 180) und ai. *bhari-tram* griech. φέρε-τρον φαρέ-τρᾱ haben Hirt IF. 7, 204, Ablaut S. 145 und Hübschmann IF. Anz. 11, 50 bei der Besprechung der Basis dieser Wortsippe nicht in Rechnung gezogen. Es liegt aber kein ausreichender Grund vor anzunehmen,

Neben diesen regelmässigen Formen treten einige Bildungen auf, die dadurch entsprangen, dass -ἵημι (in Verbindung mit Präfixen) infolge seiner begrifflichen Verwandtschaft mit -πιφράναι im Anlaut φρ- annahm. So erstlich die Aoristformen -έφρηκα -έφρεντο, Imper. -φρες, Inf. -φρέσθαι. Sodann ist das Präsens -φρίημι durch Aristophanes Vesp. 125 belegt, wo zwar ἐξεφρίομεν überliefert ist, eine Form, die mit den gleichfalls handschriftlichen Formen 3. Plur. ξύν-ιον Α 273, Präsens 3. Sg. -ίει Β 752. Κ 121, Imper. ξύν-ιε Theognis 1240 auf gleicher Linie steht, aber höchst wahrscheinlich mit Nauck und Dindorf ebenso in ἐξεφρίεμεν zu korrigieren ist, wie man in Α 273 mit Aristarch ξύνιεν zu schreiben hat.

Ein Seitenstück zu -φρίημι -έφρηκα ist nun, wie mir scheint, unser deutsches Verbum *bringen*: got. *briggan*, ahd. *bringan*, as. *bringan* und *brengian*, ags. *brinȝan* und (kent., north., bisweilen auch altws.) *brenȝ(e)an*, wozu als Präteritum got. *brāhta* ahd. as. *brāhta* ags. *bróhte* aus **branhta*, als Part. Perf. Pass. got. **brāhts* ahd. *brāht* usw. Johanssons Etymologie, wonach *bringen* aus Partikel *bi-* und einem mit ahd. *ringi* 'levis' mhd. *ge-ringe* 'leicht, schnell, bereit, gering, wertlos' und griech. ῥίμφα verwandten Verbum bestünde und ursprünglich 'beschleunigen' bedeutet hätte (Paul u. Braunes Beitr. 15, 227 f.), kann aus mehr als einem Grunde nicht für gelungen gelten und hat denn auch, so viel mir bekannt ist, nirgends Zustimmung gefunden. Unhaltbar ist auch, was Peter Rheden in seiner an Missgriffen nicht armen Schrift Etymologische Versuche auf dem Gebiete der idg. Sprachen (Brixen 1896) S. 7 bietet: ihm ist *bringen* entstanden aus "der Schwundstufe von idg. **bherō* 'ich trage' mit perfektivierendem Suffix -*enk*[1]-, idg. **bhr-enk*[1]*ō*". Ein solches 'Suffix' hat es nie und nirgends gegeben. Trotzdem ist Rheden, wie wir gleich sehen werden, von dem, was ich für das Richtige halte, nicht weit ab gewesen.

φρη- sei erst auf griechischem Boden (nach dem Muster von πλη- 'füllen' u. dgl.) aufgekommen. Auch darf **bhrátor*- 'Bruder' (ai. *bhrátar*- lat. *frāter* usw.), das mit Rücksicht auf ai. *bhára-ti* 'er erhält, unterhält, hegt, pflegt' als 'Pfleger, Ernährer, Beschützer' (nämlich der Schwester) mit diesem Verbum verbunden wird (vgl. Delbrück Die idg. Verwandtschaftsnamen S. 6. 84), nicht einfach beiseite gesetzt werden, wenn ja auch zuzugestehen ist, dass diese Deutung von **bhrátor*- unsicher bleiben wird.

Zutreffend ist dagegen der Vergleich mit kymr. *he-brwng* 'deducere' *he-bryngiad* 'deductor', corn. *hem-bronk* 'deducet' u. a., die auf urkeltische Formen mit *-ək-* (**broək-*) weisen (Fick Wtb.[4] 2, 186, Zupitza Die german. Gutturale 209).

Aber mit dem Nachweis unseres *bringen* in dem unmittelbar benachbarten Sprachzweig ist nun nicht alles erledigt. Geht man nämlich von einem uridg. **bhreək-* **bhroək-* aus, so fällt zunächst die Präsensbildung *briggan* auf: man erwartet von dieser uridg. Basis aus entweder **bruggan* oder **brihan* (vgl. aisl. *vega* 'töten' : got. *weihan* 'kämpfen'). Als von Haus aus morphologisch zusammengehörig kann man as. *brengian* ags. *brenȝ(e)an* und as. *brâhta brâht* ags. *bróhte bróht* betrachten, vgl. got. *þagkjan* 'denken' (lat. *tongeo*) und *þâhta þâhts*. Dass aber nun erst nach **braggjan* ein *briggan* gebildet worden sei, ist unglaublich. Wäre ein starkes Verbum auf grund des schwachen aufgekommen, warum sollte man mit *briggan* nicht gleichzeitig ein starkes Präteritum **bragg *bruggum* und ein starkes Partizip **bruggans* geschaffen haben[1], und wie sollte man im Gotischen dazu gekommen sein, diese Neubildung *briggan* unter Ausscheidung von **braggjan* mit *brâhta* und **brâhts* zu gruppieren? Die Gruppierung *briggan* : *brahta* steht ja im Germanischen ganz isoliert da, und gerade im Germanischen müsste man eher als anderwärts den Nachweis eines Musters verlangen, nach dem sie sich vollzogen hätte. Viel leichter liesse sich umgekehrt verstehen, dass es im Urgermanischen einmal nur die got. *briggan, brâhta, *brâhts* gab und das schwache Präsens des Altsächsischen und Angelsächsischen erst einzeldialektisch nach dem Verhältnis von as. *thenkian* zu *thâhta* usw. gebildet wurde. Die chronologischen Verhältnisse sind dieser Auffassung günstig, die denn auch von Kluge in Pauls Grundriss I[2], S. 439 vorbehaltlos vertreten wird. Auffallend ist aber auch der Umstand, dass keine alten und verbreiteten Ableitungen aus *briggan* begegnen. Die Annahme eines eigenartigen Ursprungs ist also von vorn herein nicht unwahrscheinlich.

1) Einzeldialektisch in jüngerer Zeit kam es allerdings zu diesen Formen als Produkten des Systemzwangs: im Ahd. *brungan* neben *brâht* und *brang brungun* neben *brâhta* (Braune Ahd. Gramm.[2] S. 241, Weinhold Mhd. Gramm. S. 438), im Ags. *brunȝan* neben *bróht* (Sievers Ags. Gramm.[3] S. 235).

Zu grunde lag, denke ich, ein Verbum aus der Wurzel *enek̑- eñk̑- nek̑-* 'erreichen, bringen', die in ihrer vollen Gestalt am deutlichsten im Griechischen in Formen wie ἐπ-ενεχθείς ἐπ-ενεχθήσομαι, ποδ-ηνεκής 'bis auf die Füsse reichend' entgegentritt, mit qualitativem Ablaut Perf. κατ-ήνοκα bei Hesych, mit Reduplikation und qualitativem Ablaut Perf. ἐνήνοχα. Die eine der beiden schwächeren Formen *eñk̑-* ist z. B. durch ai. *ą́śa-s* 'Anteil, Erbteil, Teil', *aśnó-ti* av. *ašnaoiti* 'er erreicht' (*aś-* = *n̥k̑-*), redupl. Perfekt ai. *ānáṃśa* 3. Pl. *ānaśúr*, gr. redupl. Aorist ἐνεγκεῖν 'bringen', mit *o*-Ablaut ὄγκο-ς 'Tracht, Last, Masse' (vgl. lit. *naszta* 'Tracht, Last'), ir. *-t-icim* 'ich komme' (*-c-* aus *-nc-*), *-tī* 'veniat' aus **-t[o]-inc-s-t*, redupl. Perfekt *t-ánaic* 'er kam' vertreten, die andere Schwächungsform *nek̑-* z. B. durch ai. *náśa-ti* 'er erreicht, erlangt', lit. *neszù* aksl. *nesą* 'ich trage', got. *ga-nah* ahd. *gi-nah* 'es reicht hin, genügt' Part. got. *bi-naúhts*, got. *ga-nôhs* ahd. *gi-nuog* 'genug'. Indem gewisse Tempusbildungen aus dieser Wurzel und zwar aus ihrer schwächeren Gestaltung *eñk̑-* durch Verschmelzung mit irgend welchen verbalen Bildungen, denen der Stamm **bhrē-* (= griech. φρη-) 'tragen, bringen' zu grunde lag, im Anlaut die Konsonantengruppe *bhr-* erhielten, kamen die Bildungen zustande, als deren unmittelbare oder mittelbare Fortsetzung die historischen Formen des Britannischen und des Germanischen vorliegen. Die Vokalverhältnisse der kymrischen, cornischen und bretonischen Formen zu beurteilen muss ich den Keltologen überlassen. Was hingegen das germanische Wort betrifft, so sind wir nunmehr gegenüber den oben hervorgehobenen Schwierigkeiten, wie sie sich bei Zugrundelegung einer uridg. Wurzel *bhrenk-* ergeben, in einer günstigen Position. *briggan* stellt uns einen Aoriststamm **eñk̑é- *eñk̑ó-* dar, der sich von griech. ἐνεγκεῖν nur durch das Fehlen der Reduplikation unterscheidet (vgl. Perf. griech. κατ-ήνοκα neben ἐνήνοχα, ai. *aśatur* neben *ānáṃśa*)[1]. Dieser Aorist war die einzige primäre Verbalbildung von *enek̑-*, die die Verbindung mit **bhrē-* einging. Daneben gab es, vorausgesetzt dass as. *brengian* ags. *brenȝ(e)an* keine westgermanische Neuschöpfung war (S. 155), ein sekundäres *éi̯o*-Präsens mit der Ablautstufe

1) Auch das Altindische hat unreduplizierte Aoristformen, wie Opt. *aśēma* und *aśyā́t*. Doch zeigen diese nicht die Stufe **eñk̑-*, sondern die Stufe **n̥k̑-*.

oñk- (vgl. griech. ὄγκο-ς-). Ob aber dieses Präsens ursprünglich iterativ-ziellose Bedeutung gehabt hat, die sich später verwischte, sodass es mit dem Grundverbum gleichbedeutend wurde (vgl. Delbrück Grundr. 4, S. 109 ff. und S. 124), oder ob wir es mit der sogenannten Kausativbedeutung zu thun haben ('bringen' = 'ein Ziel erreichen lassen'), lasse ich unentschieden, um so mehr, da die Stufe (*bhr*)*oñk-* auch in den mir nicht hinlänglich deutlichen britannischen Bildungen erscheint. *brāhta*, **brāhts* sind wohl wie *þāhta*, *þāhts* zu beurteilen. Wie aber bei den letzteren Formen bezüglich des Wurzelablauts auf osk. *tangin-om* 'sententiam' neben lat. *tongeo* Rücksicht genommen werden muss (vgl. lat. *candeo* : ai. *candrá-* aus **qendró-* u. a., Verf. Grundr. 1² S. 421 f. 2, 1163), so bei *brāhta*, **brāhts* darauf, dass im Lateinischen *nanciscor nanctus* (*nactus*) mit *a* auftritt[1]). Eventuell sind also as. *brengian* und *brāhta brāht* im Wurzelvokalismus von Anfang an verschieden gewesen (vgl. wegen des Vokalablauts auch Osthoff BB. 24, 188. 208 f., Hübschmann IF. Anz. 11, 44). Auf Lorentz' Kombinationen Über das schwache Präteritum des Germanischen (Leipz. 1894) S. 53 f., wonach got. 2. Sg. *brāhtēs* (=**braəhtēs*) auf ein grundsprachliches **[é-]bhe-bhrn̥k-thes* zurückginge, mag wenigstens hingewiesen werden.

Zwischen Germanisch und Keltisch sind schon genug besondere alte Beziehungen im Sinne der J. Schmidtschen Wellentheorie nachgewiesen, und für eine solche halte ich auch unsere Wurzelmischung. Der Mischungsvorgang ist also in eine jenseits der urgermanischen Tenuisverschiebung liegende Zeit hinauf zu setzen, da die beiden Völker in engerem sprachlichen Verkehr standen. Ob man dann aber das Verschmelzungserzeugnis bei den Germanen aufgekommen und durch die Kelten entlehnt oder umgekehrt von den Kelten auf die Germanen übergegangen, oder ob man — was ebenfalls denkbar wäre — die Verschmelzung von den beiden Stämmen gemeinsam vollzogen sein lässt, darauf kommt mir für jetzt wenig an. Vielleicht ergibt genauere Betrachtung der britannischen Formen Fingerzeige, die in dieser Beziehung eine Entscheidung ermöglichen[2]).

---

1) Dieses lateinische Verbum scheint eine Verschmelzung der beiden Wurzelformen *nek̑-* und *eñk̑-* zu sein.

2) [Eine ähnliche, ebenfalls auf Wurzelangleichung beruhende

Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass auch schon Leo Meyer Die goth. Sprache S. 404. 499 *briggan* zu *bairan* gestellt hat, freilich ohne jede Andeutung davon, wie man sich den Zusammenhang vorzustellen habe.

Leipzig. Karl Brugmann.

Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft.

I.

Die Erklärung der Personalendungen.

Delbrück lehrt noch in der dritten Auflage seiner Einleitung in das Sprachstudium S. 11, dass Bopp erst in der englischen Bearbeitung seines Konjugationssystems den Zusammenhang der Personalendungen mit den Personalpronomina behauptet habe. Das ist unrichtig; schon Lefmann hat gegen Delbrück bemerkt, dass jene Erklärung der Personalendungen bereits in Bopps Erstlingsschrift auftritt, Franz Bopp SS. 51. 374. Während Bopp in der englischen Bearbeitung ausdrücklich Scheidius als seinen Vorgänger namhaft macht, fehlt im Konjugationssystem ein solcher Hinweis. Doch wird man wohl in Bopps Worten, Konjugationssystem S. 147, "schon aus der griechischen und lateinischen Sprache liess sich dies (nämlich, dass die Personalendungen Pronomina seien) mutmassen" eine Beziehung auf die Theorie der holländischen Philologen erblicken dürfen.

Es dürfte jedoch nicht ohne Interesse sein zu sehen,

---

besondere Übereinstimmung zwischen Germanisch und Britannisch weist K. F. Johansson Zeitschr. f. deutsche Philol. 31, 296 f. nach. Nach seinen Ausführungen sind ags. *ǽled* aisl. *eldr* 'Feuer' und kymr. *aelwyd* corn. *oiled* 'Herd' durch Vermischung von **aidh-l-* (ags. *ǽlan* 'flammen' ir. *áel* 'lime', vgl. griech. αἴθω αἴθαλος αἰθάλη) mit einem uridg. Nomen **alēto-* zustande gekommen, das durch ai. *alā́ta-m* 'Feuerbrand, Kohle' vertreten ist, und zu dessen Wurzel auch lat. *ad-oleo -olēvī* 'verbrennen' gehört. Auf S. 300 f. stellt Johansson Litteratur über derartige 'Konfusionsbildungen', wie er sie nennt, zusammen und charakterisiert den Vorgang nach seinen verschiedenen Arten. — Korrekturnote.]

dass Bopp noch andere Vorläufer hatte, die wie es scheint von den Holländern unabhängig waren. Schon R. v. Raumer hat darauf hingewiesen, dass J. Grimm vor Bopp den Zusammenhang der Endungen μαι σαι ται μι mit den Personalpronomina erkannt hat, Gesch. der germ. Philologie SS. 450. 465. Doch weicht Grimms Auffassung insofern von der Bopps ab, als er in den angehängten Pronominalformen nicht das Subjekt, sondern ein reflexives Objekt des Verbs erblickt: 'εἶμι ich gebe mich'. Früher als Grimm hat Adelung die Personalendungen für Pronomina erklärt. Auch darauf hat R. v. Raumer aufmerksam gemacht, a. a. O. S. 239. Adelung bemerkt nämlich in seinem Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache (1782) I, 764: "Die Biegungssylben der Personen aber scheinen ursprüngliche alte Pronomina zu seyn; daher sind auch die meisten Sprachen darin ähnlich". Es folgt zum Erweis der Ind. Präs. von *ich lieb-e Am-o* φιλ-ω; in zwei Anmerkungen wird auf die altdeutschen Formen *liebemes*, *liebent* hingewiesen. Adelungs Leser werden durch die Nebeneinanderstellung der drei Paradigmata kaum von der Richtigkeit seiner These überzeugt worden sein; welche Ähnlichkeit besteht zwischen *am-at* und φιλ-ει, *am-ant* und φιλ-ουσι? Dass Adelung hier so unklar ist, geht darauf zurück, dass er eine fremde Theorie vorträgt, ohne ihre Begründung zu geben; er ist hier wie in manchen andern Punkten abhängig von Carl Friedrich Fulda.

Fuldas linguistische Ansichten sind systematisch dargestellt in seiner Preisschrift Über die beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache von 1771 [1]). Nach Fuldas Meinung besteht eine wahre deutsche Wurzel im allgemeinen aus zwei Konsonanten, mit einem Vokal in der Mitte. Bestimmend für die Bedeutung ist der anlautende Konsonant, oder vielmehr die Lautklasse, der er angehört. (F. unterscheidet drei Klassen, Vokale, 'Konsonanten' [*k*, *l*, *r*, *m*, *n*, *d*, *t*, *s*) und Aspiranten [*h*, *ch*, *th*, *gh*, *g*; *w*, *b*, *p*, *ph*, *f*]). Ja sogar zwischen den einzelnen Klassen kommen Berührungen vor, so zwischen *s* und *th*. Selten ist ein Vokal ursprünglicher Anlaut der Wurzel: *i*, *e* bezeichnet 'Selbstheit, Neigung, gesellschaftliches

1) Abgedruckt im ersten Band von Adelungs Versuch eines Wörterbuches der hochdeutschen Mundart 1774.

Band', daher *ik* (S. 14). "Der Artikel ist das emphatische *H* mit seinen Graden *gh th s*. Er ist der Selbstheit *ik. ch* (d. h. *ich*), *i*. entgegengesetzt." Vom Verbum heisst es nun S. 30: "Das Nomen, die Wurzel, ging durch Personas; anfangs zwo: die erste schlechthin, mit dem Vocalabfall (d. i. vokalischem Ausgang) oder *ik*, *i* : *i lev*, *lev i*; und die andere, zu oder von welcher die Rede war: *th'*, *s'* : *th' lev*, *lev' th*; *s' lev*, *lev s*; woraus endlich eine dritte entstanden, welche in ihrer festen Bestimmung die eigentliche zweite Person worden ist: *levs*, *levst* . . . . Prima plur. *m* ist im Norden noch in vollem Gang: *lefvom*, *älskom*" . . . dann Hinweis auf ahd. *-mes* . . . "Der Perser hat es auch. Seine prima sing. *'m*, *em* ist von *me*" und hier verweist Fulda auf eine frühere Stelle (§ 12, S. 21), wo *me* als angebliche ags. Form für *ich* aufgeführt ist. Hier hat also Fulda so deutlich, als es seiner abgerissenen Schreibart möglich war, die Lehre von der Gleichheit der Personalendungen mit den Pronomina ausgesprochen. S. 57 bemerkt er, dass die griech. Sprache in allen wesentlichen Stücken mit der deutschen stimme. "Sie coniugirt auf gleiche Weise: βαδω, εις, ει(-t), -μ-, -τ-, -ντ-." Hier ist die Vergleichung ganz klar. denn F. deutet an, dass die 3. Person Sg. im Griech. ein *t* verloren hat und gibt als Endung der 3. Plur. ντ, nicht wie Adelung das attische -ουσι an. Das -ω der 1. Sg. gegenüber angebl. deutschem *-i* darf nicht beirren, denn wie F. einmal sagt (S. 14) "die Vocale grenzen oft zu nahe, und die Aussprache der alten Mäuler war allzu ungewis, als dass sich nicht *i* mit *e*; *e* mit *ö*; *i*, *ü*; *ü*, *u*; *ö*, *o*; *o*, *u* alle Augenblik vermischen sollten." Schliesslich bemerkt F. S. 58, dass auch die semitischen Sprachen "primam pers. verbi mit einem *i*, alteram mit *th*" bilden.

Eine nähere Beziehung zwischen Fulda und Bopp könnte man darin finden, dass beide annehmen, die 2. und 3. Sg. hätten eigentlich dieselbe Endung. Denn Bopp sagt a. a. O. S. 150 "*t* bezeichnet an Zeitwörtern die zweyte und dritte Person, und mehr durch zufällige als wesentliche Unterschiede gelingt es der Sprache, hier der Deutlichkeit nicht zu schaden." Allein Fulda ging von dem Wechsel von *s* und *th* im got. und ags. Artikel aus, Bopp von der Gleichheit des *t* in ai. *tam*, *tena* einer- und *tvam*, lat. *tu* andererseits.

Anhangsweise bemerke ich, dass im 18. Jh. auch eine

Theorie aufgestellt wurde, die mit der Lehre Bopps von der Einverleibung des verbum substantivum in die Verbalwurzel viele Ähnlichkeit hat. Bei Le Brigant, Élémens de la langue des Celtes Gomerites ou Bretons, Strassburg 1779 finde ich folgende hieher gehörigen Äusserungen: (p. 11 f.) "*bét* été, et *ét* allé participe unique, et modele de tous les Participes passés comme l'expriment ces deux monosyllabes dérivés l'un de l'autre *ét* allé, et *bét*, ou *bé ét*, qui est allé, qui a été, qui est passé. L'on observe ici, que dans le Verbe être, comme dans tous les autres, le Verbe *à* il va, est sous-entendu, quand il n'est pas exprimé. C'est ce qui ramène la Conjugaison à la même simplicité et qui fait que ce n'est toujours que la racine jointe avec le Verbe *aller*, duquel on va mettre la suite sur le mode personnel ou complet" ... (p. 14) "Les deux (scil. verbes, *é* 'ist' und *à* 'geht') comme on peut l'appercevoir, sont réciproquement formés l'un de l'autre; ils sont, comme on l'a dit, le prototype de toutes les Conjugaisons des autres langues connuës, et le Verbe *aller* seul est celui de cette même Conjugaison chez les Bretons. Elle se forme donc de la manière la plus simple en ajoutant au mot radical quel qu'il soit, la syllabe seule, qui fait le Verbe aller dans les tems, où il n'en a qu'une, et la dernière syllabe dans ceux, où il en a deux."

II.

Rudolf von Raumer.

Auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, wenn ich der Besprechung längst verschollener Theorien die Würdigung eines Mannes folgen lasse, dessen Name dem Gelehrten, wie dem Schulmann, dem Germanisten wie dem Sprachforscher gleich vertraut ist. Allein mich dünkt, dass eine Seite seiner Thätigkeit nicht die gebührende Schätzung gefunden hat. Bei Delbrück sucht man Raumers Namen vergebens. Paul hebt wohl hervor (Grundr.[2] 1, 119), dass er zuerst die Resultate der Lautphysiologie für die vergleichende Sprachforschung nutzbar gemacht und zwischen Schriftsprache und Mundart, geschriebener und gesprochener Sprache klar geschieden habe. Aber diese Charakteristik sagt vielleicht dem genug, der Raumers Werke schon kennt, dem ferner stehenden gewährt sie kein erschöpfendes Bild. In seiner eignen Geschichte der

germ. Philologie hat der vornehm empfindende Mann seinen Namen gänzlich unterdrückt.

Und doch wäre er selbst am besten imstande gewesen den Kern seiner wissenschaftlichen Art zu enthüllen. Rudolf von Raumer gehört nicht zu jenen genialen Naturen, denen auch ohne methodische Klarheit glänzende Entdeckungen in Hülle und Fülle gelingen; es sind verhältnismässig wenige Probleme, die ihn immer und immer wieder beschäftigen, was ihn aber auszeichnet, das ist das volle Bewusstsein von den Zielen und der Art der eigenen Forschung.

Als Raumer im Jahre 1863 den Ertrag eines Vierteljahrhunderts linguistischer Thätigkeit in seinen "Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften" zusammenfasste, da war er sich vollkommen klar, dass éin Band alle diese verschiedenen Aufsätze zusammenhielt, von der frühreifen Erstlingsschrift des zweiundzwanzigjährigen Jünglings bis zu der letzten Rezension des angesehenen Gelehrten: das Streben nach der Erkenntnis der realen Faktoren sprachlicher Veränderung. Die Sprachwissenschaft ist wie jede Kulturwissenschaft vor die Frage gestellt: wie kommen gleichartige Massenerscheinungen zustande, da doch der wahre Träger jeder Entwicklung nur das Individuum ist? Die vorherrschende Denkungsart des 18. Jhs. war geneigt, diese Frage damit zu beantworten, dass sie die Veränderung der bewussten, zweckmässigen Thätigkeit einzelner Individuen zuschrieb, die ihren Willen den anderen aufdrängten. Bekanntlich erfolgte um die Wende des Jhs. der Rückschlag. Die traditionellen Mächte des Lebens, Religion, Sitte, Sprache, erschienen nicht mehr als träge Massen, die dem zweckmässigen Handeln sich entgegenstemmen, aber von ihm besiegt werden können, sie werden mit dem Glorienschein des Ehrwürdigen umgeben und erscheinen zugleich als unüberwindlich, der Ansturm des Einzelnen ebenso verwegen wie nutzlos.

So förderlich diese Geistesrichtung für das Aufblühen linguistischer, namentlich germanistischer[1]) Studien war, so

1) Die Geschichte der germ. Philologie bietet ein ganz anderes Bild als die Entwicklung der vergleichenden Sprachforschung. Ein epochemachendes äusseres Ereignis, wie es die Einführung des Sanskrit in den Kreis abendländischer Gelehrsamkeit war, hat die germ. Philologie nicht zu verzeichnen. Die Texte, die J. Grimm

musste sie doch im Laufe der Zeit den Fortschritt hemmen. Aus allen sprachlichen Erscheinungen wurde das Individuum vollständig eliminiert, jede Veränderung erschien als zauberische Wirkung des persönlichen Sprachgeistes, die Hypostasierung der Sprache hat lange vor Schleicher begonnen. Raumers Hauptverdienst besteht nach meiner Überzeugung darin, dass er hier Wandel geschaffen hat. Jakob Grimm hatte eine Menge sprachlicher Veränderungen erkannt, sich aber nicht damit beschäftigt, wie diese Veränderungen zustande kamen.

Raumers erste sprachwissenschaftliche Arbeit ist seine Schrift "Die Aspiration und die Lautverschiebung". Es ist bekannt, dass er hier als der erste den Unterschied von Spiranten und Aspiraten scharf formuliert hat, minder bekannt, dass hier schon das Grassmannsche Gesetz im Vorübergehn angedeutet[1]) und der Übergang alter Gutturale in aind. Palatale in Parallele gesetzt ist zu der Veränderung des lat. *c* vor *e*, *i* in den romanischen Sprachen. Doch davon habe ich hier nicht zu sprechen. Mir kommt es darauf an, dass hier ganz ernstlich die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es, dass ein Laut an die Stelle des andern tritt, ist dies plötzlich geschehn oder allmählich, dem einzelnen Teilnehmer an der Sprachfortbildung unbewusst, beruht es auf einem Unvermögen der Sprachwerkzeuge einen Laut zu bilden oder auf andern Ursachen. Freilich findet sich in dieser Erstlingsschrift noch manches unfertige.

---

das Material für seine Grammatik lieferten, waren zum grossen Teil schon vor ihm bekannt. Was Grimm auszeichnete, war nicht nur die gewaltige Kraft der Kombination. sondern auch die Sorgfalt, die er auf die Feststellung der einzelnen Thatsache verwendete. Man vergleiche nur die Abschnitte, die vom Got. handeln, mit den Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger Fulda und Zahn. Solche Akribie erscheint uns leicht als etwas Selbstverständliches; allein so lange man Regel und Gesetz als Erzeugnis höherer Kultur ansah, so lange man glaubte, die Sprache der alten Germanen sei roh und ungeschlacht und daher unregelmässig gewesen, fanden sich die Forscher nicht bestimmt, peinliche Mühe an einen Gegenstand zu wenden, der ihrem Streben doch keine Belohnung versprach. Erst die Verehrung, die man der Vorzeit zollte, hat es ermöglicht, dass der Erforschung der germ. Sprachen dieselbe Sorgfalt gewidmet wurde, wie den Sprachen des klassischen Altertums.

1) Sprachw. Schr. 75, § 64, 2. — Die griech. Grammatik hatte schon früher Wurzeln mit zwei Aspiraten angenommen.

Die nächste sprachwissenschaftliche Abhandlung R.s "Über deutsche Rechtschreibung" ist um 18 Jahre jünger. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhob sich von verschiedenen Seiten der Ruf nach Veränderung, Verbesserung unserer Orthographie. Die vorherrschende Richtung war dabei die historische, die neuhistorische oder pseudohistorische, wie R. sie genannt hat. Der radikalste und konsequenteste Vertreter dieser Richtung, Philipp Wackernagel, hat freilich nur auf engere Kreise Einfluss geübt. Den grössten praktischen Erfolg erzielte Weinhold. W. stellte die deutsche Schreibung als höchst schwankend hin, den Grundsatz "schreib wie du sprichst", verwarf er als thöricht, da die Aussprache von Dorf zu Dorf wechsle, sein Prinzip war: "Schreib wie es die geschichtliche Fortentwicklung des Nhd. verlangt". "Mögen sie", sagte W. von den Anhängern der phonetischen Orthographie, "ihre Schreibweise nach jedem Jahre und jedem Hause ändern. Ich aber glaube noch an eine Geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes Leben der Sprache und habe Ehrfurcht vor ihr als der Schöpfung des ewigen Geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen Belieben und nach der Biegung seiner Zunge ändern darf." Hier tritt uns zum Greifen deutlich die Vorstellung einer immanenten Sprachrichtigkeit entgegen, die Vorstellung von einem Leben und einer Geschichte der Sprache, die ganz unabhängig sind von denen, die die Sprache sprechen. Und ebenso wird den einzelnen Lauten selbständige Existenz zugemessen. Für die neuhistorische Schule waren etwa "*ss*" und "*sz*" dem Wesen nach verschiedene Laute, mochten sie auch thatsächlich gleich gesprochen werden.

R. führte diese Theorie dadurch ad absurdum, dass er den Zirkel aufdeckte, in dem sie sich bewegte. Man soll schreiben, wie es die geschichtliche Entwicklung des Nhd. verlangt. Aber woher kennt man diese Entwicklung? Etwa aus der älteren Sprache? Nein; a priori lässt sich nie konstruieren, welche Veränderung ein Laut in der Zukunft erleiden werde. Also nur durch Vergleichung der älteren Sprache mit der heutigen, d. h. durch Vergleichung mit dem heute gesprochenen und geschriebenen Wort. Die Kenntnis der Entwicklung des Nhd. beruht somit auf demselben schwankenden Boden der geltenden Schrift und Sprache, der für unfähig erklärt worden war, das Gebäude einer wissenschaftlichen

Orthographie zu tragen [1]). Im Wesentlichen war dies der selbe Beweis, den im Altertum Sextus Empirikus gegen die Analogiker geführt hatte, wie denn überhaupt die neuhistorische Richtung der Sprachregelung sich von der älteren, noch im 18. Jh. bestehenden, bloss dadurch unterscheidet, dass an die Stelle der Regel des Nebeneinander die Regel im Nacheinander auf Biegen oder Brechen durchgeführt werden sollte.

Aber mit der Aufdeckung des logischen Zirkels war es nicht gethan; um Eindruck zu machen, musste R. auch zeigen, warum sich im Nhd. keine durchgreifenden Lautregeln feststellen lassen. Er that dies schon in der ersten gegen Weinhold gerichteten Abhandlung, indem er darauf hinwies, dass die Schriftsprache Zuflüsse aus verschiedenen Mundarten erhalten hat. Sehr klar ist die Unterscheidung von "physiologischen" und "geschichtlichen" Wandlungen der Sprache, d. h. lautgesetzlichen und auf Sprachmischung beruhenden, ausgesprochen in der Rezension des Grimmschen Wörterbuchs (1858) [2]).

Hier zeigt R. auch in voller Schärfe die Schwächen der Grimmschen Sprachbetrachtung auf. Grimm hat festgestellt, dass die Laute einer Sprache zu den Lauten der andern in einem bestimmten gesetzmässigen Verhältnis stehen. Den Thatbestand hat er festgestellt, in den Vorgang, dessen Resultat der Thatbestand ist, ist er nicht eingedrungen [3]).

Die Untersuchung über den Vorgang der sprachlichen Veränderungen führt R. — von gelegentlichen Äusserungen sei hier abgesehen — in zwei Abhandlungen "Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute" und "der wirkliche Vorgang des Lautwandels", die erste Abhandlung ist 1858, die zweite, einen Teil der Besprechung von Rumpelts Deutscher Grammatik bildende, 1861 erschienen [4]). Charakteristisch ist in dem ersten Artikel gleich die Bemerkung: "Wenn von der Umwandlung der Sprachen und insbesondere der Sprachlaute die Rede ist, wird häufig sofort auf den 'Sprachgeist' und seine Wunder zurückgegriffen. Ich bin weit entfernt, dem Tiefsinn, durch den die neuere Forschung sich auszeichnet, etwas abbrechen zu wollen.

1) Sprachw. Schr. 135 ff.
2) A. a. O. 356 ff.
3) A. a. O. 352 f.
4) A. a. O. 368 ff. 432 ff.

Aber ich halte es an der Zeit, dass wir uns zuvörderst mit klaren und unbefangenen Sinnen an die Wirklichkeit und deren Erscheinungen selbst wenden. Wir finden dann, dass der 'Sprachgeist' nichts für sich allein, abgetrennt von den Menschen thut, dass vielmehr alle Veränderungen der Sprache durch die Menschen selbst hervorgebracht werden"[1]. R. stellt dann fest, dass der Mensch im Laufe seines Lebens die Sprache ändert. Das Kind beherrscht sie noch nicht, der Greis bildet wegen körperlicher Gebrechen die Laute anders als früher, nicht einmal in einer und derselben Familie, die verschiedene Altersstufen vereinigt, wird ganz gleich gesprochen. Aber auch nicht alle Altersgenossen sprechen gleich. Das folgt aus dem verschiedenen Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge. Auch kommt es nicht selten vor, dass ein Mensch einem Laut eine etwas andere Artikulationsstelle gibt als der andere. Wenn ein Individuum wegen eines Gebrechens seiner Sprachwerkzeuge einen Laut verändert, so wird es dies überall thun, wo der Laut vorkommt. Denken wir uns eine Sprachgenossenschaft, die aus lauter solchen Menschen besteht, so wird der alte Laut notwendig aus der Sprache verschwinden. Denken wir uns aber eine Familie, wo der Vater eine Eigentümlichkeit der Aussprache hat, die Mutter nicht, so kann es geschehen, dass die Kinder in einem Teil des Wortschatzes dem Vater nachsprechen, in einem andern der Mutter. Beruht die Veränderung des gehörten Lautes auf der Bequemlichkeit der neuen Aussprache, so werden gewöhnlich andere Folgen eintreten. Es können zwar einzelne Glieder der Sprachgenossenschaft an der alten Aussprache festhalten, aber da die Veränderung nicht durch individuelle Eigentümlichkeiten, sondern durch den Bau der menschlichen Sprachorgane im allgemeinen bedingt ist, so wird sich ihre Ausbreitung nicht nur durch Nachahmung sondern auch spontan vollziehen. Hieher gehören die meisten Fälle des kombinatorischen Lautwandels. Ausserdem gibt eine Klasse von Lautumwandlungen, die weder durch Ungenauigkeit der Überlieferung zu erklären sind, noch durch die Unfähigkeit den ursprünglichen Laut hervorzubringen, die auch nicht dem kombinatorischen Lautwandel zugehören. Hieher ist die Lautverschiebung zu rechnen. Schliesslich wird

1) A. a. O. 374.

eine doppelte Art des Lautwandels festgestellt. Entweder vollzieht sich die Veränderung sprungweise oder über eine kontinuierliche Reihe von Zwischenlauten.

In der späteren Abhandlung stellt R. wieder den Gegensatz zu Grimm fest. Bei Grimms Arbeiten bekommt man den Eindruck, "dass die Völker grosse einheitliche Massen bilden, die sich einer und derselben Sprache bedienen, so dass Abweichungen von dieser geschlossenen Einheitlichkeit nur als besondere mundartliche Abnormitäten erscheinen. Dass der 'Sprachgeist' so feste Gesetze einhält, das erfüllt uns mit dem Staunen des Unbegreiflichen. Aber wie es bei dieser Umwandlung der Sprachlaute eigentlich zugeht, das bleibt uns verborgen." Und doch ist gerade das Eindringen in diesen Vorgang das eigentliche Ziel der geschichtlichen Lautforschung. Dabei muss man nicht wie Grimm von der geschriebenen sondern von der gesprochenen Sprache ausgehn, d. h. von den Mundarten. Diese bieten uns aber durchaus nicht das Bild grosser einheitlicher Massen. Streng genommen spricht jeder Mensch seine eigene Mundart, so dass schon die kleinste Vereinigung den Keim der Sprachtrennung in sich birgt. Die Zersplitterung würde noch grösser sein, wenn nicht die individuellen Abweichungen meist zurückgedrängt würden durch die grosse Masse derjenigen, die gerade in den betreffenden Fällen am Überlieferten festhalten. Würde eine Sprache immer nur von einem Individuum auf das andere fortgepflanzt, so würde die jedesmalige Umwandlung der Sprache in den Eigentümlichkeiten jenes Individuums bestehn. Ein Teil der Eigentümlichkeiten, soweit sie Veränderung von Lauten betreffen, kann in vereinzelten Ungenauigkeiten in der Auffassung und Widergabe des Gehörten bestehn, ein anderer, viel wichtigerer Teil liegt in den Gehör- und Sprachwerkzeugen des Individuums. "Das sprechende Individuum hat die Absicht, das Gehörte wiederzugeben; aber statt mit seinen Lautwerkzeugen wirklich dasselbe hervorzubringen, was ihm überliefert ist, erzeugt es nur etwas dem Überlieferten Ähnliches. Indem aber diese Abänderung entweder auf der Beschaffenheit oder doch auf dem bestimmten Gebrauch seiner Organe beruht, entsteht für die betreffenden Laute eine durchgreifende Umwandlung. In dem von uns angenommenen Fall einer Sprache, die immer nur von einem einzigen Individuum auf ein anderes

einziges Individuum fortgepflanzt würde, müssten also in der angegebenen Weise die regelrechtesten Lautwechsel entstehen." In Wahrheit ist aber die Sprache nicht auf ein einzelnes Individuum beschränkt. Da aber die Individualsprachen verschieden sind, so sind Mischungen möglich, indem bei einem Wort die Sprache des einen, bei dem andern die Sprache eines andern Individuums durchdringt "Wenn dagegen die ganze Masse oder doch die überwiegende Mehrzahl der Sprechenden von einer und derselben Richtung des Umwandelns beherrscht wird, so tritt eine ähnliche Erscheinung ein, wie wir sie oben für die durchgreifende Lautänderung des Individuums nachgewiesen haben. Ein und dieselbe Umgestaltung der Laute trägt dann im ganzen Wortschatz oder doch in dessen grösstem Teil den Sieg davon, und so entsteht das, was man die regelmässige Lautvertretung nennt". In einer Anmerkung hatte R. ursprünglich bemerkt, es sei ein glücklicher Gedanke von Curtius gewesen, die regelmässige Lautvertretung von der unregelmässigen getrennt zu behandeln. 1863 fügte er hinzu, man dürfe dabei nicht ausser Acht lassen, dass auch die unregelmässige Lautvertretung daraus hervorgehen könne, dass der physiologisch regelrechte Lautwechsel einzelner Individuen in der gesamten Sprache nur für einzelne oder einige Wörter durchdringt.

Immer ist R. darauf bedacht, die Betrachtung des Individuums in den Vordergrund zu rücken. In einem offenen Brief an Frommann vom Jahre 1857 [1]) stellt er die Forderung auf, die wirkliche Sprache einzelner Menschen aus derselben Gegend aufzuzeichnen. Die meisten mundartlichen Sprachproben gäben nur einen Durchschnitt. Die Mitteilung dialektischer Texte, wie sie R. wünscht "würde sich zur bisher gewöhnlichen Weise verhalten wie ein Porträt zu einem historischen Gemälde. Und auch das Porträt wäre zu unsrem Zweck nicht in der idealisierenden Weise des Künstlers, sondern in der streng abspiegelnden des Daguerreotyps zu fassen. Hätten wir einen Apparat, der das Gesprochene eben so treu auffasste und auf dem Papier befestigte wie das Daguerreotyp das Gesehene, so würden dessen Leistungen dem entsprechen, was ich wünsche." R. weist des weitern auf die Bedeutung hin,

1) A. a. O. 363 ff.

die derartige Aufzeichnungen für die Kenntnis des mundartlichen Satzbaus haben würden. R.s Forderungen sind heute noch nur zum geringsten Teil erfüllt. Wohl ist die Kunst mundartlicher Darstellung gewachsen. Aber in den meisten Fällen gibt der Berichterstatter seine eigene Sprache wieder, verhältnismässig selten findet man Angaben über die Sprache der Dialektgenossen.

Man hat vielfach als Kennzeichen der neueren Sprachforschung den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hingestellt. Wir haben gesehen, dass R. der Diskussion darüber nicht ausgewichen ist. Aber was in Wahrheit der modernen Linguistik das Gepräge gibt, ist die Änderung in den Grundanschauungen, das Streben, sich von Abstraktionen loszureissen und das wirkliche Geschehen zu erfassen. Und ich hoffe gezeigt zu haben, dass R. mit seiner Betonung des Individuellen, mit seiner Abkehr von der ehrfurchtsvollen Bestaunung des Sprachgeistes ganz modern anmutet. Dass er seine Lieblingsprobleme gelöst habe, fällt mir nicht ein zu behaupten. Aber wer kann sich dessen rühmen? Kennen wir denn heute wirklich so genau den Vorgang des Lautwandels? — Unerwähnt will ich nicht lassen, dass auch das Problem der Analogiewirkung in R.s Gesichtskreis getreten ist, nur fand er keine Veranlassung, sich eingehender damit zu befassen. Gelegentlich bemerkt er in seiner Abhandlung über die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute, er wolle keine erschöpfende Aufzählung der Arten des Lautwandels geben. "Sonst müsste z. B. auch von der Lautumwandlung durch blosse Analogie gesprochen werden. Aber ich verspare diese sowie manche andre verwandte Frage lieber auf eine andere Gelegenheit"[1]. Diese Gelegenheit ist, soviel ich weiss, für R. nie gekommen.

Nicht jeder, der in seiner Erkenntnis ein Stück vorwärts gedrungen ist, hat auch die Wissenschaft weiter gebracht. Gar manche Anregung ist unbeachtet geblieben. Von R.s Wirken kann man dies nicht sagen. Wie mächtig seine Arbeiten auf Scherer wirkten, ist jedem klar, der die Geschichte der deutschen Sprache oder die Kleinen Schriften angesehen hat. Und dass wiederum die spätere Forschung durch Scherers Schriften befruchtet wurde, ist niemals geleugnet worden. So scheint

1) A. a. O. 376 Fussnote.

es mir, dass Rudolf von Raumer einen nicht unbedeutenden Platz in der Geschichte der Sprachwissenschaft verdient. Die Anerkennung seiner Verdienste ist nicht ein blosses Gebot der Pietät gegen den Lob und Tadel längst Entrückten, sie fördert uns selbst in unserem Wissen von der Entwicklung unserer Disziplin.

Wien. M. H. Jellinek.

Agens und Patiens im Kasussystem der indogermanischen Sprachen.

In den indogermanischen Sprachen sind im Neutrum der Nominativ und Akkusativ mit einander identisch. Dies gilt nicht nur vom Singular, sondern auch von den beiden andern Numeri. Deshalb liegt es nahe zu vermuten, dass Formen wie *yugám* — ζυγόν, *mádhu* — μέθυ einmal weder nominativische noch akkusativische Geltung gehabt haben, sondern eine allgemeinere, aus welcher sich die nominativische und akkusativische Funktion entwickeln konnten. Diese Vermutung wird verstärkt durch die Beobachtung, dass bei den *o*-Stämmen der Nom. Akk. Neutr. nicht vom Akk. Mask. Fem. verschieden ist. Das *-m* in *vṛ́kam* — λύκον wird ursprünglich kein Akkusativsuffix gewesen sein, denn wie liesse sich dann die Übereinstimmung mit Nom. Akk. *yugám* — ζυγόν begreifen? Die Thatsachen erklären sich am besten, wenn wir annehmen, dass es im Indogermanischen in einer weit zurückliegenden Periode keinen Nominativ und Akkusativ, sondern einen Aktivus und einen Passivus gegeben habe. Unter Aktivus ist der Kasus der handelnden Person zu verstehen, der Subjektskasus bei transitiven Verben: er war im Indogermanischen charakterisiert durch ein suffigiertes *-s*, das kaum von dem demonstrativen Pronominalstamme *so* getrennt werden darf und wahrscheinlich als postpositiver Artikel aufzufassen ist. Der Passivus ist der Kasus der leidenden Person oder Sache, oder allgemeiner der Person oder Sache, wovon etwas ausgesagt wird ohne dass man ihr eine transitive Thätigkeit zuschreibt. Er ist also Objektskasus bei transitiven Verben und

Subjektskasus bei passiven und intransitiven Verben. Im Indogermanischen fungierte der reine Stamm als Passivus, nur bei den *o*-Stämmen finden wir *-m* als Kennzeichen.

Warum hat sich bei den Maskulina und Feminina ein Aktivus entwickelt, bei den Neutra aber nicht? Diese Frage beantwortet sich von selbst, denn die Neutra bezeichnen im Allgemeinen leblose Dinge, denen kaum eine transitive Thätigkeit zugeschrieben werden konnte. Aus eben demselben Grunde sind die Baumnamen Maskulina oder Feminina, während ihre Frucht Neutrum ist. Konnte man sich den Baum als belebt und thätig denken, die Frucht war nur ein lebloser Gegenstand, der nur als leidend gedacht wurde. Darum konnte bei den Fruchtnamen kein *s*-Aktivus aufkommen, es fehlte also die äussere Veranlassung zum Übergang in die männliche oder weibliche Kategorie.

M. E. kann es nicht zweifelhaft sein, dass der indogermanische Sprachbau, wie wir ihn aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen rekonstruieren können, sich aus einem polysynthetischen, suffigierenden und infigierenden Sprachtypus entwickelt hat. Darauf deutet die Wurzelvariation mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, welche sich nur durch die Zusammenwirkung der verschiedenartigsten Faktoren erklären lässt; darauf die nasalierten Präsensklassen, deren richtiges Verständnis uns von de Saussure erschlossen ist; darauf das Mediopassivum, das uns an die Verba mit inkorporiertem Dativ und Objektskasus des Baskischen und der amerikanischen Sprachen erinnert. Auch in unserem Falle können wir uns auf schlagende Parallelen in stammfremden polysynthetischen Sprachen berufen. Um von den Sprachen der Ureinwohner Amerikas zu geschweigen, obwohl sich z. B. das Grönländische und das Dakota heranziehen liessen, so ist es doch allgemein bekannt, dass die Basken nur den Unterschied von Agente und Patiente, nicht aber den von Nominativ und Akkusativ kennen.

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

Zur Syntax von ai. *nāma*, av. *nąma*, ap. *nāmā* usw.

In dieser Zeitschrift Bd. 11, 307 ff. glaubt L. H. Gray nachgewiesen zu haben, dass in der indogermanischen Verbindung: Eigenname + ai. *nāma*, av. *nąma*, ap. *nāmā*[1]), griech. ὄνομα usw. das letztere Wort ursprünglich bloss als Apposition zum ersteren fungiert hätte und dass es also keineswegs notwendig sei jenes als Akkusativ der Beziehung aufzufassen. Das ist nicht ganz verständlich ausgedrückt, wie überhaupt der Artikel etwas unklar gehalten ist. Wenn Gray sagen will, dass sich ai. *nāma* usw. 'namens, mit Namen' aus einem ursprünglich ausgedehnten appositionellen Gebrauch erklärt, dass es so auch noch in den historischen Sprachen vielfach vorliegt und erst später zu derjenigen Verwendung gekommen ist, wo es nicht mehr als Apposition, sondern allein, wie wir sagen, als "Akkusativ der Beziehung" aufgefasst werden kann, so verstehe ich seinen zweiten Satz nicht: denn kein Mensch hat ja den "Akkusativ der Beziehung" für ein von Haus aus gegebenes syntaktisches Gebilde erklärt, sodass etwa Gray nun derjenige wäre, der diese Annahme als unnötig erwiesen hätte. Glaubt er aber, dass ai. *nāma* usw. nirgends als Akk. der Beziehung aufzufassen ist, so verstehe ich erstens sein "ursprünglich" nicht, und zweitens sprechen dann die That-

1) Über die ap. Formen *nāma* und *nāmā* habe ich mich KZ. 35, 11 geäussert, halb im Anschluss an Thumb KZ. 32, 130 f., halb Bartholomae AF. 1, 58 folgend. (Ich bemerke beiläufig, dass *nāma* bei mir Z. 2 v. u. Druckfehler für *nāmā* ist.) Bartholomae Grdr. Iran. Philol. I 226, § 403 (Bemerkungen II) macht gegen Thumb denselben Einwand wie ich a. a. O. Anm.; er vermutet ferner jetzt in *n*^{a}*am*^{a}, das nach meinen Ausführungen KZ. 35, 2 ff. nur *nāma* gelesen werden kann, einen LS. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Deutung das Richtige trifft. [Da aber ap. *xšapa* Bh I 20 am besten als AS. eines *n*-Stammes aufgefasst wird und im Ausgange vollkommen ap. *nāma* entspricht, so wird die von mir vertretene Erklärung des letzteren das Richtige treffen.] Dass in den ap. formelhaften Verbindungen mit *nāmā* keine Bahuvrīhi-Komposita vorliegen, hat schon Thumb a. a. O. 131 f. gegen Joh. Schmidt Pluralbildung der Neutra S. 82 gezeigt; trotz alledem ist diese Theorie von Justi Iranisches Namenbuch S. IV Anm. 1 beibehalten worden.

sachen gegen seine Theorie. Schon in den meisten seiner eignen Beispiele lässt sich ai. *nāma* usw. nicht als Apposition erklären, wenn anders es sich noch um eine Sprache, nicht um eine sprachwissenschaftliche Konstruktion handeln soll. Wie kann z. B. *mām dhur indram nāma* RV. X 49, 2 oder *havir asmi nāma* RV. III 26, 7 *nāma* Apposition zu *indram* bezw. *havir* sein? Das ist absolut unmöglich. Ebenso steht es mit avestischen Fällen wie *taxmō nąma ahmi, taxmōtəma nąma ahmi* yt. 15, 46, oder mit ap. Stellen wie [*pasāva Vaumⁱisa*] *nāma Pārsa . . . avam frāišayam* Bh II 49 f., oder mit griechischen wie ἐγὼ δ' ὄνομα κλυτὸς Αἴθων, ὁπλότερος γενεῇ usw. τ 183 f. Nach Grays Ansicht müsste man doch z. B. die ap. Stelle nicht so, wie er selbst thut, sondern folgendermassen übersetzen: 'darauf — (es war) der Name Vaumisa ein Perser . . . . — den sandte ich . .'[1]); danach wären die Menschen kurioserweise nichts anderes als herumwandernde Namen. Aber selbst Gray brächte nicht, glaube ich, eine appositionelle Konstruktion in folgenden Fällen (die ich nur beispielsweise anführe und den altarischen Sprachen entnehme, weil sie mir hieraus gerade gegenwärtig sind) zu Wege: *asāu nāmāham asmi* 'der und der (N. N.) mit Namen bin ich' Mān. Dharmaś. 2, 122, *kō nāmāsi* 'wer mit Namen bist du?' VS. 7, 29 und vor allem ap. *Vⁱ(i)štāspahyā nāma puϑʳa* 'eines (gewissen) Vištāspa Sohn' Art. Pers. 18 f.[2])

1) Ähnlich wären Stellen wie *Kᵘuⁿdᵘrᵘuš nāma vardanam Mādaiy* Bh II 65 zu übersetzen: '(es war) der Name Kundruš eine Stadt in Medien'.

2) Dass die ap. Artaxerxes-Inschriften nicht etwa in verlotterter Sprache abgefasst sind, habe ich KZ. 35, 53 ff. gezeigt, und an dieser Thatsache ändert auch Horn nichts trotz seiner Bemerkung Grdr. Iran. Philol. I 2, S. 121, Anm. 3. Wieso sind die späten ap. Keilinschriften "in archaisierender Schrift eingehauen"? Wenn es sich bei dem von mir a. a. O. S. 56 f. behandelten Auslautsgesetze bezüglich *-am*, *-ām* nur um eine grammatische Unfähigkeit der späten Schreiber handelte, so müsste man dieselbe doch auch sonst zahlreich im Auslaute oder Inlaute beobachten können, es müsste sich z. B. auch *ā* für früheres *-a* finden: das ist aber (bis auf die Besonderheit *Artaxšaϑʳā*) nicht der Fall, ein Beweis dafür, dass mein Gesetz richtig ist. Ich werde auch an anderm Orte [siehe jetzt WZKM. 14, 277 ff.] zeigen, dass die elam. Version der Inschrift Art. Sus. a gleichfalls nicht in einer Sprache des Verfalls geschrieben ist, wie man bisher zumeist angenommen hat.

Im letzteren Beispiele hat ap. *nāma* deutlich den Sinn von 'ein gewisser', denn voran gehen in der Inschrift nur Wendungen wie *Dārayavauš xšāyaϑiya puϑʳa* 'des Königs Darius Sohn' (vgl. zur Erklärung der Form: Verf. KZ. 35, 55). Ebenso ist *Aršāma nāma puϑʳa* 'eines gewissen Aršāma Sohn' Art. Pers. 20 aufzufassen, nur bilden diese Worte wie die zitierte Wendung *Dārayavauš xšāyaϑiya puϑʳa* ein Kompositum, weshalb *Aršāma* nicht im Genitiv steht. Ap. *nāma* dient also in den beiden genannten Fällen zur Charakterisierung eines noch unbekannten oder als unbekannt vorausgesetzten Eigennamens als solchen. Dafür gibt es noch eine Menge weiterer Belege. Zunächst ist hier Bh IV 82 ff. zu erwähnen: *adakaiy imaiy martiyā hamataxšatā anᵘušiyā manā Vⁱiⁿdafarnā nāma Vayaspārahya puϑʳa Pārsa* usw. 'damals wirkten diese Männer als meine Anhänger: ein gewisser Vindafarnā, des Vayaspāra Sohn, ein Perser usw.' Ferner gehört hierher: *I Gaumāta nāma Magᵘuš āha [hauv adᵘu]rᵘujiya* 'ein gewisser[1]) Gaumāta, ein Mager, war da, der log' Bh IV 7 f. Dass ich *āha* in dieser Stelle richtig aufgefasst habe, beweist Bh I 35 f.: *pa[sāva] I martiya Magᵘuš āha Gaumāta nāma hauv udapatatā* 'darauf — ein Mann, ein Mager, war da, Gaumāta mit Namen — der erhob sich'. Dieselbe Konstruktion wie Bh IV 7 f., nur ohne *āha*, liegt z. B. unmittelbar darauf (Bh IV 10 f.) vor: *I [Āϑʳina] nāma ʰUvajiya hauv adᵘurᵘujiya* 'ein gewisser Āθʳina, ein Elamer, der log'. Ebenso ist zu verstehen: *Kaⁿbujiya nāma Kᵘūrauš puϑʳa amāxam taumāy[ā hauv pa]rᵘuvam idā xšāyaϑiya āha* 'ein gewisser Kambyses, des Kyrus Sohn, aus unsrer Familie, der war früher hier König' Bh I 28 f.[2]) und *Margᵘuš nāmā dahyāuš hauvmaiy hašitiya abava* 'ein gewisses Margiana, ein Land, das wurde mir abtrünnig' Bh III 11. Trat nun eine Verbindung wie *Kaⁿbujiya nāma Kᵘūrauš puϑʳa hauv*, die ja von Haus aus den Satz beginnen musste (abgesehen von Konjunktionen), in den Akku-

1) Das 'ein gewisser' wird hier sowohl durch *nāma* wie durch den senkrechten Keil vor Gaumāta (= *I*) ausgedrückt; vgl. zum letzteren: Verf. ZDMG. 50, 131 Anm. 1.

2) [Desgl. *avahyā Kaⁿbujiyahyā brā[tā] Bardⁱiya nāma āha hamātā hamapitā* 'jenes K. Bruder war ein gewisser Bardiya, von gleicher Mutter und gleichem Vater (stammend)' Bh I 29 f.; vgl. WZKM. 14, 287 f.]

sativ oder einen andern Kasus, so wurde derselbe nicht an allen Wörtern jener Formel bezeichnet, sondern nur an dem letzten, dem anaphorischen Pronomen, indem sie als eine Einheit betrachtet wurde. Das ist echt altpersischer Gebrauch. Denn Gleichartiges habe ich in *Dārayavauš XŠhyā puϑ^r^a* 'des Königs Darius Sohn' Art. Sus. b nachgewiesen (vgl. Verf. KZ. 35, 54). So erklärt sich z. B. [*pasāva Vaum^i^isa*] *nāma Pārsa manā ba^n^daka avam adam frāišayam* 'darauf sandte ich einen gewissen Vaumisa, einen Perser, meinen Diener, fort' Bh II 49 [1]). Natürlich konnte nun auch das anaphorische Pronomen jener Formel von einer Präposition regiert werden, und diese Konstruktion wurde selbst beibehalten, wenn die Formel in das Innere oder an das Ende des Satzes rückte. So finden wir z. B. *pasāva adam frāišayam Dādaršiš nāma Pārsa manā ba^n^daka Bāxtriyā xšaϑ^r^apāvā abiy avam* 'darauf sandte ich zu einem gewissen Dādaršiš, einem Perser, meinem Diener, Satrapen in Baktrien' Bh III 12 ff. (vgl. dazu KZ. 35, 42 f.). Um die Konstruktion des Ap. in der deutschen Übersetzung einigermassen zu wahren, können wir es hier auch folgendermassen (ähnlich, wie ich es a. a. O. gethan habe) übersetzen: 'darauf sandte ich — (es war da) ein gewisser Dādaršiš, ein Perser, mein Diener, Satrap in Baktrien — zu diesem'; aber der Perser selbst wird die Konstruktion sicherlich nicht so (etwa nach Fällen wie die oben angeführte Stelle Bh I 35 f.) aufgefasst haben. Nun sind auch Fälle wie die folgenden verständlich: *Zāzāna nāma vardanam an^u^uv ^h^Ufrātauvā avadā . . . āiša hadā kārā* '(es ist da) ein gewisses Zāzāna, eine Stadt am Euphrat, dorthin zog er mit dem Heere' Bh I 92 f., *Tauravā* [2]) *nāma vardanam Yautiyā nāmā dahyāuš Pārsaiy avadā adāraya* '(es ist da) ein gewisses Tauravā, eine Stadt, ein gewisses Yautiyā, eine Landschaft in Persien, dort hatte er Besitzungen' Bh III 22 f. und *udapatatā hača Pišiyā^h^uvādāyā Arkadriš nāma kaufa hačā avadaša* 'er erhob sich von Pišiyāhuvādā

---

1) Ebenso steht z. B. *I martiya Frāda nāma Mārgava avam maϑištam ak^u^unava^n^tā* 'ein Mann, Frāda mit Namen, ein Margianer, den machten sie sich zum Obersten' Bh III 12 neben *I martiya Āϑ^r^ina nāma Upadara^n^ma puϑ^r^a hauv udapatatā* 'ein Mann, Āϑ^r^ina mit Namen, des U. Sohn, der erhob sich' Bh I 74.

2) Vgl. dazu Verf. KZ. 35, 74; ZDMG. 52, 124.

aus — (es ist dort) ein gewisser Arkadriš, ein Berg — von da aus' Bh I 36 f.

Eine besondere Behandlung erfordert noch die ap. Stelle *hačā Pīrāva nāma rauta* Sz. c 9, wenngleich es von vornherein klar ist, dass *nāma* hier denselben Sinn hat wie in den bisher angeführten Fällen. Setzen wir zunächst einmal *x* für den in *Pīrāva* ausgedrückten Flussnamen, so sollte man allerdings nach dem sonstigen ap. Gebrauche folgende Konstruktion erwarten: *x nāma rauta hačā avadaša*. Möglich war es aber auch, dass, wie in unserm Beispiele, der als eine Einheit geltende Wortkomplex *x nāma rauta* direkt (nicht nur logisch) von einer Präposition abhängig gemacht wurde. Dann musste der von der letzteren regierte Kasus an einem Worte jenes Komplexes selbst bezeichnet werden. KZ. 35, 32 habe ich nun angenommen, dass die Verbindung *x nāma rauta*, die sich Sz. c 9 in einer solchen Lage befindet, als Kompositum behandelt[1]) und der Ablativ an *rauta*, für das *rautā* zu lesen wäre, zum Ausdruck gekommen sei. Die hier vorauszusetzende Konjektur sowohl wie die Annahme einer Komposition sind aber nicht ohne Bedenken, letzteres deshalb, weil doch *x nāma rauta* auf einer Stufe steht z. B. mit *Arkadriš nāma kaufa* Bh I 36 f., d. h. also *rauta* Apposition zu *x nāma* ist. Wenn man nun die Fälle wie *Dārayavaušhyā Vⁱištāspahyā puϑʳa* 'des Darius (,der) des Vištāspa Sohn (ist)' von Art. Sus. a und Art. Ham. heranzieht, die ich KZ. 35, 54 f. behandelt habe und in denen ein zusammengehöriger Wortkomplex (*Dārayavauš . . . puϑʳa*) bei der Stellung nach einem Regens durch Anfügung der Endung an das erste Wort (*Dārayavauš* + Gen.-Endung *hyā*) dekliniert erscheint[2]), so könnte man an unsrer Stelle eine Konstruktion wie *hačā x*+Abl.-Suffix *nāma rauta* erwarten. Wäre es nun möglich, in *Pīrāva* einen Abl. zu sehen? Gewiss, wenn man als Nom.

1) Ich habe dabei nicht von *Pirāva nāma* allein geredet, wie mir Gray S. 311 zumutet.

2) Ein weiteres Beispiel dafür ist [*vašnā AURAMAZDĀha An*(*ā*)]*h*(*i*)*ta* [*u*]*tā* [*Mⁱ*(*i*)]*ϑra* 'nach dem Willen Auramazdās, Anāhitas und Miϑras' Art. Sus. a 4, erschlossen aus dem elamischen Texte [vgl. darüber jetzt WZKM. 14, 293]. — Vgl. auch *hya mām Artaxšaϑʳā xšāyaϑiya* (!) *akᵘunauš* 'der mich, Artaxerxes, zum Könige machte' Art. Pers. 5 f.

eine Form *Pīrāuš* voraussetzt. Denn wie zu *dahyāuš* der Akk. *dahyāum* gebildet ist, so wäre dazu als Gen.-Abl. kaum etwas andres als *dahyāva* aus **dahyāvas* wahrscheinlich (vgl. auch jav. *nasāvō*: Bartholomae Grdr. Iran. Philol. I 228, § 407, und zur Dehnstufe dieser *u*-Stämme überhaupt: ebd. S. 102 u. 103, 115). So hätten wir als Namen des Nils im Ap. *Pīrāuš* (nicht *Pirāva*!) nachgewiesen, und diese Form scheint mir auch besser zu der koptischen Namensform *įero* mit vorgesetztem Artikel *p* zu stimmen[1]).

Dieselbe Funktion wie ap. *nāmā* 'ein gewisser' hat das avestische *nąma* an zwei Stellen: *arᵊdvī nąma āpa Spitama Zaraϑuštra hā mē āpō yaožd̄aδāⁱti* . . . 'eine gewisse Ardvī, ein Wasser, o Sp. Z., dies mein Wasser reinigt . . .' vd. 7, 16 und *vīzarᵊšō daēvō nąma Spitama Zaraϑuštra urvānəm bastəm vāδayeⁱti* . . . . . 'ein gewisser Dämon Vīzarša, o Sp. Z., führt die Seele gebunden . . . .' vd. 19, 29. Aus dem Ai. ist mir kein gleichartiger Fall zur Hand, aber es wäre nicht unmöglich, dass auch hier *nāma* in der Bedeutung 'ein gewisser' nachgewiesen würde. Wie steht es im Griechischen mit ὄνομα?

Neben der irgendwie aus dem sogenannten Akkusativ der Beziehung entwickelten Bedeutung 'ein gewisser' hat aber das ap. *nāmā* auch die ursprüngliche 'mit Namen' bewahrt, so z. B. in der schon zitierten Stelle *I martiya Magᵘuš āha Gaumāta nāma* 'ein Mann, ein Mager, war da, Gaumāta mit Namen' Bh I 36 und in Fällen wie *I martiya Āϑʳina nāma Upadaraⁿma puϑʳa hauv* . . . Bh I 74 usw. Ebenso ist es im Ai. (z. B. ṚV. III 26, 3 und wohl auch X 28, 12, VS. 7,

1) [Fr. Müllers Erklärung von ap. *Pirāva* WZKM. 3, 148 (Verbesserung von 1, 224) ist also ganz richtig, was ich Gray a. a. O. S. 11 gegenüber bemerke; nur sind seine Ausführungen über ein altägyptisches *PIRU* falsch. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. Steindorff geht koptisch πϊερο auf ein ägyptisches *p-jĕtr-ʿo*, jünger *p-jĕr-ʿo*, *p-jĕr-o* zurück; ein altägyptisches *piru* hat es überhaupt nicht gegeben. Die assyr. Keilinschriften geben ägypt. *p-jer-ʿo* mit *pirʾu* wieder. — Gray schliesst sich in der Auffassung von *hačā Pīrāva nāma rauta* an Bartholomae BB. 14, 249 an, der es für einen Nominativ hält und Bh III 12 ff., I 36 f. vergleicht, aber das sind, wie sich aus der bei Bartholomae nicht zitierten Fortsetzung des Textes ergibt, falsche Parallelen.]

29, Mān. Dharmaś. 2, 122)[1]), im Av. (z. B. yt. 8, 51. 14, 55. 15, 46. 19, 56. vd. 18, 15), im Griechischen (z. B. τ 183 f.).

Ob sich unser (historisch in verschiedenen Sprachen vorliegender) "Akkusativ der Beziehung" vorhistorisch aus einer appositionellen Stellung entwickelt hat, ist eine andere Frage. Es kämen da mit Delbrück Vergleichende Syntax 1, 388 vor allem Sätze mit 'nennen' als Prädikat und mit einem Eigennamen + ai. *nāma* usw. in Betracht, wie yt. 8, 51. 14, 55. vd. 13, 2. 18, 15. ε 273. Aristoph. Aves 814 usw. Weiterhin beachte man auch Fälle wie Plaut. Aul. 164 und Beow. 78. Eine andre Quelle für den Gebrauch von ai. *nāma* usw. im Sinne von 'mit Namen' könnten solche Sätze wie Beow. 1457: *wæs þǽm hæft-méce Hrunting nama* 'es war ihm ein Heftschwert, Hrunting (war) der Name' abgegeben haben. Doch sehe ich nicht ein, welchen Vorteil die Sprachwissenschaft davon hätte, hier zu einer sicheren Entscheidung zu kommen. Begnügen wir uns damit, die Verhältnisse der Einzelsprachen genau kennen zu lernen! Mein Artikel ist hoffentlich ein kleiner Beitrag zur Erreichung dieses Zieles.

Dresden, den 29. Juni 1900. W. Foy.

Über die Repräsentation von indogermanisch *skh* im Griechischen.

Die Frage nach der Repräsentation der indogermanischen Tenues aspiratae im Griechischen ist noch nicht gänzlich geklärt. Ziemlich allgemein scheint man aber jetzt anzunehmen, dass sie durch χ, φ, θ vertreten sind, idg. *sth* aber, wie es Zubatý (KZ. 31, 1 ff.) wahrscheinlich gemacht, durch στ. Die Theorie Moultons (American Journ. of Philol. 8, 207 sqq.): "original hard aspirates lose their aspiration in Greek except

1) In den Beispielen mit ai. *nā́ma* ṚV. II 27, 15 = V 37, 4 und I, 68, 4, die Gray anführt, ist *nāma* 'Namen' = 'Ruf, Ruhm', ebenso wie II 37, 2. *subhágo nā́ma púṣyan* ṚV. II 27, 15 = V 37, 4 heisst: 'reich, den (eignen) Ruhm fördernd'.

where the accent immediately precedes" hat wenig Beachtung gefunden; allerdings ist auch manches dagegen einzuwenden.

Es bleiben aber, wenn man obengenannte Repräsentation annimmt, einige Schwierigkeiten übrig, darunter das Nebeneinander von σκ und σχ als Vertreter von (nicht labiovelarem) *skh*. Es sei mir erlaubt, folgende Hypothese zur Erklärung aufzustellen: tautosyllabisches (nicht labiovelares) *skh* wird im Griechischen durch σκ, heterosyllabisches durch σχ vertreten. Von vornherein wird man diese Lösung des Problems für nicht unmöglich halten: die urgriechische Lautfolge Spirans σ + explosiva κ + gehauchter Absatz (s. G. Meyer Griech. Gr.[3] § 204) in éiner Silbe war gewiss nicht leicht auszusprechen, kann also leicht ihren letzten Bestandteil eingebüsst haben.

Ich möchte mich dabei auf folgende Zusammenstellungen stützen:

a) tautosyllabisches σκ

σκάζω 'hinke', skr. *khañjati* 'hinkt'.

σκία 'Schatten', σκοιός 'schattig', skr. *chāyā* 'Schatten'.

kret. κατα-σκένη 'tötet', wenn es, wie nicht unwahrscheinlich, mit skr. *khánati* 'gräbt' zusammenhängt. Das Altpersische aber hat *kan-* statt *$*\chi an$-*, deutet also auf idg. (*s*)*k* (neben (*s*)*kh*).

σκολιός 'krumm, unredlich', skr. *skhálati* 'strauchelt', *chalam* 'betrug', arm. *sχalem*, *sχalim* 'gehe fehl, irre, strauchle', lat. *scelus* 'Verbrechen', lit. *skeliù* 'bin schuldig'.

σκύζα 'Brunst, Geilheit', wenn es, wie G. Meyer annimmt, mit skr. *khudáti* 'stösst hinein' verwandt ist.

σκῦτος 'Haut', σκύλλω 'schinde', skr. *chavī* 'Haut', lat. *scūtum* 'Schild', *cutis* 'Haut', *obscūrus* 'dunkel'. Das Skr. hat aber auch *skunáti* 'bedeckt', womit σκῦτος ebenfalls verwandt sein kann; in diesem Fall ist idg. *sk* (neben *skh*) anzusetzen.

σκεδάννῡμι 'zerstreue', wenn es zur Sippe von skr. *skhadate* 'spaltet' gehört.

Anm. Σχέδη und σχεδία würden, wenn sie mit σκεδάννῡμι und *skhadate* verwandt wären, meiner Regel widersprechen. Σχέδη aber bedeutet nur 'tabella, s. potius Papyrus, Philyra, Tilia, Charta, aliudve in quo scribimus' (s. den Thesaurus Linguae Graecae), niemals 'Brett', ist also (wahrscheinlich) von σκεδάννῡμι und *skhadate* zu trennen. Und weil dann also σχεδία 'Floss' kein Wort in der Bedeutung 'Brett'

neben sich hat, wovon es abgeleitet sein könnte, fällt der Zusammenhang mit σκεδάννῡμι weg; σχεδία könnte sehr gut zu ἔχω gehören ('das Haltende, das Zusammenhängende').

σκόρ(ο)δον 'Knoblauch' wenn es, wie G. Meyer annimmt, zu skr. *chṛnatti* 'speit aus', aksl. *skarędŭ* gehört.

Noch scheinen die Inchoativa wie διδάσκω, γιγνώσκω usw. meiner Regel zu widersprechen; ich nehme aber einen Wechsel von *sk* und *skh* im idg. Inchoativsuffix an (vgl. oben unter κατασκένη und σκῦτος, und ausserdem z. B. skr. *sthirás* neben *staris*); das *skh* hätte sich in griech. πάσχω erhalten[1]).

b) heterosyllabisches σχ

ἐσχάρα 'Heerd', aksl. *iskra* 'Funken', poln. *skra*, lat. *scintilla* (Kozlovskij A. f. slav. Phil. 11, 387 ff.).

πάσχω mit idg. Inchoativsuffix *skh*.

Hier erregen die beiden Wörter σχίζω 'spalte', skr. *chinátti* 'schneidet ab, spaltet', av. *sid-*, lit. *skėdžiu*, und σχά(ζ)ω 'schlitze auf, steche, ritze', skr. *chyati* 'schneidet ab' bedenken. Es lässt sich aber sehr leicht denken, dass sie ihr σχ den augmentierten Formen ἔσχιζον usw. entnommen haben. Σχίζα 'Scheit' und σχινδαλμός 'Splitter' könnten dann unter dem Einfluss von σχίζω ihr ursprüngliches σκ in σχ verwandelt haben.

Die Etymologie von σχελίς neben σκελίς 'Schinken', σκέλος 'Schenkel', σχέραφος neben σκέραφος 'Schmähung', σχένδυλα neben σκενδύλη 'Zange, Zwinge', ist unbekannt; vielleicht enthalten sie idg. *zgh*. Sie können also ausser Betracht bleiben[2]).

Gouda. J. Heinsius.

1) Gegen die Ansicht, πάσχω sei aus *πηθσκω entstanden, sprechen die Wörter ἀποθύσκειν · ἀποτυγχάνειν, ἐνθύσκει · ἐντυγχάνει und κλώσκων · ἐπικλώθων Hes.

2) Meinem verehrten Lehrer Herrn Prof. C. C. Uhlenbeck in Leiden, dem ich in manchen Punkten Auskünfte verdanke, spreche ich hiermit noch meinen verbindlichsten Dank aus.

Lateinisch *vicissim*.

Neben *vic-* 'Wechsel' (*vicem, vice, vicis* usw.) erscheinen in vorklassischer oder seit vorklassischer Zeit die Adverbia *vicissim* und *vicissātim* und die Substantiva *vicissitās* und *vicissitūdo*, denen sich wohl erst später die nur glossographisch überlieferte Verbalform *vicissītur* 'compensatur' zugesellt hat. S. Funck Wölfflins Archiv 7, 505 f. 8, 97. 101, Landgraf ibid. 9, 440.

vicissim und *vicissātim* gehören in den Kreis der Adverbia auf *-tim -sim* wie *statim, raptim, scissim, passim, cursim, separātim, exquīsītim, solūtim*, in denen man mit Recht den Akkusativus Singularis von *ti*-Abstrakta sieht (Delbrück Grundr. 3, 608 ff.). *vicissātim* neben *vicissim* wie *versātim* neben *con-versim, minūtātim* neben *minūtim*: es setzt einen partizipialen Stamm **vicisso-* (**vicissā-*) voraus. *vicissi-tās* und *vicissi-tūdo* sind gleich gut auf den *i-* und den *o*-Stamm beziehbar[1]). *vicissītur* aber mag auf grund von *vicissim*, etwa nach dem Verhältnis von *partītur* zu *partim*, entsprungen sein.

Eine irgend diskutierbare Deutung der Silbe *-iss-* in diesen augenscheinlich mit *vicem* aus gleicher Wurzel entstammenden Bildungen ist mir nicht bekannt.

Zunächst denkt man vielleicht an einen von *vic-* ausgegangenen verbalen Stamm **u̯ikid-* (oder **u̯ikidh-*), von dem *vicissi-, vicisso-* als Verbalnomina mit den Suffixen *-ti-, -to-* gebildet wären. Die nächsten morphologischen Verwandten unserer Wörter wären dann *gāvīsus* zu *gaudeo* = **gāvideō* (vgl. gr. γαίω aus *γαϝ-ι̯ω), *clausus con-clūsio* zu *claudo* (vgl. *clāvis*), *ausus* zu *audeo avidus* (vgl. *aveo*), *in-cūsus* zu *cūdo* (vgl. lit. *káuju* 'ich schlage, schmiede, kämpfe') u. dgl. *vicissim* stünde dann mit *ausim* 'audacter' (Prokrowskij Wölfflins Archiv 11, 356) auf einer Linie, dieses in ein urlateinisches **avissim* zurückübersetzt. Indessen verlautet von einer solchen Dentalerweiterung von *vic-* sonst nichts, und sie vorauszusetzen

1) Meyer-Lübke Wölfflins Archiv 8, 332 setzt für *vicissitās* ein **vicissis* voraus.

erscheint an sich darum bedenklich, weil derartige *d*- oder *dh*-Erweiterungen mit "Zwischenvokal" in den idg. Sprachen fast nur da auftreten, wo die "Wurzel" (nach alter Terminologie) auf *i̯*, *u̯*, Nasal oder Liquida ausgeht (vgl. Verf. Grundr. 2, 1045 ff.).

Weiter könnte man auf den Gedanken kommen, die Grundlage sei ein mit *capid*- = umbr. kapiř- *capirs*-, *cassid*-, *cuspid*- [2]) gleichartiger Substantivstamm **vicid*- mit einer von der Bedeutung von *vic*- nicht wesentlich verschiedenen Bedeutung gewesen. Von diesem Stamm müsste mit -*to*- ein Adjektiv **vicisso*- abgeleitet worden sein nach der Art wie *sceles-tu-s* von *scelus*, *onus-tu-s* von *onus*, *ūber-tu-s* von *ūber* u. a. An **vicisso*- könnte sich dann einerseits *vicissātim* (etwa durch ein mit *offēnsa*, *repulsa* u. dgl. gleichartiges Substantivum **vicissa* oder durch ein Verbum **vicissāre* vermittelt), anderseits *vicissim* angeschlossen haben. Hiergegen ist aber einzuwenden, dass die thatsächlich vorhandenen drei genannten Substantiva auf -*id*- (mit uridg. *i*) [2]) alle einen durchaus konkreten Sinn haben, ferner dass es zu keinem Stamm auf dentalen Verschlusslaut im Lateinischen eine mit *sceles-tu-s* usw. zu vergleichende Adjektivformation gibt.

Ich ziehe unter diesen Umständen eine dritte mögliche Auffassung vor. Man darf *vici-ssi*- (*vicissim*) und *vici-sso*- (*vicissātim*) teilen und darin Nominalkomposita sehen. *vici*- war dann entweder eine Nebenform des Substantivstamms *vic*-, oder es war von *vic*- der Lokativus Singularis, also identisch mit *vice* (vgl. *ante* neben *anti-stes*). -*ssi*- und -*sso*- aber entsprachen etymologisch den Schlussgliedern der ai. Zusammensetzungen *bhága-tti-ṣ* 'Glücksgabe', *dēvá-tta-s* 'gottgegeben', *punar-tta-s* 'wiedergegeben', zu Wurzel *dō*- 'dare'. War *vici*- Lokativform, so vergleicht sich gr. ἄρι-στον 'Frühstück' aus *ἀερι-δτο- 'in der Frühe gegessen', zu *ed*- 'essen' gehörig, ein Kompositum, dessen Schlussglied ebenfalls die Wurzel in stärkster Reduktion aufweist, ferner δουρί-κτητος, πυρί-καυστος u. a. Die Grundbedeutung von *vicissi*- war hiernach etwa 'das in

---

1) Vgl. Verfasser Grundr. 2, 383, Stolz Hist. Gramm. 1, 564, Skutsch Wölfflins Archiv 11, 582, von Planta Osk.-umbr. Gramm. 2, 70, Thomas Transact. of the Cambridge Philol. Soc. 5, 126.

2) *lapid*- war wahrscheinlich ursprünglich **lapĕd*-. S. von Planta a. a. O.

Wechsel (Abwechslung, Wechselseitigkeit) Bringen oder Setzen', die von *vicisso-* 'in Wechsel gebracht, gesetzt'. Als eine Verbindung mit dem Lok. **vici* liesse sich das Verbalsubstantivum *vici-ssi-* mit den kompositionellen Verbindungen wie *domum itio, domuitio, hūc ventio, Rōmam adventus* (Landgraf Wölfflins Archiv 10, 401) in Parallele setzen.

Der zweite Teil von *vici-sso-* vergleicht sich mit dem zweiten Teil des Gottesnamens *Cōnsus*. Denn nach Osthoffs Ausführungen Paul-Braunes Beitr. 13, 425 ff. ist dieser Name mit *condere, conditus* zu verbinden. Er war zunächst aus **com-sso-* oder aus **com-ssu-* (vgl. *Cōnsuālia*) hervorgegangen und verhält sich bezüglich der Ablautstufe der Wurzel des zweiten Glieds zur Form *con-ditus* wie ai. *vy-á-tta-s* 'auseinandergetan, geöffnet' zu *vy-ā-dita-s* mit gleicher Bedeutung.

Ferner sehe ich das Substantivum **-d-ti-s* in dem *-sis* des Adjektivausgangs *-ēnsis*, z. B. in *forēnsis* 'auf dem Markt befindlich', *hortēnsis* (*hortēnsius*) 'im Garten befindlich', *Hispāniēnsis* 'in Spanien befindlich' (z. B. *exercitus*). Indem Prellwitz BB. 22, 123 f. für *forēnsis, circēnsis* die Grundformen **forei-en-stis, *circei-en-stis* voraussetzte, "deren erster Teil dann wie in Θηβαι-γενής als Lokativ aufzufassen wäre", ist er im wesentlichen auf dem richtigen Weg gewesen. Nur das ist nicht gut zu heissen, dass er in dem Ausgang *-sis* die Wurzel *stā-* 'stehen' annimmt. Denn es ist nicht erweislich, dass die uridg. Lautgruppe *-nst-* vor Vokalen im Lateinischen lautgesetzlich zu *-ns-* geworden ist, wie Prellwitz behauptet [1]). Der vordere Teil von *hortēnsis* entspricht dem osk. húrtín 'in horto' = *hortēn* aus **horte*[*i̯*]*-en* mit nachgestelltem Richtungsadverbium; vermutlich war die Kontraktionsstufe *hortēn* schon in uritalischer Zeit erreicht, vgl. lat. *trēs* osk. trís aus

1) Prellwitz beruft sich auf *cēnsus* gegenüber osk. *an-censto* 'incensa' und auf *vē*(*n*)*sīca* gegenüber ai. *vasti-*. Aber *cēnsum* kann mit *hausum* (neben *haustum*), *fīxus, lapsus* auf einer Linie stehen (Verf. Grundr. 1² S. 666. 671). Und *vē*(*n*)*sīca*, zu dem auch ai. *vaniṣṭhú-*, ahd. *wanist wanast wanst* und aus dem Lateinischen selbst *venter* gehören, geht auf eine Wurzel *u̯enə-* zurück und muss nicht von Haus aus ein *t* besessen haben. Es scheint, dass die Wörter *vē*(*n*)*sīca* und *venter* von den beiden suffixalen Konsonanten *s* und *t*, die in den indischen und den germanischen Formen vereinigt auftreten, von Anfang jedes nur einen enthalten haben.

**tre[i̯]es* = ai. *tráy-as* (Verf. Grundr. 1² S. 844. 910 f.). *hortēnsis* würde sich hiernach dem gr. ἐγ-χειρί-θετος an die Seite stellen, nur dass hier das Richtungsadverb seinem Kasus vorausging. Nach uritalischer Syntax kann indessen *en* in einer Verbindung wie **hortei̯-en-sso-* wohl auch enger mit dem nachfolgenden Verbalnomen vereinigt gewesen sein als mit dem vorausgegangenen Lokativ, so dass *-en-sso-* näher mit lat. *in-ditus* (gr. ἔν-θετος) zusammengehören würde. Auf diesen Unterschied kommt im letzten Grunde nichts an [1]).

Dass ich für die Endstücke von *vici-ssim*, *Cōn-sus* und *forēn-sis* *dō-* 'dare, διδόναι' und nicht, wie man vielleicht erwartete, *dhē-* 'τιθέναι' als Wurzel angesetzt habe, hat folgenden Grund. Wie schon öfters bemerkt worden ist (vgl. z. B. Osthoff Zur Gesch. des Perf. 236 ff.), erscheint *dō-* im Lateinischen gleichwie im Indischen in vielen Verbindungen, wo man dem Sinne nach *dhē-* erwarten sollte, und es geht dieser Synkretismus, wie man diese Erscheinung nennen darf, in beiden Sprachgebieten offenbar in sehr alte Zeiten zurück; Osthoff möchte ihn sogar in die Periode der idg. Urgemeinschaft hinaufdatieren. In unserm Falle empfiehlt es sich nun um so mehr, von **-d-to-*, **-d-ti-*, nicht von **-dh-to-*, **-dh-ti-* auszugehen, als die Lautung **-dht-* (woraus zunächst, noch in urindogermanischer Zeit, *-ddh-*, weiter *-d^z^dh-* entstehen musste) in der historischen Latinität bei ungestörter Fortentwicklung nicht als *-ss-* (hinter Konsonanten *-s-*), sondern als *-st-* erscheint (s. Verf. Grundr. 1², S. 626). Dieser Umstand würde freilich ein Zurückgehen auf Wurzel *dhē-* nicht gerade kategorisch verbieten. Denn man könnte annehmen, dass die Stämme *-d^z^dho-* und *-d^z^dhi-* im Italischen auf irgend einer Entwicklungsstufe der Lautgruppe *-d^z^dh-* ebenso analogisch umgestaltet worden seien, wie z. B. das (durch ai. *yuddhá-s* lautgesetzlich vertretene) uridg. **i̯ud^z^dhó-s* (d. i. **i̯udh-to-s*), welches in der historischen Latinität als *jussus* anstatt als **justus* auftritt (Verf. a. a. O. 627). Diese analogische Ab-

1) Eine ähnliche Zusammensetzung mag das vielbesprochene *novensides*, *novensiles* (mars. *nouesede*) gewesen sein. Doch war vielleicht der erste Teil die blosse Stammform *novo-* in adverbialer Funktion, wie in gr. νεο-γνός 'neugeboren' = got. *niukl-ahs* 'neugeboren, jung, kindisch' (aus **niwa-kna-* mit dissimilatorischem Übergang von *n* in *l*).

änderung müsste in einer Zeit geschehen sein, wo unsere Formen auf *-d^{z}dho-* und *-d^{z}dhi-* noch als gleichartig mit andern *to-* und *ti*-Stämmen empfunden worden sind. Aber die andere Auffassung, wonach wir *dō-* zu grunde legen, ist jedenfalls die einfachere. Daran, dass *dare* in *forēn-sis* und in *vici-ssim*, wenn man *vici-* als Lokativus von *vic-* nimmt, die Konstruktion des Verbums *dhē-* und überhaupt der Verba collocandi aufwiese (vgl. τιθέναι ἔν τινι), darf man sich nicht stossen[1].

Leipzig. K. Brugmann.

Irish Etymologies.

Adcuaid 'he has related'.

In Kelt. Zeitschr. III 278, Zupitza explained the apparent root-syllable *-cóid* of the perfective *docóid* 'he has gone' as a compound of the prep. *co* and the verbal root *feth-* 'gehen'[2]). In like manner Strachan explains the *-cuaid* of

1) Möglicherweise ist das als lautgesetzliche Fortsetzung von *-dh-ti-*, *-d^{z}dhi-* zu erwartende *-sti-* an anderer Stelle bis in die historische Latinität hinein am Leben geblieben, nemlich in *caelestis, agrestis* und in *domesticus*, das wahrscheinlich Erweiterung eines **domestis* nach dem Muster seines Oppositums *publicus* war (Sommer IF. 11, 24). Schulze KZ. 29, 270 hat angenommen, die Endung *-sti-s* von *caelestis* sei aus **-st-ti-s* = ai. *stíti-ṣ́* gr. στάϲι-ϲ (lat. *statio*) hervorgegangen, und der ursprüngliche Sinn dieses Nomens sei 'qui stationem habet in caelo' gewesen; so nach ihm auch andere, wie z. B. Sommer a. a. O. und Verf. Grundr. 1², S. 636. Gegen diese Deutung spricht nichts. Aber ebenso unanstössig wäre jene andere Auffassung. Selbst wenn man den zweiten Teil von *vici-ssim* und *forēn-sis* nicht auf *dō-* zu beziehen, sondern als ein nach Art von *jussus jussio* u. dgl. durch Analogiewirkung abgeändertes ursprüngliches **-dh-ti-* zu betrachten hätte, brauchte *caele-stis* nicht von *dhē-* getrennt zu werden. Denn die morphologische Konstitution und die ursprüngliche Bedeutung von *caelestis* könnten sich frühzeitiger verdunkelt haben als die von *vicissi-* und *forēnsi-*; das Schlussglied von *caelestis* wäre in diesem Fall damals, als die andern Komposita mit uridg. *-dhti-* *-d^{z}dhi-* in die Bahn der Formen mit uridg. *-tt-* *-t^{s}t-* hinübergeführt wurden, von dieser Analogieänderung unberührt geblieben.

2) The dental tenuis appears in *docoith* Wb. 11ª 22, *fethid*

the perfectives *adcuaid* (gl. explicavit, Wb. 21[d] 11) 'he has said', *incuaid* (gl. indicavit) Ml. 123[d] 7, as a compound of *co* and the root *vet* 'to say'. Hence also the Irish noun *feith* .i. focul, H. 3. 18, p. 650[a], the verbs *asfēnimm* (**ex-vetnō*) (gl. testificor) Wb. 22[a] 20, *t-aisfēnim*, perf. sg. 3 *taisfeóin*, LU. 101[a] 21, and the Irish, Welsh and Latin words cited in Urkelt. Sprachsch. 266, s. v. vetô.

Even so, *forcuad* Tur. 49, is explained by Strachan as = *for-co-fad*, perfective pret. pass. of *forfenim* 'I complete'.

co may, accordingly, be added to the list of perfective particles in Sarauw's *Irske Studier*, pp. 27, 43—46.

blicht 'radiance'.

Da ba an commeid sin do tsoillsi ocus do blicht alainn ara corp d'eis bais d'[ḟ]agbail do gur'gabusa ocus na heaspail moran solais ocus aibneasa 'nar cridhib tridsin, 'So great was the beautiful light and radiance on His Body after He died that I and the apostles received in our hearts much comfort and happiness thereby', H. 2. 17, p. 110[a].

Here *blicht* (ex **bhleg-tu*) is cognate with φλέγω, φλόξ, *flagrare, bhrājate*, etc.

bruth 'weight', 'mass'.

There are three homonyms (1) *bruth* 'weight', 'mass' (bruth n-óir .i. maiss n-oir, Rawl. B. 512, fo. 11[b] 2), cognate with βαρύς, βάρος, Skr. *gurú*, Goth. *kaúrus*: (2) *bruth* 'heat, ardour', cognate with Lat. *de-frutum*: and (3) *bruth* .i. seim gae 'the rivet of a spear', O'Dav. 56, cognate with Lat. *foro*, Gr. φάρος, Eng. to *bore*.

Compounded with *damna* 'material' we have *bruthdamna* LU. 112[b] 14 = *brudamna* LU. 95[b] 33.

clíu 'body'.

mo chliu .i. mo chorp, LU. 119[a] 25. *Beir mo sciath ... cor-raib ar cliu Chormaic Cais* 'carry my buckler that it may be on the body of Cormac Cass', LL. 146[b] 1, 2. *Ni boi dono*

LL. 121[a] 21, *dofethet* Ir. Texte III 551, and *dofaith*, Fiacc's h. 39, 47, which should probably be *dofáith*, a perfect with *ā* in the root-syllable, like *gáid*, *ráith*, *scáich*, *táich*. For this reason, and also because *docúaid* rhymes with *Dúaid* (Celt. Zeitschr. III 455), and is, therefore, trisyllabic, it is impossible to connect it with skr. *codayāmi* 'treibe an'.

cliu cen scieth, no lamh cin laighin, no crios cen cloidem leo 'now among them was no body without a buckler, or hand without a lance, or girdle without a glaive', Bruden Dá Choca, Rev. celt. XXI 318. *gé beth i sith mo cliu chain. fuil mo menma arna fianaibh*, Acallam na Senórach, l. 1583, 'though my fair body is in the elfmound (yet) my mind is (bent) on the Fians'.

As δέμας is cognate with δόμος, so *cliu* is cognate with An. *hlé, hlý* 'schutz', and (according to Uhlenbeck) Aksl. *chlěvŭ* 'stall', borrowed from some Germanic dialect. If Uhlenbeck is right in his conjecture that Goth. *hlija* 'zelt, hütte' is miswritten for *hliwa*, we have here another cognate.

Clí (with loss of the final *u*) occurs in Ac. na Senórach ll. 5662, 6755. O'Brien has *clí* 'the body; also the ribs or chest of a man'; and *cli* 'ribs' is still, I believe, current in the Highlands. In dropping the *u*, *cliu* may have been influenced by its synonym *crí* from **kree, *kr̥pes* = Lat. *corpus*.

coll 'head', 'chief'.

Coll .i. ceann O'Cl. *coll fine*, SG. I. 18. The acc. sg. occurs in the Acallam in dá Suad: *fetar mo choll creth* 'I know my chief of wisdom', Rawl. B. 502, fo. 62[b] 1. The gen. sg. is *cuill*, but I omitted to note the place in which it occurs. *Coll* occurs in Ml. 2[b] 12, as the first element of a compound in the gloss *oc coll⟨ch⟩andoracht doib* (gl. ex quibus .iiii. uiros praeesse cantationibus constituit), literally 'at chief-chanting — hauptcantorschaft — by them'. Here *coll*, urkelt. **kolso-*, is = Lat. *collum*, Germ. *hals*, and *candoracht* is derived from **candor* [1]) borrowed from Lat. *cantor*, with the change, regular in Latin loanwords, of *nt* to *nd* [2]).

kollr is one of the few words borrowed by the Norsemen from the Irish.

cundrad 'bargain'.

The *u*- stem *cundrad* (gl. merx) Sg. 68[b] 5, gen. *cundartha*, Rawl. B. 502, fo. 62, pl. dat. *cundradaib* (gl. merci-

1) In the late loanword *cantar-chaptha* 'choir-copes', Bezz. Beitr. XVIII 122, the *t* in kept. So in *cantaic*.

2) e. g. *cland, cointinn, talland* from *planta, contentio, talentum*.

dibus) Ml. 122[a] 3, whence the verb *cundradaigim*[1]) 'mercor', generally means 'a bargain' or 'contract': see Laws I. 14, 146, 190. It occurs compounded with *teg* 'house' in the gloss *i cundrathtig* (gl. in macello) Wb. 11[b] 19, and is itself a compound of the prep. *cum-*, G. C.[2] 873. The *drath* (urkelt. **dratu*) seems cognate with Goth. *trudan*, An. *troda*, Eng. *tread*, Nhd. *treten*, under which Kluge says "Ausserhalb des Germ. findet sich keine idg. Wz. *dre-t*". though he thinks that Gr. δρόμος and Skr. *drámati* 'läuft' may be ultimately connected with these Teutonic words.

The fundamental meaning of *cundrath* would thus be 'a concurrence'; whence the meanings 'bargain', 'cheapened commodity', 'merchandise' naturally flow.

déac 'ten'.

As the disyllabic *óac* 'young' comes from **iuvenko-s* (Lat. *iuvencus*, Cymr. *iouenc*), so the disyllabic *déac* 'ten' (Fél. Oeng. July 15, Sep. 20), comes from **dvei-enko-*, where *dvei* (cogn. with *dvi-*, δι-, *bi-*, *twi-*) means 'two', and *enko-* comes from **penko-*, cognate with *finger* from idg. **penkró-* and *fist* from idg. **pn̥ksti-* (see Kluge s. v. Faust). *Dé-ac* would then mean literally 'two fists', 'two groups of (five) fingers'.

For another conjecture as to the meaning of *déac* see Brugmann's Grundriss, § 175.

dochumm 'to', 'towards'.

This word, treated by Zeuss, GC.[2] 660, 661, as a nominal preposition, meaning 'ad', is really a neuter noun governing the genitive[2]), which has been reduced to a prepositional function. It occurs as a noun with possessive pronouns: *a dochum-si* 'to her' Wb. 9[d] 5, *far ndochum* 'to you' Ml. 34[a] 4, *a ndochum* 'to them' Wb. 27[a] 27: infixed: *doluid im dochum iarom* 'he went to me then', YBL. 10[a] 43, *conaccai in fer n-ingalair dia dochum* 'she saw the sick man (coming) to her', Ir. Texte I. 126, *cid dothaet innar ndochum* 'what has come to us?' LU. 122[a] 32, *co cualatar ani 'na ndochum* 'they heard this (coming) to them', LU. 122[a] 28.

---

1) *indus no cundradaiged* (gl. quam mercari) Ml. 39[a] 6.

2) It is, in this respect, unlike *leth*, another noun used as a preposition, for *leth*, *le*, pretonic *la*, governs the accusative.

That *dochumm* is neuter appears from the transported *n* in *dochum n-irisse* 'ad fidem', Wb. 11ᵇ 22 = *dochum n-irse* Tur. 45, *dochum n-Herenn, dochum n-Isu*, Fiacc's hymn, ll. 13, 66.

As to its etymology, I conjecture that the second element *cummn* (like *ind* in the synonymous nominal prep. *cu ind*), means 'vertex', that it comes from an Old-Celtic **kudsmen*[1]), and that it is cognate with the reduplicated Lat. *cacūmen*, Skr. *kākut, kakudmān*. The first element, *do*, is less easily explained. If it were from *to*, when accented, as it would be when used as a noun, we should have had *tochumm-n*. But it is always *dochumm* or, in Middle and Modern Irish and in Scotch Gaelic, apocopated, *chum*[2]). The *do* seems = the Old Latin *do, du* in *en-do, in-du*. Or it may be from **dhu*, whence Goth. *du* 'zu'.

don 'ground', 'place'.

In the Archiv f. celt. Lexicographie I 294, the Irish *don*, dat. *dun* (gl. terra, gl. talmain), is connected with Skr. *dhanuṣ* 'dürres, trocknes land'. It should also have been mentioned that this word is *belegt* four times in the Milan codex and once in that of Turin. Thus: *co dufailced don* (gl. incederet) .i. *conna con beth leu etir* Ml. 35ᶜ 1, literally 'that it should yield ground, i. e. that it should not be with them at all'; *gabit don magistir* (gl. uice magistri) 'they take the master's place' Ml. 38ᵃ 8, *cia dud-failci don* (gl. si cesserit) Ml. 111ᵇ 23, *nad tairlaic don* (gl. non cedentem) Ml. 131ᵇ 2, *dofarlaic don* (gl. cessit) Tur. 102. See Sarauw, Irske Studier, p. 87.

éssi 'reins'.

I have not found this word in the nom. singular, which may have been *éiss* or *ésse*. In the plural it is frequent, e. g. LU. 79ᵃ 15: Ro gabastár éssi astuda a ech ina thuasri .i. aradna a ech ina laim inchli, LL. 110ᵃ 20: Fosta latt éssi

1) So *tromm* 'heavy' from **trudsmo*, cognate with Goth. *us-þriutan*, Strachan, BB. XX 18 (otherwise Zupitza, KZ. XXXVI 243 n.). For the suffix *-smen*, cf. *amm̦, boimm, seimm*, ibid.

2) e. g. *Do iarraid brocc, ol Cormac, chum fledi Taidg*, H. 3. 18, p. 42, *chum neith* [leg. *neich*] *dḟágbail*, LB. 246ᵃ 25, et v. O'Don. Gr. 289. Atkinson P. & H. 622.

fostada th'echraidi. Ml. 84^b 10: *hua œsib* (gl. auenís — leg. habenís).

Strachan (BB. 20, 34), misled by me (BB. 18, 63), connects *ési* (stem **ansi-*) with Lat. *ansa*, Lith. *ąsa* 'handle' 'knot'. But the meanings do not suit well. I now propose to regard the stem as **ansiā*, and to connect it with ἡνία, Dor. ἁνία, ex **ānsiā* cognate with Skr. *nasyā* 'der dem Zugvieh durch die Nase gezogene Zügel', Brugmann, Grundr.[2], § 455.

fáil, fóil, fael 'bad'.

This adjective occurs twice in the Bruden Dá Derga: *is fail ni atdgethar innocht* 'evil is what he dreads tonight', LU. 87^b 24; *is f[a]il ni adage(thar) innocht*, LU. 92^a 27. corruptly: *is fael madogdar indocht*, H. 2. 17, p. 479^{A1}. Spelt *fóil* it is found in the Táin Bó Cualnge: *Ale atchiu ni fóil a mberai-siu*, LL. 62^b 38. The modern spelling *faol* is in O'Mulconry's glossary 601 (Archiv f. celt. Lexicographie I, 262), where it is brought from the Greek "faolus .i. malam", leg. φαῦλος .i. malus.

fáil (better *fóil*?) 'bad' seems cognate with Lat. *vīlis*. "Die Gleichung *vīlis* = mhd. *feile* ist unhaltbar," Brugmann Grundr.[2] § 208. But *vīlis* = Ir. *fóil* is a parallel to *mītis* = Ir. *móith*.

fie = Lat. *vīres*.

So far as I know, this word occurs only in the phrase *ara fie* (or *ara fia*) *dom, duit, dunn, dúib* '(it is) in my (thy, our, your) power'. See KZ. XXXI 234 and Sarauw, Irske Studier, p. 36. I cannot explain *ara*, except perhaps as the preposition *ar* with a suffixed possessive pron. But the *fie* may well come from an urkelt. *vīses*, and thus be equal to the Lat. acc. pl. *vīres*, and cognate with Gr. ἶς, Skr. *vayas*.

follintar 'suppletur'

síc *follintar assa chanoin* 'thus it is supplied from its text', Ml. 123^a 10. Why have we here a double *l*? Because the root of *fo-llintar* began with *pl* [1]). Similar traces of a ra-

1) The double *ll* in the nouns *fuillned* 'supplementum' Ml. 26^c 6 and *(f)uillnedche* 'ingluvies' Ml. 98^b 10, seems wrongly taken over from the orthotonic verb. These words are rightly spelt with one *l* in Ml. 69^b 6, 98^b 11.

dical *p* beginning an accented syllable are found in *do-llécim*, *do-lluid*, *reme-lluid* Ml. 132[c] 13, *ad-ru-llui* and *fo-llúur*. That *ll* may come from the sound-group *lp* is maintained by Zupitza, Kuhn's Zeitschr. XXXIII, 264; but his solitary example, *tallaim*, is unsatisfactory — see Sarauw, Irske Studier, p. 48, — and *cilornn* 'urceus', cognate with κάλπη, *calpar*, seems to prove that from a posttonic *lp* the *p* disappeared without leaving a trace. So also perhaps *col* 'sünde' (Cymr. *cwl*), from **kulpo-*, cognate with Lat. *culpa*, and *molad* 'preis' (Cymr. *moli*) cognate with Gr. μολπή.

forcæ 'fenced'.

This word is, so far as I know, ἀπ. λεγ. It occurs in the Bruden Dá Derga, YBL. 433, l. 22: Dognithte teach fithte, [leg. fichte] forcæ leossum di = Dogni[the] teach fichti forche leosum di, YBL. 91, l. 17 = Dogni tech fithi force lesom di, Stowe ms. 992, fo. 85[a] 2. 'a house woven (i. e. of wickerwork), fenced was built by them for her'.

Cognate with Cymr. *gorch* 'fence'. Also, I venture to think, with Gr. ἕρκος, ὀρκάνη, from *Fέρκος, *Fορκάνη. For the spiritus asper cf. ἑκών, ἧλος, ἕννυμι, ἕσπερος, ἑστία. For the digamma, Cypr. κατ-εFόρκων 'sie belagerten' Collitz, 1. 29. As Brugmann, Grundr.[2] 583, connects ἕρκος with aksl. *sraka* 'vestis, tunica', and Prellwitz with Umbr. *seritu* beschütze, and as a digammated Fέρκος has not yet been found, I offer this etymology with doubt and deference. But see Leo Meyer, Handb. d. griech. Etymol., 457, 568.

gó 'sea'.

gó .i. muir, no fairrge, O'Cl. sg. gen. *a ngion goa* .i. *a mbeol na fairrge*, O'Cl. s. vv. *cruinniuc*, *nim.* sg. acc. *Tón re go*, O'Don. Hy-Fiachrach, 273 n. Compounds: *go-am* 'seafaring people', O'R. s. v. *am* 1), *goibél* [leg. *góibél*] .i. *bél na fairrge*, lit.: 'the mouth of the sea', O'Cl. cf. στομαλίμνη 'estuary'.

Bugge, Kuhn's Zeitschr. XXXII 84, says that the Armenian *cov* 'meer', has not hitherto been satisfactorily explained from the Indogermanic. I venture to think that it, may be cognate with Ir. *gó* (from **gov . .*), just as Arm. *kov* 'cow' is cognate with Ir. *bó*, Brugmann, Grundr.[2] § 330.

1) leg. *ám* = Lat. *agmen*.

gúr 'keen', 'bitter'.

Uhlenbeck, Etym. Wtb. d. altind. Sprache, p. 87, connects the Ir. abstract noun *gúre* 'schmerzhaftigkeit' with the Skr. adj. *ghorá* 'furchtbar, grausig, heftig'. The corresponding Irish adj. is *gúr* .i. gér, O'Cl.

ind 'vertex', 'end'.

This word is neuter, as we see from the nom. dual: *co comraicet a da n-ind,* LU. 89[a] 29: its dat. sg. is *ind* (*ota m' ind gom bond,* GC.[2] 955), acc. *ind* Wind. Wtb. pl. dat. *indaib* YBL. 266[a] 25. Its urkelt. form is probably *indo-n,* which may perhaps be cognate with the Greek mountain-name Πίνδος. It certainly is not cognate with Goth. *andeis* = Skr. *ántya,* which would be in Irish **éte.* The supposed Irish '*ét* ende, spitze', cited by Uhlenbeck s. vv. *andeis, antya,* and by Kluge s. v. *Ende,* does not exist.

For the nominal preposition *chu ind, chu inn,* synonymous with *dochumm,* see Irische Texte, Vierte Serie, SS. XIV, 387.

óa 'liver', *ae* 'liver', *iuchair* 'spawn'.

A curious interchange of meanings seems to have occurred between the words originally signifying 'egg' or 'spawn', and the word originally signifying 'liver'. For there can be no doubt that the Irish *iuchair* 'spawn' is borrowed from the Latin *jecur,* and there can be little doubt that the Irish *óa* 'liver' (Cymr. *au*) is = Lat. *ōvum,* and that the Ir. *ae* 'liver' is = Germ. *Ei,* urgerm. *aįįaz,* Brugmann Grundr.[2] S. 283 n., 944.

sail 'accompanying'.

In the Colloquy of the Two Sages, Rawl. B. 502, fo. 60[b] 1, Ferchertne asks Néde: *Can dodechad su?* 'whence hast thou come?' And Néde ansevers: *As-sail suad,* which words are glossed by *a comaitecht suad* 'from accompanying (Begleiten) sages'. The corresponding words in LL. 186[b] 33 are *Can dodechadais* and *A sail súad* .i. *a comaitecht súad.* Hence probably O'Clery's *sail* .i. coimhideacht.

sail (nom. sg. *sal? sail?*) seems cognate with Nhd. *Saal, Geselle,* Goth. *saljan* and Aksl. *selo.*

teol 'thief'.

As the acc. dual of this word is *teulaig* (Wind. Wtb.

818), we may assume a pre-celtic stem **teúplak*, an extension of **teúplo-*, cognate with Goth. *þiufs*, Ags. *theof*, Nhd. *dieb*. Had **teuplo-* been oxyton we should probably have had **teoll* in Irish: see above s. v. *follintar*. But the syllable *-plo* being here posttonic, the *p* disappeared without leaving a trace.

topp, tob 'flame'.

Of this rare word I have three examples: first, of a comet, *métigthir fri rígtech for lasad cech topp tened ticced esti* 'as large as a palace ablaze (was) every flame of fire that used to come out of it', LB. 152[a] 25. Secondly, *dia ros-tarmchell tob tened di cach oenaird* 'when a flame of fire went round them from every quarter', Saltair na rann 7388. Thirdly, of the huge wood-fire kindled for Conaire: *intan doniscide* (.i. *roberthi*) *crand asa thóib ba mét⟨ithir⟩ daig ndáirthaige cach tob no théiged asa tháib for cach ndorus* 'when a beam was taken out of its side, every flame that used to issue from its side at every aperture was as large as an oratory on fire' (literally: as a fire of an oratory), LU. 86[b] 9. Compounded with *caindel* 'torch' it occurs in the Irish abridgment of the Aeneid, Book of Ballimote 454[b] 8, *adhainter* [1]) *tobchaindeal i luing Aigmemnon i comarc fri Sinon* 'a flaming torch is kindled in Agamemnon's ship as a signal to Sinon', which corresponds with 'flammas quum regia puppis Extulerat', Aen. II 256.

K. Meyer, Revue Celtique XI 495, regards *topp* as borrowed from O. N. *toppr* (Germ. *zopf*). But the meanings of *toppr*, 'tuft or lock of hair', 'apex', Eng. *top*, do not suit the contexts of the Irish word. I think *topp* may be regarded as an instance of the assimilation of pretonic *n* (IF. II 167, KZ. XXXVI 202, 234), like *capp* 'chariot', *crip* 'swift', *gopp* 'mouth'. *Topp* may well descend from **topnó*, cognate with Skr. *tapati*, Aksl. *topiti* 'wärmen, heizen', and in ablaut-relation with Irish *ten, tene, té, tes*, and Lat. *tepeo*. Instead of the normal *pp* or *p*, we have *b* (certainly uninfected!) in the form *tob*, just as we have in the Milan codex *abelaichthi, diubarar, ebert* for the usual *apélaichti, diuparar, epert* (Zupitza, KZ. XXXVI 211) and in the Carlsruhe Priscian 63[b]

---

1) Ml. aghainter

gibbne for the usual *gipne*. Or beside *tep*, *top* there may have been a root *teb*, *tob* (Brugmann, Grundr.[2] § 701), whence *tob* (from **tobbo-*, **tob-nó*) would regularly descend.

úar 'outer'.

Besides the adj. *úar* 'cold', which Zupitza has lately equated with Gr. ὠχρός, there is an *úar-* 'outer', 'external', which occurs as a prefix in *úar-chrábud* 'external devotion', 'hypocrisy', *úar-both* 'an outhouse'[3]), and *úar-médon*[4]), literally 'outside the middle'.

I take this *úar* to come from **ōro-* > **udro-*, a formation from the preposition *ud*, resembling (though not identical with) Eng. *outer*, Germ. *auszer* from *out*, *aus*, Goth. *ût*, Skr. *ud*. For the compensatory lengthening cf. Ir. *áram* ex **ad-rīmā*.

úaran 'a springwell'.

Though O'Donovan and Windisch spell this word *uarán*, the mss. have almost always, *úarăn*, gen. *úarăin*[5]). Native etymologists derive it from *úar* 'cold'; but coldness is not the characteristic quality which has suggested the European words for a well. Consider the etymologies of κρήνη, νᾶμα, πῖδαξ (cognate with κέρας, νάω, πιδύω), *fons* (cognate with χέω), *source*, *sorgente* (cognate with *surgere*), *brunna* (cognate with *brinnan*), *quelle* and *kelda* (cognate with Skr. *galati* 'trickles'), *well* (cognate with OHG. *wallan* 'boil, flow'), *spring* (cognate with σπέρχεσθαι, σπερχνός).

úaran is, I think, a prepositional compound, and comes

---

1) *ticfat lucht an fhuarchrabuid, gebait orra dealbha Dé* 'the externally devout will come; they will take upon them forms of God', Lismore Lives ll. 4579, 4580. Cf. the adj. *fuathcraibdig* pl. n. 'formally devout', Ir. Texte I. 188, l. 14.

2) *fuar-chrábhadh* 'hypocrisy or indevotion', O'Br., where the *f* is prothetic. In *(f)úar-bhaladh* 'a stench', O'Br., and *uar-chris* 'a great girdle', Lism. Lives, l. 2724, the *úar-* seems reduced to an intensive prefix.

3) dat. sg. *a bith in-uarboith fri less amuig*, Rawl. B. 512, fo. 48[a] 1: with prothetic *f*: *tic iarom Find don fuarboith déod lai*, Corm. Gl. s. v. orc tréith.

4) gen. sg. *sithithir cuing u-úarmedoin* 'as long as an outside yoke', LU. 85[b] 39, *sithremithir cuing n-úarmedóin* 'as long and thick as an outside yoke', LU. 96[a] 1.

5) *úarán* occurs in LU. 98[a] 21. *úaran*, *uarán*, *úarán* in Trip. Life, 106.

from **ud-rano-*, or *ud-rono-*, as *ucu* 'choice' from *ud-gusu-*. Here *ud* is = Skr. *ud* (Goth. *ût*), and **rano-* or *rono-* is cognate with Ir. *roinnim*, Goth. *rinnan*, root *ren*, *run* (cf. Ags. *ryne*, aus **runi-*, Kluge). *Uaran* would thus mean 'that which runs out'.

Cowes. Whitley Stokes.

Kleine grammatische Beiträge.

1. Die indogermanische Basis *stheẃā*.

Ich habe Idg. Ablaut S. 106 § 426 angedeutet, dass idg. *sthā* 'stehen' aus *sthwā* entstanden und die **V. II** zu der Basis *stheẃā* sein könnte. Auf den ersten Blick scheint das zwar ziemlich kühn zu sein, und es hat deshalb auch nicht Brugmanns Beifall Lit. CBl. 1900, 112 gefunden. Als ich die betreffende Bemerkung niederschrieb, übersah ich noch nicht alles, was man zu Gunsten dieser Vermutung hätte anführen können, wollte aber auch im Rahmen meines Buches alle ausführlichen etymologischen Erörterungen vermeiden. Da Brugmann aber diese Erklärung sogar als "nahe ans Abenteuerliche heranstreifend" bezeichnet, so will ich ausführlicher auf diese Basis eingehen, wobei ich zeigen zu können hoffe, dass bei der Annahme einer Basis *stheẃā* diese mannigfache verzweigte Sippe überraschend klar wird.

Von einer Basis *stheẃā* müssten wir folgende Ablautsformen finden:

V. I. *sthéwə*, **V. II.** *sthwā*, **RS.** *sth$_e$wə* = *sthū*, **SS.** = *sthwə* oder *sthu*.

V. I. liegt zunächst vor im Ind. in *stháviras* V. 'fest, stark, gewaltig' und *sthāviras* RV. 'dick'. Dass diese Worte dem Sinne nach von *sthā* 'stehen' abgeleitet werden können, bedarf kaum einer Erörterung. In der That stellen auch die meisten Etymologen diese Gleichung auf. Uhlenbeck sagt EWB. s. v. *stháviras*: "Jedenfalls gehört *stháviras* zu einer zweisilbigen Wz. *stheẃā*, welche sich mit *sthā* nahe berührt". Aus den europäischen Sprachen kann man zunächst got. *stiur* 'Stierkalb', ahd. *stior* hierherstellen, der seinen Namen von

seiner Kraft und Stärke trägt, *stiur* aus **stewə-ro*. Die **RS.** zu ai. *sthavi* muss zweifellos *sthū* lauten, und diese Form ist in weitem Umfang belegt. Zunächst in ai. *sthūrás* 'stark, dick, wuchtig, gross' im RV.; als N. ist es nach Sāy. 'Bezeichnung des männlichen Gliedes'. Wir werden sehen, dass die Beziehung auf geschlechtliche Verhältnisse, die wir im deutschen stehen gleichfalls haben, auch sonst noch wiederkehrt. Weiter ai. *sthūlás* AV., dasselbe wie *sthūrás* bedeutend.

Im Griechischen entspricht στῦλος 'Säule, Pfeiler' bei Aesch., Eur. u. sonst belegt. στῦλος hat im wesentlichen die gleiche Bedeutung wie στήλη, und wie man dies von *sthā* 'stehen' ableitet, so wird auch bei στῦλος die Bedeutung keinen Anstoss erregen. Das Verbum στύω mit langem ῡ ist beschränkt auf den geschlechtlichen Vorgang, und findet sich besonders bei den Komikern. Wir finden Aor. ἔστῡσα, στῦσαι, Perf. ἔστῡκα, Pass. στύομαι. Es ist charakteristisch, dass wesentlich Formen des *-s*-Aoristes und des Perfekts vorkommen, wie man erwarten darf.

Aus dem Griech. dürfen wir weiter heranziehen στύφω 'zusammenziehen, dicht, fest, hart machen', das auch Prellwitz mit στύω in Zusammenhang bringt. Die Zugehörigkeit anderer Worte zu *sthewā* — *sthū* wie στύπη 'Werg, Strick', ai. *stupás, stū́pas* m. 'Schopf' mit *st*!, στυγεῖν 'hassen' scheint mir unsicher.

Reich ist weiter das Germanische an hierher gehörigen Formen. Ahd. *stūda* 'Staude' vergleicht Kluge EWB.[6] mit gr. στῦλος, στύω, doch scheint mir dies nicht ganz sicher, da es auch zu gr. στύπη, ai. *stū́pas* gehören konnte.

Dagegen gehört wohl sicher hierher, mit kurzem *u* allerdings, das sich aber aus der Enklise herleiten lässt, nhd. *stützen*, ahd. (*untar*)*stutzen*, aisl. *styđja* 'feststellen, stützen', womit weiter ags. *studu*, *studu* 'Pfosten', engl. *stud*, schweiz. *štud* f. 'Pfosten' zu verbinden ist. Sievers hat Btr. 16, 235 allerdings das *u* dieser Worte aus *ə* erklärt, aber diese Erklärung ist einerseits nicht notwendig, und andrerseits auch lautgesetzlich bedenklich, weil in vollbetonten Silben die Gleichung germ. *u* = idg. *ə* nicht zu belegen ist. In betonter Silbe wird vielmehr idg. *ə* zu *a*.

Ausser in got. *stiur* finden wir nun aber V. I auch sonst. So in got. *stiurjan* 'etwas feststellen'; es übersetzt R. 10, 3 das

griech. στῆσαι. In *Steuer* (Ruder) ursprünglich 'das feste' ist die alte Bedeutung noch erhalten. Dazu ahd. *stiuren* 'lenken, leiten, stützen'.

Im Litauischen finden wir *stúgstu, stúgau, stúgti* 'steif in die Höhe stehen' Kurschat LDWB., das dem Griechischen στύω in der Bedeutung genau entspricht. Schleicher hat Lesebuch *pastūgù, stugaù, stùgti* 'steif werden'. Prellwitz stellt auch gr. στυγέω hierher.

Auf lit. *stovėti* 'stehen' mit seinem *v* möchte ich kein Gewicht legen. Die Form wäre zu mannigfach umgewandelt. Im Slavischen haftet die Bedeutung 'stehen' an den Formen mit *ū* und *ou* nicht mehr; abg. *studъ* 'Kälte', *stydėti sę* 'sich schämen' könnten zwar hierher gehören, brauchen es aber nicht. Dies mag genügen, um den längst angenommenen Ablaut *stheŭə* — *sthū* zu erweisen.

Zu der Basis *stheŭā* muss es nun sicher eine V. II der Form *sthŭā* gegeben haben, vgl. ahd. *wāt* 'Kleidung' zu lit. *áudmi*, ai. *hvā* : *hárītavē*, u. s. w., vgl. Verf. Ablaut S. 101 ff. Diese könnte wie in so vielen anderen Fällen ganz verloren gegangen sein. Aber wenn wir in allen Sprachen ein *sthā* finden und zwar mit aoristischer Bedeutung, die der V. II zukam, so heisst es m. E. den Skeptizismus zu weit treiben, wollte man hier nicht den idg. auch sonst belegten Ausfall des *w* annehmen. Vor allem ist auf die Aktionsart grosses Gewicht zu legen.

Im Indischen tritt die Stufe *sthā* vornehmlich im Aorist auf. *ásthāt* heisst 'er ist hingetreten, hat sich aufgestellt', gr. ἔστην entsprechend 'sich aufstellen, sich in die Höhe richten, stehen bleiben, Halt machen, sich feststellen, auftreten'. Die Bedeutung ist punktuell. Auf lat. *stare* kann man nicht viel geben, da *stō* sicher eine Neubildung ist.

Im Germanischen ist die Stufe *sthā* auf das Präteritum beschränkt, got. *stōþ*, ahd. *arstuat, gistuat* O. Ich habe dies Btr. 23, 316 aus einer Medialform *sthāto* erklären wollen, wogegen schwerlich etwas einzuwenden ist. Aber sollte nicht got. *stōþ* direkt gleich ai. *asthāt*, gr. ἔστη sein?

Im Slavischen wird der Stamm *stā* wiederum nicht im Präsens verwendet, dafür *stanǫ*. Der Aorist *sta* kann direkt gleich *asthāt*, ἔστην, ahd. *stuat* sein. *stati* heisst 'σταθῆναι, στῆναι, consistere'.

Im Litauischen sind die Verhältnisse nicht mehr ursprünglich, aber *stóti* heisst 'sich stellen'.

Aus alle dem ergibt sich, dass es ein idg. *sthā* mit der Bedeutung 'stehen' nicht gibt, wir finden überall die punktuelle, aoristische Aktionsart. Da nun die Präsensbildungen durchaus verschieden sind, ai. *tiṣṭh-āmi*, gr. ἵστημι, lat. **stajō?*, got. *standan*, ahd. *stēn* aus *stajō*, lit. *stóju*, abg. *stanq*, so folgt daraus, dass es ein idg. Präsens zu *sthā* nicht gegeben hat, oder dass es verloren gegangen ist. Wie es lauten müsste, ist ganz klar. Wir können nur **sthewə-mi*, ai. **sthavi-mi*, gr. *στεϝα-μι ansetzen. Man könnte versucht sein, eine Spur dieser alten Bildung in lit. *stóvmi* 'stehe' zu erblicken. Ich kann aber diese Form aus verschiedenen Gründen nicht für alt halten.

Da die Formen *sthewə*, *sthā* und *sthū* stark auseinanderfallen, so können Neubildungen nicht weiter Wunder nehmen. Indessen ist es nicht nötig, idg. *sthə* als Neubildung zu fassen, man kann es vielmehr aus *sthwə* herleiten, und damit hätten wir eine Ablautsstufe, die auch sonst belegt ist, vgl. lit. *kvāpas* neben *kūpūti*, got. *gaþwastjan* neben *þūsundi*, Verf. Idg. Ablaut 71 f.

Formen wie gr. ἵσταμεν, *stetimus*, ai. *taṣṭhima* können direkt gleich idg. **sesthwə-mé* sein; ebenso kann *sthətós*, ai. *sthitás*, gr. στατός, lat. *status* usw. aus *sthwətós* hergeleitet werden. Die regelrechte Partizipialform würde in ahd. *stūda* vorliegen. Wir haben ferner neben einander ai. *sthūrás* und *sthi-rás* 'fest, haltbar, stark, kräftig', häufig in der Komposition, *gávi-ṣṭhiras*, *jātú-ṣṭhiras*, *r̥bhu-ṣṭhiras*; ai. *sthitiṣ*, got. *staþs* und ags. *studu*, *studu*.

In der Komposition müssen wir schliesslich den Typus SS. = *sthu* finden. Auch der liegt im Indischen vor. Neben *su-ṣṭhānás* 'schönen Standort habend' steht *su-ṣṭhúṣ* 'in gutem Zustande befindlich', später nur als Adverb = *su* gebraucht, also ein sehr gebräuchliches Wort; *anuṣṭhú-* 'auf dem Fusse folgend'. Auch *vani-ṣṭhuṣ* 'Mastdarm' könnte hierher gehören.

Nehmen wir die Voraussetzung an, dass *w* nach *sth* im Idg. geschwunden ist, so erhalten wir eine vortreffliche Erklärung zahlreicher durch enge Bedeutung verbundener Formen.

Nunmehr bedürfen nur noch einige Worte der Erläuterung. Brugmann hat IF. 6, 98 gr. στεῦται (στεῦτο) 'er stellt

sich zu etwas an' mit Worten unserer Sippe verbunden, führt es aber auf *stēutai* zurück. Dehnstufe ist indessen bei einer zweisilbigen schweren Basis unmöglich. στεῦται kann direkt gleich idg. *stew* sein, das aus *stewə-* in der Enklise entstanden ist, vgl. Bartholomae IF. 7, 68, Verf. Ablaut 169 f. Es würde also dem vorausgesetzten Präsens *stewə-mi* genau entsprechen.

Grössere Schwierigkeiten bereitet aber gr. σταυρός 'der Pfahl', lat. *restaurāre,* aisl. *staurr* 'Pfahl'. Als regelrechte Ablautsform der Basis *sthewā* weiss ich sie nicht zu erklären. Will man die Worte nicht von *sthewā* trennen, so muss man annehmen, dass ein *steu* durch στᾱ- in der Qualität beeinflusst ist, oder man müsste *sta-wro-s* teilen. In *wr* könnte ja ein selbständiges Wort stecken.

Exkurs.

Der oben angenommene Schwund eines *w* nach Konsonant in der indogermanischen Grundsprache kann billigerweise nicht bezweifelt werden, wenn wir auch die näheren Bedingungen, unter denen er stattfand, nicht kennen. Eine lässt sich allerdings angeben, er geschah in unbetonter Silbe.

Beispiele: ai. *tē*, gr. τοὶ, lat. *tibi*, ahd. *dir*, lit. *ti*, abg. *ti* neben ai. Lok. *tvḗ*. Der Stamm des Pronomens ist zweifellos als *tewo* anzusetzen. Dasselbe gilt von av. *hōi,* lat. *sibi*, got. *sis*, lit. *si*, abg. *si* neben *sewo.*

ai. *ṣáṣ*, lat. *sex*, got. *saihs*, lit. *szeszì*, abg. *šestь* neben av. *xšvaš*, gr. Ϝέξ, nkymr. *chwech.*

lit. *sesũ*, abg. *sestra* 'Schwester' gegenüber preuss. *swestro*, lat. *soror*, ahd. *swestar.*

lit. *szẽszuras* gegenüber abg. *svekrъ* usw. Auch lit. *sāpnas* gegenüber ai. *svápnas* könnte hierher gehören.

lat. *si*, volsk. *se-*, gr. αἰ, εἰ, ἤ gegenüber osk. *svai*, umbr. *sve*, vgl. Solmsen KZ. 32, 278.

lat. *serēnus* zu ai. *svar* 'Glanz des Himmels', apers. *ham-ataxšaiy* 'ich wirkte' neben ai. *tvákṣas* 'Thatkraft'.

Diesen Fällen schliesst sich *sthā* aus *sthwā* unbedenklich an[1]).

---

1) [Korr.-Note. Vgl. jetzt Solmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 197 ff.].

2. Die idg. Komparative auf *-ījos*.

Die Erklärung der idg. primären Komparativsuffixe, die Thurneysen KZ. 33, 551 ff. vorgetragen, hat, wie mir scheinen will, ziemlichen Beifall gefunden, und ich stehe nicht an, zu erklären, dass sie mir ebenso wie Brugmann Gr. Gr.[3] 208 eingeleuchtet hat. Bei näherer Betrachtung freilich bin ich von meiner Schätzung dieser Hypothese abgekommen, und ich muss jetzt gestehen, dass sie mir unhaltbar zu sein scheint. Der bestechendste Punkt in Thurneysens Erklärung schien mir der zu sein, dass er ἥδιον- = got. *sutizan-* setzt, wobei freilich die im Griechischen vorhandene Länge unerklärt bleibt, denn nur *-jos* konnte mit *-is* ablauten und zu *-jos* könnte weiter nur *-ijos* gehören. Wollte man aber die griechische Länge unbeachtet lassen, so bliebe noch immer das Indische übrig, das ein, wie mir scheint, unüberwindliches Hindernis für Thurneysens Erklärung bietet. Denn wir können doch unmöglich ἡδίων von ai. *svādīyān* und den weiteren Formen mit langem *ī* trennen. Und dann muss ἡδίων doch wohl auf ἡδίjων und nicht auf ἡδισον zurückgehen. Thurneysen erklärt selbst, dass ihm der Ausgangspunkt des langen *-ī-* entgeht. Ohne diesen aufzuklären, bleibt seine ganze Hypothese sehr unsicher. Diese Lücke sucht Brugmann Gr. Gr.[3] 208 auszufüllen. Nach dem Vorgang Wackernagels Verm. Beitr. 11 leitet er das Komparativsuffix -ιων von den eigentümlichen Adjektivstämmen auf *-i* her, die auch sonst in der Komposition eine grosse Rolle spielen. Mag dies für einige Fälle zutreffen, in der Hauptsache haben wir es mit etwas ganz anderem zu thun. Es spricht in erster Linie gegen Wackernagel und Brugmann, dass die Komparative auf *-jos* primäre Bildungen sind, die aus der Basis und nicht von Adjektiven gebildet werden[1]). Steht nun auf der einen Seite *-ījos* und auf der anderen *-jos*, so ist es klar, dass das *ī* zur Basis gehört, und in diesem Falle können wir nichts anderes thun, als von zweisilbigen Basen auf *-ēi* auszugehen. Im letzten Grunde hat das

---

1) Wie mir scheint, ist auch dieses *i* der Adjektiva in der Hauptsache stammhaft und nicht suffixal. Das von Wackernagel angeführte ἀργι- gehört doch zu ἀργή-ς, ἀργῆτος 'weiss glänzend'. Mit ai. *śviti-* vergleiche man abulg. *svьtěti*, lit. *szvitěti* 'glänzen'.

schon Streitberg Btr. 16, 266 gesehen, und ich habe dem Idg. Akzent S. 242 zugestimmt. Freilich muss Streitbergs Ansicht etwas modifiziert werden. Denn die slav. Komparative auf *-ějьš*, die er heranzieht, müssen vorläufig aus dem Spiel bleiben, weil sie im wesentlichen sekundäre Bildungen sind; *nové-jьš* ist von einem Adverbium auf *-ě* abgeleitet. Derartige Bildungen finden wir sonst nur bei dem Sekundärsuffix des Komparativs gr. -τερο-. Man braucht aber nur zu bedenken, dass das Slavische das Sekundärsuffix ganz aufgegeben hat, und dass überall *-jis-* dafür eingetreten ist, um das richtige zu sehen. In *nově* usw. wird dieselbe Adverbialform vorliegen, die wir in lat. *bene* und mit Ablaut in gr. καλῶς finden. Auch im Griechischen ist ja dieses -ω, wie ich annehme, im Komparativ verbreitet, vgl. auch ai. *ucāiṣ-ṭaram* usw., und es hindert meines Erachtens nichts, die griechischen Formen auf -ωτερος den slavischen auf *-ějьš* prinzipiell gleich zu setzen.

Muss also das Slavische aus dem Spiel bleiben, so thun wir, wollen wir die Natur des *-ī-* in *-ījos* erkennen, am besten, uns an das Indische zu wenden, das den Unterschied zwischen *-sēṭ* und *-aniṭ*-Basen am treuesten bewahrt hat.

Ich stelle nun zunächst eine Reihe von Fällen aus dem Rigveda zusammen, in denen der Zusammenhang des *ī* mit dem sonst auftretenden *ī* und *ē* unverkennbar ist.

ai. *svādī-yān*, gr. ἡδίων ist doch unzweifelhaft mit lat. *suadē-re* zu verbinden.

Bei *yōdhī-yān* finden wir das *ē* ebenfalls in lat. *jubēre* und in ai. *ayōdhīt*, *yōdhiṣat* das *ī*. Auch *yúdhyati* weist wohl auf eine alte *ēi*-Basis.

Das *ī* von *ōjī-yān* vergleicht sich dem *ē* von lat. *augere*, gr. αὐξήσω.

ai. *tárī-yān* 'leicht durchdringend' stelle ich zu der Basis *terēi*, die ich Ablaut § 222 behandelt habe, vgl. gr. τρίβω, lat. *trīvi*. Man wird aber *tárīyān* auch nicht von ai. Aor. *átarīt*, *tarīṣáni*, *-tarītā* V. trennen können.

ai. *védīyān* 'mehr erlangend' muss man ebenso offenkundig mit dem Stamm *veidē* verbinden, der in abg. *viděti*, got. *witan*, lat. *vidēre*, gr. εἰδήσω, ᾐείδη, ai. Konj. Aor. *vidát* vorliegt.

ai. *skabhī-yān* gehört zur Basis *skambh* 'stützen'. Diese bildet zunächst ein Präsens nach der neunten Klasse *skabhnáti*,

das also zum mindesten auf eine zweisilbige schwere Basis weist, von der die *ē*-Qualität allerdings nicht zu erweisen ist.

Ebenso steht es mit *panī-yān*, dessen *ī* ich nicht von dem in Aor. *pani-ṣṭa*, Verb. *pani-tás*, Int. *pani-pnat*, *pani-tā́* usw. trennen kann. Hier dürfte wohl *panā́yya*, *pányas* usw., dem *ī* idg. *i*-Qualität sichern.

ai. *vanīyān*. Hier ist das *ī* auch in anderen indischen Formen belegt, so im Intensivum *vanīvan-*. Gehört zu ai. *van*, wie Uhlenbeck EWB. wohl mit Recht annimmt, got. *un-wunands*, aisl. *una* 'zufrieden sein', ahd. *wonēn*, so würde die *ē*-Qualität des letzten Vokals gesichert sein, und dass ferner ein Diphthong *ēi* vorlag, lässt as. *wini*, as. *wunnja* im Verein mit ai. *vanín-* (RV.) *vaní-* V. B. erschliessen.

Etwas anders steht es mit *kánīyān* 'jünger'. Hier lässt sich das *ī* nicht von dem in *kanīna* 'jung', *kanīnakás* 'Jüngling' trennen. Das Femininum *kanā́* 'Jungfrau' wird für *kanāi* stehen, und die ganze Sippe zu den wenigen Fällen gehören, die in der griechischen -ώ-Deklination vorliegen (ἠχώ : lat. *vagī-re*).

ai. *varīyān* 'weiter' hängt mit *várī-ma* 'Weite' zusammen, dagegen *varīyān* 'vorzüglicher', das erst in dem Up. belegt ist, mit abg. *veléti*, got. *wileis* usw.

Das lange *ī*, das wir in *távī-yān* finden, liegt auch in *tavīti* vor.

nēdīyān 'näher' erklärt Uhlenbeck EWB. aus **ne-zd*, wobei *zd* zu *sed* 'sitzen' gehört. Ist diese Etymologie, deren Unsicherheit ich nicht verkenne, richtig, so würde das *ī* von *nēdīyān* allerdings vorzüglich erklärt werden, indem man lat. *sedēre*, ahd. *sitzen*, abg. *sěděti*, gr. καθιζήσω heranzieht.

drāghī-yān bringt Uhlenbeck ferner mit lat. *indulgēre* zusammen. Auch hier bleibt die Etymologie unsicher, sie würde aber zur Erklärung des *ī* ausgezeichnet taugen.

In anderen Fällen finden wir, dass die indischen Komparative auf *-īyān* wenigstens zu *sēṭ*-Basen gehören, so *yávī-yān* 'schneller' zu *jū*, *junā́ti*, *davī-yān* zu *dūras*, *bhavī-yān* zu *bhū*.

sáhī-yān gehört zu *sah*, das zweifellos eine leichte Basis ist, aber der Übertritt zu den schweren Basen hat auch in gr. σχήσω, ἔσχηκα stattgefunden. Daneben steht aber auch *sahyān*, das das ältere sein wird.

yajīyān gehört zu *yaj*. Hier macht aber gr. ἅζομαι mit dem eigentümlichen ἅγι-ος wahrscheinlich, dass das *i* zum Stamm gehört.

Bei *ṛjīyān* kann ich den alten *ēi*-Stamm nicht sicher nachweisen, aber man vergleiche *ṛjīṣás* 'vorstürzend' usw.

tējī-yān lässt sich wiederum nicht von *tigitás* RV. 'scharf, spitz' trennen.

Mit *úd-yamīyān* 'mehr auseinandersperrend, mehr ausstreckend' weiss ich nichts rechtes anzufangen, denn die Vergleichung des Stammes *yamī* mit gr. ζημία ist zu unsicher, um in Betracht zu kommen.

Neben *návīyān* steht *návyān*, wie neben dem Positiv *navyas* auch *návīyas* vorhanden ist.

práticyavīyān 'mehr sich herandrängend' gehört zu *cyu*, das eine leichte Basis zu sein scheint. Vergleicht man aber gr. ποιεῖν, ἐποίησα, so könnte auch dieser Komparativ alt sein, er brauchte nicht auf Übertragung zu beruhen.

śáśīyān 'häufiger' erklärt Uhlenbeck als unorganische Komparativbildung zu *śaśvān*. Um die Sache in Ordnung zu bringen, braucht man nur Schwund des *w* anzunehmen, worüber ich oben gehandelt habe. *śaśvī* aber vergleicht sich dann dem *śavī-ras*, und gr. ἐκύησα, κεκύηκα, und weiter κυίσκω[1]).

tvakṣīyān zu *tvakṣ* muss auf Analogiebildung beruhen, ebenso *várṣīyān* und *vdhīyān*.

Über *maṁhīyān* 'reichlicher schenkend' wage ich kein Urteil, weil ich die Formen *maṁh* und *mah* nicht auseinander wirren kann.

Überblickt man dieses Material des Rigveda im Zusammenhang, so scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, dass das alte *ī* noch verhältnismässig gut in seinem Bestand bewahrt ist. Dass es mit dem *ī* der *sēṭ*-Basen und weiter mit dem *ē* der übrigen Sprachen zusammenhängt, ist nicht zu verkennen.

Das Griechische bestätigt diese Annahme, wenn auch in geringerem Umfang. Die Komparative auf -ιων sind ja ver-

---

1) Die Zugehörigkeit der griech. Verben auf -ίσκω zu den *ēi*-Basen ist von mir schon IF. 10, 33 ausgesprochen und Idg. Ablaut § 827 bestimmter wiederholt worden. Ich bemerke dies, weil Joh. Schmidt KZ. 37, 26 meine Aufstellung mit Stillschweigen übergeht.

hältnismässig selten und offenbar auf dem Aussterbeetat, aber in einigen Fällen schimmert das alte doch durch.

Ausser dem schon erwähnten ἡδίων, das zu lat. *suadēre* stimmt, sind folgende Fälle bemerkenswert:

ἀλγίων gehört zu lat. *algē-re,* und ῥιγίων zu lat. *rigēre* oder *frigēre.*

βραχύς stellt man zu got. *gamaúrgjan.* Ich habe schon öfter bemerkt, dass das got. *j* oder *i* oft genug zum Stamm gehört, und wegen βραχίων ist das auch bei *gamaurgjan* möglich, wenn auch nicht sicher.

gr. παχίων entspricht zwar ai. *bạ́hīyān* (Mäitr. Sạh. 1, 8, 3) ganz genau, aber weitere Anknüpfungspunkte fehlen. Ausserdem ist es jung.

Was αἰσχίων betrifft, so wage ich nur zweifelnd an got. *aiwiski* zu erinnern. Auch ist es möglich, dass zwischen γλυκίων und dem *ē* von lat. *dulcē-do, dulcesco* ein Zusammenhang besteht.

Sonst sind die griechischen Komparative auf -ιων βραδίων, κυδίων (vgl. κῡδι-άνειρα und κῡδιάω), καλλίων, κακίων, βελτίων etymologisch unklar. ἐχθίων verbindet Prellwitz allerdings mit ὀχθέω. Hier könnte das schon in der Ilias belegte ὀχθήσας herangezogen werden.

Obgleich also hier manches unklar bleibt, wird man doch an dem Zusammenhang der Komparative auf -ιων mit den ai. auf *-īyān* nicht zweifeln dürfen, und dann ist für das Griechische dieselbe Erklärung geboten, wie sie für das Indische wahrscheinlich ist. So verlockend also Thurneysens Herleitung von ἥδιον aus ἥδισον ist, sie muss an diesem Zusammenhang scheitern, ganz abgesehen davon, dass ja die Formen wie μέζων usw. ganz unerklärt bleiben.

Wenn so Thurneysens Erklärung der griechischen Formen unmöglich erscheint, so könnte er ja immerhin doch noch für die übrigen Sprachen Recht haben. Er legt vor allem grosses Gewicht auf die *-n*-Flexion des germanischen Komparativs, die, "w i e b e k a n n t, nichts mit der schwachen Deklination anderer Adjektive zu thun hat, die an gewisse syntaktische Bedingungen geknüpft ist". Die von Thurneysen als bekannt vorausgesetzte Anschauung war mir bisher noch nicht geläufig und ich bezweifle auch, dass sie allgemein anerkannt ist. Es spricht zunächst gegen sie, dass das Adverbium die

n-Flexion nicht kennt. Das Adverbium ist aber wohl der Nom. Sg. Neutrius, und wenn dieser das *-n-* nicht hat, so ist dies für altertümlicher anzusehen. Denn das Adverbium als isolierte Form pflegt im allgemeinen für die Sprachgeschichte von grösserem Wert zu sein als im Systemzwang stehende Formen. Weshalb sich aber die *n*-Flexion nicht einfach aus der Syntax erklären lassen soll, sehe ich nicht ein. Die gewöhnliche Regel lautet ja, dass die Adjektiva schwach flektiert werden, wenn sie substantiviert sind. Das trifft aber beim Komparativ, wie wir gleich sehen werden, besonders häufig zu. Und was dem Komparativ Recht ist, müsste den anderen Kategorieen, die nur schwach flektieren, billig sein. Wir müssten also auch bei den Ordinalzahlen wie *þridja* idg. *-n-*Flexion annehmen, ebenso wie beim Partizipium auf *-nd-* und den superlativischen Bildungen auf *-ma*, *fruma*, die doch sicher auf *-n*-lose Stämme zurückgehen. Aber man braucht ja nur ein paar Seiten im Ulfilas zu lesen, um zu erkennen, dass die schwache Flexion syntaktisch als Substantivierung des Komparativs sehr wohl zu verstehen ist. Ich führe einige Stellen an, indem ich vom Anfang beginne.

Matth. 3, 11: *iþ sa afar mis gagganda, swinþoza mis ist*, 'aber der nach mir kommt, ist der stärkere im Vergleich zu mir'. Matth. 5, 20: *nibai managizo wairþiþ izwaraizos garaihteins* ist eine sehr instruktive Stelle, denn *managizo* ist deutlich substantiviert, und *izwaraizos garaihteins* ist davon abhängig. Es ist genau zu übersetzen: 'Wenn nicht ein grösseres eurer Gerechtigkeit wird'. Matth. 5, 29: *batizo ist auk þus* 'das bessere ist aber für dich'. Matth. 5, 37: *iþ þata managizō þaim* 'Das grössere im Vergleich zu dem'. Matth. 5, 47: *ƕē managizō taujiþ* 'wie thut ihr das grössere'.

Ich halte es wirklich für unnötig, die Beispiele zu häufen, Die schwache Flexion des Komparativs lässt sich syntaktisch durchaus rechtfertigen, und wir bedürfen dazu keiner idg. Ansätze. Wer noch daran zweifeln sollte, den verweise ich, worauf mich Leskien gütigst aufmerksam macht, auf das Slavische. Auch im Altbulgarischen hat der Komparativ fast stets die bestimmte Form, vgl. Leskien Handbuch S. 93 f.

Demnach ist auch die verlockende Gleichung got. **sūtiz*^{a}*n-* mit lit. *saldēsnis* sehr unsicher. Auch bei den litauischen Formen setzt sich Thurneysen zu leicht über die vorhandenen

Schwierigkeiten hinweg. Zunächst muss man das Litauische mit dem nächst verwandten Preussischen vergleichen. Und da finden sich diese Komparative bekanntlich nicht. Ist auch die Überlieferung in diesem Punkte nicht gerade reichhaltig, das eine zeigt sie doch, dass das Preussische die alten *n*-losen Formen aufweist, und da diese zum Slavischen durchaus stimmen, so ist es zum mindesten sehr kühn, das Litauische direkt mit dem Germanischen zu vergleichen. Zur Erklärung des lit. *-esnis* kann ich allerdings nichts beitragen, und muss auf das hinweisen, was Joh. Schmidt KZ. 26, 399 ff. ausgeführt hat.

Zum Schluss möchte ich noch einmal auf die germanische Komparativbildung auf *-ōz-* zu sprechen kommen. Der letzte Versuch, diese viel behandelte Kategorie zu erklären, stammt von Brugmann IF. 10, 84 ff., wo auch die früheren Erklärungsversuche besprochen, und, wie mir scheinen will, mit Recht abgelehnt sind.

Brugmanns Erklärung ist in Kürze die folgende: Es existierten im Germ. eine Anzahl Adverbien auf *-i*. Zu der Zeit, als diese Adverbien auf *-i* ihren Vokal noch hatten, hätten sich nach dem Verhältnis von *-i* zu den Komparationsformen mit *-iz-* sich *-ōz*-Formen neben den Adverbia auf *-ō* eingestellt. Wenn ich also Brugmann recht verstehe, so hätte sich nach dem Verhältnis **furi* : *furiz* zu **sniumundō* ein *sniumundōs* eingestellt. Ganz abgesehen davon, dass mir die Adverbien auf *-i* zu wenig zahlreich zu sein scheinen, um eine derartige Analogiebildung verursacht zu haben, bleiben für mich chronologische Bedenken schwerster Art. Nämlich die von Brugmann herangezogenen Bildungen enthielten gar kein ursprüngliches *-is*, sondern sie sind auf *-jas* oder *-jes* zurückzuführen. Das gilt von got. *airis*, und *nēƕis* sicher. Als das Adverbium **airi* und *nēƕi* lautete, da hiessen diese Formen **airjas* und *nēƕjas*. Hier konnte also gar keine Parallele entstehen. Dass zu dem Adv. **furi* aber in urgerm. Zeit schon ein Komparativ gebildet wurde, ist sehr unwahrscheinlich, da er im Gotischen fehlt. Dafür steht *faurþis*, gewiss eine sehr alte Zusammensetzung. Ich glaube also, man muss auch Brugmanns Versuch, die germanischen Komparative auf *-ōz* als Analogiebildung zu betrachten, als gescheitert erklären, und unter solchen Umständen wird man unwillkürlich

zu dem Gedanken geführt, dass diese Bildungen doch lautgesetzlich sind.

Bekanntlich hat Streitberg eine ganze Abhandlung "Zur germanischen Sprachgeschichte" darauf verwendet, um nachzuweisen, dass die Mahlowsche Ansicht, nach der germ. *ōi* zu *ō* geworden wäre, falsch sei. An seinem Ergebnis, dass *ōi* zu *ai* verkürzt wurde, ist schlechterdings nicht zu rütteln, aber das ist auch nicht nötig, um zu einer einwandfreien Erklärung zu kommen. Auf S. 107 f. bei Streitberg findet sich eine interessante Bemerkung, in der ich schon seit Jahren die Erklärung für die Komparative auf *-ōz-* geahnt habe. Es heisst dort: "II. Sekundäre *ō*-Diphthonge. Ein Beispiel findet sich im Gotischen. Die Endung *-ōs* der 1. Person Dualis in *baírōs* ist die der Endung ai. *-āvas* in *bhárāvas*. Die indogermanische Grundform hat **bherōu̯es* gelautet. Das Endungs-*e* musste nach gotischem Lautgesetz synkopiert werden, wodurch ein sekundärer *ō*-Diphthong entstand. Dieser verlor, im Wortinnern vor Konsonanz stehend, sein *w*". Diese Erklärung scheint mir tadellos zu sein, und sie hat nur den einzigen Mangel, dass sie sich auf ein einziges Beispiel stützt. Es ist aber möglich, diesem Mangel in gewissem Grade abzuhelfen. Es lässt sich nämlich wahrscheinlich machen, dass auch die urgermanische Verbindung *-ōjes* und *-ōjis* zu *-ō* geführt hat. Schon Mahlow AEO. 42 ff. hat, um die Flexion der gotischen Verben auf *-ō* zu erklären, *salbōs* auf *salbōjisi* zurückgeführt. Streitberg hat dies zurückgewiesen (S. 13), und zur Erklärung der Doppelheit ags. *sealfiȝe* und got. *salbō* auf die gleiche Verschiedenheit von lit. *pàsakōjame* und *dañgōme* verwiesen, worin ihm Bartholomae Stud. zur idg. Sprachgeschichte beigestimmt hat. Dabei bleibt freilich die eigentümliche angelsächsische Flexion unerklärt. Hier heisst es nämlich:

1. Sg.	*lóciȝe*	=	urgerm.	*lōkōjō*,
2. „	*lócas(t)*	=	„	*lōkōs*,
3. „	*lócað*	=	„	*lōkōþ*,
Plur.	*lóciað*	=	„	*lōkōjanþ*.

Das Angelsächsische hätte also die beiden Paradigma vereinigt, aber warum hat es gerade die athematischen Formen in die 2. und 3. Sg. eingeführt? Und nicht bloss dies. Kein einziger germanischer Dialekt zeigt in der 2. und 3. Sing. *j*-Formen. Die Flexion *lōkōjō*, *lōkōs* sieht aber entschieden

altertümlicher aus als *salbō*, *salbōs*; dass sie aus zwei verschiedenen Paradigmen zusammengesetzt sei, ist wenig wahrscheinlich. Fragen wir uns ausserdem nach der Art der *-ō*-Verben, so sind darunter die denominativen entschieden in der Überzahl, man sehe nur die wenigen Fälle, die Streitberg Urgerm. Gram. S. 313 für die primäre *-ā*-Klasse anführt. Also liegt der Schluss nahe, dass urgerm. *salbōs* aus **salbōjizi* entstanden ist. Der Weg ist natürlich nicht sicher zu bestimmen. Aber da das letzte *i* in vierter Silbe stand (sekundäre Personalendung käme auch in Betracht), wird es frühzeitig synkopiert sein, und dann wurde *salbōjiz* zu *salbōjz* und dies zu *salbōs*, wie *bairōs* aus *berōws*. Im Gotischen wären dann lautgesetzlich 2. Sg. *salbōs*, 3. Sg. *salbōþ*, 2. Plur. *salbōþ*, 2. Imp. *salbō* aus **salbōje*, ags. *lóca* aus **lōcoje* im Ags. ausserdem *lócige* und *lóciad*. Die Formen wie got. 1. Sg. *salbō*, 1. Plur. *salbōm*, 3. Plur. *salbōnd* erklären sich als Analogiebildungen, z. T. unter dem Einfluss der primären Verba wie as. *tholon*. Dieser Erklärung fügt sich weiter das Komparativsuffix *-ōza* vortrefflich ein. Wie oben für das Slavische *-ějъs* angenommen wurde, liegen auch für das Germanische Adverbien auf *-ō* zu Grunde. War die alte abstufende Flexion noch erhalten, so musste flektiert werden **frōdōjōs*, Gen. **frōdōiz-* zu **frōdais-* und Lok. **frōdojezi*, das zu **frōdojizi* wurde. Wir können nun entweder annehmen, dass *-jes* verallgemeinert wurde oder auch dass *-is* durch *-jis* ersetzt wurde, vgl. *harjis* für *haris* und slav. *nově-jьs*. Die Stufe *-jes* liegt ja auch im Preussischen und Litauischen vor. Beides führte zu den Formen **frōdōjiz-*. Man sieht, dass diese Form mit dem angesetzten *salbōjiz-* ganz auf einer Linie steht, sie stützen sich gegenseitig. **frōdōjiz-* wurde zu **frōdōjz* und weiter zu **frōdōz-* rein lautgesetzlich.

Es kommt noch ein ähnlicher Fall hinzu. Auch die Verba causativa müssen ein *i* synkopiert haben, da die Herleitung des *ī* in got. *naseins* usw. aus idg. *ī* nicht angeht. Ich operierte PBrB. 18, 519 f., als ich diese Erklärung aufstellte, noch mit dem beliebigen Wechsel von *ĭ* und *ī*. Das kann ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten. Das Suffix der Kausativa ist *ei*, dessen Ablaut nur *i* sein kann, also wird ahd. *neris* auf **nosijisi* über **nosijs* zurückgehen.

3. Indogermanischer Konsonantenschwund.

Um zu beweisen, dass zwischen *i*, *u* und *r*, *l*, *m*, *n* im Idg. wesentliche Unterschiede der Funktion bestanden haben, weist Joh. Schmidt Kritik der Sonantentheorie S. 11 darauf hin, dass die diphthongischen Nominalstämme den Akk. Sg. gleich den *o*- und *ā*-Stämmen auf *-m* bilden, die *r*- und *n*-Stämme dagegen wie die anderen konsonantischen Stämme auf urspr. $-_{e}m$ = ai. *-am*, gr. -α, lat. *-em*. In der That scheint ja der Unterschied zwischen ai. *dyā́m*, Ζῆν, ai. *gā́m*, βῶν, ai. *rā́m*, lat. *rem*, ai. *pánthām*, dor. äol. Λατών und *pitár-am*, πατέρα, *patrem*, *áśmānam*, ἄκμονα fundamental zu sein. Andrerseits behauptet Wackernagel Vermischte Btr. S. 45, dass die Grundsprache am Wortschluss hinter Diphthongen konsonantischen Nasal nicht kannte. Letztere Annahme ist nun entschieden falsch, wie die eben angeführten Formen beweisen. Denn Wackernagel wird wohl kein Bedenken tragen idg. *djēm* auf *djēum*, *rēm* auf *rēim*, ai. *panthām* auf *panthāim* zurückzuführen. Und weshalb ein konsonantischer Nasal nicht nach kurzem Diphthong hätte stehen sollen, wenn er nach langem berechtigt war, wäre schwer zu sagen.

Auch die Richtigkeit des von Joh. Schmidt angeführten Arguments muss bestritten werden. Ist auch die ganze Frage nicht von besonderer Wichtigkeit, so ist es doch nötig ausführlicher auf sie zu sprechen zu kommen. Ich gehe von der Voraussetzung aus, die ich hinreichend bewiesen zu haben glaube, dass nach dem Ton ein kurzer Vokal völlig schwindet. Der Akkusativ von idg. *pede* muss also *pédm* lauten. Hier wurde nun *m* im absoluten Auslaut und vor folgendem konsonantischen Anlaut silbisch, vor anlautendem Vokal dagegen wurde es unsilbisch, und damit war notwendig Silbenverlust und Dehnung des vorausgehenden Vokals verbunden, wir erhalten also *pédm̥* und *pēdm*. Es ist ja klar, dass sich eine Form wie die letztere sehr viel weniger leicht halten konnte, als die erstere. Aber erhalten sind derartige Formen gar nicht so selten.

Zunächst liegen sie in der That bei den diphthongischen Stämmen in den oben angeführten Formen vor. Aber neben gr. Ζῆν, ai. *dyām* liegt lat. *Iovem*, das schwer als Analogiebildung zu fassen ist. Denn die obliquen Kasus hiessen doch

**diwós*, **diwai*, Lok. **djewi*, und der Nom. **djēus*. Woher soll also die Stufe *djew* stammen, wenn nicht vom Akk. Sing. Denn für das Lateinische auf die Vollstufe des Lokativs zurückzugehen, scheint mir sehr gewagt zu sein. Ai. *divam* muss ja allerdings eine Neubildung sein, die aber sehr wohl für **dyavam* eingetreten sein kann. Dasselbe gilt für lat. *bovem*, obgleich hier eine Neubildung wenigstens verständlich wäre. Heisst zu *panthā* im Aind. der Akk. *pánthām*, so finden wir im Griechischen als regelrechte Form ἠχώ aus ἠχόjα, und es ist nicht einzusehen, weshalb hom. Λητώ notgedrungen jünger sein sollte als Λατών. Beide sind als Satzsandhiformen durchaus verständlich. Dass also bei den vokalisch auslautenden Stämmen auch Formen mit silbischem *m* möglich waren, scheint mir sicher zu sein. Weshalb grade hier die antesonantischen Satzsandhiformen verallgemeinert würden, ist nicht schwer zu sehen. Idg. *rēs* : *rēm*, g^w*ōs* : g^w*ōm* ordnete sich eben dem allgemeinen Schema *-is* : *-im*, *-us* : *-um*, *-os* : *-om* auf das leichteste unter.

Etwas versteckter liegen die antesonantischen Formen der konsonantisch auslautenden Stämme, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die in Verbindung mit nachfolgendem *-m* entstehenden Konsonantengruppen *-rm*, *-sm*, *-dm*, *-nm* den allgemeinen Aussprachregeln widersprachen, und daher zur Vereinfachung führten.

Am sichersten wurde *-s* an dieser Stelle ausgedrängt. Ein ganz sicheres Beispiel liegt in lat. *vēr*, aisl. *vár* vor, neben dem gr. ἔαρ aus idg. **wesr̥* steht. *vēr* geht ja, wie schon längst bemerkt ist, auf idg. **wēsr* zurück, es schwand also *s* vor *r*. Aber auch *s* vor *m* ist wohl geschwunden. Idg. *ausōs* war sicher ein *-s*-Stamm, vgl. gr. ἠώς, lat. *aurōra* usw. Dazu heisst der Akk. im Veda *uṣā́sam*, *uṣásam* und zweimal ist *uṣā́m* belegt. Unzweifelhaft lässt sich diese Form als Analogiebildung erklären, aber sehr wahrscheinlich ist mir das nicht, weil sie durch andere Fälle gestützt wird. Zunächst ist das im Veda erscheinende *jarā́m* herbeizuziehen, das neben *jarásam* steht, und die einzige Form von einem andersartigen Stamm wäre. Auch zu *váyas* N. 'Speise' ist ein heteroklitischer *ā*-Stamm in *vayā́m* Akk. Sing. und *vayā́s* N. Plur. belegt. Ebenso so neben *mánas* ein *manā́m*, Instr. *manā́*, Dat. *manā́yē*. Es kann doch kaum ein Zufall sein, dass zu allen

diesen Formen ein Nominativ nicht belegt ist. Über die ganze Frage vgl. Brugmann KZ. 24, 25 ff.; dagegen J. Schmidt KZ. 26, 401 ff.

Aber auch in den anderen Sprachen gibt es wenigstens einen interessanten Fall, der mir hierher zu gehören scheint. Ai. *āyuṣ* 'Lebenskraft' usw. weist mit gr. αἰές und Akk. αἰῶ auf einen *s*-Stamm. Daneben steht nun im gr. αἰών und im Germ. ist ebenfalls der *n*-Stamm belegt. Wäre es hiermit abgethan, so könnte man sich bei dem Nebeneinander von *s*- und *n*-Stamm beruhigen. Aber lat. heisst es *aevum*, und wir müssten daher noch einen dritten Stamm annehmen. Das ist des guten etwas zu viel. Aber sollte sich nicht gr. αἰών, ahd. *ēwa*, lat. *aivum* aus dem idg. Akk. *aiwōm* erklären. Dass man einen solchen Akk. zum Nominativ umdeutete, wäre doch kein unerhörter Vorgang.

Mit der Annahme, dass *-s-* vor Nasal geschwunden, könnte man auch versuchen die Thurneysensche Erklärung des Komparativsuffixes zu retten. Das Nebeneinanderstehen von gr. *-jōn* und sonstigem *-jos* könnte auf *-josn-* weisen. Freilich ist es schwer, diesen Fall mit den übrigen in Einklang zu bringen, denn nach kurzem Vokal wäre *s* schwerlich geschwunden.

Auch *n* scheint vor *m* geschwunden oder assimiliert zu sein. Denn der regelrechte Akk. zu *kšam*, gr. χθών lautet im Ved. *kšām*, das man doch wohl aus *kṣānm* erklären muss.

Schliesslich möchte ich vermutungsweise noch eine eigentümliche Form aus der Verbalflexion hinzufügen, nämlich gr. ἔςβην. Man war bisher genötigt eine Basis *zgᵘē* neben *zgᵘes* anzusetzen, so Brugmann Gr. Gr.[3] 283, aber damit ist uns wenig geholfen, da in allen Sprachen klar und deutlich nur *zgᵘes* vorliegt, vgl. ai. *jásamāna*, Aor. *ajījasata*, abg. *gasiti* 'löschen', lit. *gesti* 'erlöschen, ausgehen', got. *qistjan* 'verderben'. Nun könnte aber die 2sg. ἔςβης direkt auf idg. *zgᵘēss*, die 2sg. eines regelrechten Imperfektums zurückgeführt werden. Aber diese Form würde wohl nicht genügt haben, den Metaplasmus im Griechischen hervorzurufen. Setzen wir aber in der 1. Sg. idg. *zgᵘésm̥* und daneben *zgᵘēsm* an, so hätte dies, wenn die oben angeführte Regel richtig ist, zu *zgᵘēm* geführt, was in gr. ἔςβην regelrecht vorliegt.

Ich habe diese Fälle hier nur angeführt, um erneut auf den Schwund von Konsonanten im Indogermanischen auf-

merksam zu machen. Wenn man bedenkt, welchen Veränderungen der Vokalismus in der Ursprache unterlag, so fällt es auf, wie wenig wir von Veränderungen des Konsonantismus wissen. Und doch steht es mit diesem ganz eigentümlich. Doppelkonsonanten sind so gut wie unbekannt, und auch schwierigere Konsonantengruppen sind selten, obgleich durch den Ausfall von Vokalen zu ihrer Entstehung genügender Anlass geboten war. Wahrscheinlich hat der idg. Konsonantismus nicht minder einschneidende Veränderungen erlitten, wie der Vokalismus. Ich vermute auch, dass viele der sogenannten Wurzeldeterminative dadurch entstanden sind, dass auslautende Konsonanten vor Konsonant schwanden, und so konsonantisch und vokalisch auslautende Basen nebeneinander traten.

4. Die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs.

Da ich mich demnächst über die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs und deren Herkunft in einer Weise aussprechen muss, die von der herkömmlichen Auffassung sehr abweicht, so sei es mir gestattet, dies etwas ausführlicher zu begründen, wenngleich ich damit Streitberg in die Wege trete, der schon auf der Dresdener Philologenversammlung über den Injunktiv gesprochen hat und eine grössere Arbeit vorbereitet. Im Folgenden soll es sich nur darum handeln, die Bildung des Injunktivs und Konjunktivs in Beziehung auf mein Vokal- und Ablautsystem zu betrachten, woraus sich die syntaktischen Folgerungen von selbst ergeben.

Die Fülle der idg. Modi muss gegenüber dem sonstigen Charakter des Idg. billig in Erstaunen setzen. Dass dies neben dem Konjunktiv noch einen Optativ hatte, scheint schon des Guten etwas zu viel sein, was sich wenigstens daraus erschliessen lässt, dass sich die meisten Sprachen, wie es scheint, beeilt haben, einen dieser Modi aufzugeben; in welchem Verhältnis aber zu diesen beiden der Injunktiv stehen soll, ist mir stets rätselhaft gewesen. Es kommt hinzu, dass man einen rechten Bedeutungsunterschied zwischen Injunktiv und Konjunktiv noch nie hat entdecken können. Das hat mich an der Existenz des Injunktivs immer ein bischen zweifeln lassen.

Bei der Entwicklung der idg. Sprachen rechnet man im Allgemeinen nur mit Verlusten, aber Neubildungen sind auch nicht unerhört. Gab es doch, worauf erst jüngst Wackernagel Verm. Btr. 44 aufmerksam gemacht hat, keinen Optativ des sigmatischen Aoristes; er muss daher im Griechischen als Neubildung angesehen werden. Und auch sonst hat das Griechische nicht minder wie das Indische seine Verbalformen bedeutend vermehrt. Es wäre also wohl auch denkbar, dass der ausgeprägte Konjunktiv neben dem Optativ im Griechischen und Indischen jüngeren Ursprungs wäre. Denn dem Germanischen, Litauischen und Slavischen fehlen alle Konjunktivformen — die angenommenen Reste sind unsicher —, und neben sie treten Keltisch und Italisch, bei denen es an Stelle des Optativs und Konjunktivs nur éinen Modus gibt.

Ich will auf die bisherigen Versuche, den Injunktiv und Konjunktiv zu erklären, nicht weiter eingehen — Delbrück gibt über die ganze Injunktivfrage, Grd. 4, 352 ff., eine völlig orientierende Übersicht —, sondern die Kritik Streitberg überlassen, und nur meine Auffassung darstellen. Sie beruht natürlich auf dem Grunde, den ich in meinem Idg. Ablaut gelegt habe, d. h. auf der Ansetzung zweisilbiger Basen. Zu den dort entwickelten Annahmen gehört es auch, dass es im Idg. ein Suffix *-e, -o* ebensowenig wie *-ē, -ā, -ō* gegeben hat, dass vielmehr diese Elemente integrierende Bestandteile der Basen sind, die gegen das Ende der idg. Urzeit und noch mehr in den Einzelsprachen allerdings durch falsche Analogie zu wirklichen formativen Elementen geworden sind.

Nun lautet aber die Lehre von den Konjunktivsuffixen so: Bei athematischen, auf einen Konsonanten ausgehenden Basen ist das Konjunktivsuffix *-e, -o*, bei den themavokalischen dagegen *-ā, -ē*, vielleicht auch *-ō*, doch ist das letztere recht unsicher, da ja Griechisch φέρωμεν sehr gut eine Neubildung sein kann.

Diese "Suffixe" erinnern uns sofort an die Ausgänge der idg. Basen. Die auf Konsonant ausgehenden athematischen Verben sind ja von sogenannten leichten Basen auf *-e, -o* gebildet; griech. ἴομεν verhält sich zu εἶμι nicht anders wie ai. *védmi* zu *vidám* und die anderen Fälle, die ich IF. 8, 268 f. und Idg. Ablaut angeführt habe.

Wenn wir beim Konjunktiv als weiteres Suffix *-ā, -ē*

finden, so hat das schon Brugmann Grd. 2, 952 mit den Elementen *-ā, -ē, -ō* identifiziert, die er noch Grd. 2, 951 als an den Präsensstamm angefügt betrachtet, die aber in Wirklichkeit die Auslaute zweisilbiger schwerer Basen sind. Wenn ich ihm also auf diesem Wege folge, der jetzt viel sicherer zu beschreiten ist als früher, so befinde ich mich in guter Gesellschaft.

Die Elemente *e—o, ā, ē* und eventuell *ō* konnten sich im Idg. nur erhalten, wenn sie betont waren. Betonung der zweiten Silbe war aber mit aoristischer, genauer gesagt punktueller Bedeutung verbunden. Ich habe diesen Aorist-Präsenstypus Idg. Ablaut § 810 ff. genauer dargestellt. Idg. *éplēt*, ai. *áprāt*, gr. μανῆναι und δρακεῖν beruhen alle auf dem gleichen Prinzip.

Sehen wir uns nun im Indischen nach diesen Aoristen um, so gehören zu ihnen der Wurzelaorist (1), der *a*-Aorist (2) und der reduplizierte Aorist (3), nicht aber der *s*-Aorist (4), da dieser in seiner Betonungsweise und seinem Ablaut dem Präsens gleicht. Alle diese drei Formationen bilden aber k e i n e n K o n j u n k t i v, sondern gebrauchen dafür den Injunktiv. Whitney sagt § 848[1]: "Augmentlose Formen mit indikativischer oder konjunktivischer Bedeutung sind nicht selten". Dagegen wird im folgenden § bemerkt: "Die Konjunktivformen dieses Aoristes sind selten". Delbrück Ai. Verb. S. 194 führt in der That nur an *riṣātha, riṣāthana, vidási, vidás, vidāthas, vidātha.* Der Stamm *vidā-* scheint mir nun ohne Zweifel identisch zu sein mit dem sonst vorliegenden Stamm *vidē-*, abg. *vidēti*, got. *witan*, lat. *vidēre*, gr. εἰδή-σω usw., das heisst auch *vidás* ist keine Konjunktiv-, sondern eine Injunktivform gleich lat. *vides*, gr. μάνης, die zu dem zweiten Aorist in Beziehung gesetzt ist. Diese Verbindung kann schon alt sein, da ja auch im Griechischen zu dem Perfektum οἶδα der Plusquamperfektstamm *eidē* gehört, vgl. Wackernagel Verm. Beitr. 45. Was mit *riṣātha* anzufangen ist, entzieht sich meiner Erkenntnis. Die Form kann uns aber nicht abhalten, zu sagen, dass es eine besondere Konjunktivform zu dem zweiten Aorist nicht gibt, sondern dass diese Stelle augmentlose indikativische Formen, die man Injunktive genannt hat, versehen.

Von dem reduplizierten Aorist heisst es bei Whitney § 869: "Wie in anderen präteritalen Bildungen werden die

augmentlosen Indikativpersonen dieses Aoristes konjunktivisch verwendet, und sie sind sehr viel zahlreicher als die wirklichen Konjunktivformen". Dieser reduplizierte Aorist ist ja aber mit dem vorhergehenden, abgesehen von der Reduplikation, ganz identisch, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass wir in Betreff des Injunktivs und Konjunktivs hier genau dasselbe antreffen. Whitney führt im ganzen folgende Formen an: *rīradhā* 1. Sg., *tītapāsi*, *cīkḷpāti*, *sīṣadhāti*, *pispr̥çati*. Bei diesen möchte ich bei *tītapā-si* an lat. *tepē-re* 'warm sein' erinnern. *cīkḷpāti* und *sīṣadhāti* sind wohl jung. *pispr̥çati* ist ganz regelrecht.

Bei dem Wurzelaorist liegen die Verhältnisse nicht ganz so einfach, weil im indischen Wurzelaorist verschiedenartige Formen zusammengeflossen sind. Zunächst sagt auch hier Whitney wieder § 835: "Im konjunktivischem Gebrauch finden sich Formen, die mit dem augmentlosen Indikativ dieses Aoristes identisch sind, viel häufiger als die eigentlichen Konjunktivformen". . . . "Von wirklichen Konjunktiven", heisst es dann weiter, "sind die Formen mit primären Endungen ganz selten. Im Aktiv ist *gāni* das einzige Beispiel der 1. Sg.; in der 3. Sg. kommen vor *sthāti*, *dāti* und *dhāti*, welche fast indikativisch gebraucht werden." Diese Formen sind aber ganz regelrecht, es sind ganz normale unaugmentierte Formen mit primärer Personalendnng. Die übrigen Formen wie *dárśam*, *tárdas*, *párcas*, *yámas*, *karat*, *garat*, *glaghat*, *yamat*, *yōdhat*, *śravat*, *spárat*, *sághat*, *dárśan*, *garan*, *gaman* sind allerdings regelrechte Konjunktivformen, aber man beachte wohl, fast durchweg von leichten Basen.

Sehen wir von der Vollstufe in der Wurzelsilbe ab, so ist *dárśam* = gr. δρακεῖν, ai. *dr̥śan*, *tárdas* gehört zu *tr̥ṇátti*, *párcas* : *pr̥ṇákti*, *yámas* : *yáṁsi*, *yáchati*, *karat* : *kárṣi*, *yōdhat* : *yōtsi*, *yuddhás*, *śravat* : *śrōṣi*, *sparat* : *spr̥tás*. In der Hauptsache sind also auch diese Konjunktive regelrecht, indem sie das bei den leichten Basen auftretende *e*—*o* zeigen. Nur Akzent und Basisstufe sind unregelmässig.

Worin liegt nun der Grund, dass der starke Aorist keinen Konjunktiv bildet, oder vielmehr die augmentlosen Formen konjunktivisch verwendet. Er liegt einfach in der Bedeutung. Mit der Betonung der zweiten Silbe der Basis war aoristische oder besser gesagt punktuelle Bedeutung verbunden.

Daher bekam der Indikativ, sobald er nicht das Zeichen der Vergangenheit hatte, wie Streitberg Delbrück gegenüber in seinem oben zitierten Vortrag des weitern ausgeführt hat (vgl. Bericht über die Verhandlungen der Dresdener Philologenversammlung und IF. Anz. 9, 170), futurischen oder imperativischen Sinn, aus dem sich der konjunktivische mit Leichtigkeit entwickelte. Man kann sich das sehr leicht an modernen punktuellen Verben klar machen. Wenn ich sage: 'Ich bringe dir das', so liegt das in der Zukunft, es heisst eigentlich: 'ich werde dir das bringen' oder 'ich will dir das bringen'. 'Ihr bringt mir das' liegt natürlich auch in der Zukunft, und enthält je nach dem Satzton einen Befehl = 'dass ihr mir das bringt', oder einen Wunsch 'Bringt mir doch das her, seid so gut, thut es'. Dass der sogenannte Injunktiv thatsächlich konjunktivische Bedeutung hat, ist ja längst nachgewiesen, es ist also nicht auffallend, wenn sich aus dem Injunktiv ein Konjunktiv entwickelt. Das konnte geschehen, wenn sich neben die regelrechten Formen Neubildungen stellten. Auszugehen haben wir dabei von den *sēṭ*-Basen.

Ich habe in meinem Ablaut zu zeigen versucht, wie sehr durch den Akzent die Basen differenziert wurden, und habe darauf hingewiesen, dass diese Differenzierung notwendig zu Neubildungen führen musste, die grössere Einfachheit boten. So ist das Verhältnis von *térə* t_e*rá* fast nirgends mehr im lebendigen Gebrauch erhalten. Im Slavischen-Litauischen ist das Element *-ē*, *-ā*, *-ō*, das sich dem Sprachgefühl bot, für die Ausbildung des Präteritums benutzt, vgl. Idg. Ablaut S. 180, im Aind., Griech., Lat. ist daraus der Konjunktiv erwachsen. Ist dies richtig, so erklärt es sich auf das einfachste, weshalb das Lit.-Slavische die idg. "Konjunktivformen" nicht kennt. Es hatte diese Formen auch, aber in anderer Bedeutung. Die Konjunktivbildung ist, glaube ich, ausgegangen von Verben, wie sie in der indischen sechsten Klasse vorliegen. Diese Präsentien beruhen zum guten Teil auf Neubildungen, weil sie zu schweren Basen gehören. Ich führe eine Reihe von Fällen an, wobei ich kurz andeute, dass wir es mit einer *sēṭ*-Basis zu thun haben:

suváti (V. B. U.) : *sūtás*,
dhuvati (AV. B.) : *dhūtás*,
kiráti (V.) : *kīrṇás*,

girdti (AV.) : *gīrṇás*,
tirdti (V. B. S.) : *tīrṇás*,
gurátē (V.) : *gūrtás*,
jurdti (RV.) : *jīrṇás*,
turdti (V. B.) : *tūrtás*,
bhurántu (RV.) : *bhúrṇi-*,
sphurdti (B.) : *sphuritas*, E.

Dass derartige Bildungen schon in die idg. Ursprache zurückreichen, scheint mir ganz sicher zu sein. Man vergleiche *girámi*, abg. *žьretъ* und griechisch ταμεῖν, θανεῖν, κτανεῖν usw.

Sobald derartige Formen gebildet waren, konnten die älteren Formen wie *tirdti*, *tirátē* modale Bedeutung erhalten, und stand *tiráti* neben *tirdti*, so stellte sich neben *tárati*, das ja ebenfalls neu gebildet war, ein *tárāti* ein, das heisst das *ā* wurde als ableitendes Element empfunden. Da aber die zweiten Stämme, von denen dieses Element ausging, auf *-ā*, *-ē* und eventuell auf *-ō* auslauteten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, dass die eine Sprache diesen, die andere jenen Vokal verallgemeinert. Wir werden also kein Bedenken tragen, lat. *fuās* mit lit. *būvo* zu identifizieren, lit. *malia-u* mit lat. *molam*, *vėmia-u* aus *vėmē* oder *vėmā* mit lat. *vomām* usw.

Die Entwicklung der Einzelsprachen ist natürlich nicht im Einzelnen klarzulegen. Das Griechische dürfte nur *ē* verallgemeinert haben, da *ō* sehr gut als Neubildung nach dem Indikativ zu fassen hat. Das Lateinische behält die kurzvokalischen Formen als Futura bei (*ero*), und verwendet sonst *ē* und *ā*. Im Keltischen ist nur *ā* erhalten. Gerade diese Verschiedenheit weist darauf hin, dass die schweren Basen zu Grunde lagen.

Von diesem Standpunkt aus kommt man also zu einer auch syntaktisch brauchbaren Erklärung, die im Anschluss an Streitberg so formuliert werden kann: Formen punktueller Bedeutung können in zweierlei Weise verwendet werden, entweder durch Bezeichnung der Vergangenheit als Aoriste, oder als Futura. Mit dem futurischen Sinn ist der imperativische und voluntative so eng verknüpft, dass die Injunktivformen leicht diesen Sinn annehmen.

Ganz anders liegen nun die Verhältnisse beim *s*-Aorist. Halten wir uns nun zunächst an das thatsächliche: Whitney

sagt § 892: Die Indikativformen ohne Augment werden in konjunktivischem Sinne verwendet, besonders nach prohibitivem *mā* und sind nicht ungewöhnlich. Dagegen sind auch eigentliche Konjunktivformen im RV. nicht selten.

Dieser Stand der Dinge fällt nicht weiter auf. Der *s*-Aorist kann seinem ganzen Ablaut und seiner Betonung nach nicht mit dem starken Aorist, sondern nur mit dem Präsens auf eine Linie gestellt werden. Es ist mir daher auch wahrscheinlich, dass seine Aktionsart ursprünglich eine andere war, als die des starken Aorists, wenngleich sich ein Unterschied nicht mehr nachweisen lässt. Jedenfalls steht es mit den sonstigen Prinzipien im vollen Einklang, dass neben dem athematischen Indikativ ein "thematischer" Konjunktiv steht. Allerdings sind Akzent und Ablautsstufe der ersten Silbe nicht normal, aber das kann auf Ausgleichung beruhen. Formen wie *matsati*, *vakṣati*, *sakṣati*, *vakṣathas*, *yakṣathas* müssen sogar auf solchen mit Betonung der zweiten Silbe beruhen, da sie keine Dehnstufe zeigen. Dasselbe gilt von griech. ἄξετε, ὄψεσθε, die futurische resp. imperativische Bedeutung haben. Aber es sind im Indischen wenigstens ein paar regelrechte Formen erhalten in *dṛ̥kṣasē* und *pṛ̥kṣasē*. Diese Formen mussten naturgemäss futurische Bedeutung haben, da diese mit der punktuellen Bedeutung auf das engste verknüpft ist, und ich sehe keinen Grund, weshalb nicht in dem griechischen Futurum diese Formen regelrecht erhalten sein sollen. Wir müssen einerseits betonen, dass sich von dem *j* im Griechischen keine Spur findet, und dass andrerseits das *sja*-Futurum im Rgveda noch sehr selten ist, es kommen im Ganzen nur 17 Formen vor. Die Formen nehmen zwar später sehr zu, aber das weist doch darauf hin, dass wir es im Indischen mit einer neuaufkommenden Formation zu thun haben. Ich kann zwar den Ausgangspunkt nicht nachweisen, aber vielleicht entdecken wir noch den Grund, durch den *-j-* in das *s*-System eingedrungen ist. Jedenfalls könnte man die Formen ai. *vakṣyā́mi*, *yakṣyámāna*, *asiṣyánt*, *vidhakṣyánt* als ganz regelrechte Formen betrachten; da *a* hier gleich schwachem *e* sein kann und der Akzent regelrecht auf dem thematischen Vokal liegt, so sehen diese Formen wie regelrechte Aoristpräsentien zu *-sjo*-Stämmen aus.

Die Reste des alten *so*-Aoristes, dessen unaugmentierte

Form futurisch verwendet werden musste, liegen noch im ai. *-sa*-Aorist vor, der natürlich wieder keinen Konjunktiv bilden kann. Ich halte von dem *sa*-Aorist nur die augmentierten Formen für jung, während die unaugmentierten, injunktivischen, sehr wohl alt sein können.

5. Gr. ὀνίνημι.

Das griechische Verbum ὀνίνημι, das sonst den Stamm ονᾱ zeigt (ὀνήσει, ὄνησα, ὄνειαρ), ist von Wackernagel Das Dehnungsgesetz der griech. Komposita S. 50 behandelt, und in ὀ-, schwache Form zu ὠ-, Wurzel νᾱ in ved. *nā-thám* 'Hilfe', *a-nā-thám* 'Schutzlosigkeit', vgl. *nā-dhamānas* 'um Hilfe flehend', *nā-dhitás* 'hilfsbedürftig' zerlegt. Soviel ich sehe, stimmt nur Solmsen KZ. 32, 289 dieser gewiss möglichen Kombination bei. G. Meyer Gr. Gr.[3] 573 hält ὀνίνημι dagegen noch für etymologisch unklar. Brugmann äussert sich, soviel ich sehe, nirgends über das Wort und Prellwitz versieht es im etymologischen Wörterbuch mit einem Fragezeichen. Meine Erklärung deckt sich z. T. mit der Wackernagelschen, fasst aber doch einiges anders auf.

Wackernagel sieht in ὀνίνημι ein redupliziertes Präsens, was ja möglich ist, man kann aber in ὀνίνημι auch ein Präsens mit Nasalinfix sehen nach der indischen neunten Klasse. Einen ähnlichen Gedanken hatte schon J. Schmidt KZ. 25, 48 Anm.

Dann erhalten wir als Basis *oniā*, und als volle Form, falls das *o* ein Präfix ist, *nejā*. Diese Basis liegt zweifellos im Indischen vor in *nī* 'führen, leiten'. Die Formen sind tadellos in Ordnung, und weisen mit Sicherheit auf eine *sēṭ*-Basis, Part. *nītás*, *nītiṣ* 'Führung, Handlungsweise'. Der Aorist *anēṣṭa* wird aus *anayiṣṭa* kontrahiert sein, usw.

Die Bedeutungsentwicklung bereitet keine Schwierigkeiten. Grassmann gibt an 1. jemand führen, leiten, häufig mit dem Nebenbegriff des Schutzes oder Heiles; 2. insbesondere parallel mit *trā*; 3. jemand (A.) wozu (D.) führen, ihm dazu verhelfen' usw. *ati-nī* heisst 'jemand fördern, vorwärts bringen'.

Die griechischen Bedeutungen von ὀνίνημι lassen sich daraus vortrefflich entwickeln. Man vgl. z. B. εἴ ποτε δή σε μετ' ἀθανάτοισιν ὄνησα, ἢ ἔπει, ἢ ἔργῳ 'wenn ich dich gefördert habe' und viele andere Stellen.

Was die aufgestellte Gleichung noch schlagender macht, ist, dass im Indischen auch dieselbe Präsensbildung wie im Griechischen vorliegt. Wir finden in RV. *ninīthás*, und *ninīyāt* 181, 1, 604, 2, 911, 23. Grassmann fasst diese Formen als Perfekte auf (2 Du. Konj. und Opt.), Whitney zieht sie dagegen zum Präsens der dritten Klasse, versieht diese Deutung allerdings mit einem Fragezeichen. Die Bedeutung ist aber sicher präsentisch. 181, 1 heisst es: *kád u prēṣṭhāv iṣā́m rayīṇā́m adhvaryántā yád unninīthó apā́m.* Grassmann übersetzt: "Was ists, o Liebste, was ihr aus den Wassern an Trunk und Reichtum dienstbeflissen herführt?" 604, 2: *svàr yád áśmann adhipā́ u ándhō 'bhí mā vápur dṛśáyē ninīyāt*, das Grassmann übersetzt: "Was schön als Licht und dunkel prangt am Himmel, das führe mir der Herrscher her zum Schauen". 911, 23: *sám aryamā́ sám bhágō nō ninīyāt sáṁ jāspatyáṁ suyámam astu devāḥ*, Grassmann: "Arjaman und Bhaga mögen uns insgesammt geleiten, leicht zu verwalten sei der Hausstand".

Wie man aus diesen Stellen ersehen kann, ist die Bedeutung entschieden terminativ, jedenfalls nicht iterativ, wenngleich es mir zweifelhaft ist, ob die Präsensbedeutung der reduplizierten Verben iterativ war.

Ist unsere Vergleichung richtig, so haben wir in *ninīthas* und ὀνίνημι das bekannte Ablautsverhältnis, das sich auch sonst findet. In *ninī-* läge ausserdem eine sehr altertümliche Form vor. Denn bekanntlich bilden die Stämme auf *-ī* das Nasalpräsens im Indischen mit langem *ī*. Dass dies erst sekundär ist, scheint mir in Hinblick auf *punā́ti, stṛṇā́ti* usw. ganz unzweifelhaft zu sein.

Einige Bemerkungen erfordert noch der Stamm ὀνᾱ. Wir könnten annehmen, dass hier ein ονϵjα vorliegt, und dass das daraus kontrahierte ονη, das wohl in äol. ὄνηαρ und hom. ὄνειαρ vorliegt, vgl. Brugmann M. U. 2, 325 Anm., durch ὀνίνᾱμι zu ὀνᾱ umgestaltet wäre. Aber es ist auch denkbar, dass wir in ὀνᾱ V. II zu sehen haben mit idg. Schwund des *j* nach *n*. Dieser Schwund scheint mir ebenso unabweisbar zu sein, wie der des *w*, wenngleich auch hier die Bedingungen nicht näher zu ermitteln sind. Ich erinnere vorläufig an χάσκω 'gähne, klaffe': lat. *hīsco, hiāre*, also wohl aus *gh(j)ə*, an lat. *suo, spuo*, vgl. Brugmann Grd.[2] I, 250 und die dort zitierte

Litteratur. Mit dem blossen Skeptizismus kommt man hier wie sonst natürlich nicht weiter. Vielleicht gehört hierher gr. πιπράϲκω zu πρίαϲθαι, ai. *krīṇāmi*, aus πεπρ(j)άϲκω. Die Bedeutungsentwicklung 'kaufen—verkaufen' macht kaum eine Schwierigkeit, da das Kaufen ursprünglich ein Tauschen ist, und aus diesem Grundbegriff sich die Bedeutung nach beiden Richtungen entwickeln kann.

Darf man also *nā* aus *njā* erklären, so können wir auch Wackernagels Heranziehung von ai. *nātham* usw. gelten lassen, und es wäre dann diese Auffassung entschieden vorzuziehen.

6. Zur Behandlung der *s*-Verbindungen im Griechischen.

Formen, die man lautgesetzlich nicht erklären kann, lässt man gern durch Analogiebildung entstehen, oder man lässt sie überhaupt laufen und hilft sich mit "unbekannten" Bedingungen. Zu solchen Dingen gehört auch der vielfach anorganisch auftretende Spiritus asper im Attischen. Indessen hat hier die Zeit in vielen Fällen die lautgesetzliche Ratio erkennen gelehrt. Sehr interessant ist es, dass intervokalisches *s* noch als Spiritus asper erscheint: so in ἱερόϲ = ai. *iṣiras*, zunächst aus *iherós*, ἕωϲ aus *ēhōs* usw., vgl. Kretschmer KZ. 31, 421.

Auf ähnlichem Wege, d. h. aus Einwirkung eines im Wortinnern vorhandenen Hauches, der aus *s* entstanden ist, lassen sich noch mehrere sogenannte Ausnahmen erklären, wobei ich den Spuren Kuhns KZ. 2, 260 und anderer folge, vgl. Curtius Grd.[5] 689. Die Verbindungen *sm* und *sn* werden im Attischen bekanntlich zu *m* und *n* mit Dehnung des vorausgehenden Vokals. Ich nehme an, dass zunächst *hm*, *hn* entstanden sind, und dass dann dieses *h* auf vokalischen Anlaut übertragen wurde.

Meine Beispiele sind folgende:

att. ἡμεῖϲ, lesb. ἄμμεϲ, ai. *asma-* aus *ahme*. Gewöhnlich erklärt man den Spiritus asper durch Anlehnung an ὑμεῖϲ.

att. ἧμαι stellt man zu ai. *āstē*. Der Spiritus wäre also nicht berechtigt. Er erklärt sich aus ἡ̓hμαι. Lautgesetzlich sind ἧμαι, ἥμεθα, ἧαται aus ἤhαται, ἥμην, ἥμεθα, ἧατο, ἥμενοϲ. Die übrigen Formen sind ausgeglichen vielleicht unter Einwir-

kung von ἕζομαι. Dies soll nach gewöhnlicher Annahme die alleinige Ursache des *h* sein, wobei aber ἧσται übersehen ist.

Diese beiden Beispiele sind, weil analogische Einflüsse möglich sind, nicht ganz sicher.

Unzweifelhaft sind dagegen:

ἕννυμι aus Ϝεhνυμι, εἱμάτιον, εἷμα aus *ehma*, aber ἐσθής. Kretschmer setzt das Umspringen des *h* nach den Schwund des Digamma, wegen ἰός: lat. *vīrus*, ἔαρ : lit. *vasarà*. Doch braucht dies hier nicht angewendet zu werden, weil sich *h* vor *r* und *n* länger als zwischen Vokalen gehalten haben kann.

ἵμερος 'Sehnsucht' zu ai. *iṣmás* 'Sehnsucht', vgl. Solmsen KZ. 29, 72 aus *ihmeros*.

Ist unsere Regel richtig, so muss sie auch auf εἵμαρται Anwendung finden, da *hehm-* zu *ehm* durch Dissimilation geworden wäre. Man kann vielleicht auch noch ἡνίᾱ, dor. ἁνίᾱ 'Zaun' hinzufügen, das de Saussure mit ai. *nāsyam*, *nasyā* 'der dem Zugvieh durch die Nase gezogene Zügel' verbunden hat, unter Annahme von langer Nasalis sonans. Brugmann Grd. I[2] 421 leitet demnach die Form aus ἀνσιᾱ her, wobei, von allem andern abgesehen, der Spiritus asper unerklärt bleibt. Ich selbst habe Abl. S. 177 ἀνσιᾱ als regelrechte dehnstufige Bildung gefasst, wogegen dasselbe spricht, wie gegen Brugmanns Erklärung. Lautgesetzlich würde am besten urgr. ἀσνιᾱ anzusetzen sein, das regelrecht zu ἡνίᾱ führen musste. ἀσνιᾱ können wir aber sehr einfach aus **n̥snia* erklären, entsprechend dem Verhältnis ἡμεῖς: lat. *nos* usw. Unsicher bleibt dies, so lange keine äolische Form mit νν belegt ist. Von Ausnahmen wäre εἰμὶ zu verzeichnen, das natürlich seinen Lenis von ἐστὶ herübergenommen haben kann. Auf das hεμι auf Thera will ich keinen Wert legen, obgleich es an und für sich richtig sein könnte, vgl. Thumb, Spiritus asper S. 20.

Sonstige gegenteilige Instanzen kenne ich nicht, doch bedürfen noch zwei Worte der Besprechung.

οἶμα hat Bezzenberger BB. 4, 334 mit av. *aešma-* 'Zorn, impetus' verglichen. An und für sich kann die Gleichung richtig sein, aber sie hat doch Bedenken gegen sich, vgl. Wackernagel KZ. 30, 296 f. Auch wer die nicht teilt, muss doch darauf hinweisen, dass οἶμα und οἰμάω episch sind, und nach den Ausführungen von Wackernagel Vermischte Beiträge

zur griech. Gramm. 5 daher mit Recht Psilosis aufweisen, vgl. ἦμαρ neben ἡμέρα.

Bei ὦνος dagegen schwankt Solmsen KZ. 29, 82, ob er es aus *Ϝōsnos* oder *Ϝōnos* herleiten soll. Denn man muss dies Wort nebst lat. *vēnum* zu ai. *vasnas* stellen. Andrerseits wird slav. *véno* allerdings auf idg. *wē-no* zurückgehen. Aber der Ausweg, den Solmsen einschlägt, um die Worte doch zu vereinen — er nimmt Wechsel von Suffix *-sno* und *-no* an —, scheint mir wenig dienlich. Solche Doppelsuffixe bei sonst übereinstimmenden Worte bleiben doch nur ein Notbehelf. Ich denke daher an den idg. Schwund des *s* vor Nasal, den ich oben behandelt habe, zu denen sich ὦνος als gutes Beispiel stellen würde.

Ferner fiel Solmsen a. a. O. das lesb. ζώματα Alkaios 15, 6 Bgk.[4] auf, für das er ζώμματα lesen will, da die Geminata auch nach langem Vokal im Lesbischen bleibt. Es läge aber, wenn unsere Annahme richtig wäre, keine Nötigung vor, ζώνη und ζῶμα auf gr. ζώσνη und ζῶσμα zurückzuführen. Es könnte schon im idg. Schwund des *s* eingetreten sein.

Man sollte nun erwarten, dass derselbe Prozess des Umspringens der Aspiration auch in den Verbindungen *sr*, *sl*, *sw* eingetreten wäre. Aber es lassen sich hier keine sicheren Beispiele auftreiben. Von αὔριον, ἄγχαυρος und εὖρος ist es nicht sicher, dass sie *s* verloren haben, da dieser Schwund schon in das Idg. verlegt werden könnte, vgl. oben. Dasselbe gilt von ἶρις, das bei Brugmann Gr. Gr.[3] mit ai. *viṣaya-* 'Bereich, Umgebung' verglichen wird.

Für *sl* käme nur ἵλαθι aus *sisla-* in Betracht, das natürlich nichts beweist.

sw dagegen liegt in ἥνδανον vor, das man doch nicht anders erklären wird als εἱπόμην, εἷρπον usw.

Eine Ausnahme wäre ἰός 'der Pfeil', das man auf *iswós* zurückführen muss. Am ehesten ist wohl bei diesem Wort daran zu denken, dass wir es mit einem Worte der Dichtersprache zu thun haben, das daher regelrecht Psilosis hätte.

Ist das Gesetz, wie ich glaube, richtig, so lassen sich daraus noch mancherlei Schlüsse ziehen.

Zu den mir stets unannehmbaren Voraussetzungen in Brugmanns Gr. Gr. gehört die Annahme, dass in den Gruppen *sw*, *sr*, *sl*, *sm*, *sn* *s* hinter Vokalen im Urgriechischen stimm-

haft geworden sein soll (Gr. Gr.[3] S. 124). Ein Beweis für diese Annahme ist natürlich nicht zu führen, da *zw*, *zr*, *zl*, *zm*, *zn* nirgends mehr vorliegen. Lautphysiologisch ist sie wenig wahrscheinlich, da *s* sonst überall zu *h* wird — abgesehen von den bekannten Ausnahmen — und in einer Lautgruppe *naswos s* dieselbe Stellung einnahm wie in *na-sos* oder wie im absoluten Anlaut. Wenn nun aber im Anlaut, woran gar nicht zu zweifeln ist, diese Lautgruppen zunächst zu *hw*, *hj*, *hr*, *hl*, *hm*, *hn* werden, so ist dasselbe für den Inlaut anzunehmen. Erhärtet und zur vollen Gewissheit erhoben wird diese Annahme durch die Thatsache, dass sich der Lautwert *hr*, *hl*, *hm*, *hn* selbst nach Konsonanten einstellt. Hierher gehören die von de Saussure Mém. 7, 90 f. zuerst gedeuteten Fälle wie λύχνος : av. *raoxšna* aus λυκhνος; vgl. dazu Walde KZ. 34, 477 und Brugmann Gr. Gr.[3] 97. Im Gegensatz zu de Saussure und Walde beschränkt Brugmann die Regel, wie ich aber glaube mit Unrecht, auf einige Fälle. Ich muss daher auf diesen Punkt noch einmal eingehen.

1. *ksn* zu χν ist allgemein anerkannt. Es liegt vor in λύχνος : lat. *lūna* usw., συχνός : ai. *pratvakṣ̌āṇas* 'sehr stark, wirksam', ἀράχνη : lat. *arānea*, πάχνη 'Reif' : *pāk̑*; κυλίχνη : κύλιξ, πελίχνη : πελίκη mit Suffix *-snā*; τέχνη : ai. *takṣ̌an-*, lat. *texere*; zu πρόχνυ vgl. Brugmann Gr. Gr.[3] 571. Neben der dort vorgeschlagenen Kombination kann man πρόχνυ auch mit lat. *prōnus* verbinden, das man gewöhnlich aus *prōdnos* erklärt, vgl. Brugmann Grd. 2, 137, Sommer IF. 11, 2; anders Solmsen Stud. 97. Jedenfalls ist πρόχνυ aus *proksnu* entstanden.

Ich bin auch geneigt gr. λάχνη 'wolliges, krauses Haar', λάχνος 'Schaafwolle' mit lat. *lāna* zu verbinden, wenngleich man dieses gewöhnlich mit got. *wulla*, lat. *vīlna*, abg. *vlъna*, ai. *ūrṇā* und gr. λᾶνος zusammenstellt. Das eine schliesst aber das andere nicht aus. Man muss eben mit beiden Möglichkeiten rechnen.

Für den Anlaut ist χναύω : ai. *kṣ̌ṇāuti* 'schleift, wetzt' ein ganz sicheres Beispiel.

2. *ksm* zu χμ. Diesen Übergang lässt Brugmann a. a. O. unentschieden, alle anderen Forscher sprechen sich dafür aus, so de Saussure, Walde, Kühner-Blass Gr.[3] 1, 256, G. Meyer Gr. Gr.[2] 284, Hoffmann Gr. D. 3, 604. Sie stützen sich dabei

auf Fälle wie πλοχμός neben πλέκω, ἰωχμός neben ἰωκή, δραχμή neben δράξ, ion. πρῆχμα neben πρῆγμα, ῥωχμός neben ῥήγνυμι. In allen diesen Fällen wird man doch lieber Suffix *-smo* als Analogiebildung annehmen. Walde fügt das 'unsichere' αἰχμή 'Lanzenspitze' : lit. *ёszmas, jёszmas* 'Bratspiess' hinzu. Doch ist dies eher auf *aiksmos* als auf *aikhmos* zurückzuführen. Eine sichere Herleitung von ἀκαχμένος weiss ich nicht anzugeben. Aber da wir sonst ἀκίς, ἀκή, ἀκωκή, ἀκμή finden und eine analogische Einführung des χ nicht erkennbar ist, so wird man auch hier an eine Grundform *ἀκακσμένος denken dürfen. Die durch *s* erweiterte Basis liegt doch wohl in ὀξύς vor. α und ο lassen sich entweder durch die Annahme von Ablaut vereinigen, oder ὀξύς ist aus **aksús* erst im Griechischen entstanden.

Gegenüber allen diesen Beispielen stützt sich Brugmann auf das einzige τέκμαρ 'Zeichen, Merkmal', das er zu av. *čašmaⁱnī* 'im Auge' und ai. *cákṣ̌-atē* 'sie sehen' stellt. Aber diese Vergleichung scheint mir nicht schlagend genug zu sein, um eine verschiedene Behandlung von *ksm* und *ksn* zu erweisen. Uhlenbeck EWB. stellte *čákṣ̌atē* zu *cáṣ̌ṭē* 'erscheint, sieht, erblickt', und dann würde das *s* erweiternd sein, es könnte also im Griechischen recht wohl die *s*-lose Form vorliegen. Aber die Vergleichung von gr. τέκμαρ und av. *čašmaⁱnī* ist wegen der Flexion bedenklich. Man denkt bei dem -μαρ- und *-maⁱn-* zunächst an den Wechsel von *r-* und *n*-Flexion, die wir sonst finden. Aber dieser Wechsel ist nur bei primären Bildungen belegt, während das *m* in τέκμαρ doch ein ableitendes Element sein müsste. Ausserdem zeigt -μαρ Ablaut; homerisch heist es τέκμωρ und später steht daneben noch τεκμήριον, so dass es nahe liegt in τέκμαρ ein Kompositum zu sehen und den ersten Teil mit ai. *takti* 'stürzen, laufen' zu verbinden. Jedenfalls scheint mir das Wort nicht genügend beweiskräftig zu sein, um gegenüber den anderen Instanzen in Betracht zu kommen.

3. *ksl* zu χλ wird auch von Brugmann anerkannt. Vgl. μυχλός : alb. *mušk* 'Maulesel', lat. *mūlus*. Man kann wohl mit Prellwitz EWB. μοχλός 'Hebebaum, Hebel' hinzufügen, indem man es zu μόγος stellt. Auch könnte man ἀχλύς 'dunkel', das zweifellos zu idg. *nokt* gehört, aus *akslus* herleiten, doch treffen wir χ auch in παννύχιος u. a., wo es noch unerklärt ist.

4. *ksr* zu χρ. Diesen Übergang lehnt Brugmann stillschweigend ab. Aber die Verbindung von βληχρός 'schwach' mit μαλακός und βλάξ, so wie die von λέχρις 'schräg', λέχριος mit gr. λοξός, lat. *luxus* scheint mir unbedenklich zu sein. Das eigentümliche λικριφίς erklärt sich aus *λιχριφις durch Dissimilation der Hauchlaute. In diesem Fall gehört das *s* zum Stamm, und daher ist das Beispiel ganz sicher.

Also wird *s* nach *k* vor allen 4 Sonorlauten zu *h*, wie wir nicht anders zu erwarten haben, und dasselbe Ergebnis ist auch für die *ps*-Verbindungen vorauszusetzen.

5. *psn* zu φν. Brugmann stellt μόρφνος, aus ursprünglichem *$mork^{u}snos$: aisl. *miǫrkue* 'Finsternis', hierher. Er scheint aber den Fall zu der ersten Kategorie zu rechnen, weil der Labial aus dem velaren Guttural entstanden ist; das hat aber hier nichts zu bedeuten, da der Übergang zum Labial jedenfalls älter ist als der Übergang des *s* zu *h*.

Man kann daher weiter auch αἴφνης, ἐξαίφνης hierherziehen, indem man es, wiewohl allgemein geschieht, mit αἶψα verbindet. Ist die weitere Heranziehung von ai. *pra-yakṣ* 'vorwärts eilen' richtig, vgl. Prellwitz GB. s. v., Brugmann Gr. 1², 492, so gehörte *s* hier wieder zum Stamm, und dann liegt es weiter nahe, αἶψα direkt aus *aipsn̥* oder *aipsm̥* herzuleiten, wobei ja allerdings ἐξαίφνης seiner Natur nach immer noch nicht recht klar ist.

ὄρφνη 'Finsternis', ὀρφναῖος, ὀρφνός 'finster' stellt Prellwitz zu μορφνός. Das hat aber seine lautlichen Schwierigkeiten. Ich habe es Ablaut Nr. 571 nach Noreens Vorgang mit aisl. *iarpr* 'braun', ahd. *erph* verbunden, was indessen auch nicht sicher ist. Untadlig ist jedenfalls die Herleitung aus *orpsnos* und die Verbindung mit ἔρεβος, got. *riqis* durch Schwebeablaut.

6. Für *psm* giebt es keine Beispiele, weil vorauszusetzendes φμ im Griechischen zu μμ assimiliert ist.

7. Auch die Behandlung der Lautgruppe *psl* lässt sich nicht feststellen, weil kein einschlägiges Beispiel zur Verfügung steht.

8. Sicher ist dagegen *psr* zu φρ geworden. τέφρᾱ 'Asche' verbindet v. Planta osk. umbr. Gr. mit umbr. *tefra* 'carnes, quae cremantur', osk. *tefúrum* 'sacrificium'. Brug-

mann Grd. I[2] 174, 763, Gr. Gr.[3] 98 hält diese Gleichung nicht für ganz sicher.

Wohl aber wird man στιφρός mit στιβαρός verbinden, und jenes aus *stipsros* herleiten dürfen.

In den Verbindungen *-ts* + *r*, *l*, *m*, *n* wurde bekanntlich *t* an das *s* assimiliert, so dass wir hier keine Verhauchung erwarten können.

Wenn nun auch für *psm* und *psl* keine Beispiele zur Verfügung stehen, so wird man doch nicht anstehen, für alle Fälle einen einheitlichen Lautwandel anzunehmen, da die Beschränkung auf Einzelübergänge keinen Wert hat. So leicht auch sonst Irrtümer durch falsche Verallgemeinerung von Lautübergängen entstehen können, hier halte ich die Möglichkeit hierfür für ausgeschlossen, da sich die Entwicklung von *s* in diesem Fall ganz in den allgemeinen Rahmen fügt.

Brugmann ist zu seiner auf den ersten Blick ganz sonderbaren Annahme offenbar durch das Äolische gekommen, wo an Stelle der erwähnten *s*-Verbindungen überall Doppelkonsonanz vorliegt. Diese Doppelkonsonanz soll in andern Dialekten mit Ersatzdehnung vereinfacht sein. Aber diese Annahme führt uns zu weiteren unübersteiglichen Hindernissen. Denn eine ganze Anzahl von Doppelkonsonanten werden im Attischen vereinfacht, ohne Ersatzdehnung μέσος, andere bleiben bestehen (ἄλλος), in welche Zeit soll man dann diese Erscheinung verlegen? Ich will hier auf die Unmöglichkeit eine geeignete Chronologie zu finden, gar nicht eingehen, da es ja absolut unerwiesen ist, dass die äolischen Formen die Vorstufen der attischen und der andern Dialekte sind. Man kommt vielmehr weit besser aus, wenn man die äolischen Erscheinungen im Zusammenhang mit andern dieser Sprachgruppe betrachtet. Zunächst ist aber nichts einfacher als anzunehmen, dass die Dialekte, die Ersatzdehnung für *sn* usw. haben, dazu über *hn*, *hm* gelangt sind. Att. εἰμὶ erklärt sich aus *ehmi*, wobei die Dehnung durch Verschiebung der Silbengrenze *e-smi* zu *eh-mi* bewirkt sein kann. Diese Verschiebung der Silbengrenze ist aber eine besondere Eigentümlichkeit des äolischen Dialektes. Ich brauche nur an εὔιδε und andere Formen, vgl. Hoffmann Gr. D. II, 435, zu erinnern. Hoffmann hat die Sache schon ganz richtig gedeutet, indem er εὔαδον aus ἔσϝαδον über ἔhϝαδον ἔϝϝαδον zu εὔαδον werden lässt.

Es ist dies derselbe Vorgang, durch den im Germ. ahd. *aue* aus *a-wia* entsteht (über *awwia*). Im Äolischen ist also entsprechend der Psilosis das *h* auch hier geschwunden, und dann Dehnung des Konsonanten eingetreten.

Derselbe lautliche Prozess liegt auch vor, wenn statt des att. ἀργύριον im thess. ἀργύρροι erscheint. Auch hier werden wir zunächst eine Silbentrennung ἀρ-γυ-ρ̥ιον anzusetzen haben. Durch Verschiebung der Silbengrenze entstand ἀργυρ-ρ̥ιον, worauf das *j* schwand. Zahlreiche andere Erscheinungen des Äolischen erklären sich durch diese Verschiebung der Silbengrenze. Auch lesb. κτέννω, φθέρρω sind nicht die Vorstufen von ion. att. κτείνω.

Und nun dürfen wir noch einen Schritt weiter gehen, und die Frage aufwerfen, ob denn *s* zwischen anderen Konsonanten in irgend einem Falle spurlos geschwunden ist. Brugmann formuliert Gr. Gr.[3] 126 die Regel folgendermassen: "Während in den Gruppen κϲκ, κϲκ, πϲπ, πϲφ dissimilatorisch der erste Konsonant schwand und in der Gruppe τϲ+ kons. τ dem ϲ assimiliert wurde, ist sonst ϲ zwischen Konsonanten, wenn der erste Laut der Gruppe nicht ein Nasal und der Schlusslaut der Gruppe nicht *i̯* oder *u̯* war, ausgedrängt worden". Das ist nun in der That richtig für ἐϲπάρθαι, ἐϲτάλθαι, ἄρμενοϲ, πτέρνα, wenn wir das historische Ergebnis ansehen, aber wir können zunächst nicht sagen, ob nicht auch hier der Weg ἐϲπαρhθαι, πτερhνα usw. gewesen ist. Ich bin geneigt, dies zu bejahen, indem ich mich auf ἔρχομαι stütze, das Prellwitz ohne weiteres gleich ai. *r̥cchā́ti* setzt. Dieser Ansicht hat sich auch Delbrück Grd. 4, 61 angeschlossen, bewogen durch semasiologische Rücksichten, und Walde ist KZ. 34, 478 der gleichen Ansicht[1]). Nun hat aber das Suffix *-sko* im Griechischen nur diese Gestalt, *-skho* scheint mir unbelegt zu sein. πάϲχω findet seine Aufklärung durch das *ϑ* in πάθοϲ (Brugmann Gr. 1[2] 625, Gr. Gr.[3] 96), und so bliebe einzig ἔρχομαι übrig. Nehmen wir aber an, dass *ersko* zu *erhko* geworden

1) Gr. Meyer EWB. der alb. Sprache hat gr. ἔρχομαι zu alb. *erδa* 'ich kam' gestellt, und H. Pedersen hat sich KZ. 36, 335 für diese Gleichung ausgesprochen. Aber abgesehen von einer kleinen lautlichen Unregelmässigkeit, stimmen die Bedeutungen nicht ganz, *erδa* ist Aorist zu *vin* 'kam', während ἔρχομαι in seiner Aktionsart vortrefflich zu ai. *r̥cchati* stimmt.

ist, so konnte der tonlose Hauch sehr leicht auf das *k* übergehen. Ein anderes Beispiel für diesen Lautwandel weiss ich freilich nicht anzuführen, vielleicht gelingt es einem andern, ein solches zu entdecken. (Ist das bei Aristoteles belegtes ἀρχός zu ὄρρος zu stellen, aus *arskós*?)

Die gegenteiligen Instanzen, namentlich das von Osthoff IF. 8, 10 ff. behandelte παρτάδες sind sehr unsicher, da wir es hier mit Zusammensetzung zu thun haben. Ἀλέκτωρ, das Kretschmer KZ. 33, 561 aus ἀλέξ-τωρ herleitet, kann sein *s* schon idg. verloren haben oder zur *s*-losen Basis gehören, was im Grunde vielleicht dasselbe ist. Nun soll aber *s* geschwunden sein in Formen πάλτο, ἆλτο, wo wir πάλθο usw. erwarten müssten. Ich will hier nicht auf die Wirkung der Analogie rekurrieren, ich glaube vielmehr, dass in ἔμεικτο, δέκτο usw. schon idg. *s*-lose Formen vorliegen. Dass *s* zwischen zwei Verschlusslauten im Idg. geschwunden ist, hat Osthoff M. U. 4, 329[1] wegen ahd. *sehto* wohl mit Recht vermutet. Sehen wir von diesen Formen ab, so erklären sich solche wie γεγράφθαι sehr einfach aus γεγραπhθαι, Brugmanns ὀφθαλμός aus ὀπhθαλμός (Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1897, 32 ff.), ἑφθός : ἕψομαι aus ἑπhτός; vgl. Walde KZ. 34, 478.

Man kann also für die Behandlung des griechischen *s* die Regel aufstellen: *s* ist in allen Stellungen ausser in der Verbindung mit *t*, *p*, *k* und im Auslaut zu *h* geworden, das später vielfach schwand.

7. Gr. ἵημι = lat. *jacio*.

Die Ansicht, dass gr. ἵημι zu idg. *sē* 'säen' gehört, scheint heute ziemlich allgemein durchgedrungen zu sein. Sie wird vertreten von Prellwitz EWB., von Brugmann Grd. u. v. a. Ich glaube aber, dass in diesem Fall Curtius im Recht war, der ἵημι mit lat. *jacio* verbunden hat (Philologus 3, 5, KZ. 2, 400, Grd.[5] 401). Wieder aufgenommen ist Curtius Ansicht von Bréal an einer Stelle, die ich nicht mehr auffinden kann, und von Bartholomae KZ. 27, 355.

Meine Gründe, mich für Curtius auszusprechen, sind folgende:

idg. *sē* 'säen', lat. *sero, sēvi*, got. *saian*, ir. *síl* 'Same', lit. *sėju*, abg. *sėją* hat in allen vier Sprachgruppen die Bedeutung 'säen' und keine andere. Dass diese aus der von

'werfen' hervorgegangen ist, wäre ja an und für sich denkbar, aber es ist nicht zu beweisen, und beruht im Grunde nur darauf, dass man die Indogermanen nicht für Ackerbauer hielt. Ist aber der Ackerbau, wie ich Geogr. Zeitschr. 4, 381 auseinandergesetzt habe, uralt, so fällt auch damit die Wahrscheinlichkeit des Bedeutungswandels unseres Wortes. Muss bei dieser Annahme der Bedeutungswandel für vier grosse Sprachgruppen erst erschlossen werden, so stimmen auf der anderen Seite *jacio* und ἵημι morphologisch und semasiologisch ganz genau.

ἧκε 'warf' ist direkt gleich *jēcit*. Man vgl. Il. 4, 498: ὁ δ' οὐχ' ἅλιον βέλος ἧκεν, wo man direkt mit *jēcit* übersetzen kann. Aber auch in übertragener Bedeutung stimmen die Worte. So heisst es ὄπα τε μεγάλην ἐκ στήθεος ἵει καὶ ἔπεα, Il. 3, 221, Od. 12, 192, θρῆνον ἐκ στηθέων ἧσειν Sept. 847, κωκυτόν ἱέναι Soph. Ai. 838, μηδεμίαν φωνὴν ἱέναι Her. 2, 2 usw. Im lateinischen wird *jacere* ganz entsprechend verwendet: *assiduas querelas jacere* Cic., *suspicionem jacere* Cic., *quod jacis obscure* usw.

Den stärksten Beweis aber für die Identität der Worte sehe ich darin, dass sie beide mit den gleichen Präpositionen verbunden werden. War auch die Verbindung von Präposition und Verbum im Idg. noch nicht ganz fest, so muss es immerhin schon eine Anzahl von Verbindungen mit typischer Bedeutung gegeben haben. Dass ἵημι und *jacere* mit den gleichen Präpositionen verbunden werden, spricht für ihre Identität und dafür, dass diese Verbindungen voreinzelsprachlich waren.

ἀφίημι heisst 'wegwerfen', ὅπλα Plato Leg., lat. *scutum abicere*, ἄκοντα, ἔγχος, κέραυνον ἀφιέναι Hom., lat. *tela ex vallo abicere*; τὴν ψυχὴν ἀφιέναι 'die Seele aushauchen' Her. 4, 190, lat. *vitam abicere*. ἐνίημι : πῦρ νηυσίν Il. 12, 441, lat. *ignes* (sc. *in domum*) *inicere* Cic., *exhaustis tectis ignes* Liv.; μένος τινι ἐνιέναι, lat. *alci metum inicere* Caes., *spem inicere*. ἐφίημι und *obicere* stimmen nicht ganz, aber es gibt auch hier Berührungspunkte.

προίημι : δολιχόσκιον ἔγχος προιέναι, *arma projicere*, heisst auch gr. 'Menschen hinaussenden', lat. 'hinauswerfen', ἑτάρους προΐειν, lat. *aliquem foras projicere*; wir finden ferner die übertragene Bedeutung 'preisgeben' χρήματα προιέναι, ἑαυτὸν ἐπί τι, εἴς τι, lat. *legiones projicere* usw.

Ganz merkwürdig ist die übereinstimmende Bedeutung bei ϲυνίημι und *conicere*, ersteres 'vernehmen, hören, wahrnehmen, bemerken, verstehen', lat. '(aus dem Wahrnehmen) erschliessen, erraten'.

Diese Übereinstimmungen scheinen mir so frappierend zu sein, dass man an der Identität der Worte nicht zweifeln kann.

Formell haben wir von *jē* auszugehen. Davon wird ein ἧκε = lat. *jēcit* gebildet, und von dieser Form aus ist das *c* im Lateinischen verallgemeinert, *jacio* : *jēci* wie *facio* : *fēci*.

8. Beispiele zum griechischen Schwebelaut.

Ich führe im Folgenden eine Reihe von Etymologieen an, die als Illustrationen für den Ablaut zweisilbiger Basen dienen mögen.

Gr. πρύμνα : πεῖραρ.

πρύμνα, ion. πρύμνη 'das Hinterende des Schiffes' wird von Prellwitz EWB. s. v. zu gr. πρέμνον 'das dicke Ende' gestellt, wie dies schon Curtius Grd.[5] 715 gethan hat. Hierbei bereitet indessen der Vokalismus Schwierigkeiten. Denn *u* als schwacher Vokal der *e*-Reihe und vor allem vor *m* ist mir nicht erwiesen. Es ist indessen auch nicht nötig, zu dieser Anomalie seine Zuflucht zu nehmen. υ kann auch echtes *u* sein, und dann würde *pru* SS. zu einer Basis *pereu* sein. Als V. I gehört dazu *peru*, und dies liegt deutlich in hom. πεῖραρ, att. πέραϲ, Grundform περϜαρ 'das Ende, das Äusserste' vor.

Gr. ἄλευρον : ahd. *melo*.

Diese Gleichung ist ja im Prinzip längst anerkannt, aber den regelrechten Ablaut, der in den beiden Worten steckt, hat man noch nicht erkannt. ahd. *melo*, g. *melwes* ist V. I zur Basis *meleu*, gr. ἄλευρον aus *m̥leu-ron* bildet dazu die zweite V. Wie sich dazu lat. *molo*, ahd. *malan* usw. verhalten, lässt sich nicht entscheiden. Möglich ist auch hier idg. Schwund des *w*.

Gr. ποιϜέω, ai. *cinōmi* und seine Sippe.

Die von Brugmann (Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1889 S. 36 ff.) herrührende und ausführlich begründete tadellose

Gleichung gr. ποιέω zu ai. *cinōmi* ist mir leider bei der Abfassung meines Ablauts entgangen. Wäre dies nicht geschehen, so hätte ich das § 493 aufgestellte noch ganz anders stützen können. Ich will dieses Versäumnis gut machen, indem ich den Ablaut dieser ganzen Sippe darlege.

Betrachtet man ποιϝ- und *cin-ōmi* vorurteilsfrei, so liegt hier ein sicherer Fall von Doppelablaut und Nasalinfigierung vor. ποιϝ verhält sich zu ai. *ci-ō*, wie gr. γόνυ zu got. *kniu* usw., d. h. das ϝ des griechischen Wortes gehört zur Basis. Die idg. Grundform ist also k^{w}*ojeu*. Hierzu wird man als Vollstufe II unbedingt ai. *cyávatē*, gr. σεύω stellen dürfen. Für *cyu* setzt Grassmann als Bedeutung an "1. schwanken, in Bewegung geraten; 2. sich regen, sich rühren, geschäftig sein; 3. erschüttern; 4. ins Werk setzen, schaffen". Ich brauche kaum zu bemerken, wie nahe sich Bedeutung 2 und 3 mit ποιέω berührt. Gr. σεύω scheint in der Bedeutung etwas abseits zu liegen. Aber wir finden eine, wie es scheint, ursprünglichere Bedeutung in att. τευτάζω 'sich mit etwas eifrig beschäftigen', τευμάομαι 'betreiben', wo die Ähnlichkeit mit ποιέω zu Tage tritt.

9. Metathese von *r* im Griechischen und die Vertretung von *r̥*.

Bekanntlich wechseln im Griechischen αρ und ρα als Vertreter der sogenannten *r̥*. Diese doppelte Entsprechung derselben indogerm. Lautgruppe zu erklären, hat Kretschmer KZ. 31, 381 unternommen. Er vermutete, dass *r̥* zu αρ geworden sei, wenn es betont war. Aber mit dieser Ansicht ist zweifellos nicht glatt durchzukommen. IF. 7, 156 habe ich einen andern Versuch gemacht, der indessen auch nicht überzeugend war. Beim weitern Verfolg der Ablautsfragen und bei einer erneuten Lektüre der gortynischen Inschrift kam es mir aber zum Bewusstsein, dass wir es in einer Reihe von Fällen bei diesem Wechsel mit einer rein griechischen Erscheinung zu thun haben, nämlich mit Metathesis. Jedermann weiss, dass ags. *hors* gegenüber ahd. *hros* auf einer solchen Metathesis beruht, und diese Erscheinung ist überhaupt in keiner Sprache selten. Allerdings kann man bei diesem Vorgang, der auf einer Art Versprechen beruht, gewöhnlich nicht von einem Lautgesetz reden, da die Bedingungen für einen

solchen Wandel sehr individuell sind, aber immerhin ist auch hier oft eine weite Verbreitung und eine gewisse Gesetzmässigkeit nicht zu verkennen. Auf griechischem Boden ist indessen die Annahme von Metathese, seit Sigismund Curt. Stud. 5, 187 ff. darüber gehandelt hat, in Miskredit gekommen, weil durch die Annahme von *r̥* ganz andere Erklärungsmöglichkeiten geboten wurden. Aber in den Dialekten sind doch allmählig eine Reihe von Formen aufgetaucht, die uns zwingen zu dem älteren, missachteten Erklärungsprinzip unsere Zuflucht zu nehmen.

Die Metathese hat ihren Mittelpunkt auf Kreta; sie ist hier vor allem reichlich belegt in der Inschrift von Gortyn, und an dieses Zentrum, in dem ziemliche Regelmässigkeit zu herrschen scheint, schliessen sich andere entferntere Glieder mit weniger Beispielen an.

Zunächst ist πορτὶ fünfmal auf der Inschrift von Gortyn belegt gegenüber sonstigem πρότι = ai. *práti*. Brugmann meinte noch Gr. Gr.[2] S. 219: "Diese Form wird durch den Hinweis auf gelegentliche Metathesen wie Ἀφορδίτα (Cauer D.[2] Nr. 121 A. 27) neben Ἀφροδίτα (auf der Bergmannschen Inschr. Z. 79) nicht genügend erklärt". Diese Ansicht hat er auch Grd. 1[2] 436[1] noch festgehalten; Gr. Gr.[3] S. 81 erkennt er aber die Metathese an. Auch pamphyl. περτί rechnet er mit Kretschmer KZ. 33, 266 jetzt hierher, vgl. äol. πρες, was in Hinblick auf die in pamphylischen Inschriften belegten Formen wie Ἀφορδίσιυς, Ἀφορδισία durchaus wahrscheinlich ist. Diese Form kehrt als Ἀφορδίτα auf Kreta in der Schwurinschrift von Deros s. o. wieder, und sie bietet demnach das zweite Beispiel einer Metathesis von ρο zu ορ. Soweit ist Kretschmer schon gegangen. Aber hier ist er wie Brugmann stehen geblieben. Zwar sagt jener Forscher KZ. 33, 473, man könne hinsichtlich der gort. Formen κάρτων, Φιλόσταρτος zweifeln, ob sie nicht erst durch Metathesis entstanden seien, aber in Bezug auf κάρτος : κρατύς, θάρσος : θρασύς verweist er auf seine Erklärung KZ. 31, 392, und Brugmann schliesst sich dem Gr. Gr.[3] 81 Anm. 2 an.

Es ist aber gar nicht einzusehen, warum ein ρα nicht zu αρ werden konnte, wenn ρο und ρε zu ορ und ερ wurden. Thatsächlich sind denn auch im gortyn. Dialekt fast nur Formen mit αρ, und kaum solche mit ρα belegt.

Gesetz von Gortyn V 5 heisst es αἰθ[α]λεύσταρτος gegenüber gemeingr. στρατός, das auch Kretschmer KZ. 31, 392 gleich ai. *str̥tas* setzt. Es lag bis jetzt ausserordentlich nahe, hierin den bekannten Wechsel von αρ und ρα zu sehen. Ich kann es aber nicht mehr thun, weil στρατός zu der zweisilbigen schweren Basis *sterō* gehört, vgl. ai. *str̥̄ṇāti*, *stīrṇás*, gr. στρωτός, lat. *strātus*, daher muss στρατός = idg. *strətós* sein, vgl. Verf. Idg. Ablaut 69 f., 84 f. στάρτος ist denn auch im wesentlichen auf Kreta oder in dorischen Dialekten belegt. Hesychs Glosse στάρτοι· αἱ τάξεις τοῦ πλήθους lässt sich nicht lokalisieren, wir dürfen sie aber nunmehr dem oben genannten Dialektgebiet zuweisen. οἱ σταρτοι finden wir in Lyttos, Bull. de corr. hell. 13, 61; ferner Φιλόσταρτος als kretischen Eigennamen, Στάρτοφος (Cauer D.² 148 C. 20) in einer Inschrift aus Thera, Σταρτόνεικος in einem Epigramm aus Galatien CIG. 4137, Kaibel Epigr. 4042. 4.

Auf der Inschrift von Gortyn lesen wir ferner I 15 καρτονας [1]), II, 3 usw. καρτει, IV 25 καρτερόν, IV 36 καρτα[ι]ποδα. Niemals kommt κρατ vor. Und diese Form καρτ war auch sonst auf Kreta beliebt: Σωκαρτης CIG. 1654, [Λυ]σικάρτιος Mus. Ital. 2, 17, Δαμοκάρτιος Bull. de corr. hell. 22, 57 sind alle drei kretische Eigennamen. Dazu stellt sich κάρτην· τὴν βοῦν· Κρῆτες Hesych. καρτ finden wir ferner auf Thera in dem oben erwähnten Testament der Epikteta, die auch Στάρτοφος hat: C. 17. 21. 23 Καρτιδάμας, und in Καρτίνικος CI. 2465.

Über den homerischen Wechsel von κρατ- und καρτ- s. u.

Bei diesem Wort ist es fast ganz unmöglich anzunehmen, dass καρτ- auf einer Analogiebildung beruht, denn die Vollstufe heisst κρέτος, und got. *hardus* kann uns wenig nützen. In Gortyn findet sich ferner δαρκνὰν I 32, δαρκνάνς II 9, niemals δραχμή. Auf Knossos heisst es δαρκμά Mitteil. d. Athen. Inst. 11, S. 180 (1886). Ebenso ist die Form δαρχμά elisch und arkadisch. Da wir die kretische Form anstandslos durch Metathesis erklären können, so wird man dies für die übrigen auch annehmen dürfen.

Die Inschrift hat ferner XI 54 προτέταρτον.

Wäre diese Form alt, so müsste sie *τέτταρτον lauten.

---

1) Zu καρτονας vgl. Lagercrantz Zur griech. Lautgeschichte 45.

Nach Brugmann Gr. Gr.[3] 212 hat τέταρτος sein einfaches τ von τέτρα bezogen, ebenso wie dor. und nordwestgr. τέτορες. Das ist ja möglich, aber im Hinblick auf die übrigen Fälle von Metathesis im Kretischen wenig wahrscheinlich. Hätte es ein *τέτταρτος gegeben, so wäre es wohl durch τέτταρες gehalten. Viel verständlicher ist die Umwandlung eines τέτρατος in τέταρτος nach τέτταρες. Ob τέτορες sein einfaches τ nach τετρα- bekommen hat und nicht vielmehr nach einem dorisch zwar nicht mehr belegten, aber doch vorauszusetzenden τέτυρας, hom. πίσυρες, ai. *caturas* muss doch erwogen werden.

Jedenfalls müssen die, die ein τέταρτος für möglich halten, nachweisen, das *r̥* auch durch αρ im Griechischen vertreten ist.

Schliesslich zeugt Ἀσκαλπίος auf der gort. Tempelinschrift Monum. antichi IC 7 dafür, wie stark das Streben nach Metathese im Kretischen war.

Wenn auch nicht allen Beispielen gleiche Beweiskraft zukommt, so ist doch festzustellen, dass auf der Inschrift von Gortyn die Lautfolge αρ die Regel ist. ρα kommt nur vor in VIII 51, 53 τράπεσθαι, das zu τρέφω gehört und von ihm beeinflusst sein kann, und in ἐγραμένα usw., das als technischer Ausdruck auch schwerlich ins Gewicht fällt. Die Lautgruppe ρο erscheint in πρὸ πρόθθα, πρόκοον, δρομέων, κρόνος, die uns, wenn sie nicht von aussen importiert sind, zeigen, dass solche Metathesen selten ganz durchgehen.

Es ist nun höchst wahrscheinlich, dass ein solcher Lautwandel nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt war, sondern sich in Ausläufern auch weiterhin erstreckte. Wir finden denn auch die Form δαρχμά im elischen und arkadischen. Ich lasse auch diese Form durch Metathese entstehen.

Weiter möchte ich auf korkyr. βαρνάμενον Coll. 3189, 3175 verweisen, das als βαρνάμενον auch auf einer attischen Inschrift gefunden ist (Kirchhoff Hermes 17, 626 ff. = CIA. IV p. 108, N. 446[a], 51). Brugmann Grd. I[2] 361, Kretschmer KZ. 31, 393, Joh. Schmidt Kritik der Sonantentheorie 27 nehmen an, dass dies eine Kontaminationsbildung aus μάρναμαι und *βρανάμενος sei. Dasselbe gilt von βαρδῆν· τὸ βιάζεσθαι γυναῖκα. Ἀμπρακιῶται Hesych, das Pischel BB. 7, 334 mit ai. *mr̥dnáti* 'heftig drücken' verbunden hat. Aber derartige Kontaminationsbildungen müssen doch immer unsere letzte Zuflucht

bleiben. Es liegt nach dem oben gesagten ausserordentlich nahe, in βαρνάμενος und βαρδῆν einfache Metathese anzunehmen.

Wenden wir uns nunmehr zu den homerischen Verhältnissen, so ergiebt sich auch hier manches interessante.

Wir finden hier nebeneinander κρατερός und καρτερός. Die überwiegende Anzahl der Belege zeigt κρατερός, wie man aus Gehrings Index ersieht. Die Form κρατερός war aber im Hexameter nicht an allen Stellen verwendbar, wir müssten z. B. in einer Verbindung wie κρατερόθυμον metrische Dehnung erwarten. Eine solche liegt aber nicht vor, sondern wir finden καρτερόθυμον. Weiter finden wir zwar 38 mal κρατερός, aber auch καρτερός 14 mal. In diesem Fall lag nun allerdings kein Zwang zur metrischen Dehnung vor. Ich schliesse mich aber in diesem Punkt der Auffassung von Danielsson Zur metrischen Dehnung S. 14 an, vgl. ἄνεροс usw. So finden wir dann noch 9 mal καρτερόν, aber 27 mal κρατερόν, 1 mal καρτεροί, 2 mal καρτερά und 2 mal καρτεραί, wo, wenn die Form κρατ vorläge, Dehnung eintreten müsste oder könnte. Die Form des Superlativs κράτιστος war gar nicht zu verwenden, kein Wunder also, dass wir hier stets κάρτιστος treffen.

Bei dem Substantivum κράτος überwiegt diese Form mit 28 Belegen gegenüber 6 von κάρτος. Dagegen κάρτεϊ ist 6 mal zu finden, aber nur 2 mal κράτεϊ. Ich vermute daher, dass hier die "Metathese" zuerst eingetreten ist.

κρατύς ist 4 mal belegt, es heisst aber ἐκαρτύναντο 3 mal.

Es steht also fest, dass mit Ausnahme von κάρτος die Stufe καρτ nur da belegt ist, wo nach sonstiger Analogie metrische Dehnung zu erwarten wäre, falls es keine metathierten Formen gegeben hätte. Nun liegt ja die Vermutung ausserordentlich nahe, dass Homer alte Doppelformen nach Belieben verwendet hätte. Aber als Konsequenz müssten wir annehmen, dass im homerischen Dialekt neben jedem ρα ein αρ gelegen hätte. Dass das nicht wahrscheinlich ist, liegt auf der Hand.

Ich kann hier gleich καρπαλιμῶς usw. anschliessen. κραπαλιμῶς war im Hexameter nur verwendbar mit metrischer Dehnung, eine solche liegt aber nicht vor.

Ähnlich steht es mit θρασ- und θαρσ-. Es heisst θρασυκάρδιος, θρασυμέμνονα, Θρασυμήδης, Θρασύμηλον, θρασύς, θρασειάων,

aber θαρcαλέοc, θαρcαλεώτερον, θαρcαλέωc, θάρcυνοc, θαρcύνων. Die sonstigen Formen mit θάρc-, θάρcει, θάρcευc, θάρcοc könnten durch θέρcοc beeinflusst und hervorgerufen sein, vgl. Θερcίτηc. καρδίη (neben κραδίη) kommt nur 3mal in derselben Verbindung am Versanfang vor: καρδίη, ἄλληκτον . . . Es könnte hier nach Schulzes Ausführungen Q. E. 374 ff. κραδίη eingesetzt werden. Höchst interessant ist das Kompositum θραcυκάρδιοc, weil hier die Form καρδ- sehr schön im Metrum begründet ist.

Ich schliesse hier gleich τερπικέραυνοc an, das G. Meyer Curt. Stud. 7, 181 zu τρέπω gestellt hat. Da τρεπικέραυνοc metrische Dehnung erfordert hätte, so beruht τερπικέραυνοc vielleicht einfach auf einer Umstellung, und es ist nicht sicher in τέρπι eine andere Ablautsstufe (V. I) als in τρεπ- zu sehen.

Man vergleiche ferner ἀτραπιτόc und ἀταρπιτόc. Auch hier sind die beiden Formen den metrischen Anforderungen dienstbar gemacht. Für ἀταρπόν gilt dasselbe. Formen wie ἀτραπόν + kons. waren metrisch nicht verwendbar.

Während es stets βραδύc heisst, steht βάρδιcτοι Ψ 310, 530 beidemal am Versanfang. Es gilt daher das oben über καρδίη gesagte.

Was τέτρατοc betrifft, so findet sich bei langer Endsilbe stets τεταρτ-, also τετάρτῳ, τετάρτων, τετάρτη, τετάρτην und τέταρτοc nebst τέταρτον. Neben diesen beiden Formen steht naturgemäss τέτρατοc und τέτρατον. Auch τετράτῃ wäre möglich, nicht aber τετράτηc. Dass τέταρτοc wahrscheinlich eine alte Form ist, wurde schon oben bemerkt. Hätte es ein *τέccαρτοc gegeben, so liegt kein Grund vor, weshalb sich Homer die Form hätte entgehen lassen sollen.

Also auch bei Homer liegt kein beliebiger Wechsel von ρα und αρ vor, sondern αρ findet sich da, wo wir metrische Dehnung erwarten sollten. Wie dieser Wechsel entstanden, ist damit freilich nicht erklärt. Aber der Erklärungsarten bieten sich so viele, dass man jedenfalls nicht darauf zu rekurrieren braucht, in dem Wechsel von αρ und ρα eine doppelte Vertretung der idg. r̥ zu erblicken. Vor allem aber ist Kretschmers Erklärung für die homerischen Formen völlig unbrauchbar. Man kann annehmen, dass es auch in Jonien einzelne metathierte Formen gab, oder dass man nach dem Muster von θάρcοc, das durch θέρcοc beeinflusst sein kann,

auch andere Formen gewagt hat, oder dass schliesslich die metathierten Formen erst spät in den Text eingesetzt sind. Jedenfalls liegt hier eine Frage des homerischen Textes, und nicht eine der idg. Lautgeschichte vor. Dass damit freilich noch nicht alle αρ des Griechischen beseitigt sind, sehe ich wohl, indess glaube ich doch annehmen zu können, dass ρα der alleinige Vertreter von *r̥* ist.

10. Zur Flexion des Duals und der Pronomina im Griechischen.

Die Endung des Genitiv Dualis im Griechischen ist noch immer ein unaufgeklärtes Rätsel. Die Litteratur findet man bei Brugmann Gr. Gr.[3] 232, so dass ich ihre Anführung hier sparen kann. Dass der Dual ursprünglich nach der *ou*-Deklination flektierte, und dass diese Formen abgesehen vom Nom. Dual. im Griechischen nicht erhalten sind, ist jetzt wohl allgemein angenommen. Von wo diese *ou*-Deklination im Idg. ausgegangen, ist unklar, jedenfalls spielen aber in den einzelnen Sprachen die beiden Worte 'zwei' und 'beide', gr. δύω und ἄμφω eine grosse Rolle. δύω entspricht genau ai. *dvāú*, *dvā́*, av. *dva*, lat. *duo*, got. Ntr. *tva*, lit. *dù*, abg. *dъva*. Daneben stand nun eine neutrale Form idg. *d(u)voi*, wie sie in ai. *dvē*, got. *twai* (mask.), lit. *dvì* (fem.), abg. *dvě* vorliegt. Dieses idg. *duwoi* hat Brugmann früher in gr. δύο gesehen. Jetzt hat er freilich diese Ansicht aufgegeben, und glaubt, dass δύο aus δύω in der Stellung vor Vokal verkürzt sei. Beide Annahmen sind lautlich möglich, aber ich sehe nicht, was zu Gunsten der letzteren spricht. Das Griechische hat zwei Geschlechter für das Zahlwort ererbt, es müsste die eine Form dann aufgegeben haben, um dann aus dem allein erhaltenen Maskulinum wieder eine neue Form entstehen zu lassen, die sehr rasch gesiegt hätte. Um diese Frage zu entscheiden, sind die Thatsachen der homerischen Sprache heranzuziehen, die ja einzig δύω und δύο nebeneinander gebraucht.

Nun kann man mit Homer die Ansicht jedenfalls nicht bekräftigen, dass δύο vor Vokal entstanden sei, denn es steht fast stets vor Konsonant, wie allerdings auch δύω. Vor Vokal wird vielmehr elidiert zu δυ'. Dagegen besteht doch ein kleiner Genusunterschied zwischen δύω und δύο. Ganz überwiegend steht δύω beim Maskulinum, nämlich in 69 Fällen

von 85. Mit dem Femininum ist δύω verbunden ε 388, ι 74 δύω νύκτας, η 129 δύω κρῆναι, ι 241 δύω και εἴκοσ' ἅμαξαι, ν 109 δύω ... θύραι, ο 421 δύω πόλιες, Β 748 δύω καὶ ἐείκοσι νῆας, Σ 490 δύω ... πόλις, Υ 269 δύω πτύχας, Χ 450 δύω (δμωαί), also in 10 Fällen, mit dem Neutrum eigentlich nur 2mal. Der Vers χ 125 = Λ 43 enthält die Verbindung δοῦρε δύω κεκορυθμένα χαλκῷ, und dieser Versschluss kehrt auch Γ 48 wieder, und dann finden wir Σ 507, Ψ 269, 614 δύω χρυσοῖο τάλαντα, in letzteren beiden Fällen hat C. Syr. δύο. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei δύο. Zunächst findet sich im Nom. Akk. Ntr. Dual. nur δύο, mit Ausnahme des oben angeführten Falles δοῦρε δυώ κεκορυθμένα. Um aber den Gegensatz klar zu machen, ist es gewiesen die einzelnen Fälle anzuführen. δύο δοῦρε heisst es stets α 257, μ 228, π 295, ς 377, χ 101, Κ 76, Μ 298, Φ 145, δύο τ' ἤματα ε 388, ι 74 und κ 142, δύο φάσγανα π 295, δύο φάρε' Ω 580, im Ganzen also in 4 Verbindungen und 13 Fällen. Häufig ist auch die Verbindung mit Femininen: θ 60 δύο δ' εἰλίποδες βοῦς, κ 142 δύο νύκτας, ν 97 δύο δὲ προβλῆτές ἐν αὐτῷ ἀκταὶ, Α 250 δύο μὲν γενεαί, Κ 253 δύο μοιράων, Υ 271 δύο (πτύχας) bis, Θ 70, Χ 210 δύο κῆρε. Das sind also 8 Fälle, während δύω beim Femininum 10mal vorkommt. Das sieht sehr wenig günstig aus, aber man muss die Gesammtzahl ins Auge fassen. δύο kommt im ganzen nur 42mal vor (Σ 157, bei Gehring unter δύο angeführt, steht δυ'). Es sind also die Zahlen 69 : 10 : 5 und 21 : 8 : 13, oder 81,2 % : 11,8 % : 5,9 % und 50 % : 19 % : 30,9 %. Ich denke, der Unterschied von 30,9 % : 5,9 % beim Neutrum spricht doch stark zu Gunsten der früheren Brugmannschen Ansicht, dass δύο die alte neutrale und femininale Form ist. Das maskuline δύο kann ja ausserdem vor Vokal entstanden sein und zum Siege des δύο beigetragen haben.

Jedenfalls berechtigen uns diese Thatsachen eine Neutralform *d(u)woi* für das Griechische als einst vorhanden vorauszusetzen. Dieser Stamm auf *-oi* liegt nun aber auch in den obliquen Formen des Zahlwortes vor. Der Gen. Lok. des Indischen lautet *dváy-ōṣ*, d. h. die Dualendung *-oṣ* ist an den Stamm *dvoi* getreten. Dass die Form alt ist, beweist die genaue Entsprechung, die sie in abulg. *dvoju* findet. Und schliesslich liegt sie auch im got. *twaddjē* und im lit. *dvējū* vor, nur dass hier die Endung des Gen. Plur. angetreten ist.

Man wird kein Bedenken tragen den Stamm gr. δυοι-, wie dies schon Wheeler gethan hat (IF. 6, 136), mit diesen Formen zu identifizieren. Wir können aber noch weiter gehen. Der Dat. Du. heisst im Ind. *dvābhyām*, wozu im wesentlichen lat. *duōbus* stimmt, d. h. es ist hier der Stamm des Nom. Mask. eingedrungen, da wir ja regelrecht sonst die schwache Stammform erwarten müssten. Ebenso wie die maskuline Nominativform konnte aber auch die neutrale eindringen, und wir finden daher im abulg. *dvéma*, lit. *dvêm* und *dvèm*, got. *twaim*. Diesen Formen, die bekanntlich, in dem was hinter dem *m* gestanden hat, nicht übereinstimmen, vgl. Verf. IF. 5, 251 entspricht nun gr. δυοῖν Laut für Laut. Ebenso können wir identifizieren ai. *ubháy-ōs*, abg. *oboju*, **obéma*, lit. *abêm*, *abèm*, got. *baim* mit gr. ἀμφοῖν, und die Artikelformen τοῖ-ν mit ai. *tay-ōṣ̌*, abg. *téma*, lit. *têm*, *tèm*. Ist diese Auffassung richtig, so wäre das griech. -ν identisch mit dem sonst im Instrumental auftretenden Suffixe *-m*, wie ich dies bereits früher vermutet habe.

Nun existiert aber bei Homer eine andere Form des obliquen Kasus des Duals, nämlich eine Form auf -οιιν, aus der die attische erst kontrahiert sein soll. Unbedingt nötig ist das nicht, aber wenn dies auch nötig wäre, so müssten wir auch hier von dem Stamm δυοι ausgehen, an den eine andere Endung getreten wäre. Ich glaube, das einfachste wird es sein, hier den Ausfall eines *s* anzunehmen, δυοῖιν stände für δυοισιν. Dass die geläufige Lokativendung -σι(ν) in den Dual gedrungen wäre, oder eine Dualform eine plurale Endung angenommen hätte, ist nicht weiter auffallend. Ich brauche nur an lit. *dvësè* zu erinnern, wo genau der gleiche Vorgang auftritt. Allerdings ist das *n* im Dual fest, was es im Plural nicht ist, doch dies findet seine Erklärung durch die Assoziationen, denen diese Endung ausgesetzt war. Zunächst stand -οι-ιν in Verbindung mit νῶιν, σφῶιν, in denen wohl ebenso ein σιν stecken dürfte wie in -οιιν. Dieses -ιν aber war assoziert mit dem -ιν, das wir in lesb. ἄμμιν, ὔμμιν, ion. att. ἧμιν finden, und das zweifellos mit dem Lokativsuffix ai. *-smin* in *tasmin* identlich ist. Diese Pronominalformen flektierten ursprünglich unzweifelhaft singularisch, wie Brugmann KZ. 27, 397 ff. richtig nachgewiesen hat. Wir müssten auch im ai. **ásmin* finden. Diese Form ist aber ersetzt durch

die Pluralform *asmásu*. Neben *n̥smin* stand aber auch *n̥smi* ohne *n*, eine Form, die auch im Griechischen vorhanden war. Diese Form ist ebenso in die übrigen Formen pluralisiert durch Anfügung von *-sin*. ἡμῖν usw. erklärt sich doch tadellos aus ἥμισιν, und ich denke, gerade diese Form gewährt der Erklärung von ἵπποιιν eine Stütze. Natürlich konnte diese Pluralisierung nicht bei den singularischen ἐμίν usw. stattfinden. Sie blieben kurz. In ἡμῖν aber wurde das ν fest, weil es an ἥμιν eine Stütze hatte.

Auf das Vorhandensein des Stammes *d(u)woi* weisen übrigens auch die eigentümlichen Formen δοιώ usw., die δύω z. T. ersetzen. Wir können δοι = δϝοι setzen und mit dem sonst auftretenden Stamm *dwoi* vergleichen. An diesen Stamm δοι sind dann die gewöhnlichen Endungen zu einer Zeit getreten, als der intervokalische Schwund des *i̯* schon vorüber war. So entstand δοι-ώ, δοι-ά, δοι-αί usw.

11. Lateinischer Vokalumlaut in haupttonigen Silben.

In seinem mit diesem Titel versehenen Aufsatz IF. 11, 325 hat F. Sommer einige zweifellose Fälle für derartige Erscheinungen nachgewiesen, aber er hat dem Gesetz namentlich, was den Wandel von *e* zu *o* betrifft, m. E. eine zu weite Fassung gegeben. Denn die Zahl der Fälle, in denen *e* vor folgendem *o* geblieben ist, scheinen mir zu gross zu sein, um allein durch Analogiebildung erklärt werden zu können. So hätte z. B. aus *gemo, gemis* **gomo, *gimis* werden müssen, worauf wir entweder durchgeführtes *gom* oder *gim* erwarten sollten.

Sehen wir uns aber Sommers Fälle genau an, so erhellt aus ihnen, dass nicht nur der mittlere Konsonant, sondern auch der dem assimilierten Vokal vorangehende eine Rolle gespielt zu haben scheint. Hier kommen vor allem die Labiale in Betracht, und zwar *v* in *volo, dvenos, vomo*; *m* in *molo, modus* und dann die Fälle, in denen der Vokal im absoluten Anlaut oder nach *h* steht: *holus, olor, onus, homo*. Nach *glomus* zu urteilen, spielt auch *l* eine Rolle. Ich sehe keinen Grund das Gesetz weiter auszudehnen. Man kann dann *gemo, fremo, genus, scelus, nemus, cedo, celos, femur, Semoniae scalae, sedum, tenus* als regelrechte Formen betrachten. Auch *semol* würde nicht das beweisen, was Sommer ihm zuschreibt.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Künstliche Sprachen.

(Schluss.)

Übersicht.

II. Teil.

V. Künstliche Sprachen oder Sprachteile werden aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus gebildet.

Über das lautsymbolische Gefühl fehlt es uns wieder gänzlich an eindringenden Untersuchungen.

Einiges hat schon A. W. Schlegel sehr fein beobachtet, z. B. die nationale Eigenart des lautsymbolischen Gefühls (Werke 7, 222 über das Wort "Donner"); wie er denn auch der erste war, der für die Euphonisierung (S. 216. 219) allgemeine Regeln des sprachlichen Wohlklangs aufzustellen suchte (ebd. S. 168 f.; vgl. S. 176. 211 und die Hauptregel S. 159). Es ist lehrreich, diese euphonischen Regeln der Romantiker mit denen zu vergleichen, die einer ihrer bestgehassten Feinde, D. Jenisch, in seiner Philosophisch-kritischen Vergleichung und Würdigung von 19 älteren und neueren Sprachen Europas, Berlin 1796, bes. S. 418 f., aufstellt — in einem Buch übrigens, das bis auf den heutigen Tag der vollständigste und brauchbarste Versuch einer methodischen "Sprachwürderung", wie v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 371 f. sie verlangt, einer systematischen "Sprachvergleichung" vom ästhetischen Standpunkt aus, geblieben ist. Auch Fr. Schlegel wandte der Lautcharakteristik seine Aufmerksamkeit zu (Werke 8, 38 f.), wie das ja durchaus im Stil der romantischen Denkweise lag. Der Sprachphilosoph der Romantik, Bernhardi, hat in seiner Sprachlehre (Berlin 1801) die Übersetzung von Anschauung in Töne ganz auf die Lautsymbolik begründet (S. 73 f.: das Wort *Blitz* ebd., *fulgur* S. 77). Und wie konnte er anders, da er (S. 63 f.) alle Sprache auf Onomatopöie, also auf Nachahmung gründete? Nebenbei bemerkt, versteht es sich von selbst, dass die Romantiker mit ihrer Verehrung des "Organischen" den philosophischen, verstandesmässig erfundenen Sprachen heftig widerstreben (Bernhardi a. a. O. S. 127, A. W. Schlegel Werke 10, 152; vgl. allgemein über dessen Sprachphilosophie Haym Romantische Schule S. 847. 852 f.).

Dann stockt lange das Studium der Lautsymbolik. Einiges hat v. d. Gabelentz zusammengestellt, in einem eigenen kleinen Aufsatz und in seiner "Sprachwissenschaft" (S. 217 f. u. ö.). Er giebt einige Vermutungen über die Art,

wie der Urmensch Laute nachahmte: "die Aussenwelt hat ihn gelehrt, dass entferntere Geräusche dumpfer klingen als nahe, Geräusche von grösseren Körpern dumpfer als solche von kleinen; und so sind piff — paff — puff, bim — bam, ritsch — ratsch, scharren — schurren usw. Gruppen, die ihresgleichen schon in der Ursprache haben mussten" (S. 250). Er macht auf die Beeinflussung der Sprache durch die Stimmung und die lautsymbolische "Stimmungsmimik" (S. 363) aufmerksam. Er betont — was auch Andere hervorheben —, dass die beständige Kontrole durch die Wirklichkeit bei Naturlauten Ausnahmen von den Lautgesetzen bewirkt (S. 209) und zu übereinstimmenden Onomatopöien etwa bei Schweden und Mandschu (S. 164) führt, die sogar für das Stillsein einen lautsymbolischen Ausdruck finden.

All das genügt doch aber nicht. Nötig wäre eine systematische Prüfung der lautsymbolischen Ausdrücke und Gruppen — aller, die so empfunden werden, ob mit oder ohne etymologische Berechtigung; eine Zusammenstellung über Abweichungen und Übereinstimmungen in der Bezeichnung von Gemütslagen, Empfindungen, Geistesrichtungen. Wenn die Chinesen weiss trauern, wie wir schwarz, so werden wohl auch in den Tonfarben solche Antinomien nicht fehlen. Schon deshalb nicht, weil die Grundlage aller Lautsymbolik, die Vokalskala, so individuell aufgefasst wird. In einer Gesellschaft bei uns wurden einmal in Gegenwart von Julius Hoffory und Andreas Heusler Fechners Versuche zur Tonpsychologie im kleinen wiederholt — auch nicht bei Einem Vokalklang herrschte allgemeine Übereinstimmung in Bezug auf die Auffassung der Vokalfarbe! Was helfen da allgemeine Behauptungen über die "audition colorée"? Ich könnte aus der Litteratur manche merkwürdige Belege für ganz verschiedene lautsymbolische Verwendung von Vokalen und Silben mitteilen; doch würde das hier zu weit führen. Ich verweise deshalb jetzt nur auf J. Minckwitz Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache Leipzig 1858 und J. G. Kohl Über Klangmalerei in der Deutschen Sprache 1873, deren Ausführungen allerdings grossenteils stark dilettantisch sind, sowie auf H. v. Wolzogens manchmal geistreiche, öfter gänzlich verfehlte Lautinterpretationen (Poetische Lautsymbolik Leipzig[3] bes. S. 50 f.; vgl. Burdach Deutsche Litteratur-Zeitung

1892, S. 1362 und besonders Nietzsche Werke 8, 24); endlich auf Erich Schmidt Charakteristiken B. II, Berlin 1901 S. 197 und auf die Beobachtungen, die H. Moser (Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers, Leipzig 1900) an C. F. Meyers Selbstverbesserungen angestellt hat (a. a. O. S. XLIV, XCII).

Sehr lehrreich hat neuerdings Wundt (Völkerpsychologie 1, 309 f.) über die Lautnachahmungen gehandelt. Die direkte Onomatopöie sieht er (S. 318) nicht als sprachschöpfend an; wohl aber räumt er der "Lautmetapher" (S. 322 f.) einen beträchtlichen Raum ein, d. h. eben der lautsymbolischen Wiedergabe: der "Gefühlston" des Lautes gibt jenen Gefühlston wieder, der durch den Gegenstand erregt wurde. Er führt solche Lautmetaphern (S. 330 f.) selbst in Adverbien und Pronominibus durch, und kommt so im Grund auf die Romantiker zurück, auf Bernhardis "Umsetzung der Anschauung in Töne". Eben dadurch tritt er in Gegensatz zu dem eigentlichen wissenschaftlichen Vater der Lehre vom "Naturlaut": zu Buschmann und der Theorie von der rein instinktiven Benennung gewisser einfachster Dinge und wichtigster Personen.

Joh. Carl Ed. Buschmann, H. v. Humboldts Famulus, der dessen Nachlass zum Teil dem Kaiser Napoleon III. demütig zu Füssen legte, schrieb (1853) "über den Naturlaut". Er meint, die weitverbreitete Übereinstimmung in der Benennung besonders von Vater und Mutter habe ihren Grund in der Adoption des kindlich lallenden "Naturlauts" (S. 2, vgl. dazu Wundt Völkerpsychol. 1, 309 f.), und hierdurch schieden die so entstandenen Verwandtschaftsnamen aus den beiden benachbarten Gebieten der Lautnachahmung und der symbolischen Bezeichnung aus (S. 33). Er rechnet also solche Worte wie *amma, tatta* u. dgl. in die Kategorie der von uns so genannten Ammensprache. Mit Unrecht, wie ich glaube, denn vielfältig bestehen neben den betreffenden, zumeist mit p, m und t (bei sehr stark wechselndem Vokal S. 11, doch bei überwiegendem a: Preyer Seele des Kindes S. 321, Rzenitzeszk Psychologische Entwickelung der Kindersprache S. 8 und 9 nach Lubbock), gebildeten Ausdrücken andere von noch kindlicherem Gepräge. Aber allerdings geben diese "Ursylben" wohl die einfachste Lautierung der Kinder wieder (vgl. Preyer a. a. O. und über die Reduplikation bei Verwandtschaftsnamen Weise Zs. f. d. Wortforschung 2, 8 f., wo auch weitere Litteratur). — Weniger

wissenschaftlich hat tastender Dilettantismus wiederholt die "Urlaute" aller Sprachen herauszuholen versucht; so V. Jacobi (Die blinden Hessen Leipzig[2] S. 65); so Falb in seinem "Inka-Schlüssel" der Ursprache; so neuerdings ein Ungar Velics.

Wichtiger aber ist, dass überhaupt zwischen Lautnachahmung und Lautsymbolik schwerlich eine feste Grenze zu ziehen ist. W. Wackernagel fasste in seinen Voces variae animantium die "Tierstimmen" fast durchweg rein onomatopöetisch auf; aber J. Winteler hat in seinen scharfsinnigen Ausführungen zu diesem Buch ("Naturlaute und Sprache. Ausführungen zu W. Wackernagels Voces variae animantium" 1892) vortrefflich nachgewiesen, welche Rolle die Umdeutung hierbei spielt. "Wir wollen uns bei jedem Worte etwas denken und wandeln es der untergelegten Bedeutung entsprechend um" (S. 25). Daher denn auch hier neben den auffälligsten Übereinstimmungen weitgehende Differenzen, wie sie z. B. bei dem berühmten Kampf Lichtenbergs gegen J. H. Voss "über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands" (Schriften 4, 243 f.) zur Diskussion kamen. Zumal Töne, deren Urheber man nicht kennt, werden zunächst aus der erweckten Gemütsstimmung heraus lautsymbolisch gedeutet, wie die berüchtigte "Teufelsstimme auf Ceylon" (vgl. M. Schleiden Studien S. 123). Man mag den Einfluss der Lautnachahmung in recht weitem Masse zugeben — und es ist ja z. B. von Th. Curti (Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles 1885) die gesamte menschliche Rede auf diesen Urquell zurückgeführt worden, während G. Kissling (Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen, dargeboten von d. öffentl. höheren Lehranstalten Bremens, Bremen 1899 S. 291 f. 348 f.) wenigstens einen guten Teil der idg. Wurzeln auf Lautmalerei zurückzuführen sucht (doch vgl. die Rec. von Bartholomae Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. Feb. 1901). Freilich wird dabei auch oft seltsam mit dem Wort "Lautnachahmung" gewirtschaftet. Preyer (Die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit 1893 S. 91) versteht darunter "die Wiederholung gehörter Laute", verwechselt also die Nachahmung vorgesprochener Worte mit der Nachahmung nicht formulierter Geräusche! Dann ist es freilich bequem, gegen Max Müllers (allerdings übertreibenden) Spott über die "Bauwautheorie" zu polemisieren. Es lässt sich nur zu oft feststellen, dass die

Naturforscher bei ihrem Kampf gegen die "Geisteswissenschaften" ihrem Grundsatz untreu werden, erst auf Grund der Erfahrung Schlüsse zu bilden. Meint doch selbst der geistreiche und vielbelesene W. Bölsche (Ernst Haeckel S. 127), Haeckels Meinung, auch die Sprache habe sich erst entwickelt, hätte für die Sprachforscher ein Gegenstand höchsten Erstaunens, ja des "Wütens" sein müssen. Als wäre die Theorie von ihrer φύσις nicht so alt wie die von der θέσις!

Aber je mehr man einräumt, desto notwendiger wird man darauf geführt, in den onomatopoetischen Benennungen ein lautsymbolisches Element als wirksam gelten zu lassen. Man bedenke doch nur, wie mannigfaltig z. B. die Schläge eines Buchfinks (Winteler S. 13) sind! Damit nun einer davon als charakteristisch empfunden und zur Benennung benutzt wurde, musste bereits eine Anschauung von dem ganzen Wesen des Vogels vorhanden sein. Und wie hätten in der That die in der Natur lebenden Menschen älterer Sprachperioden sich Auge und Nase zuhalten sollen, um ja alle Eindrücke nur durchs Ohr aufzunehmen, umgekehrt wie Odysseus bei den Sirenen sich nur die Ohren verstopfte? Man vergleiche doch nur die verschiedenen "Dialekte" der Kindersprache, die Wundt (Völkerpsychol. 1, 289) zusammenstellt, oder die onomatopoetischen Ausdrücke der japanischen Kinderstube (a. a. O. S. 294 Anm.) mit deutschen: wie wären diese Verschiedenheiten möglich, wenn überall dieselben Naturlaute von Taube und Katze, Glockenklingen und Schmalzen einfach nachgeahmt würden! Unsere Schwärmer für Onomatopöie — es gibt Leute, die hierin nichts Geringeres leisten als die Keltomanen in Ableitung aller germanischen Worte aus dem Keltischen! — scheinen von der Anschauung auszugehen, auf die W. Jordan sein Lustspielchen "Durchs Ohr" gebaut hat: "Der Kehlkopf nur verrät uns den Charakter!" Wie viel Selbsttäuschung läuft dabei mit unter! Und wie oft kommt auch das vor, dass ein aus andern Gesichtspunkten geschöpftes Wort erst nachträglich onomatopoetische Geltung erhält, wie z. B. frz. *foudroyer*!

Eine Mischung von Lautnachahmung und Lautsymbolik liegt auch in den folgenden Beispielen künstlicher Rede oft vor, nur dass hier zumeist das Lautsymbolische die Überhand hat. Wir geben eine bunte Auswahl aus

wahrscheinlich auf solcher phantastisch entstellenden "inneren Sprache". Wenn ein Missionär von Angehörigen verschiedener Idiome gleichzeitig umstanden wird und Jeder ihn in seiner eigenen Sprache versteht (ebd. S. 193), so ist wohl anzunehmen, dass seine begeisterte Rede ebenfalls Anklänge an all diese Sprachen enthielt, die dann einzeln aufgefasst werden. Eine eigentliche Mischsprache ist solche Rede deshalb doch nicht, weil für sie nicht diese Bestandteile, sondern das neue, umformende Prinzip bezeichnend ist.

c) Die Kenntnis eines sehr interessanten und lehrreichen modernen Falles verdanke ich Max Dessoir. Dieser machte mich auf einen amerikanischen "case of psychic automatism" aufmerksam: ein Beispiel für das vom bewussten Wollen unabhängige Sprechen eines spiritistisch erregten Menschen. Der Fall ist von amerikanischen Autoritäten genau beobachtet und beschrieben worden (ausführlich in Proceedings of the Society for Psychical Research. Vol. XII (1897) S. 277 f., summarisch in Appletons Popular Science Monthly, August 1896, S. 508 f.). Ein junger Mann, den die Berichterstatter Albert Le Baron nennen, wurde durch gläubige Spiritisten allmählich in die Überzeugung hypnotisiert, dass er der Pharao sei, unter dessen Herrschaft die Juden aus Ägypten auswanderten. In aufgeregten Zuständen stiess er dann lange Sätze und "Gedichte" in "unbekannter Sprache" aus, die er selbst übersetzte. Späterhin suchte er in verschiedenen Wörterbüchern die Heimat seiner Verzückungssprache aufzufinden; eine verhältnismässig grosse Zahl stöberte er ("Proceedings" S. 294) in den Dravidischen Sprachen auf. Doch legte er selbst auf diese Übereinstimmung wenig Gewicht. Mit Recht; denn diese Übereinstimmung erklärt sich wohl einfach aus der häufig zu beobachtenden Regel, dass die Leistungen von Primitiven, Geisteskranken und Kindern sich berühren (Ricci L'arte dei bambini S. 27 f.). Auch bei den Naturvölkern ist die Reduplikation — gewissermassen ein organisiertes Stottern — beliebt, wie bei den Kindern und den Kranken (Pott Verdoppelung; Rzesnitzeck Entwickelung der Kindersprache S. 10. 19; Wölfflin Reduplikation in der Kindersprache Zs. f. d. Wortforschung 1, 2[illegible] einfachsten Laute und Lautkombinationen werden [illegible] zuerst gebildet usw. Ich erinnere nochmals an

der Seele zu finden" (S. 250). Die Geister selbst sprechen nie (ebd. 2, 13). Auch von andern Somnambulen teilt Kerner Sprachproben mit: "ni nunarto" 'der Hund', "na blamiria" 'die Braut', "ni blamioctor" 'der Bräutigam', "na clemos" 'die Katze' (S. 250; auch die Wortwahl ist bezeichnend!) "Clemor tona in diu aswinor" bedeutete: 'Weil ich dich liebe, zanke ich mit dir'. Wir werden hier schwerlich an lat. clamor und engl. answer denken dürfen. Es ist eine dunkel gefärbte Reihe phantastischer Laute, die mit den partikelähnlichen Wörtchen "in diu" immer noch den Zusammenhang mit der deutschen Satzfügung verrät; in "aswinor" mag "Schwein" oder doch eine dunkele Vorstellung davon stecken.

Die innere Sprache der Seherin hat Immermann im Münchhausen (4. Buch IV. Kap.) parodiert, indem er unmögliche Laute von annähernd schwäbischem Gepräge (Max Koch in seiner Ausgabe, in Kürschners Nationallit., Immermanns Werke 2, 1, 357 Anm.) häuft: "Schuckli buckli koramsi quitsch..." "Fressannidum schlinglausibeest pimple timple simple perianke meriankemu". Es ist sehr lehrreich, diese wirklich erfundene Rede mit jenen Worten der Somnambule zu vergleichen. Ihr schwebt ein unbestimmtes Ideal vor, eine Rede von orientalischem oder lateinischem Klang, wie sie sie in der Kirche gehört oder aus fremden Namen sich aufgebaut hat; diese allgemeine Vorstellung sucht sie nun mit Gehalt zu füllen. Immermann dagegen, der nur durch grobe Sprachklänge komisch wirken will, gerät sofort in Reim und Rhythmus — höchst charakteristisch, da wir ähnliche Erscheinungen bei der Spracherfindung immer wieder treffen. Daneben leicht entstellte Schimpfworte: "schling lausi beest"!

Kerner (a. a. O. S. 249) merkt an, dass auch J. Böhme eine Reihe eigener Worte erfand — ebenso, setze ich hinzu, der Philosoph Krause, dem auch seine seltsamen Termini wie Or — und Orin — aus der Meditation aufgingen. Aber die innere Sprache ist viel weiter verbreitet. Mindestens nach selteneren Worten und Klängen hascht z. B. auch die verzückte Adelheid Langmann, Klosterfrau zu Engelthal (gest. 1375), deren Offenbarungen Ph. Strauch herausgegeben hat (vgl. ebd. S. XL). Aber auch jene "doppelte Sprachengabe", die Görres (Christliche Mystik 2, 189 f.) als ein Kennzeichen der Begnadeten aufzählt, beruht, soweit sie historisch ist,

wahrscheinlich auf solcher phantastisch entstellenden "inneren Sprache". Wenn ein Missionär von Angehörigen verschiedener Idiome gleichzeitig umstanden wird und Jeder ihn in seiner eigenen Sprache versteht (ebd. S. 193), so ist wohl anzunehmen, dass seine begeisterte Rede ebenfalls Anklänge an all diese Sprachen enthielt, die dann einzeln aufgefasst werden. Eine eigentliche Mischsprache ist solche Rede deshalb doch nicht, weil für sie nicht diese Bestandteile, sondern das neue, umformende Prinzip bezeichnend ist.

c) Die Kenntnis eines sehr interessanten und lehrreichen modernen Falles verdanke ich Max Dessoir. Dieser machte mich auf einen amerikanischen "case of psychic automatism" aufmerksam: ein Beispiel für das vom bewussten Wollen unabhängige Sprechen eines spiritistisch erregten Menschen. Der Fall ist von amerikanischen Autoritäten genau beobachtet und beschrieben worden (ausführlich in Proceedings of the Society for Psychical Research. Vol. XII (1897) S. 277 f., summarisch in Appletons Popular Science Monthly, August 1896, S. 508 f.). Ein junger Mann, den die Berichterstatter Albert Le Baron nennen, wurde durch gläubige Spiritisten allmählich in die Überzeugung hypnotisiert, dass er der Pharao sei, unter dessen Herrschaft die Juden aus Ägypten auswanderten. In aufgeregten Zuständen stiess er dann lange Sätze und "Gedichte" in "unbekannter Sprache" aus, die er selbst übersetzte. Späterhin suchte er in verschiedenen Wörterbüchern die Heimat seiner Verzückungssprache aufzufinden; eine verhältnismässig grosse Zahl stöberte er ("Proceedings" S. 294) in den Dravidischen Sprachen auf. Doch legte er selbst auf diese Übereinstimmung wenig Gewicht. Mit Recht; denn diese Übereinstimmung erklärt sich wohl einfach aus der häufig zu beobachtenden Regel, dass die Leistungen von Primitiven, Geisteskranken und Kindern sich berühren (Ricci L'arte dei bambini S. 27 f.). Auch bei den Naturvölkern ist die Reduplikation — gewissermassen ein organisiertes Stottern — beliebt, wie bei den Kindern und den Kranken (Pott Verdoppelung; Rzesnitzeck Entwickelung der Kindersprache S. 10. 19; Wölfflin Reduplikation in der Kindersprache Zs. f. d. Wortforschung 1, 263); die einfachsten Laute und Lautkombinationen werden wohl überall zuerst gebildet usw. Ich erinnere nochmals an

die "Naturlaute" in der Kinderstube und in den Negersprachen; auch sie kehren in der Sprache der Verzückten wieder.

Die Worte strömten in ununterbrochener Fülle hervor und "wenn es keine Prosa mehr gab, gab es Verse in 'unbekannten Sprachen'" (ebd. S. 293). Von beidem werden reichlich Proben mitgeteilt und (Appleton S. 522) durchaus zutreffend beurteilt: "Ein phonetisches Element scheint als Basis für eine lange Reihe von Silben zu dienen". Das finden wir ja auch sonst.

So (S. 290): Te rumete tan. Hee lete leele luto scele. Impe re scele lee luto. Onko keere scele tere lute. Ombo te scele te here te kure usw.

Das ist fast eine Art "Erbsensprache". Erst ein Vorspiel mit *te* — *te* — *tau*. Dann als Thema *lee* mit Variationen: Hee — lete leele l — — le usw. Jeder Satz fängt zweisilbig an (mit wenig Ausnahmen), dann folgt ein kurzes "Wörtchen", dann reimende oder allitterierende Silben. Periodisch tritt — gewöhnlich am Schluss — ein zweisilbiges Wort mit u in der ersten Silbe ein: *luto* — *luto* — *lute* — *kure* — *kuru* — *rute*. Das *rute* wird am Schluss in *eru* anagrammiert; man denke an Zauberformeln wie *sator arepo*. Endlich läuft die ganze Periode in ein "Hallelujah" aus: "Singe, singe, singe, eru. Imba, Imba, Imba". Ganz offenbar schwebt ein Ideal von feierlicher Hymnensprache vor, das mit den primitivsten Formen der Wiederholung erreicht wird.

So immer. Ein andermal (S. 291): *Intelete te intelute* — ein Wortpaar von der Art formelhafter Verkoppelungen wie "*orbi et urbi*". Das häufige *te* bildet das "und" nach, schwerlich nach dem griechischen τε.

Nun kommt aber die erlernte Basis dieser verzückten Rede zuweilen merkwürdig deutlich heraus. Einerseits fühlt sich "Le Baron" als Pharao. Deshalb z. B. die Schluss-Sequenz *Amen Ra, Amen Ra, Amen Ra* (S. 291) oder, indem die Vorstellung von dem alten zu dem neuen Ägypten irrt: "De Bedeouins", die Beduinen (ebd.). Andererseits ist er Amerikaner, von Beruf Schriftsteller und Reporter. Deshalb begegnen *Etce ce Tera* (S. 290) aus "*etcaetera*", *rule* und "*Indo*" (S. 291) als Basen der Variation usw.

Hier der Anfang eines Gedichts (S. 294):

Ede pelule kondo nedode,
Igla tepete kompte pele,
Impe odode inguru lalele
Omdo resene okoro pododo.

Die Wirkung des Rhythmus auf die Lautbildung — ein wichtiger, noch ganz der Erforschung barrender Faktor im Sprachleben, den der originelle Schlabrendorf (s. u.) zur Grundlage seiner Glottogonie machte — ist hier nicht zu verkennen. Ebensowenig das Vorherrschen der Vokalharmonie. In der Regel wird eine Zeile durch *o* mit einigen *e* gebildet; gewisse Typen kehren immer wieder: *kondo kompto omdo odkonde pokonto pekondo*. *i* findet sich fast nur vor *e*: *impe igme, impe igde* (doch auch *igla*); vor dunkelm Vokal nur wie in einer Vorsilbe: *inguru* (was, beiläufig bemerkt, in dem berühmten "krimgotischen Lied", das ja leider kein gotisches ist, beinah wiederkehrt: *ingdolou* Tomaschek Die Goten in Taurien S. 66). *u* und *a* kommen meist gepaart vor: *nefulu, kelala, japale*.

Der Charakter der dunkel empfundenen Idealsprache, den wir bei den erfundenen Sprachstücken der Rabelais, Morus, Holberg noch deutlicher treffen, tritt in diesen charakteristischen Proben ungemein deutlich hervor. Jenes Streben nach Gleichklang, Vokalharmonie, Allitteration usw., das in allen Sprachen besteht (man denke nur an Erscheinungen wie die Analogiebildungen von "Nachts" und "Tags", an den Umlaut, an die Reduplikation), das aber durch die Rücksichten der Deutlichkeit gehemmt wird, kann sich hier ganz ungestört entfalten.

d) "Appletons Popular Science Monthly" weist darauf hin, dass das "mit Zungen reden" der Irvingianer und ähnlicher Sekten (a. a. O. S. 520 f.) ganz ähnlichen Prinzipien folge — nur mit dem Unterschied, dass statt der sinnlosen Silben hier bestimmte Lieblingsworte wie "*glory*", "*heaven*" usw. in fast nur musikalischer Anordnung aneinander gereiht werden. Völlig von dieser Art sind auch "Le Barons" sog. "Übersetzungen" seiner Sprachphantasmata ("Proceedings" S. 289 f.). Ähnlich sollen auch die im Schlaf gesprochenen "Strange Sermons of Rachel Baker" (ebd. S. 296) lauten. Die Verwandtschaft der "sinnlosen" und "verständlichen" Glossolalie liegt jedenfalls auf

der Hand; wie die Hallucinationen der Pythia auch noch in der Sprache der Orakelverse nachklingen.

e) Auch einen andern höchst interessanten Fall verdanke ich Max Dessoir. Der Genfer Psycholog Th. Flournoy hat in einem starken Buch sehr ausführlich über ein merkwürdiges Beispiel von "Glossolalie" gehandelt ("Des Indes à la Planète Mars. Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie. Paris et Genève, 3 éd. 1900). Eine Dame, die er Miss Smith nennt, träumt sich in frühere Daseinsformen als Hinduprinzessin und Königin Marie Antoinette zurück oder fühlt sich auf den Mars versetzt. Aber wie ihre Zeichnungen (S. 154 f.) und Erlebnisse (S. 198 f.), wie ihr Alphabet (S. 201; vgl. a) die heilige Hildegard), so ist auch ihre Sprache, von der reichliche Proben (S. 158 f.) mitgeteilt und (S. 202 f.) eingehend analysiert werden, nur willkürliche Veränderung ihrer französischen Muttersprache. Ich gehe zwar nicht so weit, wie Flournoy in einem Nachtrag (Observations psychologiques sur le spiritisme. Extrait des Comptes Rendus du IV. Congrès International de Psychologie P. 1900), wo er ihre "Martier-Sprache" als mit dem Französischen wesentlich identisch erklärt (S. 8). Vielmehr zeigt die eingehende und sehr interessante Analyse der Vokale — auf die es ja vor allem ankommt — charakteristische Verschiedenheiten vom Französischen (Des Indes à la planète Mars S. 225). Die heimischen Nasallaute sind fast ganz vermieden, offenbar als unvornehm; die dunklen Vokale sind fast ganz durch die hellen verdrängt (73,3 pCt. helle Vokale in der Martiersprache gegen 32,3 pCt. im Französischen). Offenbar schwebt also der Sprecherin ein Ideal der hellen, hochtönenden Planetensprache vor und es wird dahin übersetzt. Dagegen sind die grammatischen Formen (S. 232 f.) ganz treulich nachgeahmt. Fremde Sprachen spielen (S. 235) keine grosse Rolle. Besonders bezeichnend ist aber, dass die Wortstellung (S. 234) sklavisch der französischen nachgebildet ist. Flournoy sagt also sicher mit Recht (S. 237): "Ce procédé de création du martien paraît consister simplement à prendre des phrases françaises telles quelles, et à y remplacer chaque mot par un autre quelconque fabriqué au petit bonheur". — Ebenso ist ihr "Hindu-Cyklus" (S. 257 f.) von bestimmten indischen Namen und Worten dominiert, nach deren Klangmuster sie (S. 296 f.) weitere formt, unter Bei-

mischung arabischer Elemente (S. 286 f.). M. de Saussure urteilt darüber (S. 303): "1) Que c'est un mêli-mêlo de syllabes, au milieu desquelles il y a incontestablement de suites de huit à dix syllabes donnant un fragment de phrase ayant un sens (phrases surtout exclamatives) ... 2) Que les autres syllabes, d'aspect inintelligible n'ont jamais un caractère anti-sanscrit, c'ést à dire ne présentent pas des groupes matériellement contraires ou en opposition avec la figure générale des mots sanscrits ... 3) Enfin, que la valeur de cette dérnière observation est d'autre part assez considérablement diminuée par le fait que Mlle. Smith ne se lance guère dans les formes des syllabes compliquées et affectionne la voyelle a; or le sanscrit est une langue ou la proportion des a par rapport aux autres voyelles est à peu près de 4 à 1, de sorte qu'on ne risque guère, en prononçant trois ou quatre syllabes en a, de ne pas rencontrer vaguement un mot sanscrit". Also auch hier ganz dasselbe: ein "Ideal-Sanskrit" wird durch Vokale und ungefähre Fügung angestrebt, instinktiv, und doch mit einem ähnlichen Resultat, wie bei dem gelehrten "Ideal-Romanisch" der "Spracherfinder" Fuchs und Volk. Übrigens ziehen auch die Kinder das a dem i vor (Lindner Naturgarten d. Kindersprache S. 47). — Der Aufsatz von V. Henry (Le langage Martien: Revue de ling. et de philol. comparée Mars-Avril 1901) war mir nicht zugänglich.

2) Auch Dichter geraten in einen "schönen Wahnsinn", in dem das Material der gewöhnlichen Rede ihnen so wenig genügt wie der Seherin von Prevorst. Selbst in Frankreich, dem Land der festen Tradition, klagt man über die Neologismen der jüngsten Generation (Doumic Les Jeunes S. 50). Bei uns gehen sie über „unmögliche Wortbildungen" weit hinaus und versuchen den Gipfel der Poesie in lautsymbolischem Stammeln zu erreichen. So hat W. Schäfer (Zwanzig Dehmelsche Gedichte) als besonders charakteristisch unter R. Dehmels Gedichten auch das "Trinklied" (a. a. O. S. 73) ausgewählt, in dem es heisst:

Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni gleia glühlala.

Das Lautsymbolische ist nicht genügend durchgearbeitet: in "glühlala" tritt die Bedeutungsunterlage zu deutlich hervor (in der nächsten Strophe die Neubildung "ein Geglüh"); aber

die Absicht bleibt erkenntlich. — Stärker noch operiert ein Jüngster, Alfred Mombert, mit solchen Lautverbindungen phantastischer Art. "Aus dem Qualm der Sprache kehr ich zurück", sagt er selbst einmal hochmütig. Er macht die ganze Sprache zu einer Vorratskammer lautsymbolischer Vorstellungen; die Worte bedeuten gar nichts mehr, die Klänge Alles. Umgeformte "syllabische Melodien", wie sie sich Richard Wagner formt, braucht er nicht; die üblichen Redestücke selbst werden zu phantastischer Wirkung aneinandergeschoben und gehäuft:

Versinken in den Nächten des schwarzverhangenen Gemachs ("Der Glühende" S. 49).
O Sonnemittag, da ich im heiligen Seegewässer ruhe.
Aus fernster Zukunft tönt die goldne Harfe mir herüber.
Tritt ein, tritt ein, geöffnet ist das Thor, das Thor, das Thor ("Die Schöpfung" S. 59).

Man mag das schlankweg "Unsinn" nennen; wurzelverwandt ist es doch mit jenen uralten Versuchen, Unaussprechliches zu artikulieren, die dem "sinnlosen Refrain" der Urzeit seine Bedeutung verliehen (vgl. darüber Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 32 f., Euphorion 5, 1 f.). Und auf diese "juchheissa" und "o jerum" greift ja auch Dehmels "dagloni gleia glühlala" zurück. Die Neuerer selbst werden immer wieder in den Bann der Tradition gezwungen.

3) Auch die Märchenworte hängen damit aufs engste zusammen. Wie eng gerade hier nachahmende Onomatopöie und deutende Symbolik verschwistert sind, zeigt z. B. die Mühlradsprache (J. Grimm Kl. Schr. 7, 163 f.): dem Klappern der Räder wird ein bestimmter Inhalt beigelegt. Wem hat nicht schon die Eisenbahn bestimmte Melodien vorgesungen, so deutlich im Schüttern der Wagen, dass er jedes Wort zu hören glaubte? Erst wiederholt man sich den Klang, dann werden Worte daraus. So gehen in den Märchen lautsymbolische Namen wie Rumpelstilzchen (vgl. dazu Albr. Weber Aphorismen B. 1901 S. 10) oder in den Rätseln Klangbilder wie Hira Hara in die Rede über:

Rururunzeljahn,
Wo dick is di de Buuk ufgahn (Petsch a. a. O. S. 75. Vgl. für ähnliche volkstümliche Reduplikationen Corr.-Bl. des Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung XXI 3 S. 35 Anm.)

Wird aber das Lautsymbolische allein festgehalten, so entsteht nicht, wie sonst (III, 1, d) eine Rätselsprache mit deutschen Worten, sondern eine Häufung willkürlicher Lautbilder:

Nik nak noschen nady,
Nik nak noschen nady,
Nusch nina qua (Ehrenfeld Schulmärchen S. 34),

wobei wieder die Hilfe der Allitteration zu beachten ist.

4) Auch bei der Zaubersprache schwebt ein allgemeines Ideal des Märchenhaften, Rätselhaften vor, das aber dennoch der individuellen Erfindung Raum lässt; auch die Sprache ekstatischer Momente hat daran Anteil. Da haben wir denn all die lautsymbolischen Hilfen wieder: die Reduplikation ("pu pu pu, num quam ego te videam per parietem repere" R. Heim Incantamenta magica graeca latina S. 92, N. 52); die ähnlich wirkende Anaphora und den Reim:

nec parit mula,
nec lapis fert lanam,
nec huic morbo caput crescat,
si creverit tabescat (ebd. S. 549).

Da sind aber auch die mystischen Klänge wilder, an die verständliche Sprache nur anklingender Laute: 'Trebio potnia helapaho' (ebd. N. 198. — potnia aus dem Griechischen vgl. J. Grimm a. a. O. S. 140); gern mit Reim und Assonanz: 'Argidam margidam sturgidam' (ebd. N. 190; vgl. Wölfflins Deutung in der Anmerkung und allgem. zur Reduplikation Wilmanns Deutsche Grammatik 2, 21 f. (§ 13). Ich verweise nur auf J. Grimms klassische Abhandlung über Marcellus Burdigalensis (Kl. Schr. 2, 114 f.).

Sprachmischung fehlt auch hier nicht (S. 149). Ein "alsi afna phereos" (S. 141) ist trotz aller Erklärungen wohl einfach "heiliger Unsinn" wie das berühmte "sator arepo tenet opera rotas", das man wohl umdrehn — aber nicht verstehen kann; oder wie das pompös entstellte Latein der Zauberformel im Puppenspiel "Docktor Fausts Leben" (Forschungen zur neueren Lit.-Gesch. Festgabe für R. Heinzel S. 251): "Mephisto impariat" statt "appareat" u. dgl. m. Ebenso machte eine Tiroler Zauberformel (Zs. d. Ver. f. Volksk. 9, 379) den Schluss der Messe unkenntlich: "Ito, ato, Massa —" für "Ite, ite, missa —". Wie noch heut solche dunklen Zauberklänge wirken, zeigt die

Geschichte der berüchtigten "Mysterienformel" Κόγξ ὄμπαξ bis auf Lobeck (vgl. Köchly G. Herrmann S. 183 f.).

Auch abergläubische Rücksichten wie bei der Tabusprache der Fischer und Jäger mögen mitwirken; aber die Spekulation auf die Macht des Klanges spielt doch die Hauptrolle. Umgekehrt darf man aber bei euphemischen Umgestaltungen insbesondere von heiligen Namen, wie sie beim Fluchen u. dgl. gang und gäbe sind, die lautsymbolische Hilfe nicht ganz übersehen. Man steuert von einem bestimmten Wort weg — aber meist zugleich einem bestimmten Klang zu. Wenn der Italiener statt "corpo di Cristo" "corpo di Bacco!" flucht, so wählt er gerade diesen Götzennamen, weil er so schön schallt. "Hocus pocus" ist wirksamer als "hoc est corpus", schon weil es reimt.

Lautsymbolisches Gefühl spielt bei den meisten unerklärlichen Wortbildungen mit. Die Gründer des grössten deutschen Witzblattes suchten nach einem Namen für ihr Kind. Ein Glas fiel herunter — "kladderadatsch!", rief unwillkürlich W. Scholz. Man wählte den originellen Namen — aber sollte nicht etwas von dem geheimnisvollen Klangzauber mitgesprochen haben, der später den Sozialisten Bebel von dem bevorstehenden "grossen Kladderadatsch" sprechen liess? Das Wort "félibre" scheint gar keinen Sinn zu haben (G. Paris Penseurs et poètes S. 94); es wurde wegen seines eigentümlichen Klanges zum Titelwort der neuen provenzalischen Schriftsprache: "il était neuf, il était sonore, il fournissait de belles rimes, il fut acclamé par les sept convives (vgl. aber auch Jeanroy Romania XXXIII 463 f.).

Ein hübsches Beispiel für Entstehung und Wirkung solcher lautsymbolischer Gebilde ist das Wort "Simulor" (aus Simili und frz. or.?), von dem Benno Rüttenauer (Heilige, Heidelberg 1895 S. 155) erzählt. Nicht anders wird es mit dem neuerdings oft gebrauchten Wort "jingo" stehen, das aus einem Tingeltangellied stammt:

We do'nt want a war, but — by Jingo! — if we do —
We have the ships, we have the men, we have the money too!

Statt des üblichen Euphemismus "by Jove" — aus der lateinischen Schulbildung von Oxford und Cambridge! — ist ein scharf und schneidig klingendes Phantasiewort gewählt, das

vortrefflich zum Inhalt der Verse passt. Ähnlichen Ursprung scheint das unerklärliche Wort "Rococo" zu haben; vielleicht auch das trotz Diels (Elementum S. 99: 581 f.) und Reiter (2. Jahresber. d. Staatsgymnasiums Kgl. Weinberge 1899/1900) noch nicht sicher gedeutete "elementum".

Auch diese scheinbar ganz willkürlichen, gesetzlosen Sprachschöpfungen, Zauberworte, Euphemismen u. dgl., haben also an dem gemeinsamen lautsymbolischen Gefühl, das Sprecher und Hörer verbindet, ihren Rückhalt.

5) Wir kommen zu dem letzten und wichtigsten Fall: zu der individuellen Sprachschöpfung aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus. Bei den Verzückten wirkt ein idealer Sprachtypus, bei den Dichtern eine durch gewisse Schlagworte ("glühen" bei Dehmel; "das Thor" bei Mombert) beherrschte Stimmung; bei Märchen und Rätsel der bestimmte Zweck. Jetzt haben wir Fälle zu besprechen, in denen die Sprachschöpfung scheinbar völlig unbeengt und frei vorgehn kann.

Jeder Mensch ist für den Klang dunkler unverständlicher Laute empfänglich. Auf die Wirkung des Latein bei der Messe, des Hebräischen beim Gottesdienst (vgl. I, 2, c, α und I, 3) ist oft hingewiesen worden. Ebenso hat man öfters Beispiele angeführt für die Macht, mit der entstellte oder falsch aufgefasste Worte auf die Vorstellung wirken. So erzählt v. Kloeden in seinen Jugenderinnerungen (S. 73), dass er sich aus dem Verse

Bis der Tod, der Alles raubt —

einen Beinamen für den Tod gebildet habe: "der Tod, der Rallesraub", was ihm höchst fürchterlich klang. Am stärksten wirken solche Klänge natürlich auf Naturen, die auch sonst für Lautsymbolik besonders empfänglich sind. Bekannt ist ein an Kloedens Fall erinnernder aus der Jugend von K. Ph. Moritz: es hiess in einem Lied "hüll', o schöne Sonne" — und daraus machte er sich einen romantischen Beinamen der Sonne zurecht: "Hylo, schöne Sonne". Er war aber auch sonst für Klangeindrücke besonders empfänglich, bildete sich aus Höhe und Tiefe der Vokale sofort Bilder ("Hannover" von hellem und lichtem Ansehn, "Paris" voll heller weisslicher Häuser: Anton Reiser Deutsche Lit. Denkm. d. 18. u. 19. Jhd. 23, S. 46), hatte von Worten wie "Heben" (nd. für Himmel), "Höhen der

Vernunft", "Unterjochung" (ebd. S. 81—84) eine ganz körperliche Anschauung, und weil sein Lehrer "singulariter", "pluraliter" auf der vorletzten Silbe betonte, wurden es ihm gleich Völker wie die Amoriter und Jebusiter (S. 35). — G. Chr. Lichtenberg bemerkt: "Despaviladera heisst eine Lichtputze auf Spanisch. Man sollte glauben, es hiesse wenigstens ein Kaiserlicher Generalfeldmarschalllieutenant" (Schriften 1, 326). Aber er war auch sonst auf die Physiognomik der Laute sehr aufmerksam, sammelte onomatopoetische Worte, die ihm "eine Art Bilderschrift für das Ohr" ergaben (ebd. S. 318), bildete sich aus Nachrichten über den General Lee und dem doppelten e seines Namens ein eigentümlich zusammengesetztes Bild von ihm und suchte sich einen Nachtwächter nach seinem Gesang zu zeichnen. — Fr. Th. Vischer, der in "Auch Einer" das "tetem" des Gesangbuchverses "wer mit verhärtetem Gemüte" zu humoristischer Unsterblichkeit gebracht hat, achtet auch auf die Symbolik der Tiersprache und vergleicht sie mit der menschlichen Gebärdensprache (Auch Einer 2, 293). — Indess, die Grundlage ist doch allgemein menschlich. Schon die Kinder sind glücklich, wenn sie unverständliche Klänge von einem gewissen symbolischen Reiz der Lautfarben und des Rhythmus unaufhörlich wiederholen dürfen, "talillè, talillè, talillè" (Groos Die Spiele der Menschen S. 42) oder, mit Reim (wie so oft in künstlichen Sprachen): "Emma-Bemma" (ebd. S. 46). Auch hier entsteht, wie bei Mombert, Sinnlosigkeit durch Haften am Klang:

Naseweis vom Wasser weg,
Welches da liegt noch mehr Dreck (ebd. S. 47).

Dass kein einfach verständlicher Sinn vorliegt, erhöht gerade den Reiz: das ist eben etwas anderes als was wir alle Tage reden!

a) Die allgemeinste und kaum irgendwo zu vermeidende Art, Sprachstoff zu erfinden, ist die poetische Namengebung. Das Allgemeinste ist auch hier bekannt: wie früher aussagende Namen (besonders in Roman und Lustspiel) die Person etikettieren: Herr v. Edelreich, Herr v. Mildheim; wie dann allmählich eine Emanzipation beginnt, indem man fremde (französische oder englische) Namen übernimmt, zum Teil noch bedeutungsvolle, die nun aber nur noch lautsymbolisch wirken ("Womshäter" aus dem Englischen für Lessings "Misogyn");

bis sich allmählich der nur durch seine Klangwirkung diskret auf die Natur der Person vorbereitende "bedeutungslose" Name durchsetzt. Natürlich hat aber der lautsymbolische Name auch viel früher nie ganz gefehlt. Ich erinnere hier nur an die komischen Namen, die Weinhold (a. a. O. S. 10 f.) aus altdeutschen Schauspielen zusammenstellt und von denen er ausdrücklich bemerkt: "ein innerer Grund, weshalb manche Namen niedrig und lächerlich sein sollten, war nicht vorhanden; der Klang allein wirkte, weil bei dem Klange an die gewöhnlichen Inhaber der Namen gedacht ward" (S. 12) und, setzen wir hinzu, weil er an sich oft schon den Eindruck des Plumpen, Unbehilflichen macht: Gundelwein, Gumpolt, Gumprecht gegenüber Gawein und Parsifal! Ist einmal ein bezeichnender Name gefunden, so hält man ihn gern fest: "Wilhelm" bleibt von Bürger über Goethe bis zu Heine der Name für einen treuen Liebhaber, "Leonore" für die Geliebte (Euphorion 4, 488). Auch kehrt der gleiche Name bei demselben Autor öfter wieder: das Paar Wilhelm und Marianne aus Goethes "Geschwistern" in den "Lehrjahren" u. dgl. m. Dass die Namengebung keine nebensächliche Angelegenheit ist, haben Autoren wie Freytag hervorgehoben (vgl. in meiner "Gesch. der deutschen Lit. im 19. Jhd." S. 431). Näheres Eingehen muss ich mir aber für eine Spezialstudie versparen.

Dass die Namen aus der Vorstellung des Autors von seiner Person genommen sind und sie in dem Hörer oder Leser wieder erwecken wollen, ist klar; sie sind durchaus lautsymbolische Erfindungen.

Auch bei der "bürgerlichen" Namengebung spielt das lautsymbolische Gefühl keine geringe Rolle; der vorschwebende Typus des zukünftigen Mädchen oder der zukünftigen Frau soll oft durch "Rosa" oder "Gretchen" oder "Irene" angedeutet werden, auch wo die ursprüngliche Bedeutung des Namens nicht mehr gekannt wird. Hier handelt es sich aber nur um Wahl, nicht um Erfindung von Namen; oder wo doch Namen erfunden werden, gelten einfach die Prinzipien der poetischen Namengebung.

Besonders stark kommt die Bedeutung des lautsymbolischen Gefühls für die Namengebung in der Namenveränderung zum Ausdruck. Hans v. Kahlenberg führt in ihrem schrecklichen Roman "Die Sembritzkys" den Bildhauer Rein-

hold Begas ein; da heisst er Arnold Wigand. Die Grundzüge des Namens sind gewahrt, er ist aber zum Winkelried hin gesteuert. Gabriele Reuter sieht ihre litterarische Mitschwester Helene Böhlau vor allem in der Beleuchtung der unruhigen, wühlenden Natur; deshalb entstellt sie (in "Frau Bürgelin und ihre Söhne") den Namen zu Mia Wöhler. Ein "Aloys" der Wirklichkeit wird zum poetischen Jüngling "Dionys" usw.

Auch bei der wissenschaftlichen Namengebung wirkt übrigens das lautsymbolische Gefühl mit. Wenn Oken zum Spott Goethes (Gedichte Hempel 3, 203) für das natürliche System der Erze neue Worte von allen Seiten zusammenholte: "Halde" aus Galizien, "Malme" aus Schweden, "Gelfe" aus Ungarn zu dem alten deutschen "Flinz", so hat gewiss der Klang dieser verschiedenen einsilbigen oder erst einsilbig gemachten Worte ihn mitbestimmt: "Gelfe" halbgediegene Erze, "Malme" (nach Goethes Vers) "gut durchgesotten". — Nicht minder wird bei der geographischen Namenverleihung solch Gefühl mitgespielt haben.

b) Ein ähnlicher Fall ist der der Angabe erfundener Zahlen, der in der Dichtung natürlich recht oft begegnet. Hier ist nun wichtig, dass durchweg ungerade Zahlen vorgezogen werden — eine Bemerkung, die schon Feuchtersleben (Werke 3, 210) gemacht hat. Sie hat sich mir beim Aufmerken durchaus bestätigt. Die Lieblingszahlen von Lindners Sohn (Aus dem Naturgarten der Kindersprache S. 81) waren 3, 7, 9 oder 3, 7, 8 (vgl. ebd. S. 88). Und unser Mathematiklehrer in der Schule verwandte als beliebige bestimmte Zahl ganz regelmässig 17. Überhaupt ist 7 besonders als Endzahl beliebt; z. B. bei Gutzkow (Werke 1, 251) 257, ein andermal mit Hervorhebung des Typischen (9, 161) 37: "Frägt man den grossen Mathematiker nach der Uhr, so antwortet er: 37, weil er nämlich etwas ganz anderes verstanden hat". Auch Tieck in der Novelle "Die Vogelscheuche" (Novellen 11, 194) lässt eine Person, als eine Frist verabredet werden soll, ausrufen: "Immer ungleiche Zahlen! drei oder fünf!" Das erinnert daran, dass auch in der Poesie der Alten die ungleichen Zahlen, mit Ausnahme der Zweizahl, überwiegen (vgl. meine "Altgerm. Poesie" S. 82 f.) und dass die heiligen Zahlen fast durchweg ungerade sind: 3, 7, 9; die christliche Zwölfzahl hat historische Begründung. — Ich kann mir auch das nur aus

dem lautsymbolischen oder wenn man hier so sagen darf zahlsymbolischen Gefühl erklären. Die ungerade Zahl scheint freier, willkürlicher, während die gerade durch die Vorstellung der Teilbarkeit in zwei gleiche Hälften sofort die Idee einer gewissen Regelmässigkeit erweckt. Ferner aber sind im gewöhnlichen Leben gerade Zahlen häufiger als ungerade (ausser 5) — weil man runde Zahlen anstrebt — und unter den ungeraden ist die 7 verhältnismässig selten: 5 wird durch das Dezimalsystem, 3 durch seine Kleinheit öfter gebraucht; 9 aber wirkt als 3 mal 3 wieder zu regelmässig. Das mag es bewirken, dass gerade die 7 als "ungewöhnlichste Zahl" in erfundenen Zahlangaben gern an das Ende rückt, das ja die Zahl vor allem charakterisiert. Die Siebenzahl der Woche ist ihr nicht hinderlich: teils trennen wir den Sonntag von den sechs Wochentagen, teils sagen wir "in acht Tagen" u. dgl.

Bei grösseren Zahlen tritt eine andere merkwürdige Erscheinung ein. Gutzkow (a. a. O. S. 345) sagt (in dem ihm eigenen wilden Stil): "Meine Zöglinge sollen nicht sagen: nos numerus summus: wir sind der 3, 881, 221 im Volke . . ." Hier fällt die Periodizität auf: die beiden letzten Gruppen beginnen mit zwei gleichen Zahlen und enden mit 1. Es ist ja bekannt, wie schwer es ist, bei willkürlicher Erfindung von Zahlen die periodische Wiederkehr der gleichen Ziffer namentlich an betonter Stelle zu vermeiden. Geht es doch bei andern Lauten ähnlich. Immermann hat im "Münchhausen" auch Humboldt parodiert und speziell im Anfang (wie ich Euphorion 3, 431 f. gezeigt habe) eine Stelle aus den "Reisen in die Äquinoktialgegenden". Hier parodiert er nun auch die abenteuerlichen Indianernamen und erfindet in ihrer Art das Gebiet Apapurincasiquinitschchiquisaqua (in Kochs Ausgabe 1, 7). Man sieht, wie bald er hier in das Periodische fällt! Apa—purin—casi wird (wie in Gutzkows Zahl die 3) vorangeschickt, selbst schon mit Allitteration und Wiederkehr der gleichen Vokale. Dann folgt quinitsch, daraus wird durch ungefähre Umstellung chiqui gewonnen, und nun folgt mit Wiederkehr des anlautenden qu der Schlusssilbe saqua. — Ebenso z. B. in dem Refrain des bekannten Liedchens Auf einem Baum ein Finke — simsala dusala dasula dum —.

c) Doch damit sind wir schon bei den erfundenen Worten oder Sprachstücken angelangt. Ich gebe

eine kleine Blütenlese, wieder aus verschiedenen Zeiten (Wohl die reichhaltigste "Sprachenparade" in wirklichen und erfundenen Sprachstücken bringt Rabelais im Pantagruel Buch II Kap. IX, in Gelbckes Übersetzung I S. 213 f.; ein Stückchen "Mezzofantiasis", das sogar zu einer biographischen Legende geführt hat vgl. a. a. O. S. 8. — Über das Englisch Panurgs Lady Blennerhasset in der Deutschen Rundschau Mai 1900 S. 280 Anm.: es liegt wohl eine lautsymbolische Vergröberung der schlecht verstandenen Nachbar- und Feindessprache vor).

α) 1669 Grimmelshausens Simplicissimus (Ausg. von R. Kögel) S. 505. Baldanders schreibt dem Helden Worte auf, die ihm ganz teuflisch vorkommen (S. 506): "Manota, gilos, tinad, isaser, sale, lacob, salet, cuni nacob idit dadele neuw ide eges Eli neme" usw. Offenbare biblische Anklänge: der Name Gilead ist in gil-os und tim-ad benutzt, isaser = Issachar, lacob und nacob aus Jacob, Eli aus der Bibel übernommen. Nachher werden Gog und Magog benutzt: nego gag editor goga. Dazwischen lateinische Worte: editor, elimitat, alijs, assis, oder Anlehnungen an solche: ononer (zweimal) zu honor, lamen zu solamen, retoran zu rhetorem. Endlich orientalische Klänge: amu salif, und italienische: rimirsi. Starke Neigung zur Reduplikation: ononor, ossosson, und zur Reduplikation: isaser, negogag, naneg. Wenn mehrmals der gleiche Auslaut folgt, schwebt wohl lat. Substantiv mit Adjekt. vor: agnot regnot; und Formen wie eledid, sodaled, saladid oder tolostabas, timinitur, elimitat erwecken die deutliche Erinnerung an lateinische Verbalformen.

Besonders charakteristisch ist aber, dass wieder eine Art Vokalharmonie besteht. Auf i folgt gern eine Silbe mit o: gilos, vlidon; oder zwei mit a und einem kurzen Vokal: ritatan, ilamen, elimitat; ähnlich diledi. a und o stehen gern bei einander: manota, lacob, nacob, emonalan, negagag, goga, sodaled, retoran, ronodaw, agnot, celotat, tolostabas oronatat, bagoge, hananor. Dies sind überhaupt die Lieblingsvokale. e steht fast nur in der Nähe von i, und dann gern verdoppelt: Eli, desi, editor, madeli esiolen, vilede. Kurz, eine gewisse feste Verknüpfung bestimmter Laute mit andern hat sich unwillkürlich auch hier eingestellt.

β) 1780 Holbergs Niels Klim (deutsche Übersetzung) an vielen Stellen. So (S. 60) Spik autri. Flak. Skak. mak. Talu

Mihalatri Silak — alles auf Reim. Oder (S. 132) Kaki manasca qui honotu miriac Jachu mesimbria laphani Orukia Manaskar Quebriac krusundora (mit Übersetzung): wie das Vorige besonders durch den Vokal *a* und den Konsonant *k* charakterisiert. (S. 153) Raki spalaki (du undankbarer Hund) ebenso, mit Reim. Hübsch Jeru Pickel Salim (S. 362—63), aus Jerusalem gebildet und deshalb auch so — missverstanden. Ein lautsymbolischer Scherz S. 235: Kakidoran wird unter dem Namen Kikidoran in den Adelstand erhoben: der höhere Vokal vertritt den höheren Rang.

γ) 1777 Asmus Claudius Nachricht von meiner Audienz beim Kayser von Japan (Werke 3, 74 f., spec. S. 82 f.). Beginnt: Lima Neli Haschum WaNschboh "Ich habe die Ehre Ew. Majestät den Sieur Asmus aus Wandsbeck unterthänigst zu präsentieren". So geht es weiter; z. B. Mui PiaNeti "Ich habe von Natur einen besondern Respekt für die Potentaten, die weit weg sind". Gern ablautende Wiederholung: Tamiba Temibo; NipoNpi; oder andere Formen der Wiederholung: SchemiNa—SchemiNto; Nipo—Nipel; Kipulxo. Daneben Entstellungen: Haschmu soll Asmus, WaNschbok Wandsbeck bedeuten. Anklänge an asiatische Sprachen; Bevorzugung von *e*, *i* und *p*. Von allen erfundenen Sprachstücken, die ich kenne, klingt dies am unwahrscheinlichsten, das heisst also eigentlich: am wahrscheinlichsten.

δ) ? G. Chr. Lichtenberg Lorenz Eschenheimers empfindsame Reise nach Lapula (Werke 2, 199 f.). Jedenfalls die geistreichste Anwendung, die je von der Idee künstlicher Sprachen gemacht ist. Lichtenberg legt Swifts Erfindung der Insel Laputa zu Grunde und erinnert daran, dass in Gullivers Reisen der Hof von Balnibarbi (Allitteration, Assonanz, Reim und nochmals Stabreim!) auf der fliegenden Insel wohnt. Die gleiche Sprache wird nun oben in Laputa und unten in Balnibarbi verschieden angewandt; der Exponent ^{2} bedeutet die "unfeine Meinung", z. B. molom "ein Gelehrter", molom^2 "ein Schwätzer". Ebenso bedeutet ein Wurzelzeichen moralisierende Anwendung: zomn "ein Bär", rzomn "ein Kritikus"... Die von Lichtenberg erfundenen wenigen Worte sind alle direkt lautsymbolisch: tzoc "sich mit Gewalt zum Brechen zwingen", lull "Lebensart", molom "Gelehrter".

ε) 1819 E. Th. A. Hoffmann Brief (Nachgelassene

Schriften 2, 331): "addio amico porichissimo tempo finito questo di reni de la bucca". "Abschiedsworte", bemerkt der Herausgeber, — "willkürlich zusammengestellte und korrupt (oft aus den verschiedensten Sprachen, ja aus eigen geschaffenen) zusammengefügte — die wir in übermüthiger Weinlaune bei unserem Voneinandergehen Nachts uns zuzurufen pflegten. — Hoffmann mystificierte durch solche an mich gerichtete kauderwelsche Sprache gar zu gern diesen und jenen bornierten und sprachunkundigen Tischnachbar". Und Grisebach sagt in seiner Ausgabe (I, LXXXI): "Das kauderwelsche Italienisch am Schluss des Briefes ist eine Bamberger Reminiscenz". — Das Beispiel ist sehr hübsch. Aus richtigem Italienisch geht es in italienisch klingenden Unsinn über, und kehrt dann zu sinnloser Verbindung italienischer Worte zurück. Also dreierlei: italienische Worte in richtiger Verwendung — in falscher Verwendung — italienisch klingende Worte (porichissimo).

ζ) Börne Pariser Briefe 5. Jan. 1832 (Ges. Schriften Hamburg und Frankfurt a. M. 1862; X 141): "Soli Branz, Resseo riam vorum catibis, pressar littotas mussica plissos, vorissilo caruss ab itains. Os? pervens politan" usw. Lateinischer Grundtypus: vorum wie vestrorum, catibis wie ibis u. dgl.; Einmischung von Lieblingsworten: "Paria", "Presse". Dazu Allitteration und gute Cadenzen, "pervens politan".

η) 1846 Adolf Gassbrenner Neuer Reineke Fuchs (S. 202):

Und als ihr Führer schrie: cki, cki!
Przskmovothrnmin ssoo rinthf i—i! — ...

Groteske Wirkung durch Konsonantenhäufung erstrebt. Zweimalige Verdoppelung. Am Schluss (wie bei Immermann in der Parodie der "innern Sprache") ein Schimpfwort in entstellter Form. —

Beispiele kindlicher Sprachschöpfung aus dem lautsymbolischen Gefühl gibt Rcsesnitzek Entwickelung der Kindersprache S. 17.

Blicken wir zurück, so sehen wir, wie eng selbst hier die Spracherfindung eingeschränkt ist. Sie wird eingeengt

1) von aussen her

a) durch Anlehnung an bestimmte gegebene Sprachformen, vor allem die eigene Sprache, aber auch einflussreiche fremde wie besonders das Latein;

b) durch die Tradition analoger Erfindungen selbst. Diese zeigt sich besonders mächtig in den politischen Utopien, von denen das Büchlein "Schlaraffia politica" (1892) eine hübsche Anzahl gesammelt hat. Zunächst ist schon das Tradition, dass die "Staatsromane" ohne erfundene Sprache oder doch ohne phantastische Namen gar nicht auskommen. Aber auch inhaltlich zeigen diese lautsymbolischen Sprachen Verwandtschaft. In Thomas Morus Utopie heisst es (a. a. O. S. 54): Utopos ha loccas peula chamapolta chamaan. Allitteration mit p, Wiederholung (chama-), Anlehnung an Griechisch (gymnosopher; he als Artikel) und Hebräisch (chamaan vgl. Kanaan; chamapolta wie hebr. Verbalformen). Auch erfindet er ein verschnörkeltes Alphabet, wie die hl. Hildegard, das z. T. stark an unsere Runen erinnert. Vairasse, der Verf. der Geschichte Sevarambiens (S. 139 f.) gibt eine ganze Grammatik; ein Sprachstück daraus, ein Gebet lautet (S. 143): Knodim bas Ospamonstas Samotradas Kamedumas Karpanemphas usw.: Allitteration mit k, Wiederholung (Kame-; auslautendes -bas), Anlehnung an Latein (Prostram prostamas zu prostra-verunt u. dgl. "Der Staat von Felicien" (S. 221) hat Inschriften wie (S. 229) "Monarkol frei durch seine Ketten": Anlehnung an griech. μόναρχος. In Cabets Reise nach Ikarien (S. 241 f.), in unserm Jahrhundert, Namen wie Lix dox (S. 253) mit Wiederholung des Auslauts. Sogar Campanella macht (S. 77) die drei Worte potestas, sapientia, amor zu den Titeln Pon, Lin, Mor zurecht: gleicher Endkonsonant von a und b, gleicher Vokal von a und c, was leicht zu vermeiden war, wenn man es nicht erstrebte! — Morus hat auf zahlreiche Nachfolger gewirkt, Swift auf Holberg (a. a. O. S. 192), auf Robert Pultock, der die genialen lautsymbolischen Namen der Reise Gullivers grotesk karikierte (Fürst Die Vorläufer der deutschen Novelle S. 97). Sie haben auch die Art der Lautsymbolik beeinflusst: eine feierliche, in langen Worten schwelgende Sprache für Inschriften und Gebete, gern eine knappe, eingewirkt mit Liquiden abschliessende für Titel; Anlehnung an die gelehrten Sprachen, viel Wiederholung, kein Endreim.

2) von innen her

a) durch einen fast überall mehr oder weniger bestimmt vorschwebenden Idealtypus der Feierlichkeit, der Harmonie (bei Morus) oder wie sonst;

b) durch die natürliche Neigung des Menschen, es sich bequem zu machen und die unwillkürliche Nachgiebigkeit gegen bestimmte, im Anfang aufgetauchte Wortbilder, ja sogar einzelne stark hervortretende Laute (die Vokale a und o, die Konsonanten p und k bevorzugt).

So können wir uns nicht wundern, wenn dieselben Klänge über Jahrhunderte wiederkehren. Des Morus 'maglomi' (Ausg. der Utopia von Michels u. Ziegler Lat. Litt. Denkmäler 11, 2) erinnert an R. Dehmels 'dagloni', auf das des Engländers Schlusswort 'pagloni' sogar reimt (vgl. o. S. 252 zu ingdolon).

Wie gebunden der Mensch ist, zeigt sich gerade, wenn er so recht ungebunden sein will. Die ersonnenen Sprachen liessen sich recht wohl zu psychologischen Ausmessungen der menschlichen Lautphantasie benutzen, die vielleicht auf den Spielraum der Phantasie überhaupt Schlüsse zulassen würden.

Zu beachten ist auch ein negativer Faktor. Fast durchweg gehn die Spracherfinder der Versuchung aus dem Weg, einheimisches Material zur Unverständlichkeit auseinanderzuzerren. Das geschieht fast nur in humoristischer Absicht mit Schimpfworten ('lausibeest' bei Immermann, 'rinthf—i—i' bei Glassbrenner). Und doch liegt auch das auf dem Wege, wie jene Beispiele von 'Hylo' und 'Rallesraub' zeigen oder die "sinnlose Volksetymologie" des Mädchens, das die Liedworte "nie kann ohne Wonne" Jahre hindurch als "nie kanonewonne" appercipirte (Groos Spiele der Menschen S. 25). Aber man fürchtete wohl, der Alltagsrede zu nahe zu kommen, vielleicht auch das Geheimnis zu verraten. (Ich erinnere auch an die bekannten "Rätselhaften Inschriften" der "Fliegenden Blätter", die aus deutschen Worten durch Akzentverrückung und Verschiebung der Silbengrenzen unverständliche scheinbar lateinische Rede herstellen: "Derana Irenas Plutarch" = "der Anna ihre Nas blut't arg" oder "Ave ter annis a quaestor sol dat" = A Veteran is a g'wester Soldat".)

Nachdenkliche Geister haben das lautsymbolische Gefühl, das zu all diesen Sprachstücken führte, auch zu ganzen Geheimsprachen ausgesponnen. Schon das Spiel, das der junge Mörike mit seinem Freund Ludwig Bauer trieb, streift an solches Weiterbauen: der "heimliche Maluff" mit seinem versunkenen Königreich lebte für sie und zog immer neue phantastische Namenbildungen heraus. Es entstand so ein

ganzes mystisches Reich, dessen Charakter von dem der zufällig empfangenen Lautbilder abhängig war. Im Kleinen wird so ziemlich jeder Knabe Ähnliches gespielt haben. Ich erinnere mich, wie ich alle Offiziere meiner Zinnsoldaten benannte, Kardinalskollegien und brasilianische Senate zusammenschrieb, wobei immer zwischen der allgemeinen Vorstellung und dem erfundenen Namen eine gewisse Wechselbeziehung herrschte (vgl. o. V, 5, a), das Ganze aber wieder von den Namen zusammengehalten wurde. Ein stolzer Name machte mir besondere Freude, als ich nach Jahrzehnten seinen Ursprung entdeckte. "Parmakopejo" hiess ein brasilianischer Tribun, und sein Name war zusammengebraut aus spanisch-portugiesischen Lauteindrücken und der damals in der Zeitung mehrfach erwähnten "Pharmacopoea Germanica!" Ebenso träumte mir neulich der Name "Tallabich", der offenbar aus den Namen des Diplomaten Talleyrand und des Geographen Cannabich erwuchs.

Von solchen Namengruppen gingen gewiss auch die drei berühmten Schriftsteller aus, die in ihrer Jugend

c) ganze Sprachen aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus erfanden. Wenigstens bezweifle ich nicht, dass ihre kindlichen Geheimsprachen auf diesem Prinzip und nicht auf dem der Erbsensprache beruht haben werden.

Justus Möser erzählt: "In seinem zwölften Jahre hätten er und seine beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, dass die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können" (Werke 10, 9). Ganz ebenso wird von J. P. Hebel berichtet: "In Lörrach wird zwischen Hebel und vertrauten Freunden jener "Geheimbund" der 'Proteuser' geschlossen, dieser absonderliche, kurios anmuthende Kreis mit seinen eigenen Siegeln, seinen Zeichen, seinem Wörterbuch, dem Hebel auch in Karlsruhe stets treu ergeben blieb, als 'Stabhalter' und 'Parmenides' (ADB. 11, 189).

Ebenso hat der Dichter Stefan George, wie er mir erzählte, vom neunten bis zwölften Jahr aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus sich eine Sprache mit Grammatik und Wörterbuch aufgebaut. Dagegen trägt die Geheimsprache der Brüder Alfred und Wilhelm v. Berger ("Im Vaterhause" Wien 1901 S. 63) mehr den Charakter einer einfachen Familiensprache metaphorischer Art (vgl. o I, 1, b, β): "alpisch" (von "Alpen") für grossartig, erhaben u. dgl., dazu "unalpisch". Schon stärker wirkt das lautsymbolische Gefühl mit in der Familiensprache, die B. v. Suttner in ihrer "Monographie" Es Löwos (Dresden u. L. 1899) schildert und feinsinnig psychologisch analysiert (S. 5. 15 f. 31. 34. 36 f. usw.) und bei der man bis zu einer volapük-artigen Flexion (S. 36) gelangt. "Es Löwos" der Löwe, mit dem weichen Artikel und dem romantischen hispanisierenden Schluss, der einigermassen an Friedrichs d. Gr. Vorschläge (in der Schrift "de la litt. allemande") erinnert, die Infinitiv-Endungen durch -a zu euphonisieren: "Mettez un a au bout de ces terminaisons et faites *en sagena, gebena, nehmena*, et ces sons flatteront l'oreille" (Neudruck her. v. L. Geiger S. 18). — Ich verdanke den Hinweis auf das Büchlein der Fr. v. Suttner dem Herausgeber dieser Zeitschrift, die Erinnerung an den Vorschlag des Grossen Königs Erich Schmidt. Er hat mich auch auf die -ama-Sprache in Balzacs Père Goriot (grosse Pariser Ausgabe 1875, IV S. 43: santé-rama, soup-eaurama, nach diorama) aufmerksam gemacht, die ich hier zum Argot (II 3 c) nachtrage.

Leider sind meines Wissens von Mösers und Hebels Geheimsprachen keine Spuren erhalten. Andererseits finden sich in Lavaters "Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (1773) wiederholt gänzlich unverständliche Stücke in anderer (lat.) Schrift, von denen ich nicht beurteilen kann, ob bloss Geheimschrift oder aber Geheimsprache vorliegt, und in letzterem Fall, ob Lavater sie mit Andern teilte. Was mich zu dieser Meinung neigen lässt, ist neben Lavaters und seiner Freunde Geheimbündelei der Umstand, dass die von ihm (wie von Morus und Campanella) ins Alphabet eingefügten astronomischen Zeichen auch in Goethes Tagebuch (für den Herzog Karl August, Frau v. Stein usw.) benutzt werden. Doch spricht die Häufung der f (die wie in jener Mönchschrift den Vokal e vertreten mögen) für eine Chiffernschrift: "vesf kol wsa fst

usf kuf ost boe" usw. (2, 121 vgl. z. B. S. 122. 132. 134—38. 142. 151 u. ö.). Auch Zahlen sind eingemischt, wohl kabbalistisch für den Buchstaben, der die betreffende Stelle im Alphabet hat (z. B. S. 138).

Solche erfundenen Sprachen, die von der gewöhnlichen Rede ganz und, wie wir gesehen haben, absichtlich und mit Erfolg absehn, gehören mit den blossen Differenzierungssprachen deshalb noch zusammen, weil fremdes Sprachmaterial (Latein, Hebräisch usw.) benutzt ist; aber auf der andern Seite grenzen sie unmittelbar an die letzte Art eigentlicher Kunstsprachen: die "philosophischen". Ich nennen diese die letzte Art eigentlicher Kunstsprachen, weil die Zeichen- und Signalsprachen sowohl als auch die Chiffernsprachen aus dem Bereich der gesprochenen Rede ja herausfallen; und "Sprache" ist denn doch eigentlich nur die gesprochene Rede.

VI. Sprachbildung aus der Abstraktion.

Der Versuch, die "willkürliche" Namengebung der Sprachen durch eine "vernunftgemässe" zu ersetzen, musste sich fast nothwendig überall aufdrängen, wo man die Sprachen eben für willkürliche Satzungen hielt. Der biblische Bericht von der babylonischen Sprachverwirrung musste diesem Bestreben noch Vorschub leisten: sind alle gesprochenen Sprachen nur verzerrte Abbilder der von Adam unter Gottes Anleitung erfundenen Ursprache, so muss die Aufgabe reizen, die alte Wahrheit und Schönheit der Sprache wieder herzustellen! Selbst Thomas Abbt, der mit seiner Dissertation "Confusionem linguarum quae Babelica audit, non fuisse poenam generi humano a Deo inflictam" (1758) zuerst mit tapferer Entschiedenheit den Lehren entgegentrat, die Pott gerade 100 Jahr später in seinem "Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprung der Völker und Sprachen" (1863) endgiltig widerlegte — selbst Th. Abbt nahm noch an, dass Eine Ursprache durch die Zerstreuung der Menschen in verschiedene zersplittert sei (Werke 6, 103) und spricht davon, wie die Griechen "ihre Sprachen so verbessert, sie so der Klarheit, Deutlichkeit und Ordnung der Begriffe angepasst haben, dass diese Sprache vor allen andern, lange Jahrhunderte hindurch, den Vorzug behalten hat" (ebd. S. 105). Wie die rationalistische Sprachauffassung eines Gottsched oder Adelung in allen Dialekten

nur "verderbte Rede" sah und die ursprüngliche "Reinigkeit" der Sprache wiederherzustellen suchte, so meisterte sie auch an den Sprachen ohne Sinn für die historische Notwendigkeit ihrer Manigfaltigkeit.

Von jenem Standpunkt aus hätte es nun scheinbar nahe gelegen, auf empirischem Wege die göttliche Ursprache aufzusuchen. Die ältesten Anläufe zur Sprachvergleichung reichen ja weit hinauf und der Begriff der Wurzelwörter, die durch alle Entwickelung hindurch geblieben seien, ist z. B. gerade Joh. Christoph Adelung (Über die Geschichte der Deutschen Sprache Leipzig 1781 S. 10) vollkommen geläufig. Dasjenige Mass empirischer Abstraktion, das ein W. v. Humboldt anwandte, um das allen Sprachen Gemeinsame herauszugraben, wird Niemand vom 16. und 17. Jahrhundert fordern; aber der Versuch, wenigstens ein allgemeines Wörterbuch durch Vergleichung zu gewinnen, war in der That schon mit den Anschauungen jener Epochen vereinbar und ist Ende des vorigen Jahrhunderts bei bedeutenden Geistern wie de Brosses fast schon gewagt worden.

Indessen — viel näher als die Empirie lag diesem Zeitalter doch immer noch die Spekulation. Nicht einmal auf die allgemeinen Voraussetzungen der Logik und Psychologie gründete man die ältesten Versuche einer philosophischen Sprache, sondern reine Willkür erhielt die Führung. Nie wollte eine Sprache entschiedener reine θέcιc sein; um so merkwürdiger ist es, wie selbst hier die φύcιc sich heimlich einschlich und das alte Wort wahr machte: Naturam expellas furca — tamen usque recurrit!

1) Wie wir uns hier überhaupt auf eine Auswahl beschränken müssen, so ist insbesondere für die erste Periode der "philosophischen Sprachen" eine eingehende Behandlung eher der Geschichte der Philosophie als unserem linguistischen Versuch zuzuweisen. Denn man arbeitet hier eben fast ganz mit "Begriffen" und wir haben es doch mit den Ausdrücken zu thun!

a) Im Altertum bei Griechen und Hebräern, im Mittelalter bei Indern und Arabern wird es an waghalsigen Versuchen nicht gefehlt haben, den "wahren Begriff", das "Geheimnis" zu packen und durch seine Nennung das Ding selbst zu ergreifen. Diels (S. 9) weist über Porphyrios auf Aristo-

teles selbst zurück. Und von dem Runenzauber der alten Germanen bis zur spätjüdischen Kabbala deuten mancherlei Bemühungen abergläubischer Halbwissenschaft dahin. Aber für die neuere Entwickelung setzt die Reihe dieser Bestrebungen (so viel ich sehe) mit Raymundus Lullus ein (vgl. Diels S. 8). Dieser höchst seltsame katalanische Doktor Faust war "ein Apostel, der zugleich Dichter und des Interesses und der Bewunderung würdig ist, anderseits ein von fixer Idee Besessener, den man, wenn er in all seinem merkwürdigen Dichten und Trachten nicht uneigennützig gewesen wäre, beinahe geneigt sein könnte einen Charlatan zu nennen" (A. Morel-Fatio in Groebers Grundriss d. rom. Phil. II 2, 105; vgl. für Lulls Einfluss auch Borinski Gracian und die Hofliteratur in Deutschland, Halle 1894, S. 69 f.). Er "glaubt die Scholastik untergraben zu können, indem er ihr ein extravagantes System entgegenstellt, von dem man nicht versteht, wie hervorragende Geister es einer Untersuchung noch für würdig gehalten haben". Indess zeigt der lichtvolle Bericht, den Gence in der Biographie Universelle (25, 465 f.) über das System des Missionärs von Palma (geb. um 1235 gest 1315) gibt, wie eng die "Ars generalis" Lulls selbst mit der Scholastik zusammenhängt; und andererseits zeigen Nachfolger wie Leibniz, dass ihre Grundanschauungen nicht auf das Mittelalter beschränkt blieben.

Lull geht von der naiven Grundanschauung aus, die Ausdrücke deckten sich mit den Begriffen, die Begriffe mit den Sachen. Um nun also zu einer allgemeinen Kenntniss der Dinge zu kommen, versucht er ein systematisches Experimentieren mit den Begriffen. Auf diese Weise wandelt sich die Ars generalis sive magna in die Ars demonstrativa und die Ars inventiva veritatis (1515), zu deren Kommentatoren Giordano Bruno (1582) und Athanasius Kircher (1669) gehört haben. Die Idee ist, wenn man (wie billig) von den Auffassungen jener Zeit ausgeht, keineswegs so absurd, wie sie uns Modernen zunächst scheint. Dass Begriffe und Dinge sich decken, dass die Kategorien der Grammatik mit denen der Logik zusammenfallen, sind schwer zu überwindende und auch heut noch nicht völlig überwundene, naheliegende Irrtümer. Die Zurückführung der ungeheuren Menge von Einzelbegriffen aber auf eine beschränkte Zahl von Hauptbegriffen ist ein unentbehrliches Hilfsmittel jeder Orientierung über die Welt.

Lullus bildet nun — von der Ideenlehre Platons und der Kategorientafel des Aristoteles so gut wie von den Triaden der Scholastik abhängig — zwei grosse Gruppen von je neun Begriffen. Drei fundamentale "Attribute" — Sein, Einheit, Vollkommenheit — werden durch je drei Beziehungen in neun gespalten; so die perfectio durch die drei Anwendungen auf das ontologische, ethische und historische Gebiet in "veritas, virtus, gloria". Drei fundamentale "Subjekte" — aus dem göttlichen, menschlich-tierischen und unbelebten Reich — werden ebenso durch je drei Beziehungen in neun zerlegt; so das erste in "Gott, Geister, Himmel". Nun werden innerhalb eines festen Rahmens auf Stangen Würfel befestigt und durch Umdrehung der Stangen alle Permutationen zu Wege gebracht, in denen jene 18 Hauptbegriffe überhaupt zu einander in Beziehung stehen können. (Das Verfahren ist noch von Jonathan Swift im Dritten Teil seines Gullivor, Übersetzung von Korttenkamp Stuttgart 1843 12, 67, parodistisch geschildert worden, nicht ganz zu seinem eignen Ruhme, worauf auch Diels S. 12 aufmerksam macht.) Die Würfelstücke zwischen den Hauptwürfeln sind mit Prädikaten und Partikeln beschrieben; beispielsweise hat der Franzose Grandville in seiner Illustration Swifts (a. a. O.) als Zettel gewählt: "Gloire — rien — parceque — oh — raison — mal — neant". Kommen diese Zettel alle nebeneinander nach oben, so ergibt sich der Satz: La gloire n'est rien, parceque malheureusement la raison opère mal; elle est un néant" oder dgl. Bei einer Drehung verschieben sich ein paar Würfelflächen und man erhält etwa statt "rien" "tout", statt "oh" "ah!", statt "mal" "bien" — und die entgegengesetzte Meinung wird abgelesen.

Im Prinzip beruht dies seltsame Spiel auf einer abergläubischen Verehrung des zufälligen Zusammenfindens und der gelehrte Mönch ist so weit von den Priestern des grauen Heidentums nicht verschieden, die nach Tacitus' Bericht Stäbchen auf einem Tuch schütteln und aus den drei oben aufliegenden einen wahrsagenden Satz bilden (vgl. Müllenhoff und v. Liliencron Zur Runenlehre). Denn auch bei den alten Germanen müssen die Stäbe irgend wie eine "Rune", einen Hauptbegriff enthalten — wie ich vermuthe, ward er durch die Form des Stäbchens kenntlich (vgl. meinen Aufsatz in Paul und Braunes Beitr. 21, 177 f.). Nur nahmen die germanischen

Weisen die Hauptbegriffe naiv aus der Erfahrung, Lull zog sie scholastisch aus der Spekulation.

Die Sache gewinnt aber doch ein anderes Ansehen, wenn man ihren experimentellen Charakter in den Vordergrund stellt. Als ars inventiva oder combinativa hat Lulls Maschine ihren erstaunlichen Siegeslauf angetreten. Gence bemerkt mit vollem Recht, dass die Betrachtung der Beziehungen, in die Attribute und Subjekte zu bringen sind, anregend wirken muss, und dass es nicht die Schuld des Systems ist, wenn Nachtreter mit dem Rahmen wie mit einer Geisterschreibemaschine operieren, die die Wahrheit ans Licht bringt, wenn man an einer Kurbel dreht. Den Gedanken, experimentell den Umkreis aller unserer Phantasie möglichen Kombinationen zu ermessen, haben viel Grössere als Ramon Lull gehegt: Goethe, wenn er den Zug der Ideen, den "Zirkel der sich in mir umdreht" studieren wollte: "Erfindung, Ausführung, Ordnung — Alles wechselt und hält einen regelmässigen Kreis; Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso" (Tagebücher Weim.-Ausg. 1, 112); oder Novalis, wenn er auf eine wissenschaftlich begründete Phantastik ausging. Gerade dieser tiefsinnigste aller Romantiker nähert sich dem mechanisierenden Scholastiker: "Hätten wir auch eine Phantastik. wie eine Logik, so wäre die Erfindungskunst gefunden" (Schriften her. v. Tieck u. Schlegel 2, 203) — ars inventiva! "Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenkonstruktionen zustande bringen" (ebd. S. 143). — Lulls Maschine! "Es könnte wohl kommen, dass man die Kunst erhielte, Philosophien zu machen" (ebd. S. 113)!

Indess — es kommt hier nicht darauf an, nachzuweisen, wie viel Sinn oder Unsinn in diesen träumerischen Experimenten oder experimentellen Träumereien steckt — sondern was sie in der Geschichte der künstlichen Sprachen zu bedeuten haben. Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, überhaupt zu bestreiten, dass Lulls "Ars magna" in unsere Untersuchung gehört; aber nicht nur die nahe Verbindung der von Lull mitbedingten Universalschriften Dalgarnos und Kirchers mit den Universalsprachen widerlegt diesen Eindruck. Lulls System ist vielmehr in gewissem Sinn das Ideal der künstlichen Sprache, weil nämlich hier nicht (wie sonst) nur die Worte oder die Flexionen künstlich sind, sondern das Sprechen

selbst. Jeder Satz, den wir von dem Rahmen ablesen, ist ein Kunstprodukt; wie Kempelens Sprechmaschine oder wie eine tibetanische Gebetmühle verrichtet der Würfelkasten mit Axen und Kurbeln eine Arbeit, die sonst nur dem menschlichen Intellekt vorbehalten ist! Man mag sagen: es ist danach! Aber man glaube nur nicht, dass eine so unüberbrückbare Kluft aufgespannt sei zwischen dieser Gedankenfabrikation und der mancher Massenverfertiger von Paradoxien und Bonmots, die in Wirklichkeit auch nur Worte hin- und herschieben. Als Heuristik für die gequälte Witzkunst etwa eines Oskar Blumenthal liesse die Lullische Methode sich am Ende auch heut noch verwerten!

b) Die Philosophen, die auf die Methode des Gedankenfindens und Verknüpfens besonderes Gewicht legten, haben von dieser echt scholastischen Vorstellung einer mechanischen Gedankenentwickelung nicht so bald wieder loskommen können. So Cartesius, dessen getreuer Schüler Mersenne (1588—1668) auch unter den Erfindern von Universalsprachen aufgezählt wird, obwohl ich in der über diese Fragen sonst ausgezeichnet unterrichteten Biogr. Univ. (28, 2 f.) nichts darüber finden kann. Seine Ideographie wird von Mundt (Kunst der deutschen Prosa S. 14 "bei weitem klarer" als Leibnizens analoge Bemühungen gefunden. So vor allem Leibniz (vgl. Diels Über Leibniz und das Problem der Universalsprache, Sitzgsber. d. Berl. Akad. 1899 29. Juni) "Artem Lullianam perficere conatus est Leibnitius in dissertatione de arte combinatoria", sagt Ploucquet (Methodus calculandi in logicis S. 17). Wie eng diese Idee bei Leibniz mit der einer wissenschaftlichen Universalsprache zusammenhing, und wie beide Tendenzen ihm von der Zeit entgegengetragen wurden, hat z. B. Windelband (Gesch. der Philosophie T. IV Kap. 2 § 30; S. 397 der engl. Übersetzung, die mir eben nur allein Hand ist) hervorgehoben. Christoph Sturm in Altorf, der auf Leibniz wirkte, hatte ein "Compendium Universalium seu Metaphysicae Euclideae" verfasst usw. Giordano Bruno, der Kommentator Lulls, hatte auf den grossen philosophischen Polyhistor mächtigen Einfluss ausgeübt. Leibniz hatte eine Rechenmaschine konstruiert; er konnte bei der engen Verbindung, in die seine Zeit noch alle Formen der "ratiocinatio" brachte, auch vor der Denkmaschine nicht zurückscheuen.

Nun thut Leibniz aber gleich einen Schritt über Lull hinaus, der ihn der Reihe der Erfinder von Begriffszeichensprachen nähert. Raymundus Lullus hatte ganz naiv die beliebigen Ausdrücke des Latein oder der Volkssprachen benutzt. Leibniz erkennt, dass eine Reinigung des sprachlichen Materials nötig ist, wenn dies selbstthätig als Hilfsmittel der Forschung fungieren soll. Er sieht (nach Guhrauers knapper aber lichtvoller Auseinandersetzung: Gottfried Wilhelm Frh. v. Leibnitz 1, 323) in der Sprache selbst allerdings schon den Grundbegriff einer "allgemeinen Charakteristik"; aber doch eben unrein, unklar, unfertig. "Die Volkssprachen, sagt er, obschon vom grössten Nutzen für das Raisonnement, sind doch unzähligen Zweideutigkeiten unterworfen, und können den Dienst einer Rechnung nicht leisten: dass nämlich die Irrtümer der Ratiocination aus der Bildung und Konstruktion der Vokabeln selbst, gleichsam als Solœcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geschieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen besteht, und wo ein Irrtum der Rechnung zugleich ein Irrtum des Geistes ist". Um also zu seiner sprachlichen Algebra zu gelangen, muss er von den viel zu materiellen Zeichen der Sprache zu abstrakteren Marken gelangen (a. a. O. S. 322), d. h. Begriffszeichen eigener Prägung und rein symbolischer Art an die Stelle der herkömmlichen Worte setzen. Zwar verkannte Leibniz nicht, dass auch die Worte der Volkssprachen nicht rein willkürlich seien (a. a. O. S. 334); aber er stand doch immerhin so weit unter dem Bann der herrschenden rationalistischen θέσις-Auffassung, dass er in seinen "Unvorgreiflichen Gedanken" (§ 74) ausdrücklich "Erdenkung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte" zu den Mitteln der Sprachbereicherung rechnet, ganz wie der Grammatiker Schottelius, dem er den Hauptinhalt jenes wichtigen Programms verdankt" (Schmarsow Leibniz u. Schottelius Strassburg 1877 S. 31). Dies ist nun aber besonders wichtig geworden. Denn gerade Leibniz wäre geeignet gewesen, die philosophische Sprache auf den Weg der Empirie zu lenken. Er trieb mit Leidenschaft Etymologie und J. G. Eccard hat einen dicken Doppelband der Collectanea etymologica illustris viri G. G. Leibnitii (Hannover 1717) gesammelt, in dem sich ganz nette Dinge finden, z. B. ein Fahnden auf wiederholte

(wir würden sagen: lautgesetzliche) Ersetzung des k durch h, oder die richtige Ableitung von "hübsch" aus "höfisch" (S. 305). Man war überhaupt in den Prinzipien der Etymologie lange nicht so weit zurück wie in der Praxis; so bemerkt D. G. Morhof (Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie Kiel 1682 S. 93) sehr gescheit: "Die allzu grosse Gleichheit ist viel verdächtiger als wenn einiger Unterschied in den Wörtern ist: es wäre denn, dass eine Gleichheit der Bedeutung da sei, welches die erste und beste Art der Etymologie ist". Hätte ein Mann von Leibniz' Scharfsinn solche Grundsätze angewandt, um systematisch aus den verschiedenen Volkssprachen die "Grund-Wurzeln", wie er (für Schottels "Wurzeln": Schmarsow S. 90 zu § 78) sagt, durch Vergleichung herauszugraben — aus den Versuchen eine Universalsprache zu erlangen hätte schon vor fast 300 Jahren ein Suchen nach der Ursprache werden können und statt der Vorläufer von Schleyer hätten wir Vorgänger von Schleicher seit Leibniz an der Arbeit gesehn!

Statt dessen also blieb Leibniz beim Spracherfinden. Wie Lullus suchte er den menschlichen Gedankenvorrat auf eine geringe Zahl primitiver Gedanken zu bringen — nicht anders, als das noch heut Max Müller in seinem Buch "Das Denken im Licht der Sprache" (1881) auch thut, indem er (S. 566 f.) die Fundamentalbegriffe mit den Wurzeln identifiziert. Für diese primitiven Gedanken strebt Leibniz Chiffern an, um nunmehr durch Rechnen mit den Begriffszeichen einen automatisch arbeitenden Sprachenapparat herzustellen. Es wird noch heut die Möglichkeit eines solchen allgemein wissenschaftlichen Ideals (von F. Exner, bei Guhrauer a. a. O. Anm. zu I S. 78) behauptet; Leibniz selbst aber blieb (vgl. a. a. O. S. 331 f.) in enthusiastischen Träumereien stecken und kann über die Prolegomena der "Ars combinatoria" nicht hinaus, die er, "fast noch ein Knabe" (a. a. O. S. 128), 1666 herausgegeben hatte.

Leibniz' Versuch gab übrigens Lichtenberg Anlass zu einer wichtigen Anmerkung. Zu dessen Zeit blühten wieder die philosophischen Sprachen und die Schriften von Lambert und Ploucquet brachten es zu hohen Ruhm. Da bemerkte nun der geistreiche Psycholog: "Eine Sprache, die allemal die Verwandtschaft der Dinge zugleich ausdrückt, wäre für den Staat

nützlicher, als Leibnizens Charakteristik. Ich meine eine solche, wo man z. B. Seelsorger statt Prediger, Dummkopf statt Stutzer, Wassertrinker statt anakreontischer Dichter sagte" (Vermischte Schriften Göttingen 1844; 2, 151). Die satirische Spitze darf uns nicht irre machen: wo Lichtenberg einen Witz macht, sagte Goethe, da liegt ein Problem verborgen. So auch hier. Die logische Katastrierung der Dinge kann sie immer nur nach zwei Dimensionen (Genus und Species) aufnehmen; der Name, den die Sprache gibt, entwickelt sich dagegen zu voller Rundung. Die philosophische Sprache bezeichnet etwa den Geistlichen nur als Prediger. Gebrauchen wir dies Wort, wir naiven Menschen, so denken wir gar nicht mehr an den praedicator, sondern an die uns bekannten Geistlichen mit all ihren Funktionen: Seelsorge. Spenden der Sakramente, Religionsunterricht usw. Die schematische Benennung in der philosophischen Sprache legt ein Herbarium an; die naive Rede fasst die lebendigen Pflanzen bald von der, bald von jener Seite. Deshalb kann jene immer nur eine einseitige Genealogie geben, während diese den zahllosen "Verwandtschaften" der Dinge durch wechselnde Terminologie gerecht zu werden vermag. "Qui a plus d'esprit que Mr. de Voltaire? Tout le monde!" Wer charakterisiert besser als Leibniz? die gewöhnliche Rede!

c) Andere nahmen seine Bestrebungen auf, von der engen Verwandtschaft der Logik und Mathematik ausgehend; denn "das Logische und das Mathematische sind zusammen zu nennen, wenn es gilt, den Rahmen und die Grundvoraussetzung alles übrigen Wissens und bestimmteren Seins anzuzeigen" (Dühring Logik u. Wissenschaftstheorie S. 246). Heinrich v. Kleists Freund, der spätere General Rühle v. Lilienstern, ging noch weiter; in einem Buch, das ich nur aus Gaedertz Bei Goethe zu Gaste (Leipzig 1900 S. 363) kenne, fragte er gar: "Ist nicht jede Sprache eine durchaus mathematische Konstruktionsform?" Freilich zog ihm diese Überschätzung der Mathematik von Goethe, dem er (1809) seine Schrift zusandte, eine recht spöttische Abfertigung zu: "Dass Sie das Wort Mathematik im ausgedehntesten Sinne gebrauchen, gibt mir keinen Anstoss. Um jedoch die Sache einigermassen ins Gleichgewicht zu bringen, hoffe ich, es werde nächstens Jemand aufstehen und versichern, dass mit der Poesie alles in der Welt zu thun sei, und dass sich besonders die Planeten- und Kometenbahnen am

allerbequemsten durch eine Ode darstellen lassen. Sobald dieses einmal recht ausgeführt ist, so werden wir uns hoffentlich völlig verstehen" (ebd.).

Ploucquet (a. a. O. S. 17 f.) nennt Bilfinger, Chr. Wolf und Joh. Christian Lange in Giessen, Diels (S. 15) Solbrig (Scriptura oeconomica 1727) und Trede (Vorschläge zu einer notwendigen Sprachlehre 1811). Joh. Christian Lange ging (Inventum novum Quadrati Logici universalis 1714; vgl. Ploucquet S. 22) dazu über, statt der Begriffe die Begriffsverbindungen zur Grundlage der philosophischen Sprache zu machen — der gleiche grosse Fortschritt, wie da man in der Sprachwissenschaft erkannte, der Satz sei älter als das Wort. (Diese Erkenntnis, dass "alle Völker ihre Sprachen mit Sätzen begannen", hat wohl H. Leo zuerst deutlich proklamiert: Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze Halle 1869 S. 123. Vgl. jetzt Delbrück Grundfragen der Sprachforschung S. 118—138 f.) Lange benutzte, wie später Ploucquet, Quadrate als Satzzeichen, der grosse Leonhard Euler in seinen Lettres à une princesse d'Allemagne (vgl. Biogr. Un. 13, 183) Kreise. Von Eulers Verfahren gibt M. Müller (a. a. O. S. 494 f.) Beispiele. Man würde hier in der Begriffszeichensprache schon mitten darin sein, wenn nicht zum Einzeichnen der Einzelbegriffe in die syllogistischen geometrischen Figuren doch wieder die Worte der Volkssprache selbst, oder willkürlich dieselbe vertretende Ziffern gewählt würden.

d) Der eigentliche Fortsetzer von Leibniz' "Spécieuse générale" ist aber Johann Heinrich Lambert (1728—1777), der berühmte Mathematiker, Astronom und Philosoph, der für Lichtenberg (Werke 1, 72) der typische Denker grossen Stils war. In seinem "Neuen Organon" (1764) und einigen Aufsätzen hat er die von Leibniz direkt beeinflusste Lehre vom "logischen Kalkül" vorgetragen (vgl. ADB. 17, 556). Über die Hauptstelle, den "Semiotik" benannten dritten Teil des "Organons", berichtet sein Biograph Johannes Lepsius (Joh. H. Lambert München 1881 S. 87 f.). Danach geht auch Lambert von der Unbestimmtheit, Vieldeutigkeit und Lückenhaftigkeit der Sprache aus und sucht sie wissenschaftlich brauchbar zu machen durch kritische Unterscheidung des Metaphysisch-Notwendigen und des Willkürlichen in den vorhandenen Sprachen. Aus dieser "allgemeinen Sprachlehre" geht dann die "allgemeine Charak-

teristik" hervor d. h. die Herstellung charakteristischer Bezeichnungen, durch die "die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reduziert" werden kann. Er "durchmustert alle bisher erfundenen Zeichen und findet, dass das Zahlengebäude und die Algebra die vollkommensten enthalten" (a. a. O. S. 89). Die Kombination dieser Zeichen ergibt sodann den logischen Kalkül.

e) Den höchsten Ruhm auf diesem Gebiet erntete jedoch Gottfried Ploucquet, Professor in Tübingen (1716—1790). Er war zunächst von Leibniz unabhängig, wie sein Biograph Carl Philipp Conz, Uhlands Jugendfreund, bezeugt (Kleinere prosaische Schriften Tübingen 1822 B. II 129). "Er kam, so wie er stets die Logik auf einfachere Grundsätze zurückzuführen sich bemühte, im Jahre 1758 auf den Gedanken, ob, um die anschaulichste Übersicht von jedem Schlusse mit einmal zu geben und so die Verrichtungen des logischen Denkens zu erleichtern, Schlüsse nicht könnten gezeichnet und in Figuren vorgestellt werden. Er rektifizierte und simplifizierte immer mehr daran, so dass er einige Jahre nachher fand, man könne alles auf eine einzige Regel zurückführen, auf den Grund der Verschiedenheit und Identität" (ebd.). Dies ist wichtig. Bis auf Ploucquet war der logische Kalkul wesentlich als ars inventiva aufgefasst worden: Lull hatte Leibniz, dieser seinen Nachfolgern diese Idee vererbt. Ploucquet aber, ein Todfeind der gerade in seiner Zeit herrschenden Weitschweifigkeit (Conz a. a. O. S. 126) will die Methode nur zur Vereinfachung der Darstellung benutzen. Wie Prantl (ADB. 26, 320) sich ausdrückt: er lehnte, was Leibniz in der Characteristica universalis, beabsichtigte, als zu weitgehend ab, knüpfte aber doch im Grund an dessen Ars combinatoria an, wenigstens in den späteren Ausarbeitungen, vor allem dem Methodus calculandi in Logicis praemissa commentatione de arte characteristica (1769). Ploucquet, den Dessoir (Gesch. d. neueren deutschen Psychologie 1, 77) als ein "Symptom der geistigen Aufregung, die kritischen Momenten in dem Geistesleben eines Volkes voranzugehen pflegt, so zu sagen einen ersten Entwurf, den die Geschichte öfters ihren vollendeten Gestalten vorausschickt" charakterisiert, bedeutet auch hierin den Anbruch einer neuen Reihe. Man beginnt leise, sich von der mystischen Vorstellung loszulösen, als sei die Sprache an sich ein selbstthätig arbeiten-

der Mechanismus zum Finden oder Darstellen logischer Wahrheiten, während doch "weder Sprache und Denken, noch auch die Formen der Sprache mit denen des Denkens identisch sind" (H. Steinthal Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft S. 60. Über den Unterschied von Sprechen und Rechnen Stöhr Algebra der Grammatik S. 135 f. Doch vgl. v. d. Gabelentz in Techmers Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 3, 100 über "Grammatik und Logik" im Chinesischen und Rühle v. Lilienstern s. o.) Man beginnt einzusehen, dass das willkürliche Kombinieren der fertigen "Begriffe" zu nichts führt. Statt dessen brach sich leise die Ahnung Bahn von der Notwendigkeit einer internationalen Universal-Begriffsschrift, wie sie E. Mach in seinen glänzenden Populärwissenschaftlichen Vorlesungen (Leipzig 1896 S. 214) mit Bestimmtheit von der Zukunft erwartet, Diels in seiner Akademierede sie in den Flaggenzeichen der Schiffe, dem telegraphischen Alphabet, den internationalen Abkürzungen schon entstehen sieht.

Ploucquet selbst blieb freilich wieder in den Anfängen stecken und Th. Abbt konnte in den Literaturbriefen (17, 61 f.) ihn nicht nur (nach Conz S. 130) "etwas hämisch", sondern auch recht treffend kritisieren; wobei man sich nur wundert, dass er (a. a. O. S. 61) den logischen Kalkül als etwas "der Erfindung nach Neues" ausgibt, während doch solche Bemühungen damals in der Mode waren. Ploucquet kam mit Lambert in Diskussion (Lepsius a. a. O. S. 90 Anm. 229) und rief eine ganze Literatur hervor. Und doch hatte er nur für die termini universales, particulares, affirmativi, negativi beliebige Buchstaben eingeführt und mit ihnen ein paar logische Rechenexempel durchgenommen! Aber er mündete, von der reinen philosophischen Sprache kommend, bei der Begriffszeichensprache ein und hierin liegt seine Bedeutung für unser Thema.

f) Allmählich wurde man doch historischer. Dem von Goethe befürworteten Ruckstuhl erscheint es (1816) bereits als selbstverständlich, dass der Schriftsteller nicht beliebige Laute willkürlich zusammensetzen kann (Goethe-Ruckstuhl Von der Ausbildung der deutschen Sprache Giessen 1890 S. 55), wie es Leibniz noch zugelassen hätte. Wenn gar heut Adolf Stöhr eine "Algebra der Grammatik" (Wien 1899) unternimmt, so ist es ihm natürlich, empirisch vorzugehn, historisch die

Grundlagen des Sprachverständnisses in den "Minima von lautlichen Mitteln, an welche eine Bedeutung gebunden zu sein scheint" aufzusuchen (Ref. von Wernicke DLZ. 1899 S. 1276) und deren thatsächlichen Permutationen und Differenzierungen nachzugehn. So soll "eine philosophisch geklärte Darstellung der Formenlehre und Syntax einer bestimmten Sprache", schliesslich doch wohl aber der abstrakten "Sprache" selbst gewonnen werden. Das wäre dann eine "künstliche Sprache", die zugleich "natürlich" wäre. Erreichbar scheint sie nicht, weil eben das Wesentliche mit dem Unwesentlichen, das Allgemeine mit dem Spezifischen in jeder Sprache eigenthümlich und unlösbar verquickt ist. Dass aber Stöhr wieder vom Wort ausgeht, statt vom Satz, scheint uns ein bedenklicher Rückschritt hinter Lambert und Ploucquet, hinter Euler und Max Müller. Wohl urteilt er (S. 62 f.) zutreffend über den Zweck der Sprache, wohl weiss er (S. 63) "Namen" und "Wort" zu unterscheiden; wohl sucht er seine Hauptaufgabe darin, sich und uns "von dem Druck der vorhandenen Sprachformen zu befreien" (S. 103 vgl. 66. 140). Dennoch bleibt er im Bann der bekannten Sprachen und rechnet doch thatsächlich mit "Wörtern", d. h. mit veränderlichen Einzelbegriffen statt mit "Wortkreisen", wie eine philosophische Grammatik thun müsste. Die Forschungen von Hugo Winckler zur Sprachgeschichte könnten etwa zeigen, wohin eine wirklich empirisch-philosophische Sprachbetrachtung leitet. Statt dessen erklärt Stöhr z. B. zwar die Konjugation für entbehrlich, aber die Deklination (S. 66), wenigstens als "stumme Deklination" (S. 69) für unvermeidlich, was vielleicht später einmal so gut als Probe der falschen Apriori-Beweise für etwas thatsächlich in der Einzelsprache Gegebenes gelten wird wie jetzt schon Gottfried Hermanns "Beweis", es könne nur sechs Kasus geben (vgl. Delbrück Idg. Syntax 1, 31). Selbst so "zufällige" Formen wie der Konjunktiv werden (S. 117) in die Algebra der allgemeinen Grammatik herein gezogen! — Dass deshalb Stöhrs Schrift in allgemeinen Betrachtungen (Logik und Grammatik S. 51. 58 f. u. ö. 70 f.) wie in einzelnen Beobachtungen (zum Satzbau S. 62 f., Satz—Ersetzung S. 109) Dankenswertes leistet, bestreiten wir nicht; aber ein Modell der "Sprache" an sich gibt sie nicht und die auf Grund ihres Chiffresystems angelegten Lexica (S. 9. 89. 173) würden zu

einem genügenden Begriffsaustausch schwerlich auslangen. Man wird also mit Diels (S. 15) die psychologische Betrachtung der konkreten Grammatik weit über diese philosophisch-logischen Versuche stellen müssen.

Das ältere Buch von Langenschwarz Die Arithmetik der Sprache S. 34 ("Der Menschheit gewidmet") bringt nur eine künstlich nach Zahlen gegliederte "Psychologie der Redekunst" (vgl. über den Verf. Grillparzer im Grillparzer Jahrbuch 10, 335).

Anders als Stöhr sucht C. Svedelius (L'analyse du langage Upsala 1897) mit den "unités linguistiques" (S. 139) zu operieren: er strebt eine Art Mechanik der Spracheinheiten (vgl. S. 18 f.) an, ohne doch zu allgemeineren Gesichtspunkten zu gelangen.

2) Von Lull bis Stöhr haben wir die philosophische Sprache, den logischen Kalkul, die Algebra der Grammatik in direkter Abhängigkeit von dem sprachlichen Material der Einzelsprache gefunden. Unser eigentliches thema probandum, dass die spracherfindende θέcιc von der sprachschaffenden φύcιc überhaupt nicht fortkommen kann, war hier gar nicht erst näher zu erörtern, da hier eben dies ganz offen zu Tage liegt. Natürlich hat Cartesius mit seiner Ideographie oder Leibniz mit seiner Analysis notionum in Alphabetum (ut appello) cogitationum humanarum (vgl. Mundt Deutsche Prosa S. 14) über den empirischen Begriffsvorrat, der in dem Wortschatz einer einzelnen Nation vorliegt, hinauskommen wollen; natürlich hat schon Raymundus Lullus selbst die Begriffe, nicht bloss die Einer Sprache entnommenen Ausdrücke in die Hand bekommen wollen. Es bleibt deshalb doch dabei, dass sie bei einem einfachen Übersetzen aus dem Latein oder den Nationalsprachen stehen blieben. Selbst wenn etwa Ploucquet seine Chiffern anwandte und schrieb (Methodus S. 43): "Universalitas termini signetur per literas maiores, A, B, C, D etc. Particularitas termini signetur per litteras minores a, b, c, d etc.; affirmationes denotentur per immediatam litterarum conjunctionem" — selbst dann wurde ganz naiv die tagtägliche Übersetzerpraxis nachgeahmt: man sucht die wichtigsten Worte, ersetzt sie durch andere und stellt so ein Vokabular her.

Ein Fortschritt über diese Stufe ward erreicht, wenn man statt der Begriffe Begriffszeichen wählte. Die grosse

Neuerung besteht darin, dass man sich von dem thatsächlichen Vorrat an Synonymis usw. frei macht. Es heisst nicht mehr: wie geben wir "gut, schlecht, mittelmässig" wieder?, sondern: wie bezeichnen wir allgemein den Begriff, der auf moralischem Gebiet dem der Brauchbarkeit auf praktischem Boden entspricht? Eine systematische Durchdringung und Durcharbeitung des gesamten Begriffsvorrates wird nötig; erreicht wird sie allerdings erst bei Wilkins.

a) Denn die Anfänge sind hier noch roher als bei den reinen Begriffsprachen. Ein Charlatan steht auch hier im Anfang, ein völlig sicher entlarvter, nicht wie im Fall des Cataloniers eine Paracelsusnatur, in der geniale Ahnung und schwindelhafter Hokuspokus zusammenwirken. Der Name des Johannes Trithemius (1462—1516) begegnete uns schon bei Grimmelshausen und Athan. Kircher hat sich noch ausführlich mit seiner "Steganographica" (unvollendet; 1509 auf den Index gesetzt) beschäftigt. Dass Tritheim als Historiker ein Fälscher und Betrüger ist, steht fest (ADB. 38, 629); und wenn er den Schlüssel seiner Geheimschrift durch Offenbarung empfangen haben will (Kircher Polygraphia S. 84; Appendix S. 21), so wird es damit nicht viel besser stehen. Über die grossprahlenden Verkündigungen, durch die der Abt seinem Gedächtnis geschadet hatte, beschwert sich Athan. Kircher mit Recht — objektiv; subjektiv hatte der Jesuit dem Abt von Sponheim nicht allzuviel vorzuwerfen!

Tritheim hat sowohl eine Polygraphia (zuerst 1518 erschienen) als auch eine Steganographia (1531) verfasst. Die letztere enthält nicht nur Schlüssel zu allerlei Geheim- und Zeichensprachen, sondern auch Anweisungen, Abwesenden so zu sagen durch eine geistige Telegraphie ohne Draht Mitteilungen zu machen. Sie brachte Tritheim in den Verdacht der Zauberei und wurde deshalb (nach der Biogr. Univ. 42, 182) von Bekämpfern und Verteidigern des Hexenwahns wie Wierus und Bodinus lebhaft erörtert. Kircher macht sich darüber lustig und teilt, um die Telegraphie Tritheims zu parodieren, die lustige Geschichte von der künstlichen Nase mit, die alle Schicksale ihres ursprünglichen Fleischbesitzers mitmachte (Appendix S. 19), eine Anekdote, die dann Edmond About zu seiner graziösen Geschichte "le nez d'un notaire" gestaltet hat. Indess hing bei dem Abt von Sponheim die Absicht "sine nuncio, dum

volo, voluntatem meam indicare sedenti in carcere, etiam longe absens, quantumcunque custodiatur, etiamsi tribus milliaribus sub terra sederet, et haec omnia universaliter" aufs Engste mit dem in der Polygraphie gelehrten Kunst zusammen, "omnia ista docere in omnia lingua totius mundi, quam umquam audivi". Wir sind im Zeitalter der Chymie und eine Alchemie der Rede wird angestrebt. Chiffern- und andere Geheimsprachen kannte man längst und dass Tritheim die seltenen tironischen Noten für sein künstliches Gemenge von 13 neuen Alphabeten (Biogr. Univ. a. a. O. S. 181) benutzte, machte nicht den Reiz seiner Erfindung. Darin bestand er, dass er die Ideen selbst, die Universalia losgelöst vom Wort zu geben schien. Er löste die Übersetzung der Begriffe von der Isolierung und gab einen fortlaufenden Schlüssel, der eine Übersetzung in jede bekannte Sprache zu ermöglichen schien. Noch Descartes sah den einzigen praktischen Nutzen einer Universalsprache (nicht einer philosophischen ars inventiva!) darin, dass man aus ihrem Wörterbuch in jede Sprache übersetzen könnte (An Mersenne; Brief vom 20. Nov. 1629: Discours de la méthode et choix de lettres Paris 1884 S. 201). Für Tritheims Zeitgenossen, die obendrein seine faustischen Verheissungen berauschten, musste es scheinen, als habe der gelehrte Abt die Seele der Worte gefasst, so dass sie sich nun lateinisch oder hebräisch oder deutsch nach Belieben incorporieren liesse. Und eben deshalb steigerte er sich auch selbst zu der Idee, durch den blossen Besitz dieser Wortseelen ("Runen", hätte der germanische Priester gesagt) korrespondieren zu können: es ist Runenzauber, wie wenn der altgerm. Medizinmann einen Spruch ritzt, so "dass vom Stamm der Gestorbene steigt und Worte wechselt mit mir" (Hávamál Str. 156; Edda übs. von Gering S. 108).

b) Tritheim fand noch mehr Nachfolger als Lullus; darunter die berühmten Gelehrten Naudé und Morhof (Biogr. Un. a. a. O. S. 182). Es waren recht seltsame Gesellen dabei, fast alle mit einem Zug von der Charlatanerie des Meisters ausgestattet. Da war Johann Caramuel y Lobkowitz (geb. 1606 gest. 1682; ADB. 3, 778), ein Sprachgenie, das seine Talente in den Missionsdienst der Gegenreformation stellte, gerade so wie Rom im vorigen Jahrhundert die märchenhafte Sprachbegabung des Kardinals Mezzofanti für die Zwecke der

Propaganda ausnutzte. (Die Mission hat für die Universalsprachen so viel zu bedeuten, wie für die Linguistik; auch Dalgarnos Druckprivileg empfiehlt seine Weltsprache als ein Mittel zur Verbreitung des Evangeliums, setzt aber gut englisch sofort hinzu: und zur Vergrösserung von Handel und Verkehr.) Caramuel war, wie Leibniz und Lambert, Mathematiker von Bedeutung; und mit den Bemühungen um das dyadische Zahlensystem (a. a. O. S. 780) hingen wohl auch seine weltsprachlichen Versuche, wie bei Leibniz mathematische und grammatisch-logische, zusammen: "er erfand eine Weltschrift für alle Sprachen, eine Zeichensprache, eine moderne Terminologie für Philosophie und Theologie usw., konstruierte Automaten u. dgl.". Natürlich steckte er in den Vorurteilen seiner Zeit und die "barbarischen Worte", durch die er die Terminologie "mehr verwirrte als aufhellte" (Biogr. Un. 6, 652) liessen seine Anstrengungen scheitern. — Da ist Daniel Schwenter (1585—1636; ADB. 33, 413), Orientalist und ebenfalls Mathematiker, der ausserdem einen "Peter Squenz" vor Andreas Gryphius verfasst hat (vgl. F. Burg Zs. f. d. A. 25, 130 f. 168) und eine "Steganologia et Steganographia" drucken liess. Da ist der Merkwürdigste von Allen: Johann Joachim Becher (1635—1682; ADB. 2, 201; Biogr. Un. 3, 450), Mitbegründer der chemischen Phlogistontheorie, "einflussreich als Volkswirt", im Leben "erfinderisch, dünkelhaft und unstet". 1661 gab er den Character pro noticia linguarum universali heraus, für den er vergebens 100 Dukaten vom Kurfürsten von Mainz erwartete: ein Wörterbuch von mehr als 10000 Worten, später (1679) vereinfacht. Wie Kircher scheint auch er (nach den Angaben der Biogr. Un.) eine Durchzählung nach dem lat. Alphabet zu Grunde gelegt zu haben. Techmer (Internat. Zs. f. Sprachwiss. 4, 339) sagt, er habe empfohlen, die gleichbedeutenden Wörter in den Wörterbüchern der verschiedenen Sprachen mit derselben Nummer zu versehen, das gleiche Verfahren, das heut wieder Stöhr (Algebra der Grammatik S. 9) vorschlägt.

c) In eine neue Phase tritt das Projekt mit George Dalgarno, einem Schotten, dessen Ars signorum vulgo character universalis et lingua philosophica (ebenfalls 1661) von Wilkins (nach der Biogr. Un. 10, 42) stillschweigend benutzt ist. Überhaupt spielt der geistige Diebstahl bei diesen ver-

wegenen Gedankenjongleurs keine geringe Rolle: Trithemius' Polygraphie wurde von dem Friesen Hottinga gemütlich als ein eigenes Werk nachgedruckt (Biogr. Un. 42, 181), fast 100 Jahre nach der Originalausgabe! — Dalgarnos Büchlein (vgl. dazu Diels a. a. O. S. 5 f.) ist nicht uninteressant. Als seine Eigentümlichkeiten hebt Pillet in der Biogr. Un. hervor, dass es von einer methodischen Klassifikation aller möglichen Ideen ausgehe, und dass es die Charaktere dieser Klassifikation anzupassen suche, "de manière que le mot représente l'idée elle-même, et non les sons qui en expriment le nom, comme dans les langues usuelles". Aber den ersten Punkt teilt Dalgarno mit Leibniz und Cartesius. Neu ist dagegen ein dritter Gesichtspunkt, in dem ihm auch Wilkins nicht gefolgt ist und auf den gerade der Schotte besonderes Gewicht legt: er will nicht "figuras mutas" geben, sondern eine der Aussprache fähige Rede (S. 12 f.). Er schlägt also die Brücke von der Universalschrift zu der Universalsprache, allerdings ohne Nachfolge, wie Ploucquet die von der reinen Begriffs- zur Begriffszeichenschrift.

Dalgarno ist noch völlig in scholastisch-mystischen Anschauungen und allegorischen Spielereien befangen: "Res ipsae sunt quasi [oder, wie er prinzipiell schreibt: qasi] Pater, gignens in mentibus nostris suam imaginem; Intellectus vero est Mater, has imagines concipiens; et Memoria est uterus, in quo [sic] Rerum Imagines sic genitae gestantur" (S. 27). Die für jene Zeit, in der Newton die Fallgesetze fand und Prophezeiungen aus der Apokalypse ablas, charakteristische Mischung von scharfer Beobachtung und träumerischer Spekulation zeigt besonders sein Caput primum (de primis Signorum elementis, speciatim vero de sonis simplicibus) — eine Lautlehre mit scharfen lautphysiologischen und phonetischen Bemerkungen (eine Anlautregel S. 9), an deren Schluss eine phantastische Umänderung des Anfangs von Vergils berühmtester Ekloge mitgeteilt wird (S. 12):

Pipite pu tapurae legudam sud pekmine thaki,
statt: Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi!

Dalgarno geht systematisch in strenger Dichotomie (S. 29) vor: die allgemeinsten Begriffe werden vorausgeschickt, und nun folgt eine jedesmal wieder durch einen Buchstaben ausgedrückte Spezialisierung. So heisst "Metall" *nef*: n con-

cretum physicum, e accidens, f concretum artefactum; es heisst dann weiter Gold *neffis*, Silber *nefgoffis*, Blei *nefgofir* usw. Er ahnte es in seinem Stolz sicher nicht, dass er selbst hierbei nur tiefen Sinn ins kindische Spiel legte: gerade so benannte Darwins Sohn im Alter von einem Jahre jede Nahrung mit 'munu', dann Zucker mit 'shu-munu' und noch später Lakritze mit 'black-shu-munu' (Rzesznitzek Entwickelung der Kindersprache S. 24). Das Kind besitzt freilich noch nicht jene scharfe dichotomierende Logik, die Goethes Jünger Carl Philipp Moritz voraussetzt, wenn er in seinem zu prächtigen Kupfern von Chodowiecki geschriebenem "Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik" (Berlin 1786) gleich mit der Scheidung von Lebendem und Leblosem (S. 11) anfängt — als ob dem Kind nicht alles lebendig wäre! Aber wohl besitzt das Kind schon die Ordnungsliebe, die gern gliedert und ableitet. Jene Spezifikation — "Nahrung — süsse Nahrung — schwarze süsse Nahrung" — ist der erste Schritt auf dem Wege zu den systematischen Terminologien der Chemiker und der Naturforscher überhaupt; denn auch bei diesen war natürlich ein blosses Zusammenrücken (P. Kretschmer Sprachregeln f. d. Bildung und Betonung zoologischer und botanischer Namen Berlin 1899 S. 6) älter als die echte Komposition (ebd. S. 5).

Wo unsprechbare Complexe entstehn, werden bei Dalgarno die literae serviles et expletivae ei und s eingeschoben: meis für ms (S. 51). Polyonymie wird (S. 45) nicht vermieden; so heisst abripere (S. 95) dos, don, bemdep, stekai. (Diese Sprache mag wohl auf die wildesten Lautverbindungen in Swifts Gulliver 1726 Einfluss geübt haben.) Der Anfang der Genesis lautet (S. 118): *Dan semu, Sava samesa Namtťn Nom.* Auch das Vorwort hat Dalgarno in seiner eigenen Sprache an König Karl gerichtet.

Dieser kühne und konsequente Neuerer bleibt nun aber doch völlig von dem Vorbild des allgemeinen Sprachbaus abhängig. Zwar wenn die allgemeine Anordnung — vox generica praecedit (S. 56) — der der Sprachen entspricht, so liegt hier wirklich eine Übereinstimmung von Logik und Sprachbau vor. Aber das ist bezeichnend, dass er Alles glaubet wiedergeben zu müssen, Flexion (S. 62), Syntax (S. 72), ja sogar Eigentümlichkeiten wie die verba impersonalia (S. 77). Nichts

ist für die logische Unbehilflichkeit der Sprachen bezeichnender als die Notwendigkeit der Partikeln zur Verdeutlichung der Beziehungen im Satz; Dalgarno aber (der S. 80 die scharfsinnige wenn auch zu weit gehende Bemerkung macht "omnes particulas esse vero casus") glaubt auch sie für seine logische Universalsprache nicht entbehren zu können!

d) Athanasius Kircher (1602—1680) ist der Berühmteste unter den Förderern der Universalschrift; und an keinem tritt die bedenkliche Seite dieser Unternehmungen greller hervor. Weiss (Biogr. Un. 21, 642) suchte noch Kirchers bona fides zu retten; Erman (ADB. 16, 1 f.) hat ihn unwiderleglich als Charlatan entlarvt. Nur ist auch bei dem Jesuitenpater wie bei Tritheim oder Becher der Betrug immer zuerst als Selbstbetrug zu verstehn. Der grenzenlos eitle und ehrgeizige Mann war nie zufrieden, die Dinge so aufzufassen, wie der gesunde Menschenverstand sie nahm. Wenn er etwa (Erman a. a. O. S. 3) in seinem "Oedipus Aegyptiacus" die 13 Zeichen *Kasrs Tmitians* (Caesar Domitianus) zu deuten hat, so liegt es seinem von Kabbala und Übergescheitheit verdrehtem Kopf ganz nah, den Titel im Sinn seiner eigenen "Steganographia" zu deuten und den Namen "Kaiser Domitianus" wie folgt zu übersetzen: "Die wohlthätige Zeugungskraft, die über das Obere und Untere herrscht, vermehrt das Zuströmen der heiligen Feuchtigkeit, die von oben herabkommt. Saturn, der die flüchtige Zeit ordnet, der wohlthätige Gott, fördert die Fruchtbarkeit der Äcker und hat Macht über die feuchte Natur . . ." Sicher ist das, wie Erman sagt, Tollheit; aber es hat vielleicht noch ebensoviel Methode wie manche Lesungen etruskischer Inschriften.

Auch Kircher vereinigte das Studium der Mathematik und Musik mit dem der Sprachen. Seine koptischen Arbeiten haben noch heut Bedeutung (Benfey Gesch. d. Sprachwiss. S. 239) — "freilich nicht weil, sondern trotzdem Kircher die Lingua aegyptiaca restituta heraus gegeben hat", meint Erman. Überall versuchte er, aus geringen Resten grosse Geheimnisse herauszulesen und wieder in enge Symbole grosse Geheimnisse hineinzupassen. Er schrieb einen Mundus subterraneus, in quo universae naturae maiestas et divitiae demonstrantur (1664 oder 1668): "bizarre Konjekturen und apokryphe Berichte über die Riesen, die Drachen und andere im Erd-

innern wohnende Fabelgeschöpfe" (Biogr. Un. 21, 643); und eine Turris Babel, sive Archontologia qua priscorum post diluvium hominum vita, mores, rerumque gestarum magnitudo . ., confusio linguarum, gentium transmigurationes cum principalium inde enatorum idiomatum historia describuntur et explicantur (1678).

Dieser Mann musste selbstverständlich auch eine Polygraphia seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere (Rom 1683) schreiben (vgl. Diels a. a. O. S. 7). Die Pasigraphie ist von Becher, die Steganographie von Tritheim abhängig. Neu ist aber zweierlei: erstens die Energie der Durchführung, und zweitens der ausgezeichnete Gedanke, nicht mehr die ganzen Worte, sondern nur die Wurzeln zu übersetzen, die Flexion aber (wie es Steiners Pasilingua s. o. thut) den Nationalsprachen zu überlassen (Polygraphia S. 15).

Kircher erbaut (S. 45) ein Dictionarium pentaglossum. In alphabetischer Folge nach dem Latein ordnet er die wichtigsten Begriffe rein praktisch in 32 Gruppen von je 40 Worten. Es ist also etwa "radix" im Alphabet aufzusuchen und danach durch XIX 10 auszudrücken. So erhält man die Wurzel. Die Flexion wird sodann durch eine Chiffer ausgedrückt, z. B. G mit Kreis Gen. Sg., G mit Strich Gen. Pl., oder ein Hufeisen je nach der Lage Praes. oder Praet., mit Punkt Plural usw. Also XIX 10 A: *radices;* oder zu II 7 amare II 7 Π' *amabimini.* — Das Verfahren ist ungemein einfach und bei der einfach symbolischen Art der Flexionszeichen auch praktisch; ähnliche Methoden werden (nach der Biogr. Univ.) noch heut im internationalen Handelsverkehr vorgeschlagen. Auch die verschiedenen Systeme einer arca steganographica (S. 130) oder cysta glottologica (S. 85) sind scharfsinnig ausgedacht. Daneben fehlt es wieder nicht an Spielereien wie der tabula cryptologica per signa membrorum (App. S. 16), wo die Ohren Liebe oder Hass, der Bart Glück oder Unglück bedeutet, so dass man plötzlich wieder in der Sphäre der Traumdeuter und Kartenleger gerät. — Kircher gibt übrigens (S. 147) die Namen verschiedener Vorgänger an, darunter den berühmten J. B. Porta (vgl. App. S. 20); dass er sich mit Tritheim ausführlich beschäftigt, erwähnten wir schon.

e) John Wilkins (1614—1672), Bischof von Chester,

bedeutet den Höhepunkt dieser Entwickelung und von ihm würde ich am wenigsten mit Th. Mundt (Deutsche Prosa S. 15) behaupten, dass er "nur Unsinn vorgebracht habe". Wir halten es lieber mit Techmer, der in seiner Internat. Zs. f. Sprachwiss. (4, 339 f.) Wilkins mit höchster Anerkennung bespricht und (S. 349 f.) den dritten Teil, die Natural Grammar, zum Neudruck bringt.

Der Schwager Oliver Cromwells, der auch mit dem gefeierten Theologen Tillotson (den Lessings Vater übersetzt hat) verwandt war, gehörte zu den Gründern der berühmten Royal Society; er soll auf Cyrano de Bergerac mit seiner Reise in den Mond, auf Swifts Gulliver und Voltaires Micromégas gewirkt haben und Fontenelle hat seine "Entdeckung einer neuen Welt" (1690) in den Unterredungen über die Mehrheit der Welten popularisiert (Biogr. Un. 44, 620). Wie Trithemius und Porta hat dieser ungewöhnliche Mann sich mit der Gedankenübermittelung durch Telepathie befasst (Mercure 1641) und von hier kam er zu dem Versuch einer überall verständlichen Begriffszeichensprache. Er patronisierte Dalgarno und benutzte, wie Ch. Nodier (a. a. O.) zeigte, seine Ars signorum vulgo character universalis (1661) für seinen eigenen Essay towards a real character and a philosophical language (1668), der aber doch noch Eigenes genug enthält. Wie Kircher und Dalgarno für die Drucklegung ihrer Schriften fürstliche Gönner fanden, so sah Wilkins sein Buch von der Royal Society gedruckt.

Der Bischof holt sehr weit aus und es sieht fast aus, als nähere er sich der empirisch-philosophischen Methode von de Brosses und Monboddo, wenn er mit dem Ursprung der Sprachen, ihren Veränderungen und ihrem Verfall, den Anfängen der Schrift und der Vergleichung der Alphabete beginnt. Aber der zweite Teil "containing Universal Philosophy" verrät sofort den Scholastiker. Der Mann, der einen Abschnitt überschreibt "that neither Letters nor Languages have been regularly established by the rules of art", zeigt schon in diesen Worten seinen Standpunkt: im Grund erkennt er die φύϲιϲ, die unwillkürliche Entwickelung an, aber er fasst sie doch als fehlerhafte Abweichung von dem Ideal der θέϲιϲ, der vernunftgemässen Einsetzung, auf. — Er geht nun in philosophischer Analyse von den allgemeinsten zu den spe-

ziellen Begriffen und bereitet so die Philosophische Grammatik (S. 297) vor. In den Betrachtungen über Partikeln (S. 304), Syntax (S. 354) u. dgl. steht er Dalgarno nahe, wie er denn auch dessen lautphysiologischen Studien (S. 363 f.) nachahmt und mit instruktiven Abbildungen der beim Sprechen thätigen Organe (S. 379) begleitet. Aber Wilkins ist viel geistreicher als der trockene Schotte. Und vor allem macht er mit dem Gedanken Ernst, dass die Zeichen eine gewisse Notwendigkeit haben sollen, gerade im Gegensatz zu der "Wilkür" der einzelsprachlichen Benennungen. Er sucht deshalb nicht nur einfache Zeichen etwa von der Art der stenographischen (S. 376) zu geben, sondern er motiviert (S. 373) sogar die Reihenfolge der Lautzeichen. Ebenso sind die Begriffszeichen rein symbolischer Natur: "eine gerade Linie, als das Einfachste, wird für den Begriff 'Gott' gesetzt. Ein Winkel an der linken Seite bezeichnet die erste Person der Dreieinigkeit, Gott Vater" (S. 405). Die Anordnung der Zeichen sollte, wie im Chinesischen (auf das Wilkins, wie andere Universalschriftlehrer, Bezug nimmt, S. 451) die Syntax überflüssig machen; aber während die bewundernswerte mathematische Klarheit des Chinesischen nach G. v. d. Gabelentz (in Techmers Internat. Zs. f. allgem. Sprachwiss. 3, 100 über die chinesische Wortstellung) gerade in dieser konsequent durchgeführten Anordnung besteht, hat Wilkins doch die Präpositionen usw. nötig (vgl. das Credo als Probe mit Erläuterung S. 427 f.).

Als Begriffszeichensprache erreicht Wilkins' Essay die höchste Stufe. Der Versuch, ganz von dem Wortvorrat abzusehen, eine logische Einteilung aller vorhandenen Begriffe und Dinge vorzunehmen und in einfachen symbolischen Linien wiederzugeben, verdient den höchsten Respekt und deutet mit grosser Bestimmtheit jene von Mach und Diels erwartete wissenschaftliche Kunstsprache der Zukunft voraus. Gerade deshalb ist das mit grosser Konsequenz durchgeführte Unternehmen des Bischofs auch in seinen Schwächen so bezeichnend.

Zunächst lässt eine abgeschlossene Gliederung eine Erweiterung unserer Kenntnisse nicht zu ihrem Recht kommen. Kirchers geschlossene "Cysta" oder Dalgarnos und Wilkins' lückenlos fortschreitende Systeme bieten der Aufnahme neuer Termini, der Charakteristik neu entdeckter Tier- oder Pflanzengattungen die grössten Schwierigkeiten. — Wichtiger

noch ist, dass fundamentale Auffassungen sich ändern, ohne dass Umgestaltungen im System möglich wären. Das stört bei Kirchers rein praktischer Methode nicht, wohl aber bei der logischen der Engländer. Bei dem Bischof von Chester werden z. B. noch die vier Elemente als Einteilungsprinzip verwandt; eine Gliederung auf Grund anderer chemischer Erkenntnis müsste das ganze Vokabular umwerfen, die Beibehaltung desselben aber müsste die Quelle grundfalscher Vorstellungen und Assoziationen werden! (Vgl. Benfey Gesch. d. Sprachwissenschaft S. 249 Anm.)

Doch über den praktischen Wert der Universalcharakteristik haben wir hier nicht zu sprechen. Auch liesse Wilkins' System sich verbesserungsfähiger gestalten etwa durch Nachahmung jenes Dezimalsystems, das von Amerika aus für die internationale Bibliographie in Vorschlag gekommen ist. Hier wird jede Gruppe in zehn Teile zerlegt und also jedes Buch durch eine mehrstellige Zahl bezeichnet; also etwa: Philosophie 1; Deutschland 1; Mittelalter 2; Cusanus 4; das oder jenes Buch von ihm 11247. Diese Methode, die gewissermassen Kirchers Zahlenkasten und den ideographischen Apparat der Engländer vereinigt, lässt wenigstens fortwährende Neuteilungen zu, wenn auch die Grundlagen der Einteilung unangerührt bleiben müssen.

Für uns aber ist vor allem von Bedeutung, wie mächtig selbst bei diesen Triumphen der θέcιc die φύcιc bleibt, wie gewaltig die natürliche Sprache auf die philosophische drückt. Alles, was der character universalis entbehrlich machen sollte, verdeutlichende Beziehungsworte so gut wie primitive Interjektionen, kehrt in Wilkins' Essay wieder. Der Triumph der Spekulation über die Materie wird zu einem Sieg des Historisch-Gewordenen über das Rein-Gedachte; die künstliche Sprache ist immer wieder — ein Kind der natürlichen!

f) Die Universalschrift hat nicht wieder solche Höhe erreicht. Aber das Problem ward immer wieder angegriffen. Lambert verschaffte (wie Wilkins dem Dalgarno) einem wunderlichen "ungarischen Edelmann und Geistlichen" Georg Kalmar Subscribenten für seine Praecepta grammatica atque specimina linguae philosoph. sive universalis ad omne vitae genus accomodatae (1772). Es war "eine Schriftsprache von 400 Grundzeichen, zu deren Bezeichnung er die Zeichen der

Mathematik, Astronomie, Heraldik usw. zu Hilfe ruft. Seine Grundzeichen führt er durch alle Sprachabwandlungen hindurch und hat Mittel ihre Verbindung anzuzeigen. Die 400 Grundzeichen behielt er jedoch geheim und teilte nur einige Proben mit" (Lepsius Lambert S. 91). Es scheinen hauptsächlich Initialen gewesen zu sein: t (tempus) Zeit, b (beatitudo) Glückseligkeit u. dgl., und also so willkürlich wie Ploucquets Buchstaben. — Der merkwürdige Graf Gustav Schlabrendorf (1750—1824), dessen Leben Varnhagen v. Ense beschrieben hat, grübelte über allgemeine Sprachlehre und Wortabstammung (ADB. 31, 322; vgl. Preussische Jahrbücher 1, 80. Über Schlabrendorf als Schriftsteller G. Schwab Die deutsche Prosa Stuttg. 1843 I 275). Einen kurzen Abriss seiner geistreichen "Bemerkungen über Sprache" findet man in C. G. Jochmanns Reliquien gesammelt v. H. Zschokke (Hechingen 1838) I 148 f. Schlabrendorfs grundlegendes Aperçu ist das von der rhythmisch-melodischen Natur jeglicher Sprache. Auch er ging vom "mécanisme vocal" aus (Biogr. Un. 38, 333) und wetteiferte in der lautphysiologischen Begründung der allgemeinen Sprache mit dem Abbé Sicard (1742—1822), dem hochverdienten Taubstummenlehrer, dessen Pasigraphie ou premiers élements de l'art d'écrire et d'imprimer dans une langue de manière à être entendu en toute autre langue sans traduction (1796), wie Schlabrendorfs Ideen, über die Ankündigung nicht herauskam (Biogr. Un. 39, 288). Es ist merkwürdig, dass Sicard fast auf demselben Wege wie Wilkins zur Universalschrift kam: durch das Problem, zu einem nicht Hörenden zu sprechen; bei dem Bischof handelte es sich um Abwesende, bei dem Abbé um Taubstumme. Dies zeigt von neuem, wie Universalschrift und Universalsprache fast unlösbar verquickt sind. — Sicard stand seineseits in Verbindung auch mit Joseph de Maimieux (1753—1820), dessen Pasigraphie mit ganz demselben Titel wie Sicards Ankündigung zitiert wird (Biogr. Un. 26, 131); später gab er noch eine "Carte générale pasigraphique" (1808), ein Wörterbuch von 7—8000 Wörtern mit grammatischen Regeln "von bewundernswerter Einfachheit". — Moser (Gesch. der Weltsprache S. 15) nennt neben Andern noch Bachmaier (1853), Soudre, de Mas (1863), Paic (1869), sowie besonders v. d. Gabelentz, "welcher mit Weltsprach— Alphabet, Grammatik und Wörterbuch sowie einer grossen An—

zahl von Schlüsseln zur Gablentzographia und Gablentzolalia an die Öffentlichkeit trat". Doch mit dem Namen des grossen Sprachkundigen, der von der universalen Sprachkenntnis "zu einer allgemeinen Sprachlehre im wahren Sinne des Wortes" (Leskien ADB. 8, 787) zu gelangen hoffte, haben wir den Anschluss an die empirisch-philosophische Sprachforschung erreicht. Wir nennen deshalb nur noch (nach Benfey S. 800) zwei bei Moser (a. a. O.) fehlende Vertreter der "künstlichen Allerweltsprache": Abel Bürja (1809) und Lichtenstein (1853). Mit der "Pasigraphia sive scriptura universali" hat sich übrigens (1799) auch G. F. Grotefend, der erste Entzifferer der Keilschrift, befasst (ADB. 9, 763).

3) Im Gegensatz zu den zweifelhaften Gestalten, die uns zumeist als Erfinder der Begriffswort- und Begriffszeichensprachen entgegentraten, begegnet nun sofort eine höchst würdige Persönlichkeit, ein vornehmer Vertreter des "Ancien Régime" in Frankreich, den als solchen — wenn ich nicht irre — auch Taine besonders gewürdigt hat — der Präsident de Brosses.

a) Charles de Brosses (1709—1777), Parlamentspräsident in Dijon, war ein Mann von staunenswerter Vielseitigkeit der Interessen: "c'était sa nature d'être aux deux pôles à la fois, d'aimer à mener de front des choses qui se repoussent, les plaisirs et les affaires, le droit et la musique, la politique et le jeu, les recherches de l'érudition la plus patiente ou la plus ardue, et les saillies de la gaieté la plus piquante et la mieux inspirée" (Biogr. Un. 5, 646. Vgl. über ihn noch den Essai sur la vie et les l'écrits du Président de Brosses vor seinen Lettres familières S. 85 und Barbey d'Aurévilly Portraits politiques et littéraires S. 94 f.). Freilich liegt in dieser Buntheit der Interessen, in der Vereinigung von Sprach- und Musikstudium insbesondere immer noch eine Verwandtschaft mit dem polyhistorischen Dilettantismus der Tritheim und Kircher; und ein strenger Fachmann wie Benfey hat denn auch (Gesch. d. Sprachwissensch. S. 281. 286 f.) über den "Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'étymologie" (Paris 1765) sehr hart geurteilt. Ich finde in dem Buch des merkwürdigen Manns, der sein Leben der Ergänzung Sallusts gewidmet hat und durch seinen "Culte des dieux fétiches" (1760) der vergleichenden Mythologie und

der allgemeinen Religionswissenschaft einen unentbehrlich gewordenen Terminus schenkte, doch nicht bloss "die eigentümliche Divinationsgabe, mit der der französische Geist eine Idee erfasst, welche erst später begründet wurde" (Benfey S. 288), sondern auch eine merkwürdig frühreife Richtung auf die Kontrole der apriorischen Meinungen durch Beobachtung und Vergleichung. Die beiden Bändchen — die ich aus unserer Königlichen Bibliothek in dem mit Randstrichen versehenen Exemplar Friedrichs des Grossen benutzen konnte — enthalten sicherlich noch viel und allzuviel von der tastenden Phantastik des 18. Jahrhunderts und der Verf., der (1, 50) die Astrologie verdammt, die Etymologie aber als eine hohe und sichere Kunst preist, hat den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und dilettantischer Methode noch so wenig erfasst, dass er sich (2, 44) Wachlers köstliche Unterscheidung von Sprache und Dialekt zu eigen macht: "Die Sprachen sind untereinander durch die Konsonanten unterschieden und die Dialekte durch die Vokale!" Wenn er (2, 103 f.) der Urbedeutung der Worte nachgeht, erklärt er etwa "hospites" als "houspetentes, ceux qui viennent à la maison" (2, 115). Oder Sprachverschiedenheiten wie pempe und quenque werden (2, 167) aus verkehrten Lesungen gedeutet; was an Max Müllers Methode erinnert, alle mythologische Entwickelung von Sprachfehlern abzuleiten. Vor allem geht de Brosses — wie Benfey hervorhebt — viel zu weit in der unhistorischen Deutung junger Worte aus ursprünglicher Lautnachahmung (1, 254 f. u. ö.).

Aber dem steht doch ein merkwürdig klares und annähernd richtiges Bild der allgemeinen Sprachentwickelung gegenüber. Mit dem Begriff der "Wurzeln" macht im Abendland de Brosses zuerst ernst, wie er denn auch konsequent dafür das Zeichen R (= radix) verwendet. Die Wurzeln sind festzustellen durch Sprachvergleichung. Sie sind überwiegend selbständige ungebräuchliche Worte (2, 369); der Imperativ ist Verbalwurzel (2, 398). Formell sind sie kurz und zumeist einsilbig (2, 387). Ihre Zahl ist gering (2, 230). Auch die Endungen sind grossenteils ursprünglich autonome Worte (2, 173 f.). Hier nimmt der Präsident also Bopps berühmte Theorie voraus, aber er schränkt sie vorsichtig ein, wie er auch die Einsilbigkeit der Wurzeln nicht unbedingt behauptet — für seine spekulierende Zeit eine anerkennenswerte Selbstbeschränkung.

Jede Wurzel entwickelt sich nach bestimmten Regeln der Ableitung (2, 55 f.). Neue Wurzelworte kommen nur ausnahmsweise vor (2, 119). de Brosses versucht auch schon die Gesamtgeschichte einzelner Wurzeln zu geben; die erste — AC (2, 324 f.) ist merkwürdigerweise dieselbe, mit deren freilich recht sehr anders fundierter Geschichte sich auf das Jahr um ein Jahrhundert später in die Wissenschaft Johannes Schmidt von August Schleicher geleiten liess (Die Wurzel AK im Indogermanischen Weimar 1865). Es ist aber auch bezeichnend, dass Schleicher (a. a. O. S. V) erklärt, er habe sich der Wahl seines Schülers deshalb gefreut, "weil ich hoffen durfte, dass gleich diese erste Arbeit den Verf. mit der gehörigen Scheu vor der Etymologie erfüllen werde". Man war in 100 Jahren von der fröhlichen Sicherheit etwas zurückgekommen, mit der der Franzose (1, 31) ausrief: "L'étymologie n'est pas un art incertain!" — Die zweite von de Brosses benutzte Wurzel, ST (2, 335 f.), ist noch bei Steinthal ein Lieblingsgegenstand glottogonisch-etymologischer Vermutungen.

Für die Veränderungen der Worte bringt de Brosses sehr verständige Ursachen, so die jetzt wieder so beliebte "prononciation inexacte" (2, 137). Er beachtet sogar (2, 63 f. 71 f.) den Einfluss des Völkerverkehrs, unterscheidet (2, 74) Verwandtschaftscentra wie den Norden für Ausdrücke der Fischerei, und achtet selbst (1, 165. 277—84) auf den Akzent. Über die Ableitung stellt er freilich (1, 289) nur ganz allgemeine Sätze auf; ebenso über die historischen Veränderungen (2, 164 f.).

Steht es nun fest, dass aus wenigen Wurzeln zahllose Worte entstanden sind, so kommt Alles darauf an, Alterschichten für diese Worte festzustellen. Hierin liegt nun die eigentliche Bedeutung von de Brosses. So phantastisch und dilettantisch er auch vorgeht — der Gedanke selbst ist heut noch nicht überholt. Noch heut gelten prinzipiell alle Worte einer Sprache als gleichartig, soweit sie sich nicht durch formelle Merkmale — altertümliche Flexion, junges Stammsuffix u. dgl. — als bestimmten Epochen angehörig nachweisen lassen. Es muss aber auch inhaltlich eine Paläontologie der Ausdrücke angestrebt werden, die erst vom Boden einer wissenschaftlichen Bedeutungslehre möglich ist.

Diesen hat der Sohn des encyklopädischen Zeitalters na-

türlich noch nicht. Um die "expressions natives" (1, 13) herauszufischen, bedient er sich dreier Werkzeuge. Erstens der Lautphysiologie (1, 101 f.). Er sucht die einfachsten und natürlichsten Laute (1, 106) zu ermitteln, leiht ihnen dann freilich vorschnell symbolische Bedeutung, z. B. (1, 158) dem Nasal negative, worin ihm neuerdings C. Abel gefolgt ist. Im Übrigen steht de Brosses hier trotz origineller Gedanken — die Namen der Sprachorgane sollen nach den ihnen eigentümlichen Lauten gebildet sein 1, 248, vgl. Benfey a. a. O. S. 288 Anm. — seinen Vorgängern sehr nahe, wie denn auch sein Versuch eines "alphabet organique et universel" (S. 177 f.) dem des Wilkins sehr ähnlich sieht. — Das zweite Mittel ist die Kindersprache (1, 220 und besonders 2, 7). Aus ihr liest er nicht ohne Geschick primitive Worte (1, 222 f.) ab, erkennt das Alter der Interjektionen (ebd.) und antezipiert in seinen Betrachtungen über die "mots nécessaires" (S. 231) Buschmanns Studien über die "Naturlaute" Papa und Mama (S. 233. 244). Als zweite Stufe folgen den "mots nécessaires" die "mots presque nécessaires" (S. 297 f.), durch Onomatopöie (S. 252) gewonnen; weiterhin dann Ausdrücke von nur symbolischer Bedeutung (S. 260). — Das dritte Werkzeug endlich ist die Sprachvergleichung. Hier liegt de Brosses' eigentlichstes Verdienst um das Problem der Weltsprache. Wie Descartes und Leibniz geht er von dem Aperçu des gemeinsamen Gedankenvorrats aus: "Rien n'est donc plus possible que d'introduire un caractère universal, avec lequel toutes les nations, quoique de langues différentes, pourraient exprimer leurs idées communes: je dis leurs idées simples et communes, car dès qu'elles seraient compliquées la difficulté de se mettre au fait de tant des symboles et de variations de chaque symbole l'emporterait beaucoup sur l'utilité de cette généralisation" (2, 43; ganz ebenso Cartesius in der schon oben zitierten Stelle des Briefes an Mersenne). Jeder Urbegriff wird in einer Wurzel Platz finden; ohne dass sich übrigens de Brosses sehr um die Urbedeutung bemühte: er nimmt nur an, dass "le sens original est pour l'ordinaire celui qui désigne quelque être simple et physique, quelque usage des temps grossiers" (2, 103). So bedeutet die Wurzel Dun, Tonn, Dan, Than, Din, Thin (2, 117) ursprünglich "Berg", denn von den beiden Grundbedeutungen "mons" und "oppidum" muss die älter sein, die etwas Natür-

liches bedeutet. Die Anschauung von der verbalen Bedeutung der Wurzeln fehlt also noch völlig.

Von diesen Ideen ausgehend sucht der "Traité" für die Wortfamilie capio (2, 194—230) einen vollständigen Stammbaum aufzustellen, etwa wie es neuerdings Bruno Liebich (Die Wortfamilien der lebenden hd. Sprache Breslau 1899; vgl. meine Rez. Zs. f. d. Phil. 31, 413 f.) für den deutschen Sprachschatz versucht hat. Auch über die "noms des êtres moraux" (2, 234) gibt er Bemerkungen, leitet zutreffend die Abstracta prinzipiell aus Concretis her (S. 238 f.) und achtet auch auf die Bildung der Eigennamen (S. 275 f.) und ihre Altertümlichkeit (S. 308).

Als letzte Frucht soll nun aus diesen Studien die empirisch-philosophische Sprache hervorgehn: der "Archéologue", wie er es nennt (S. 489 f.), ein systematisch geordnetes Wörterbuch auf Grundlage eines Wurzellexikons (S. 527), eine nomenclature universelle par racines" (S. 490).

Damit hat de Brosses, der noch tief genug in alten Anschauungen steckte, um die Etymologie als eine Art von ars inventiva zu verwenden (1, 60), den höchsten Standpunkt erreicht, der sich vom Boden der alten Sprachauffassungen überhaupt erreichen lässt. Er weist bereits auf jene philosophische Sprachlehre hin, die noch 1803 A. W. Schlegel (Werke 12, 143. 152) als pium desiderium ansah. Die empirisch-philosophische Methode lag freilich im Keim in der Ideographie des Cartesius und dem Ideen-Alphabet des Leibniz; aber diese gingen thatsächlich doch bald von dem Gedanken, den ursprünglichen Begriffsvorrat durch Vergleichung zu ermitteln, zu willkürlichen Festsetzungen über. Hätte de Brosses mit den Mitteln seiner Zeit den "Archéologue" ausgeführt — er liess es freilich wie Descartes und Leibniz vor ihm, Sicard und Schlabrendorf nach ihm bei dem Programm bewenden —, so wäre wohl auch er bald zu apriorischer Willkür geflüchtet, wie wir sie schon bei jener Entscheidung trafen, "dun" müsse "Berg" heissen, weil "Stadt" als künstliches Machwerk ein jüngerer Begriff sei. Aber heut liesse sich in der That der Plan des de Brosses annähernd verwirklichen; ja für eine bestimmte Seite des Wort- und Begriffsvorrats, für die "Kulturwörter", haben die "linguistisch-paläontologischen" Untersuchungen von Adalbert Kuhn bis auf Otto Schrader

längst den "Archéologue" aufgestellt und werden (trotz der weitgehenden Skepsis in Kretschmers "Einleitung zur Gesch. der griech. Sprache") damit sicherlich zu einem guten Teil die Überzeugung des Franzosen von der kulturhistorischen und völkerpsychologischen Bedeutung der Etymologie (1, 67) gerechtfertigt haben.

Der Versuch, durch empirische Vergleichung und philosophische Nachprüfung den Stammbaum der Begriffe aufzustellen, wird noch einmal unternommen werden müssen. Dass die logische Ableitung von Kardinalbegriffen wie "das Sein" bei Dalgarno und Wilkins mit der historischen Reihenfolge, in der die Begriffe bei den Völkern auftauchen, sich in keiner Weise deckt, ist heut Niemandem zweifelhaft. Dass ein Begriff wie etwa "Leidenschaft", mag er auch in allen Sprachen vorkommen, mit "Hunger" oder "Wolf" nicht gleichaltrig ist, dürfen wir annehmen. Eine empirisch-philosophische Sprache mindestens für den Kulturkreis der indogermanischen und semitischen Sprachen liesse sich auf Grund von de Brosses' Programm schaffen. Man müsste die ältesten Begriffe feststellen, weiterhin die Mittel, durch die aus diesen jüngere geschaffen sind (vgl. z. B. Pizzi Saggi d'indici sistematici per lo studio della espressione metaforica di concetti psicologici Turin 1896; Referat von Kurt Bruchmann DLZ. 1899 S. 1410) und so fort. Für die Urbegriffe müsste man einfache Zeichen wählen, die eine fortdauernde Differenzierung zu komplizierteren Begriffen zuliessen. Eine Vorahnung solcher Methode liegt auch in Lichtenbergs (von uns schon oben besprochenem) ironischem Spiel: zef ein kühler Wind, Vzef ein Schmeichler (Werke 2, 201).

Die höchste Stufe einer Weltsprache würde freilich auch so nicht erreicht. Denn so sehr sich auch solche historische Konstruktion über die Willkür der Begriffswort- und Begriffszeichensprachen erheben würde — willkürlich bliebe sie immer noch, weil sie von der "künstlichen" Abstraktion des "Worts" ausginge, statt die "natürliche" Basis des Satzes zu wählen. Aber eben in diesem Kleben am Wort und Haften am Buchstaben zeigt die gesamte Geschichte der Weltsprache von den kümmerlichsten bis zu den kühnsten Versuchen die unvermeidliche Abhängigkeit von der gewordenen Sprache. Nur die momentan aufblitzenden Figuren der Lange, Euler, Ploucquet nähern sich der höheren Konzeption.

b) Wie Dalgarno den Wilkins, Sicard den Maimieux, hat de Brosses Court de Gébelin (1725–1784) als freilich viel geringeren Zwilling zur Seite. Er ist von jenem in seiner Histoire naturelle de la parole ou grammaire universelle (1774. 1775; neu her. von Lanjuinais 1816) abhängig, aber (nach Benfey S. 282) noch kritikloser, freilich auch lebhafter und zuversichtlicher (S. 290). Auch er nimmt (nach der Biogr. Un. 9, 373) an, dass die Ursprache sich aus einer gewissen Zahl von Lauten und Betonungen zusammensetzte, die sich bei allen Völkern finden und aus denen die Worte der Sprachen entstanden; auch er verbindet wie de Brosses Spekulationen über den Ursprung der Schrift mit denen über die Anfänge der Sprache. Nebenbei erklärt er so — wie Falb mit seinem famosen in der Inka-Höhle gefundenen Schlüssel — auch alle Geheimnisse der Mythologie und Chronologie. Für dies Werk erhielt er von der Académie française zweimal den für die nützlichste Arbeit bestimmten Preis ... Die chinesischen und lateinischen Grammatiken dienen ihm (Biogr. Un. 9, 373) als Führerinnen. Übrigens versinkt er wieder ganz in symbolisierende Phantastik: die Vokale bedeuten die Empfindungen, die Konsonanten die Ideen.

c) Die empirische Richtung, die de Brosses einschlug, hat sich nicht lange behauptet. James Burnett Lord Monboddo (1714—1799), den Benfey (a. a. O. S. 282. 291 f.) trotz all seiner Bizarrerien — er lässt die Entdeckung der Sprache durch die übermenschliche Hilfe der ägyptischen Dämonenkönige vor sich gehn! (a. a. O. S. 293) — hoch über die beiden Franzosen erhebt, hat in seinem berühmten sechsbändigen Werk Of the origin and progress of language (Edinburgh 1774) sich wieder ganz auf die Spekulation geworfen. Auch er gibt zu (1, 574), dass es "Urworte" gibt und entscheidet sich ähnlich wie de Brosses dafür, dass zuerst diejenigen Dinge benannt werden, mit denen die Naturmenschen am meisten zu thun hatten. Aber er unterscheidet diese (S. 577) ausdrücklich von den Wurzeln der Kultursprachen — "artificial languages" nennt er diese mit einem durchgehenden Gegensatz zu den "barbarous languages" der kulturlosen Völker —: die "Wurzeln" sind unselbständige Stammteile abgeleiteter Worte, die Urworte bedeuten die letzte Stufe der Sprachentwickelung bei den Naturvölkern. Bei der durchgängigen Über-

schätzung der Kunst und Kultur, die den schottischen Richter kennzeichnet, wundert man sich nicht, ihn (2, 440 f.) von Wilkins' philosophischer Sprache höchlich entzückt zu sehn. Mehr erstaunt man über das begeisterte Lob, das ihm Herder gespendet. Gewiss war Monboddo ein geistreicher und origineller Mann; in der Auffassung der Neugriechen als einer herabgekommenen Bastardrasse (Biogr. Un. 28, 596) nahm er Fallmerayers vieldiskutierte Erklärung voraus, und die logisch-ästhetische Vergleichung der Sprachen (B. IV), obwohl ganz im Bann blinder Antikenverehrung, ist jedenfalls neben dem von Jenisch der gründlichste und vollständigste Versuch, das auszuführen, was v. d. Gabelentz (Sprachwissensch. S. 371 f.) mit einem seltsamen Ausdruck "Sprachwürderung" nennt. Aber für das Problem der Ursprache und der aus ihr zu entwickelnden Idealsprache kann ich bei Monboddo nur einen Rückschritt aus der Empirie in die Spekulation, aus frischer Luft in Scholastik wahrnehmen.

VII. Sprachbildung aus reiner Willkür.

In allen bisher besprochenen Fällen der künstlichen Sprachbildung fanden wir zwei Prinzipien mächtig: entweder es wurde aus gegebenen Proben und Einzelstücken heraus der ganze (oder doch annähernd der ganze in Betracht kommende) Sprachstoff normalisiert, oder es wurde ein bestimmtes Prinzip allgemein durchgeführt. Das erste gilt z. B. für die Ammensprache, aber auch für die Schrift- und Dichtersprache; das zweite für die Verschwörersprache der Carbonari, aber auch für die "philosophischen Sprachen". In beiden Fällen schwebt, bewusst oder unbewusst, ein Ideal vor, dem das Material angenähert werden soll. Ich kenne Personen, die ohne Kenntnis des Englischen oder Italienischen den Tonfall dieser Sprachen so täuschend nachzuahmen wissen, dass selbst der Engländer oder Italiener anfangs seine Muttersprache zu hören glaubt; während umgekehrt so mancher gelehrte und korrekte Lateiner nie den "color latinus" heraus bekommt. Die Einen haben ein sicheres Gefühl für das Eigenartige eines Idioms, die Andern nicht. Je nach dem Mass wie ein Schriftsteller dies unfassbare, aber bestimmt empfundene Ideal seiner Sprache erreicht, bemessen wir seine Sprachgewalt. Luther und Lessing führen die deutsche Sprache im Sinne des ihr eingeborenen Ideals

weiter; Klopstock oder die Romantiker führen sie oft auf Irrwege.

Solches Ideal also, solche geheime Vorzeichnung fanden wir in irgend welcher Form bei allen Kunstsprachen mächtig, die nicht überhaupt ganz nach einem bewusst gewählten Idealbild geschaffen wurden. Völlig willkürliche Sprachsetzung war nirgends nachzuweisen. (Für die "angebliche Worterfindung des Kindes" verweise ich jetzt noch auf Wundt Völkerpsychologie 1, 273 f. vgl. 280.) Ich finde für sie nur Ein Zeugnis. Chamisso berichtet (Reise um die Welt, II; Werke 1836 II S. 77) von den Sandwich-Inseln: "Es ist bekannt, wie auf Otaheiti beim Antritt eines neuen Regenten und ähnlichen Gelegenheiten Wörter aus der gemeinen Sprache gänzlich verbannt und durch neue ersetzt werden. Solche willkürliche Veränderungen haben in neuerer Zeit die Sprache dieser Insel, die sonst von der von Owaihi wenig abwich, sehr von ihr entfremdet, und die Eingebornen beider Inseln verstehen einander nicht mehr. Folgende Thatsache aus der Geschichte von Owaihi, die wir der Mitteilung eines glaubwürdigen Zeugen, eines denkenden und unterrichteten Mannes, des Herrn Marini, eines dort angesiedelten Spaniers, verdanken, und welche uns die Eingebornen bestätigt haben, lässt uns unerwartet diese befremdende Sitte auch auf den Sandwich-Inseln wiederfinden, und zwar auf die auffallendste Weise. Gegen das Jahr 1800 ersann Tameiameia bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache, und fing an, selbige einzuführen. Die neuersonnenen Wörter waren mit keinen Wurzeln der gangbaren Sprache verwandt, von keinen hergeleitet, selbst die Partikeln, welche die Formen der Sprachlehre ersetzen und das Bindungsmittel der Rede sind, waren auf gleiche Weise umgeschaffen. Es heisst, dass mächtige Häupter, denen diese Umwälzung missfiel, das Kind, welches dazu Veranlassung gegeben, mit Gift aus dem Wege räumten. Bei dessen Tode ward dann aufgegeben, was bei dessen Geburt unternommen worden war. Die alte Sprache ward wieder angenommen, und die neue vergessen. Die Neuerung ging von Hauwaruru auf O-Waihu aus, wo sie kaum einzudringen begann. Als wir Herrn Marini fragten, wie das eine oder das andere Wort in der neuen Sprache geheissen habe, besprach er sich deshalb mit anwesenden Eingebornen von Hanna-

ruru, denen allen die Sache wohlbekannt, die neu eingeführten Wörter aber meist entfallen waren. Herr Marini wusste kein anderes Beispiel willkürlicher Sprachveränderung auf diesen Inseln; Kadu hatte auf den Karolinen-Inseln keinen Begriff von deren Möglichkeit geschöpft".

Ich habe in Ratzels Völkerkunde vergeblich nach einer Bestätigung dieser wunderbaren Erzählung gesucht und glaube, man muss ihr volles Zutrauen versagen. Denn auch der erste Teil scheint nicht ganz zutreffend. Ratzel (a. a. O. S. 199) sagt: "Ebenso werden in Tahiti nach dem Pi genannten Brauch durch die Namen von Häuptlingen geheiligte Worte durch andere ersetzt". Es ist also schwerlich richtig, dass die verbannten Worte, wie Chamisso angibt, "durch neue ersetzt werden": sie müssen nur vorhandenen Synonymis Platz machen. Im ganzen Archipelagus herrschen Zeremonialsprachen, Hofsprache auf Hawaii, Rangsprache auf Samoa. Aber gewiss sind es wie die durch W. v. Humboldt berühmt gewordene Kavisprache oder wie die Inka-Sprache (Helmolt Weltgeschichte 1, 329) einfach ältere Sprachen, die mit religiöser Sorgfalt bewahrt wurden; für Neuerfindung von Sprachen dürfte sich schwerlich bei alten Völkern ein Beispiel auftreiben lassen. Mit den "neuen Worten" auf Otaheiti wird es nicht anders stehen. Nannte sich ein Häuptling beim Antritt der Herrschaft etwa "Steinadler", so wurden beide Namensteile *tabu* und man musste statt "Stein" "Fels" sagen und statt "Adler" "Aar"; taufte sich später ein König "Felsenaar", so wurden vermuthlich die alten Ausdrücke wieder frei.

Jedenfalls aber wird man auf die Geschichte von der wurzelneuen Sprache Tameiameias mit ihren frisch erfundenen Partikeln nur mit Einem Ohr hinhören dürfen. Es ist schon erstaunlich genug, wenn ein Indianer und ein Neger (v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft S. 140) Silbenschriftsysteme erfanden; willkürliche Sprachschöpfung wird es erlaubt sein, weder dem Tameiameia noch einem andern König zuzutrauen, sintemal eben Caesar non est supra grammaticos. Wäre der Bericht dennoch zutreffend, so hätten wir allerdings einen völlig singulären Fall, der sich ja denn auch nicht behaupten konnte. Immer wäre dann auch hier noch die bestimmende Einwirkung sei es des lautsymbolischen Gefühls sei es irgend einer Abstraktion denkbar, durch die dies Sprachwunder in *die Reihe* anderer ersonnener Sprachen zurücktreten würde.

VIII. Zeichensprachen.

Wir sind mit der blossen Möglichkeit einer ganz willkürlich ausgedachten Sprache an die äussere Grenze unseres Problems gelangt. Freilich stellt man sich die Sache meist zunächst so vor, als seien "künstliche Sprachen" überhaupt rein ersonnene; wie wenig das zutrifft, haben wir selbst bei den phantastischen Lauterfindungen der Humoristen Grimmelshausen, Holberg, Asmus Claudius darthun können. Für die innere Notwendigkeit, mit der die Sprache überhaupt und wieder jede einzelne Sprache für sich ihren Entwickelungsgang geht, lässt sich wohl kein stärkerer Beweis auftreiben als der, der in der Wirkung der gegebenen, in dem Einfluss der natürlichen Sprache auf die Sprachphantasie liegt.

Dennoch hat Baudouin de Courtenay (Vermenschlichung der Sprache S. 21) mit vollem Recht bemerkt: "Die bei weitem meisten Wörter der menschlichen Sprache sind nur zufällig entstandene Symbole, die unter andern Umständen sich ganz anders hätten gestalten können, in voller Unabhängigkeit von den durch sie hervorgerufenen sinnlichen Eindrücken. Und es ist eben diese Zufälligkeit das Charakteristische der Sprache. Selbstverständlich rede ich hier von keiner absoluten Zufälligkeit — denn eine solche anzunehmen verbietet uns die die Grundlage jedes wissenschaftlichen Denkens bildende Überzeugung von der Notwendigkeit in der Verkettung von Ursachen und Wirkungen — nein, ich rede von keiner absoluten Zufälligkeit, sondern von einer Zufälligkeit in den Grenzen der sich auf die gegebene Frage beziehenden Begriffe".

Ich erinnere hier nochmals an Renans glänzendes Wort, die Sprache sei in all ihren Zeiten "nie notwendig, nie willkürlich, immer motiviert". Und eben dies macht ihre Eigenart aus. Nur dadurch kann die menschliche Sprache im Ganzen und kann jede einzelne Nationalsprache das sein, als was de Brosses und Herder sie zuerst erkannten: das grosse Archiv der menschlichen Geistesgeschichte. Jede einzelne historische Notwendigkeit, jede lokal bedingte oder zeitlich verursachte Gedankenverknüpfung liegt angefangen und beschlossen in "der Santa Casa heiligen Registern".

Eben deshalb ist eine philosophische Sprache, so vollkommen sie in der Durchführung ihres Grundgedankens an

sich sein mag, niemals eigentlich "Sprache" im vollen Sinn des Worts: sie ist nur ein totes Ziffernsystem. Sie verhält sich zu der niedrigsten lebendigen Sprache wie ein künstliches Heldengedicht vom Schlag der "Henriade" zu Volksepen wie Ilias und Nibelungennot. Gerade was rationalistische Überklugheit an diesen als "Unvollkommenheiten" rügte, macht ihr Wesen aus: die Widersprüche, die Wiederholungen, die Parallelfälle. In ihnen bekundet sich der Pulsschlag des Lebens, der Niederschlag der Erlebnisse, der jenen toten Mechanismen und E. Th. A. Hoffmannschen Sprechpuppen fehlt; wie C. F. Meyer seinen Helden Ulrich v. Hutten von sich aussagen lässt:

Kurzum, ich bin kein ausgeklügelt Buch —
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Je stärker dieser Charakter des Historischen, des Gewordenen, des Erlebten einer "Sprache" abgeht, desto weiter entfernt sie sich von der Eigenart menschlicher Rede. Also gerade das, was all die manigfaltigen Spielarten "künstlicher Sprache" vom theoretischen Standpunkt aus mangelhaft macht, nähert sie praktisch wirklichen Sprachen: der unwillkürliche, gar nicht ganz zu vermeidende Anschluss an die Nationalsprache. Und eben deshalb sind die verschiedenen Arten reiner Zeichensprachen gar nicht mehr als eigentliche "Sprachen" aufzufassen und nur ein Anhang zu den vielen Bruchstücken und Systemen, die wir gemustert haben.

Das Gleiche gilt noch unter einem andern Gesichtspunkt. Es ist freilich Fiktion, wenn wir die menschliche Sprache bloss als Lautgebung anzusehen pflegen. Zum Redeverkehr gehört auch heut noch vielerlei, was nicht in der Grammatik steht: unwillkürliche Artikulationen, die noch unterhalb der sprechbaren Interjektionen bleiben, halb tierische Laute, wie ein vergnügtes Schnalzen mit der Zunge, Grunzen, Pfeifen; vor allem in breitem Masse nachhelfende oder stellvertretende Gesten und mimische Bewegungen. Früher nahm all dies "ungesprochene Sprachmaterial" einen noch viel breiteren Raum ein; und auch heut noch dehnt sich sein Reich um so mehr aus, je mehr wir uns natürlicher Redeweise nähern: das Volk verwendet all diese Zeichen stärker als der Gebildete und wieder die südlichen Völker stärker als die des Nordens. Bei einem neapolitanischen Lazzarone ist die Sprache fast nur das

Libretto zu der aus Gestikulationen, unartikulierten Tönen und musikalischen Lauten zusammengesetzten Sprechmusik. — Aber immer bleibt doch für uns das gesprochene Wort mit vollem Recht Kern und Seele der Sprache. Deshalb gehören all die "künstlichen Sprachen", die sich an das Wort halten, viel enger mit der natürlichen Rede zusammen als die Systeme, die jene Aushilfsmittel normalisieren — und das eben ist das Charakteristische der Zeichensprachen.

Damit ist ihre Gliederung von selbst gegeben.

1) Normalisierte Artikulationen. "Bei den Tieren", sagt Baudouin de Courtenay (a. a. O. S. 22), tragen die Bedeutungen der Lautäusserungen in ihrer Beziehung zu eben diesen letzteren immer den Charakter der Notwendigkeit, Unmittelbarkeit und verhältnismässigen Unveränderlichkeit an sich — alles das Merkmale, welche der Natur menschlicher Rede schnurstracks widersprechen". Ausführlich hat Ch. Darwin in seinem grossen Werk über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren diesen Zusammenhang zwischen Gemütsbewegung und Ausdruck erklärt. Freilich ist selbst der tierische Gemütsausdruck "historisch geworden"; so erklärt der grosse englische Forscher etwa die Anspannung aller Muskeln in der Wut bei einem Raubtier "nach dem Prinzipe assoziierter Gewohnheit: denn Zorn hat beständig zu heftigen Kämpfen und in Folge dessen dazu geführt, dass alle Muskeln des Körpers heftig angestrengt wurden" (a. a. O. S. 117). Aber dies ist eine allgemeine, dem ganzen Genus gemeinsame Entwickelung, die so zu sagen keine Einzelsprachen oder Dialekte, keine individuelle Nüanzierung zulässt und eben dadurch von der individuell durchlebten Sprachgeschichte der Menschen sich prinzipiell unterscheidet. Unsere Sprache verrät, dass wir mit Römern, mit Slaven, mit Romanen in nahe Berührungen traten; welche Feinde es waren, an denen der Tiger den Ausdruck seines Zorns lernte, verrät kein Zug seiner Gebärden.

Die Tiersprache ist also durchaus symbolisch (vgl. des Näheren Fr. Th. Vischer Auch Einer 2, 293). Allerdings hat R. L. Garner in seinem Buch über die Sprache der Affen (übs. u. her. von W. Marshall Leipzig 1900) die von ihm beobachteten Laute der Affensprache (S. 117 f.; vgl. S. 6 "Trinken", 12 f. "Speise", 42 "Frucht", 42 f. "Affe") und die Geberden der

Bejahung und Verneinung (S. 44 f. 71) sowie der Warnung (S. 6. 66; vgl. 53), ja die ganze Sprechweise der Affen wie überhaupt aller Säugetiere (S. 115 f.) und der Vögel (S. 131; vgl. 177) fast völlig der menschlichen Rede gleichgestellt. Aber auch wer den Feststellungen Garners Vertrauen schenkt, wird aus seinen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Sprache (S. 99 f.) den Schluss ziehen müssen, dass für diese Fragen der "Entdecker der Affensprache" keineswegs kompetent ist. (Vgl. noch zur Tiersprache Masius Naturstudien Leipzig 1852, S. 122 f., mit reichen Literaturnachweisen; Chamberlain Grundlagen des 19. Jhds. I 56 Anm. 3; über die Sprache der Vögel Overberg in der 'Woche' 1300 N. 30 S. 1329.) Die ursprüngliche Art, den unwillkürlichen Begleitlaut einer Geste u. dgl. zu normalisieren, lebt denn auch vorzugsweise im Verkehr mit Tieren fort: im Hüh und Hott u. dgl., wie es J. Grimm (Deutsche Grammatik, Neuer Abdruck 3, 304 f.) in blühender Fülle aufzählt.

Aber überall zeigt sich die Neigung, sie artikulierter Rede zu nähern. Ungemein lehrreich ist dafür die Entwickelung der Schweizerischen Schlittenrufe, über die Götzinger (Altes und Neues S. 58 f.) in einem lebensvollen Aufsatz handelt. Besonders die aushallenden Schlussrufe längerer musikalischer Perioden werden vokalisiert. Aus dem Hallelujah der altlateinischen Hymnen erwächst die Sequenz, aus dem Schlussruf des Wächters erst das Wort "alba", dann das mittelalterliche Tagelied, aus dem Begleitruf des Nachtwächters, mit dem er den Stundenruf ausklingen lies, ein Vers oder ein Lied (J. Wichner Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter Regensburg 1897). Zuweilen scheint der alte unartikulierte Ruf noch herauszuklingen, so in dem "Ehre Guta" von Bregenz (a. a. O. S. 161 f.), zu dem wohl erst später eine ätiologische Legende erfunden wurde. — Die jûwezunge der bäurischen Volkslieder verdichtet sich ebenso zum Schnadahüpfl usw.

Gerade hier zeigt sich sehr charakteristisch die Tendenz aller "Sprache" zur "Rede". Baudouin de Courtenay setzt (a. a. O. S. 23) die morphologische Artikulation der menschlichen Sprache, bestehend in Teilung des Satzes in Worte, der Worte in bedeutsame Teile, den "tierischen unteilbaren Gebärden" gegenüber. Das ist nicht vollkommen zutreffend, unteilbar

sind die "Gebärden" oder, besser ausgedrückt, die Sprechstücke der Tiere nicht; aber sie sind nur musikalisch gegliedert. Brehm (Illustriertes Tierleben II S. XI) spricht von "Strophen" des Vogelsangs; der Finkenschlag hat deutlichen Abgesang (vgl. meinen Aufsatz über den Refrain Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 38). Aber eben in der Verschiedenheit dieser rein musikalischen Gliederung von einer durch Inhalt und Sinn bestimmten liegt die Entwickelung von tierischer zu menschlicher Rede. So werden also Signale durch Unterlegen von Texten humanisiert: Pfeifen und Trompeten im deutschen, Volksgesang und Flötenspiel im französischen Refrain (a. a. O. S. 91); Glockentöne und Trommelklang in deutschen Volksversen (O. Schütte Zs. d. Ver. f. Volksk. 9, 440). Welche Macht und Ausdehnung dies Sprechbarmachen von ursprünglich nur rhythmischen Signalen hat, ist neuerdings von K. Bücher (Arbeit und Rhythmus; 2. Aufl. Leipzig 1899) ausführlich und eindringend dargethan worden.

Im modernen Leben dürfte daher eine nur aus normalisierten Artikulationen bestehende Signalsprache kaum noch vorkommen. Allenfalls kann man die Pfeifensignale der Mauerpolierer, der Hotelportiers u. dgl. hierher rechnen, soweit sie mit dem Mund und nicht mit Zungenpfeifen hervorgebracht werden (die Feuerwehr bedient sich wenigstens in Berlin nur künstlicher Pfeifensignale). Diese Pfeifsprache ist gar nicht einfach: von einem Wirtshaus der Hauptstadt aus drückt der einfache Pfiff durch Zahl, Länge, Rhythmus der Absätze etwa sechs verschiedene Droschkenkategorien aus. So nähert sich die raffinierte Zivilisation wieder der uralten Einfachheit der Arbeitssignale bei ägyptischen Pyramidenbauern oder rudernden Negersklaven!

2) Normalisierte Musiklaute. Beim Pfeifen sehen wir, wie nah die Signalsprache der Artikulationen der der Instrumente steht. Diese letztere ist noch überall in mächtiger Ausdehnung. Von der Trommelsprache afrikanischer Wilden (vgl. Schurtz Urgeschichte der Kultur Leipzig 1901 S. 491) bis zu den militärischen Signalen unserer Soldaten, von den Dampfpfeifen der Riesenschiffe und den unheimlichen Tönen des Nebelhorns bis zu der bei Geburt, Begräbnis, Brand und Sturm wechselnden Sprache der Kirchenglocken, von den verabredeten verschiedenen Nüancen des Anklopfens an die Thür

bis zu dem Viktoriaschiessen der Kanonen sehen wir überall Einzellaute oder rhythmisch gegliederte Lautreihen von Instrumenten in den Dienst der gemeinverständlichen Ankündigung gestellt. Zu einer durchgearbeiteten "Sprache" entwickelt sich diese Methode in der "Programmusik" neuerer Komponisten, die den ganzen Gedankeninhalt eines Dramas in gemeinverständliche musikalische Zeichen umzusetzen strebt. Sie berührt sich wieder mit der in der Sprachschöpfung und Sprachumbildung wirksamen Macht des lautsymbolischen Gefühls, das freilich wohl schon bei den elementarsten Kundgebungen der Stimm- oder Instrumentsignale bestimmend mitwirkt.

3) Normalisierte Gesten. Wie die unwillkürlichen Begleitlaute einer Gebärde, wie die zunächst vielleicht nur durch Freude am Lärm als solchem hervorgerufenen Klänge der Trommel oder Pfeife, so können auch die Gebärden selbst in den Dienst einer bestimmten Absicht gestellt, zu einem System verschiedener Signale normalisiert werden. Die Gebärden sind so verbreitet und natürlich, dass eine Gebärdensprache sich fast unvermeidlich einstellt (A. W. Schlegel Werke 7, 115; Schurtz Urgesch. der Kultur S. 471 f.), vielleicht sogar eher als die hörbare Sprache systematisch ausgebildet wird (vgl. über das Verhältnis von Gebärde und Sprache die tiefsinnigen Ausführungen von Nietzsche Werke 2, 195 und Wundt Völkerpsychol. 1, 131 f.). Über die typischen Gebärden insbesondere auf der Bühne ist oft gehandelt worden: von J. J. Engel ("Ideen an einer Mimik" 1785), von Goethe in seinen Anweisungen für Schauspieler, von dem von Fr. Ph. Vischer (Auch Einer 2, 293) gelobten Piderit ("Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik") und vielen Andern. Die Gebärden der Griechen und Römer hat K. Sittl (1889) nach Berichten und Darstellung wissenschaftlich festzustellen versucht. Aber immer handelt es sich hier noch um eine "natürliche Gebärdensprache"; selbst die Gesten des Schauspielers sind wesentlich noch die des naiven Menschen, nur etwas strenger geregelt: sie stehen zu denen des Zuschauers wie die Schriftsprache zur gewöhnlichen Rede. "Konventionell" ist freilich auch die einfachste Gebärdensprache noch (Selenka Schmuck des Menschen S. 2). Und überall können die natürlichen Ansätze konventionell ausgebildet und systematisiert werden wie etwa in der bösen "Fuss-

sprache" (Aug. Lewald Album der Boudoirs Stuttgart 1836 S. 89 f.) mit den "Neologismen des Ellenbogens und Augenblinzelns" (vgl. für die volksthümliche Grundlage Zs. f. d. A. 29, 234, für die raffinierten Fortbildungen A. v. Sternberg Tutu Leipzig 1848 S. 181 f.).

Aber die künstliche Gebärdensprache ist wohl die verbreitetste und beliebteste aller Geheimsprachen. Wo das Sprechen irgendwie behindert ist, stellt sich die Geste ein. Die Mönche erfinden sich ausgedehnte Systeme von Zeichen, vorzugsweise symbolischer Natur; ein angelsächsisches hat F. Kluge (in Techmers Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 2, 116 f.) mitgeteilt und erläutert, ein niederdeutsches aus dem 16. Jhd. (das auch Kluge erwähnt) Leibniz (Collectanea etymologica S. 393 f.). Das letztere, ein lateinisches und deutsches Wörterbuch der Zeichen, ist wenigstens in seinem ersten Teil rein praktisch, alphabetisch geordnet; das englische aus dem 11. Jhd. nach begrifflichen Gesichtspunkten (Kluge a. a. O. S. 117). Um etwa einen Bock zu bezeichnen, macht der Mönch von Loccum ein Horn; wenn der englische Bruder Gemüse haben will, so macht er mit der linken Hand nach unten ein Zeichen, als wenn er schrappen wollte (Fr. W. Weber hat diese Fingersprache in seinem Gedicht "Dreizehnlinden" S. 57 von den Mönchen anwenden lassen). Über die vielfache Übereinstimmung dürfen wir uns bei der "Enge und Armut des menschlichen Bewusstseins" (Vierkandt Naturvölker und Kulturvölker S. 95 f., bes. S. 97) nicht wundern. Die anthropologischen Grundlagen der Mimik versuchte Mantegazza Fisonomia e mimica (Mailand 1883; Referat bei Techmer 2, 339) zu geben, eine allgemeine Klassifikation Mallery Sign language (bei Techmer 1, 193 f.) und noch allgemeiner, unter Einbeziehung der Sprachlaute, P. Marzolo Saggio sui segni (Ann. delle univ. Toscane P. I Science noologiche t. IX Pisa 1867 S. 52—129; vgl. bes. S. 69). Zahlreiche Belege gibt R. Kleinpaul Sprache ohne Worte (Leipzig 1888).

Von der Gebärdensprache unterscheidet Selenka (Der Schmuck des Menschen S. 2) eine besondere "Tastsprache", die z. B. in den mannigfaltigen Grussformen (Fr. v. Hellwald Ethnographische Rösselsprünge Leipzig 1891 S. 1 f.: "Vom Gruss und seinen Formen"; G. Steinhausen Kulturstudien Berlin 1893 S. 1 f.: "Der Gruss und seine Geschichte"; R. Andree Ethno-

graph. Parallelen und Vergleiche N. F., Leipzig 1889 S. 223 f. "Nasengruss") zur Anwendung gelange. Man könnte auch an jene verabredete Sprache erinnern, die der blinde und taube Dichter Hieronymus Lorm sich konstruierte, um vermittelst eines um das Handgelenk gelegten Lederriemens mit der Aussenwelt korrespondieren zu können. Aber ich vermag dieser "Tastsprache" keine Selbständigkeit zuzugestehen: sie bleibt ein Unterfall der Gebärdensprache. Es werden nur die fühlbaren Gesten abgesondert; auch sonst schlägt man ja beim lebhaften Gestikulieren den Angeredeten auf die Schulter usw. Ein neues Prinzip tritt nicht hervor. Ebenso wenig darf man wieder mit Selenka (a. a. O. S. 3) eine eigene "Antlitzsprache" aus der Mimik ausschneiden, weil diese "Antlitzsprache" natürlich, die "Gebärdensprache" konventionell sei. Die Grundlagen sind ja überall natürlich, animalisch; die Ausgestaltung ist nirgends frei von Konvention.

Den einzigen Versuch, eine nationale Gebärdensprache vollständig (nach Monumenten) zu beschreiben, bildet jenes Buch von Sittl Die Gebärden der Griechen und Römer.

4) Normalisierte Vereinigung von Geste und Laut. Zwei Hilfsmittel des Ausdrucks können vereinigt werden z. B. in dem "Schnippchen", einem "Stückchen alter Fingersprache, das, obschon wortlos, doch klingt: ein Schnalzen mit dem Mittelfinger, den man mittels des Daumens auf die Handfläche schnellen lässt, dass es eine Art knallenden Klang gibt" (R. Hildebrand Beiträge zum deutschen Unterricht S. 141). Auch beim "Rübchenschaben" fehlt selten ein verdeutlichendes "etsch etsch", das eigentlich nur eine Schallverstärkung des beim Reiben der Finger entstehenden Lautes bedeuten mag.

5) Wie die Klänge der Instrumente zu den Artikulationen der menschlichen Stimme, stehen andere Signale zu menschlichen Gebärden. So etwa die australischen Rauchsignale (Vierkandt a. a. O. S. 97), die als Kriegs- und Freudenfeuer der Tiroler Bauern im Kampf Andreas Hofers wieder begegnen; oder die von Diels erwähnte Flaggensprache der Schiffe; oder die alte, halbsymbolische Sprache der ursprünglichen vor-elektrischen "Telegraphen". Normalisierte Signale des Gemütsausdrucks sind unsere Trauerkleider so gut wie die umgedrehte Trutzhahnfeder des bajuvarischen Raufers;

das Holzkreuz, das in Frankfurt am Main vom Dach solcher Häuser, die in Reparatur befindlich sind, herabhängt, so gut wie der mit einer Serviette umkleidete Stuhl vor dem Schlächterladen, der "frische Wurst" bedeutet. Überall finden wir hier die gleiche typische Entwickelung: ein symbolisierend nachbildender Einzelfall (z. B. die Verbannung von hellen Freudenkleidern) wird zum Ausgangspunkt eines ganzen Zeichensystems gemacht; der Einzelfall selbst aber wurzelt (wie der Gebrauch des Schlächters oder des Raufers) in Sitte, Herkommen, täglichem Leben.

Übertreibend hat Selenka (a. a. O. S. 3 f.) die "Bekleidungssprache" sogar als eine allgemein menschliche Sprache den konventionellen Redeformen der lautierten Geberden- und Tastsprache gegenübergestellt. Selbstverständlich benutzen die Völker dieses Ausdrucksmittel von Kleidung und Schmuck, das allen zu Handen steht, zu einer Art andeutender Sprache; dies hat Selenka hübsch, wenn auch etwas doktrinär-mechanisierend, ausgeführt, und lange vor ihm hat es Emanuel Herrmann (Naturgeschichte der Kleidung Wien 1878) viel geistreicher und individueller gezeigt (bes. Kap. VI Gliederung und Aufbau und Kap. XIII Symbolik der Kleidung). Der eigentliche Bahnbrecher dieser Deutungsweise war aber kein Geringerer als Gottfried Semper (Über die formelle Gesetzmässigkeit des Schmucks und dessen Bedeutung als Kunstsymbol Zürich 1856; wieder abgedruckt in seinen Kleinen Schriften S. 304 f.). Doch diese Kleid- und Schmucksprache bleibt wiederum ein Einzelfall der menschlichen Signal- und Symbolsprache. Das Haus, in so vielen Dingen dem Kleid parallel, dient ebenfalls als Zeichen: das Wirtshaus lädt ein, die Mauer mit spanischen Reitern droht und schreckt ab, der Saal fordert zum Tanz auf wie die Kirche zum Gebet. Die Ausstattung erzählt von Armut und Reichtum, Alter des Geschlechts, Beruf. Bei streng geordneten Sitten wie im Mittelalter oder heut noch in China entwickelt sich diese "Haussprache" auch wieder zu einem ganzen Zeichensystem.

Aus der einfachen Signalsprache entwickelt sich eine feinere, die der "lautsymbolischen" Umgestaltung natürlicher Rede entsprechend direkte Gebärden in symbolische umformt. Ihr bester Typus ist die Blumensprache (vgl. z. B. das mit vielen Beispielen ausgestattete Buch "Sesam, oder die Sprache

der Blumen", Berlin bei Christiani, d. J. Blumensprache bei Naturvölkern: Schurtz Urgesch. der Kultur S. 487. Eine mittelalterliche Blumensprache hat Roethe in der Göttinger Festschrift zur Begrüssung der Hansischen Geschichtsvereine S. 165 f. herausgegeben; eine moderne findet man angewandt bei Nansen Juliens Tagebuch S. 155 f.). Ähnlich haben unsere Kinder sogar eine Briefmarkensprache, wo Farbe und Stellung der Freimarke symbolische Signale vorstellen und gleichsam eine Antlitzsprache des Briefumschlags geben.

6) Ein Niederschlag des Signalsystems ist die Schrift. Über ihre engen Beziehungen zur Sprache hatten auch wir vom Standpunkte unseres Spezialproblems oft genug zu handeln. Ihre Entwickelung läuft der der Sprache parallel: im Anfang genauer Anschluss des Ausdrucksmittels an den Ausdrucksinhalt in den Symbolen der ideographischen Schrift, allmählich eine immer weiter gehende Emanzipation des Zeichens von seinem Ursprung und gleichzeitig einer immer weitergehende gegenseitige Beeinflussung des ganzen Zeichenvorrats.

Auch hier erleben wir die gleichen Phänomene wie in der künstlichen Sprache. Die Ideogramme leben in der Blumensprache, die ja auch Goethe zum Westöstlichen Divan behandelt hat, wieder auf: wenn die Primel, die erste Botin des Lenzes, als Zeichen der Hoffnung gesandt wird (Sesam S. 336), so ist das eine Rückkehr zu jener ursprünglichsten Art der "Schrift", die in der Übersendung symbolischer Gegenstände zwischen wilden Völkern gewechselt wird. Und wenn eine künstlich ausgetiftelte "Briefmarkensprache" den an sich gleichgiltigen "ostensibeln" Brief heimlich zum Verkünder einer versteckten Nachricht macht, so erinnert dies seltsame Zeichensystem an die Art, wie Begleiterscheinungen der Sprache, Gesten u. dgl. zu Trägern eines selbständigen Verständigungsmittels gemacht wurden.

Die künstliche Schrift ist uns wiederholt neben der künstlichen Sprache begegnet; vor allem bei den Erfindern philosophischer Sprachen. Die höchste Stufe künstlicher Schrift ist aber wieder nicht aus der Abstraktion, sondern aus dem Gebrauch hervorgewachsen: es ist das wissenschaftliche Zeichensystem der Mathematiker und der Chemiker. Es ist abhängig von der Sprache; zunächst in der Wahl der Chiffern, wenn etwa die Chemie die Anfangsbuchstaben der

Elemente zu deren Bezeichnung wählt — wofür aber heut, nach dem Mendelejewschen Gesetz, Zahlen der Skala eintreten könnten, so dass eine rein künstliche Terminologie an Stelle der künstlichen Abkürzung einer natürlichen Terminologie träte. Abhängig von der Sprache des täglichen Lebens ist die mathematische und chemische Schrift aber auch in der Anordnung. Schrieben die Inder wie die Hebräer von rechts nach links, so würde "1899" bei uns heut vermutlich "neuntausend neunhundert und einundachtzig" bedeuten. Weil die Indogermanen die Hauptsache voranstellen — erst die Wurzel, dann die Endung —, darum schrieben die Inder die Hauptzahl zuerst; und weil sie von links nach rechts schrieben, kam sie also am weitesten links zu stehn.

Eine von solchen Abhängigkeiten völlig befreite Begriffsschrift wäre vielleicht denkbar. Sie müsste rein symbolisch sein. Eine chemische Zusammensetzung würde z. B. abgebildet nicht durch ein paar sich nach den Regeln der gewöhnlichen Schrift in Einer Reihe folgende Buchstaben und Zahlen, sondern durch eine Zeichnung, in der die Lagerung der Atome im Molekül dargestellt wäre. Ein Vorteil wäre das aber keineswegs. Vielmehr müsste dann, wie bei Wilkins, jeder Fortschritt der Forschung zu einer Änderung oder aber zu Missverständnissen im Zeichensystem führen, während gerade die Beibehaltung einigermassen willkürlicher Siglen deren fortdauernden Gebrauch gestattet.

7) Ganz vollkommen, in Bezug auf die Übereinstimmung von Objekt und Zeichen ganz tadellos, wäre die Realiensprache, die der Verspotter Lulls und der Lullianer (Swift a. a. O. 2, 69) vorschlägt. "Da Worte allein in Zeichen der Dinge bestehen, sei es passender, wenn alle Menschen solche Auskunftsmittel bei sich herumtrügen, welche ein besonderes Geschäft bezeichneten, worüber sie sich unterhalten wollten.... Die Klügsten und Weisesten (in Laputa) befolgen die neue Methode, sich durch Dinge auszudrücken; die einzige Unbequemlichkeit, die sich daraus ergibt, besteht nur darin, dass ein Mann, dessen Geschäft sehr gross und von verschiedener Art ist, ein Bündel auf seinem Rücken mit sich herumtragen muss, wenn er nicht im Stande ist, sich einen oder zwei starke Bedienten als Begleiter zu halten. Zwei dieser Weisen habe ich oft unter ihren Bündeln beinahe zusammensinken sehen,

wie dies bei Hausierern in England wohl der Fall ist. Wenn sie sich in den Strassen begegneten, legten sie ihre Last nieder, öffneten ihre Säcke, und hielten ein stundenlanges Gespräch; alsdann füllten sie ihren Behälter aufs neue, halfen sich einander, wenn sie die Last wieder auf den Rücken nahmen, und empfahlen sich. Für ein kurzes Gespräch mag Jeder seinen Bedarf in der Tasche oder unter dem Arme tragen, weil ihm weniger genügt. Zu Hause aber kann Niemand in Verlegenheit kommen. Deshalb ist ein Zimmer, wo eine in dieser Kunst gewandte Gesellschaft zusammenkommt, mit allen Dingen angefüllt, welche Stoff zu diesem künstlichen Gespräch darbieten. — Ein anderer Vorteil, welcher sich aus dieser Erfindung ergeben muss, besteht darin, dass eine allgemeine Sprache erfunden würde, die man bei allen zivilisierten Nationen verstände, bei denen Güter und Gerät sich gleichen. . . ."

Ich habe die Stelle ganz hierher gesetzt, weil sie den treffendsten Spott auf alle die enthält, die die Sprache wegen ihrer "Ungenauigkeit" schelten. Sehen wir von den praktischen Unmöglichkeiten der "Sachsprache" ganz ab, so wäre sie doch theoretisch nicht durchzuführen. Auch hier müsste man bald zu Symbolen seine Zuflucht nehmen. Man spricht vom "Meer"; man kann es doch nicht im Sack haben wie einen Löffel! Es ist also eine symbolische Probe nötig; aber die kann auch "Wasser" bedeuten. Man braucht also ein differenzierendes Kennzeichen — und ist bei der Not der Sprachen, willkürlich ausgewählte Zeichen zu gebrauchen, angelangt! Denn dem erscheint für das Meer dies, dem jenes bezeichnend — und die "innere Form" bringt individuell differenzierte "Sprachen" hervor.

Die Realiensprache würde zugleich die "natürlichste" sein — weil sie sich ja unmittelbar an die Objekte selbst hält — und die "künstlichste" — weil sie allein Gegenstand und Benennung zu voller Deckung brächte. Schade nur, dass sie nicht möglich ist!

So sehen wir hier zum letzten Mal und endgiltig, wie unentbehrlich der Sprache all das ist, was die künstlichen Sprachen beseitigen wollen: eine gewisse Entfernung zwischen Ding und Namen. Wir sehen nochmals und entscheidend, wie ohnmächtig die θέϲιϲ, die vernunftgemässe Einsetzung, gegen

die "Willkür" und — gegen die latente Vernunft der φύϲιϲ, der natürlichen Entwickelung, ist.

Nicht nur Monboddo nannte die Kultursprachen "artificial languages" — künstliche Sprachen im höchsten Sinn muss man selbst die niedrigste Sprache eines kulturlosen Volkes nennen. Eingehend hat G. Gerber (1871) über "die Sprache als Kunst" gehandelt und P. Schwartzkopff hat (1875) den Ursprung der Sprache aus dem poetischen Triebe behauptet, allerdings in ziemlich abstrus deduzierender Weise; thatsächlich geht aber die Poesie überall auf den bereits von der Sprache ihr vorgezeichneten Pfaden einher (vgl. meine Altgerm. Poesie S. 486 f.). Eben dies künstliche, dies künstlerische und poetische Moment unterscheidet die menschliche Sprache von der Tiersprache.

Die Tiersprache ist im Sinne der Theoretiker vollkommener als die der Menschen; denn sie drückt immer genau das aus, was sie ausdrücken will. Die Möwensprache, die Wilbrandt ("Die Osterinsel" S. 106) so hübsch beschreibt, wird von jeglicher Möwe jederzeit nur richtig aufgefasst werden können. Dagegen ist nicht bloss jede Einzelsprache nur für die Eingeweihten verständlich — weil sich eben die deutschen Worte mit den von dem Franzosen oder Russen wahrgenommenen Objekten in keiner Weise decken —, sondern selbst die auf Gemeinverständlichkeit angelegten symbolischen Sprachen der Menschen scheitern. Hübsch drückt das jene alte Anekdote von der missverstandenen Disputation in Fingersprache (Pfeiffer Germania 4, 482 f., Hildebrand a. a. O. S. 141) aus, die vor allem durch Rabelais (Gargantua Buch II Kap. 18—19) weltbekannt geworden ist und die in Immermanns Münchhausen, im Dialog zwischen Karl Buttervogel und Emmerentia, einen lustigen Nachklang gefunden hat.

Für diesen Grundunterschied ist das Verhalten der "sprechenden Tiere" beim Erlernen menschlicher Sprache (vgl. o. III, 2 f.) sehr lehrreich. Zwar steht es nicht fest, wie weit selbst die intelligentesten unter ihnen, die Papageien, eine Art von Begriff mit den eingelernten Worten und Sätzen verknüpfen (K. Russ Sprechende Vögel I S. 8; 25 f.). Doch steht nach dem Urteil eines Sachkenners wie K. Russ wenigstens das fest, dass man die Sprachabrichtung so einrichten muss, dass der Vogel sich der Begriffe von Zeit, Raum und andern Verhältnissen und

Dingen bewusst werde. Man sagt ihm früh "guten Morgen", spät "guten Abend" oder "gute Nacht" vor ...; man klopft an und ruft "herein"; man zählt ihm Leckerbissen zu: eins, zwei, drei ..." (a. a. O. S. 354). Das heisst also: damit das Tier sprechen lerne, muss in ihm die Vorstellung der festen Verbindung bestimmter Ausdrücke mit bestimmten Gelegenheiten erweckt werden. Es soll das "Herein" so mit dem Anklopfen an die Thür assoziieren, wie ein angeborenes Zeichen der Wut mit dem Anblick der Katze. Das Sprechen gerade dieser Laute soll für den Papagei den Charakter der Notwendigkeit erhalten.

Gerade also dass unsere Sprachen nicht "philosophisch", nicht "universal", nicht rein künstlich und nicht ganz von Notwendigkeit beherrscht sind — gerade das macht sie zu dem wundervollen Besitz und dem unvergleichlichen Werkzeug, das sie trotz Mauthners scharfsinniger und eindringender "Beiträge zu einer Kritik der Sprache" (Stuttgart I 1901) denn doch sind. Techmer hat an das Ende seiner Übersicht der sprachwissenschaftlichen Tendenzen die Worte gesetzt "Streben des Individuums zum Ganzen (Genus). Sprache und Menschheit. Ideen einer Universalsprache und — Schrift" (Internat. Zs. f. Sprachwiss. I S. XV). Aber er hat das selbst später im Sinn eines grossen Kreislaufs der menschlichen Entwickelung (ebd. II 141 f., IV 139) erklärt. Mit Recht. Je "natürlicher" die Sprache ist, desto "künstlicher" ist sie, je höher sie ihren Standpunkt nehmen will, desto tiefer sinkt sie. Gerade in der Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks, gerade im "Nebensinn" und "Gefühlswert" der Worte weist K. O. Erdmanns hübsches Buch über "Die Bedeutung des Wortes" (S. 1900) die Vorzüge der wirklichen Sprache nach; ja selbst der "gedankenlose Wortgebrauch" hat seinen Nutzen (ebd. S. 191 f.). "Auch die Sprache ist ein Produkt des organischen Bildungstriebes", sagt Novalis. Sie ist es mit solcher Kraft und Notwendigkeit, dass sie alle mechanisierenden Bestrebungen herunterdrückt, dass das naive Reden der Unmündigen der gelehrten Überhebung seinen Stempel aufprägt; sie ist es mit solcher Macht und Folgerichtigkeit, dass gerade auch die Geschichte der künstlichen Sprachen ein beredtes Zeugnis wird für jenen organischen Bildungstrieb, den die Griechen die φύϲιϲ, wir die Natur einer Sache nennen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Vermeintliche Perfektivierung durch präpositionale Zusammensetzung im Griechischen.

E. Purdie hat IF. 9 (1898), 61—163 eine Arbeit veröffentlicht unter dem Titel "The Perfektive 'Aktionsart' in Polybius", deren Ergebnisse nicht bloss von Giles-Hertel Vgl. Gramm. d. griech. und lat. Spr. Leipzig 1896, S. 366 z. T. vorweggenommen, sondern auch von Brugmann Gr. Gr.[3] 1900, 482—484 im wesentlichen anerkannt worden sind.

Den Kernpunkt von Purdies Aufstellungen finden wir in dem Satze, dass sich in der Spanne zwischen Homer und Polybius eine erhebliche Änderung in der Bedeutung des griech. Aoristes vollzogen habe: während er dort überwiegend perfektiv gewesen sei, habe er hier immer mehr "konstativen" Sinn erhalten, dagegen habe man zum Ausdruck der perfektiven bezw. ingressiven Färbung immer mehr zum Ersatze durch Komposita bes. mit διά, σύν und κατά gegriffen, wobei diese Präfixe ihre sinnliche Grundbedeutung ("the material meaning") hätten aufgeben müssen.

Zur Nachprüfung ist es unbedingt notwendig, dass man sich über die allen neueren Darstellungen zu Grunde gelegten Kunstwörter verständige. Wir beginnen mit dem Worte "durativ" als Mittel zur Kennzeichnung der Aktion des Präsensstammes. Purdie hat wie die meisten anderen (z. B. Gerth in seiner verdienstvollen Neubearbeitung von Kühners Ausf. Gramm. d. gr. Spr. 2 (1898), 130 ff.) zu wenig das Urteil von C. W. E. Miller beachtet, das dieser in einer ausführlichen Kritik von Hultschs bekannten Untersuchungen über den Tempusgebrauch bei Polybius Amer. Jour. of Philol. 16 (1895), 143 so formuliert: "The term 'dauernd' is utterly inadaequate to express the various uses of the imperfect." Letzteres ist bekanntlich auch incohativ, inceptiv usw. und bezeichnet als solches das Anheben der Handlung. Damit schlägt es eine Brücke zum aoristus ingressivus, nur dass es doch stets innerhalb der actio infecta verbleibt, während dieser der perfectiva angehört (vgl. Herbig IF. 6 (1895), 239). Es liegt auf der Hand, wie

irreführend eine Begriffsbestimmung sein muss, die so eng ist, dass sie gerade der im Idg. und Griechischen (s. E. Koch Gr. Schulgr. 13. Aufl. Vorrede und N. J. f. Phil. u. Päd. Bd. 146) überwiegenden Bedeutungsmasse nicht gerecht zu werden vermag.

Was dagegen die Bezeichnung "perfektiv" anbelangt, so stehen wir hier insofern auf Seiten Purdies (S. 64 ff.), als wir uns mit ihr (und W. Streitberg IF. Anz. 11 (1900), 57) nicht entschliessen können, sie nach dem Vorgange Delbrücks (V. S. 2, 146 f.) und Brugmanns (a. a. O. 472, 6) auf den Fall einzuschränken, dass ein Simplex durch Präfigierung einer geeigneten Präposition (angeblich) perfektiv wird. Vielmehr gebrauchen wir ihn auch von reinen Simplicibus, wie in der slavischen Grammatik, (s. Herbig IF. 6, 202); denn er ist handlich und es steht für das, was die beiden Gelehrten im Auge haben, das Wort "perfektivierend" zu Gebot. Wie man in der Lautlehre mit völliger Sicherheit die Termini Aspirata, Affrikata und Spirans unterscheidet, so kann man in der Bedeutungslehre doch auch die Ausdrücke "perfektiv" (für den Aorist), "perfektisch" (für das Perfektum) und "perfektivierend" (für die Komposita) ziemlich leicht auseinander halten.

Entscheidend ist die Anwendung, die wir dem Begriffe "perfektiv" verleihen und die Abgrenzung, die wir zwischen ihm und dem verwandten Begriff "terminativ" treffen. Was zunächst den letzteren angeht, so schliessen wir uns ohne Vorbehalt an Delbrücks Bestimmung V. S. 2, 15 an: "terminativ ist eine Aktion, wenn ausgesagt wird, dass eine Handlung vor sich geht, doch so, dass ein Terminus ins Auge gefasst wird, sei dieser nun der Ausgangs- oder der Endpunkt". So auch Brugmann Gr. Gr.[3] S. 473, während dessen Ausdruck S. 472, 3, dass ein Ausgangs- oder Endpunkt hervorgehoben werde, weniger glücklich zu sein scheint, weil er, wie wir sehen werden, in das Gebiet des Perfektiven übergreift; unsererseits schlagen wir vor, für die erstere Unterart der terminativen Gattung den Namen "initiv", für die letztere aber "finitiv" aufzunehmen. Versinnlichen wir das Vorsichgehen der Handlung durch eine gestreckte Linie (παρατατικός) ————, den Anfangs- oder Endpunkt durch •, die Beziehung beider durch einen Richtungspfeil, endlich den Umstand, dass der Punkt nicht als erreicht, sondern nur als ins Auge gefasst

erscheinen soll, durch seine Einklammerung, so erhalten wir für die initive Unterart das Bild (•) ⊲——— z. B. "holen", für die finitive dagegen ———⊳ (•), z. B. "bringen". Man sieht: wie oben die incohative Unterart eine Vermittelung bildet zwischen Imperfekt und aoristus ingressivus, so gewährt die finitive eine Überleitung zwischen Imperfekt und aoristus perfectivus.

Hiermit sind wir schliesslich bei der Aufgabe angelangt, uns über das Wesen der perfektiven Aktionsart genaue Rechenschaft abzulegen.

Um ihre richtige Erfassung hat sich grosse Verdienste erworben vor allem W. Streitberg u. a. dadurch, dass er von neuem im idg. und griechischen Aorist mit zwingender Bündigkeit das ursprüngliche Mittel für den Ausdruck der Perfektivität nachgewiesen hat. Andrerseits aber scheint es, dass eine gewisse Weite der von ihm gegebenen Begriffsbestimmungen eindeutiger Schärfe der Erfassung hinderlich geworden ist. Er äussert sich in der grundlegenden Abhandlung in Pauls und Braunes Beitr. 15 (1891), S. 71: "Die perfektive Aktionsart bezeichnet die Handlung des Verbums nicht schlechthin in ihrem Fortgang, ihrer Continuität, sondern stets im Hinblick auf den Moment der Vollendung, der Erzielung des Resultats." Ebenso IF. Anz. 5, 1895, 79: "βαλεῖν besagt eigentlich nichts anderes als die Handlung des Werfens im Hinblick auf ihre Vollendung". IF. 103 von got. *briggan*: "es setzt die Handlung tragen in Beziehung zu ihrem Ziel, enthält den Hinweis auf den Moment des Abschlusses". Übereinstimmend damit IF. Anz. 11 (1901), 58: "Gerade der Hinweis auf den Moment der Vollendung ist das, was wir perfektiv nennen". Weiter PBrB. 15, 71: Die perfektive Aktion "fügt dem Bedeutungsinhalt, der dem Verbum innewohnt, noch den Nebenbegriff des Vollendetwerdens hinzu (so auch und zwar besonders ausdrücklich Delbrück V. S. 2, 147 ff. und ferner Brugmann Gr. Gr.[3] 472, 482). Ferner S. 72: "auch die durativ perfektiven heben den Moment der Vollendung hervor, setzen ihn aber in ausdrücklichen Gegensatz zur voraufgehenden Dauer der Handlung". Endlich IF. Anz. 11, S. 57, A. 1: "Streng genommen lässt sich auch bei einem durch Komposition mit einer 'farblosen' Partikel entstandenen Perfektiv nicht vom 'Hinzutreten' eines Nebenbegriffes reden, denn die Sache liegt doch

nicht so, dass zu der im Simplex ausgedrückten durativen Handlung der Nebenbegriff der Vollendung 'hinzugefügt' wird, dass sich also die Bedeutung des Perfektivs in zwei verschiedene Elemente zerlegen liesse, sondern es entsteht durch die Zusammensetzung ein ganz neuer, in sich vollkommen einheitlicher Aktionsbegriff. Um ein Bild zu gebrauchen: das Produkt der Komposition ist eine chemische Verbindung, kein Gemenge."

Überblicken wir diese verschiedenen Äusserungen, so gewinnen wir den Eindruck, dass sie nicht sämtlich auf Einer Ebene liegen, sondern dass sich ihnen eine, wenn auch nicht streng zeitliche, so doch inhaltliche Abstufung wiederspiegelt, die wir durch die Anordnung der ausgehobenen Belegstellen zu unmittelbarer Anschauung zu bringen versucht haben. In den vier erstaufgeführten ist nur die Rede von einem "Hinweis" auf den Moment der Vollendung Die fünfte besagt schon, dass dieser "hinzugefügt" wird, aber noch als "Nebenbegriff". Die sechste belehrt uns, er werde hervorgehoben und zwar näher im ausdrücklichen Gegensatz zu der vorangehenden Dauer der Handlung. Die siebente zum Beschluss stellt dies dahin richtig, dass vielmehr die Einheitlichkeit der Gesamtanschauung zu verfechten sei.

Hierzu stellen wir uns so: wir finden nirgends, dass ein Gegensatz zwischen Endpunkt und Dauer nachweisbar wäre. Ebenso halten wir für vollkommen sicher, dass es sich hier nicht um Hinzufügung eines Nebenbegriffes handelt. Vor allem aber bestreiten wir die Annahme, die perfektive Aktion enthalte nur einen "Hinweis" auf den Abschluss. Denn damit würden wir die Möglichkeit aufgeben sie von der terminativfinitiven zu scheiden, m. a. W., wir würden darauf verzichten perfektive und imperfektive Aktionsart sicher auseinanderzuhalten. Der Gefahr einer Vermengung beider scheint u. a. auch Delbrück V. S. 2, 152 nicht ganz entgangen zu sein, wenn er schreibt: "Die erstere Gattung möchte ich linear-perfektiv nennen, ihr würden im Gebiete der einfachen Verba die terminativen entsprechen". Wir machen dagegen geltend, dass wir oben für die erstere das Zeichenbild ————•, für die letztere aber ————▷ (•) erhielten.

Auch gegen Streitberg ist m. E. etwas geltend zu machen. IF. 5, 81 erklärt dieser Forscher von den 3 Sätzen 1) der

Tischler bohrt durch das Brett; 2) der Tischler bohrt das das Brett durch; 3) der Soldat durchbohrt den Feind sei 1) imperfektiv; 2) linear-perfektiv; 3) punktuell-perfektiv. Allein dieses Urteil würde er wohl nur dann aufrecht erhalten können, wenn er in 3) anstatt des Präsens "bohrt" das Präteritum "bohrte" gesetzt hätte. Denn er bekennt sich IF. Anz, 11, 59 zu der auch von Herbig IF. 6, 201, 203, 219, 224 A 1, ferner Delbrück V. S. 2, 120, endlich Brugmann Gr. Gr.[3], 474 f. vertretenen, auf ihre unbedingte Geltung hier von uns nicht nachzuprüfenden Annahme, dass der Indikativ eines wirklichen gewöhnlichen Präsens und die punktuelle Aktion sich gegenseitig ausschliessen. Damit büsst, soviel ich sehe, sein 3ter Satz in der von ihm gewählten Zeitform seine Verwendbarkeit ein. Den 2ten aber wird man, so wie er dasteht (ähnlich wie Herbig IF. 6, 194) vielmehr als terminativ-finitiv, also imperfektiv fassen müssen. Ja, wie mir scheint, thut dies Streitberg an anderer Stelle (IF. Anz. 11, 60) selbst mit den Worten: "Wenn ich sage, der Tischler bohrt das Brett durch, so .... fällt allerdings die Handlung des Bohrens in die Gegenwart, der Augenblick des Abschlusses, der Moment, wo der Bohrer durchdringt, wird aber erst erfolgen, er schwebt dem Bohrenden nur als Ziel vor Augen, er ist noch nicht erreicht, wenn der Sprechende seine Äusserung thut!" Auch die von Streitberg IF. Anz. 5, 97 mitgeteilten Beispiele scheinen uns das Gegenteil seiner Annahme zu erweisen, dass die Präfigierung perfektiviere: in Schillers bekannter Strophe "Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle" ergibt die Entsprechung mit den ganz hervorragend schildernden, verweilenden, den Vorgang in seinem Verlaufe vor unseren Augen entwickelnden und in farbenvoller Kleinmalerei auseinanderlegenden sonstigen Präsentien unseres Erachtens mit unbezweifelbarer Gewissheit, dass auch das "erfüllt sich" kursiv-imperfektiv genommen werden muss. Meinem Gefühle nach kann man hier nicht nur nicht von einem linear-perfektiven, sondern kaum noch von einer finitiven Aktion sprechen: der Abschluss tritt nicht auch nur in die äusserste Peripherie des Blickfeldes, geschweige denn in den Blickpunkt selbst. Vielmehr schwelgt der Dichter förmlich in dem Vorsichgehenlassen der Handlung, die nicht aoristisch aufleuchtet, sondern in zeitlich unbegrenztem Durcheinanderströmen ein buntwogendes Spiel der Szenen entwickelt.

Nüchtern dargestellt sieht das so aus ———. Auch verfängt hier nicht etwa die Ausflucht, wir hätten es mit Iteration zu thun. Denn die Halle füllt sich nicht wiederholt, sondern einmal, aber allmählich. Wenn Streitberg sodann IF. Anz. 5, 103 ff. u. a. got. *briggan*, *finþan*, *giban* u. ä. als perfektiv in Anspruch nimmt, so vermag er uns auch damit nicht zu überzeugen, denn *briggan* ist nicht = ἐνεγκεῖν oder ἀγαγεῖν, sondern = προσφέρειν oder, wie er selbst durchaus richtig bemerkt, κομίζειν; *finþan* nicht notwendig = γνῶναι, sondern auch γιγνώσκειν. Wenn *giban* dem "perfektiven" *hinreichen* entsprechen soll, so scheint mir letzteres wie ὀρέγειν und *porrigere* imperfektiv zu sein. Für got. *quam* und *gab* räumt Streitberg PBrB. 15, 171 selbst ein, dass sie griech. ἠρχόμην und ἐδίδουν ebenso wiedergeben wie ἦλθον und ἔδωκα und auch die IF. Anz. 11, 61 angeführten nhd. *geben*, *nehmen*, *sagen* dürften nicht völlig zutreffen, z. B. in einem Satze wie "während er mir die Meinung gehörig sagte, schwieg ich ganz still". Alles in allem habe ich doch den Eindruck, dass Streitbergs vorzügliche Arbeit durch die nicht genügend scharfe Bestimmung des Begriffes perfektiv und dessen zu weitgehende Annäherung an den Begriff finitiv in der Sicherheit der Ergebnisse fühlbar beeinträchtigt wird und dass auch im Germanischen die Präfigierung eine eindeutig ausgeprägte Kategorie des perfektivierenden Ausdruckes von der Schärfe wie sie der griechische Aorist zweifellos darstellt, nicht zu schaffen imstande gewesen ist. (S. a. Herbig IF. 6, 225. Delbrück V. S. 2, 160 f.).

Schliesslich können wir uns in der Fassung des Wortes "perfektiv" nur auf den Standpunkt stellen, auf den sich Streitberg selbst stellt PBrB. 15, 72: "auch die durativ-perfektiven heben den Moment der Vollendung hervor" (ein Satz, der übrigens eine willkommene Bestätigung erhält durch die Ausführungen von Blass im Rh. Mus. 44 (1889), 424 f. über Aoriste wie διατρῖψαι = "bis ans Ende verweilen" gegen Riemann in den Mélanges Graux Par. 1884 S. 585 ff.). Die Nachteile einer laxeren Anwendung, wie sie bei Purdie trotz ihrer Erklärung (IF. 9, 64 unten) nur zu oft heraustritt, hatte Herbig bereits IF. 6, 202—206 im ganzen treffend geschildert. Selbst wenn er abweichend von Delbrück V. S. 2, 146 den Begriff zu stark gepresst haben sollte, so wird doch soviel übrig bleiben, dass

perfektive Aktion nicht schon dann vorliegt, wenn der Endpunkt nur ins Auge gefasst wird oder seine Erreichung aus dem Zusammenhang erhellt, sondern erst dann, wenn sie vom Redenden bezeichnet und ausgedrückt ist: dabei halte ich es für untergeordnet, ob man, wie Leskien für das Slavische thut, die Perfektivität für ein Nebenmoment erklärt, oder ob man sie, was m. E. für den idg. und griech. Aorist zutrifft, als Vollmoment betrachtet. Vorgreifend möchte ich bemerken, dass die vorliegende Untersuchung von dieser Verschiedenheit der Auffassung nicht berührt wird, weil, wie sie zeigt, im Griechischen die Präfigierung weder in dem einen noch in dem anderen Sinne die Kraft wirklich zu perfektivieren besitzt. Zu Holger Pedersens "Vorschlag" (IF. Anz. 12, 152) kann ich noch keine Stellung nehmen, weise aber darauf hin, dass die Ausdrücke "perfektiv" und "imperfektiv" nicht erst der slavischen Grammatik entstammen, sondern bis in die altgriechische zurückreichen (συντελικός, ἀτελής u. ä., s. Hultsch Abh. d. k. s. G. d. Wiss. 13, 203).

Hier scheint es am Platze mit zwei Worten Stellung zu nehmen zu dem Begriffe des punktualisierenden Aorists, den Delbrück in gedankenreicher Darlegung V. S. 2, 234 eingeführt hat, und zu seinem Verhältnis gegenüber den Ausdrücken konstatierender, komplexiver Aorist und ähnl. In Delbrücks und Brugmanns (Gr. Gr.[3], 476 ff.) Sinn bedeuten sie offenbar alle dasselbe und sind beschränkt auf nicht-punktuelle Stämme: beiläufig sei hier angefügt, dass es mir dabei als eine leichte Unfolgerichtigkeit vorkommt, wenn Delbrück V. S. 2, 237 πολλὰ γὰρ ἔτλην hierherzieht und ebenso ihm folgend Brugmann Gr. Gr.[3], 476, der S. 482 unten u. a. noch εἶδον hinzufügt. Die Frage wird uns im einzelnen später noch beschäftigen. Ferner ist mir zweifelhaft, ob die Einengung des Wortes "konstatierend" in der angegebenen Weise berechtigt ist. Täusche ich mich nicht, so gehört es zum Grundwesen des Indikativus Aoristi zu konstatieren, d. h. festzustellen, im Unterschied vom Imperfekt, das schildert und darstellt; in diesem Sinne wäre auch der punktuelle Aorist, sei er nun ingressiv oder effektiv, stets konstatierend, und man thäte vielleicht besser, auf den Ausdruck als Bezeichnung einer Art zu verzichten, weil er vielmehr eine Eigenschaft der Gattung angibt. So blieben uns die Benennungen komplexiv und punktualisierend übrig;

ob sie wirklich so vollkommen gleichwertig sind, wie sie offenbar bislang gehalten wurden, scheint mir nicht ganz ausgemacht. Denn wenn man auch zugestehen wollte, dass ἐβαcίλευcεν 'ist König gewesen' als punktualisierender Aorist insofern noch gelten könne, als die Linie beim Rückblick aus genügender Ferne am Ende vielleicht zum Punkte zusammenschrumpfen mag, so wird mir dies bei einem ἐβαcίλευcεν χρόνον ἐπὶ πολλὸν schon schwer und noch schwerer bei einem ἐβαcίλευcεν ἐπὶ τετταράκοντα ἔτη. Immerhin dürfte man hier noch die Nachstellung des Ausdrucks der zeitlichen Erstreckung rechtfertigend anführen und geltend machen, dass diese nur eine Art Nachtrag sei ("er ist König gewesen — über 40 Jahre hin"). Allein es kommt auch vor, dass sie vorangeht, und falls man diesen Fall nicht als eine spätere Fortbildung aus dem anderen heraus ansehen will, wird man kaum umhin können, sich C. W. E. Millers Worte a. a. O. S. 145 anzueignen: "Where for example, Polybios says . . . ἔτη πέντε καὶ τριάκοντα τὴν ἡcυχίαν ἔcχον . . ., it would seem preposterous, in view of the definite expression of time, to say that he conceived the action as having no duration". Für solche Stellen wird es sich empfehlen den alten Namen "komplexiver Aorist" beizubehalten. Die endgültige Bewährung des punktualisierenden hängt m. E. u. a. auch ab von der Durchführbarkeit der durch Delbrück V. S. 2, 238 und Brugmann Gr. Gr.[3], 476 befürworteten Herleitung desselben aus dem punktuellen. Auch möchte man gerne wissen, wie sich die genannten Gelehrten zur Einordnung des linearperfektiven Aorists (διατρῖψαι) in ihr System verhalten; ist er ursprünglich oder nicht? Anhangsweise wollen wir nicht verfehlen hinzuweisen auf den von den bisherigen Vorstellungskreisen weit abliegenden, aber scharfsinnig erdachten und wohl durchgeführten Versuch eines Mannes, der es nach unserem Dafürhalten verdient hätte mehr Beachtung zu finden, als ihm thatsächlich zu teil geworden ist, des über einer breit angelegten und auf ein umfängliches und selbständig erarbeitetes Stellenmaterial gestützten Arbeit über den griechischen Aorist hinweggestorbenen Kohn in Ulm. Ein erster, grundlegender Teil ist noch zum Abdruck gelangt (in dem Korresp.-Bl. f. d. Gel. u. Realsch. Württemb. 1888, Heft 1 und 2). Der leitende Gedanke, an dessen Hand die vielen Rätsel des "Proteus von Aorist" (Fr. Pfuhl Progr. des

Vitzthumschen Gymn. Dresden 1867, S. 9 unten) gelöst werden sollen, ist der, dass dem Präsensstamm die Partialität eigentümlich sei (wie ähnlich schon nach stoischer Lehre zu lesen steht in Bekkers Anekd. 2, (1861), 891: ὁ γὰρ λέγων "ἐποίουν", ὅτι τὸ πλέον ἐποίησεν, ἐμφαίνει, οὔπω δὲ πεπλήρωκεν, angeführt bei Herbig IF. 6, 173), dagegen dem Aorist nicht sowohl die Punktualität als vielmehr die Totalität der Handlung. Etwas nicht weit hiervon Entferntes scheint Purdie zu meinen, wenn sie S. 67 ihren "Constative" dahin bestimmt, er gleiche "weder einer Linie noch einem Punkte, sondern vielmehr dem Umfang einer Kreisfigur" und sei "zirkular". Wenngleich wir diese Gedanken hier nicht weiter verfolgen wollen, so müssen wir doch darauf hinweisen, dass die Verfasserin dem "Constative" ein Gebiet zuweist, das ein erheblich weiteres Gebiet umfasst als der "konstatierende" Aorist im bisher üblichen Sprachgebrauch. Denn jener begreift augenscheinlich nicht nur, wie dieser den Indikativ und seine Stellvertreter (partic., infin., opt. obliqu.) in sich (beiläufig bemerkt, ein unverächtlicher Anhaltspunkt dafür, dass die konstatierende Schattierung im engeren Sinn, die den Modis an sich nicht innewohnt, unursprünglicher ist als die perfektive), sondern erscheint bei ihr unzähligemal auch im Imperativ, Konjunktiv, Optativ mit ἄν, beim nichthistorischen Infinitiv und Partizip, kurzum fällt für sie mit dem zusammen, was man sonst unter dem linear-perfektiven oder wohl auch unter dem punktualisierenden Aorist unterbringt. Daraus scheint uns aber zu folgen, dass auch die, welche Purdies Aufstellungen über ihren "Constative" anerkennen, diese nicht ohne weiteres auf den "konstatierenden" Aorist zu übertragen berechtigt sind, weil sich beide Begriffe eben nur für den Umfang des (nichtgnomischen) Indikativs und seiner Stellvertreter decken! Wenn sie andrerseits hinsichtlich des perfektiven Aorists bemerkt: "Der letztere betont Einen besonderen Punkt in einer Linie von durativer Aktion", so fragen wir natürlich sofort welchen?, und lassen nur den Endpunkt gelten, wissen auch mit der "Linie von durativer Aktion" nichts anzufangen, machen vielmehr auf Bildungen wie εἶδον, ἔβην von punktueller Wurzel aufmerksam. Bei so verschiedenen Voraussetzungen können wir der Verfasserin nicht soweit entgegenkommen wie Brugmann.

II.

Offenbar haben wir bei unserer Untersuchung eines der Gebiete vor uns, auf denen sich die von Brugmann Gr. Gr.[2] (1890), S. 3/4 so angelegentlich befürwortete Verschmelzung der sprachwissenschaftlichen und philologischen Betrachtungsweise gut ausführen lässt, ja durchaus notwendig ist; jene liefert uns die allgemeinen Grundbegriffe, diese wendet sie auf den einzelnen Stoff an. Dabei haben wir uns folgende Leitsätze gegenwärtig zu halten, die von Purdie nicht streng genug befolgt worden sind: erstens, zu Grunde zu legen sind die textkritisch gereinigten Ausgaben unserer Zeit, also die von Hultsch oder Büttner-Wobst oder auch die von J. Becker; die Dindorfsche bietet einen zu sehr nach holländischer Manier gleichmacherisch zugestutzten Text, und Schweighäuser ist natürlich, so verdienstvoll er s. Z. war, jetzt veraltet. Zweitens (s. Streitberg PBrB. 15, 153): Wir haben aus-, nicht unterzulegen, m. a. W., wir müssen geduldig nachzufühlen suchen, was der Schriftsteller hat ausdrücken wollen und dürfen ihm nicht die Meinung aufdrängen, die wir vielleicht erwarten oder auch für notwendig halten; es klingt fast naiv, wenn u. a. Purdie S. 115 sagt, dass der Schriftsteller irgendwo "practically means". Vgl. auch Streitberg PBrB. 15, 163. Drittens darf keine Form ohne weiteres aus ihrem Zusammenhang losgelöst für sich erklärt werden, da sehr häufig nur durch die Vergegenwärtigung der Situation die feinere Abtönung gefunden werden kann, die eine Fügung daraus erhält und die deren Sinn vielleicht merklich beeinflusst (s. u. a. Herbig IF. 6, 224; Rodemeyer Praes. hist. Basel 1889, S. 7). Besonders wertvolle Dienste leistet uns hier der von Purdie viel zu sehr vernachlässigte Parallelismus der Satzglieder; wenn z. B. das ipf. eines Kompositums in völliger Entsprechung zum ipf. eines Simplex steht, so wird das erstere notwendig der actio infecta zuzurechnen sein, weil es das letztere ist. Dass, wie Hultsch a. a. O. S. 17 und Delbrück Vgl. Synt. 2, 303 ausführen, ein jäher Wechsel zwischen aoristischer und imperfektischer Zeitgebung allerdings nichts seltenes ist, würde nur dann eingewendet werden können, wenn schon bewiesen wäre, was ja eben erst zu beweisen ist, dass nämlich die Präfigierung perfektivierend wirke. Bei manchen Verben wie λείπω, φεύγω

u. ä., bei denen, wie Blass im Rh. Mus. 44 (1889), 406 sehr treffend bemerkt, das Vertrauen, rein auf Grund der Überlieferung ipf. und aor. sicher scheiden zu können, etwa soviel Berechtigung hat als wenn man die Möglichkeiten an den Knöpfen abzählen wollte, gibt uns jener Parallelismus überhaupt oft das einzige Merkmal methodischer Entscheidung an die Hand, während in anderen Fällen die Beobachtung des Tempusgebrauches sinnverwandter Verben Hilfe bringt (Hultsch a. a. O. S. 157). Viertens ist nicht zu vergessen, dass eine Schlussfolgerung auf eine Verschiedenheit nur dann bündig ist, wenn die Voraussetzung des ceteris paribus zutrifft. Man kann auch sagen, es gibt eine gewisse syntaktische Algebra, deren Sätze man nicht, wie Purdie, ausser Acht lassen darf. Dies auf unseren Fall angewandt, so kann man nur Verhältnisse herstellen einerseits zwischen Imperfekt (I) und Aorist (A) je des Simplex (S) oder des Kompositums (K), andererseits zwischen Imperfekt (I) und Imperfekt (I) bezw. zwischen Aorist (A) und Aorist (A) von Simplex (S) und Kompositum (K), nicht jedoch von Imperfekt (I) des Simplex (S) und Aorist (A) des Kompositums (K). Somit sind zulässig die Formeln IS : AS nebst IK : AK; IS : IK nebst AS : AK, nicht aber IS : AK, also beispielsweise : ἐλογιζόμην : ἐλογισάμην; συνελογιζόμην : συνελογισάμην und ἐλογιζόμην : συνελογιζόμην; συνελογιζόμην : συνελογισάμην, nicht aber (wie Purdie S. 112 bietet) ἐλογιζόμην : συνελογισάμην. Fünftens ist der stilistische Unterschied verschiedener Zeiten und Schriftsteller zu beachten, eine Wahrheit, von der wir erst jüngst durch E. Nordens schönes Buch Die antike Kunstprosa (Leipzig 1898) einen überraschend starken Eindruck erhalten haben. So musste bei Homer der konstatierende Aorist ganz von selbst zurücktreten, weil er als Epiker das malende Imperfekt vorzieht, wo später prosaische Logik den nüchternen Aorist bevorzugte (Stiebeling Beitr. z. Gebr. d. Tempp. Praet. Siegen 1887, 21. Mutzbauer Grdl. 20). Ist dies aber richtig, so haben wir nicht eine Änderung in der Bedeutung beider Tempora anzunehmen, sondern in der von einem Wechsel der ästhetischen Gefühlsrichtung beeinflussten Anwendung, was durchaus nicht dasselbe ist, wie Chr. Bartholomae Das Altiran. Verbum (München 1878) S. 235 bemerkt. Was ferner die hellenistische Zeit anbetrifft, so darf man nicht vergessen, dass sie eine Epoche des sinkenden und verblassen-

den Sprachgefühls ist. Für diese gilt hinsichtlich unserer Frage, was Ed. Wölfflin in einem ebenso kurzen, wie grundlegenden Aufsatz über das Vulgärlatein (Philol. 34, (1876), 137—165) ausgeführt hat. Er sagt S. 158, dass im Laufe der Entwicklung die Sprache immer abgeschliffener geworden sei und darum zur Erzielung grösserer Fülle zur Zusammensetzung gegriffen habe. "Wo bei den Romanen die Präposition zum leeren, sinnlosen Füllstück herabgesunken ist, da öffnet sich die Wahrscheinlichkeit, das Kompositum werde auch schon in der römischen Volkssprache, wenigstens in den letzten Jahrhunderten der Kaiserzeit entwertet gewesen sein." Was er dann über einzelne Präpositionen ausführt, ist sehr lehrreich: im Hinblick auf die bedeutende Rolle, die Delbrück bei Behandlung unseres Gegenstandes dem lat. *con-* zugebilligt hat, verweise ich bes. auf S. 158—161. Mit Wölfflins Satz stimmt vortrefflich überein, was Bernhardy Gr. Littgesch. 1[4], 515 sagt: "es charakterisiert diese Zeiten sprachlicher Dürftigkeit, dass das Gefühl für die kernhafte Bedeutung der Simplizia . . . . . schlummert. Nur in der dürren Weise des Zusammensetzens besassen die Autoren nach Alexander einen Grad der Erfindung, selbst der individuellen Färbung". Fr. Susemihl Gesch. der griech. Litt. in der Alexandrinerzeit 1 (1891), S. 2 urteilt, kennzeichnend für diese Entwicklungsstufe sei vornehmlich eine abstrakte und formelhafte Färbung, eine Masse neuer Komposita und Dekomposita (von letzteren gibt ein gutes Verzeichnis O. Glaser De ratione, quae intercedit inter sermonem Polybii et eum, qui in titulis saeculi III, II, I, apparet Gissae 1894 S. 41—44). Es liegt auf der Hand, dass damit die Verwertbarkeit der Komposita in Purdies Sinn starke Einbusse erleidet. Übrigens reichen die Anfangserscheinungen bis in die klassische Zeit zurück.

Das haben im einzelnen nachgewiesen Menge de praepos. ap. Aesch. Gött. 1863; Kriebitzsch de usu verbb. compp. ap. Sophoclem Halle 1881; Lesser Quaestt. Aeschyl. Halle 1893; A. Funck Σύν in d. Zusammensetzung in Curt. Studd. 10 (1878), 157—202; Curtius Erll.[2] (1870) S. 185 ff. Sie alle sind einig darin, dass die Präposition intensiv wirkt oder auch schon ganz an Stelle des Simplex tritt und etwa noch Zwecke des Wohllauts oder der Wortfülle verfolgt: in den lat. Abhandlungen kehren Bezeichnungen wie *augere, intendere, am-*

plificare, exornare immer wieder und wenn gelegentlich (Menge S. 36) gesagt wird, das Kompositum "tanquam effectum describit simplicis", so zeigt das Beispiel καταςφάζειν, das gleich unserem "niedermetzeln" angeben soll "ut res mactata humi iaceat", wie unsicher es damit steht. Denn diese Bestimmung klingt perfektisch, nicht aber perfektiv, und ferner liegt ein Irrtum vor: das deutsche Zeitwort ist wie das griechische kursiv-finitiv, nicht perfektiv, ganz abgesehen von der grossen Anzahl von Fällen, wo κατά 'accurate, penitus' bedeuten soll. Wenn Funck (S. 201) von Komposita "mit effektiv-aoristischer Bedeutung" spricht oder sagt, "sehr viele durative verba simplicia wurden auf diese Weise zu effektiv-aoristischen umgewandelt", so ist das von ihm S. 158 behandelte cυμ-φέρω natürlich in Wahrheit vielmehr ausgeprägt kursiv. Auch ist zu bestreiten, "dass der Aorist im Griechischen oft schon ausreichte, um den Eintritt der vollen Verwirklichung einer Handlung auszudrücken", denn dazu reicht er immer aus! Ganz richtig äussert sich Curtius Erll.[2], 185 ff.: "Aber freilich decken sich beide Erscheinungen nicht vollständig . . . Das deutsche Erwachen verhält sich zwar zu wachen ähnlich wie hom. ἐγρέcθαι zu ἐγρηγορέναι, aber es gibt auch ein langsames Erwachen (*expergisci*, ἐγείρεcθαι), während ἔγρετο immer nur den Zeitpunkt bezeichnet, da der Schlaf verschwindet" (ebenso Herbig IF. 6, 199).

Für Polybius im besonderen verfügen wir über eine stattliche Zahl tüchtiger Untersuchungen, die Purdie viel ausgiebiger hätte heranziehen sollen. Schon Luettge De Polyb. eloc. (Nordhausen 1863) weist hin auf seine Vorliebe zur "moles verborum" im allgemeinen und seine Neigung zu Kompositis im besonderen: er nennt u. a. καθυπερέχειν, ἐξαποςτέλλειν, cυμμεταπίπτειν. Dasselbe mag man ersehen aus J. Stich De Polyb. gen. dic. Erl. 1880, wo neben κατά, cύν und διά auch παρά genannt wird, das vor dem Verdacht, in die Dienste der Aktionsbezeichnung getreten zu sein, gewiss sicher ist! Wertvoll sind vor allem die Forschungen von Mollenhauer. Aus der Dissertation De verbb. Compos. Polyb. Halle 1881 erfahren wir, dass ἀναπέμπειν, διαπέμπειν, διαπιςτεῖν ohne Unterschied vom Simplex erscheinen. In der Abhandlung De verbb. a Polyb. novat. Marburg 1888 findet man freilich auf jeder Seite den Ausdruck "usurpatum cum vi effectiva et intensiva". Allein

schon die Beifügung des letzten Wortes zeigt, dass Purdie irrt, wenn sie (S. 86 oben) annimmt, es sei dabei an die Aktion im strengen Sinne gedacht. Man braucht übrigens nur Mollenhauers Übersetzungsversuche anzusehen, um zu erkennen, dass daran nicht zu denken ist: *sollicite* (exspectare), *aperte* (confirmare), *cum studio* (efficere), *magnum* (susurrum facere), *valde* (irasci, dubium esse), *audacter* (periclitari), *ad verbum* (convertere), *ante omnium oculos* (in scaenam producere), *multo* (superiorem esse).

Dazu tritt geradezu ausschlaggebend ein stilkritisches Moment, das Purdie nirgends, soviel ich bemerkt habe, auch nur erwähnt, geschweige denn erwogen oder gar widerlegt hat. Polybius, dessen erstaunliche um nicht zu sagen ungriechische Gleichgültigkeit gegen den Reiz der Form kürzlich E. Norden d. ant. Kunstprosa S. 153 bes. gegenüber seinem Antipoden Isokrates so treffend hervorgehoben hat, zieht doch in einem Punkte mit diesem an einem Strang, nämlich in einer weitgehenden Scheu vor dem Hiatus; das hat Fr. Kaelker De eloc. Polyb. (et hiatum ap. Diod. Sic.), Leipz. Studien 1880 unwiderleglich erhärtet. Nach ihm gilt: "Hiatum diligentissime evitat" und bes. S. 250 "in compositis quoque eligendis id egit Polybius, ut vitaret hiatum". Darnach schreibt er ἀνώτερον εἶπον, aber ἀνωτέρω προεῖπον; ἀνατρέχειν : προσανατρέχειν; ὑποδείκνυμι : συνυποδείκνυμι; ἐφεδρεύω : συνεφεδρεύω : ἐγγίζω : συνεγγίζω; ἐφίσταμαι : συνεφίσταμαι; ἅπτομαι : συνάπτομαι; ἐπιτίθεμαι : συνεπιτίθεμαι; — ἀναλαμβάνω : προσαναλαμβάνω; ἐπινοῶ : προσεπινοῶ, — οἰκῶ : κατοικῶ; αἱροῦμαι : προαιροῦμαι; letzteres führt auch Jerusalem D. Inschr. v. Sestos und Polyb. in den Wiener Stud. 1, 1879, S. 47 ff. unter verwandten Beispielen auf. Selbst Krebs, von dem dies Purdie (S. 87) ausdrücklich verneint, bietet in seinen Abhandlungen Die Präpp. b. Polyb. Würzb. 1881 und Die präpos. Adv. b. Polyb. I, Regensb. 1882 einiges Verwertbare. Den Reigen beschliesse M. Thiemann Quaestt. Polyb. Halle 1882, nach dem συνθεωρῶ = θεωρῶ, συνθεῶμαι = θεῶμαι, συγχρῶμαι = χρῶμαι, συνυποκρίνομαι = ὑποκρίνομαι, συνυπάρχω = ὑπάρχω gebraucht wird. ὁρῶ ist nach ihm viel seltener als συνορῶ. Sein Ergebnis lautet: "ὁράω igitur post consonantes modo reperitur, post vocales semper συνοράω". Mehr kann man unmöglich verlangen!

III.

Es wäre nun eigentlich unsere Aufgabe, sämtliche von Purdie beigebrachte Beispiele nachzuprüfen. Dies habe ich für mich gethan, kann aber hier nur einige, besonders lehrreiche, herausgreifen, wobei ich absichtlich gerade solche bevorzuge, die von meinem Standpunkte aus Schwierigkeiten machen.

Zuerst werfen wir einige Vorfragen allgemeinerer Art auf: nehmen Aoriste (εἶδον) von punktueller Wurzel (Fιδ), die mit Präsentien von nichtpunktueller (ὁρῶ) zu Einem a verbo zusammengeschlossen sind, neben ihrer ursprünglichen punktuellen Bedeutung ("erblickte") abgeleiteterweise durch nachträgliche proportionale Ausgleichung mit jenen Präsentien auch noch "punktualisierenden" (bezw. "konstativen") Sinn an ("habe gesehen = vor Augen gehabt")? In einem grösseren Zusammenhang ist die Frage zum letzten Male behandelt worden von Osthoff Über das Suppletivwesen in den idg. Spr. Heidelb. 1900, S. 7—14; 44; 74. Weiter: nehmen die Aoriste (ἔγνων) von punktuellen Wurzeln (γνω), deren von letzterer (γνω) aus gebildete Präsentia (γιγνώσκω) neben dem incohativen Sinne ("erkenne allmählich") auch durativen ("kenne") erhalten haben, neben ihrer punktuellen Grundbedeutung ("erkannte, gelangte zur Erkenntnis") auch noch "punktualisierende" (bezw. "konstative") an (habe ge-kannt, Kenntnis gehabt)? Endlich: zeigt der Aorist (ἔφυγον) "zweiseitiger" Präsentien (φεύγω a) incohativ "mache mich an die Flucht", b) durativ "bin auf der Flucht") dieselbe Doppelheit a) ingressiv oder resultativ: (bin entflohen od. entkommen); b) "punktualisierend" bezw. "konstativ" "bin auf der Flucht gewesen"? Unser Ergebnis sei kurz vorweggenommen: εἶδον usw. sind stets punktuell, ἔγνων usw. höchstwahrscheinlich ebenso, ἔφυγον dagegen gemischt.

A. Der Aorist bei Homer (IF. 9, 70—82).

1) ἔφυγον : φεύγω (S. 70 f.).

Γ 4 ist sicher resultativ "entflohen sind" und ebenso kann auch N 436 gefasst werden "entkommen"; doch ist ingressive Deutung "die Flucht ergreifen" naheliegender und diese scheint notwendig Ξ 80, während 81 προφύγῃ wieder resultativ sein muss.

2) ἔβαλον : βάλλω (S. 71).

Δ 16 ist βάλωμεν mit Mutzbauer Grdl. 241 resultativ zu geben: "wir wollen stiften, abschliessen".

3) ἔσχον : ἔχω (IF. 9, 71 u. 72).

Der Ausdruck für σχεῖν "to retain a hold upon" soll effektiv klingen, klingt jedoch unverkennbar durativ. Π 520 ist σχεῖν ingressiv: nach Μ 389, worauf Π 511 ausdrücklich zurückweist, hatte Teukros den Glaukos in den Arm getroffen nach Π 510 presst er diesen mit der anderen Hand: folglich hatte er keine Lanze mehr und war ferner nicht im stande eine solche zu "ergreifen" (σχεῖν). Zu Θ 254 bietet Purdie, welche die Stelle aufführt unter "The Constative", die Bemerkung: explained as "drove his horses in front of Tydeides". Diese letztere halte ich für durchaus richtig gleichwie Ψ 463 "er konnte sie nicht ums Ziel herumbekommen"; auf Ο 653, wo die Verfasserin περὶ ἔσχεθον mit "held them in their midst" wiedergibt, wird (der überhaupt hier durchweg beizuziehende) Mutzbauer (S. 80) Sieger bleiben, schon wegen ἐγένοντο, und man muss verstehen "nahmen sie in die Mitte". Ν 520 setzen wir an Stelle von "held on its way" besser "nahm seinen Weg"; (kaum richtig Mutzbauer 78 unt.).

4) ἦλθον : ἔρχομαι (IF. 9, 72 u. 73).

Hier handelt es sich bes. darum, ob ἦλθον auch heissen kann "konstativ", punktualisierend: "bin gegangen = bin auf dem Wege gewesen". Sonderbar ist es, dass das Beispiel Ο 55/57 δεῦρο κάλεσσον Ἶρίν τ' ἐλθέμεναι, | ὄφρ' ἡ μὲν μετὰ λαὸν Ἀχαιῶν ἔλθῃ καὶ εἴπῃσι erklärt wird durch perfektiv/ "konstativ". Von letzterem jedenfalls kann natürlich auch hier nicht die Rede sein. Wir verdeutschen: "hieher berufe die Iris sich aufzumachen, | damit sie sich aufmache hin unter das Volk der A.", also beidemal ingressiv, oder aber gleichermassen effektiv: hieher berufe die I. einzutreffen, damit sie eintreffe unter dem V. d. A., oder noch eher jenes ingressiv, dieses effektiv: "sich aufzumachen, damit sie eintreffe."

Wunder genommen hat mich, dass Purdie nicht eine Reihe anderer Stellen ins Treffen geführt hat, die für unseren

Standpunkt viel bedenklicher scheinen als die von ihr angeführten. Es sind die bei Mutzbauer Grdl. 277 verzeichneten; wir lesen dort: "2) von Wurfgeschossen u. ä., hereinfliegen, hindurchdringen"; diese Fassung klingt stark terminativ und man muss ehrlich zugestehen, dass es sehr scharfer Auslegung bedarf, um die Aktion dennoch als punktuell zu erkennen. Allein schliesslich ist dies doch überall möglich, und es fragt sich höchstens, ob man mehr sozusagen der Rasanz des Wurfes rechnungtragend sagen soll punktuell "sauste, schoss, schmetterte, schlug, fuhr durch", oder mehr resultativ "gelangte wohin, traf, schlug dort ein, trat daselbst hervor" o. ä. Am meisten Kopfzerbrechen haben mir die Beispiele gemacht, bei denen die durchmessene Strecke angegeben ist wie Γ 357 διὰ μὲν ἀσπίδος ἦλθε φαεινῆς ὄβριμον ἔγχος καὶ διὰ θώρηκος πολυδαιδάλου ἠρήρειστο. Das heisst jedoch nicht "durch den Schild hindurch legte die Lanze ihren Weg zurück", sondern ihn "durchschlug" sie. Wenn es dann weitergeht "und durch den Panzer hindurch war sie (auch gleich) gewuchtet", so drückt das plsqpf. in unnachahmlicher Anschaulichkeit die Verbindung der Schnelligkeit des Eintrittes der Handlung mit dem darauf folgenden Hemmungszustande aus (Krüger Gr. Sprchl. I. § 53, 3, A. 4); der letztere wird überdies noch onomatopoëtisch durch den spondiacus angedeutet. Lehrreich Λ 96 ff. οὐδὲ στεφάνη δόρυ οἱ σχέθε . . ., ἀλλὰ δι' αὐτῆς ἦλθε . . ., ἐγκέφαλος δὲ πεπάλακτο: "und nicht hemmte ihm der Helmkranz den Speer, sondern durch ihn gelangte er, fuhr er, durch, das Gehirn aber war (auch schon) besudelt" (vgl. Brugmann Gr. Gr.[3] 478 f.). Noch deutlicher resultativ Υ 473 f. εἶθαρ δὲ δι' οὔατος ἦλθ' ἑτέροιο | αἰχμή: "stracks durchs andre Ohr hindurch kam sie zum Vorschein, drang sie hervor." Recht klar scheint mir diese Auffassung da, wo ἀντικρύς dabei steht, z. B. Ε 66: "sie aber gelangte, traf ein durch nach vorn direkt in die (in der) Gegend der Blase hin unter dem Schambein". φ 421 f. durch und durch gelangte (der Pfeil) hinaus. Π 478 Πατρόκλου δ' ὑπὲρ ὦμον ἀριστερὸν ἤλυθ' ἀκωκή | ἔγχεος, οὐδ' ἔβαλ' αὐτόν heisst nicht: "die Spitze der Lanze ging über die linke Schulter hin", sondern, was ja auch schon viel besser zu der Spitze als einem punktuellen Gegenstand passt, während dort eher der Schaft genannt sein würde: "sie traf ein (an einem Punkte) über der linken Schulter".

Nach all dem scheint mir kein Zweifel, dass ἦλθον nicht "konstativ" bezw. "punktualisierend" zu ἔρχομαι gebraucht wird. Über die Behandlung des Präsensstammes bei Purdie habe ich nicht viel zu bemerken, ausser dass bei einem Verbum der Bewegung die Versicherung, er sei "purely durative", ganz besonders irreführend ist. Zwar Λ 839 stimmt allerdings ("I am on my way), aber die anderen angeführten Stellen nicht. Sie sind zu übersetzen wie ἔρχεο entweder (I, 43) mit "gehe hin", "wolle dich aufmachen", "begib dich an den Gang" (incohativ, inzeptiv) oder (I, 603) mit "mach dich an den Herweg" (finitiv). (S. a. Delbrück Vgl. Synt. 2, 61).

5) ἐνόησα : νοέω (IF. 9, 73 u. 74).

Da das Präsens als Denominativum unzweifelhaft auch durativen Sinn hat ("Verstand haben"), so ist an sich für ἐνόησα die "konstative", "punktualisierende" Bedeutung nicht zu bestreiten ("habe Verstand gehabt, gedacht, betrachtet, gewusst, vorgehabt"). Die Belege Purdies dagegen können wir sämtlich perfektiv fassen ("habe bemerkt, wahrgenommen, einen Eindruck erhalten, er-dacht, beschlossen, mir vorgenommen, allgemeiner: bin zu einem geistigen Vorgang gelangt). An der Hand von Frohweins Verb. homer. Lpzg. 1881 S. 95 müsste man den Rest der Stellen nachprüfen. Wir wenden uns zu den uns vorgelegten. E (lies I), 537: "Oineus opferte der Artemis allein nicht; "entweder war ihm der Gedanke (wieder) entfallen oder gar nicht gekommen"; so richtig Fäsi, während Purdies Übersetzung, "entweder durch Vergesslichkeit oder aus überlegter Absicht" unmöglich ist, weil sie das οὐκ vor ἐνόησεν unbeachtet lässt. K 550 soll bedeuten: "ich habe solche Rosse bisher weder erblickt (ἴδον) noch an sie gedacht". Das hat aber gar keinen Sinn; natürlich heisst es: "noch wahrgenommen". Dies erhärtet schon der Parallelismus mit ἴδον. A 549 wende: "doch was für einen Gedanken, Entschluss ich fassen (νοῆσαι) will." Ebenso A 543 "und noch nie hast du es freiwillig über dich vermocht nur einen Gedanken mitzuteilen, welchen auch immer du fassen magst (νοήσῃς)". Y 310 "du selber mach dir klar, schöpfe eine Entscheidung (νόησον- nicht beratschlage = halte Rat), ob du . . ." X 445 Andromache bereitete dem Hektor ein Bad, denn noch nicht "wars zu ihrer Kenntnis

gelangt" (νόησε), dass er gefallen war, für uns zugleich plusquamperfektisch, während Υ 264 einfach aoristisch (νόησε "nicht kams ihm in den Sinn").

6) βαίνω : ἔβην (IF. 9, 74 u. 75).

Letzteres soll als "Constative" heissen "habe einen Weg gemacht, bin gefahren, geschritten". Allein wir haben hier eine punktuelle Wurzel (Delbrück V. S. 2, 37; Mutzbauer Grdl. 173 ff.) und müssen zunächst zusehen, ob wir für den Aorist nicht durchkommen mit den Bedeutungen 1) ingressiv: "bin davongegangen". 2) resultativ: "bin eingetroffen". Purdies Beispiele lassen sich sämtlich so erklären: Ξ 284 f. ist nach Mutzbauer Grdl. S. 175 zu geben: "sie verliessen das Meer und traten aufs Land" (ἐπὶ χέρσου βήτην), nicht mit Voss "dann auf der Veste schritten sie". Π 702 "dreimal trat er auf den Mauerbug". Τ 47 hat Purdie gegen Mutzbauer Recht zu übersetzen "sie trafen ein", dagegen Ω 246 (βαίην δόμον Ἄιδος εἴσω) ist natürlich so gut wie Κ 246 und sonst zu geben: "möcht' ich aufbrechen ins Haus des Hades hinein". Α 391 f. ἔβαν ... ἄγοντες | κούρην "machten sich von dannen mit der Jungfrau". Τ 40 αὐτὰρ ὁ βῆ παρὰ θῖνα glaubt man wohl ganz notwendig sagen zu müssen "er aber ging entlang dem Strande". Allein das Richtige hat auch hier Mutzbauer: "er setzte sich in Bewegung längs dem Strande hin." Τ 418 f. "Helena erschrak und machte sich fort, brach auf." Ρ 392 ἄφαρ δέ τε ἰκμὰς ἔβη verwischt Purdies "die Feuchtigkeit geht ihren Weg" die Feinheit, die gerade das Punktuelle der Wurzel dem Aor. gnom. verleiht; Delbrück (mit Voss und Minckwitz) V. S. 2, 294: "wie die Feuchtigkeit flugs verschwunden ist." Wie sich von selbst versteht, schliessen wir uns Δ 494 βῆ δὲ διὰ προμάχων an Mutzbauer und Delbrück an "er brach durch die Vorkämpfer", nicht "er machte seinen Weg durch die Vorderseite der Schlacht".

Auch bei diesem Verbum ist das Präsens wieder nicht nur als "durative" zu bezeichnen, vgl. Ε 364 ἡ δ' ἐς δίφρον ἔβαινεν "sie stieg (allmählich — ausmalend!) in den Wagen". — Mutzbauer Grdl. 172 f.; Delbrück V. S. 2, 37.

7) ἔτλην (IF. 9, 75)

soll z. t. "konstativ" sein. Purdie könnte sich (s. o.) für diese Annahme auf Delbrück V. S. 2, 237 berufen, wo θ 182 unter den "punktualisierenden" Aoristen aufgezählt oder ihnen doch wenigstens für "ähnlich" erklärt wird. Aber wie stimmt das zu S. 252 und bes. 82, wo wir erfahren, dass die Wurzel und darnach τλήσομαι und ἔτλην punktuell seien? Τ 14 "und keiner gewann es über sich"; ebenso Φ 608; Η 480; Α 534; Σ 246; Υ 421; Χ 136; Β 299 τλῆτε φίλοι καὶ μείνατ' ἐπὶ χρόνον vollends ist ganz eindeutig: voraus geht das Zugeständnis des Odysseus, man könne den Achäern die Sehnsucht heimzukehren nicht verübeln. Aber gerade, weil sie die Ausdauer bereits verloren haben, muss er ihnen zurufen: "fasset (wieder) Mut und verbleibet" (bis zu dem angegebenen Schlusspunkt: ὄφρα δαῶμεν). Wie dagegen bei Homer "to be of good cheer" lautet, das zeigt Ε 382 τέτλαθι und das allbekannte τέτλαθι δὴ κραδίη καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης d. h. "halt aus! . . ., hast auf dich genommen"; ebenso sind Ε 383 und Ω 505 zu erklären zwischen denen ich keinen Unterschied entdecken kann. Bedenklich für mich sieht ε 218 aus: ἤ τ' ἂν τρυχόμενός περ ἔτι τλαίην ἐνιαυτόν. Die Pariser Ausg. bei Didot 1837 übersetzt denn auch "sane, vexatus licet, adhuc perduraverim in annum". Genau aber: wenn ich jetzt erkunde, dass Odysseus heimkehrt, "dann wahrlich, obwohl gepeinigt, möcht ich mich wohl noch entschliessen ein Jahr lang" (denke hinzu τρυχόμενος, mich weiterpeinigen zu lassen). Für sich hätte Purdie auch mehrfach das Fut. τλήσομαι ins Feld führen können, zwar weniger ε 222 und Γ 306, die sich mir leicht fügen, wohl aber Λ 317 und Τ 308, wo μενέω davorsteht und bes. ε 361 f.: ὄφρ' ἂν μέν κεν δούρατ' . . ἀρήρῃ, τόφρ' αὐτοῦ μενέω καὶ τλήσομαι ἄλγεα πάσχων; Didot wendet "tamdiu hic manebo et sustinebo dolores patiens". Allein auch hier ist wie ε 218 zu geben "so lange die Balken . . . halten, so lange werd ich bleiben und wills auf mich nehmen Schmerzen zu erdulden". Etwas Verwandtes, zuerst durative dann ingressive Aktion, z. B. auch Α 586 τέτλαθι . . καὶ ἀνάσχεο. (Beiläufig, ist ἀνσχήσομαι auch resultativ "werde überstehen", wie Brugmann Gr. Gr.[3] 480 will? Wie ist dann Il. 5, 104 zu erklären?) — "Constativ" zu τλῆναι wäre τολμῆσαι.

8) ἐφάνην : φαίνομαι (IF. 9, 75 u. 76).

Auch hier ist die Wurzel wieder punktuell (Delbrück V. S. 2, 37; 255), darum sind alle Stellen, wo Purdie φανῆναι wiedergibt mit "to be seen, to be visible" anders aufzufassen, so lange es irgend angeht, und wenn sie (S. 76) sich dahin äussert, als effektiv müsse man es erklären, "wenn wir den Punkt betonen, dass das Tagen, die Dämmerung in Sicht kam, "konstativ" dagegen "wenn wir die Redensart als einen formelhaften Ausdruck betrachten nur für die Ankunft der Dämmerung", so haben wir darauf folgendes zu erwidern: erstens handelt es sich nicht im mindesten darum, wie wir die Sache betrachten wollen, sondern wie sie der Dichter hingestellt hat; zweitens bringen die Worte "Tagen, Dämmerung" von vornherein einen unerlaubt durativen Nebensinn mit sich und drittens kommen wir überall durch, wenn wir (mit S. 75) "den Nachdruck legen auf das plötzliche Emporleuchten des Lichtes". So Χ 73 "alles ist schön für einen Gefallenen, was immer zu Tag kommt, in die Erscheinung tritt". Λ 64 φάνεσκεν "tauchte (immer wieder) auf". Λ 734 φάνη μέγα ἔργον nicht "waren", sondern "wurden" Zeugen eines mächtigen Kampfes; Α 200: "er erkannte die Athene; denn schrecklich leuchtete vor ihm ihr Augenpaar auf".

Der Präsensstamm ist nicht so einseitig durativ, wie Purdie meint (und anscheinend auch Delbrück V. S. 2, 37; 255 annimmt), z. B. Μ 416 μέγα δέ σφίσι φαίνετο ἔργον = Λ 734, nur παρατατικῶς: "gross that sich (nach und nach) vor ihnen der Kampf auf". Ψ 374 ἀρετὴ . . . ἐφαίνετ', da vollends wurde (im Verlaufe des Rennens) ihre Leistungsfähigkeit offenbar" (φάνη: "ward offenbar"). Ι 618 u. ö. ἅμα δ' ἠοῖ φαινομένηφιν "zugleich mit dem (allmählichen) Aufgang der Morgenröte".

9) εἶδον : ὁράω (IF. 9, 76 u. 77).

Der Aorist soll nicht selten "konstativ" gebraucht sein, wo kein Nachdruck gelegt ist auf einen Moment und der Sinn eher ist "betrachten, staunen über, vor seinen Augen haben". Allein die Wz. ist eindeutig punktuell (Mutzbauer Grdl. 290/1; Delbrück V. S. 2, 178; 218; 276; womit man vornehmlich

auch zusammenhalte das ebenda S. 82 über κλῦθι und ἔτλην Bemerkte!).

Γ 169 οὔπω ἴδον "habe noch nie zu Gesicht bekommen"; Κ 275 οὐκ ἴδον ..., ἀλλὰ ἄκουσαν "wurden nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren inne"; in Ψ 462 soll ἴδον "konstativ", in 463 ἰδέειν "klärlich perfektiv" sein. Ein unbefangener Beurteiler wird eher umgekehrt verstehen: "sie hab' ich erblickt, als ums Ziel sie schossen, nun kann ich sie nimmer sehen." In Wahrheit beidemal gleich: "eben erblickte ich; jetzt aber kann mein Auge ihrer nicht mehr habhaft werden, ich vermag sie nicht mehr in den Blickpunkt zu bringen, aufs Korn zu kriegen" u. ä. Δ 223 οὐκ ἂν ἴδοις "es wäre dir wohl nicht der Anblick zu teil geworden". Auch Δ 374 ὡς φάσαν, οἵ μιν ἴδοντο nicht "die ihn sahen" sondern "denen er zu Gesicht gekommen ist". Γ 194 "breiter aber an Schultern und Brust beim Erblicken", nicht "beim Anschauen"; so Ε 725 und sonst θαῦμα ἰδέσθαι. Ε 770 ὅσσον δ' ἠεροειδὲς ἀνὴρ ἴδεν ὀφθαλμοῖσιν | ἥμενος ἐν σκοπιῇ, λεύσσων ἐπὶ οἴνοπα πόντον scheint wohl manchem unwiderleglich für Purdie zu sprechen: "Soweit eines Mannes Gesichtskreis, Sehbereich sich hindehnt".

Allein auch hier trügt der Schein. Wir haben zu übersetzen: "soweit ein Mann in nebliger Ferne (noch etwas) erschaut, noch mit dem Auge erreicht, seiner noch habhaft wird", also ausgesprochen resultativ, wie Fäsi z. d. St. richtig darlegt unter Hinweis auf Diod. Sic. 5, 42; Mutzbauer a. a. O. S. 292 fasst die Aktion ingressiv "soweit ein Mann den Blick sendet", hätte aber dann unmissverständlicher wenigstens sagen sollen "entsendet". Ψ 143 ἰδὼν ἐπὶ οἴνοπα πόντον nicht "hinschauend über" (das vielmehr nach Ψ 323 wäre ὁρόων oder noch besser nach Ν 4 καθορώμενος ἐπὶ γαῖαν), sondern "den Blick werfend auf", ebenso Β 384 "wohl soll jeder einen prüfenden Blick werfen auf beide Seiten des Wagens". Ο 4 ff. haben wir lauter punktuelle Handlungen: Zeus erwachte (ἔγρετο), trat hin aufspringend (στῆ δ' ἄρ' ἀναΐξας), erblickte die Troer und Achäer (ἴδε), den Hektor aber erblickte er (ἴδε) als einen Daliegenden (κείμενον — durativ). Purdies Bemerkung: "wo man an die Szene denkt, welche vor den Augen des Zeus lag", enthält wieder eine willkürliche Unterschiebung dessen, was wir vielleicht erwarten, der Text nun aber eben nicht

bietet. Genau so steht es mit A 600: "ein Gelächter erhob sich, als sie den Hephaistos umherschnaufend erblickten" (ἴδον). Was die Verfasserin hier zu finden vermeint ("ihr Auge folgte der Gestalt des Hephaistos, wie er sich durch die Halle tummelte"), würde griechisch bis auf den heutigen Tag (mutatis mutandis natürlich!) vielmehr ἑώρων, ἔβλεπον, ἐθεῶντο, ἔλευσσον o. ä. heissen und der "konstative" Aorist hierzu würde nicht ἴδον lauten, sondern ἔβλεψαν, ἐθεάσαντο. Wenn Delbrück V. S. 2, 253 und Brugmann Gr. Gr.[3] 479 f. annehmen, dass ὄψομαι nachträglich von ὁράω aus auch die imperfektive Bedeutung "werde vor Augen haben", bezogen hätte, so wäre zu erwägen, ob nicht E 119 f. οὐδέ μέ φησιν | δηρὸν ἔτ' ὄψεσθαι λαμπρὸν φάος ἠελίοιο zu wenden ist "er bestreitet, dass ich noch lange das Sonnenlicht erblicken werde", mit einer ungenauen Verkürzung anstatt "dass ich noch lange imstande sein werde einen Blick auf die Sonne zu werfen". Bei Homer ist das die allereinzigste Stelle gegen 22, wo es punktuell ist (Mutzb. 290). Dazu wird es bei Vulfila immer mit *ga-saiƕan* gegeben (C. Recha Verbalpräf. Dorp. 1893, S. 110).

10) τελέω (oder τελείω) : ἐτέλεσσα (IF. 9, 77 u. 78).

Der Aorist soll "konstativ" hier "bezeichnen das Bewerkstelligen der Vollendung, d. h. er bezeichnet nur die Anstrengung, das erstrebte Ziel zu erreichen, ohne zu betonen, dass dieses jemals wirklich erreicht wurde". A 108 ἐσθλὸν δ', οὔτε τί πω εἶπας ἔπος οὐδ' ἐτέλεσσας "Du hast weder gesprochen von noch gearbeitet an irgend einem guten Ding". Nein, sondern: "Und du hast noch nie etwas Rechtes geäussert und fertig gebracht": so gut εἶπας perfektiv ist (Mutzbauer Grdl. 325; Delbrück V. S. 2, 259), so gut ist es das parallele ἐτέλεσσας. T 22 übersetze: "Der Gott schuf Waffen, wie sie kein Sterblicher hingebracht hätte (τελέσσαι)". O 228 nicht: "weil der Streit nicht ohne Mühe geführt, betrieben (carried on), sondern zur Entscheidung gebracht worden wäre" (οὔ κεν . . . τελέσθη).

Was sodann τελεῖν betrifft in der Bedeutung "zahlen", so braucht N 377 nicht notwendig hierher gezogen zu werden, da man auch verstehen kann: "und wir würden dir, wenn wir dies zugesagt hätten, es auch erfüllen". Damit reicht man auch Φ 457 aus, doch ist es nicht zu bestreiten, dass viel-

leicht die Recht haben, welche dieses τελεῖν von dem anderen trennen. Prellwitz Gr. Etym. (Gött. 1892) bringt es s. v. zweifelnd mit τλῆναι in Zusamenhang, Fick B. B. 16, 290 einleuchtender mit germ. *geldan*, got. *gild*, lit. *geliúti*, griech. (Hesych) τέλθος. Dann hiesse τελέσσαι gleichfalls resultativ "erstatten, entrichten".

Über den Präsensstamm handelt Purdie gut, obschon er statt durativ besser finitiv genannt würde. Wenn sie bemerkt, dass er im Unterschiede vom Aorist nur "a partial fulfilment of the desired end" bezeichne, so trifft sie hierin, natürlich, ohne ihn zu kennen, merkwürdig zusammen mit dem oben angeführten Kohn.

11) ἤκουσα : ἀκούω (IF. 9, 78 u. 79).

ἤκουσα "konstativ" heisst nach Purdie "habe zugehört" Da das Verbum an sich nicht punktuell sein wird, so halte ich diese Bedeutung für durchaus möglich. Andererseits bezweifle ich, ob sie gerade für die einzelnen mitgeteilten Beispiele zutrifft. Π 531 heisst: "er merkte, dass sein Flehen die Gottheit rasch erhört hatte" (natürlich nicht "rasch zugehört hatte"). Α 381 ebenso, Β 98 "die Herolde beschwichtigten sie, ob sie wohl innehielten d. h. Halt machten mit dem Geschrei und die Könige erhörten". Ζ 334 σὺ δὲ σύνθεο καί μευ ἄκουσον "du aber pass' auf (eigentl.: raffe dich zusammen, punktuell) und vernimm (ebenso) m. Worte". Ι 262: "Du merk' auf, spitz' das Ohr"; Κ 276 entscheidet schon der Parallelismus mit ἴδον: "sie wurden sein inne, nicht durchs Auge, sondern durchs Ohr", Φ 98 "unhold musst' er dessen Antwort vernehmen" (ἄκουσεν). Ω 767 "aber noch nie hab' ich von dir ein böses oder schnödes Wort bekommen" (ἄκουσα): was hätte es dagegen für einen Sinn zu sagen "noch nie hab' ich ein böses Wort von dir angehört"? Φ 475 "dass mir nur nicht wieder zu Ohren dringe (ἀκούσω), wie du dich rühmst". Ζ 166 "den Herrscher erfasste Groll, wie er solches erfuhr" (ἄκουσεν); selbst Α 396 versteht man leicht "oft hab' ich vernommen, ward ich Ohrenzeuge, wie du dich rühmtest", obschon auch "konstative" Auffassung möglich ist: "oft hab' ich dir zugehört, bin ich Ohrenzeuge gewesen".

12) ἔστην : ἵσταμαι (IF. 9, 79—81).

Es ist ein Irrtum von Purdie u. a., dass ἵσταμαι und darnach ἔστην ohne weiteres "konstativ" bedeuten könne "stehe (stand)"; beide heissen an sich "trete (trat)", jenes linear, dieses punktuell (Mutzbauer Grdl. 184 ff., Delbrück V. S. 2, 78; 218; 338). Γ 210 στάντων μὲν Μενέλαος ὑπείρεχεν εὐρέας ὤμους nicht "wenn sie standen", sondern aufstanden" (Mutzbauer 186). Χ 273 ff. Achilleus jagt hinter Hektor drein, da hemmt ihn Athene mit dem Zuruf στῆθι! "halt ein!" Δ 243 τίφθ' οὕτως ἔστητε "was habt ihr euch so dahin gestellt", wozu Monro A Gramm. of the hom. dial.[2] (Oxford 1891), S. 65: (vulg. ἕστητε "an impossible form)". Über Θ 6 s. ob. unter εἶδον. Ω 360 στῆ δὲ ταφών natürlich "machte entsetzt halt", nicht "stand da." Τ 216 ff. "aber so oft Odysseus aufsprang, trat er allemal hin (στάσκεν), nieder warf er den Blick" (ἴδεσκε). Σ 157 f. das einemal fuhr er auf (ἀναΐξασκε), das anderemal machte er Halt (στάσκε). Ähnliches haben wir bei ἵσταμαι zu bemerken. Δ 54 τάων οὐ πρόσθ' ἵσταμαι nicht "I do not stand (so auch irrig Mutzbauer 191) in front to protect him", sondern "ich stelle mich nicht vor sie hin". Auch die sprichwörtliche Redensart Κ 173 νῦν . . . ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς bedeutet nicht "es steht auf des Messers Schneide", sondern "es tritt, kommt jetzt darauf". Höchst lehrreich ist dafür Simonid. fr. 97 (158) bei Bergk. Anthol. lyr.[3], 293: ἀκμᾶς ἑστακυῖαν ἐπὶ ξυροῦ Ἑλλάδα! Ν 263 "denn nicht ists meine Art so allmählich fernwegtretend (ἱστάμενος) zu kämpfen (vgl. damit v. 261 ἑσταότ' = stehend"!). Π 166 falsch Voss "auch in der Schar stand Achilleus", vielmehr nach dem Zusammenhang "unter sie trat (immer wieder) A., vgl. v. 155 f.: Μυρμιδόνας δ' ἄρ' ἐποιχόμενος θώρηξεν Ἀχιλλεύς | πάντας ἀνὰ κλισίας: er ging somit der Reihe nach von Zelt zu Zelt. Σ 496 "die Weiber aber hintretend (ἱστάμεναι : malt! Mutzb. Grdl. 184) an den Thorweg schauten bewundernd zu", feiner als ἑστηκυῖαι, weil es zugleich andeutet, wie sie auf das Getön herauskommen aus dem Hause, dessen Geschäfte sie verlassen haben: es liegt in dem Präsens noch ein Stück Bewegung, die in ἑστηκυῖαι erloschen wäre. Völlig zutreffend, abgesehen von dem wunderlichen Namen "semi-perfektive" kennzeichnet Purdie (S. 80 u.) die Eigenart der Form mit den Worten: "to (gradually) take up one's stand".

13) ἔγνων : γιγνώσκω (IF. 9, 81 u. 82).

Beachtenswert ist, dass die Verfasserin selbst bemerkt, "hier erscheinen keine Beispiele des Aorists, die notwendig in "konstativem" Sinn gefasst werden müssen ("wissen, aufmerksam sein auf"); das hängt damit zusammen, dass die Wurzel punktuell ist (Delbrück V. S. 2, 61 vgl. mit 252).

Was das Präsens angeht, so liegt eine (auch von Delbrück V. S. 2, 61 angedeutete) Schwierigkeit in der Thatsache, dass es ebensowohl incohativ bedeutet "erkenne (allmählich)", als durativ "kenne"; es findet hierbei etwas Ähnliches statt wie bei φεύγω, über das man vgl. Delbrück V. S. 2, 83, wo indes der Ausdruck "gemischte Aktion", den er sonst (S. 69) auf die sowohl punktuell als nichtpunktuell gebrauchten Wurzeln anwendet, besser etwa durch "zweiseitige Aktion" ersetzt würde.

Das Ergebnis unserer Nachprüfung der von Purdie herangezogenen Verben aus Homer geht dahin, dass die perfektive Bedeutung des Aorists vor der "konstativen" noch viel stärker überwiegt, als die Verfasserin schon an und für sich annimmt. Für die Entwickelungsgeschichte der Bedeutung des griechischen Aorists können wir freilich weder ihrer noch unserer Aufstellung einen erheblichen Wert beimessen. Denn dazu ist das Beobachtungsmaterial unendlich viel zu beschränkt und ferner viel zu willkürlich herausgegriffen. Wer bürgt uns dafür, dass nicht etwa ganz anderes herauskäme, wenn wir sämtliche Verben in allen Aoristformen heranzögen? Eine klarere Einsicht in diese Dinge wird sich nur gewinnen lassen durch die Ausführung der von Delbrück V. S. 6, 238 gestellten Aufgabe, den "punktualisierenden" Aorist bei Homer im Zusammenhange mit statistischer Vollständigkeit zu behandeln; freilich wird bei der Mehrdeutigkeit vieler Fälle eine ganz reinliche Scheidung auch so nicht durchweg zu erreichen sein. Uns muss vorerst der Nachweis genügen, dass Purdies Voraussetzungen, soweit sie auf Homer fussen, einer sicheren Grundlage durchaus entbehren.

IV.

Denselben Nachweis suchen wir nunmehr für den Kernpunkt der Lehre Purdies zu erbringen. Wir bestreiten zunächst die thatsächliche Möglichkeit stets mit der nötigen

Sicherheit festzustellen, wenn das, was Purdie "material meaning" nennt, d. h. die sinnliche Grundbedeutung, noch lebendig und wann es erloschen ist, worin doch die Verwendbarkeit zum Zwecke der Perfektivierung begründet sein soll. Von "einem scharfen Gegensatz" kann hier m. E. gar nicht die Rede sein, darin wird Herbig gegen Purdie (S. 86 oben) durchaus im Rechte bleiben. Ferner sehe ich nicht, warum man sich auf σύν, διά, κατά beschränkt; S. 90 verweist Purdie selbst auf Thuc. 3, 70, 4 ἀπο-φυγών, und Brugmann Gr. Gr.[3], 482 nimmt die letztere Präposition ausdrücklich auf; weshalb sollte man nicht auch an ἀνά, εἰς, ἐκ denken? Ja, selbst μετά darf nicht bei Seite bleiben! Man beachte nur, wie οἰκεῖν "siedeln" stets kursiv, dagegen μετοικεῖν "umsiedeln" stets terminativ ist! Fürs Gotische gibt Streitberg PBrB. 15, 80 ff. sämtlichen Präfigierungen die in Rede stehende Kraft. Weiterhin war ein Gesichtspunkt nicht zu übergehen, den die (von Purdie S. 87 angeführte, aber als für unseren Zweck wertlos bezeichnete) Dissertation von D. H. Holmes Die m. Präp. zusges. Verb. b. Thuk. Berlin 1895 trefflich zur Geltung bringt, dass nämlich verschiedene Verben sich zu verschiedenen Präpositionen verschieden verhalten, wozu man noch hinzufügen mag, dass dasselbe Verbum mit verschiedenen Präpositionen eine etwas anders gefärbte Schattierung ergeben kann.

Sodann dürfte Purdies Einwurf, Herbig habe übersehen, dass von Homer bis Polybius eine Verschiebung der Bedeutung des Aoristes stattgefunden habe, die reinste petitio principii sein: dass dies der Fall gewesen, steht ja eben erst zu beweisen, und Herbig hat ihm überdies in seiner vortrefflichen Arbeit zum Voraus die Spitze abgebrochen (IF. 6, S. 233). Schwer ins Gewicht fällt schon der Umstand, dass nach der übereinstimmenden Auffassung sämtlicher beachtenswerter Forscher einschliesslich Brugmanns Gr. Gr.[3], 477 sich seit Anbeginn der griechischen Überlieferung bis auf den heutigen Tag das Sprachgefühl gerade auf dem Gebiete der Verbalaktionen nicht geändert hat. B. Huebner z. B. spricht in einer Abhandlung über die Zeiten bei Aeschylus (Diss. Hal. 4, 1880, S. 112) von einer "mirifica constantia", was Wecklein in Burs. Jbb. 6 (1878), S. 257 kurz zuvor so ausgedrückt hatte: "der Gebrauch der Tempora zeigt von den ältesten Stufen bis in die jüngste Periode des Sprachlebens und in allen dialektischen

Verzweigungen . . . eine überraschende Gleichmässigkeit". Entsprechend lesen wir bei Goodwin Syntax of the moods and tenses of the greek verb. London (1897), S. 17: "It must not be thought from these occasional examples, that the Greeks of any period were not fully allive to the distinction of the two tenses and could not use is with skill an nicety." Sehr gut "But the Greeks, like other workmen, did not cure to use their finest tools on every occasion and it is often necessary to remember this of we would avoid hair-splitting". Auch bei der Erforschung des Sprachgebrauchs der späteren Schriftsteller ist man immer wieder zu demselben Ergebnis gelangt. Über den dem 3. Jahrh. v. Chr. angehörigen cynischen Moralprediger schreibt H. v. Müller De Teletis eloc. Freib. 1891 S. 25 "In temporum usu fere convenit Teleti cum scriptoribus atticis". Für Polybius brauchen wir nur auf Hultschs oft genannte Abhandlungen zu verweisen, für Diodorus Siculus auf Th. Hultsch De eloc. D. S. De usu aor. et imperf. I, Halle 1893, für Dionys v. Halikarnass auf K. Roth D. erz. Ztf. bei Dionys v. H., Bayreuth 1897. Dem Hellenismus und der κοινή stellt Hatzidakis in den Gött. Gel. Anz. 1899, 518 das Zeugnis aus, dass zwischen Imperfekt und Aorist keine Verwirrung eingetreten sei, weil noch das Neugriechische die beiden Aktionen scharf auseinanderhalte. Das Ergebnis von J. Compernass De serm. graec. volg. Pisid. Phryg. merid. Bonn 1895, S. 33 schliesst sich hier an. Wenn R. Dieterich Unters. z. Gesch. d. gr. Spr., Byzantin. Arch. 1 (1898), 241 für die nachklassische Zeit eine vorübergehende, örtlich beschränkte Abschwächung des Unterscheidungsvermögens annimmt, so zwingen die Thatsachen hiezu nicht. Auch bei A. Thumb (D. gr. Spr. i. Ztalt. d. Hellenismus, Strassburg 1901, S. 15), bedauern wir, dass er sich, wohl durch dieses Urteil Dieterichs und die Stimme einiger bei Wilh. Schmidt a. a. O. genannter Gelehrter, hat bewegen lassen, zuzugeben, dass auf unserem Gebiete eine sog. "Übergangserscheinung" vorliege; in Wahrheit beruht diese Annahme z. T. auf ungenügender Beobachtung, z. T. auf irrigen Voraussetzungen über das Wesen der Verbalstämme, wie wir sie oben aufgedeckt haben. Ist so der Aorist immer und überall das eigentliche organische Mittel gewesen, die Perfektivität zu bezeichnen, so lag gar kein ersichtlicher Grund vor, ihn durch ein so mechanisches

und überdies so undeutliches zu verdrängen wie die Präfigierung ist, selbst im Italischen und Germanischen, die insofern ganz anders gestellt sind, als sie nach dem Verluste des ursprünglichen Aoristes nach einem Ersatze suchten. "Surrogate sind keine Äquivalente", wie der geistvolle Rümelin sagt, und das Griechische hatte es nicht nötig auf solchen Krücken einherzuhumpeln, es vermochte allzeit auf selbstgewachsenen Füssen zu gehen, ja auf federnden Sohlen zu schweben!

Weiterhin kann man nicht davon reden, dass Thukydides und Xenophon geeignet seien "eine stufenmässige Abnahme der perfektiven Kraft" des einfachen Aorists zu enthüllen. Jedenfalls könnte eine so weitgehende Behauptung erst dann den Anspruch auf Beachtung erheben, wenn sie sich auf eine lückenlose Statistik beriefe, zu der tüchtige Ansätze vorliegen in Hultschs Arbeit u. bei C. W. E. Miller a. a. O. S. 142. Vor allem ist wie bei letzterem Herodot zu berücksichtigen, den Purdie unbegreiflicherweise völlig bei Seite lässt, obwohl ihm als dem geborenen Vermittler zwischen Epik und Geschichtschreibung doch gewiss eine geradezu führende Rolle gebührt, wie auch Streitberg bemerkt.

Endlich haben wir uns noch zu veranschaulichen, welche Schlüsse für Purdie aus ihren Voraussetzungen entspringen (s. bes. IF. 9, 82—86). Nach ihr wäre a) vom verbum simplex α) das imperf. "durativ" β) der Aorist "konstativ" b) vom verbum compositum α) das imperf. "durativ-perfektiv" (linear-perfektiv), β) der Aorist "momentan-perfektiv" (punktuell) und zwar entweder aa) ingressiv oder bb) effektiv. Freilich muss dann die Verfasserin sogleich selbst einzuräumen "es scheint im besten Falle zweifelhaft, ob es möglich sein wird, bei den Kompositis Ipf. u. Aorist nach diesem Gesichtspunkt zu scheiden". Steht es so, so gesellt sich zu den bisherigen Anstössen noch ein weiterer, nämlich der, dass zwei ganz verschiedene Stämme ganz die gleiche Bedeutung hätten. Wir werden das Unhaltbare all' dieser Annahmen am besten aufdecken, wenn wir nachweisen, dass a) bei den Simplizien α) das Ipf. nicht bloss durativ, sondern auch incohativ usw. auftritt; β) der Aor. nicht nur "konstativ", sondern auch perfektiv steht; b) bei den Kompositis α) das Ipf. nicht linear- (und noch weniger punktuell-) perfektiv erscheint, sondern imperfektiv (und zwar begreiflicherweise, da die Präpositon die Richtung

angibt, gern terminativ, bes. finitiv), β) der Aorist nicht bloss punktuell-, sondern auch linear-perfektiv ("konstativ" bei Purdie) gebraucht wird. Natürlich kann das nicht bei jedem Verb geleistet werden, aber es genügt an sich schon je ein einziges sicheres und eindeutiges Gegenbeispiel.

1) φεύγω (IF. 9, 87—90).

Dieses Zeitwort verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Denn von ihm geht eigentlich die Wiederaufnahme der ganzen Frage aus, die uns hier beschäftigt. K. Brugmann hatte sich nämlich Gr. Gr.[2] § 154, Anm. so geäussert: "Der Gegensatz der präsentischen und der aoristischen (imperfektiven und perfektiven) Aktionsart konnte, wie in anderen Sprachen, so auch im Griechischen überdies dadurch zum Ausdruck gebracht werden, dass man zur Darstellung der letzteren Aktionsart eine Präposition zu Hülfe nahm (vgl. Xenoph. Hellen. 1, 6, 16 Κόνων δ' ἔφευγε ταῖς ναυσὶν εὖ πλεούσαις καὶ καταφεύγει εἰς Μυτλήνην τῆς Λέσβου "die Schiffe, mit denen K. auf der Flucht war, segelten gut, und er gelangte glücklich nach M.). Während u. a. C. Recha a. a. O. S. 60 (vermutlich in Kenntnis dieser Stelle) bemerkt, καταφεύγειν heisse so fliehen, dass man das Resultat erreicht, also entkommen, so hat Brugmann selbst Gr. Gr.[3] (1900) obige Stelle unterdrückt, wie wahrscheinlich ist, wegen des von Herbig IF. 6, 229 erhobenen Einwandes, sie sei nicht beweiskräftig, weil das praes. histor. (καταφεύγει) auch den Aor. vertreten könne. Allein es dürfte Herbig entgangen sein, dass er in Widerspruch mit sich selbst geraten ist, insofern er S. 257 die Erklärung des trefflichen Moller billigt, der Philol. 8 (1853), 122 bestreitet, dass präs. hist. und aor. aktionsgleich seien. Wie mir scheint, mit Recht, wenn anders Delbrück V. S. 2, 262 mit anderen das Wesen des ersteren darin erkannt, dass es den Vorgang auf der Bühne des Geschehens vor dem Auge des Zuschauers vorüberziehen lässt. Auch Kohlmann De verb. graec. tempp. S. 6 setzt es dem ipf. gleich, nur dass es nicht wie dieses die Zeitstufe bezeichne und eben nur die actio infecta zum Ausdruck bringe. Auf dasselbe kommt Huebner hinaus a. a. O. S. 133. Vgl. Hultsch a. a. O. S. 6. Nach Herbig a. a. O. 191 ferner wird im Slavischen das praes. hist. vom imperfektiven Stamm gebildet, dagegen das den Aor. vertretende narrativum vom

perfektiven. Nach Musič endlich (bei Herbig a. a. O. 259) erscheint in gnomischen Sätzen griech. (und kroatisch) bei imperfektiver Aktion das Präsens, bei perfektiver der Aorist.

Trotzdem, meine ich, hat Brugmann gut daran gethan, auf das Beispiel zu verzichten, und zwar wegen des Zusammenhangs. Wie ich glaube, muss dieser so verstanden werden: § 15 Kallikratidas liess dem Konon sagen, er werde ihm das Handwerk auf dem Meere legen. "Da er ihn nun (genau) erblickt hatte (κατιδών), wie er in die See zu stechen sich anschickte (ἀναγόμενον), begann er ihn zu verfolgen (ἐδίωκεν), indem er ihm die Fahrt nach Samos abzuschneiden suchte (ὑποτεμνόμενος), auf dass er nicht dorthin entkäme (φύγοι s. u.!); trotzdem (δὲ) suchte Konon zu fliehen (ἔφευγε) mit seinen Schiffen, die gut segelten (πλεούσαις), weil von vielen Mannschaften die besten Ruderer auserlesen worden waren (ἐκλελέχθαι), und zwar (καὶ) nimmt er seine Zuflucht (noch: hinab von der hohen See? — καταφεύγει) nach Mytilene auf Lesbos." Bei dieser Wiedergabe verliert καταφεύγει den Schein der Tautologie gegenüber ἔφευγε und hat seinen guten, den Gedanken fortleitenden Sinn: Konon nimmt nunmehr seinen Kurs nicht, wie Kallikratidas vorher gedacht, nach Samos, sondern nach Mytilene, vermutlich, weil letzteres der von den Hekatonnesoi näher lag, auf der er nach Diod. 13, 77 übernachtet hatte. Geradezu entscheidend jedoch spricht m. E. für unsere Deutung der weitere Zusammenhang: aus diesem ergibt sich, dass Konons Versuch nicht gelang! § 16: Kallikr. brachte es fertig mit ihm in den Hafen einzudringen (συνεισέπλευσεν), was kein Wunder ist, da er mit nicht weniger als 170 Schiffen hinter ihm her war (διώκων), während Konon nach Diod. 13, 78 bloss 40 hatte. § 17: Κόνων δὲ ὡς ἔφθη ὑπὸ τῶν πολεμίων κατακωλυθείς, ἠναγκάσθη ναυμαχῆσαι (einzutreten in . . .) καὶ ἀπώλεσε ναῦς τριάκοντα (von 40, also Rest 10!). Darnach dürfte es über jeden Zweifel erhaben sein, dass καταφεύγει in § 16 nicht effektiv-resultativ sein kann. Wie diese Bedeutung gegeben wird, zeigt das Simplex § 16 φύγοι und § 23 ἔφυγε (wo beidemal "entkommen" nach der Umgebung besser entspricht als das in sich nicht unmögliche ingressive "entfliehen") und die Komposita § 17 οἱ δὲ ἄνδρες εἰς τὴν γῆν ἀπέφυγον und § 22 ἡ δ' ἐπὶ τοῦ Ἑλλησπόντου φυγοῦσα ναῦς διέφυγε "das

Schiff, das die Flucht in der Richtung auf d. H. ergriffen hatte, entkam." Man sieht, in der Aktion sind Kompositum und Simplex ganz gleich. Zum Ausdruck der Perfektivität dient in beiden Fällen einzig der Aorist. Aber in diesem durchaus feststehenden Rahmen bietet der Wechsel doch einen kleinen Vorteil: er macht es möglich, da wo der Zusammenhang es wünschenswert erscheinen lässt wie in § 17, innerhalb der actio perfectiva die beiden Abtönungen der ingressiva (ἔφυγε) und der effectiva oder resultativa (ἀπ-, δι-, ἐξ-έφυγε) zu klarer Anschauung zu bringen. Dem entspricht es, dass bei der actio infecta das Simplex (ἔφευγον) deutlicher die durative, das Kompositum (διέφευγον) die finitive Färbung hervortreten lassen kann. Etwas anders dürfte es schon bei καταφεύγω stehen. Wenigstens kommt der Aorist κατέφυγε oft genug ingressiv vor "nahm seine Zuflucht zu" (z. B. Thuc. 1, 62, 6; 4, 54, 2; 4, 68, 3; 4, 96, 4; 6, 100, 2 usw.); auch wird es im Unterschiede von anderen Kompositis mit φεύγω nicht wohl ohne Angabe der Richtung gefunden werden. Bei Polyb. finden wir dies alles vollauf bestätigt: 1, 34, 8 sind οἱ φυγόντες "die sich auf die Flucht gemacht hatten", qui in fugam se coniecerant, folglich ist das Simplex gleich hier ingressiv ebenso wie 1, 54, 6 φυγεῖν "die Flucht ergreifen". 14, 8, 13 gibt Purdie selbst zu, dass ὀλίγοι ἔφυγον ἄν nur heissen kann "wären entkommen", räumt also dem Simplex gegen ihre eigene Voraussetzung effektiven Sinn ein. Überdies jedoch hätte sie dies nicht nötig gehabt, wenn sie das Hiatusgesetz beachtet hätte. Zweifellos hat Büttner-Wobst Recht, wenn er (mit Dindorf) schreibt ⟨δι⟩έφυγον, was in Unzialschrift ΟΛΙΓΟΙΔΙΕΦΥΓΟΝΑΝ so gut wie kein Hindernis und in 5, 23, 5 οἱ δὲ λοιποὶ διέφυγον einen positiven Halt findet.

Wenn Purdie S. 88 unten vollends meint, das Präsens des Kompositums sei so sehr Stellvertreter des Aoristes, dass es deshalb "gnomisch" stehen könne, so ist dies ein entschiedener Irrtum; das sogenannte zeitlose Präsens hat auch beim Simplex ganz gewöhnlich diesen Sinn, s. Krüger Gr. Sprachl.[5] (1875), S. 167; Kühner-Gerth[2] (1898) 1, 132.

3, 105, 6 ἀνεχώρουν καὶ κατέφευγον beweist der Parallelismus mit dem ersten Verb, dass auch das zweite imperfektiv (kursiv) genommen werden muss, ganz abgesehen, dass der Hiatus mitwirkt. Ebenso 3, 15, 9 ἐχρῆτο, κατέφευγε; 1,

40, 8 προστάξας ... χρῆσθαι ..., ὅταν δ' ἐκπιέζωνται, καταφεύγειν εἰς τὴν τάφρον er befahl ihnen, wenn sie allemal so nach und nach verdrängt würden, die Flucht zu versuchen (konativ) hin (ab) zu dem Graben; καταφυγεῖν wäre nicht unmöglich in der Bedeutung die Flucht zu ergreifen — ingressiv. Dagegen ausgeschlossen wäre die effektiv-resultative Auffassung "die Flucht zu vollbringen", weil dazu seine Befehlsgewalt und ihr Gehorsam nicht ausreichen.

Ganz für Purdie und gegen mich scheint zu sein Thuc. 3, 40, 4 (lies 5): ἀξιώσατε ἀμύνασθαι καὶ μὴ ἀναλγητότεροι οἱ διαφεύγοντες τῶν ἐπιβουλευσάντων φανῆναι. Denn thatsächlich sind die Athener den Anschlägen der Mytilenäer entronnen. Allein Kleon redet hier wie bei Thukydides überhaupt als rechter Demagog mit boshafter Schwarzfärberei, als ob sie so lange immer noch nur auf dem Wege zum Ziele der Sicherung wären, als sie die von ihm befürwortete barbarische Strafe nicht vollzogen hätten. Diese Spitze stumpft Purdies Auffassung ab, ebenso wie Cobets auf denselben Sinn hinauslaufende, an sich natürlich ohne weiteres erlaubte Änderung διαφυγόντες. Thuc. 4, 124, 3 stehen lauter malende Imperfekta und 2, 40, 1 übersetze: "nicht zu versuchen die Armut zu fliehen". Xen. Anab. 7, 3, 43 und nicht anders an der (beanstandeten) Stelle 5, 7, 2 scheinen die Handschriften vielmehr schon von sich aus διαφυγών zu bieten und 6, 3, 4 wird οἱ διαφυγόντες gebieterisch durch das unmittelbar erklärend darauf folgende διέφυγον δὲ gefordert; auch ist es, zumal bei der sehr schlechten Überlieferung der Anabasis, keine Änderung. Hell. 6, 5, 45 aber ist καταφεύγοντας parallel mit ἀδικουμένους und φοβουμένους also imperfektiv "während sie eine Zuflucht suchten". Hell. 7, 2, 6 scheint καταφυγόντα hdschr. Lesart; Cyr. 1, 6, 40 τοῦ δὲ μηδ' ἐντεῦθεν διαφεύγειν σκοποὺς τοῦ γιγνομένου καθίστης: "dass er nicht hindurch (durch die δίκτυα δυσόρατα) zu fliehen versuche, stelltest du Wächter des Vorsichgehenden auf". Überall ohne Ausnahme hätte das Simplex φεύγειν genau dieselbe Aktion und fast genau denselben Sinn.

2) διώκω (IF. 9, 90—92).

Polyb. 11, 14, 7 übersetze: "da die Furcht nicht imstande sei die Gewichenen nach und nach bis zu den Tho-

ren zusammenzudrängen" (cυνδιώκειν). 1, 34, 4 "sie blieben ihnen auf den Fersen (ἐπέκειντο) und verfolgten sie bis hin(ab) (καὶ κατεδίωκον) an den Graben": schildernd; zugleich Hiatus. Zu 6, 42, 1 sagt Purdie selbst "Not perfective." Xen. Hell. 4, 1, 32 bezeichnet κατεδίωκον nicht "a pursuit which succeeded in driving the ennemy down in the sea." Vielmehr konstatiert Pharnabazus zuerst zusammenfassend: "ich bin euch Spartanern Freund geworden (ἐγενόμην)." Dann aber legt er kursiv schildernd die auf Grund dieser Thatsache von ihm befolgten Massregeln auseinander: "ich machte eure Flotte stark (ἐποίουν) und verfolgte bis ans Meer hinab (κατεδίωκον) eure Feinde". Dass Ilias 22, 199 gar das Simplex διώκειν bedeuten solle "overtake" (einholen) in perfektivem Sinne, davon kann natürlich sowieso keine Rede sein und dass Mutzbauers abgewiesene Erklärung (Grdl. d. gr. Tempusl. S. 382) "im Schlafe fühlt man sich unfähig hinter einem Fliehenden dreinzusetzen", die einzig mögliche ist, hat in der neuesten Auflage inzwischen auch Hentze anerkannt, der überdies eine geradezu schlagende Parallele beibringt in Verg. Aen. 12, 908—912: "Ac velut in somnis . . nequiquam . . extendere cursus velle videmur et in mediis conatibus aegri succidimus, non lingua valet, non corpore notae sufficiunt vires", wahrlich ein klassischer Ausdruck der Imperfektivität!

3) ἐργάζομαι (IF. 9, 92—94).

Polyb. 5, 95, 3 wird der Aorist des Simplex effektiv sein ("zustande bringen") bezw. ingressiv ("sich ans Werk machen"); 3, 17, 11; 4, 22, 1 kommt der Hiat in Betracht, ebenso 3, 73, 7, wo διειργάζετο als imperfektiv erwiesen wird durch den vollkommenen Parallelismus mit nicht weniger als 13 Imperfekten! Wir haben hier eins der typischen Beispiele der Schlachtenschilderung, die Hultsch a. a. O. S. 34 gut dargestellt hat. Auf die aus Thucydides und Xenophon gegebenen Belege lassen sich unsere Einwände leicht übertragen; Anab. 7, 3, 47 wird φοβοῦμαι, μὴ ἐργάcωνται perfektiv sein, nicht "treiben", sondern "anstellen"; Anab. 1, 9, 20 gibt βούλοιτο einen Fingerzeig für die konative Auffassung von κατεργάζεcθαι.

4) ὁράω (IF. 9, 94—100).

Halten wir zunächst die Ansätze Purdies auf S. 86 und auf S. 94 zusammen, so fällt uns auf, dass sie ein nicht ganz einheitliches Bild ergeben. Das einemal soll καθ- oder cυν-ορᾶν [nicht -ᾷν!] durativ-perfektiv sein, das andremal effektiv zu der Bedeutung "Sehfähigkeit besitzen". Im ganzen erhalten wir folgende Übersicht: für Homer (vgl. S. 76) ἑώρων sah (durativ) εἶδον a) erblickte (ingressiv-perfektiv); b) habe gesehen ("konstativ"), und ebenso, da bei diesem Dichter Simplex und Kompositum in der Aktionsart noch nicht auseinanderfallen, bei καθ- und cυν-ορᾶν; für Polybius ἑώρων a) hatte Sehfähigkeit b) hatte vor Augen, sah; εἶδον habe gesehen (konstativ); κατ- oder cυν-εώρων erlangte Sehfähigkeit; κατ- oder cυν-εῖδον erblickte. Nach unserer Auffassung dagegen stellt sich das Bild so dar: ἑώρων besass Sehfähigkeit, sah; εἶδον erblickte (punktuell-perfektiv — ergänzt durch ἐθεώρηcα, ἐθεαcάμην, ἔβλεψα u. ä. "punktualisierend" "habe gesehen"). Die Komposita ferner καθ- oder cυν-ορᾶν (zu denen sich u. a. auch das von Herbig IF. 6, 257 richtig behandelte εἰc-ορᾶν gesellt) haben durchaus denselben Sinn, nur mit irgend welcher Verstärkung nach der oben dargelegten Seite, es sei denn, dass sie in Folge des Vertrocknens der hellenistischen Sprache oder auch als blosses Mittel der Hiatusvermeidung inhaltlos geworden wären.

Auch müssen wir scheiden zwischen den verschiedenen Kompositis: διορῶ "sehe hindurch" und καθορῶ "sehe hinab" sind kursiv-finitiv, εἰcορῶ "sehe an" wie ἐφορῶ "beaufsichtige" kursiv, cυνορῶ "überschaue" scheint mir am ehesten der Beschreibung zu entsprechen, die Purdie m. E. irrig von ihrem "konstativen" Aorist gibt, wonach dieser eine zirkulare Aktion bezeichnet, dessen Bild etwa ein Kreis wäre.

II, 46, 3 nimmt τότε cυνορῶν (Hiat!) das θεωρῶν von § 1 auf, wie es selbst sofort aufgenommen wird von εἰc ταῦτα βλέπων, ist also nicht perfektiv. 3, 18, 11 λιμένα . cυνορῶντες (Hiat!) δὲ τὰc ναῦc . . . καὶ καταφρονοῦντες τοῦ πλήθουc ὥρμηcαν nicht "discerning the ships", sondern "weil sie die Schiffe miteinander vor Augen h a t t e n und Verachtung h e g t e n", (wo dem κατα- noch nie jemand perfektivierende Kraft beigelegt hat!): das vor Augen haben und das Verachten

bildet die anhaltende Grundlage ihres Aufbrechens. 4, 71, 1 πάντα συνορῶν nicht "came to see" und dann εὐκαιρίαν ὁρῶν "loked at, considered", sondern beidemal "da er sah", dort mit, hier ohne Hiat. Bei der späteren Entwertung der Präposition braucht man keinen sachlichen Unterschied mehr anzunehmen, wie er in der klassischen Zeit doch wohl, wenn auch nur als schwache Färbung, gefühlt worden sein wird. Purdie hätte u. a. eine Stelle zu ihren Gunsten anführen können, 3, 82, 11: ἐπεὶ ... συνάπτοντα καθεώρα ..., τόπους δ' εὐφυεῖς συνεθεώρησε. Hier scheint ja das erste Imperfekt des Kompositums dem folgenden Aorist ganz gleich zu stehen. Allein auch dieser Fall entschlüpft ihr, denn er ist von Hultsch Abh. d. k. Sächs. G. d. W. 13, 17 durchaus zutreffend in einen anderen Zusammenhang eingereiht worden, nämlich in den des bei Polybius ungemein beliebten raschen Wechsels beider erzählender Tempora, bei dem jedes seine Eigenart wahrt. Es ist zu übersetzen: "da er ihn sich bereits zum Kampf anschicken sah (= vor Augen hatte — imperfektiv) und sofort eine Überschau über die Gunst der Gegend gewann" (aor.-ingressiv); möglich ist auch für das letztere "schon vorher überschaut hatte" (aor.-"punktualisierend"); beachte den Hiat!

Bei Thucydides finden wir dieselbe Lage der Dinge. Nicht bloss da, wo Purdie es zugibt, sondern auch da, wo sie ihn für "purely constative" hält, lässt sich der Aorist εἶδον unschwer punktuell erklären. 2, 77, 4 "eine Flamme, wie sie bisher niemand erblickt hat"; 2, 48, 3 "da ich persönlich in die Krankheit verfallen bin und mir andere Leidende zu Gesicht gekommen sind; 7, 42, 3 "da er inne geworden und zu der Überzeugung gelangt war" usw.

Wie es aber vollends zugehen soll, dass für das Präsens das Simplex ὁρᾶν an gar nicht so wenigen Stellen "a perfective meaning seems either possible or even inevitable", das ist mir ganz erstaunlich, bes. in Erinnerung an die Darlegung von G. Curtius Erl. z. gr. Schulgr.[2] (1870) S. 132, wonach es "durchaus für die dauernde Handlung des Präsensstammes geschaffen war". Was wir nicht selten bei Purdie beobachten, widerfährt ihr auch hier: anstatt dem Schriftsteller in geduldiger Auslegung die von ihm trotz aller Unbequemlichkeit für uns nun eben einmal gewählte Färbung abzulauschen und wo es Not thut, abzuringen, gibt sie einer Form

die Bedeutung, die sie gerade erwartet, verletzt damit alle Regeln methodischer Auslegungskunst und zerstört die Möglichkeit entwicklungsgeschichtlichen Erfassens. Dazu rächt sich hier wie sonst die zu enge Begrenzung des Präsensstammes auf den Begriff "durativ"; er ist eben auch initiv usw. Es ist bei ὁρᾶν genau dieselbe Sache wie mit unserem "sehen", das nicht bloss die Fähigkeit seine Augen zu gebrauchen oder das vor Augen haben bezeichnet, sondern vielleicht in der Mehrzahl der Fälle "eine Wahrnehmung (nach und nach) machen", von ἰδεῖν nur dadurch unterschieden, dass dieses stets punktuell-perfektiv ist, jenes dagegen kursiv- oder auch initiv-imperfektiv einen Ausgangspunkt mit einem sich daran ansetzenden Stück verlaufender Thätigkeit darstellt.

Von hier aus lassen sich alle thukydideischen Beispiele richtig erklären. Was Thuc. 1, 51, 1 ἑωρῶντο besonderes an sich haben soll, ist mir überhaupt nicht klar geworden; es ist sogar durativ "für die Kerkyräer waren sie nicht sichtbar, lagen sie nicht innerhalb des Gesichtskreises". 7, 70, 8 "so oft sie einen rudern sahen" (nicht: "erblickten"), wo das dabei stehende part. praes. noch überdies auf eine gewisse Ausdehnung hinweist; 7, 78, 1 haben wir dasselbe, wie die schildernden Imperfekte zeigen. Entschieden schwierig dagegen ist 6, 59, 2. Nach mannigfachem Hin- und Herüberlegen, wobei die Kommentare, wie so gern, durch Schweigen auffielen, halte ich folgende Auffassung für notwendig: "Hippias richtete seine ganze (δι-εσκοπεῖτο) Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse draussen, ob er irgendwoher eine Sicherheit vor Augen hätte" oder mit einer unserem Verständnis näherliegenden Umformung "ob unter dem, was er vor Augen hatte, sich eine Sicherheit befinde".

Auch bei Xenophon bedeutet ἰδεῖν natürlich überall "erblicken"; συνιδεῖν sodann ist ingressiv oder resultativ zu συορᾶν und wenn dieses heisst "einen Überblick haben", so heisst jenes "einen Überblick gewinnen". Hell. 6. 2, 29 gibt das Folgende selbst einen Anhalt dafür, dass κατά hier noch örtlich zu verstehen sei: "viel weiter nun sahen diese herab als die auf der Ebene (zuvor: er liess sie in die Wanten klettern. Ja, es steht sogar da: ἀφ' ὑψηλοτέρου καθορῶντες!). Davon, dass καθορᾶν Hell. 2, 3, 55 "ingressiv" sei, ist doch nicht die Rede "sowohl Götter rief er an als Menschen, herab-

zusehen, herabzuschauen (bezw. genau anzusehen) (auf) das, was sich da abspielte (τὰ γιγνόμενα — kursiv!), "ihr Auge ruhen zu lassen" nicht "einen Blick herabzusenden".

Viel Kopfzerbrechen hat mir Hellen. 1, 7, 7 gemacht. Es wird genau heissen: "denn es war spät und sie hätten die Hände nicht vor Augen gehabt (οὐκ ἂν καθεώρων, vielleicht noch "von oben herab", d. h. von dem jedenfalls erhöhten Platze des Stimmenzählers aus); zu dem griech. Ipf. im Sinne unseres Plusqpf. im irrealen Bedingungsgefüge vgl. u. a. Krüger Gr. Sprl.[5], 191 f. und Mutzbauer Grdl. 28 ff. — Eine von Purdie nicht angeführte Stelle, die fast unwiderleglich für sie zu sprechen scheint, trage ich selbst nach, Xen. Anab. 1, 8, 26 σὺν τούτοις δὲ ὢν καθορᾷ βασιλέα καὶ τὸ ἀμφ' ἐκεῖνον στῖφος· καὶ εὐθὺς οὐκ ἠνέσχετο, ἀλλ' εἰπὼν τὸν ἄνδρα ὁρῶ ἵετο ἐπ' αὐτὸν καὶ παίει κατὰ τὸ στέρνον. Hier meint man, es könne gar nicht anders lauten als: da "erblickt er den König". Aber mit derselben Notwendigkeit müsste man dann § 27 αὐτός τε ἀπέθανε καὶ ὀκτὼ . . . ἔκειντο ἐπ' αὐτῷ übersetzen "er kam selbst zu Tode und acht . . . stürzten über ihn hin", während es eben wider all unser Erwarten heisst "lagen über ihm" (wie man nämlich hintendrein gewahrte). So ist 1, 8, 26 zu geben: "unter diesen befindlich hat er (auch schon) den König im Auge, und sofort hielt er nicht zurück, sondern sprach "Ich habe meinen Mann im Auge" und sprengte (ipf. schildernd) auf ihn los und stösst ihn auf die Brust".

5) θεάομαι (IF. 9, 100—102).

Da dieses Verbum zweifellos imperfektiven Stamm hat, so kann ἐθεασάμην ebenso gut "konstativ" "habe geschaut" als ingressiv "bin ins Schauen eingetreten" bezw. effektiv "habe erschaut" bedeuten. Darum verzichte ich darauf Purdies Beispiele dieses Tempus einer z. T. abweichenden Beurteilung zu unterziehen. Dagegen weise ich darauf hin, dass κατα- und συν-θεῶμαι sich als leicht verschieden abgetönt werden ansehen lassen wie bei ὁρᾶν sowie ferner, dass auch hier der Hiat nicht übersehen werden darf. Polyb. 7, 4, 8 "da sie so recht überschauten, vor Augen hatten" (imperfektiv, parallel νομίζοντες). Bes. deutlich das von Purdie nicht angeführte Beispiel Xen. Anab. 3, 1, 19 "ich hörte niemals auf (ἐπαυόμην ipf.) den König zu preisen (μακαρίζων

präs.), wenn ich mir so recht nach Herzenslust oder eines nach dem anderen ansah" (διαθεώμενος kursiv).

6) θεωρέω (IF. 9, 102—105).

Hierfür gelten dieselben Bemerkungen wie für das vorangehende Zeitwort.

Polyb. 1, 53, 5: während Purdie sonst dem Zusammenhang die ihm gebührende Berücksichtigung fast gar nicht schenkt, lässt sie sich hier durch ihn zu einer ganz unmöglichen Auffassung des Simplex θεωρῶν als eines Perfektivums verführen. Hier haben wir vielmehr einmal in dessen Entsprechung mit συννοήσας (nach Purdie müsste es doch wenigstens genau umgekehrt θεωρήσας und συννοῶν heissen!) etwas Ähnliches wie den so überaus häufigen Wechsel zwischen Aorist und Imperfekt in Erzählungen. Wir haben also ganz einfach wiederzugeben, wobei der innere Grund des Wechsels ja ganz klar ist: Himilko "vernahm das Geschrei (momentaner Akt) und da eben der Tag allmählich aufging (ὑποφαινούσης — praes. kursiv), so schaute er (kursiv) den Vorgang (τὸ γιγνόμενον, praes. kursiv)". Dass auch das Simplex θεωρῆσαι perfektiv sein kann, gibt Purdie entgegen ihrem Grundsatz zu, bemerkt aber nicht, wie 7, 15; 6; 7; 9 nach Büttner-Wobsts einleuchtender Lesung handgreiflich wieder zeigen, dass der Wechsel zwischen θεωρῆσαι und συνεθεώρησεν im wesentlichen durch das Hiatusgesetz bedingt wird! Ihre Feinfühligkeit, womit in drei nicht stimmenden Fällen das Kompositum von der Erhaltung der örtlichen Bedeutung der Präposition hergeleitet wird, übersteigt wohl aller Leser Nachempfindungsvermögen. Dass Thukydides und Xenophon gar nichts beisteuern, spricht nicht für die Voraussetzung.

7) φυλάττω (IF. 9, 105—107).

a) Auch hier braucht der Aorist des Simplex nicht immer "konstativ" zu sein, an manchen Stellen ist er es sicher nicht, sondern ingressiv, z. B. Polyb. 11, 25, 2 "bevor körperliche Schädlichkeitsursachen eintreten, ist es möglich, Sicherheitsmassregeln zu ergreifen (φυλάξασθαι) und wenn sie entstanden sind, leicht, Abhilfe zu schaffen" (βοηθῆσαι).

b) Umgekehrt möchte ich glauben, dass bei Verben wie διαφυλάττειν, διατηρεῖν, διαβιοῦν, διατελεῖν, διαγίγνεσθαι usw.

die Zusammensetzung mit der Präposition stets "konstativ", nicht aber perfektiv, m. a. W. stets linear-perfektiv oder höchstens "punktualisierend", nie aber punktuell-perfektiv ist: "er hat die ganze Spanne hindurch bewahrt" ———• (Blass Rhein. Mus. 44 (1889), 424). So würde also genau umgekehrt als Purdie meint, einmal der Fall eintreten, dass das Kompositum gegenüber dem Simplex entschiedener "durativ" ist. Bes. klar ist das z. B. Demosth. Phil. 1, 15 τίς ... παρασκευὴ ... διαμεῖναι δυνήσεται, ἕως ἂν.. διαλυσώμεθα τὸν πόλεμον, wo im Nebensatz der Endpunkt gegenannt ist; ähnl. auch Ael. V. H. 7, 15 ἐν ἀμουσίᾳ καὶ ἀμαθίᾳ καταβιῶναι sei das Schlimmste, natürlich μέχρι θανάτου: "Hinleben bis zum Tode". Übrigens ist auch hier der Hiat zu beachten z. B. Polyb. 7, 8, 7 ἔτη μὲν ἐβίωσεν ἐνενήκοντα, διεφύλαξε δὲ τὰς αἰσθήσεις ἁπάσας u. a. a. Stellen.

c) Der Präsensstamm des Kompositums ist nicht perfektiv, sondern ausgeprägt kursiv-finitiv: 10, 16, 8: "wenn die eine Hälfte die Wendung zur Plünderung vollführt hat (τράπωνται punktuell-perfektiv), die andere aber in Reih und Glied verbleibend (διαφυλάττοντες imperfektiv) diesen als Rückhalt weiter dient" (ἐφεδρεύωσι imperfektiv). Höchst merkwürdig, von Purdie aber leider nicht vollständig ausgeschrieben, ist 18, 31, 6: παρεκάλουν τοὺς Αἰτωλοὺς διὰ πλειόνων μεῖναι ἐπὶ τῆς ἐξ ἀρχῆς αἱρέσεως καὶ διαφυλάττειν τὴν πρὸς Ῥωμαίους εὔνοιαν, direkt μείνατε καὶ διαφυλάττετε! "sie munterten die Aetoler ausführlicher auf bis ans Ende zu bleiben (linear-perfektiv ———•) und die Ergebenheit gegen die Römer fortwährend zu bewahren ——— [•] (kursiv-finitiv).

An Polyb. füge ich eine Stelle ebenfalls aus einem späten Schriftsteller an, die stark gegen Purdie spricht und die besonders Gewicht hat, weil sie von einem der Begründer der griechischen Syntax selbst herrührt, von Dionysius Thrax 252, 2 Uhlig: "man muss bedenken, dass etwas Gewünschtes sich entweder auf die Erstreckung in der Gegenwart (παράτασιν τοῦ ἐνεστῶτος) bezieht, damit es in ihr dauernd geschehe" (διαγίγνηται). Das ist ja doch auch für jeden selbstverständlich, der sich erinnert, dass durch dieses und verwandte Verben mit dem Partizip eines anderen Zeitworts die Handlung des letzteren als immer während o. ä. vorgeführt werden soll. (Krüger Gr. Sprchl.[5] S. 216).

Für Thukydides und Xenophon gilt natürlich dasselbe; den methodischen Fehler, den wir schon oben erwähnt haben, den der petitio principii, begeht Purdie, wenn sie Xen. Cyr. 7, 2, 5 φυλάττοντας und 7, 2, 7 διαφυλάξασι als Beweis dafür anführt, dass das Simplex "durativ", das Kompositum aber perfektiv sei: das wäre natürlich nur möglich, wenn es auch διαφυλάττουσι hiesse! Es ist höchst lehrreich Cyr. 5, 1, 2; 3; 4 "er befahl ihm die Frau bis ans Ende zu bewachen" (διαφυλάξαι linear-perfektiv); dann von derselben Handlung: "diese also hatte Kyros befohlen bis auf weiteres zu bewachen (διαφυλάττειν — kursiv-terminativ) dem Araspes —, nämlich, bis er sie selber hole (ἕως ἄν αὐτὸς λάβῃ). Letzterer Zusatz, der den Endpunkt angibt, scheint ja dafür zu sprechen, dass das Kompositum doch mit Purdie perfektiv zu verstehen sei. Allein diese Bestimmung ist erst hinterher sozusagen als nachträgliche Berichtigung angehängt und beim Aussprechen des διαφυλάττειν noch nicht als wesentlich empfunden gewesen, wie schon die Stellung zeigt. Endlich kommt noch "hast du die Frau gesehen, die du mich bewachen (φυλάττειν) heissest": im wesentlichen genau dasselbe wie διαφυλάττειν.

So scheint es uns, dass bes. an dieser Gruppe Purdies Satz in allen Punkten scheitert.

8) τηρῶ (IF. 9, 107—110).

Das Verbum verhält sich wie φυλάττω, weshalb wir kurz darüber hinweggehen. An manchen Stellen kann Purdie selbst keinen Unterschied von Simplex und Kompositum finden; διετήρησε wie διεφύλαξε nach Polyb. 7, 8, 4 linear-, nicht punktuell-perfektiv; 1, 45, 14 und sonst wie 4, 60, 10 wirkt der Hiat.

9) νοέω (IF. 9, 110—112).

Auch hier ist zu erwidern, a) νοεῖν heisst nicht bloss durativ "im Sinne haben", sondern auch incohativ (allmählich od. ä.) bemerken, z. B. Polyb. 4, 40, 6 νοείσθω (wo andernfalls wohl ἐννενοήσθω stände). b) Der Aorist des Simplex ἐνόησα ist auch ingressiv, wie Purdie selbst einräumt. c) Das Kompositum ist im Präsensstamm imperfektiv, vgl. 3, 92, 10 καταvοῶν . . . . καὶ θεωρῶν; die Stelle 9, 28, 8, die sich Purdies Willen gar nicht fügen mag und der sie mit der Vermutung beizukommen sucht, dass κατά hier regelwidrig seine

stoffliche Bedeutung beibehalten habe, so dass κατανοεῖν hiesse "genaue Kunde haben von", ziehe ich gleichfalls hierher und übersetze: "wie Alex. Theben zerstört hat, das, meine ich, überlegt ihr euch, bedenkt ihr": hoc vos puto vobiscum reputare o. ä. Thukydides und Xenophon bieten nichts Auffallendes.

10) λογίζομαι (IF. 9, 112 u. 113).

Polyb. 3, 80, 5 soll ἐμφρόνως ἐλογίζετο imperfectiv, hingegen § 4 πράγμασι συνελογίζετο perfektiv sein; allein erstens ist der Hiat nicht zu übersehen und sodann nimmt letzteres nach Ausweis des dabeistehenden πάντα . . ταῦτα jenes einfach auf; 2, 26, 4 entspricht dem συλλογιζόμενοι ein ἀφορῶντες. Xen. Cyr. 8, 2, 18 ist λόγισαι selbstverständlich resultativ: "zieh' das Fazit!"

11) μανθάνω (IF. 9, 114—116).

Dass der Aorist des Simplex nach Purdie sowohl perfektiv als "konstativ" auftreten kann, ist schon eine Durchlöcherung ihres Prinzips. In Wahrheit ferner sieht es mit dem letzteren Gebrauch etwas zweifelhaft aus, weil die Wurzel punktuell ist (Delbrück V. S. 2, 106). Darnach 3, 32, 10 "wie sich das Erlangen einer Kunde durch Einsicht unterscheidet von dem durch blosses mit den Ohren Vernehmen". Da ist es natürlich kein Wunder, wenn καταμαθεῖν stets perfektiv ist und zwar, da κατά zunächst jedenfalls allerdings verstärkt, in ausgesprochener Weise. Xen. Hell. 7, 5, 9 ist der Wechsel zwischen κατεμάνθανε und ᾔσθετο Ausdruck einer inhaltlichen Verschiedenheit: "da er sich nun nach und nach davon überzeugte", dann aber "da er auf einmal gewahrte". Der Abstand braucht kaum viel stärker zu sein als bei den deutschen "Scheideformen" (s. darüber Paul Prinz[3] (1898), 239 f.): "da er sich darüber (immer) klar(er) wurde" und "da er inne ward".

12) τελῶ (IF. 9, 116—118).

Die Verba dieser Bedeutung sind ebenso interessant wie die des Anfangens. In συντελέσαι müsste nach Purdie die Perfektivität eigentlich dreimal enthalten sein 1) im Verbalstamm (τέλος), 2) in der Präposition (σύν), 3) im Aorist. In Wahrheit ist sie wirklich ausgedrückt freilich bloss einmal,

nämlich nur durch den Aorist. Denn auch hier kann man sich auf die Anfangsstadien des Vollendens beschränken und partem pro toto geben und zwar mit cυνετέλει gerade so wie mit ἐτέλει. Das zeigt Polyb. 4, 81 sehr schön: κινεῖν ἐπεβάλετο (versuchte) τὰ καθεςτῶτα ... ἐγίγνετο πρὸς τὸ (τῷ?) cυντελεῖν τὴν ἐπίνοιαν (machte sich allmählich an den Versuch seinen Anschlag zu bewerkstelligen). Zuerst — brachte er, wie wir dann sehen, dies auch fertig — cυντελεςάμενος aor.! — aber zum vollen Abschluss gelangte er nicht, drum ἀθύμως διέκειτο, ἀπεχώρει λαθραίως, . . . ἐκπεπτωκώς! 20, 84 τοὺς γάμους cυντελῶν . . . διέτριψε τὸν χειμῶνα "damit, dass er so nach und nach die Hochzeitsfeierlichkeiten ins Werk setzte, verbrachte er den ganzen Winter".

13) πράσσω (IF. 9, 118—121).

Hiermit steht es ähnlich wie bei τελῶ. Polyb. 32, 25, 10 οὐδὲν δὲ πράττειν δυνάμενος ἀπῆρεν soll selbst das Simplex perfektiv sein! Das ist eine Verwechslung, die auf dem Übersehen der Thatsache beruht, dass auch ein Zeitwort des einem Zielezustrebens imperfektiv gebraucht sein kann. Diese Verben sind eben alle (finitiv-) terminativ, weder perfektiv, noch "purely durative." πράττω hängt zusammen mit περῶ und heisst: "hinüberfahren, durchfahren, dem Ende zuführen, (be)treiben, handeln, thun, sich befinden". So ist oben zu übersetzen: "da er nichts vor sich zu bringen vermochte", cum nihil proficeret (πρᾶξαι etwa = ef-ficeret). Ebenso macht bei Thuk. 2, 101, 5 ἐπειδὴ οὐδὲν ἐπράσσετο wahrlich keine Schwierigkeiten; es bedeutet eben "cum nihil procederet, cum res haesitaret, als nichts vor sich gehen wollte", wie Purdie z. B. zu 7, 40, 2 richtig sagt "seek to accomplish" und zu Polyb. 3, 4, 7 διαπραττομένων "were just completing".

Angefügt sei noch, dass nach dem Index verborum der grossen kritischen Ausgabe der Hellenika Xenophons von Holder dort nur der Aorist κατέπραξα erscheint, nie aber κατέπραττον, auch ein Fingerzeig, welches Tempus damals perfektivierte und welches nicht!

14) κινδυνεύω (IF. 9, 121—124).

Das Verb ist ebenfalls nicht so rein durativ wie Purdie voraussetzt ("to be in danger, be engaged in conflict, to fight"),

sondern auch incohativ, wie sie denn Thuk. 2, 65, 4 (lies 7) κινδυνεύοντας selbst gibt mit "imperil". a) Der Aorist des Simplex ἐκινδύνευσα heisst nicht bloss "konstativ" "bin in Gefahr gewesen", sondern auch ingressiv "habe mich in Gefahr begeben" z. B. Polyb. 4, 12, 13 ἅπαντες ἄν ἐκινδύνευσαν omnes in periculum incidissent. b) Der Präsensstamm des Kompositums ist nicht perfektiv, sondern kursiv-terminativ; ich greife das von Purdie mit Unrecht nicht ganz ausgeschriebene Beispiel 17, 3, 4 ff. heraus: dort entsprechen lauter inf. actionis infectae: μάχεσθαι, ἀναιρεῖν, καταφθείρειν, κεχρῆσθαι, διακινδυνεύειν, πάντα ποιεῖν φείδεσθαι = ἐμάχοντο, ἐκέχρηντο, διεκινδύνευον usw.: fasst man dies nicht ebenfalls als imperfektiv, so nimmt man ihm willkürlich die Farbe seiner Umgebung. 1, 84, 9 ist der Wechsel wohl begründet; "so dass sie weder sich durchzukämpfen (als Linie gedacht ———) wagend, noch zu entlaufen (als Punkt gedacht •) vermögend" usw. Unmittelbar darauf: πρὸς μὲν γὰρ τὸν κίνδυνον οὐκ ἐτόλμων ἐξιέναι wie eine Umschreibung des vorangehenden μήτε διακινδυνεύειν τολμῶντας. d) An sich versteht es sich für uns von selbst, dass auch der Aor. des Kompos. διεκινδύνευσα "konstativ" d. h. linear-perfektiv oder "punktualisierend" sein kann "ich bin hindurch in Gefahr gewesen" o. ä.; doch habe ich kein Beispiel aufgefunden. Da dies reiner Zufall ist, so erscheint auch an diesem Verbum Purdies Satz in allen Punkten widerlegt.

15) ἄρχομαι (IF. 9, 124—126).

Die Sache liegt u. E. nicht so, wie Purdie meint, dass ἄρχω durativ wäre, dagegen κατάρχω perfektiv, den "Moment des Losbrechens" bezeichnend. Vielmehr giebt auch das letztere ein linear-imperfektive Handlung, nur mit dem Unterschied, dass ἄρχω zweiseitig ist: a) kursiv: "bin der erste, herrsche", b) incohativ: "mache mich (allmählich) an den Anfang", dagegen κατάρχω bloss das letztere. Demgemäss ist der Aorist ἦρξα a) "konstativ": "bin Herrscher gewesen" b) perfektiv-ingressiv: "bin zur Herrschaft gelangt" bezw. "bin in den Anfang eingetreten", dagegen κατῆρξα nur perfektiv und zwar mit Beschränkung auf die ingressive Abtönung. Giles' (Vgl. Gr. d. Kl. Spr. übers. v. Hertel 1896, S. 368) Vermutung, ἄρχομαι sei vielleicht ein sog. Aoristpräsens zu ἔρχομαι, ist zu un-

sicher (vgl. nur Prellwitz Gr. Etym. S. 34), um irgenwie als Ausgangspunkt für Schlüsse auf die Bedeutung zu dienen. Überdies s. Herbig IF. 6, 238. Wir gehen zu einigen Beispielen über:

a) Dass das Präsens des Simplex von Homer bis Polybius ἄρχειν "perfektiv" sein soll, ist wiederum eine Behauptung, die als richtig zugegeben alle und jede wissenschaftliche Erfassung der griechischen Zeitenlehre völlig unmöglich machen würde. Polyb. 2, 45, 6 ὁρμήcαντες ἐπὶ τὸ πολυπραγμονεῖν καὶ χειρῶν ἄρχειν ἀδίκων zeigt doch schon der Parallelismus, dass wir es mit incohativer Bedeutung zu thun haben; ebenso wäre es bei κατάρχειν, das nach Vokal stehen würde, wegen des Hiats wie in Frgm. 57 τοῦ μὴ κατάρχοντες φαίνεcθαι χειρῶν ἀδίκων.

b) Dass das Präsens des Kompos. linear ist, zeigt u. a. 15, 19, 2: μέλλοντός τινος ... ἀντιλέγειν ... καὶ καταρχομένου.

c) Dass der Aorist auch des Simplex perfektiv ist, ergiebt etwa 8, 13, 5: ἀρξάμενος ἀπὸ ταύτης καὶ προβάς "wobei er den Anfang ergriff bei dieser und den Fortschritt erreichte".

16) κατέπαυcα (IF. 9, 127—128).

Hierzu habe ich bloss zu bemerken, dass es bei Homer nicht so steht, dass zwischen Präsens- und Aoriststamm kein sichtbarer Unterschied wäre; vielmehr bezeichnet der erstere natürlich wie überall das Aufhören unter dem Bilde einer allmählich verlaufenden, den Endpunkt thatsächlich nicht erreichenden Linie, der andere entweder linear-perfektiv unter dem einer Linie mit Endpunkt oder momentan-perfektiv eines Punktes allein.

17) λήγω (IF. 9, 128 u. 129).

Dieses Verb bietet etwas Eigenartiges, insofern es nach A. Weiske Bem. z. Kochs gr. Schulgr. wie nach Prellwitz Gr. Etym. s. v. mit unserem "schlaff, schlafen" zusammenhängend ein allmähliches Aufhören bezeichnet. Demnach muss Purdie zugegeben werden, dass ἔληξα "konstativ" sein kann "habe allmählich aufgehört". Andrerseits aber, so gut zu βαcιλεύω der Aor. ἐβαcίλευcα auch bedeutet "gelangte auf den Thron", so gut kann ἔληξα auch heissen gelangte zum Aufhören,

trat darin ein" o. a. M. E. sind nun die von Purdie beigezogenen Stellen sämtlich so aufzufassen, z. B. 15, 21, 5 οὐ δύνανται λῆξαι τῆς ἀνοίας = ἀπαλλαγῆναι "sie können nicht loskommen von". Ferner wird κατέληξα mit seiner präpositionalen Verstärkung ("emphasis" Purdie S. 125) eindeutig perfektiv sein wie καταλήγω finitiv, während λήγω allein mehr kursiv ist.

18) καταμέλλω, μέλλω (IF. 9, 129 u. 130).

Letzteres soll durativ sein und heissen "zögern, Zeit vergeuden" u. a., ersteres "das Ergebnis des Aufschiebens erreichen, d. h. versäumen, vernachlässigen, ablehnen" usw. Das scheint mir nicht ganz richtig, insofern auch das Kompositum z. B. Polyb. 4, 30, 2 συγγνώμην ἔχειν ὑπερτιθεμένοις καὶ καταμέλλουσι καὶ καθόλου δεδιόσι u. sonst im Sinne des einfachen Zögerns, Zauderns, also ganz wie das Simplex gebraucht wird; aber auch, wenn Purdies Begriffsbestimmung richtig wäre, so würde doch daraus nur folgen, was wir schon lange wissen, dass viele intransitive Verben durch Präfigierung transitiv werden: hier wäre also "effektiv" wie oben bei Funk im Sinne von "transitivierend" angewendet, womit über die Aktion noch nichts gesagt ist.

19) καταγωνίζομαι (IF. 9, 130—132).

Sehr klar tritt die soeben gemachte Bemerkung auch an diesem Zeitwort hervor. Sie wird schon dadurch beleuchtet, dass man ἀγωνίζομαί τινι oder πρός τινα, dagegen καταγωνίζομαί τινα sagt: das Simplex ist kursiv, das Kompositum finitiv; dem entsprechend bedeutet 1) ἠγωνίσατο a) punktualisierend "hat gestritten", b) ingressiv "trat in den Streit ein", 2) κατηγωνίσατο perfektiv "wurde im Streite fertig mit"; der Unterschied läuft etwa auf dasselbe hinaus bei unserem "ringe mit einem" und "ringe einen nieder". Man sieht, es bleibt stets "the full material meaning of the κατά retained" und auch letzteres kann leicht als verlaufende Handlung vorgestellt werden. Für Purdie nicht nur "difficult", sondern unerklärbar ist die schöne Stelle von der unbesieglichen Kraft der Wahrheit 13, 5, 5 πάντων γοῦν αὐτὴν καταγωνιζομένων καταγωνίζεται τὸ ψεῦδος: hier liegt die Erfolglosigkeit des ersten Verbs zu Tage und auch beim zweiten ist das Ziel

nicht als erreicht betont, sondern nur ins Auge gefasst. Für das erreichte hätte sich dem Schriftsteller ganz von selbst der Aor. gnom. κατηγωνίcατο dargeboten. S. a. Herbig § 46 Schl.

20) διοργίζομαι (IF. 9, 132 u. 133).

Es ist nicht die Rede davon, dass ὀργίζεcθαι nur hiesse "zornig sein", διοργίζεcθαι "ingressiv-perfektiv" "in Zorn geraten", sondern jenes bedeutet a) allmählich zornig werden b) zornig sein, und letzteres dasselbe, nur verstärkt, "sehr, heftig" o. ä., sofern nicht bloss Hiatusrücksichten obwalten. Entgangen ist Purdie, dass Polybius sich gerade bei diesem Verbum als ausgeprägter Freund der Präpositionen zeigt; so ist zu 2, 8, 13 διοργιcθέντεc beizuziehen § 12 ἐπὶ τοcοῦτον ἐξωργίcθη und zu 4, 4, 4 διοργιcθείc, § 7 περιοργιcθείc. Bei Thuk., soweit er angeführt wird, hat man ὀργιcθῆναι überall zu verstehen als "in Zorn geraten", ingressiv, nicht "zornig gewesen sein", "konstativ".

21) ἐcθίω : ἔφαγον (IF. 9, 133 u. 134).

Wir treffen hier wieder einen recht einleuchtenden Beleg für die Unhaltbarkeit von Purdies Annahme: ἔφαγον soll natürlich als Simplex "konstativ" sein "habe gegessen = bin mit Essen beschäftigt gewesen". Dagegen καταφαγεῖν soll bezeichnen "actual consumption of the food". Damit halte man zusammen Delbrück V. S. 2, 257 "ἔφαγον den Akt der Speiseaneignung bezeichnend". Xen. 2, 3, 16; 4, 8, 20 wie Polyb. 8, 12, 3 stimmen durchaus hierzu.

22) δύω (IF. 9, 134 u. 135).

Dass das Kompositum nicht perfektiv ist, zeigt z. B. der Parallelismus 5, 47, 2 βαπτιζόμενοι καὶ καταδύνοντεc usw. Bei Homer wird δῦναι und καταδῦναι kaum "konstativ" gebraucht sein, weil die Wurzel punktuell ist (vgl. Mutzbauer Grdl. S. 169).

23) καθίζω und καθέζομαι (IF. 9, 135—138).

muss ich übergehen, weil diese Verben ganz besondere Schwierigkeiten bieten, die man nur in einer ausgebreiteten Einzelarbeit behandeln könnte.

Die hier zu lösenden Schwierigkeiten liegen besonders nach der Richtung, dass hier noch weniger leicht als sonst

oft zu bestimmen ist, ob eine Form imperfektiven oder aoristischen Sinn hat, und das hängt wieder mit dem Umstande zusammen, dass die Präsensstämme hier in auffallendem Masse theilnehmen an der Mehrseitigkeit, von der Delbrück V. S. 2, 69 handelt. Ähnliche Verhältnisse treffen wir im Mhd., für das G. Curtius (Erl.[2] S. 186) anführt "*von dem rosse stân*" (= treten, absteigen), aber auch in oberdeutschen Mundarten; z. B. sagt man schwäbisch *sitz uf də štūl, līg ins bett, stand net en də wę̄g* = "setze dich, lege dich, stelle dich nicht". Selbst schriftdeutsch begegnen uns wirklich erstaunliche Fälle. So ist doch "haben" gewiss ein duratives Zeitwort; trotzdem wird es perfektiv, wenn ich ausrufe: "haben Sie Dank!" (= empfangen Sie!) oder frage: "Könnte ich vielleicht bei Ihnen ein Pfund Kaffee haben?" (= erhalten).

25) κατοπτεύω (IF. 9, 138).

Dass das Kompositum nicht perfektiv ist, ersieht man aus dem Nebeneinanderstehen von 15, 11, 10 βλέπειν αὐτοὺς ἐκέλευε καὶ . . . κατοπτεύειν. Wie 22, 9, 6 περιῄει κατοπτεύων (zugleich Hiatvermeidung!) der Sinn soll perfektiv sein können, ist mir ganz unverständlich. Für uns bes. wertvoll ist nun natürlich die gar nicht kleine Liste von Ausnahmen, die Purdie selbst aufgestellt hat (IF. 9, 139—151) und die sich ihr im Satze durchaus nicht fügen wollen: perfektiv, anstatt "konstativ", wie sie sollten, treten darnach ausschliesslich oder häufig auf: ἔστην, ἔγνων, ἔσχον, ἐκυρίευσα, ἐκράτησα; andrerseits sind Komposita "durativ", die perfektiv sein müssten, z. B. κατέχω, und endlich sollen gar Präsentia von Simplizien (wie ἧμαι, εὕδω, γιγνώσκω, κρατῶ) perfektiv sein! Angesichts solcher Anarchie hört eigentlich doch alle und jede wissenschaftliche Erkenntnis auf und fängt die Willkür an, von der ein alter Spruch sagt τό τοι τοπάζειν τοῦ σάφ' εἰδέναι δίχα! Um auf einige Einzelheiten einzugehen, so zeigt Polyb. 3, 81, 10 τάχιστ' ἂν τῶν ὅλων κατακρατοίη verglichen mit § 11 γίγνεται πολλάκις κρατεῖν τῶν ἀντιταττομένων zwar, dass Kompos. und Simplex in der Aktion völlig gleich sind, nicht aber, dass dies die perfektive sei: vielmehr wird durch den Präsensstamm das die Oberhandgewinnen in seiner Erstreckung vorgemalt, während κατακρατήσειεν ἂν bezw. κρατῆσαι den schliessenden Endpunkt gäbe. Ω 799 heisst εἵατο ganz wie immer "sassen";

B 200 ἧco und B 191 κάθηco "bleib sitzen!" Thuc. 3, 97, 2 übersetze; "subterfugiebant homines et desīdebant (sassen thatenlos da) in collibus oppido imminentibus". Ω 10 κατακείμενoc "indem er das einemal so, das anderemal so dalag". — Thuc. 2, 65, 5 προὔcτη "so lange er an der Spitze des Staates gestanden hat", erklärt sich aus dem besonderen Umstand, dass bei diesem Verb eine Beziehung nicht bloss aufs Präsens ἵcταμαι, sondern auch aufs Perfekt ἕcτηκα möglich war, und obendrein stellt der Fall eine solch' vereinzelte Ausnahme dar, dass man gerne wissen möchte, ob er auch nur ein einzigesmal sonst in der gesamten griechischen Litteratur vorkommt. Die von Purdie dafür angeführten Belege sind alle hinfällig. Polyb. 1, 31, 8 heisst "der Rat trat so mannhaft auf" (ἔcτη); 1, 44, 4 "sie gingen auf der hohen See vor Anker" (ἔcτηcαν); 4, 71, 4 "da niemand in den Weg trat" (cτάντoc). ἵcταμαι ist nicht durativ, sondern incohativ z. B. 1, 19, 15 "da ihnen nichts in den Weg zu treten drohte, Miene machte" o. ä. (ἱcταμένoυ). Xen. Anab. 4, 8, 19 "die Feinde machten nicht mehr Halt" (ἔcτηcαν); 1, 2, 15 "er befahl den Griechen so Aufstellung zu nehmen (ταχθῆναι) und so Posto zu fassen" (cτῆναι). "Frequentativ-perfektiv" ist ἵcταμαι nirgends, auch nicht Thuc. 3, 23, 2, wo sonst lauter schildernde, die Handlung in ihrem mittleren Verlauf vorführende Imperfekta stehen. Wie man im Griechischen, aber auch da nur bei Homer, die perfektiv-iterative Handlung geben musste, konnte die Verfasserin ersehen aus der lichtvollen Darstellung bei Mutzbauer Grdl. S. 35 und 188 über cτά-cκε. — γνῶναι ist natürlich stets zu geben mit "erkennen", nicht "konstativ" mit "wissen, Kenntnis besitzen"; letzteres kann γιγνώcκειν sein in durativem Sinn, neben dem jedoch der incohative steht "allmählich erkennen". So Polyb. 1, 1, 5 "wer ist so schlecht, dass er nicht zur Erkenntnis gelangen möchte", γνῶναι, woneben 5, 21, 6 "wir wollen alle nicht das fertig dastehende Ergebnis, sondern wie es zustande kam, Schritt für Schritt kennen lernen" (γιγνώcκειν). Letzteren Gebrauch nennt Purdie wieder irrig "frequentativ-perfektiv" oder z. B. Thuc. 6, 8, 2 gar perfektiv. Wunderlich ist auch ihre Terminologie bei κατέχω. "Dies soll (nach S. 148) "purely constative" sein, wozu die Übersetzung stimmt "to hold in posession", nicht aber die andere "to occupy"; jeden-

falls in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bedeutet gegen Purdies Grundlehre auch das Kompositum κατέχω eine Dauer "im Besitz haben". Das Verbum ist übrigens schwer in seiner Aktion zu fassen. Es scheint, dass die Wurzel *segh* punktuell war, wozu ἔσχον gehört = "ergriff", dass sich dann aber die lineare Wurzel *u̯egh* (in ὀχέω) damit verband, woher ἔσχον auch = "habe gehabt". Zu vergl. hierüber ist bes. Delbrück V. S. 2, 108; 113 u. Brugmann Gr. Gr.[3], 480 A. 1.

Hiermit sind wir zu Ende und fassen unsere Haupteinwände nochmals kurz zusammen. Wir vermissen Strenge der Methode, Sicherheit im Gebrauch der Termini, Selbstbeschränkung auf das in den Texten wirklich Gegebene unter Abwägung des Zusammenhangs. Der Unterschied der Litteratur-Gattungen (Epos und Geschichtschreibung) ist nicht beachtet und darum beim Aorist eine aus stilistischen Gründen erklärbare Abweichung des Gebrauchs zu verschiedenen Zeiten als eine Änderung des Inhalts gefasst. Die Schlussfolgerungen entbehren der Unterlage statistischer Vollständigkeit und berücksichtigen ausschlaggebende Vertreter wie Herodot gar nicht.

Ferner mussten die Aoriste der Komposita zur Vermeidung der petitio principii von Anfang ausscheiden (Herbig IF. 6, 225), und es durften vollends nicht Imperfekte von Simplizien mit Aoristen von Kompositis verglichen werden. Formen wie ἵσταμαι usw. halten wir für nicht durativ, εἶδον usw. nicht für "konstativ", ἄρχω, γιγνώσκω, εὕδω (καθεύδω), θεωρῶ, κινδυνεύω, κρατῶ, ὁρῶ, τελῶ, ἧμαι, κάθημαι nicht für perfektiv. Die Beschränkung auf διά, σύν, κατά erscheint uns zu eng, die Möglichkeit verschiedener Resultanten bei Verschiedenheit der Komponenten beachtenswert: ἀναβιῶναι ist ingressiv-, καταβιῶναι kursiv-, διαβιῶναι finitiv-perfektiv, ἐπιβιῶναι "punktualisierend"; die Fähigkeit Perfektivität durch Präfigierung auszudrücken ist mangelhaft, schon deshalb, weil das Erloschensein der stofflichen Bedeutung der Präposition oft sehr schwer festzustellen ist. Anstoss nehmen wir an der so entstehenden Mehrdeutigkeit vieler Formen wie umgekehrt an dem Umstand, dass die Imperfecta mancher Zusammensetzungen (καθεώρα) perfektiv sein müssten etwa inmitten lauter anderer Imperfecta, also in einer Umgebung, wo sie selbst imperfektiv (schildernd usw.) wirken sollten. Auch würde in solchen Fällen ein müssiger Überfluss entstehen, insofern Imperf. (καθεώρων), und

Aorist (κατεῖδον) zusammenfielen. Ferner heben die Präpositionen jenachdem viel mehr die durchmessene Strecke als die Richtung aufs Ziel hervor und wirken teilweise gerade umgekehrt, als Purdie annimmt; z. B. δια-φυλάξαϲθαι ist linear-perfektiv ————• "sich bis aus Ende hüten", φυλάξαϲθαι daneben auch punktuell (ingressiv) "die Vorsichtsmassregeln ergreifen". Bei ἀποθνῄϲκειν, καταδαρθάνειν, καθεύδειν, καθῆϲθαι teilen wir das Gefühl Herbigs (IF. 6, 230), dass hier ein durativer Nebenton hereinklingt. Dazu wäre zu erwarten, dass die Komposita im Präsens als Futura aufträten, was nie geschieht.

Purdies vermeintliche Entdeckung scheint uns somit in sich zu zerfallen. Wir teilen vollkommen die gewichtige Meinung von Miklosich Vgl. Gr. d. Slav. Spr. 4, 291: "Präfixe haben im Griechischen auf die Zeitart der Verba keinen Einfluss. Was im Slavischen durch Präfixierung und durch eigene Verbalthemen erreicht wird, das erreicht das Griechische durch eine Tempusform. Dieser Unterschied besteht nicht bloss im Alt-, sondern auch im Neugriechischen und die Übereinstimmung von Homer bis auf unsere Zeit mit dem Slavischen" usw. Genau auf dasselbe kommt Herbig IF. 6, 230 hinaus, dass nämlich eine Annäherung an die Perfektivierung im Keime vorliege, von einer wirklich entwickelten grammatischen Kategorie dagegen keine Rede sein könne. Wir haben dies oben dahin formuliert, dass die Präfigierung die Aktion durchaus unverändert lässt, innerhalb derselben jedoch gewisse Schattierungen bewirken kann, im Präsens bes. die finitive, im Aorist die ausgeprägt resultative.

Wenn wir der Übersichtlichkeit halber noch einige schematische Beispiele für die beiderseitige Auffassung geben, so schicken wir voraus, dass wir die Fälle, wo nach Purdie der "stoffliche Sinn" noch erhalten ist, rund, und solche mit unwahrscheinlichen Bedeutungen eckig eingeklammert, ferner die Zugehörigkeit Einer Form zu mehreren Aktionen mit einem Stern und endlich Unfolgerichtigkeiten Purdies mit einem Kreuz bezeichnet haben. So erhalten wir folgendes Bild:

I. φεύγω : διαφεύγω.

A. Bei Purdie.

1. Imperfektiv.

a) ἔφευγον "durativ": war auf der Flucht, floh.

(b) *διέφευγον nur wenn = war auf der Hindurch-flucht).

2. "Konstativ".

a) *ἔφυγον bin auf der Flucht gewesen, geflohen.

(b) *διέφυγον bin auf der Hindurch-flucht gewesen).

3. Perfektiv: *διέφευγον und *διέφυγον, beide gleich, oder, wenn je unterschieden (IF. 9, 86):

a) *διέφευγον durativ-perfektiv: gelangte auf der Flucht allmählich bis ans Ende.

b) *διέφυγον momentan-perfektiv:

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

Dazu c) †*ἔφυγον:

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

B. Bei uns.

1. Imperfektiv.

a) ἔφευγον

α) incohativ: machte mich (allmählich) an die Flucht.
β) kursiv: war auf der Flucht, in der Verbannung. } floh.

b) διέφευγον mit finitivem Beiklang,

[α) incohativ: machte mich allmählich an die Hindurchflucht.]

β) kursiv-finitiv: war im Hindurchfliehen begriffen.

2. Perfektiv.

a) ἔφυγον

α) ingressiv: entfloh.

β) effektiv: entkam.

γ) punktualisierend: bin auf der Flucht gewesen.

b) διέφυγον

[α) ingressiv: habe die Hindurchflucht ergriffen.]

β) effektiv-resultativ: bin entronnen (*effūgī*, *ēvāsī*, *ērūpī*!).

[γ) linear-perfektiv: bin auf der Hindurchflucht gewesen].

II. φυλάττω : διαφυλάττω.

A. Bei Purdie.

1. Imperfektiv.

a) ἐφύλαττον hütete
(b) *διεφύλαττον hütete hindurch). } "durativ".

2. "Konstativ".

a) *ἐφύλαξα habe gehütet.

(b) *διεφύλαξα habe hindurch gehütet).

3. Perfektiv.

a) *διεφύλαττον und

b) *διεφύλαξα, gleich, oder wenn je unterschieden (IF. 9, 86):

a) *διεφύλαττον durativ-perfektiv hütete eine Strecke hindurch bis an ein Ziel.

b) *διεφύλαξα momentan-perfektiv:

B. Bei uns.

1. Imperfektiv.

a) ἐφύλαττον kursiv: hütete.

b) διεφύλαττον kursiv-finitiv: hütete hindurch.

2. Perfektiv.

a) ἐφύλαξα:

α) ingressiv: trat in die Hut ein.

β) punktualisierend: habe gehütet.

b) διεφύλαξα linear-perfektiv: habe hindurchbehütet.

α) ingressiv: trat in die Hut ein.

β) effektiv: vollbrachte die Hut.

c) †*ἐφύλαξα.

α) ingressiv } s. IF. 9, 106
β) effektiv } (Thuc. 6, 80, 2).

III. κατ-(συν-)ορῶ : κατ-(συν-)εἶδον.

A. Bei Purdie.	B. Bei uns.
1. Imperfektiv.	1. Imperfektiv.
a) ἑώρων durativ: sah.	a) ἑώρων sah[1])
(b) *καθεώρων nur wenn = sah herab, sah genau).	b) καθεώρων sah (von oben, genau).
2. Konstativ.	2. Punktuell-perfektiv.
a) *εἶδον habe gesehen.	a) εἶδον erblickte[1]).
(b) *κατεῖδον nur wenn = habe von oben oder genau gesehen).	b) κατεῖδον:
	α) erblickte von oben, genau.
	β) erblickte.
	A. 1. Wir fassen hier "erblicken" streng perfektiv, "sehen" streng imperfektiv.

3. Perfektiv.

a) *καθεώρων b) *κατεῖδον entweder gleich, oder wenn je verschieden (IF. 9, 86):

a) *καθεώρων durativ-perfektiv: habe bis zum Ende gesehen.

b) *κατεῖδον momentan-perfektiv:

α) ingressiv: trat in eine Wahrnehmung mit den Augen ein.

β) effektiv: erblickte oder aber (IF. 9, 94):

a) *καθεώρων effektiv: erblickte.

b) *κατεῖδον:

α) ingressiv: trat in eine Gesichtswahrnehmung ein.

(β) erblickte von oben her oder genau).

c) †*εἶδον erblickte (IF. 9, 96).

Man beachte, wie verwickelt, verschwommen und vieldeutig Purdies Tabellen sich auf den ersten Blick darstellen. Trotzdem ist ihre Arbeit nicht vergebens gethan worden: ihre Bedeutung liegt u. E. besonders in der Schärfung des Gefühls für das am Aorist, was sie das "konstative" Element heisst. Wir schliessen mit einem Wunsche, den vor langen Jahren G. Curtius ausgesprochen hat (Erl.[2] 186 f.), es möchte bei einem künftigen Thesaurus linguae graecae auch der Ermittelung des eigentümlichen Sinnes der Verbalstämme gedacht werden, der

im Griechischen von so hervorragender Bedeutung ist; ebenso wäre es wertvoll, wenn fortan bei jedem Zeitwort seine Komposita angeführt würden.

Maulbronn (Württ.). Hans Meltzer.

Zur Entwickelung von germ. *ai* im Friesischen.

In meinem Buche über die germ. Auslautgesetze S. 110 ff. hatte ich Veranlassung, die Behandlung des westgerm. *ai̯* und *a* im Aofris. einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, wobei ich zum Ergebnisse gelangte, dass das in den Praeterita wie *warth, starf, sang, wan(n), bant, fand* noch erkennbare Gesetz, wonach *a* vor zwei tautosyllabischen Konsonanten unverändert blieb, sich auch in der Behandlung von westgerm. *ai̯* widerspiegle: zunächst wurde *ai̯* nur in silbenschliessender Stellung verändert (über *æi̯*, *ę̄* zu *ā*), während es vor einem Konsonanten derselben Silbe vorerst unverändert blieb und erst in einer spätern Periode (wohl wieder über die Mittelstufen *æi̯*, *ę̄*) zu *ē* wurde. Wie ich nachträglich ersehe, ist mir bei der Abfassung des in Rede stehenden Abschnittes leider van Heltens Untersuchung "Zur Entwickelung von germ. *ai* im Friesischen" im VII. Bande dieser Zeitschrift S. 339 ff. entgangen, was ich um so mehr bedauere, als ich mit van Helten in dem für meinen damaligen Zweck entscheidenden Punkte zusammengetroffen bin, nämlich in der Ablehnung von Bremers Regel "*ē* in offener, *ā* in geschlossener Silbe", sowie in der Aufstellung der Entsprechung *ē* für *ai* vor einem Konsonanten derselben Silbe. Darf diese Übereinstimmung auch vielleicht als eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit des von zwei Seiten unabhängig erzielten Ergebnisses gelten, so muss ich doch jene Punkte, in welchen ich mich im Widerspruche zu van Heltens weiteren Aufstellungen befinde, einer erneuten Betrachtung unterziehen, um die Frage ihrer Klärung näher zu bringen.

van Helten a. a. O. stellt folgende Regeln auf: "Altes *ai* wird normal zu *ē*; *ā* entwickelt sich aber 1. in schwachtonigen Einsilblern, 2. vor unmittelbar folgendem oder nur

durch Aspirata getrenntem *ŏ* oder *u*, 3. vor tautosyllabischem Labial, (durch folgendes *w* oder *u*) labial gefärbtem Konsonanten oder gutturalem Spirant, 4. vor tautosyllabischer oder auf zwei Silben verteilter zwei- oder mehrfacher Konsonanz, 5. vor Geminata".

Im letztgenannten Punkte bin ich mit van Helten einig, ebenso darin, dass *a* hier als Kürze aufzufassen sei, was wenigstens nach der Äusserung a. a. O. 343 Anm. 2 seine Meinung zu sein scheint. Auch betreffs *ā* vor gutturalem Spiranten bin ich mit van Helten zusammengetroffen, und trete auch seiner weiteren Aufstellung bei, dass auch vor Labial *ā* erscheint. Dies wird wenigstens durch *rāp* gegenüber den sonst durchaus *ē* aufweisenden *a*-St. wie *bēn*, *dēl*, *ēth*, *stēn* usw. nahegelegt, und trifft auch zu für *unelāf*, nur dass dieses wegen des danebenliegenden *lāwe* usw. nicht beweiskräftig ist. Für nicht erwiesen halten kann ich dagegen *ā* vor labial gefärbtem Konsonanten. Denn *gad*, *wrak* = got. *gaidw*, *wraiqs*, welche noch am ehesten für diese Regel sprechen würden, müssen ausser Spiel bleiben; hier wurde vielmehr durch Vokalisierung des *w* im Wortauslaute (**gaido*) offene Silbe geschaffen, der *ā* als Entsprechung von *ai* gebührt. Dass auch van Heltens übrige Beispiele *frāse*, *lāre*, **spāke*, *clāth* eine andere Auffassung erheischen, wird sich unten ergeben.

Andererseits kann ich meine Vermutung, dass tautosyllabisches *n* nachträgliche Verwandlung von (in der zweiten Periode aus *ai* entwickeltem) **ę̄* zu *ā* bewirkt habe, eben angesichts des Gegensatzes *rāp* : *bēn*, *stēn* nicht mehr aufrecht erhalten. Über *fiamanda*, welches Wort die Veranlassung dazu gegeben hatte, s. u.

Für die beiden letztgenannten Fälle von *ā* in geschlossener Silbe, nämlich vor Labial und *ch*, und ebenso für *a* vor Geminata und andern kürzenden Konsonantenverbindungen, halte ich aber an der Ansicht fest, dass wir es mit einer erst nachträglichen Verwandlung des in der 2. Periode entstandenen **ę̄* zu thun haben. Denn nahm, wie Auslautges. 116 vermutet wurde, die Verwandlung des *ai* zu *ā* in der ersten Periode ihren Anfang mit einer Verschiebung des ersten Komponenten, so musste es doch für diesen, da vom nächsten Konsonanten durch *i̯* getrennt, phonetisch gleichgiltig sein, welchem Organe jener Konsonant angehörte, da dessen Mund-

stellung ja erst mit dem Schlusse des *i̯* einsetzte. Daher kann die tautosyllabische labiale usw. Konsonanz die Klangfarbe des *a* in jener ersten Periode, in welcher es nur auf silbenin- oder auslautende Stellung des *ai* ankam, in keiner Weise beeinflusst haben, und ihre Wirkung kann erst in jener zweiten Periode eingesetzt haben, als auch das in geschlossener Silbe stehende *ai* zu **ę̄* vorgerückt war. Dieser aprioristischen Betrachtung gesellt sich ein aus dem Sprachmaterial gewonnenes Argument zu: die Doppelformen *sāver* : *sēver* "Feuchtigkeit" setzen ein altes **saifer* (**saifr̥*), **saifres* usw. fort. Der N. A. Sg. führte zu *sāver*; hätte tautosyllabisches *f* schon in jener ersten Periode auf *ai* gewirkt, so hätten die Casus obliqui ebenfalls nur *sāvres* usw. ergeben können, und die *ē*-Formen unseres Wortes blieben daher rätselhaft. Sie erklären sich aber sehr einfach bei der Annahme, dass sich *ai* in **saifres* usw. ebenso wie in andern geschlossenen Silben zunächst zu *ę̄* entwickelte und dass erst, als das Paradigma **sāfer* : **sę̄fres* zu **sę̄fer* : **sę̄fres* ausgeglichen worden war (vgl. unten *tēken*), das tautosyllabische *f* der Casus obliqui den Wandel zu *ā* veranlasste: *sēver*, *sāvres*, woraus sich dann ein Doppelparadigma *sēver*, *sēvres* : *sāver*, *sāvres* herausbildete.

Die Beispiele ferner, welche nach van Helten *a* in schwachtonigen Einsilblern (richtiger: schwachtonigen Silben) erweisen sollen, sind nicht genügend beweiskräftig. N. A. (D.) Pl. *tha* und N. A. Neutr. *twa* zeigen *a* = *ai* in offener Silbe, erfordern also, da sich dies als die regelmässige Vertretung in offener Silbe herausstellen wird, keine Aufstellung eines Spezialfalles. D. Pl. *tham*, *twam* könnte nach *tha*, *twa* geformt sein. *nā* 'nein' (an. *nei*) zeigt ebenfalls *a* in offener Silbe, dürfte zudem kaum Anspruch auf häufig unbetonten Gebrauch machen können. Beides gilt ebenso von *ā* 'immer' und *nā* 'nie', aus einer Vorstufe *(*ni*)*aiǫ*. Über das Nebeneinander von (*n*)*ā* : (*n*)*ē* in Zusammensetzungen s. u. Es lässt sich weiter auch nicht erweisen, dass *ān* 'ein' in unbetonter, die Nebenform *ēn* in betonter Stellung entstanden sei. Vielmehr wird durch die Thatsache, dass *ēn* im Fem. und Neutr. alleinherrschend ist, Siebs' (Grdr. I² 1229) Meinung sehr wahrscheinlich, dass *an* nur nach dem Akk. Sg. *anne* geformt sei. *sceltata* 'Schulze' endlich hat wieder *a* in offener Silbe. Trotz der Unzulänglichkeit der Beispiele ist es aber als sehr wohl

möglich zuzugeben, dass unbetontes *ai* auch in geschlossener Silbe schon in der ersten Periode zu *ę*, und daher weiter zu *ā*, *a* führte, da Monophthongierung von Diphthongen im Germ. überall früher in unbetonter, als in betonter Stellung erfolgte[1]).

Der von van Helten an zweiter Stelle aufgeführte Fall von *ā* für *ai*, nämlich vor unmittelbar folgendem oder nur durch Aspirata getrenntem *ŏ*, *u*, bildet nur einen Teil der nun zu erweisenden allgemeinen Regel, dass *ai* in jeder offenen Silbe, soweit nicht Umlaut oder Analogie gewirkt hat, als *ā* erscheint. Dass nämlich van Heltens Ansatz von *ē* als Entsprechung von *ai* in offener Silbe unrichtig ist, ergibt sich aus folgenden Fällen:

āthum, *-om*, *-em* 'Schwager' = ags. *áđum*, ahd. *eidum*, *eidam* 'Schwiegersohn' mit altem Mittelvokale *u*. *ā* kann hier daher nur in offener Silbe entstanden sein. Denn in den synkopierten Formen, wie N. Pl. *athmar* — vorausgesetzt überhaupt, dass die Synkope hier älter sei, als die Veränderungen des *ai* —, hätte nur *ē* entstehen können, da in geschlossener Silbe. Freilich sieht van Helten hier seinen vierten Ausnahmsfall für *a* wirksam. Aber dass er hierzu nicht berechtigt ist, ja dass man mit den synkopierten Formen in unserem Worte überhaupt nicht zu rechnen haben wird, ergibt sich aus einem

1) Man könnte geneigt sein; das mittlere *a* von *fiamanda* 'consortium' aus seiner unbetonten Stellung zu erklären und **-mainida* als Grundform anzusetzen. Denn van Heltens Meinung, dass von tautosyllabischer oder auf zwei Silben verteilter Doppelkonsonanz *ai* als *a* erscheine, wodurch sich *-manda* allerdings als lautgesetzliche Entwickelung aus **-mainida* ergeben würde, kann ich mir nur für solche Konsonantengruppen zu eigen machen, welche Kürzung langer Vokale bewirken; zu diesen gehört aber *nd* nicht, vgl. Siebs a. a. O. passim. Doch ist *fiamanda* für die Frage nach der Behandlung von *ai* überhaupt ausser Rechnung zu setzen. Denn aofries. *monda* 'communio' mit den Zusammensetzungen *aft-*, *nēd-*, *fiamonda* und das genau entsprechende awfries. *manda* 'Gemeinde' können nur auf westgerm. *-an-* zurückgeführt werden, wie auch van Helten Gramm. 150 sich veranlasst gesehen hat, **gimonda* wenigstens als Kompromissform des, wie er glaubt, noch in *fiamanda* erhaltenen **gimānda*, Adjektivabstraktums zu **gimēne*, mit **gimonda* = got. *gaman* 'communio' zu betrachten. Dies westgerm. *-an-* müssen wir daher auch in *fiamanda* sehen; dass es nicht durchaus *fiamonda* heisst, beruht entweder auf der unbetonten Stellung, oder — mir wahrscheinlicher — auf gelegentlichem Eindringen der awfries. Form.

Vergleiche unseres Wortes mit jenen zweisilbigen Stämmen, welche infolge stammauslautender postkonsonantischer Liquida oder Nasalis auch im N. Sg. zweisilbig bleiben. Diese zeigen nämlich ē: *tēken* 'Zeichen', *spēdel* 'Speichel', und wo Doppelformen bestehen (*māster* : *mēster*, *sāver* : *sēver*) haben anderweitige Einflüsse neben die ē-Form erst nachträglich auch eine Form mit ā treten lassen. Hätte man nun vor der Zeit der *ai*-Wandlungen schon eine Flexion **aithum*, **aithmar* mit Synkope gehabt, so wäre doch dieselbe Entwicklung des *ai* zu erwarten wie in **taiken* (**taikn̥*), **taiknes* usw., nämlich Ausgleichung der Flexion zu **ēthum*, *ēthmar*. Daher können in unserem Worte synkopierte Formen damals entweder noch gar nicht, oder doch nur in so geringer Ausdehnung vorhanden gewesen sein, dass sie für die lautliche Entwicklung ohne Einfluss blieben, und das ā unseres Wortes kann daher nur aus der Offenheit der Silbe befriedigend erklärt werden. Auch die Annahme, dass in den Casus obliqui eines Paradigmas **ēthum*, **ēthmar* vor *thm* nach van Heltens Meinung (nachträglich) Verwandlung zu **athmar* usw. eingetreten sei, vermöchte nicht zu befriedigen, da wir dann ähnlich wie bei *sāver* : *sēver* Doppelformen mit *a* und *ē* zu gewärtigen hätten.

Ebenso zeigt awfries. *tāker* = ags. *tácor*, *-ur*, ahd. *zeihhor*, *-ur*, *-ir* mit altem Mittelvokale ā in offener Silbe.

Eine weitere beweiskräftige Gruppe bilden die fem. ō-Stämme *āsce* 'Forderung, Bitte', *frāse* 'Gefahr' (ahd. *freisa*), *lāre* 'Lehre' und *lāwe* 'Hinterlassenschaft'. Nach van Helten soll hier das ā aus dem alten endungslosen N. Sg. stammen: **āsc* (ā vor tautosyllabischer Doppelkonsonanz), **frās*, **lār*, **lāf* (ā wegen der durch das einstige *-u* labial gefärbten Konsonanz, bezw. bei **lāf* wegen des folgenden *f*), während das Verbum *āscia* durch Anlehnung zu erklären sei. Was aber zunächst **frās*, **lār* betrifft, so ist entgegenzuhalten, dass die Annahme von Einwirkung labial gefärbter Konsonanz nicht aufrecht zu erhalten ist, nachdem die verhältnismässig noch wahrscheinlichsten Stützen für sie, *gād* und *wrāk*, oben eine andere Erklärung erfahren haben. Für alle angeführten Nom. Sg. Fem. aber ist es doch höchst fraglich, ob wir wirklich mit dem alten N. Sg. auf *-u* = urgerm. *-ō* rechnen dürfen, denn bis auf paar von van Helten Gramm. 138 verzeichnete Formen zeigt das Aofries. in Übereinstimmung mit dem übrigen

kontinentalen Westgerm. die Akkusativform urg. -*ō*^{n} an Stelle des echten N. Sg. getreten. Und wenn auch der fast vollständige Sieg der Akk.-Form vielleicht später (vgl. noch die alte Nominativform *cū* = ags. *cú* gegenüber akkusativischem deutschen **kō*) erfolgt ist, als im Deutschen, so wird er doch immerhin in so alte Zeit zurückreichen, dass es geraten ist, auf eine verlorene Form wie **aisk* keine Schlüsse zu bauen. Ja selbst wenn mit **aisk* usw. zu rechnen wäre, so bliebe es doch recht bedenklich, anzunehmen, dass nach diesem einen Kasus, der schon seit westgerm. Zeit sich mit dem Akk. Sg. im Gebrauche zu vermischen begonnen hatte, um ihm auf dem Kontinente schliesslich zu weichen, alle übrigen Kasus umgestaltet seien und dass darnach sogar das alte *ō*-Verbum *āscia* (ahd. *eiscōn*) das ihm nach van Heltens Regel zukommende *ē* spurlos aufgegeben haben sollte. Hat man aber den verlornen N. Sg. ausser Rechnung zu setzen, dann beweisen unsere Worte gerade, dass *ai* in offener Silbe durch *ā* vertreten wird: Silbenteilung **ai-ske*[1]. Bei *frāse* ist es nicht uninteressant, dass in awfries. *frees* (und *freeslik*) gerade die lautgesetzliche Entwicklung von *ai* in geschlossener Silbe vorliegt, ohne dass von einer Wirkung des einst vorhandenen -*u* etwas zu spüren wäre. Sollte dies awfries. *fraase* : *frees* wirklich bloss Zufall sein?

Ferner *wāsanda*, *wāsenda* 'Luftröhre', ags. *wásend*; um *ē* als Entsprechung von *ai* in offener Silbe gegen den Einwand zu schützen, den dies Wort erheben würde, sieht sich van Helten zur Annahme gezwungen, dass in der Stammsilbe gar kein *ai* zu Grunde liege, und erklärt das Wort für etymolo-

---

1) So, und nicht **ais-ke*, muss die Silbenteilung gewesen sein. Ich bemerke dies gegen Siebs Grundr. I^2, 1229, der das *ē* von *flēsc* aus **flais-ka*, von *mēst* aus **mais-ta* herleitet. Vielmehr konnten die obliquen Kasus nur die Silbenteilung **flai-ska*, **mai-sta* zeigen, mussten also *ā* aus *ai* entwickeln. Wenn daneben auch *flēsc*, *mēst* besteht, so ist dies folgendermassen zu erklären: wie **stę̄n*, **stānes* usw. zu *stēn*, *stēnes* ausgeglichen erscheint, so wurde **flę̄sk*, **flāskes* zunächst zu **flę̄sk*, **flę̄skes* ausgeglichen. Erst innerhalb dieser einheitlich gestalteten Flexion bildete sich eine neuerliche Ungleichheit heraus, indem — ein weit späterer Vorgang — das tautosyllabische *sk*, *st* Kürzung von *ę̄* zu *a* im N. A. Sg. bewirkte: *flask*, *flēskes*. Dies wurde weiter zu einem Doppelparadigma ausgebaut, einerseits mit durchgängigem *a*, andererseits mit durchgängigem *ē*.

gisch dunkel. Sicher mit Unrecht; denn es kann kaum eine schlagendere Etymologie geben, als die Gleichsetzung des ags.-fries. Wortes mit ahd. *weisont*, das Steinmeyer Gl. III in folgenden Glossen belegt: 433, 3 *Arterie uueisunt, id uuei sunt, uueisont*; 434, 25 *arterię weisunt*; 436, 10 *Aceria uue'sant.* Also auch hier *ā* aus *ai* in offener Silbe.

Diesen Beispielen gesellen sich zu *fād* 'Falschmünzerei' aus **faihoduz*, *tāne* 'Zehe' aus **taihon-*, *ā* 'immer', *nā* 'nie' aus **(ni) aiǫ* = älterem **(ni) aiw*. Lehrreich sind weiters die Verhältnisse des Wortes *clāth, clēth* 'Kleid'. Nach van Helten wäre *ā* aus dem N. A. Pl. **klaithur* (vgl. north. *calfur, lombur*) bezogen, der in historischer Zeit allerdings durch *clāthar* verdrängt erscheine, und *ā* sei hier durch die labiale Färbung bewirkt, die *th* durch das folgende *-ur* erhalten habe. Aber auch hier kann ich mich nicht entschliessen, auf eine verlorne Endung Schlüsse zu bauen, *ā* ist vielmehr die Lautgestalt der offenen Silbe, die sich bei unserem Worte, wohl veranlasst durch die kräftig gekennzeichnete Pluralbildung, neben dem aus dem N. A. Sg. stammenden *ē* erhielt. Ja, wenn es nicht Zufall ist, dass van Helten Gr. § 151 ff. in unserm Worte *ē* nur in der endungslosen Form *clēth* (neben *clāth*) belegt, während er für die Casus obliqui nur Formen mit *ā* anführt, so haben wir noch die ursprüngliche Verteilung bewahrt: *ā* in offener, *ē* in geschlossener Silbe. Weniger beweiskräftig sind: Pl. *agun, -en,* wo Beeinflussung durch den Sg. *ach* denkbar wäre; ferner *Adawerth* 'Insel des Ada' und *wase* 'Schlamm', die nicht sicher *ai* enthalten (s. van Helten). Nicht hieher gehört **haste* 'vehemens' (N. Sg. nicht belegt), da hier das einst vorhandene *f* (vgl. Subst. got. *haifsts*) an der Entstehung des *ā* beteiligt ist, vgl. das Subst. *hast*, durch dessen Einfluss sich auch der Mangel des Umlautes im adj. *io*-St. **haste* begreifen liesse, wenn vor *fst* Umlaut zu fordern wäre. Wenn aber der Wandel von *ę* zu *a* vor *f* ein späterer Vorgang ist, als die Umlautwirkungen, so wäre auch *haste* als lautgesetzlich zu betrachten.

Diesen Fällen mit regelrechtem *ā* = *ai* in offener Silbe steht nun allerdings eine grössere Zahl anderer gegenüber, welche in derselben Stellung *ē* = *ai* aufweisen. Sie bereiten aber der Erklärung keine Schwierigkeiten. Ein grosser Teil von ihnen zeigt "Umlaut" durch folgendes, in der Sprache

noch vorhandenes (wenn auch in der Überlieferung schon zu *e* abgeschwächtes) *i*, oder durch ein ebenso wie das *i* in ags. *rīku* aus **rīkiu* verhältnismässig spät synkopiertes antevokalisches *i*(*i̯*). Hierher gehören:

die *ian*-Verben *gēja* 'büssen', wenn mit Siebs Beitr. 11, 228 aus **gaigjan*, Kaus. zu got. *-geigan* 'gewinnen'; *dēla* 'teilen', *urdēla* 'urteilen'; **ētha* (*ēthane*) 'beeidigen' (übrigens auch Subst. *ēth* 'Eid' mit regelrechtem *ē*); *kēra* 'kehren'; *lēra* 'lehren' (sehr beachtenswert wegen des danebenstehenden subst. *ō*-Stammes *lāre*, wodurch es über jeden Zweifel erhoben wird, dass *ē* in *lēra* nur durch das einst folgende *i*(*i̯*) bewirkt sein kann); *lēwa* 'als Erbe nachlassen' (vgl. wieder das Subst. *lāwe*); **sēla* 'binden' (3. Sg. *sēlt*); ferner *lēna* 'verleihen', *lēda* 'leiten', *rēka* 'reichen', welche noch eine kurze Besprechung erheischen. *lēna* (= ags. *lǽnan*) verdankt sein *ē* nicht erst dem Umlaute durch das verbalstammbildende *i*(*i̯*), denn *ē* eignet ja auch dem Subst. *lēn* 'Lehen' (ags. *lǽn*, an. *lán*, ahd. *lēhin*, *-an*). Ziehen wir weiters *fād* zum Vergleiche heran, so ersehen wir, dass *ē* in *lēn* nicht etwa der geschlossenen Silbe in der vorliegenden Lautgestalt des Wortes zu verdanken ist, da wir ja dann gleicherweise **fēd* erwarten müssten, sondern dass es vom Standpunkte der ältern zweisilbigen Form aus beurteilt sein will: **laihin* wurde nach Erreichung der Mittelstufe **lę̄hin* nicht zu **lāhin* weiterentwickelt, wie *fę̄hod* zu **fāhod*, sondern behielt infolge des *i* der zweiten Silbe sein *ę̄* (woraus in der Überlieferung *ē*), wie ich überhaupt die Umlautwirkung auf ein in offener Silbe stehendes *ai* nicht als einen Umlaut des schon erreichten *ā* auffassen möchte, sondern als ein Zurückhalten der aus *ai* zunächst entstandenen Mittelstufe *ę̄* von der Weiterentwickelung zu *ā*.

Bei *rēka*, *rēts*(*i*)*a* 'reichen' ist das Prät. *rachte*, Ptc. (*e*)*racht* bemerkenswert, da vor *cht* regelrechtes (kurzes) *a* erscheint; ebenso die 3. Sg. *rakt*, *racht* 'erreicht' (2. Sg. **rakst*, **rachst* ist nicht belegt) mit analogisch (vgl. van Helten Beitr. 17, 556 f.) synkopiertem Endungsvokal und Kürzung vor *kt*, *cht*, *kst*, *chst*. Ebenso zeigt *lēda* 'leiten' das prät. *latte* (analogisch auch *lētte*), Ptc. *lat* (analogisch auch *lēt*), 3. Sg. *lat*, 2. Sg. *latst* mit aus *ę̄* gekürztem *a*, vgl. van Heltens und Siebs' (Grundr. I²) Ausführungen. Gleicherweise zu *lēsta* 'leisten' das Ptc. *elast*, 3. Sg. *last*, 2. Sg. **lastst* mit *ă* vor

tautosyllabischem *st*(*t*), bezw. in den casus obliqui des Ptc. vor *st*-(*t*)-.

Ferner Adjektive auf *-īn* : *ēwen, -an* 'ewig' (ahd. *ēwīn*) (ebenso *ēwig*); *ētzen* 'eichen' (ahd. *eihīn*); *wēden* 'waidfarben, blau' (ahd. *weitīn*) (daneben ebenfalls mit *ē* das Subst. awfries. *wēd* 'Waid', aofries. *wēdnelsa, wēdenling* 'blutrünstige Wunde' wieder mit Umlaut oder mit Anschluss an *wēd*); *stēnen, bēnen* 'steinern, beinern' (Subst. *stēn, bēn*). Adjektive mit andern *i*-Suffixen: *ēgin, -en* (vgl. got. *aigin* N. 'Eigentum, Vermögen', ahd. *eigin* neben *eigan*, ags. *ǽgen* neben *ágen*). Hier ist das *i* der zweiten Silbe urgerm. aus *a* durch Assimilation an das *i* der Stammsilbe entstanden, vgl. Auslautges. 94. Die Nebenform *āin, āyn* kann *ā* der tautosyllabischen Spirans *ȝ* verdanken, aber auch wie ags. *ágen*, ahd. *eigan* die wiederhergestellte Suffixform *-an* fortsetzen; *ēin, ēyn* hat *ē* nach *ēgin*. Ähnlich setzt *hēlig, helg* die Suffixform *-ig* fort. Dass daneben kein **hālig* erscheint, ist leicht verständlich, da auch bei Voraussetzung ehemaliger Doppelformen *hēlig* : **hālag* erstere in Folge des danebenliegenden Adj. *hēl* vorgezogen werden musste.

Ferner Abstrakta auf got. *-ei* : *brēde* 'Fläche' in *hondbrede* 'Handfläche' usw.; *hēte* 'Hitze' (darnach und nach dem Adj. *hēt* 'heiss' auch *hētte* = **haitiþō*" für lautgesetzliches **hātte*). Abstrakta auf got. *-eins* : *lēdene* zu *lēda* 'leiten', *brēdene* zu **brēda* 'breiten', *swēpene* zu *swēpa* 'fegen'. Auch *mēne* 'Vorsatz' gehörte ursprünglich hierher (zu awfries. *mēnan* 'meinen'), ist aber in die Flexion der Adjektivabstrakta übergegangen.

Adjektivische *io*-St.: *rēde* 'bereit, fertig'; *mēne* 'gemein'; *niugen-, tian-spētze* 'neun-, zehnspeichig' (daneben auch *niughenspātze* im Anschlusse an das Fem. **spāke* = ahd. *speicha* 'Speiche'); *twēde* '2/3 betragend'; *klēne* 'klein'; **skēne in schenien* 'sichtbar zu machen'.

iō-Stämme: *hēme* 'Haus, Dorf' (wäre auch als *ō*-Stamm mit lautlicher Anlehnung an *hēm* verständlich); *ēre* 'Ehre' (das ags. *ár* zeigt allerdings den reinen *ō*-Stamm, aber im Ahd. findet sich auch ein N. Sg. *ērī*, geschrieben *hērī*, der im Vereine mit dem fries. Worte auf ein westgerm. **aiziō*- neben **aizō*-weist).

iōn-Stämme: *wēsa, -e* M. F. 'Waise'; *ēwe* 'Gesetz' (vgl.

den ahd. *iō*-Stamm in *ēwa*, D. Sg. *ēwiu* K, N. Sg. auch *ēwī* K).

ian-Stämme: *frētha* 'Geächteter' (= ahd. *freideo*; *ia*-St. in ahd. *freidi* 'profugus'); *ivinētha* 'Eideshelfer' kann ebenfalls mit van Helten Gramm. 22 als *ian*-Stamm aufgefasst werden, aber auch als *an*-Stamm mit Vokalisierung der Stammsilbe nach *ēth* 'Eid'.

Vereinzelte Fälle: *bēthe* 'beide', von van Helten mit as. *bēdie, -u* verglichen; *twēne* M. 'zwei'. Gerade diese Form scheint für van Heltens Ansatz von *ē* = *ai* in offener Silbe zu sprechen; aber sie verliert jede Beweiskraft, wenn wir ags. *twégen, bégen* vergleichen (man beachte auch ahd. *zwei* = **zwajju*, wie obd. *dei* = **þajju*, Auslautges. 50). Ferner die Superlative *lērest* 'der kleinste', *ērist*, -(*e*)*st* 'der erste' (ahd. *ērist*, ags. *ǽrest*), deren Sippen von van Helten richtig beurteilt sind: *lēssa* 'kleiner' trotz der Geminata mit *ē* nach dem Superlativ *lēr*(*e*)*st* und *lēst* (letzteres hätte allerdings in späterer Zeit bei ungestörter Entwicklung in der endungslosen Form zu **last* geführt) und dem Adv. *lēs*; Adv. *ēr* = got. *airis*, Komp. *arra* und mit Anlehnung *ērra*. Weder bei *ērra* noch bei *hēra* 'Herr' (**hairizon-*), für welches wegen der Geminata **harra* zu erwarten wäre, darf man sich auf das *i* der einstigen Mittelsilbe stützen: *hēra* könnte allenfalls mit van Helten aus dem Einflusse des Adj. *hēr* erklärt werden; da aber unser Wort im Ags. fehlt, ist es mir viel wahrscheinlicher, dass fries. *hēra* ebenso ein Lehnwort aus dem Deutschen ist, wie dies für an. *herra, herre* sichersteht. — Endlich *ēnich*, *ēng*, *ānich*, *āng* 'ullus'; nach Ausweis von ahd. *einīg* 'ullus' ist *ēnich* die lautgesetzliche Form, die auch nach van Helten IF. 7, 345 im Awfries. die alleinherrschende geblieben ist; die *ā*-Formen sind dazu neugebildet in Nachahmung des Nebeneinanders von *ān* : *ēn*.

Diesen durch Umlaut gerechtfertigten Fällen von *ē* in offener Silbe stehn als eine zweite Gruppe solche gegenüber, in welchen zur Zeit der Monophthongierung des *ai* in offener Silbe noch gar keine offene Silbe bestand, oder in welchen Analogiewirkungen im Spiele sind.

ēke D. Sg. 'Eiche' gehört zum konsonantischen Stamme N. Sg. **ēk* = ags. Kons.-St. *āc*, an. *eik*; hier war ursprünglich der ganze Sg. und der N. A. Pl. endungslos, daher *ē*.

Verdunkelt wurde die ursprüngliche Geschlossenheit der Silbe in der Verbindung *-aiw-* durch den Schwund des *w*, der aber, wie die Entsprechung *-ē-* lehrt, erst nach der Monophthongierung in offener Silbe stehender *ai* erfolgt sein kann. Die lautgesetzliche Behandlung eines im Auslaute stehenden *-aiw* kennen wir bereits von *ā* 'immer', *nā* 'nie' her. Hier ist *w* bereits vor dem ersten *ai*-Wandel vokalisiert gewesen, *ai* also in offener Silbe gestanden. Dagegen in *ē-* 'Gesetz' (ags. *ǽ*, St. *aiwi-*) neben lautgesetzlichem *a-* (beides nur in Zusammensetzungen) ist der ursprüngliche Zustand dadurch verwischt, dass neben den N. Sg. **aiǫ* eine Nebenform **aiw* mit Wiederauffrischung des *w* nach den Casus obliqui trat; diese musste dann in der ersten Periode unverändert bleiben und später zu **ēw*, *ē* führen. Denselben Vorgang beobachten wir auch bei awfries. *reesraf* 'Leichenraub', in dessen erstem Bestandteile ein Subst. **rē* aus **hraiw* mit im Auslaute neu eingeführtem *w* vorliegt; auch ags. *hráw*, *hrǽw* neben *hrá* zeigt dieselbe Neuerung. In gleicher Weise setzt awfries. *sē* 'See' **saiw* voraus, nicht **saiǫ*, das **sā* ergeben hätte.

In diesem Zusammenhange ist auch *sēle* 'Seele' zu besprechen, für welches van Helten den Entwicklungsgang **saiwul-*, **saiul-*, und mit Synkope des Mittelvokales **sail-* annimmt. Vergleichen wir aber die angenommene Mittelstufe **saiul-* mit **fai(h)od-*, **tai(h)on-*, **lai(h)in-*, den Vorläufern von *fād*, *tāne*, *lēn*, so müssten wir Mangels eines Umlautbewirkers auch Entwicklung von **saiul-* zu **sāl-* erwarten. Ganz andere Bahnen weist uns das Ags. Während dreisilbige *ō*-Stämme hier sonst nur dann ihr Nominativ-*u* verlieren, wann sie kurze Wurzelsilbe oder schwere Mittelsilbe haben, zeigt *sáwol* trotz der langen Wurzel- und kurzen Mittelsilbe geschwundenes *-u*. Dies zwingt zur Annahme, dass *sáwol* ein ursprünglich zweisilbiges **saiwlō* ist und dass der Mittelvokal in got. *saiwala* auf Vokalentfaltung beruht. Dieser Schluss wird dadurch gesichert, dass ein urgerm. **saiwalō* lautgesetzlich zu **saiwilō*, got. **saiwila* geworden wäre; eine Wiederherstellung des Suffixes *-alō* wäre kaum glaublich zu machen, da das so häufige Suffix *-il* (vgl. z. B. Brugmann Grundr. 2, 196 f.) einer derartigen Analogiebildung sicher entgegengewirkt hätte. Dies **saiwlō* muss ebenso wie ahd. *fiola* (urgerm. **fiwlo* aus **fiȝwlō*) *w* aus *ȝw* gehabt haben; der Unterschied in der Behandlung

von *wl* in ahd. *fiola* : *sēla* beruht natürlich auf der verschiedenen Quantität.

Für das Fries. liegt nun die Sache klar: **saiwlō* hatte *ai* in geschlossener Silbe, daher weiter zu **sēwle*, *sēle*[1]). Nun wird es auch leicht verständlich, weshalb neben *ā-*, *nā-* 'immer, nie' in Zusammensetzungen auch *ē-*, *nē-* auftritt. In denjenigen Fällen nämlich, in welchen **aiw*, **ni aiw* schon vor der Vokalisierung von *w* im Auslaute eine feste Zusammenrückung mit einem konsonantisch anlautenden Pronominale einging, blieb das nun inlautend gewordene *w* ebenso wie in **saiwlō* länger erhalten, und **aiw* führte daher zu *ē-*.

Ferner begegnet *ē* in offener Silbe in einigen N. A. Sg. zweisilbiger Stämme mit wurzelauslautendem Kons.+Liqu. od. Nas., wobei durch Silbischwerden letzterer auch der endungslos gewordene N. A. Sg. seine Zweisilbigkeit bewahrte. Während nun bei den im N. A. Sg. einsilbigen Stämmen wie *stēn*, *dēl* usw. die Form des N. A. Sg. entscheidend für die Lautgestalt des Wortes wurde (über *flēsc* : *flasc*, *gēst* : *gast* s. o.) zeigen unsere Nomina im allgemeinen *ē*, also die Form, die ihren Casus obliqui eigen war. Hieher gehören: *tēken* 'Zeichen' (mit dem Denominativ *bitēknia*); **taiknes* usw. führte zu *tēknes*. Für den N. A. Sg. **taiken*, **taikn̥* ist mit Wahrscheinlichkeit Entwicklung zu **tāken* anzunehmen; dass die hier entstandene *ā*-Form gegenüber der *ē*-Form unterlag, ganz im Gegensatze zum Siege von z. B. *stēn* über **stānes* ist leicht verständlich: der einsilbige N. A. Sg. *stēn* stand seinen zweisilbigen Casus obliqui viel schärfer gekennzeichnet gegenüber, als der N. A. Sg. *tēken* seinen gleicherweise zweisilbigen Casus obliqui. Vielleicht aber ist doch auch der N. A. Sg. *tēken* lautgesetz-

---

1) Bezüglich der übrigen Fragen, die sich an unser Wort knüpfen, trete ich der Ansicht Kluges bei (IF. 4, 310), gegen van Helten Beitr. 20, 508 ff. Dass ahd. *sēula* gegenüber gewöhnlichem ahd. *sēla* nicht zum Ansatze von Doppelformen nötigt, geht ja daraus hervor, dass es nur die Form des Rheinfränkischen ist (Is., M.; in letzterer Quelle daneben die bair. Formen G. Sg. *sēla* 27, 29, D. Sg. *selu* 30, 20), so dass man es also nur mit verschiedener Entwicklung von *wl* in den verschiedenen Dialekten zu thun hat. Die Beurteilung der neben aofries. *sēle* auftretenden Form *siel(e)* muss ich andern überlassen; ihre mit zweimaliger Formmischung arbeitende Erklärung durch van Helten hat mich nicht überzeugt, auch abgesehen von ihren lautlichen Voraussetzungen.

lich berechtigt; nämlich unter der allerdings nicht weiter zu stützenden Annahme, dass als ein Überrest der einstigen Silbentrennung **taik-naz,* und zugleich in Anlehnung an die Casus obliqui **taik-nes* usw. auch in der späteren Form **taikn̥* zwar nicht die Lösung, wohl aber die Bildung des *k*-Verschlusses noch zur ersten Silbe gehörte, wobei dann *ai* in geschlossener Silbe gestanden wäre.

Ebenso *spēdel* 'Speichel' (ags. *spádl*) (daneben auch ein schwaches *spēdla*); *hēthin, -en, -on* 'heidnisch', wenn aus **haiþna*[1]). Dagegen ist neben *mēster* 'Meister' und *sēver* 'Feuchtigkeit' durch sekundäre Vorgänge auch *māster, sāver* getreten; *māster* ist zu *mēster* hinzugebildet in Nachahmung der Doppelheit *mēst* : *māst*[2]); über *sāver* wurde schon gehandelt.

Ganz anders steht es mit dem *ē* der Verba *hēta* 'heissen' (got. *haita, haihait*) und *skētha* 'scheiden' (got. *skaida, skaiskaid*), mit folgenden Formen (vgl. van Helten Gramm. § 274): Prät. *hēt, hēten,* Ptc. (*g*)(*e*)*hēten,* 3. Sg. Ind. Präs. *hēt* und *hat*; mit Übergang in die schwache Flexion auch Prät. Ind. *hēte*; 3. Sg. Ind. Präs. *schat* neben *schēt,* ferner das schwache Ptc. *schat* neben *skēth.* Die Erklärung des bis auf die Formen vor Geminata (bezw. vor *tst* in der unbelegten 2. Sg. Ind. Präs.) ausnahmslosen *ē* kann natürlich weder von Geschlossenheit der Silbe ausgehn, die ja nur dem Imperativ zukommt, noch von der Wirkung eines folgenden *i,* die ja nur fürs Ptc. Prät. in Betracht käme (vgl. urnord. *haitinaʀ,* und Auslautges. 94 f.). Vielmehr beruht das *ē* unserer Verba ohne Zweifel auf der Analogie der auf sie von altersher im Prät. reimen-

---

1) Hier sei auch das Fem. *hlēdere* 'Leiter' mit durchaus lautgesetzlichem *ē* erwähnt, Stamm **hlaiþro.* Wann keine sekundäre Vokalentwicklung vor *r* eintrat, waren die Bedingungen für das Entstehen der Nebenform *hladder* in *hladdergong* gegeben: ursprünglich **hladdra* mit Gemination vor *r,* die im Fries. wohl ebenso, wie es im Ags. der Fall ist, nach langer Wurzelsilbe erst spät eintrat.

2) In dieser Sippe sind folgende Formen lautgesetzlich: Komp. *māra,* Adv. *mā, meer*; Sup. *mēst* (quasi lautgesetzlich wie die Casus obliqui von *stēn* sind jedenfalls auch die casus obl. von *mēst*; der N. Sg. *mēst* : *mast* ist zu beurteilen wie *flēsc* : *flasc, gēst* : *gast*), darnach durch Ausgleichung auch *mee, mar.* Dass der Komp. *māra* keine Form mit *ē* neben sich hat, ist vielleicht nicht zufällig.

den, reduplizierenden Verben *brēda* 'braten' (ahd. *brātan*), *lēta* 'lassen' (got. *lētan*, ags. *lǣtan*, ahd. *lāzan*), *rēda* 'raten' (got. *rēdan*, ags. *rǣdan*, ahd. *rātan*), deren *ē* im Präs. wie im Part. Prät. urgerm. *ē* ist. Den Vorgang werden wir uns genauer so vorzustellen haben, dass zur Zeit, als *ai* in offener Silbe die Mittelstufe *ę̄*, die sonst zu *ā* führte, erreicht hatte, die Präsentien **hę̄ta*, **skę̄tha* ihr *ę̄* durch den geschlossenern Laut von *lēta*, *rēda*, *brēda* ersetzten, da ja auch im Prät. von jeher Vokalgleichheit vorhanden war. Die 3. Sg. *hat* und *schath* dürfen noch als die lautgesetzlichen Formen vor Geminata betrachtet werden, die durch die schützende Analogie von *lēda*, 3. Sg. *lat*, der entgegenwirkenden Analogie von *lēta*, *rēda*, *brēda* entzogen wurden. Dass *hat*, *schat* erst auf Grund der Analogie von *lēda* usw. neugebildet sein sollen, wie van Helten will, ist mir deshalb weniger wahrscheinlich, weil man dann wohl auch zu *lēta*, *rēda*, *brēda* derartige Formen **lat*, **rat*, **brat* erwarten dürfte, die es eben nicht gibt.

Damit sind die Fälle von *ē* in offener Silbe im wesentlichen erschöpft; auf klärliche Analogiebildungen, wie *sērade* 'schmerzte' zu *sēr*, *wēkande* 'emarascens' zu **wēk* einzugehn, darf ich mir wohl ersparen. Kein Diphthong *ai* endlich, sondern zweisilbiges *a-i* liegt dem Fremdworte *lēja* 'laicus' zu Grunde.

Schwierig sind die Verhältnisse des Wortes aofries. *femne*, *famne*, awfries. *famne*. Wäre *fēmne* eine lautgesetzliche Form, so könnte sie höchstens als Umlautsform in Betracht kommen, Stamm **faimniōn-*, wobei freilich Schwierigkeiten übrig bleiben. Da aber *mn* jedenfalls als kürzungbewirkende Konsonantengruppe gelten muss, so ist *famne* und das daraus assimilierte *famme*, *fanne* jedenfalls das lautgesetzliche. *fēmne* mit van Helten aus der Analogie des Adj. **fēmin* = an. *feiminn* 'schamhaft' zu erklären, kann ich mich nicht entschliessen, da dies Adj. auf westgerm. Gebiete noch nirgends belegt ist. Eher möchte ich an Einfluss einer dem as. *fēmea* entsprechenden Form, wenn nicht gar dieses as. Wortes selbst glauben, zumal die *ē*-Form nur aus dem Aofries. angeführt wird. Das *o* der Formen **fovne*, *fōmne*, *fōne* erklärt van Helten (Gramm. 24 und Beitr. 14, 245) durch Verquickung mit *frōwe*, was doch eine recht harte Annahme ist. Vielmehr gilt mir mit Siebs Grundr. 1[2] 1229 *fōmne* als Mischbildung zwi-

schen *famne* und *fovne*; letzteres als infolge der beiderseits labialen Umgebung des *ā* aus **fāfne* (älter **fēfne*) lautlich entwickelt anzusehen, hindert, so weit ich sehe, nichts.

Zusammenfassend lässt sich hiermit sagen: *ai* wurde zuerst in offener Silbe verändert, u. zw. zu *ę̄* (*ǣ*), welches als *ē* in die Überlieferung hereinkam, wann ein *-*i*(*i*)- oder ein durch die Auslautgesetze nicht getilgtes *i* folgte, sonst aber zu *ā* fortschritt. Später ist die Verwandlung von *ai* in geschlossener Silbe zu **ę̄* (*æ*). Dieses blieb im allgemeinen als *ē* erhalten, wurde aber verhältnismässig spät vor *ch* oder Labial zu *ā* und vor Geminata oder sonstigen kürzenden Konsonantenverbindungen zu *ă* gewandelt.

Innsbruck. Alois Walde.

Zur Ableitung von *calefacio* und *calebam*.

Im laufenden (52.) Jahrgang der Zeitschr. f. d. östr. Gymnasien haben Stowasser und Skutsch unter gegenseitiger Anerkennung den hübschen Gedanken veröffentlicht, dass in dem ersten Teil von *cale-facio* wie von *cale-bam* das Partizipium *calens* vorliege, und die lautliche und semasiologische Entwicklung dieser Formen wahrscheinlich gemacht. So einleuchtend die Sache scheint und so manches sich gewiss zu ihrer Bestätigung den kurzen Notizen der genannten Gelehrten zufügen liesse, so fehlts doch auch nicht an Thatsachen, die bedenklich stimmen können. Einiges davon ist bereits von ihnen selbst erledigt, andres vielleicht absichtlich als minder wesentlich übergangen, um in der in Aussicht gestellten ausführlicheren Behandlung des Gegenstands besprochen zu werden. Als Beitrag dazu mögen die folgenden Bemerkungen gestattet sein.

Die in jener Weise mit *facio* zusammengesetzten Verba führen meist auf *e*-Stämme zurück und gruppieren sich leicht ihrer Bedeutung nach; so *arefacio, liquefacio, madefacio*; *calefacio*, (*concalefacio*), *fervefacio, frigefacio, tepefacio*; einzeln stehn *patefacio*; *stupefacio*, (*obstupefacio*). Hier sehn wir fast überall die entsprechenden Adjektiva daneben: *aridus, liquidus, madidus, calidus, fervidus, frigidus, tepidus, stupidus*;

zu *gelidus* fehlt ein entsprechendes Verbum, aber man bildete doch *gelefactus*. Etwas anders liegts bei *labefacio* (*labefacto*), und *expergefacio* (vielleicht gehört auch *fervefacio* eher hierher), denen Verba der sog. 3. Konjugation entsprechen, und gerade hier bringt die auffallende Länge des *e* vor *-facio* eine willkommene Bestätigung von Stowassers Auffassung. In demselben Sinne lässt sich *olfacio* verwerten. Die Entstehung der Bedeutung dieses Worts setzt voraus, wie es Stowasser für all diese Bildungen annimmt, dass zuerst die Passiva oder Media (mit *fio*) enstanden (*calens fio*), dann nachdem diese fest geworden (*calefio*), eine entsprechende Aktivbildung (*calefacio*) erfolgte. Das Lukrezische *facit are* würde nur zeigen, wie sehr die Entstehung damals schon vergessen war. Nun sieht man leicht, wie *olens fio* 'ich werde duftend', also 'riechbar' zu der Bedeutung 'ich werde (thatsächlich) gerochen' kommt (vgl. das griechische Adjectivum verbale auf -τος). Von da ergab sich dann von selbst *olfacio* 'ich nehme durch den Geruchsinn wahr', eine Bedeutung, die aus *olentem facio* kaum abzuleiten ist. Da ists aber doch sehr auffallend, dass sogar die volle Form *olēfacio* bei Plautus durch Skutsch nachgewiesen, *olfio* dagegen so gut wie gar nicht belegt ist. Und wenn man (gegen Stowasser) behaupten wollte, die Aktiv-Bildungen mit *facio* seien das Ursprünglichere, so könnte man dafür anführen, dass ja zum Ausdruck des passivischen oder medialen Begriffs die Incohativa *aresco, liquesco, madesco, calesco, concalesco, fervesco, frigesco, tepesco, patesco, stupesco, obstupesco, labesco* (Plaut. *collabasco*), *expergiscor* zur Verfügung standen, die wenigstens zum grössten Teil schon der ältesten bekannten Sprache angehören. Jedenfalls müsste schon in sehr früher Zeit das Bewusstsein des von Stowasser angenommenen Vorgangs geschwunden sein, wenn man nach ihm auch die Verba *assuefacio, consuefacio, desuefacio, insuefacio* neben den Incohativbildungen *assuesco, consuesco, desuesco, insuesco* und erst recht die Verba *condocefacio* und *commonefacio* erklären will, die sich ja als einfache Dubletten neben *condoceo* und *commoneo* stellen, wie der rheinische Dialekt gern mit *thun* umschreibt, der englischen Umschreibungen mit *to do* gar nicht zu gedenken. Hier reicht zur Erklärung der Bedeutung die Ableitung vom Partizipium weder mit *facio* noch mit *fio* aus, man müsste denn für diese Fälle passivische

Bedeutung des Partizipiums neben *fio* annehmen. Dabei mag nicht unerwähnt bleiben, dass es neben Bildungen wie *amplifico* und *sacrifico* entsprechende Incohativa nach Art von *duresco, vanesco* nicht gibt.

Auch in den Bildungen *calebam* und *calebo* hat die Zurückführung des ersten Teils auf *calens* ihre Schwierigkeiten, von denen zwei, das kurze *a* in *dăbam, dăbo* und die Formen *audibam, audibo* bereits von Skutsch behandelt sind. Letztere fasst er sehr einleuchtend als einfache Analogiebildungen nach *amabam, monebam,* und es will scheinen, als ob bei ursprünglichem *audibam* eine Bildung wie *audiebam* gar keine Erklärung habe. Indessen würde diese Erscheinung, wenn wir sie annehmen — und die einfachen Formen auf *-ibam, -ibo* erscheinen in der Litteratur wohl eher als archaisch denn die volleren auf *-iebam* — zu verstehen sein infolge der vielfachen gegenseitigen Beeinflussungen in den *i-* und *i̯*-Stämmen: man denke an *oreris, orĭtur, orerentur, potĭtur,* daneben umgekehrt an *cupīret*; anderseits vielleicht auch an Formen wie *evenat*. Eine ganz gleiche Erscheinung läge thatsächlich vor in *ambiebam,* das wohl sicher erst wieder Analogiebildung nach *audiebam* ist. Die Möglichkeit der Annahme aber, dass in *audibam* das Ursprünglichere erhalten sei, scheint gestützt zu werden durch die Bildungen *ibam* und *ibo* von *eo* (ebenso *quibam, quibo, nequibam, nequibo*), die auch sich nicht aufs Partizipium zurückführen lassen und bei der Häufigkeit des Verbums und seinen zahlreichen Singularitäten wohl als ursprünglich aufzufassen sein dürften.

Wenn ich mit diesen gelegentlichen Einfällen das gewiss allgemeine Interesse an der Darlegung der beiden Gelehrten bekundet haben möchte, so liegt mir die Anmassung fern, das Schlusswort des Tyrannen in der Bürgschaft zum meinigen zu machen, aber vielleicht ists gestattet, die dort am Schluss angeführte Stelle nach Pigres' Muster zu lesen:

cύν τε δύ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόηcεν·
ὅπωc κερδοφορῆι, καὶ φίλοc, ὃc τρίτατοc.

Münster. P. E. Sonnenburg.

Nochmals lat. *aliēnus*, *laniēna*.

(Zu Wölfflins Archiv 12, 201 ff.)

Seine im J. 1890 (De nominibus Lat. suffixi *-no-* ope formatis p. 15 sqq.) geäusserte Ansicht über die Entstehung des Suffixes *-iēnus* — dieses soll durch lautliche Dissimilation aus *-iīnos* mit uridg. *ī* hervorgegangen sein — hat Skutsch seitdem zweimal gegen diejenigen zu verteidigen gesucht, die von ihm nicht überzeugt worden sind, in Vollmöllers Jahresber. 5, 60 und in Wölfflins Archiv 12, 201 ff. Die zweite Verteidigung ist eine Antwort auf Ber. der sächs. Ges. der Wissensch. 1900 S. 407 ff., wo ich gezeigt habe, dass Skutsch die Möglichkeit des Ursprungs des *ē* von *-iēnus* aus urital. *ei*, *oi* oder *ai*, die sich jedem namentlich seit Solmsens Aufsatz IF. 4, 240 ff. aufdrängen musste, mit Unrecht kurzer Hand abgelehnt hat. Mit diesem Hinweis, durch den ich die weitere Diskussion einer nicht ganz einfachen Frage in die richtige Bahn gelenkt zu haben hoffte, habe ich bei Sk. wenig Glück gehabt. Erreicht habe ich zwar, dass er sich nunmehr bewogen gefunden hat meine im Grundr. 1[2] p. XLV nur kurz angedeutete und in den genannten Berichten etwas näher ausgeführte Ansicht, dass *aliēnus* aus **ali̯einos* oder *-i̯oinos* und entsprechend *laniēna* nebst *rāpīna*, *porcīna* u. dgl. aus Formen auf *-einā* oder *-oinā* entstanden sein könnten, zum Gegenstand einer Kritik und eines Beweisverfahrens zu machen. Aber eben dieses Beweisverfahren hat nach Sk. (S. 205) jetzt die Sache zu seinen Gunsten 'erledigt': nur uridg. *-īno-* ist nach Sk. im Lat. vertreten.

Ob das wahr ist?

Seit uridg. Zeit gab es im idg. Sprachbereich die beiden adjektivbildenden und funktionell kaum zu scheidenden Suffixe *-īno-* und *-eino-* *-oino-* [1]) nebeneinander. Die Form mit *ī* liegt vor im Indischen (*-īna-*), Griechischen (-ῑνο-), Italischen (z. B.

1) *-eino-* und *-oino-* sind nur Ablautvarianten und haben als dasselbe Suffix zu gelten. Ob daneben überdies uridg. *-aino-* anzuerkennen ist (die Lautgesetze mehrerer Sprachen würden diese Grundform zulassen, die auch morphologisch angeht), darauf kommt für unsere Kontroverse nichts an. Ich lasse desshalb *-aino-* im folgenden beiseite.

osk. deivinais 'divinis'), Keltischen (*-īno-*) und Litauischen (*-yna-*). Die diphthongische Form im Indischen (*-ēna-*), Iranischen (av. *-aēna-*), Baltischen (lit. *-ëna-* und *-ainis*), Keltischen (urkelt. **-eino-* z. B. mir. *cuilēn* kymr. *colwyn* corn. *coloin* bret. *coleṅ* 'Tierjunges, catulus', vgl. Stokes Urkelt. Sprachsch. 94)[1]) und Germanischen (got. *meins* 'mein' aus **meinos* zu uridg. **mei *moi* [Stamm *me- mo-*], ahd. *swein* aisl. *sueinn* 'Knecht, Sohn, junger Mann', ursprünglich 'der seinige', zu uridg. **su̯oi* gr. οἷ [Stamm *su̯o- su̯e-*], Noreen Abriss 46. 218). Wie weit in den germanischen Wörtern auf *-īna-*, wie got. *staineins* 'steinern' *gumein* 'Männlein', und in den slavischen auf *-ino-*, wie aksl. *materinъ* 'mütterlich', uridg. *-īno-* und anderseits uridg. *-eino-* enthalten ist, lässt sich wegen des vorhistorischen Zusammenfallens von *ī* und *ei* in diesen Sprachen nicht mehr ausmachen. Immerhin sprechen die lit. *žvėrënà* 'Wildpret', *vilkënà* 'Wolfsfell', *mënesëna* 'Mondschein' dafür, dass der Ausgang der gleichbedeutenden aksl. *zvěrina*, *vlъčina*, *měsęčina* und der denselben Bedeutungskategorien angehörigen andern slav. Feminina die diphthongische Suffixform birgt.

-eino- -oino- ist demnach nicht, wie Sk. (S. 202) meint und gegen mich geltend macht, "nur in einem kleinen Ausschnitt der idg. Sprachen", im Arischen und Baltischen, vorhanden[2]). Es ist vielmehr so weit verbreitet, dass wir durchaus darauf gefasst sein müssen, ihm neben uridg. *-īno-* auch auf italischem Boden zu begegnen.

---

1) Ich hatte zuerst daran gedacht, man könne das g a n z e ir. Deminutivsuffix *-ēn* (*duinēn* 'homuncio' usw., s. Zeuss² p. 274. 778) aus uridg. **-eino-* ableiten (vgl. die germ. Deminutiva wie got. *gumein* ahd. *geiʒīn* und den gleichartigen Gebrauch von *-īnus* im Volkslatein und im Romanischen, s. Olcott Studies in the Word Form. of the Lat. Inscr. p. XXVI. 134 sq. 200 sq., Meyer-Lübke Gramm. 2, 493). Es ergeben sich dabei aber, worauf mich Osthoff kürzlich aufmerksam machte, Schwierigkeiten. Über gall. *-ēnus* = **-einos* in *Carnutenus*, *Epenus* u. a. sieh Meyer-Lübke in der Festschrift für Ascoli (Turin 1901) p. 416 sqq.

2) Nur für diese beiden Sprachzweige ist diese Suffixform allerdings in meinem Grundr. 2, 150 belegt, auf den sich Sk. mit grosser Emphase beruft. Dieser Band ist aber schon 1889 erschienen, und dass ich mittlerweile auch das Germanische für *-eino-* hinzugenommen habe, hätte Sk. aus dem, was ich S. 409 über got. *meins* sage, ersehen müssen.

Dass nun in der Zeit, da bei den Römern in den unbetonten Silben das uridg. *ī* und das aus *i*-Diphthongen hervorgegangene *ẹ̄* (d. i. geschlossenes *ē*) in der Schrift noch als *i* und als *e* oder *ei* geschieden waren (Solmsen IF. 4, 244), Namen auf *-īnus* nur mit *i* geschrieben begegnen (Sk. belegt *Aisernino*, *Aquino*, *Caiatino*, *Ladinod*, *Loucina*, *Aninus* S. 204), und dass auch im Oskischen in demselben Kreise von Bildungen nur Formen erscheinen, die auf altes *ī* weisen, nimmt Sk. zum untrüglichen Beweis, dass in Formen wie *Aiēnus* (von *Aius*), *Avilliēnus* (von *Avillius*) ebenfalls altes *-īno-* stecke, die Annahme einer Dissimilation von *iī* zu *iē* im Lateinischen also unumgänglich sei.

So einfach liegen die Dinge aber leider nicht.

Zunächst haben die vier erstgenannten Belege, welche Münzlegenden sind, und *Aninus* CIL. IX 3813 für das Latein, für das sie direkt beweisen sollen, nur eine geringe oder auch gar keine Beweiskraft. Denn es handelt sich nicht um echt römische Namen. *Aisernino* (zu *Aesernia*) und *Caiatino* (zu *Caiatia*) können oskische, *Ladinod* (*Larinor-* ?, vgl. Conway It. Dial. I p. 211) kann frentanische, *Aquino* volskische, *Aninus* marsische Suffixgestaltung haben, ja bei den Belegen *Aisernino* und *Caiatino* fragt es sich, ob wir es überhaupt mit lateinischen und nicht vielmehr mit oskischen Aufschriften zu thun haben (Conway a. O. p. 144). Und weiter ist auch die Inschrift aus dem Pisaurenser Hain CIL. I 171 *Iuno. Loucina* kein einwandfreier Beleg. Wahrscheinlich ist *Iunone Loucina*, der Dativ, gemeint. Dann liegt auch hier, wegen *-a* statt *-ai*, eine Dialektform vor.

Wie kommt nun Sk. zu dem Ausspruch: "Und so ist nur das eine bedauerlich, dass das SC selbst keine Form auf *-īno-* enthält", da dieses Denkmal doch *nominus Latini* bietet? Das einzige sichere lateinische Beispiel für altes *-īno-*, das S. hätte bringen können und sollen, muss wohl von ihm übersehen worden sein!

Und doch beweist auch wiederum dieser sichere Beleg nichts gegen altes *-eino- -oino-* im Latein. Denn es handelt sich, wie bei *Aisernino*, bei *Lānuvīnus* (*Lānuvium*) usw., um eine Ableitung von einem *i̯o*-Stamm: *Latīnus* von *Latium*. Wie umbr. *Uoisiener* 'Volsieni' den lat. Formen auf *-iēnus* gegenübersteht, so z. B. umbr. *Fisouina* von *Fisouio-*, osk.

Bantins von *Bansā-* 'Bantia' den lateinischen wie *Latīnus.* Zu den Namen auf *-ius*, *-ia* gehörten also Ableitungen auf *-īno-* seit uritalischer Zeit, und man wird kaum irre gehen, wenn man den Bildungstypus *Latīnus Fisouina Bantins* unmittelbar den litauischen Formationen wie *kadagýnas* und *kadagỹnė* 'Wachholdergesträuch' von *kadagỹs -io*, *żemýna* 'Erdgöttin' von *żẽmė -ės* (Leskien Die Bild. der Nom. im Lit. 408 ff.) und dem ai. *kanīna-s* 'jugendlich', das zu *kanyā̀* 'Jungfrau' gr. καινός = *καν̯ιο-ς gehört, an die Seite stellt und hierin die ursprüngliche Weise der Erweiterung der *i̯o*-Stämme mit dem *n*-Suffix sieht. Hier also haben wir wirklich greifbar *-īno-* mit altem *ī* auf römischem Boden vor uns, was ich auch nie geleugnet habe[1]).

---

1) Dieses *-īno-* kann im Italischen wie im Baltischen aus *-i̯īno-*, beziehungsweise *-ii̯īno-* hervorgegangen sein. Aber eine andre Auffassung scheint mir ebenso viel für sich zu haben. Wie ich Berichte S. 409 gesagt und auch oben S. 390 angedeutet habe, sehe ich in uridg. *-eino- -oino-* das adjektivbildende Sekundärsuffix *-no-*, das so oft hinter Kasusformen und adverbialen Gebilden erscheint (griech. ἐαρι-νό-ς, ai. *dákṣi-ṇa-s purā-ṇá-s* usw.). *-ei -oi* war der Lokativausgang von *o*-Stämmen (z. B. got. *meins* = **mei-no-s* auf Grund des Lok. Gen. **mei*, lit. *kěnõ* 'wessen' Gen. eines **kě-na-s* 'wessen Eigentum seiend'), wie dieser Kasus auch durch *-i̯o-* erweitert auftritt (z. B. griech. ποῖος kret. τεῖον = **qᵘoi-i̯o-* **qᵘei-i̯o-*, ἀλλοῖος = *ἀλλοι-ι̯ο-ς, οἰκεῖος = *ϝοικει-ι̯ο-ς, osk. vereiiaí = **u̯erei-i̯o-*, s. Grundr. 2, 121, IF. 12, 1 ff.). Entsprechend zerlege ich nun uridg. *-īno-* in *-ī-no-* und vermute in *-ī* den Ausgang, den im Lateinischen der Gen. Sg. der *o*-Stämme hatte. Denn bekanntlich haben wir kein Recht, lat. *equī* auf älteres **equei* (oder **equoi*) zurückzuführen. Mit Sommer gehe ich auch für das Keltische (ir. Og. *maqi* usw.) von ursprünglichem *-ī* aus. Hiernach wäre z. B. osk. *deiuīno-* = lat. Gen. *dīvī* + Suff. *-no-*. Nun wird dieses *-ī* etymologisch mit dem Adjektivsuffix *-i̯o- -ii̯o-* identisch sein. Dann fragt sich aber, ob Genitive wie *Latī*, *fluvī* — dies, nicht *-iī* ist ja die ältere Bildung — überhaupt von Anfang an *-i̯ī* (*-ii̯ī*) gehabt haben. Und die gleiche Frage erhebt sich dann bezüglich der zugehörigen Adjektivbildungen wie *Latīnus.*

Skutschs Meinung (De nom. Lat. p. 27 und Archiv S. 206 f.), *Latīnus* sei "von der kürzeren Stammform *Lati-*" wie *marīnus* von *mari-* hergeleitet, kann ich auf sich beruhen lassen. Weniger dagegen das, was er im Eingang seines Aufsatzes S. 201 sagt: "Und ich muss allerdings ehrlich bekennen: worauf es Brugmann ankommt, das weiss ich jetzt sogar noch weniger als vorher. Denn B. gibt jetzt für *alienus* zwei Erklärungen, die mit einander un-

Wenn demnach lat. Namenformen wie *Avilliēnus* und das umbr. *Uoisiener* (auf das ich übrigens nicht viel Gewicht lege, vgl. von Planta Gramm. 1, 153 f. 289. 300. 2, 35) nicht den alten Typus der Weiterbildung von *i̯o*-Stämmen mittels des uridg. *-īno-* darstellen, warum soll die Annahme verwehrt sein, dass sie die lautgesetzliche Fortsetzung von alten Formen auf *-i̯einos -i̯oinos*, *-ii̯einos -ii̯oinos* (vgl. lit. *Pilkainis* u. dgl. bei Leskien a. O. 415 [1])) bildeten?

Der Übersichtlichkeit wegen habe ich bisher nur von den Eigennamen gesprochen. Von deren Ausgängen *-īnus*, *-iēnus* können natürlich die gleichen Ausgänge der Appellativwörter, wenn es auf Bestimmung des Ursprungs ankommt, nicht getrennt werden. Wie nun für keinen einzigen Namen auf *-īnus*, der von einem *o*-Stamm (nicht *i̯o*-Stamm) kommt, aus dem Lateinischen heraus von Sk. bewiesen ist, dass sein *ī* altes *ī* und nicht *ei* oder *oi* war, so gilt dies auch für die Appellativa. Man wird ja nun das nach den lat. Lautgesetzen mehrdeutige lat. *dīvīnus*, wie ich schon Ber. S. 408 bemerkte,

---

verträglich sind. Nämlich S. 408 wird vermutet, dass *-ēno-* in jenen Worten [*aliēnus*, *laniēna*] = idg. *-a^xino-* [d. i. *-eino- -oino-*] sei. Dagegen wird S. 409 'die vermutete uritalische Form **ali̯einos* oder **ali̯oinos*' coniecturaliter aus einem Lokativ-Genetiv **ali̯ei *ali̯oi* + Suffix *-no-* hergeleitet. D. h. also einmal gibt B. *-ēno-* als fertiges idg. Suffix, das andere Mal lässt er es erst im Uritalischen durch Ableitung aus dem Lokativ sich bilden." Indem ich **ali̯einos* in **ali̯ei-no-* zerlegte, habe ich natürlich nur meine Ansicht über den Ursprung des 'Suffixes' *-eino- -oino-* überhaupt zum Ausdruck zu bringen beabsichtigt. Das ist um so klarer, als ich hinzugefügt habe: "Dabei ist gleichgiltig, ob man den Bildungsprozess gerade an dem Wort *aliēnus* sich vollzogen haben lässt, oder ob man dieses nur als typisches Beispiel nimmt. *aliēnus* kann ja jedenfalls durch Nachahmung älterer Musterformen, die den uridg. Ausgang *-einos* oder *-oinos* (auf irgend einer der älteren lautlichen Entwicklungsstufen) enthielten, zu seinem Ausgang gekommen sein." Man spricht ja auch z. B. bei ἐαρινός, χειμερινός, ἡμερινός usw. von einem altererbten 'Suffix' *-ino-* (vgl. lat. *vērnus* aus **vērinos*, *hībernus* usw.) und zerlegt dabei ἐαρινός in Lok. ἐαρι + Suff. -νο-, ohne dass das sich widerspräche. Dass Sk. eine so einfache Sache so gröblich miszuverstehen in der Lage ist, das ist nicht meine Schuld. Nur gut, dass er, wie er hinzufügt, "diesen Widerspruch nicht weiter urgieren will". Dies ist ebenso vernünftig als nett.

1) Über die von Kurschat Gramm. S. 87 aufgeführten Einwohnernamen wie *Tilžėnas* s. Leskien a. O. 388.

von osk. deivinais 'divinis' nicht trennen wollen, so wenig wie etwa das zweideutige aksl. *zvěrina* 'Wildpret' von dem gleichbedeutenden lit. *żvėrënà* mit ursprünglichem Diphthong. Auch scheint das *i* des umbr. *cabriner* 'caprini' (V b 12. 17 in derselben Wendung) altes *ī* zu sein, so dass dies als Stütze für altes *ī* in lat. *caprīnus* verwendbar ist. Aber was soll uns denn nun zwingen in sämtlichen *-īno-* des Latein uridg. *ī* zu sehen? Und gar in *aliēnus, laniēna*, für die dasselbe gilt wie für *Avilliēnus* usw.? *laniēna* 'Fleischbank' geht semasiologisch mit *pistrīna* 'Bäckerwerkstatt', *moletrīna* 'Mühle', *lapicīdīnae* 'Steinbruch', *salīnae* 'Salzgrube' u. dgl., und nun habe ich Berichte S. 409 darauf hingewiesen, dass den lat. Feminina *rāpīna* 'Rübenfeld', *cēpīna* 'Zwiebelfeld' u. dgl. im Litauischen solche wie *ropënà* 'Rübenfeld', *rugënà* 'Roggenfeld' u. dgl., und den lateinischen *porcīna* 'Schweinefleisch' (*agnīna, vitulīna* u. dgl.) im Litauischen *parszënà* 'Ferkelfleisch', *meszkënà* 'Bärenfleisch' u. dgl. gegenüberstehen (vgl. auch *żvėrënà* 'Wildpret' : *ferīna, antënà* 'Entenfleisch' : *anatīna*). Sk. bedauert, diese "anscheinend so frappante Übereinstimmung für einen baren Zufall erklären zu müssen". Da wird es denn wenig nützen, wenn ich etwa noch hinzufüge, dass dem lat. *fibrīnus* im Avestischen *bawraini-* 'fibrinus' (*-aini-* = *-aēni-*, Jackson Av. Gramm. p. 229) entspricht, *-eino-* oder *-oino-* also auch im Iranischen in Stoffadjektiva zu Tiernamen zu Hause war[1]).

Nein, so billig, wie Sk. sie vermeint liefern zu können, sind stringente Beweise in der Wissenschaft nicht zu liefern! Fest steht, so weit das Lateinische selbst Aufklärung bietet, nur das, dass in *Latīnus* von *Latium* u. dgl. altes *ī* zu Haus war. Im Übrigen hängt Sk.s Beweis lediglich an den überlieferten Formen des Oskisch-Umbrischen. So gern man nun dieses Dialektgebiet betritt, um sich von dort Aufklärung für das Latein zu holen, wo dieses sich nicht aus sich selber erklärt, so ist doch für unsere Frage von dort her nur wenig zu gewinnen. Nur ein kleiner Bruchteil der Formationen, um die es sich handelt, ist in diesen Mundarten belegt, und überhaupt ist ja die Überlieferung von diesen eine so trümmer-

---

1) Ahd. *bibirīn* 'fibrinus' ist leider phonetisch zweideutig (vgl. S. 390).

hafte, dass es Thorheit wäre, zu behaupten, in ihnen habe es *-eino-* *-oino-* neben *-īno-* nicht gegeben. Zum Beweise, dass im Latein neben *-īno-* überhaupt kein *-eino-* *-oino-* bestanden habe, ist das Oskisch-Umbrische somit nicht zu gebrauchen. So gut wie im Litauischen, Indischen und Keltischen beide Suffixformen nebeneinander hergehen — sie kommen im Litauischen sogar einige Male bei demselben Wort vor, wie *saldýnė* und *saldainis* 'Honigkuchen' —, können jedenfalls im Lateinischen gewisse von den überlieferten Wörtern mit *-īno-* und alle Wörter auf *-iēno-* die diphthongische Form enthalten haben. Schon die überall vorfindlichen Fälle wie dass lat. *-ellus* teils älteres *-erlos*, teils älteres *-enlos* war, *-ulus* teils urital. *-elos* teils urital. *-los*, ion. att. -ηρός teils urgr. -ηρός teils urgr. -ᾱρός, ai. *-ra-s* teils uridg. *-ro-s* teils uridg. *-lo-s*, hätten Sk. zur Vorsicht mahnen sollen.

Den Wörtern auf *-iēnus* dürften wir nach dem, was über *Latīnus* von *Latium* gesagt worden ist, mit höchster Wahrscheinlichkeit Suffix *-eino-* *-oino-* zusprechen, wenn man nicht sagen könnte, sie seien italische Neubildungen von ähnlicher Art gewesen, wie die späteren Singulargenitive wie *fluviī*, die nach *-iō* *-ium* usw. neu aufkamen. Es müsste dann in einer vorhistorischen Periode der italischen Sprachgeschichte *-i̯īno-* oder *-iīno-* für *-īno-* eingetreten und dissimilatorisch zu *-i̯ēno-* *-iēno-* geworden sein. Hiergegen lässt sich, so viel ich sehe, nur die Thatsache einwenden, dass die Annahme dieser Dissimilation phonetisch weniger glatt ist als die Annahme, dass *ē* aus *ei* oder *oi* entstanden war [1]).

1) Den Übergang von *-iī-* zu *-iē-* habe ich Berichte S. 408 als phonetisch 'höchst unwahrscheinlich' bezeichnet, und dieser Ausdruck mag zu stark sein. Freilich Sk. selber bringt nichts bei, was sein *-iē-* aus *-iī-* stützen könnte. Vielmehr verbittet er sich jede phonetische Kritik; er meint ja strikt bewiesen zu haben, dass das *ē* von *-iēnus* altes *ī* gewesen sei! Ich gestatte mir aber denn doch auf folgendes aufmerksam zu machen, was ich nicht für ganz irrelevant betrachten kann. Lat. *-iēnus* = urital. **-i̯einos* **-i̯oinos* neben *-īnus* = urital. **-einos* **-oinos* (*laniēna* neben *pistrīna*) hätte im Latein selbst eine genaue Parallele an *societās*, *variegāre*, *hietāre*, *parietem* neben *bonitās*, *rēmigāre* usw. oder auch an *mortuos*, *equos*, *parvolus*, *vīvont* neben *lupus*, *porculus* usw.: hier sind *e* und *o*, die auf einer gewissen Stufe der Sprachentwicklung hinter *i-* und *u*-Laut zu stehen kamen, mit Rücksicht auf diese Laute selbst nicht wie sonst weiter

Wirklich bündige Beweise für *-eino- -oino-* auf lateinischem Boden zu geben bin ich hiernach heute so wenig imstande wie vor einem Jahr. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht doch wohl dafür, dass unsere uridg. Suffixdoppelheit durch die Doppelheit *Latīnus* : *aliēnus* (umbr. *Fisouina* : *Uoisiener*) vertreten ist. Doch gebe ich hierauf nicht viel. Denn ich wollte auch dieses Mal, wie in den Berichten 407 ff., keine definitive Lösung unseres Problems vorlegen. Vielmehr kam es mir im wesentlichen nur darauf an, für weitere Forschung die Bahn frei zu halten, wo man durch ein thatsächlich äusserst schwächliches Beweisverfahren, insonderheit durch eine gänzlich unberechtigte Verallgemeinerung, mit einer erstaunlichen Zuversichtlichkeit glaubt Abschluss und endgiltige Erledigung gebracht zu haben[1]).

Leipzig. K. Brugmann.

Lat. *dēierāre*, *perierāre peiierāre*, *ēierāre* und *aerumna*.

Seit ältester Zeit erscheinen in der Litteratur der Römer die drei vielbesprochenen Verba *dēierāre* 'fest und feierlich

---

zu *i* und *u* geworden. (Für umbr. *Uoisiener* bedürfte es überhaupt nicht der Annahme eines dissimilatorischen Vorgangs, weil im Umbr. uritalisches *ei* hinter beliebigen Lauten als *ē* erscheint.) Gegen die andernfalls anzunehmende Dissimilation von *iī* zu *iē* dürfte man zwar nicht das später in derselben Sprache für *fluvī* aufgekommene *fluviī* geltend machen, denn andre Zeiten, andre Lautgesetze. Wohl aber ist ihr ungünstig, dass oft genug in verschiedenen idg. Sprachen die Lautungen *i̯ī*, *u̯ū* oder *iī*, *uū* im Lauf ihrer Entwicklung aufgekommen sind und nirgends, meines Wissens wenigstens, die Art von Wandel stattgefunden hat, die Sk. für *aliēnus* usw. annimmt. Übrigens fehlt mir für das, was Sk. auf S. 206 darlegt, jedes Verständnis: die erst seit der klassischen Periode zu belegenden Formen *proprietās*, *ebrietās* u. a. sollen möglicherweise (mit "50% Wahrscheinlichkeit") nicht im Anschluss an die schon vorklassisch zu belegenden *societās* u. a. aufgekommen sein, d. h. die letzteren wären nicht als assoziativ bereit liegende Vorstellungen bei der Erzeugung der jüngeren Formen beteiligt gewesen!

[1) Gegen Skutschs Ableugnung von uridg. *-eino-* im Altitalischen wendet sich jetzt auch v. Planta in dem Aufsatz "Die Bildungen auf *-ēnus*" in Wölfflins Archiv Bd. 12. — Korrekturnote.]

versichern, heilig beschwören, sich heilig vermessen', *perierāre peiierāre* d. i. *perjerāre pĕjjerāre* 'eine falsche Versicherung geben, falsch aussagen, lügen, falsch schwören, meineidig sein', *ēierāre* 'sich feierlich lossagen von etwas, abschwören'. Ausserdem findet sich *-ierāre* noch in der nur glossographisch überlieferten Zusammensetzung mit *cum*: *conierat* coniurat CGL. IV 322, 33, V 447, 23, *coierat* coniurat V 494, 72.

Bekanntlich hat man diese Komposita bisher teils von *iūrāre* hergeleitet, teils in der Weise von *peior* (*peiior*), dass man *ēierāre* und *dēierāre* im Anschluss an *peierāre* (*peiierāre*) aufgekommen sein liess, welches seinerseits von einer Stammform **peiies-* ausgegangen sein und sich zu *peior* wie *maiestās* zu *maior* verhalten haben soll[1]). Aber keine von diesen Auffassungen ist irgend befriedigend, so dass nicht zu verwundern ist, wenn kürzlich Sommer IF. 11, 56 erklärte: "'Das Wort [*peierāre*] ist und bleibt eine crux".

Ob es eine crux bleibt, hängt freilich davon ab, ob sich nicht doch ein gangbarer Ausweg aus den vorhandenen Schwierigkeiten findet. Ein solcher eröffnet sich, meine ich, falls man *-ierāre* etymologisch sowohl von *iūrāre* als auch von *peior* losmacht. Die Trennung von *peior* wird heute niemandem mehr schwer fallen: sie empfiehlt sich, wie schon von anderen gezeigt ist, aus mehr als einem Grunde. Aber auch die der äusseren Sprachform nach nun einmal nicht zu vereinigenden *-iĕrāre* und *iūrāre* (alat. *iourāre*) etymologisch zu scheiden wird man grundsätzlich für durchaus statthaft halten, wenn man erwägt, wie häufig Wörter, die nach Lautung und Bedeutung sehr ähnlich sind und die man in alter Zeit darum ohne weiteres etymologisch identifizierte, sich im Fortschreiten der Wissenschaft doch als wurzelhaft verschieden erwiesen haben. Ich erinnere nur an griech. ἐνεγκεῖν und ἐνεῖκαι, die heute kein Sachverständiger mehr von derselben Wurzel ableitet[2]).

---

1) S. Corssen Ausspr. II² 203. 423. 515, Osthoff Zur Gesch. d. Perf. 115, Havet Mém. de la Soc. de lingu. 6, 22, Gust. Meyer Ztschr. für österr. Gymn. 1885 S. 280, Keller Lat. Volksetym. 148 f., Joh. Schmidt Pluralb. 148, Wharton Etyma Lat. 74, Stolz Hist. Gramm. I, 170, Lat. Gramm.³ 44, Lindsay-Nohl Die lat. Spr. 675.

2) So ist auch, wie ich beiläufig wegen A. Klotz Archiv 12, 94 bemerke, *angulus* 'Winkel, μυχός' trotz Varro und wahrscheinlich noch vieler anderer Römer von *angustus* zu trennen. Denn dieses

Das in unsern Komposita enthaltene *-ierāre* muss für sich allein den Sinn einer energischen, mit Verve vorgebrachten Behauptung oder Versicherung gehabt haben. Somit lässt es sich zu der Wurzel *jes-* 'fervere' stellen, die im grössten Teil des idg. Sprachgebiets, dabei in allen an den italischen unmittelbar angrenzenden Sprachzweigen vertreten, auf italischem Boden aber bis jetzt noch nicht angetroffen worden ist. Die 'sinnliche Grundbedeutung' von *jes-*, 'heiss sein, sich erhitzen, sieden, wallen, kochen, überkochen' u. dgl., liegt vor im Altindischen (*yásya-ti* usw.), Griechischen (ζέω usw.), Keltischen (kymr. *iâs* 'fervor, ebullitio' usw.), Germanischen (ahd. *iesan* mhd. *jesen jern* nhd. *gären* usw.). Der Sinn 'ich knete Brot', den das von Gust. Meyer Etym. Wtb. der alb. Spr. 139, Alb. Stud. 3, 39, Pedersen KZ. 36, 327 hinzugezogene alb. *ǵeš* hat, knüpft an die Verteilung des Gärmittels in der Einteigmasse an, deren Zweck das Kneten ist. Nicht selten erscheint aber *jes-* auch in bildlicher Anwendung. Im Griechischen ging ζέω auch auf die Erhitzung, die leidenschaftliche Erregung des Gemüts. Ebenso im Hochdeutschen von seelischen Vorgängen, wie Konr. v. Würzburg 372, 19 *mīn gemüete girt doch in argem willen.* Ferner ist im Altindischen ganz gewöhnlich der Sinn heisser Bemühung und Anstrengung, z. B. *haraṇāyāiva yasyati* 'müht sich ab zu entführen' (Spr.[2] 3375), *anāyasitakārmuka-* 'einer, der den Schiessbogen nicht anstrengt' d. h. nicht häufig in Bewegung setzt, gebraucht (Spr.[2] 2289), *pra-yāsá-s ā-yāsa-s* 'Anstrengung, Bemühung, Mühe'[1]). Wie nun häufig Wörter, welche an und für sich die Bedeutung

muss mit *ango* auf Wurzel *añǵh-* 'beengen' (av. *ązah-*, arm. *anjuk ancuk*, aksl. *ązъkъ*, griech. ἄγχω usw.) bezogen werden, während *angulus* ebenso klar mit umbr. *anglom-e* 'ad angulum' und aksl. *ąglъ* 'Winkel' arm. *ankiun angiun* 'Winkel, Ecke' zusammengehört und *anglom-e* und *ankiun* nicht auf eine mit Media aspirata schliessende Wurzel zurückführbar sind, *ągl*ъ aber und *ankiun* auf eine mit Velarlaut schliessende weisen. Dass das umbr. und das slavische Wort aus dem Latein entlehnt seien, dafür spricht nichts und laut dagegen spricht das arm. Wort. *angulus* usw. zu *ancus* ἄγκος usw. nach Grundr. 1[2] § 701. Die Verknüpfung von *angulus* mit *angustus* ist also eine Volksetymologie, keine wissenschaftliche.

1) Dass npers. *jastan* 'springen, eilen' der Repräsentant unserer Wurzel im Iranischen sei, erklärt Hübschmann der Bedeutung wegen für unsicher. Zu vergleichen wäre lat. *contendere*, das speziell auch von der auf die Zurücklegung eines Wegs verwendeten Anstren-

einer sprachlichen Äusserung nicht gehabt haben, sondern nur die einer Eigenschaft oder Darstellungsform dieser Äusserung oder die eines der Äusserung zu Grunde liegenden seelischen Verhaltens, den Sinn des Sprechens in diesen ihren Bedeutungsinhalt mit aufgenommen haben — z. B. lat. *contendere, affirmare, asseverare, demonstrare, significare*, nhd. *behaupten, versichern, bemerken, bezweifeln, meinen*, griech. ἰσχυρίζεσθαι, μεγαλύνειν —, so dürfte im Lateinischen *-ierāre* ursprünglich in Übereinstimmung mit ai. *yas-* etwa 'heisse Anstrengung machen, für etwas mit Verve eintreten, sich ins Zeug legen' bedeutet und von da aus den Sinn gewonnen haben, den es in der historischen Periode in unsern Komposita aufweist. Für das letzte Stück der Bedeutungsentwicklung vergleiche man z. B. *contendere* 'fest versichern, behaupten'.

Ob das *ĕ* von *-ierāre* uridg. *e* war, ist fraglich. Man kann auch ein Abstraktum **josa* = griech. ζόη ('Gischt, Schaum', τὸ ἐπάνω τοῦ μέλιτος Hesych) oder ein Nomen agentis **joso-s* (vgl. *procus* zu *precārī*) zu grunde legen. Denn *ŏ* musste in schwachtoniger offener Silbe zu *ĕ* werden und weiterhin, vor *r*, verbleiben [1]).

Was die Funktion der Präpositionen *dē, per, ex* in unsern Komposita anlangt, so vergleicht sich *deierare* mit *declaro, denuntio, despondeo, deprecor, demonstro, denoto, denego* u. ähnl.: *de* hatte in *deierare* die Wirkung, dass es den Begriff des Förmlichen und Entschiedenen der Versicherung verstärkte. Für *perierare* ist auf *periurus periuro, perfidus, perdo, pereo* usw. zu verweisen (vgl. Joh. Schmidt Voc. 2, 101,

gung häufig gebraucht wurde und in diesem Fall unserm 'sich beeilen' entspricht. Ich bin nicht in der Lage die Bedeutungsgeschichte des iranischen Wortes zu verfolgen und muss mich daher des Urteils enthalten. S. Horn KZ. 32, 588, Grundr. der npers. Etym. 94, Hübschmann Pers. Stud. 50. — Beiläufig mag noch bemerkt sein, dass man mit *jes-* auch griech. ζωρός 'fervidus, feurig, kräftig', ἐπιζαρέω 'ich bedränge', ζῆλος 'Eifer' und got. *ja* 'ja' *jai* 'fürwahr' ahd. *ja jā* 'ja, gewiss' zusammengebracht hat. Ein Hinderniss für diese Verknüpfung besteht nicht. *jes-* würde dann zu den in meinem Grundr. 2, 20. 1018 ff. angeführten Formationen (z. B. griech. ξέω ἔξεσσα neben ξύω, ai. *vás-tē* neben lat. *ex-uo*, ai. *trása-ti* neben lat. *tremo*) gehören.

1) Die scheinbar widersprechenden Formen wie *tempŏris* sind erst aufgekommen, nachdem dieser Übergang von *ŏ* in *ĕ* vollzogen war. S. Grundr. I² S. 222.

Stolz Wölfflins Archiv 2, 501. 503, Lindsay-Nohl Die lat. Spr. 675, Delbrück Vergl. Synt. 1, 713). In *eierare* erzeugte die Präposition den Sinn der Wegschaffung, Abweisung, Tilgung, Verneinung: vgl. *excantare* 'weg-, fortzaubern', *eluere* 'durch Auswaschen tilgen', *elidere* 'durch Schlagen entfernen', *excidere* 'durch Hauen entfernen, ausrotten' u. dgl. sowie das mit *eierare* gleichbedeutende griech. ἐξομνύναι. Zu der Annahme, dass unsere Zusammensetzungen erst im Anschluss an die entsprechenden Komposita von *iurare* zu ihren Präpositionen gekommen seien, liegt keinerlei Nötigung vor. Ist doch *eierare* früher bezeugt als *eiurare*. Nur das der erhaltenen Litteratur fremde *conierare* hat als nach dem Muster von *coniurare* gebildet zu gelten. Es kam auf, als das 'volksetymologisch' um *-ierare* und *iurare* geschlungene Band diese beiden Wörter für die Römer schon ganz hatte eins werden lassen. Bei der Schöpfung von *coniĕrare* handelt es sich demnach in ähnlicher Art nur um eine analogische Änderung der Lautung von *coniūrare*, wie att. inschriftl. ἤνειγκα eine Mischform zwischen ἐνεικ- und ἐνεγκ- war (Meisterhans-Schwyzer Gramm. der att. Inschr.[3] 183 f.).

Einer Erläuterung bedarf die Gestalt, in der *per* vor *-ierāre* auftritt. Teils sprach man *perjerāre* (Plaut. Asin. 293, Truc. 30 usw.), teils *pĕjjerāre*, gleichwie auch *pĕjjūrus pĕjjūrāre* (z. B. *peiiurius* bei Plaut. Trin. 201) neben *perjūrus perjūrāre* (s. Georges Lex. d. lat. Wortf. 511 f.). Diese *perj-* und *pejj-* verhalten sich zu einander wie z. B. *exjūrāre* und *ējūrāre, perlūcidus* und *pellūcidus*. D. h. *pejj-* stellt die alte, schon vorhistorisch vollzogene Assimilation des *-r* an *j-* dar, während *perj-* auf Rekomposition beruht, wie sie bei der lebendig gebliebenen Assoziation mit den zahlreichen anderen Komposita mit *per*, in denen *r* lautgesetzlich blieb, sich immer wieder einstellen konnte. Während im Inlaut von Simplicia *-rj-* vor Vokalen zu *-ri-* ward, z. B. in *spurius, inferius* (vgl. *medius* aus **medjos* usw.), konnte in *perjerāre* und *perjūrāre* die Sonantierung des *j* wegen *dējerāre, ējerāre* und wegen *jūrāre* usw. nicht Platz greifen. Daher denn hier *-jj-* aus *-rj-*. Wenn diese Assimilation bei *perjerāre* häufiger war als bei *perjūrāre*, so mag das daher rühren, dass *pejjerāre* leichter als ein einfaches Wort empfunden werden konnte denn *perjūrāre*, dem sein Simplex nie verloren ging.

Dass ein Wort als Simplex ausstirbt und nur in Präpositionalkomposition am Leben bleibt, kommt auch sonst nicht selten vor, z. B. *in-seque in-sectio* (griech. ἐν-έπω ἐνί-σποι), *operio aperio* = **op-* **ap-veriō* (lit. *ùż-veriu* 'ich mache zu, schliesse', *àt-veriu* 'ich mache auf, öffne').

Unserer Hypothese über den Ursprung von *-ierāre* gereicht nun ein anderes lat. Wort zur Stütze, das bisher ebenfalls noch keinen befriedigenden etymologischen Anschluss gefunden hat und sich zwanglos gleichfalls zu Wurzel *jes-* 'fervere' stellt. Zu dieser Wurzel gehörig, muss es in seiner Bedeutungsentwicklung eine Strecke mit *-ierāre* zusammengegangen sein.

Scharfsinnig leitet Thurneysen KZ. 32, 566 *aemulus* 'es jemandem gleich zu thun strebend' von **ad-jemolos* **ajjemolos* her, indem er es mit ai. *yamá-* 'gepaart, Zwilling' vergleicht. **aimolos* aus **ajjemolos* durch Synkope der zweiten Silbe. In derselben Weise lässt sich *aerumna* 'Mühseligkeit, Plackerei, Drangsal, Trübsal' auf **ad-jerumnā* zurückführen. Als Abkömmling von Wurzel *jes-* stellt sich dies Wort bedeutungsgeschichtlich dem ai. *ā-yas-* an die Seite, das nicht nur 'anstrengen', sondern öfters auch 'ermüden, schlaff machen' und 'quälen, peinigen' ist (Pass. *ā-yasyatē* 'er quält sich, härmt sich ab')[1]. Mit lat. *īra* (s. Corssen Auspr. II² 172) hat *aerumna* nichts zu thun. Da *jes-* als Simplex im Lateinischen verschollen war, erfuhr die lautgesetzliche Behandlung dieser Zusammensetzung mit *ad-* (vgl. *peior* d. i. *pejjor* aus **pedi̯ōs*) keine analogische Störung. Dem *aerumna* lag ein mit *alumnus, Vertumnus* zu vergleichendes Part. Praes. Med. ('sich anstrengend, sich mühend') zu grunde, dessen Femininum als Abstraktum fungierte (vgl. *offēnsa* : *offēnsus*, *noxia* : *noxius* usw., Grundr. 2, 444 ff., Usener Götternamen 373 f., Leo Wölfflins Archiv 10, 438). Jedoch kann auch der Vergleich mit *columna* (Stolz Hist. Gramm. 497) richtig sein.

Schliesslich berücksichtige man noch folgende Bedeutungsverzweigung, die eine treffliche Parallele zu den besprochenen Bedeutungen von *jes-* abgibt. Die Wurzelbasis *omō- omə-* (vgl.

1) Vgl. das zu πένομαι gehörige πόνος 'anstrengende Arbeit', das nachhomerisch den Sinn 'Mühsal, Plage, Qual, Drangsal, Leiden' hatte.

Noreen Abriss 3, Hirt Ablaut 95) hat von Haus aus etwa den Sinn 'energisch in etwas oder gegen etwas vorgehen' gehabt: vgl. ai. *ámī-ti áma-tē* 'andringen, bedrängen', mit *abhí* 'gegen etwas andringen, mit Gewalt vorgehen', *áma-s* 'Andrang, Wucht, Ungestüm', av. *ama-* und *amavant-* 'stark', griech. μῶλος 'Anstrengung, Mühe'. Nun hat sich hieraus 1) der Sinn des Festmachens und der eidlichen Bekräftigung entwickelt: ai. *ámatra-s* 'fest', *am-* im Med. mit *sám* 'unter sich festsetzen, eidlich festmachen, schwören, sich jemand verbinden', *amiṣva* 'schwöre', griech. ὀμνύναι ὀμόσαι 'durch Schwur bekräftigen, beschwören, schwören' (συν-ομόσαι wie ai. *sám-am-*). 2) Der Sinn des Plagens und Schädigens: *ámīvā* 'Leiden, Krankheit', *āmáya-ti* 'er schädigt', *ámati-ṣ* 'Mangel, Dürftigkeit', aisl. *ama* 'plagen, schädigen', got. *af-mauiþs* 'ermüdet' ahd. *muoian* 'beschweren, bekümmern' *muodi* 'müde', wozu wohl auch hom. ὀμοῖιος (vielmehr ὀμοίιος) 'plagend, schrecklich' (von Krieg, Tod, Alter).

Leipzig. K. Brugmann.

Sachregister.

Wortregister.

I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.

Mittelindisch.

Avestisch.

Altpersisch.

Pehlevi.

Pazend.

Mittelpersisch.

Neugriechisch.

Albanesisch.

Lateinisch.

Umbrisch.

Oskisch.

Marsisch.

Volskisch.

Italienisch.

Französisch.

Gallisch.

Altirisch.

Kymrisch.

Gaelisch.

Bretonisch.

Kornisch.

Germanisch.

Gotisch.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Altsächsisch.

Angelsächsisch.

Englisch.

Altfriesisch.

Urnordisch.

Altisländisch.

Preussisch.

Litauisch.

Lettisch.

Altbulgarisch.

Neubulgarisch.

Russisch.

Polnisch.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

Ägyptisch.

Assyrisch.

Hebräisch.

Koptisch.

Mandäisch.

Neususisch.

Syrisch.

III. Künstliche Sprachen.

Leipzig-Gohlis. Herman Hirt.

Berichtigungen.

IF. XII S. 143, Z. 24 des Textes v. o. lies *y ìvajjívam.*
S. 175 Z. 7 v. u. lies *āiš* statt *āiša.*
S. 177 Z. 2 der Anm. lies AJPh. XXI statt a. a. O.
S. 189 Z. 11 v. o. für 'when used' lies 'when *dochumm* is used'.
S. 191 Z. 11 v. o. für *forcæ* lies *forcthae.*
S. 192 Z. 29 v. o. für 'ansevers' lies 'answers'.
S. 194 Z. 8 v. o. für *-médon* lies *medón.*
Anzeiger XII S. 13 Z. 30 v. o. lies statt 'obwohl die Spanier *Fedrigo* daraus gemacht haben' vielmehr 'die Romanen **Federico*'.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ZWÖLFTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1901

Inhalt.

ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.
BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM STREITBERG.

ZWÖLFTER BAND. **ERSTES HEFT.**

Troels-Lund. Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1899. 286 S. Geb. 5 M.

Der Verfasser, der in einer Reihe früherer Schriften die materielle Kultur der Skandinavier im 16. Jahrhundert geschildert hat, wagt sich hier an eine der schwierigsten Aufgaben, die sich ein Kulturforscher überhaupt stellen kann. Er behandelt dieses Mal nicht eine besondere Gruppe von Kulturformen, eine einzelne Seite des Lebens; sondern er "will suchen, darüber klar zu werden, in welcher Beleuchtung sich den Menschen jener Zeit das Leben zeigte, welcher Farbenton damals über allen Verhältnissen, über der Lebensthätigkeit selbst lag." (S. 1.) "In dem Unterschiede dieser Beleuchtung beruht der tiefste Inhalt der Geschichte. — Denn wir wissen alle von uns selbst, dass die gegebenen Verhältnisse jedes Mal gerade in der Beleuchtung ihre eigentliche, ihren inneren Werth bestimmende Erklärung finden." (S. 2.) Die Lebensstimmung eines Geschlechtes hängt von seiner Weltanschauung ab; diese aber erwächst aus den "beiden ursprünglichsten und tiefstliegenden Äusserungsformen der menschlichen Intelligenz": aus "der Empfänglichkeit für Lichteindrücke und dem Ortsgefühle." "Von hier aus sind jederzeit die 3 grossen Fragen beantwortet worden, welche das Dasein selbst jedem von uns stellt: Wo bist du? — Was bist du? — Was sollst du thun?" — (S. 5.) "Der innerste Nerv aller menschlichen Kulturentwickelung ist die fortschreitende Auffassung des Unterschiedes von Tag und Nacht, Licht und Dunkel." (S. 6.) "Und ein entscheidender Faktor in dieser Entwickelung sowohl, als auch ein richtiger Weiser ihres Ganges ist das bei den Einzelnen verschiedene Gefühl für den Ort", dessen "deutlichste Äusserung die Bestimmung des Abstandes" ist. "Der weiteste Abstand aber, mit welchem der Mensch zu rechnen hat, ist der zwischen Himmel und Erde." Und so gelangt denn Lund zu seinem Grundsatze: "Jeder bedeutenden Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung liegt mehr oder minder bewusst eine Änderung in der Bestimmung des Abstandes zwischen Himmel und Erde zu Grunde." (S. 6.) Dieser Satz, auf dem die ganze folgende Darstellung ruht, ist, wie man sieht, einfach aus einigen anderen Sätzen deduziert worden, die der Verf. ebenfalls nicht beweist offenbar deshalb, weil er sie für selbstverständlich

hält. Es wird sich zeigen, ob die Ergebnisse seiner Arbeit seiner Voraussetzung Recht geben.

Wenn man die Lebensanschauung des 16. Jahrhunderts verstehen will, so muss man ihren Wurzeln nachgraben: diese aber reichen sehr tief in die Vergangenheit hinunter und verbreiten sich zugleich fast um den ganzen Erdball. Die Untersuchung der "Entstehung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts" welche den ersten und grössten Teil des Buches bildet, führt uns in der That beinahe durch die gesamte Kulturgeschichte. Der Verf. findet den Ursprung des Glaubens an die Beseeltheit und Schicksalsmacht der Gestirne in Babylon und Assyrien, während das benachbarte Iran die Heimat des Glaubens an einen Kampf zwischen der lichten guten und der dunklen bösen Macht ist; die mächtige und wohlthätige Sonne Ägyptens hat den monotheistischen Sonnendienst erwachsen lassen, der sich in Judäa mit jenem iranischen Glauben und der ebenfalls ägyptischen Idee von einer erlösenden Menschwerdung der Gottheit vereinigt. Sodann wird die schöngerundete, in ihrer Beschränkung klare und harmonische Weltanschauung der Griechen geschildert, die Entstehung des Christenthumes und seine Entwickelung zur christlichen Kirche; endlich die Verbreitung der Sterndeutung durch die Kultur der Araber; — Alles dies in einer ungemein klaren und farbigen, mit originellen Bildern reich, zuweilen fast überreich geschmückten Sprache, welcher die Darstellung nicht den geringsten Teil ihres Reizes verdankt. Die Ausführungen beruhen offenbar auf tüchtigen Studien; ob die Fundamente überall breit und stark genug sind, um alle Konstruktionen des Verfassers zu tragen, mögen die Spezialforscher beurteilen. Mir erscheint Manches mindestens zweifelhaft, — z. B. die Auffassung der "niedrigsten Form des Opfers" (S. 14) — die Ethnologie hat uns viel rohere und einfachere Formen kennen gelehrt —, oder der Versuch, den assyrisch-babylonischen Glauben an böse Geister hauptsächlich auf die Rechnung der Akkader und Sumerer zu schieben (S. 22). Weit verhängnisvoller aber als alle solche Einzelheiten ist das durchgängige Bestreben des Verfassers, die verschiedenen Formen der Weltanschauung womöglich bis auf den letzten Rest aus ihren klimatischen Bedingungen zu erklären. Ohne Zweifel, Sonnenschein und Regen haben den grössten Einfluss auf die Entwickelung einer Pflanze; aber aller Sonnenschein und aller Regen können aus dem fruchtbarsten Boden keine Pflanze erwachsen lassen, wenn kein Same vorhanden ist. Dieser Same, die gegebene innere Anlage ist denn doch die Hauptsache, und alle äusseren klimatischen Bedingungen vermögen nichts weiter als das zu entwickeln was in ihm liegt. In dieser Darstellung aber erscheint der innere Faktor der Entwickelung, wenn er auch durchaus nicht ganz vernachlässigt wird, wie gesagt als Nebensache: sogar die Weltanschauung Jesu wird aus der geographischen und klimatischen Eigenart Galiläas abgeleitet, im Gegensatze zu der auf "den unfruchtbaren steilen Kalkfelsen Jerusalems" von der unbarmherzigen Sonnenglut erzeugten Anschauung der Pharisäer. Derartige Stellen machen einen ähnlichen Eindruck wie gewisse Porträts, auf denen das Kleid eine grössere Rolle spielt als der Mensch.

In dem zweiten Teile des Buches wird "die Mischung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts" geschildert. Als der charakteristische Grundzug der Zeit offenbart sich "ein eigentümlicher Lebensdrang und eine ebensolche Lebenskraft". (S. 178) "Es war der Glaube an das Natürliche, seine Stärke und sein Recht, welcher sich nun auf einmal so unwiderstehlich geltend machte." (S. 179) Die

mittelalterliche Kirche hatte den unbändigen Lebenstrieb der barbarischen Völker zurückgedämmt; jetzt, da die Renaissance des Altertums und die grossen Entdeckungen die Welt in Raum und Zeit so unendlich erweiterten, "strömten alle diese lang beherrschten Triebe mit unaufhaltsamer Kraft über." (S. 180) Im Süden wie im Norden von Europa war diese neue Lebensfreude wesentlich dieselbe; wenn auch "nach Norden zu die Ausdrucksformen vereinzelter und grobkörniger wurden." (S. 181) — Ein zweites Hauptelement wurde durch die Verbreitung der Bibel in die Lebensstimmung der nordischen Völker hineingetragen. Man entdeckte die Widersprüche zwischen der biblischen und der kirchlichen Lehre: — und eine Angst kam über die junge Weltfreude, die Angst um ihre ewige Seligkeit. Die Gründung der evangelischen Staatskirchen beruhigte diese Sorge zwar einstweilen; aber alsbald senkte sich ein weit dunklerer und schrecklicherer Schatten auf die kaum befreite Menschheit herab, — der Teufelsglaube. Auch im Mittelalter hatte man an den Teufel geglaubt: aber man hatte auch geglaubt, dass der Papst, als der Stellvertreter Christi auf Erden, die Macht besitze, ihn zu bezwingen; man hatte sich in den festen Kirchenmauern sicher gefühlt, während der "dumme" Teufel ohnmächtig draussen sass. Jetzt fuhren aus der Bibel Legionen von Teufeln heraus, sie erfüllten die ganze Luft wie Schwärme giftiger Fliegen, und die alten schützenden Mauern waren zerbrochen. Lund hat vollkommen richtig erkannt, dass und warum der Teufels- und Hexenwahn am furchtbarsten unter den Reformierten aufloderte. "Im Norden glaubte Niemand, dass Luther und die fürstlichen Häupter der neuen Staatskirchen dem Teufel an Macht gleich wären." (S. 243) Und eine wahnwitzige Verzweiflung ergriff die Massen. "Nicht ohne Grund nahm das Leben zeitweise das Gepräge von jenen Bachanalien der Pestzeit an, wo alle Bande gelöst waren und fieberhaft ein jeder sich beeilte, den Becher des Genusses zum Munde zu führen, ehe es zu spät wäre." "Wie der Schatten von Windmühlenflügeln jagte die Teufelsfurcht über die sonnenbeschienenen Fenster des Sinnes, unruhig, unablässig, zum toll werden." (S. 196) — Aber "just als die Noth am höchsten war, zeigte sich im Norden, wie in ganz Europa, ein himmlischer Versöhner. Das war die alte, ewig junge Sterndeutung." (S. 199. 200). Die Sterne regieren das Geschick der Menschen, die Sterne aber werden von Gott bewegt und gelenkt: nicht der Teufel, sondern Gott ist der Herr unseres Lebens. Deshalb wurde nun die Astronomie "die höchste aller Wissenschaften." "Und mit gründlicher Kenntnis dieser war es möglich, die einzelnen Akkorde in der himmlischen Musik zu sondern, die Tonstellungen zu erkennen, zu bestimmen, welche irdische Bewegung, welche Zusammensetzung der elementaren Säfte und damit auch der irdischen Lebensformen jedesmal mit dem himmlischen Anschlage angeschlagen war. Die Sterndeutung war die höchste, edelste, göttlichste Kunst des Menschen." (S. 205) — Soviel ich sehen kann, ist diese Auffassung von der Rolle der Astrologie durchaus neu; und ich glaube, dass sie mindestens ebenso viele Berechtigung besitzt als die gewöhnliche entgegengesetzte, welche in dem Sternenglauben nur einen thörichten und verderblichen Wahn sieht. Überhaupt ist dieser ganze Teil in seiner Fülle und Klarheit wahrhaft bewunderungswürdig. Aber gerade weil wir diese Darstellung für so wohlgelungen halten, dürfen wir nicht vergessen zu fragen, wie sie zu jenem axiomatischen Grundsatze des Verfassers stimme, dass "jeder bedeutenden Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung mehr oder minder bewusst eine Änderung in der Bestim-

mung des Abstandes zwischen Himmel und Erde zu Grunde liegt." In der Reformationszeit hat sicherlich eine höchst bedeutende Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung stattgefunden; aber wo ist die Änderung in der Bestimmung des Abstandes zwischen Himmel und Erde, die ihr zu Grunde liegen soll? — Die Reformatoren hatten genau dieselbe astronomische Weltanschauung wie die Männer der alten Kirche. Der Verfasser selbst führt das Urteil Luthers über das neue System des Copernicus an: "Der Narr will die ganze Kunst Astronomia umkehren. Aber die heilige Schrift sagt uns, dass Josua die Sonne stille stehen hiess und nicht die Erde." (S. 249) Die Reformation ist in der That wahrlich nicht durch eine Veränderung des "Himmelsbildes" hervorgebracht worden, sondern durch ganz andere Motive, die teils viel mehr äusserlicher, materieller teils viel mehr innerlicher, idealer Art gewesen sind. — Die Zerstörung des alten Weltbildes hat erst nach und gänzlich unabhängig von der religiösen und moralischen Reformation stattgefunden, — und zwar, wie der Verf. mit Recht sagt, weniger durch Copernicus als durch Giordano Bruno, "der zuerst den Gedanken aussprach, dass der Fixsternhimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildet." Damit war die Schale des Welteneies zerbrochen. "Und hinaus stürzte der gefangene Menschengeist verwirrt, begeistert; neugeboren in die grosse wunderbare Welt, wo alles fremd, eisig fremd war." (S 254) Dies ist nun in der That eine gründliche Zerstörung der alten Weltanschauung, und, wenn der Fundamentalsatz des Verf. richtig ist, so muss sie eine ebenso vollständige Zerstörung der bisherigen moralischen und religiösen Lebensanschauung nach sich ziehen. Lund versichert uns denn auch, dass diese Folge unvermeidlich sei. "Die alte Periode in der Entwickelung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue und unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. — Mit geblendetem Blicke starren wir vorwärts." Und mit bewegten Worten verkündet der Verfasser, was er in der Zukunft gewahrt: Die Lehre von der Welterlösung durch Gottes Sohn, der Glaube an den Teufel und die Hölle, der Glaube an den alten Gott und seinen Himmel, Alles dies findet in der neuen Welt keine Stätte mehr, Alles dies ist unrettbar dem Untergange verfallen. Wir suchen den alten lieben Gott vergebens in der unendlichen Welt; und "wenden wir uns dann zu Gottes Offenbarung in uns selbst, so erleben wir eine neue Enttäuschung. Denn es wird sich schnell zeigen, dass alles was der Mensch von Gott zu wissen glaubt, nur ein Spiegelbild des Menschen selbst" (S. 267) "nur eine wechselnde Bildung seines eigenen Bewusstseins" ist (S. 268). "Es ist die grösste menschliche Noth, seinen Gott zu verlieren, gerade während man ihn am bittersten nöthig hat." (S. 268) "Der Aufenthalt in der reinen Luft der Unendlichkeit ist für uns nur Leere, Schmerz, Tod. So erscheint als das höchste und einzige Vorrecht des heutigen Menschen das Recht zu verzweifeln." (S. 268) — Und dies wäre die Zukunft, die unvermeidliche Zukunft? — Lund weist auf zwei Heilmittel hin: "unser Bewusstsein ist mit zwei merkwürdigen Kräften ausgerüstet, der Kraft zu vergessen, und der Kraft zu glauben und zu hoffen." (S. 269) Mit der Kraft zu glauben, gewiss! Und in dieser Kraft liegt nicht bloss die Gewähr dafür, dass sich die Menschheit aus jenem Abgrunde der Gottverlassenheit erheben werde, sondern noch mehr, dass sie niemals in ihn versinken wird. Glaube ist das innere Gefühl, in dem sich uns das Dasein metaphysischer "Dinge" ebenso unmittelbar, ebenso unbeweisbar, und ebenso unwiderleglich offenbart wie in der äusseren Wahrnehmung das Dasein der natürlichen

Erscheinungen. Wer in diesem Sinne an Gott glaubt, dem ist Gott gegenwärtig, gleichviel, ob er den Himmel auf den Bergen ruhend wähnt oder hinter der Wölbung einer Fixsternsphäre, oder ob er weiss, dass es keinen "Himmel" im unendlichen Raume gibt. Diese innerste Erfahrung ist die Lebensquelle des Wesentlichen in der Religion, des Gottesbewustseins, das von jeder äusseren Anschauungsform unabhängig ist und deshalb durch eine Veränderung des räumlichen Weltbildes weder gestört noch gar zerstört werden kann. Wir stossen immer wieder auf den Grundfehler des Buches: Die Überschätzung des Äusseren und die Unterschätzung des Inneren. — Alle jene bangen Fragen, die Lund am Schlusse erhebt, sind in Wahrheit schon längst gelöst worden, durch die Antwort, die Jesus der Samariterin gab: "Gott ist Geist; und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Es wäre ungerecht, dieses Werk vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus zu beurtheilen. Denn es ist nicht sowohl die kühle Arbeit eines streng objektiven Forschers als vielmehr das Bekenntnis eines tief und warm fühlenden Menschen; es ist nicht bloss gedacht, sondern erlebt. Jedes Wort glüht und bebt von lebendiger Empfindung. Und eben darin liegt der eigentliche Wert des Buches. Wenn es etwas gibt, das der Verstand allein niemals ganz erfassen und würdigen kann, so ist es die Weltanschauung in ihren verschiedenen Formen. Denn diese wurzeln eben nicht nur im Kopfe sondern in dem ganzen Menschen; und sie können infolgedessen niemals völlig im wissenschaftlichen Sinne "erkannt" sondern sie müssen gefühlt und erlebt werden. Die seltene Gabe, "sich in den Geist der Zeiten zu versetzen," eignet Lund im höchsten Maasse; und wir wollen uns die Freude an ihren Früchten wahrlich nicht durch einzelne Mängel verkümmern lassen. Gerade weil ich meine Bedenken gegen die Ansichten des Verfassers — und sie sind nicht alle leicht — mit voller Deutlichkeit ausgesprochen habe, gerade deshalb bekenne ich hier zum Schlusse, dass mir sein Buch trotz alledem einen Genuss gewährt hat, den ich möglichst Vielen wünsche.

Freiburg i. B. Ernst Grosse.

Robertson-Smith W. Die Religion der Semiten. Autorisierte deutsche Übersetzung aus dem Englischen nach der zweiten Auflage der "Lectures on the Religion of the Semites" von Dr. R. Stübe. Mit 13 Abbildungen im Text, einem Vorwort von Prof. D. E. Kautzsch und einem Anhang. Freiburg i. B. Mohr (Paul Siebeck) 1899. XX u. 372 S. 10 M.

Das Werk des 1894 verstorbenen Cambridger Semitisten Robertson-Smith ist nicht nur das einzige, das sich mit oben genanntem Gegenstande befasst, sondern es ist auch ausgezeichnet durch seine Gediegenheit. Es erwarb sich, als es vor 11 Jahren erschien, sofort die Hochschätzung der Fachleute, und mit Freude begrüssen wir es, dass jetzt eine deutsche Übersetzung erschienen ist, die zugleich dafür Sorge trägt, dass das Buch auf der Höhe der Zeit steht, wie sie denn auch mancherlei redaktionelle Verbesserungen aufweist. Der Inhalt darf weit über den Kreis der Semitisten hinaus Beachtung beanspruchen sowohl wegen der zahlreichen allgemein-religionswissenschaftlichen Bemerkungen als wegen der Anregung, die das Studium der semit. Religionen an sich schon bietet. Einem einleitenden Kapitel folgt ein Kapitel über das Verhältnis der Gottheit

zu ihren Verehrern, ein weiteres über das Verhältnis der Gottheit zu den Naturdingen, zwei Kapitel über das Verhältnis des Menschen zu den heiligen Städten und sechs Kapitel über Opfer. Ein Anhang behandelt das Schafopfer im Kultus der kyprischen Aphrodite (Die anderen 11 "additionel notes" des Originals sind jetzt in den Text des Buches hineingearbeitet). Ferner ist ein Verzeichnis der Bibelstellen und ein sehr detailliertes Register beigegeben. Das Werk kann als zuverlässiger und verständlicher Führer warm empfohlen werden.

Freiburg i. B. **Reckendorf.**

Wechssler E. Giebt es Lautgesetze? S.-A. aus: Forschungen zur romanischen Philologie. Festgabe für Hermann Suchier. Halle Niemeyer 1900. 190 S. 8⁰. 5 M.

Von dem Kampf um die Lautgesetze der einst so heiss entbrannt war, ist es still geworden. Mögen die Forscher auch in der Theorie verschiedener Ansicht sein, in der Praxis befolgen sie alle den gleichen Weg. Ausnahmen von den Lautgesetzen werden nur dann anerkannt, wenn man sie zugleich zu erklären versucht. Dass aber gerade die Theorie einer erneuten Untersuchung bedarf, kann keiner bezweifeln, der sich ernsthaft mit dem Problem der Lautgesetze beschäftigt hat. Es ist vielleicht von guter Vorbedeutung, dass auf diesem Gebiet ein Forscher das Wort ergreift, dem die ganze Frage bis dahin ferngelegen hat, der auch kein Indogermanist, sondern ein Romanist ist, da ja gerade die romanischen Sprachen wertvolles Material für unser Problem liefern. Kommt dazu eine für dieses Problem unentbehrliche Schärfe des Denkens, eine exakte Kenntnis der Psychologie des Sprechens und eine reiche Kenntnis der Geschichte des Problems, so ist von vornherein manche Förderung zu erwarten. In der That zeigt Wechssler in seiner Schrift eine solche Reihe von Vorzügen, dass es ihm gelingt, das Problem nicht etwa ein kleines Stück nach vorwärts zu bewegen, sondern dass er gleich eine grosse Strecke zurücklegt. Ich habe selten eine Schrift gefunden, die einerseits so oft das ausspricht, wozu ich selbst gekommen war, andrerseits aber auch das, worüber ich noch im Unklaren war, so elegant und sicher löst. Über eine ganze Reihe von *i* setzt der Verfasser die richtigen Punkte. Freilich sind auch für den Leser der Schrift eine Reihe von Vorbedingungen nötig. Er darf sich nicht in solcher Unklarheit vom Leben der Sprache bewegen, wie sie in den ersten Kapiteln von Kretschmers Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache zu Tage tritt.

Um allen Unklarheiten vorzubeugen schafft sich der Verfasser durch eine Reihe allgemeiner, allerdings nicht wesentlich neuer Auseinandersetzungen, die unentbehrliche Grundlage für das folgende, er gibt dann eine Geschichte des Begriffes Lautgesetz, um schliesslich zu seinem eigentlichen Problem zu gelangen. Dies ist viel weiter als der Titel vermuten lässt. Er formuliert die folgende Vorfrage: "Aus welchen Ursachen und in welcher Weise haben die Bewohner des Imperium Romanum den Lautbestand des ihnen von den römisch-italischen Kolonisten überlieferten Latein in Raum und Zeit derart abweichend reproduziert, dass sich daraus als schliessliches Resultat der Lautbestand der heutigen romanischen Sprachen ergab? Gelangen wir hier ans Ziel, so lässt sich die Laut-

gesetzfrage beantworten: wenigstens für diesen einen, der Prüfung besonders gut zugänglichen Fall und für die idg. Sprachen überhaupt". Auf diese Frage gibt er die Antwort, die ich für die idg. Sprachen schon IF. 4, 36 kurz skizziert habe, d. h. er erklärt die verschiedenen romanischen Sprachen aus Sprachmischung. Wenn der Verfasser auch noch nicht im Stande ist, diese Ansicht in allen Punkten streng zu beweisen, so führt er doch den Nachweis, dass wir überall, wo wir die heute verschiedenen romanischen Sprachen finden, in früherer Zeit verschiedene Völker antreffen. Wäre es dem Verfasser möglich gewesen, eine ethnologische Karte des alten Europa seinem Buche mitzugeben, und eine Karte der modernen romanischen Dialekte, vielleicht auf durchsichtigem Papier, so würde man recht deutlich sehen, wie sich die Gebiete der alten Stämme und der heutigen Dialekte im Grossen und Ganzen decken. Natürlich muss man darauf verzichten, einzelne Lautveränderungen der modernen Dialekte aus den Eigentümlichkeiten der alten Sprache zu erklären. Denn die einzelnen Lautübergänge sind nicht das wesentliche, das sind vielmehr eine Reihe von Faktoren, die sich graphisch nicht darstellen lassen. Diese Faktoren hat der Verf. ausführlich behandelt. Das erste ist die Artikulationsbasis. Verschiedene Sprachen können verschiedene Artikulationsbasis haben. Wird bei der Sprachannahme die eigene Artikulationsbasis beibehalten, so wird die Sprachentwicklung im Laufe der Zeit eine andere Richtung annehmen, die vielleicht erst nach Jahrhunderten klar in die Erscheinung tritt. Der zweite Faktor ist der Akzent. Hier gibt der Verfasser zunächst eine neue Definition des Begriffes 'Akzent', die auf Fr. Saran zurückgeht. "Sprachakzent ist die Gliederung des phonetischen Phänomens, soweit sie rein durch das Mittel der Artikulation vollzogen wird." Diese Gliederung wird hergestellt durch das Zusammenwirken folgender Faktoren: 1. Tonhöhenabstufung (= musikalischer Akzent), 2. Abstufung der Zeiten (Quantitätsunterschiede), 3. Abstufung der Stärken (exspiratorischer Akzent), 4. Reihenfolge der Laute (Anordnung der Laute nach der Schallfülle), 5. Die Silbenartikulation (dazu gehört die Silbentrennung), 6. die wechselnde Stimmverwendung. Sobald sich einer dieser Faktoren ändert, muss die Entwicklung eines Dialektes in ganz anderen Bahnen verlaufen. Verf. führt dies im einzelnen am Romanischen durch. Jede andere Sprache hätte ihm auch Beispiele geliefert. Ich erinnere hier nur an das Germanische. Das Wesentliche am germanischen Sprachcharakter ist wohl der Übergang der idg. wesentlich musikalischen Betonung in die exspiratorische. Man kann versuchen darauf eine ganze Reihe von Erscheinungen zurückzuführen. Die Lautverschiebung dürfte veranlasst sein, durch den Übergang von ungespannten Lösungslauten in gespannte Explosivlaute (vgl. Sievers Phonetik), der durch den neuen Akzent veranlasst war. Die Abhängigkeit des Vokalismus von dem Akzent ist ganz klar. Aber selbst der Umlaut, die Brechungen könnten mit dem Akzent in Zusammenhang stehen, was im Einzelnen hier auszuführen unmöglich ist. Auch im Slavischen zeigt sich ein allgemeines Gesetz, das man unter 4. stellen kann. Die Anordnung der Laute nach der Schallfülle weicht im Slavischen von der der übrigen Sprachen ab. Daher haben wir offene Silben, *or*, *ol*, *on*, *om* werden durchgehends verändert usw. Die Folgerungen aus Wechsslers Ausführungen zu ziehen, erfordert für jede einzelne Sprache besondere Schriften, die erst einmal den allgemeinen phonetischen Charakter jeder Sprache feststellen müssten. Weitere allgemeine Faktoren der Sprachentwicklung, aber von untergeord-

neter Bedeutung sind die Assimilation, die Epenthese, Metathese, Sprachsilben, Dissimilation. Sie hängen z. T. sicher von dem Akzent ab.

Weiter behandelt Wechssler dann den Begriff der Kultursprachen, die Privatsprachen, und schliesslich die Frage: "Gibt es Mundarten?" Auch hier antwortet der Verf., worin ich ihm durchaus beistimme: Es gibt Mundarten und Mundartengrenzen. Freilich mit Hülfe unserer Kartenwerke werden wir diese Grenzen nicht immer festlegen können, aber man braucht nur einmal die Mundarten wirklich zu hören, um an Grenzen zu glauben. Dass sich in den Grenzgebieten in verschiedenen Fällen Mischdialekte entwickeln können, ist nicht wunderbar, aber nichts ursprüngliches.

Und aus alledem folgt dann fast ganz von selbst die Beantwortung der Frage: "Gibt es Lautgesetze?" Die Antwort kann nicht anders wie: ja ausfallen, worin wir dem Verf. vollständig beistimmen. Überall wo wir Sprachübertragung finden, werden wir auch allgemeine ausnahmslose Lautgesetze treffen. Und mit Sprachübertragung und Sprachmischung haben wir in viel höherem Masse zu rechnen, als gemeiniglich geschieht. Denn selbst innerhalb enger Grenzen finden Wanderungen und Mischungen statt.

Wer Wechssler gelesen hat, wird nun auch zum ersten Male verstehen, wie sich Lautgesetze über ein grosses Gebiet ausdehnen können. Bei der Paulschen Anschauung, die vom Individuum ausgeht, war mir das unverständlich. Der Verkehr, den man zur Erklärung herangezogen hat, hat das nicht zu Wege bringen können. Jetzt sehen wir klar, dass gewisse Lautveränderungen, die auf einem grossen Gebiet nach einander auftreten, wie etwa der germ. *i*-Umlaut, der Übergang von *ē* zu *ā*, bedingt sein können durch Ursachen, die vielleicht Jahrhunderte zurückliegen. Alles in allem genommen, so ist das Studium der Wechsslerschen Schrift für jeden, der in die wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft tiefer eindringen will, unentbehrlich.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Grammont M. La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et les langues romanes. Dijon, Imprimerie Darantiere 1895. 216 S.[1]).

Gr. hat sein Buch seinen Lehrern: Bréal, de Saussure, d'Arbois de Jubainville, Joh. Schmidt, Thurneysen gewidmet. Antoine Meillets gedenkt der Verfasser S. 8 noch mit besonderer Dankbarkeit als Altersgenossen und Freundes. "Pour se faire une méthode personelle, le meilleur paraît être dès lors de combiner par une sorte d'éclectisme celles des différents maîtres.

Man besitze, sagt Gr. S. 9 "avec ces deux mots assimilation et dissimilation un moyen infaillible d'écarter quantité de faits dont ne rend compte aucune loi connue. Mais un mot n'est qu'une étiquette, ce n'est pas une explication". Gr. geht also darauf aus, inbezug auf die Dissimilation statt eines Wortes, einer Aufschrift, eine Erklärung zu finden und die Gesetze, unter denen die Erscheinung eintritt.

1) Vgl. die Anzeige von Meyer-Lübke im Literaturblatt für germ. u. roman. Philologie 1896 Sp. 409.

Gr. erklärt, dass seine Gesetze (lois) bloss Möglichkeiten sind: elles sont la formule suivant laquelle la dissimilation se fera, si elle se fait (S. 15). Der Aufzählung seiner Gesetze schickt Gr. zur Erklärung folgende Schlüsse, zu denen er kam, voraus.

1. Damit ein Phonem ein anderes dissimilieren könne, ist notwendig, dass beide ein oder mehrere gemeinsame Elemente haben.

2. Dissimilation liegt dann vor, wenn eines der beiden Phoneme Ursache ist, dass das andere eines oder mehrere der gemeinsamen Elemente verliert.

3. Die Dissimilation schafft keine neuen Phoneme d. h. der betreffenden Sprache unbekannte: wenn die Summe von Elementen, die von dem angegriffenen Phonem übrig bleiben, nicht ein vorhandenes Phonem ergeben, so tritt das nächst verwandte Phonem der Sprache als Ersatz auf. Wenn die übrigbleibenden Elemente nicht genügen um ein Phonem zu ermöglichen, so fallen sie mit oder ohne Kompensation aus.

4. Die Dissimilation ist im allgemeinen eine teilweise, sie kann nur dann eine gänzliche sein, wenn das dissimilierte Phonem zu einer "kombinierten Gruppe" (groupe combiné) gehört oder implosiv ist.

5. Die Dissimilation unterbleibt, wenn die Etymologie der verschiedenen Teile des Wortes für den Sprechenden klar ist.

Die von Gr. gebrauchten termini erklärt er folgendermassen.

Groupe combiné ist ihm jede Konsonantengruppe, die in einer und derselben Silbe vokalischen Elementen vorausgeht oder folgt. Wenn eine Konsonantengruppe nicht combiné ist, so ist sie durch den Silbeneinschnitt zertrennt.

Consonne combinée ist jeder in einer kombinierten Gruppe befindliche Konsonant.

Ein implosiver Konsonant ist jeder, occlusiv oder nicht, der eine Silbe abschliesst (termine) und dem Silbeneinschnitt vorausgeht. Eine kombinierte Gruppe kann implosiv sein.

Ein explosiver Konsonant ist jeder, ob occlusiv oder nicht, der eine Silbe beginnt; eine kombinierte Gruppe kann explosiv sein. — (Zu den beiden letzten Punkten erklärt Gr. in einer Anm., es sei nicht unstatthaft die Ausdrücke implosif und explosif auch auf die Dauerlaute (consonnes continues) anzuwenden: Les phénomènes sont en somme les mêmes que pour les momentanées: aux occlusions de ces dernières correspond un resserrement buccal lorsqu'il s'agit des premières).

Ein angelehnter Konsonant (consonne appuyée) ist jeder explosive Konsonant, der unmittelbar einem implosiven folgt. Eine kombinierte Gruppe kann angelehnt sein.

Die Gesetze, welche Gr. für die Dissimilation aufstellt, sind folgende.

I. Gesetze, die von dem exspiratorischen Akzent (accent d'intensité) abhängig sind. Regressiv oder progressiv.

1. Gesetz. Betonter implosiver Konsonant dissimiliert unbetonten implosiven Konsonanten. Vgl. ahd. *turtiltûba* zu lat. *turtur*, frz. *héberge* zu ahd. *heriberga*.

2. Gesetz. Das zweite Element einer betonten kombinierten Gruppe dissimiliert das zweite Element einer unbetonten kombinierten Gruppe. Vgl. ital. *propio* zu lat. *proprius*. — Att. δρύφακτος aus *δρυφρακτος. — Lat. *fratrem* hat sein *r* erhalten wegen nom. *frater*.

3. Gesetz. Betonter angelehnter Konsonant dissimiliert unbetonten angelehnten (S. 32). Gr. gibt als Beispiel bloss hom. βλωθρός = *βρωθρός.

4. Gesetz. Betonter kombinierter Konsonant dissimiliert einen intervokalischen Konsonanten. Span. *pelegrino*, ahd. *piligrim*. — Griech. φλαῦρος = *φλαυλος. — Lit. *Grýgalis* = *Gregorius*.

5. Gesetz. Betonter kombinierter Konsonant dissimiliert unbetonten implosiven. Ital. *albitrare*.

6. Gesetz. Betonter implosiver Konsonant dissimiliert betonten angelehnten Konsonanten. Fälle sind sehr selten. Frz. *Sorlin* = *Saturnīnus*.

7. Gesetz. Betonter implosiver Konsonant betonten kombinierten. Ahd. *bior* 'Bier' = **breura*.

II. Gesetze, die nicht vom exspiratorischen Akzent abhängen. Regressiv oder progressiv.

8. Gesetz. Angelehnter explosiver Konsonant, kombiniert oder nicht, dissimiliert einen explosiven intervokalischen. Vulg. lat. *coliandru* = *coriandrum*. Wenn Gr. vulg. lat. *cinque* = *quinque* hieherstellt, so meint er wohl Stellung des Wortes im Satze nach Vokal, bei vulg. lat. *radu* = *rarum* Stellung nach Konsonant. Griech. Χαλάδριοι von Χαράδρα, att. Ὀλυττεύς = *Ὀδυττεύς.

9. Gesetz. Kombinierter angelehnter Konsonant dissimiliert kombinierten nicht angelehnten. Frz. *penre* = *prendre*.

10. Gesetz. Angelehnter nicht kombinierter Konsonant dissimiliert angelehnten, kombinierten. Griech. ἔκπαγλος aus *ἔκπλαγλος. Gr. nimmt zwischen γ und λ Silbeneinschnitt an.

11. Gesetz. Von zwei Konsonanten, welche durch den Silbeneinschnitt getrennt sind, dissimiliert der explosive den implosiven. Ital. *alma* = *anima*, an. *nafn* got. *namn-*.

12. Gesetz. Von zwei durch einen occlusiven Konsonanten geschiedenen Konsonanten dissimiliert der explosive den implosiven. Vulg. lat. *veltragus* = gall. *vertragus*, span. *Beltran* = *Bertrand*, prov. *albre* = frz. *arbre*, lat. *posco* = **prcscō*, griech. διδάσκω = *διδακσκω, lat. *discō* = *di(d)cscō*.

13. Gesetz. Angelehnter Konsonant dissimiliert implosiven nicht betonten. Mhd. *reigel* von *reiger* 'Reiher'.

14. Gesetz. Implosiver Konsonant dissimiliert intervokalischen. Vulg. lat. **armolacia* = griech. ἁρμορακία, lit. *érkelis* 'Erker', ahd. *martolōn* = *martorōn*.

15. Gesetz. Implosiver Konsonant dissimiliert unbetonten kombinierten. Frz. *Flobert* aus **Frobert* = *Frōdbert*, spätlat. *fragellum* = *flagellum*.

16. Gesetz. Intervokalischer Konsonant dissimiliert kombinierten unbetonten. Ital. *Federico* — Friedrich, frz. *Frédéric*, griech. μάραθον aus μάραθρον 'Fenchel'.

III. Gesetze, die nicht vom exspiratorischen Akzent abhängig sind — immer regressiv.

17. Gesetz. Von zwei intervokalischen Phonemen wird das erste dissimiliert. Altit. *astrolomia* = *astronomia*, mhd. *enelende* von ahd. *elilendi*, lat. *caeruleus* von *caelum*.

18. Gesetz. Von zwei angelehnten unbetonten Konsonanten wird der erste dissimiliert. Keine Beispiele.

19. Gesetz. Von zwei kombinierten unbetonten Konsonanten wird der erste dissimiliert. Griech. θιπόβρωτος von θριπόβρωτος 'wurmstichig'.

20. Gesetz. Von zwei unbetonten implosiven Konsonanten wird der erste dissimiliert. Frz. *héberger*.

Jedem dieser 20 'lois' folgt ein Kommentar, welcher die Behandlungsweise in übersichtlichen Formeln zusammenstellt. So sagt z. B. Commentaire I (zu Gesetz 1):

r—r zu { *l—r* ou *r—l* / *n—r* ou *r—n* / *O—r* ou *r—n* }
l—l zu { *r—l* ou *l—r* / *n—l* ou *l—n* }
n—n zu *l—n* ou *n—l*
n—m zu (*l—m* ou) *r—m*

S. 88 bringt eine Observation générale. Wenn ein Wort den Gesetzen der Dissimilation sich entziehe, so geschehe dies, weil eines seiner verschiedenen Elemente für den Sprecher klar sei. Frz. *Christofle*, *Christophe*, span. *Cristobal*, ital. *Cristofano* = *Christoforu* habe sein *r* bloss wegen *Christ*, *Cristo* erhalten, ital. *Cristofano* sei nach *Stefano* gebildet. Ahd. *mûlberi* widerspricht dem Gesetz XIV, das *r* bleibt an zweiter Stelle erhalten wegen der Klarheit des allbekannten Wortes *beri*. Für κεφαλαργία erwartet Gr. *κεφαραλγία. Aber κεφαλή war zu sehr bekannt, als dass *κεφαρ- hätte entstehen können. Der Leser wird freilich fragen, ob αλγ- etwa weniger bekannt und klar war. Der Fall ist ein typischer bei den Deutungen Gr.s Ich habe den Eindruck, dass Gr. mehr erklären will, als man eben heute noch erklären kann.

Von S. 96—102 sind Tabellen zu finden, welche die Behandlungsarten der dissimilierten Laute darstellen.

Die Hauchdissimilation des Griechischen und Altindischen vergl. S. 103—107. Die Dissimilation ist regressiv: τίθημι, ἔχω, κάρχαρος, πενθερός, τριχός. Aber ion. κύθρη, κύθρος gegen att. χύτρα, χύτρος. Σχέσθαι (ohne Dissimilation) erklärt Gr. so, dass es eben in seinen Teilen klar war. Wieder muss man fragen, ob denn λύθητι nicht ebenso klar war? Ich denke, dass die lebendige griechische Verkehrssprache weit mehr Erscheinungsformen hatte als uns die Überreste, die doch immer nach einem gewissen Schema niedergeschrieben sind, zeigen. Schon die vorhandenen Unterschiede der schriftlichen Fixierung weisen darauf hin. Das θ von λύθητι soll erhalten worden sein, weil alle Personen des passiven Aorists und Futurs es hatten, während die Endung -θι auf die 2. Ps. Imp. beschränkt war. Warum haben aber ἴσθι, ἴθι, στῆθι u. a. es nicht zu erhalten vermocht? Kurz, die Rechnung ist keine so säuberliche, wie Gr.s Darstellung glauben machen will. Auf S. 106 sucht Gr. die von Osthoff aufgeworfene und mit einem allzu künstlichen "Gesetze" beantwortete Frage, was geschehe, wenn ein Wort drei oder mehr Aspiratae enthalte, zu erledigen. La question n'existe pas, sagt Gr., weil diese Bedingungen niemals in einem einfachen Worte vorkommen. Bei zusammengesetzten Wörtern aber entscheide die Klarheit der einzelnen Teile.

Gr. bespricht dann (S. 111 ff.) Erscheinungen, welche so aussehen, als ob sie aus Dissimilation hervorgegangen wären, aber durch Volksetymologie, Kontamination, Analogie entstanden sind. So ist πνεύμων aus πλεύμων nach πνέω, πνεῦμα gebildet. Lorsqu'un mot présente quelque ressemblance phonique ou sémantique avec un autre ou un groupe d'autres, il peut subir l'influence de cet autre de differentes manières (S. 111). Das ist ein vollkommen zutreffender Satz und die Sprechfehler beweisen jeden lieben Tag seine Richtigkeit[1]). Einige von Grammonts hier gegebenen Erklärungen kann ich allerdings nicht akzeptieren. Griech. φατρία für φρατρία scheint mir eine wirkliche Dissimilation zu sein, und nicht

1) Vgl. Versprechen u. Verlesen S. 71.

wie Gr. S. 123 will, eine von πατρία beeinflusste Form. Auch die Suffixvertauschungen, welche Gr. S. 127 ff. annimmt, befriedigen mich nicht immer; sie finden sich eben so oft gerade dort, wo man ein wirkliches Dissimilationsbedürfnis voraussetzen kann. Auch idg. **tisres* ist für Gr. keine eigentliche Dissimilation = **tri-sres*, er braucht dazu ein anderes Gesetz S. 134.

Am wenigsten befriedigen kann Gr.s Ausführung über die Reduplikation, was natürlich zum allergrössten Teil nicht seine Schuld ist, denn hier liegen Fragen vor, die wahrscheinlich niemals mehr zu beantworten sein werden. Er beschäftigt sich zuerst mit dem Problem von κελαινεφής aus *κελαινο-νεφης. Ich bitte hier seine Worte mit dem, was ich V. u. V. S. 182 ff. sagte, zu vergleichen.

Gr.s Arbeit sei allen Fachgenossen auf das wärmste empfohlen. Ich halte sie für eine der beachtenswertesten der letzten Jahre. Widersprechen muss ich der Grundauffassung Gr.s, dass nämlich seine Regeln — er nennt sie "Gesetze" — eintreten müssen, ich denke, man kann im besten Falle zu Regeln kommen, die zeigen, was geschehen k a n n, aber nicht m u s s. Wenn er S. 147 sagt, *κελαινο-νεφης n'a jamais existé, so halte ich das für ganz unwahr. Man wird lange genug gebraucht haben, bis man mit dem schwierigen Worte fertig wurde, aber ihm seine Existenz abzusprechen geht nur dann an, wenn man an Gr.s lois glaubt, was ich nicht thun kann. Gr. hat 20 Gesetze der Dissimilation aufgestellt; man möchte sagen, zwanzig Gesetze oder gar kein Gesetz ist ganz dasselbe, zumal man dort, wo Gr. nicht Dissimilation sondern andere Gründe sucht, nicht immer seiner Meinung sein muss. Gr. hat allerdings auch ein allgemeines Gesetz aufgestellt: La dissimilation c'est la loi du plus fort (S. 186). Das ist eine Redensart. Was macht einen Laut zum stärkeren? Ein Laut der tonstärkeren Silbe sei stärker als ein anderer, ein angelehnter stärker als ein nicht angelehnter. Ein Laut gegen das Ende des Wortes sei widerstandsfähiger als einer im Anfange (S. 184). Das letztere ist wiederum ganz f a l s c h u n d u n w a h r, und auch an das andere glaube ich nicht. Der Begriff "stärkerer" Laut ist undefinierbar. Grammont nennt den Laut, welcher dissimiliert, den stärkeren und sagt dann, es ist eben Wesen des stärkeren Lautes zu dissimilieren. Damit ist der schönste circulas vitiosus fix und fertig.

Ich habe mir selbst V. u. V. 159 die Frage vorgelegt, welche Laute sich beeinflussen können, ohne nebeneinander zu stehen, ich sprach von der Wertigkeit der Laute, und kam durch die Beobachtung der Momentanbildungen zum Schlusse, dass nur annähernd gleichwertige Laute das imstande sind. Der psychische Grund ist, dass eben nur ein mit dem zu sprechenden Laute gleichwertiger assoziiert wird und dann im Versprechen für jenen eintritt d. h. eintreten kann.

Aber gerade bei *r l m n* ist es schwer zu sagen, wann sie gleichwertig sind und wann nicht. Ich habe den Eindruck, dass sie unter Umständen auf einander wirken können, wo andere Laute das nicht imstande sind.

Ich befinde mich mit Gr. in doppeltem harten Widerspruche:

1. Ich finde, dass sich gerade gleichwertige Laute befehden und finde den Grund darin, dass gerade sie in assoziativen Verbindungen stehen. Gr. meint, der "stärkere" Laut überwinde den schwächeren, d. h. ein Laut der betonten Silbe dissimiliere den entsprechenden Laut der unbetonten Silbe. Vgl. seine Gesetze 1—7. Grammont scheint aber gar nicht zu merken, dass seine II. Reihe von Gesetzen (8—20), Gesetze, "die nicht vom exspira-

torischen Akzente abhängen" dieser Auffassung ganz und gar den Boden entzieht. Denn: Wenn es 13 "Gesetze" gibt, wo die Dissimilation möglich ist ohne die Wirkung des exspiratorischen Akzents, wer bürgt dann dafür, dass dieser die Ursache ist bei den 7 anderen "Gesetzen"?? Grammont sucht zwar auch ohne Akzent nach den Merkmalen des "stärkern" Konsonanten, er lehrt, ein "angelehnter" sei stärker als ein "nicht angelehnter". Das ist aber wieder nur dann glaublich, wenn man dem bildlichen Aufdruck "angelehnt" eine Realität zuspricht, die ihm durchaus nicht zukommt. Wer kann es glauben, dass das zweite ρ von Χαράδρα als "stärker" ein Χαλάδριοι hervorgerufen hat? Freilich kann man sagen, das zweite ρ von *Χαράδριοι muss das stärkere gewesen sein, denn sonst hätte es ja eben das andere nicht zu differenzieren vermocht. Aber das sind nur Worte, nichts als Worte!

Was soll man weiter sagen, wenn nach Gesetz 17 aus *astronómia* altital. *astrolómia* wird, zu lat. *caelum caerùleus*, beides in schlagendem Gegensatze zu der Wichtigkeit, welche Gr. dem Akzente zuweist? Ebenso θιπόβρωτος aus θριπόβρωτος, wo beide ρ in unakzentuierter Silbe stehen.

Wie kann man ferner Beispiele aus den verschiedensten indogermanischen Sprachen und den verschiedensten zeitlichen Entwicklungsstufen alle unter dem Gesichtspunkte des exspiratorischen Akzents auffassen, wo es doch zweifellos ist, dass der Akzent grossen nationalen und temporalen Schwankungen unterliegt?

2. Gr. spricht von "Gesetzen", nach denen die Dissimilationen sich also allenthalben vollziehen müssen. Ich glaube bis jetzt an solche nicht, denn alle Sprachen enthalten Wörter, welche dissimilationsfähig sind. Wir sagen noch immer "Friedrich", obwohl die Spanier *Fedrigo* daraus gemacht haben. Dass *-rich* noch etymologisch klar sei, oder "Heinrich" mitwirkt, wird wohl niemand ernsthaft glauben. Zu solchen Annahmen muss sich aber Gr. verstehen, weil er seine "Gesetze" retten will. So muss er S. 181 annehmen, dass man in lat. *purpura*, *carcer* noch die Reduplikation fühlte!

Ich glaube nur, dass die psychologischen Voraussetzungen aller Dissimilationen gesetzmässige sind, und dass aus den lebenden Sprachen sie mit Bestimmtheit durch den Sprechfehler nachgewiesen werden können, dass aber trotz dieser Regelmässigkeit der Antriebe doch die Dissimilationen nicht eintreten d. h. wenigstens nicht allgemein gültiger Sprachbrauch werden müssen.

Bei der Arbeit Gr.s macht mir das einen unangenehmen Eindruck, dass er zuviel Advokat ist, er gehört zu denjenigen die alles erklären können. Ich war erstaunt, wie ich plötzlich las, dass er nicht mehr imstande sei lois zu erlassen. Aber ich gestehe ihm gerne zu, dass er sein Thema gewiss nach Kräften vertieft hat. Am meisten hat es mich gefreut, dass auch er darauf kam, die lebende Sprache zu befragen und dass er sowie ich auf die Beobachtung des Versprechens, der Sprechfehler kam. Ich halte daran fest, dass uns dieses über die Fernwirkung der Laute, darunter die Laut- und Silbendissimilationen, über Kontaminationen (Assoziationen zwischen mitgedachten Wörtern), die unglücklich benannte Volksetymologie, und auch über die Analogiebildungen aufklären kann. Als Gr., nachdem er nur ganz kurze Zeit auf diese Dinge geachtet hatte, sein Manuskript mit den Worten versah: La question demande des recherches plus approfondies war sein Wunsch schon erfüllt, denn V. und V. war schon gedruckt, wenn auch noch nicht ausgegeben.

Ich hoffe, dass Gr. seine Forschungen auf diesem Gebiete

fortsetzen wird, wie ich die meinigen. Auf der Basis der Beobachtung der lebendigen Sprachen kann es nur zu übereinstimmenden Resultaten und Ansichten kommen. Gr.s Buch wird gewiss bei allen Arbeiten zu Rathe gezogen werden müssen und seine Regeln waren vielleicht notwendig, wenn auch nur um zu zeigen, dass man auf rein juristische Weise nicht zum Ziele kommen kann. Was Gr. geben zu können glaubte, ein einheitliches "Gesetz" für alle Fälle, entspringt einer grossen Selbsttäuschung. So weit werden wir vielleicht in einem Menschenalter sein, aber auch nur dann, wenn man es sich angelegen sein lässt die notwendigen Vorbedingungen, Beobachtungen an der lebenden Sprache, zu schaffen.

Wien, Mai 1897. R. Meringer.

Flensburg N. Studien auf dem Gebiete der indogermanischen Wurzelbildung, semasiologisch-etymologische Beiträge. I. Die einfache Basis *ter-* im Indogermanischen. Lund Möller 1897. XI u. 115 S. Lex. 8⁰. 2,60 M.

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Wurzel *ter-* (in ai. *tárati*, griech. τείρω, lat. *tero* usw.) nebst deren zahlreichen Weiterbildungen in einer Reihe von Monographien zu behandeln. Jetzt liegt uns der erste Teil dieser Studien vor, worin die einfache Wurzel *ter-* ausführlich besprochen wird. In den einleitenden Bemerkungen hebt Verf. die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen besonders für die bisher etwas vernachlässigte indogerm. Bedeutungslehre hervor. Hierin stimme ich ihm vollkommen bei.

Den Stoff hat Verf. in folgender Weise geordnet. Zunächst verteilt er, vom Altindischen ausgehend, die Bedeutungen der Wurzel auf zwei Hauptkategorien: a) die Grundbedeutung ist intensiv-iterativ: (sich) hin und her, eilig oder unstät bewegen; b) die Grundbedeutung ist perfektiv: hinüber-, hindurch- oder hervor-dringen (-drängen). Über die besonders in den europäischen Sprachen hervortretenden Bedeutungen wird kurz bemerkt (S. 4): "Aus dem Grundbegriffe des Hinundherbewegens entwickeln sich leicht die je nach verschiedenen Objekten wechselnden Nuancen des Reibens, Bohrens, Drehens, Stossens u. a. m." Dann geht Verf. zu einer ausführlichen Erörterung mehrerer einzelnen, der Wz. *ter-* angehörigen Bildungen über, die ihm in morphologischer oder semasiologischer Hinsicht interessant erscheinen: u. a. ai. *túra-* und *turá-*; *tārá-* 'durchdringend', *tāras* 'Sterne' im Verhältnis zu griech. τορός, τηρο- (in τηρέω), hom. τείρεα usw.; ai. *tirás*, das mit griech. τέρας verglichen wird, und lat. *trans* mit Verwandten, zu denen auch *testis*, osk. *tristaamentud* gehören sollen; griech. τράμις, aisl. *þarmr*, ahd. *daram* 'Darm', die zu aisl. *þrǫmr* 'äusserster Rand', griech. τέρμα, τέρμων, lat. *terminus*, *termo* in nächste Beziehung gestellt werden (auch τερέβινθος τέρβινθος τέρμινθος τρέμινθος zieht Verf. hierher); griech. τέρθρον, ai. *tīrthá-*; osk. *teerúm*, air. *tír* im Verhältnis zu lat. *terra*; ai. *tṝṇa-*, got. *paúrnus* usw. Bisweilen wird der Gang der Untersuchung durch längere Exkurse unterbrochen, z. B. über die griechischen Adjektiva auf -νης, wobei τρανής als Ausgangspunkt dient (-νης soll auf die Wz. *nes-* in νέομαι zurückgehen). Zum Schlusse (S. 90 ff.) stellt Verf. das einschlägige Sprachmaterial, insofern es nicht im vorhergehenden Teil schon berücksichtigt worden ist, übersichtlich zusammen. Hieran knüpfen sich einige Bemerkungen über den letzten Grund des in der fraglichen

Wurzel hervortretenden Wechsels zwischen perfektiver und imperfektiver Bedeutung. Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, dass die Wurzelform *terə*, sowie im allgemeinen die *Sēṭ*-wurzeln, ursprünglich perfektive, dagegen die Wurzelform *tere*, sowie im allgemeinen die *Aniṭ*-wurzeln, ursprünglich imperfektive Aktionsart bezeichnet hätten. Im Altindischen sei erst sekundär im Verbalsystem der Wz. *tar-* die perfektive Bedeutung verallgemeinert worden. Im Anschluss hieran wird auch vermutet, dass der Typus *tr̥ré* oder *tᵉré* (ai. VI. Kl.), welcher formell der *Aniṭ*-reihe, begrifflich aber der *Sēṭ*-reihe näher steht, in Anlehnung an ein betontes Adverb entstanden sei (**pro tr̥reti* aus **pró terèti*); Quelle der perfektiven Bedeutung sei das Präverbium. — Den Schluss bildet ein Wortregister.

Wie vielleicht z. T. schon aus dem eben gegebenen, kurzen Referate zu ersehen ist, wären in der Disposition etwas grössere Klarheit und strengere Planmässigkeit erwünscht gewesen. Was den Inhalt des Buches betrifft, so ist zunächst anzuerkennen, dass Verf. bei seiner Untersuchung sorgfältig die neuere Litteratur herangezogen hat. Auch werden mehrere neue Kombinationen geboten. Diesen gegenüber muss ich mich aber im allgemeinen ablehnend oder zweifelnd verhalten. Die Beweisführung scheint an manchen Stellen wenig überzeugend, da auch ziemlich nahe liegende Einwände unberücksichtigt gelassen werden. Es mögen einige kritische Einzelbemerkungen folgen, hauptsächlich um das Gesagte zu beleuchten.

S. 12 ff. sucht Verf. in ausführlicher Auseinandersetzung zu beweisen, dass ai. *tārá-* nicht mit griech. τορός, sondern mit τηρο- (in τηρέω) zusammenzustellen sei. M. E. lässt sich in dieser Frage nichts entscheiden, wenn man, wie es Verf. thut, mit Brugmann annimmt, dass idg. *o* in offener Silbe zu ar. *ā* wurde. Denn warum muss *tārá-* dieselbe Lautstufe wie N. Pl. *tā́ras* enthalten? Kann nicht das Altind. *toro-* neben *tōr-* oder *tēr-* ererbt haben? Übrigens wäre zu erwägen gewesen, ob nicht das τ in τηρέω aus *qᵘ̯* entstanden ist, vgl. aksl. *čają* und s. jetzt Brugmann Grundr.² 1, 592. — S. 36 wird griech. τέρας 'Wunder' mit ai. *tirás* 'durch' verknüpft Grundbedeutung des griech. Wortes sei etwa 'Überschreitung des natürlichen Masses'. Diese Deutung, an die auch andere gedacht haben, ist vielleicht möglich, obwohl keineswegs sicher. Wenn Verf. aber in lat. *monstrum* eine Bedeutungsparallele finden will und das lat. Wort von *monere* loszureissen wagt, um es zu *eminere*, *mentum*, *mons* zu stellen (*monstrum* a. **mont-trum* soll eigentlich 'etwas über das gewöhnliche Mass sich erhebendes', *monstrare* 'hervorheben, hervorragend machen' bedeutet haben), so geht er entschieden irre. Verf. scheint sonderbarerweise die Möglichkeit der Bedeutungsentwicklung: 'Weisung, Zeichen, Wunderzeichen, Ungeheuer, widernatürliche Erscheinung' zu bezweifeln. Ich möchte ihn darum an lat. *ostentum* erinnern. Dies Wort kann sich auch auf das 'über das gewöhnliche Mass sich erhebende' beziehen, hängt aber dennoch mit *ostendere* 'zeigen' zusammen. Übrigens vgl. lit. *rodýklė* (zu *rōdyti* 'zeigen') = 'Zeiger an der Uhr, Wegweiser', aber auch 'Monstrum, Ungeheuer'. Über das Suffix *-stro-* im Lateinischen und Germanischen vgl. Osthoff KZ. 23, 313 ff. — Das vielumstrittene lat. *trans* wird als Mischform von **trās* a. **tr̥̄s* (vgl. ai. *tirás* usw.) und *trām* a. **tr̥̄m* gedeutet (S. 65 ff.). Wo findet sich aber eine Präpos. *trām*? Nach Verf. in *trāmes* 'Querweg' (*trām-it-*). Mir ist jedoch die alte Erklärung viel wahrscheinlicher, nach welcher *trāmit-* a. **trans-mit* entstanden ist: *mi-t* lässt sich mit *mi-ta* in *sē-mita* ver-

binden und weiterhin zu *meare*, sl. *mi-* 'praeterire' stellen. Mit griech. τράμις in der Bed. 'Gegend zwischen After und Scham' hat *trāmes* gewiss nichts zu thun. In *tarmes* 'Holzwurm' glaubt Verf. ein *tarm* 'durch' erkennen zu dürfen (*tarm-it-* 'qui transit'). Offenbar beruht das Wort aber auf einem *tar-mo-* 'bohrend'. — Die Wörter für 'Darm' : aisl. *þarmr*, ahd. *daram* usw. hat Verf. m. E. nicht richtig beurteilt (S. 68 f.). Gewiss ist die Grundbedeutung nicht 'das Äusserste', sondern 'Loch, Durchgang'. Vgl. τράμις · τὸ τρῆμα τῆς ἕδρας (dann auf den After mit Umgegend übertragen = ὄρρος und 'der enge Raum zwischen After und Scham'), ferner nkymr. *cwther* 'After, Mastdarm' : κύσθος 'Höhlung', lat. *hīra* 'Leerdarm' zu *hīsco* (nach Danielsson)[1]) und ὀρύα 'Darm', das ich mit lit. *ùrva* 'Höhle' zusammenstellen möchte (vgl. noch ὀρύ-σσω). — Das Suffix *-men-* in τέρμα, τέρμων, lat. *terminus*, *termo* usw. soll nach Verf. mit dem Superlativsuffix *-mo-* in nahem Zusammenhang stehen (S. 70 f.). Aber wenn auch die genannten Wörter 'das Äusserste' bezeichnen, so braucht doch im Suffixe nichts Superlativisches zu liegen (vgl. z. B. πέρας). Verf. glaubt auch das Superlativsuffix *-tho-* = ai. *-tha-* im Griechischen wiedergefunden zu haben, nämlich in τέρθρον, das mit ai. *tīrthá-* zusammengestellt wird, und ausserdem in λοῖσθος 'der letzte'. Dem ai. Superlativsuffix *-tha-* entspricht aber sonst griech. -το- (ai. *caturthás* = griech. τέταρτος τέτρατος, ai. *-iṣṭha-* = griech. -ιστο-). Griech. λοῖσθος (zu lit. *léidżu* 'lasse', vgl. *letzt* : *lassen*) kann aus **loi̯d-dhos* erklärt werden. Die Superlativbedeutung ist aus der Wurzel ohne weiteres verständlich. Griech. τέρθρον ist natürlich mit dem Suffix *-dhro-* gebildet. Man kann es hinsichtlich der Ableitung mit μέλα-θρον ('das Höchste') vergleichen. Dass in diesem Wort θ suffixal ist, beweist das, wie ich meine, damit zusammengehörige aksl. *iz-molěti* 'eminere'; zugleich aber lehrt ai. *mūrdhán-*, dass θ aus *dh* entstanden ist. Das *-tha-* in *tīrthá-* ist von dem in *ukthá-*, *nīthá-* usw. nicht verschieden. — Verf. scheint nicht beachtet zu haben, dass es neben der von ihm behandelten Wz. *ter-* 'durchdringen, bohren, reiben' ein *ter-* = *ster-* 'starr sein; starr, spitz hervor- oder emporragen' (στερεός, στόρ-θη, στόρ-θυγξ usw.) gibt. Zu diesem können die S. 85 ff. behandelten Wörter gehören: ai. *tṛ́ṇa-* 'Gras, Kraut, Halm', got. *þaúrnus* 'Dorn' (eig. 'Spitze'), air. *trāinin* 'kleiner Grashalm' usw. Zu vergleichen sind nämlich, wie ich glaube: preuss. *stranibo* 'Stoppeln' (Berneker Die preuss. Sprache 324), aksl. *strъnъ* 'Halm' neben lat. *turio* 'Trieb, Spross, Zweig', viell. air. *tuirenn* 'Weizen'; ferner an. *stor-đ* 'Gras, grüner Stengel' und mit anderer Ableitung mhd. *stur-z-el* 'Strunk, Stengel'[2]) neben den Gewächsnamen griech. τόρ-δ-υλον, norw. *tor-t* (vgl. Ehrismann PBrB. 20, 50, besonders aber Lidén in seiner jüngst erschienenen Abhandlung Studien zur ai. und vergl. Sprachgeschichte S. 17); dazu noch *ster-p-* in lat. *stirps*, lit. *stìrpti* 'etwas emporkommen, heranwachsen'. M. E. gibt es auch ein *ter-* = *ster-* 'ausbrei-

1) Lat. *hīra* lässt sich (wie ich gegen Solmsen KZ. 34, 2 f. bemerken möchte) nicht mit *haru-* in *haruspex*, griech. χορδή, lit. *żárna*, an. *gǫrn* usw. unter einen Hut bringen, sondern ist von *hī-* in *hīsco* entweder direkt abgeleitet oder wenigstens formell beeinflusst.

2) Eine nasalierte Form liegt vor in schwed. *strunt* 'kurzer Halm', *tall-strunt* 'Jahrschuss der Fichte', mhd. *strunze* 'Stumpf'. Bemerkenswert ist, dass schwed. *strunt* (vgl ndd. *strunt*) auch etwas Geringfügiges, Wertloses bezeichnet. Ganz dasselbe gilt nämlich von ai. *tṛ́ṇa-*.

ten' (lat. *sterno*, aksl. *strana* 'Seite, Gegend' usw.). Vgl. an. *str-in-d* 'Seite, Land' (oft in Ortsnamen), nnorw. *strind* 'langer Streifen, Seite', an. *str-ǫn-d* 'Rand, Strand' = ags. *strand*, ndl. *strand*, mhd. *strant*, nhd. *Strand* und daneben lit. *tr-ĕn-is* 'Gegend', akk. *tr-eñ-tą* dass. Dazu wohl das oft behandelte, vom Verf. S. 80 ff. besprochene air. *tīr* 'Gebiet, Land' (*stēr-* oder *tēr-*). — Mit den Wortbedeutungen hantiert Verf. hie und da etwas unvorsichtig. So nimmt er z. B. an (S. 39 n.), dass in dem Ausdruck *hostibus simul suisque monstrati* Tac. Germ. 31 die vermeintlich ursprüngliche Bed. von *monstrare* 'hervorheben, hervorragend machen' noch erhalten sei, und S. 84 heisst es von *terrenus* und *terrestris*: "In einigen Verbindungen, z. B. wo *terrenus* und *terrestris* im ausdrücklichen Gegensatz zu *caelestis* verwendet werden, lässt sich etwa noch ein Anklang an den ursprünglichen jenem *s*-Stamm [d. h. dem vom Verf. aufgestellten Stamme *teres-* *terəs-* 'finis'] anhaftenden Sinn erkennen ('endlich, mortalis')". — Dass τρώω in dem Ausdruck οἶνός cε τρώει mit ai. *tūrvati* 'überwältigt' identisch sei (S. 94 n.), bezweifle ich. Bei der Deutung dieses Ausdrucks sind Redensarten zu beachten wie *se percutere flore Liberi* = sich betrinken Plaut. Cas. 639, 640, *se sauciare flore Liberi* dass. Laevius (?) bei Fulg. exp. serm. ant. S. 563, 25 M., *saucius* 'betrunken' Mart. III, 68, 6, *ictum caput* Hor. Sat. II, 1, 24.

Es wäre noch Manches hinzuzufügen, aber aus Rücksicht auf den Raum breche ich hier ab. Nur möchte ich zum Schlusse Einiges von dem, was mir in dem Buche richtig oder wenigstens beachtenswert scheint, ganz kurz hervorheben.

S. 2 wird ὀτραλέοc ansprechend mit ai. *taralá-* zusammengestellt; als u n m ö g l i c h kann man jedoch nicht die gewöhnliche Erklärung aus der Wz. *tu̯er-* bezeichnen. — S. 11 verwirft Verf. mit Recht die Gleichung ai. *tīrthá-* 'Furt' = lit. *tìltas* 'Brücke'. Die Grundbed. des lit. Wortes ist offenbar 'Gerüst aus Brettern, Bretterboden' (vgl. *tilės* 'Bodenbrettchen im Kahn', d. *Diele* usw.). Auch das von Johansson IF. 8, 166 f. mit *tìltas* verglichene ai. *tata-* 'Abhang, Ufer' ist m. E. fern zu halten. Es kann mit *tārá-* 'Abstieg zum Wasser, Ufer', *tīra-*, *tīrthá-* zusammengehören. — S. 50 N. hat Verf. gleichzeitig mit Brugmann Grundr.[2] 1, 436 und Johansson IF. 8, 182 ff. den Gedanken ausgesprochen, dass ἦνθον von ἦλθον etymologisch zu trennen sei. Freilich kann ich diese Annahme nicht als sicher begründet ansehen. — Die S. 92 f. gegebene Erklärung von ἀτειρήc halte ich für wahrscheinlicher als die neuerdings von Wackernagel (Vermischte Beitr. z. griech. Sprachkunde, Progr. zur Rektoratsfeier d. Univ. Basel, S. 14 ff.) vorgeschlagene. Nur wäre auch an griech. τερυ- zu erinnern gewesen. — Lesenswert, wenn auch sehr problematisch, sind die Schlussbemerkungen über die funktionelle Verschiedenheit der Typen *tére-* und *térə-*, sowie über den Ursprung des Typus *tr̥ré-*. Eine kritische Erörterung verbietet der Raum.

Ich sehe mit Interesse der Behandlung der aus *ter-* abgeleiteten Wurzelformen entgegen.

Upsala. Per Persson.

Thumb A. und **Marbe** K. Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildungen. Leipzig Engelmann 1901.

Die vorliegende Schrift enthält einige auch für die Psycho-

logie der Sprache beachtenswerte sprachgeschichtliche Bemerkungen, unter denen ich namentlich zwei hervorheben möchte. Die eine besteht in dem Hinweis auf das ausserordentlich verbreitete Vorkommen von Analogiebildungen zwischen korrelativen Begriffswörtern im Neugriechischen (S. 59), die andere in der gewiss sehr berechtigten Hervorhebung des bis dahin vielleicht nicht zureichend beachteten Satzes "andere Zeiten andere Analogiebildungen" (S. 74 ff.), für den die neueren Sprachen, besonders auch das Deutsche, mannigfache Belege enthalten. Ich muss demnach auch zugeben, dass, wie Thumb im Gegensatz zu einer Ausführung meiner Völkerpsychologie (I, 1, S. 463) hervorhebt, komplexe Analogiebildungen in älteren Sprachformen, z. B. im Griechischen, die scheinbar gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen gehen, möglicher Weise auf Lautänderungen beruhen, die zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben; ja man darf wohl diese Entstehungsweise als die wahrscheinlichere ansehen (S. 77). Wenn aber die Verff. hieraus schliessen, das, was ich bei diesen Lautassoziationen die Wirkung einer "Totalkraft" genannt habe, existiere überhaupt nicht, und ebenso könne die von H. Paul sogenannte "Gruppenbildung" immer nur als ein Vorgang gedacht werden, bei dem eine Vorstellung zunächst eine bestimmte andere, dann diese eventuell eine dritte attrahiere usw., so ist dieser Schluss, wie ich glaube, angesichts der sprachlichen Thatsachen nicht berechtigt. Man wird z. B. beim Übergang von lat. *gravis* in it. *greve* gewiss zunächst an eine Wirkung von *levis* zu denken haben; warum aber nicht ausserdem *brevis* als Hilfsassoziation mitwirken sollte, wie auch Meyer-Lübke annimmt, ist nicht einzusehen. Ebenso ist der Übergang von *sturben* in *starben* sehr wahrscheinlich zunächst durch den Sing. *starb* induziert; warum aber nicht nebenbei auch Relationen wie *gab gaben*, *that thaten* u. a. einwirken sollten, ist wiederum nicht einzusehen, um so mehr da z. B. beim Übergang von *buk* in *backte* solche Assoziationen mit den entsprechenden Flexionsformen anderer Verba (*mache machte*, *lache lachte* usw.) sicherlich stattfanden, bei diesen aber von vornherein keine bestimmte einzelne Wortvorstellung, sondern eben nur eine ganze Gruppe von solchen als induzierende "Totalkraft" bezeichnet werden kann. Ich kann nicht umhin zu glauben, dass in diesem Fall die von den Verff. ausgeführten Assoziationsexperimente nicht erleuchtend, sondern trübend auf ihre Auffassung der sprachlichen Erscheinungen gewirkt haben. Dies nötigt mich, auf diese Assoziationsversuche etwas näher einzugehen.

Die Verff. legen ihren Experimenten den alten Begriff der Assoziation zu Grunde, nach welchem diese ein Vorgang ist, bei dem irgend eine fix und fertig gegebene Vorstellung *a* eine andere *b* ins Bewusstsein ruft. Auch geben ihnen ihre Experimente keinen Anlass, diese Vorstellungsweise zu verlassen. Denn sie bestehen darin, dass einem Beobachter ein Wort zugerufen wird, worauf dieser mit einem assoziierten Wort zu reagieren hat. Damit ist von selbst gegeben, dass bei diesen Beobachtungen die Assoziation immer nur von einer Vorstellung *a* zur andern *b* und allenfalls, wenn *b* zuerst gegeben wird, auch von *b* nach *a* fortschreitet. Dagegen ist die Möglichkeit, dass Elemente mehrerer Wortvorstellungen irgendwie bei einer Assoziation zusammenwirken, durch die Art der Anstellung der Experimente so gut wie ausgeschlossen. Das möchte nun hingehen, wenn sonst eine Wahrscheinlichkeit vorläge, dass die bei den Versuchen stattfindenden Bedingungen den bei der Entstehung der sprachlichen Analogiebildungen gegebenen irgendwie ähnlich wären. Davon ist aber gerade das Gegenteil

der Fall. Die Verff. bemerken mit Recht, aller Erfolg von Assoziationen hänge von der jeweiligen "Konstellation des Bewusstseins" ab. Ich möchte glauben, dass sie bei ihren Assoziationsexperimenten eine "Konstellation des Bewusstseins" hergestellt haben, welche der bei den Analogiebildungen stattfindenden Konstellation so unähnlich wie möglich war. Bei ihren Experimenten wird der Beobachter gezwungen, seine ganze Aufmerksamkeit dem zugerufenen Wort zuzuwenden und dann rasch sein Gedächtnis anzustrengen, damit es ihm irgend ein passendes anderes Wort zur Verfügung stelle. Von allen diesen Einflüssen der Aufmerksamkeit und der willkürlichen Gedächtnisarbeit ist bei der natürlichen Sprachbildung keine Rede: wenn hier je einmal dem Sprechenden eine neue Analogiebildung entschlüpft, so stellt sie ungewollt sich ein; welche Assoziationen, und in welcher Richtung diese stattgefunden haben, davon gibt er sich selbst wahrscheinlich gar keine Rechenschaft. Darum sind die Beobachtungen von Meringer und Mayer über das "Versprechen" so lehrreich, weil hier die Bedingungen der individuellen Erscheinungen mit den generellen der Sprache, wie wir annehmen dürfen, sehr nahe übereinstimmen. Diese Übereinstimmung würde aber natürlich nicht mehr vorhanden sein, wenn Meringer und Mayer, statt die unwillkürlich begangenen Versprechungen zu sammeln, etwa Experimente angestellt hätten, in denen sie ihren Beobachtern Wörter vorsprachen, mit der Aufforderung, sie falsch auszusprechen. Da man nun die eigentümlichen Bedingungen, die bei der Entstehung der Analogiebildungen wirksam waren, in künstlichen Experimenten niemals nachahmen kann, da aber anderseits die sprachlichen Assoziationen überhaupt ein Erscheinungsgebiet bilden, auf dem sich die Wirkungen der Assoziationsprozesse nach ihrer natürlichen Entstehungsweise in einer besonders günstigen, durch die Sprache fixierten Form darbieten, so ist, wie ich meine, der zweckentsprechendere Weg der, dass man hier aus den sprachlichen Erscheinungen auf die psychologischen Prozesse Rückschlüsse macht, statt umgekehrt auf die sprachlichen Vorgänge aus Experimenten zu schliessen, die unter gänzlich abweichenden Bedingungen ausgeführt worden sind. In der That nehmen ja auch die Verff. keinen Anstand, auf Grund sprachlicher Analogiebildungen zu behaupten, dass die Pronomina *ich* und *du* in doppelter Richtung assoziativ auf einander wirken können, obgleich sie in ihren Versuchen nur die Assoziation *ich—du* beobachtet haben (S. 60). Ebenso würden wir uns schwerlich abhalten lassen, bei den indogermanischen Verwandtschaftsnamen *Vater*, *Mutter* usw. eine begriffliche Assoziation anzunehmen, auch wenn diese sich nicht in den künstlichen Assoziationsexperimenten ebenfalls als eine sehr häufige herausgestellt hätte. Wo so offenkundige Assoziationen in der Sprache vorhanden sind, da bedarf es eben keiner besonderen Assoziationsexperimente, um sie zu verifizieren; und wo umgekehrt die sprachlichen Assoziationen nicht an und für sich feststehen, da können sie auch durch Assoziationsexperimente nicht wahrscheinlich gemacht werden. Niemand wird z. B. annehmen, dass in allen den Sprachen, in denen keine offenkundigen Analogiebildungen zwischen dem Vater- und Mutternamen stattfinden — und sie bilden bekanntlich die ungeheure Majorität der Sprachen der Erde — deshalb doch irgend eine heimliche Lautassoziation angenommen werden müsse. Die Assoziationsexperimente der Verff. haben also, wie ich glaube, für die verdienstvollen sprachlichen Bemerkungen der Schrift gar keinen positiven Ertrag abgeworfen, — wohl aber den negativen, dass die Verff. durch die ihren Experimenten zu Grunde liegende Vorstel-

lung vom Wesen der Assoziation verhindert worden sind, die sprachlichen Erscheinungen selbst für die Analyse der Assoziationsprozesse zu verwerten. In der That bin ich der Meinung, dass es neben gewissen normalen optischen Täuschungen kein dankbareres Gebiet für das Studium der elementaren Assoziationsvorgänge gibt als gerade die sprachlichen Analogiebildungen. Die Verff. stellen sich auf den entgegengesetzten Standpunkt. Sie sind der Meinung, das psychologische Experiment erst müsse beweisen, dass die in der Sprache gefundenen Assoziationswirkungen auch wirklich Assoziationen seien (S. 9), obgleich sie, wie oben bemerkt, selbst keineswegs an dieser Forderung festhalten. Ich kann, abgesehen von der totalen Verschiedenheit der Bedingungen in beiden Fällen, diese Meinung auch deshalb nicht teilen, weil der von Thumb ausgesprochene Satz "neue Zeiten neue Analogiebildungen" doch schliesslich nichts anderes bedeutet als "neue Zeiten neue Assoziationen". Darum kann aber auch die Voraussetzung, dass bei den Experimentatoren von heute noch die gleiche "Konstellation des Bewusstseins" vorhanden sei, die zur Zeit bestand, als eine sprachliche Analogiebildung eintrat, nicht als allgemeingültig zugestanden werden. Natürlich werden ja gewisse Assoziationen vor Jahrtausenden gerade so gut wie noch heut zu Tage eine gewisse Rolle gespielt haben, wie z. B. die von *Vater* und *Mutter*, von *gross* und *klein*, von *ich* und *du* usw. Gleichwohl würde es, auch wenn man nach solchen allgemeinsten Richtungen eine Konstanz der Bewusstseinsbedingungen für wahrscheinlich und derartige Experimente überhaupt für massgebend hielte, wohl kaum zu billigen sein, dass die Verff. von vornherein bei ihren Versuchen nicht der Assoziation einen freieren Spielraum gegönnt haben. Ihre Versuche sind nämlich ganz und gar auf die Bevorzugung bestimmter Assoziationen angelegt. Denn sie riefen jedem Beobachter in jeder Sitzung 60 Worte in beliebiger Reihenfolge zu, die derart verteilt waren, dass 10 Verwandtschaftsnamen (*Vater*, *Mutter* usw.), 10 Adjektiva (*gross*, *klein* usw.), 10 Pronomina (*ich*, *du* usw.) vorkamen (S. 18), wobei sie dann allerdings noch gelegentlich andere Wörter einschalteten, die nicht zu diesem Versuchsmaterial gehörten Immerhin war dadurch von vornherein die Assoziation korrelativer Begriffe so sehr bevorzugt, dass nicht nur wiederum eine von den sprachlichen Assoziationswirkungen möglicher Weise abweichende Bedingung geschaffen war, sondern dass aus dem Resultat überhaupt kaum auf die natürliche, ohne solche induzierende Einflüsse stattfindende Affinität der Wort- oder Bedeutungsvorstellungen geschlossen werden kann. W. Wundt.

Lidén E. Studien zur altindischen und vergleichenden Sprachgeschichte [= Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala. VI, 1.] Upsala 1897 [erschienen März 1900]. 8⁰. 108 S.

Die von Gelehrsamkeit und Belesenheit in der sprachwissenschaftlichen Litteratur, wie von Scharfsinn zeugende Schrift behandelt in bunter Folge eine Anzahl indogermanischer Wortsippen, bes. solche, die einen oder mehrere Vertreter im Altindischen haben. Am meisten Beachtung scheinen mir etwa folgende Kombinationen zu verdienen:

S. 1—20: ai. *guṇá-* 'Schnur', dessen *ṇ* Schwierigkeiten machte, so lange man das Wort mit av. *gaona-* 'Farbe' zusammenstellte, beruht, indem es auf älteres **gṛná-* zurückgeht, mit ai. *jāla-* 'Netz' und ai. *jaṭā* 'Haarflechte' (wo jedoch das *j* st. *g* Schwierigkeit macht)

auf einer in verbalem Gebrauch nirgends belegten Wz. *ger-* 'drehen, flechten'. Aus ihr sind andere Wurzelformen von gleicher Bedeutung weitergebildet, so *ger(e)s* in griech. γάρσανα 'Gestrüpp' : an. *kiarr* 'Gebüsch'; *ger(e)bh-* in ai. *grapsa- glapsa-* 'Büschel' und d. *Krippe* u. Verwandten; *ger(e)g-* in griech. γυργαθός 'aus Weiden geflochtener Korb'; *grenth-* in ai. *grantha* 'winden', wovon L. griech. γρόνθος 'Faust' und d. *Kranz* abtrennt. Letzteres stellt er zu lit. *grandis* 'Armband'. — S. 20—29: Aus Wz. *u̯eg-* 'weben, flechten' stammen ai. *vāgurā* 'Fangstrick', lat. *vēlum vēxillum*. — S. 31—37 ai. *naga-* 'Berg, Baum' : d. *Nachen* (eig. *Baum*) griech. ἄβαξ 'Bret'. — S. 37 ff. ai. *sáta-* 'Schale' lit. *semiù* 'schöpfen'. — S. 39 ff. ai. *takra-* 'Buttermilch' : neuisl. *þél* id. — S. 44. *asida-* 'Sichel' Prākritismus bei Āpastamba von ig. *ak̑-* 'schärfen'. — S. 46 ai. *laṅga-* 'lahm' : lat. *lanqueo* d. *link*. — S 50 ai. *kalka-* 'Koth' : ags. *horh* 'Schmutz'. — S. 60 ff. ai. *īṣā́* 'Deichsel. : slav. *oje* usw. id. Ebendazu griech. οἰήιον οἴαξ 'Steuerruder', und auf *n-* und *r*-Bildungen beruhend lit. *ënа* 'Deichsel' an. *ár* 'Ruder'. — S. 66 lat. *algor* 'Frost' : nisl. *elgur* 'Schneegestöber'. — S. 69 ff. ai. *yákṣma-* 'Krankheit' : asl. *jędea* id. — S. 71 ff. d. *Imme* eigtl. 'Bienenschwarm' zu air. *imbed* 'Menge' griech. ἄφειος 'Reichtum' lat. *omnis*. — Den Schluss von S. 79 an bildet eine Besprechung altindischer Wörter mit *-ṇḍ-*, wie *daṇḍá-* 'Stock' *āṇḍá-* 'Ei' *maṇḍū́ka-* 'Frosch' usw., in denen sämtlich *-ṇḍ-* im Sinne Fortunatovs auf ig. *lnd* zurückgeführt wird, wobei *l* in der Regel als wurzelhaft ist, das *nd* als suffixal gefasst wird. Der Verf. verweist für dieses auf die inzwischen in der gleichen Sammlung erschienene Schrift Perssons "De origine vi primigenia gerundii et gerundivi latini."

An verschiedenen Stellen sind hübsche semasiologische Exkurse eingestreut (S. 33 über Ausdrücke für 'Berg' und 'Baum' und für 'Kahn', S. 68 und 85 über Tiernamen, S. 93 über Benennungen von Körperteilen). S. 14—17 wird Bezzenbergers Regel bekämpft, dass ig. *th* hinter Konsonanten urgermanisch zu *t* werde; S. 36 f. ebenso die Annahme, dass *u̯* urgerm. zu *ku̯* werden könne: ahd. *quĕc* usw. 'lebendig' beruhe auf gebrochener Reduplikation, ae. *tacor* usw. 'Schwager' auf Kreuzung des ig. *daivr̥-* mit einem aus lit. *laigônas* 'Bruder der Ehefrau' erschliessbaren *laigr̥-*,

Bei manchem, was der Verf. bringt, namentlich unter dem oben Verzeichneten, ist Ref. überzeugt. Aber S. 29 durfte bei ai. *r̥jīṣa-* die Bedeutung 'klebrig' nicht zur Grundlage des Etymologisierens gemacht werden; sie liegt bloss im Bhāgavata Purāṇa vor, kann demnach auf purem Missverständnis beruhen. — Weiter ist S. 42 bei *dora(ka)-* 'Strick', angeblich verwandt mit anord. *tióþr* 'Strick', die Nebenform *davara(ka)-*, worauf jenes anscheinend zurückgeht (Zachariä Gött. Gel. Anz. 1898, 472), übersehen. — S. 48 u. 93 wird für Kāṭhaka *blēṣka-* 'Schlinge' mit nachträglicher Berufung auf MS. 3, 6, 10 *vleṣka-* angesetzt, obwohl auch im letzteren Text eine der drei Handschriften *b* bietet, also vorerst *bleṣka-* als überliefert zu gelten hat: wogegen etymologische Möglichkeiten nichts beweisen.

Auch die phonetischen Anschauungen des Verf. kann ich nicht völlig teilen. S. 5 nimmt er ohne Begründung an, dass die Lautfolge *art(h)* ai. zu *aṭ(h)* werden könne mit einfachem Cerebral hinter kurzen Vokal. S. 6 setzt er *jūṭa-* 'Haarflechte' mit *jaṭā* gleich, statuiert also beliebiges Eintreten von *r̥* oder *r̥̄* bei derselben Wurzel; man kommt aber mit der alten Erklärung des Wortes, die bei BR. vorliegt, durch, wenn man sie dahin modifiziert, dass *jūṭa-* eine unter dem Einfluss von *jaṭā* eingetretene Umgestaltung von *cūḍa-*

'Wulst' ist. Ferner beanstande ich die Verbindung von ai. *kilbiṣa-* 'Sünde' mit *karbu(ra)-* 'bunt' S. 50, da *il* und *ar* nicht mit einander ablauten. — Auch vom Standpunkt der griechischen Lautlehre habe ich einige Einwendungen zu erheben. γέρρον soll für γέρσον stehen S. 7, als ob für Dorisch und Ionisch, in welchen Mundarten das Wort schon in alter Zeit vorkommt, der Übergang von ρσ in ρρ gesichert wäre. Und wer wie der Verf. S. 51 σήπω mit ai. *kyāku-* 'Pilz' zusammenbringt, sollte doch erklären, warum es dann attisch nicht *τήπω heisst wie τήμερον, τῆτες, ἅ-ττα usw.

Zum Schluss sei auch hier hervorgehoben, was der Verf. S. 108 bemerkt, dass die Seiten 1—87 seiner Schrift schon Mai 1897 gedruckt und in einigen wenigen Exemplaren veröffentlicht wurden. Er ergibt sich damit als Urheber einer Reihe scharfsinniger Deutungen, die man ohne Namensnennung in Uhlenbecks Kurzgefasstem Etymologischem Wörterbuch der Altindischen Sprache las (svv. *jāla- jihma- dardura- bleṣka- laṅga- vāgma-* und vielleicht auch sonst), und die man geneigt war diesem Gelehrten zuzuschreiben. Womit der bona fides Uhlenbecks, der überhaupt seine Gewährsmänner im Einzelnen nicht nennt, durchaus nicht zu nahe getreten werden soll.

Basel, 10. April 1900. Jakob Wackernagel.

Uhlenbeck Dr. C. C. Kurzgefasstes Etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache. Amsterdam Joh. Müller 1898/9. XII und 367 S. 8⁰.

Im Vorwort meint der Verf., es sei die Zeit für ein etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache, das seinen Namen mit Recht führen dürfe, bei weitem noch nicht gekommen. Seine "anspruchslose" Arbeit solle nur ein bequemes Handbuch für den Forscher sein, das ihn zu weitern Untersuchungen anrege. Mit der in der Anlage ganz verschiedenen Leumannschen Arbeit trete er "selbstverständlich" nicht in Konkurrenz. Ich bin der Ansicht, es lag an sich kein Grund vor, dem Wettbewerb mit dem "Etymologischen Wörterbuch der Sanskritsprache" der Gebrüder Leumann aus dem Wege zu gehen. Wird denn überhaupt das Leumannsche Buch, von dem bisher sieben Bogen, d. i. etwa der vierte Teil gedruckt sind, auch wirklich zu Ende kommen? Die Thatsache, dass der Druck nun schon seit sechs Jahren stockt, erweckt keine günstigen Hoffnungen. Und soviel scheint mir gewiss, dass bis zum Erscheinen des Buchs ein guter Teil des bereits Gedruckten veraltet sein wird. Würde der Verf. in der Anlage seines Werks sich an das Leumannsche angeschlossen haben, so wäre sicher seine Gabe eine um vieles dankenswertere geworden. Der Verf. verschmäht jede Litteraturangabe. Wer nun freilich alles mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, was in den letzten zehn Jahren etwa über Grammatik und Etymologie des Altindischen insbesondere in Deutschland geschrieben worden ist, der wird es ja, für die meisten Fälle wenigstens, im Kopf haben oder doch leicht ausfindig machen können, wer die vom Verf. angenommene, gelegentlich auch bekämpfte Etymologie aufgebracht hat — von solchen natürlich abgesehen, die längst Gemeingut geworden sind. Aber wie gross ist wohl die Zahl der Gelehrten, die das von sich behaupten dürfen? Und das lernende Geschlecht — wie soll das sich zurecht finden? Sô steht es ja doch nicht, dass alle in dem Buch begutachteten Zusammenstellungen Jedem ohne weiteres einleuchten, und ebenso wenig sind die darin abgelehnten ohne weiteres als thatsächlich verfehlt zu

bezeichnen. Man muss die Gründe kennen, die den Urheber auf seine Etymologie gebracht, mit denen er seine Etymologie gestützt hat: erst dann wird der Leser in zahlreichen Fällen in der Lage sein, sich für oder gegen die vom Verf. vorgetragene Ansicht entscheiden zu können. So z. B. S. 101, wo zu dem mit Aw. *hizvā-* zusammengestellten ai. *jihvā-* F. 'Zunge' bemerkt wird "Die Lautverhältnisse sind dunkel (ai. *j* : iran. *h*). Die Versuche *jihvā-* und *hizvā-* mit lat. *lingua* . . zu vermitteln, sind insgesamt als verfehlt zu betrachten." Ich gebe da dem Verf. ganz Recht. Aber wer hat denn die verstreute Litteratur — seit dem Jahr 1891: Meringer SWienAW. 125 II, 1; Johansson IF. 2, 1; Collitz Or. Studies of the Or. Club of Philadelphia 167; Bloomfield AJPh. 16, 426; Wackernagel AiGr. 1, 161, 163; Fay JAOS. 16, CCXXVIII — gleich so zur Hand? Der Verf. muss ja doch die Litteratur zusammen gehabt haben, als er jene angeführten Worte schrieb, es hätte ihm also ihre Mitteilung so gut wie keine Mühe gekostet. Das Buch wäre so um ein Weniges teuerer, aber um Vieles nützlicher und brauchbarer geworden. Auf der andern Seite würde ich auch gar Manches gerne entbehren von dem, was der Verf. bringt. Der Artikel *dvár* z. B., S. 133 f., nimmt 20 Zeilen ein. Warum aber werden wir denn mit fast allen verwandten Wörtern — aus dem Aw., Ap., Np., Arm., Alban., Aksl., Griech., Lat., Ir., Kymr., Got., Anord., Ags., Ahd. — bekannt gemacht? Das Buch will doch kein vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen sein, sondern nur ein solches der altindischen Sprache. Ist es da nötig, die germanischen Verwandten gleich aus vier germanischen Dialekten anzuführen? Das eine got. *daur* hätte vollauf genügt. Und war es nötig, neben griech. θύρᾱ auch noch θύραζε[1]), θύρᾱσι, θύρετρον, θυρών, neben lat. *forēs* auch noch *forās* und *foris* zu verzeichnen? War es nötig, unter *dvā* 'zwei' ebd. nicht nur got. *twai, twōs, twa*, sondern auch noch an. *tveir, tvǽr, tvau*, ags. *twēgen, twá, tú* und ahd. *zwéne, zwó, zwei* einzustellen? S. noch beispielsweise die Artikel *róhita-* Adj., *vánati* Praes. Durch Sparsamkeit in diesem Punkt hätte sich der grösste Teil des für Litteraturangaben notwendigen Raumes beschaffen lassen.

Und noch in andrer Hinsicht hätte gespart werden können. Der Verf. führt eine Menge von Wörtern auf, lediglich um von ihnen mitzuteilen, dass sie unerklärt oder nicht genügend erklärt seien. Ich frage mich vergeblich, wozu das? Vgl. z. B. S. 105 f. Die Verzeichnung solcher Wörter, deren Erklärung überhaupt noch nicht versucht worden ist[2]), konnte vollständig unterbleiben. Bei den andern aber, für die schon irgend einmal eine Etymologie aufgestellt wurde, hätte — wie es ja auch wirklich ab und zu geschieht, z. B. S. 48 zu *kalakas, kalevaras*, s. u. — auf diese Thatsache hingewiesen und bemerkt werden sollen, dass es damit nichts sei. Es wäre da doch gar manches zu ergänzen. Zu *kalaha-* M. 'Streit' wird gesagt "Mit griech. πόλεμος . . hat das Wort natürlich nichts zu schaffen." Gewiss nicht. Aber zahlreiche andre Gleichungen, die übergangen werden, sind auch nicht schlechter.

Warum *néma-* Adj. 'halb', das richtig mit Aw. *naēma-*, np. *nīm*, warum *kaśyápa-* M. 'Schildkröte', das richtig mit Aw. *kasyapa-*, warum *varāhá-* M. 'Eber', das richtig mit Aw. *varāza-* verglichen wird, für "unerklärt" oder "nicht genügend erklärt" ausgegeben

---

1) So! Im Buch fälschlich mit *ā*.

2) Vielfach sieht man ja von vornherein klar, dass jeder Versuch der Erklärung aussichtslos ist.

werden, verstehe ich nicht. Soll denn jedes beliebige Wort, auch wenns ein Tiername ist, nur dann für "erklärt" gelten dürfen, wenn man es glücklich mit einer Verbalwurzel in Zusammenhang gebracht hat? "Iuvencus iuvare qui iam ad agrum colendum posset"? Zu *gardabhá-* **M. 'Esel' wird bemerkt "vielleicht eigl. 'der geile'". Es ist gewiss richtig "Der Esel ist ein geiles Tier und war als solches den Indern bekannt" (Ved. Studien 1, 83). Aber ob er seinen Namen davon bekommen hat, mag der Himmel wissen. Jedenfalls halte ich die Zusammenstellung von ai.** *gardabhá-* **mit ags.** *colt* **'junger Esel, Fohlen'[1]) für wertvoller — wenn ich auch nicht weiss, was das Wort "eigentlich" besagt —, als eine Deutung des Worts für Esel auf Grund einer Eigenschaft, die doch auch noch bei recht viel andern Kreaturen zu beobachten ist. Eine zweite hervorstechende Eigenschaft des Esels muss wohl die Härte sein. Denn "*kharas* M. 'Esel', Av. *χarō*, np. *χar* ist eine Substantivierung von *kharas* 'hart, rauh'"; s. S. 74. Für derartiges mangelt mir das Verständnis.**

Die Zahl der übersehenen richtigen Wortgleichungen ist nicht unerheblich. Insbesondere würde der Verf. bei genauerer Kenntnis des Iranischen sein Buch um manche Etymologie bereichern haben können. Z. B. wird *káḍruḥ* **als unerklärt bezeichnet, S. 41; s. aber np.** *kahar,* **IFAnz. 4, 23, GIrPh. 1b, 95. Desgleichen** *meniḥ*, **S. 232; s. aber gAw.** *maēniš*, **Geldner Festgr. Boehtlingk 31. Ebenso heisst es von** *tvaḥ* **'der eine, mancher', es sei unerklärt, S. 119; s. aber gAw.** *ϑwat̰*; **Kaegi Rigveda² 198, KZ. 30, 537. Weitre solche Fälle sind z. B.:**

ághnyā- F. : gAw. *agənyā-* F. 'melke Kuh'; Bthl. AF. 3, 39.
[5] *adháḥ* Adv. : gAw. *adə̄*; Bthl. AF. 2, 159.
ápnas- N. : jAw. *afnah'vant-*; ZDMG. 43, 669.
áram Adv. : jAw. *arəm*, gAw. *arə̄m.*
ī́rṣyati Praes. : jAw. *arəšyantąm*; IFAnz. 8, 13.
ukṣáti Praes. : jAw. *uz-uxšāne, vaxša vaxšyente, uxšyeiti*; KZ. KZ. 25, 483, GIrPh. 1, 217, 230.
[10] *ū́dhar* N. 'Kälte' (fehlt) : gAw. *aodərəš*; KZ. 30, 523.
ū́hati Praes. : gAw. *paityaogət̰*; IF. 4, 123.
ṛjrá- Adj. (*ṛjrāśva-* M., EN.) : jAw. *ərəzrāspahe.*
óhate Praes. : gAw. *uzəmōhī*; BB. 14, 21.
kartá-, *kāṭá-* M.: jAw. *vouru.kašəm*, mp. *frāxᵛkart*; ZDMG. 48, 512.
[15] *karṣū́-* F. : jAw. *karšuyå*; IF. 9, 276.
kṛśá- Adj. (*kṛśāśva-* m. EN.) : jAw. *kərəsāspō.*
kśā́ta- Adj., *cakśe* Perf. (fehlt) : jAw. *xsāta-*, *čaxse*; WklassPh. 1897, 656.
kṣámate Praes. : gAw. *xšąnmə̄nē*; Bthl. AF. 3, 57; Preuss. Jahrb. 88, 79.
gúdhyati Praes. (fehlt) : afγ. *āγustal*; ABayrAW. 20 I, 173.
[20] *cakravākā́-* M. : mp. *čaxrvāk*; GIrPh. 1b, 53; doch s. auch SBE. 24, 108.
carkarti Praes. : jAw. *čarəkərəmahī*; GIrPh. 1, 71.
cīra- N. : np., afγ. *čīr*; ABayrAW. 20 I, 174.
chidrá- N. : jAw. *sidaranąm*; IF. 8. 253.
jávate Praes. : jAw. (*mošu mē*) *java* (*avaŋhe*).
[25] *jóguve* Praes. : jAw. *gaoš*; KZ. 30, 519.

---

1) Sie verhalten sich zu einander etwa wie griech. ἔλαφος und lit. *élnis.* — Der Verf. stellt ags. *colt* mit ai. *gaḍay-* M. 'junger Stier zusammen (S. 76) und erklärt die Verwandtschaft von *gaḍay-* mit *gardabhá-* M. für unwahrscheinlich.

jóhavīti Praes. : gAw. *zaozaomī*; GIrPh. 1, 192.
tuhina- Adj. : jAw. *taožya*; Fick Wb.^{4} 1, 222. Eine, wennschon unsichere, so doch wenigstens mögliche Etymologie.
dádhr̥ṣay- Adj. (fehlt) : ap. *dādaršiš*.
dramati Praes. : jAw. *handramana* (Yt. *11*. 6).
[30] *dvitá* Adv. : ap. *duvitā*°, gAw. *daibitā*, *daibitānā*; ZDMG. 50, 130, KZ. 36, 135, Preuss. Jahrb. 88, 246.
dvīpá- M. : jAw. *dvaēpə*; ZDMG. 46, 291 (,IF. 11, 135).
dhárā- F. 'Schneide' : jAw. *dāra*, *tižidārəm*.
dhī́- F. 'Gedanke' : jAw. *bərəzaiδiš*[1]); GIrPh. 1, 231.
nádhamāna- Adj., *nādhitá-* Adj. : gAw. *nāidyåŋhəm*; ZDMG. 25, 230, KZ. 25, 554.
[35] *níndati* Praes. : gAw. *nadəntō*; BB. 15, 254.
pāmán- M. : jAw. *pāma*, *pąma*, afγ. *pam*; ABayrAW. 20 I, 184. [In der Münchener Hds. M 4 findet sich np. *pām* als Übersetzung von jAw. *pāma*, Yt. *14*. 48.]
pítr̥vya- M. : jAw. *tūiryō*; BB. 10, 271, ZDMG. 42, 156, GIrPh. 1, 33, 157 (Nu. 46).
pūjā́- F. : mp. *apuxšāyišn*, np. *baxšūdan*; ZDMG. 50, 701.
pŕ̥ṣant- Adj., auch in *pŕ̥šad-aśva-* M. EN. : jAw. *paršat̰.gāuš* EN.; KZ. 29, 562 mit IF. 9, 261.
[40] *pratīpá-* Adj. : jAw. *paitipə*; ZDMG. 46, 291.
pratyáñk- Adj. : jAw. *paiti.yąš* (GIrPh. 1, § 268. 11), *paitiša*; KZ. 29, 503, IF. 2, 267.
pravát- F., bes. IS. *pravátā* : mp. *frōt*, np. *furōd*; GIrPh. 1 b, 36.
bodhá- M. : jAw. *baoδō*, *baoδəm*.
bharata- Adj. : ap. ^{h}*u-baratam*; IF. 4, 127, KZ. 35, 46.
[45] *bhājana-* N. : jAw. °*bajina*, arm. LW. *bažak*; Hübschmann Arm. Gramm. 1, 115.
bhiyás-, bes. IS. *bhiyásā* : jAw. *byaŋha*.
bhiṣákti Praes. : jAw. *bišazāni*, *bišazyāt̰*; ZDMG. 48, 521.
mathnā́ti, *mánthati* Praes. : jAw. *amąsta*; JAOS. 16, CLV (IF. 11, 115; 118).
manótar- M. : gAw. *manaoθrīš*; Bthl. AF. 2, 161, Meillet MEN 25.
[50] *miśrá-* Adj. : gAw. *həməmyāsaitē*, *miθwa*, *misvānəm*; IF. 3, 51, GIrPh. 1, 71, § 129; 165 f., § 182.
mr̥táy- F. : jAw. *mərətō* (LS., V. *8*. 31); GIrPh. 1, 144, § 257 No.
yáti Rel. 'quot' : jAw. *yeiti*; GIrPh. 1, 237, § 416.
yaháv- Adj. : jAw. *yazuš*, gAw. *yezivī*; KZ. 28, 195, BB. 15, 9, SBE. 46, 15.
yóktra- N. : jAw. °*yaoxəδra-* '(kriegerische) Anspannung, Unternehmung, Angriff'.
[55] *rá̄ṇa-* M. 'Kampf' : jAw. *rəna* (V. 7. 52; Pü. : *patkār*).
ráṇati Praes. (usw.) : gAw. *rānyō.skərəitīm*; Bthl. AF. 2, 162, IF. 1, 486.
lunā́ti Praes. : sbal. *runag* 'ernten'; ABayrAW. 19 II, 409 (GIrPh. 1 b, 242).
vanitā- F. (fehlt) : jAw. *vanta*, *vantāhva*; IF. 7, 58.
vándate Praes. : jAw. *vandaēta*; IF. 3, 185.
[60] *vijáte* Praes., *viktá-* PPfP. : jAw. *vaējō* (Part., Yt. *19*. 92, F. *8*), *hunivixtō*[2]), mp. *vēxtan*, sbal. *gējag* uam.; Horn GrNpEt. 30.
vidháti Praes. — gAw. *vīdāitī*, *vīdāt̰*; KZ. 28. 197, BB. 13, 74.
vr̥ṣṭá- Adj., PPfP. : jAw. *aiwivarštanąm* (V. *5*. 14); Darmesteter ZA. 2, 71.

1) D. i. *bərəzi- δiš*; s. GIrPh. 1, § 268. 9.
2) Falsch S. 287 unter *vinákti*.

vratá- N. : gAw. *urvatəm*: Jackson A hymn 27.
śárīra- N. : jAw. *sairi* (Du.); GIrPh. 1, 99, § 183 No. 3.
[65] *śārá-* Adj. : jAw. *sāi°*, *sāy°*; WklassPh. 1898, 1060.
śíkṣati, Praes. : jAw. *asixšō*; GIrPh. 1, 77, § 137.
śváḥ Adv. : *sūrəm* (Yt. *10.* 142 'mane'), *asūiri*, *sūirīm*; Hübschmann ZC. 196, Geldner Stud. 1, 51, Darmesteter ÉtIr. 2, 161; KZ. 25, 531; 27, 261, GIrPh. 1, 99, 222.
sajati Praes. : jAw. *vohuna-zgəm*; GIrPh. 1, 97, § 178b.
(*ā*)*sanna-* Adj., PPfP. : jAw. *āsnaēča*, *asnāṯ*; IF. 5, 367.
[70] *sasváḥ* Adv. : jAw. *hamuharəstātəm*; IF. 5, 368, KZ. 35, 32.
sádhiṣṭha- Adj. (fehlt) : jAw. *hāiδištəm*; GGN. 1878, 267.
suptá- Adj., PPfP. : afγ. *ūdą*; KZ. 33, 256.
syáti Praes., *ásiṣāya* Perf. (fehlt) : gAw. *āhišāyā* Perf., np. *gušādan*; KZ. 28, 263, WZKM. 7, 378.
srámsate Praes. : jAw. *avamrasayāṯ*, *ramhåsča*; KZ. 30, 515; 33, 464[1]).
[75] *sraktáy-* F. : jAw. *sraxtim*, *ϑraxtim*; KZ. 33, 463, GIrPh. 1, 166, § 282.
hántva- Adj., PFP. : jAw. *jąϑwa-* GIrPh. 1, 111, § 209, 13.
hṛṇīté Praes. : gAw. *zaranaēmā*, jAw. *zaranimnəm*; Bthl. Stud. 2, 85, 88.

Die Liste, die nur bis zum Jahre 1898 veröffentlichte Zusammenstellungen enthält und auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch erhebt, ist nicht ganz klein. Mein altiranisches Wörterbuch wird noch eine grosse Anzahl weitrer Gleichungen bringen. Ich kann nicht umhin, dem bösen Verdacht Ausdruck zu geben, dass der Verf. in allem, was das Iranische angeht, trotz meiner eindringlichen und ausführlichst begründeten Warnung in ZDMG. 48, 504 ff. — s. auch IF. 5, 222 ff. — sich stark auf die vierte Auflage von Ficks Vergl. Wörterbuch, Band 1 gestützt hat. S. 288 f. führt er die selben fünf ai. Komposita mit *viśva°* samt ihren iranischen Äquivalenten[2]) auf wie Fick a. a. O. 321. Aber die Gleichung *viśvajaná-* : P. *vispazana-* (unrichtig KZ. 35, 25) fehlt hier wie dort[3]). Ander-

1) Geigers Etymologie, Ostir. Kultur 393 verstehe ich nicht, da mir ein ai. Verbum *las-* 'hinken' unbekannt ist.

2) Darunter auch die Gleichung *viśvapatiḥ* 'Herr des Alls' : gAw. *vīspō.paitiš* Namen eines Wassers. Das Aw. Wort bedeutet etwas ganz anderes, das *ai* darin ist nach GIrPh. 1, 155 Nu. 9 zu erklären; vgl. Pü.: *vīspōpit* (in Aw.-Buchstaben). Würde der Verf. die Neuausgabe des Awesta eingehend berücksichtigt haben, so hätte er noch ein weitres Kompositum mit *viśva°* aufführen können: *viśvapíś-* Adj. : jA. *vīspō.pīsa* Yt. *5.* 78 (und auch Y. *57.* 20, s. K 5). Mindestens bei irgendwie auffälligen und dabei nur einmal bezeugten Wörtern hätte er die Neuausgabe einsehen müssen. Dann wäre es ihm nicht passiert, auf S. 352a ein jAw. *marāčara-* und auf S. 252b jAw. *mrātəm čarəma* zu verzeichnen. Westergaards *marāčarəm* Yt. *17.* 12 ist eben in der Neuausgabe zu *mrātəm čarəma* geworden! Ähnliches gilt von *barənənti* und *brīnənti*, die S. 207 neben einander angeführt werden, s. V. *17.* 2. Auch *ušta-*, angebl. 'gebraten' ist in der Neuausgabe verschwunden.

3) Von welchen Grundsätzen ist der Verf. bei der Aufführung von Zusammensetzungen und Ableitungen ausgegangen, die dem Indischen mit einer andern indogermanischen Sprache, insbesondere wieder dem Iranischen gemeinsam sind? Ich kann das nicht herausfinden. Warum fehlen z. B. die Gleichungen: *uttānáhasta-* Adj. : *ustānazastō*; *svardṛś-* Adj. : jAw. *hvarə.darəsō*; *devayajñá-* N., de-

seits kehrt Ficks Erfindung jAw. *zyō* 'gestern' (ZDMG. 48, 516) auf S. 362 wieder. Auch die merkwürdigen Korrekturen awestischer Wörter: *ānušač-* (S. 21), *hišaχti* (S. 325), *hušaχā* (S. 338) — alle mit *š* statt des überlieferten *š.h* — stammen jedenfalls aus Ficks Buch, s. ZDMG. 48, 505. Und eben daraus, S. 312 ist wohl auch das S. 269a verzeichnete Aw. *vāδayeiti* entnommen; überliefert ist *vādāyōiṯ*.

Überhaupt: wo immer der Verf. auf iranisches Gebiet gerät, da bewegt er sich höchst unsicher. Unter *dīrgha-* (S. 127) wird uns ein apers. *darga-* und ein apers. *dranga-* vorgeführt. Es geht aber doch nicht an, das zweimal an gleichlautenden Stellen bezeugte *d^a^r^a^g^a^m^a^* einmal so, das andre mal so wiederzugeben[1]). — Das mp. (Pāz.) °*pōišn* (S. 167) in *apōišn* bedeutet nicht 'Durst', sondern 'Faulwerden', es übersetzt das S. 172 unter *pūyati* aufgeführte jAw. *apuyant-*; seine richtige Lesung ist *apūyišn*. — Wegen PDw. *pöwam* (S. 167) s. GIrPh. 1b, 302. — Zu S. 82: *godhūma-* M. 'Weizen' sei bemerkt, dass das altiran. Wort für Weizen *gantuma-* (so jAw.) lautet. U. a. m.

Leider darf ich nicht sagen, dass damit meine Einwendungen gegen das Buch erschöpft seien. Ich gebe auch im Folgenden nur eine kleine Auswahl der Notate, die ich sonst noch mir bei der Lektüre gemacht habe.

áhati 'fügt, reiht, rüstet' (S. 19) ist schon im grossen PW. selber, 7, 1706 wieder aufgegeben worden; vgl. ZDMG. 25, 234; 48, 510.

ahī- F. 'Kuh' (S. 19). Die Ächtheit des Worts und seine Gleichheit mit Aw. *azī-* ist doch unbestreitbar; vgl. Leumann Wb. 30 und noch MSL. 10, 278. Im Awesta bedeutet das Wort 'tragend, trächtig' und wird auch von Stuten gebraucht: *paurvō.azyå aspayå* N. 85, wozu ai. *pūrvasū́-* Adj. zu vergleichen ist.

inakṣati Praes. (S. 24). Die Erklärung des Verf.s — aus idg. **ənexs-* oder **ənn̥x-s-* — ist mir unverständlich. Das Desiderativum hat doch grundsätzlich Reduplikation. Ich bleibe bei dem stehen, was ich AF. 2, 91, GIrPh. 1, 55 gelehrt habe.

kacchū́- F. 'Krätze' (S. 39). Soll mind. Wort und aus *kharjū-* hervorgegangen sein. Aber ai. *rj* wird doch sonst zu mi. *jj* (tönend), vgl. z. B. pr. *ajjava-* : ai. *ārjava-*, *vajjei* : *varjayati*, Pā. *khajjati* : *kharjati*. Umgekehrt kann *nijá-* Adj. 'eigen' (S. 148) nicht als Prakritwort für ai. *nitya-* genommen werden, denn ai. *ty* wird sonst zu mi. cc (tonlos), z. B *sacca-* : *satyá-*, *amacca-* : *amátya-*. Vielmehr gehört *nijá-* mit jAw. *nizəntəm*, mp. *nizand* zusammen, zu dem es sich ungefähr verhält wie ai. *prajā́ḥ* zu jAw. *frazaintiš*, mp. *frazand*; vgl. Haug ZPGl. 74.

Überhaupt springt der Verf. mit dem Mittelindischen recht willkürlich um. So soll

karaṇḍa- M., N. 'vielleicht' mind. aus *kranta-* entstanden sein (S. 44).

---

vayáj- Adj. : jAw. *daēvayasnō*, *daēvayāzō* (NP.); *gopá-* M. : afγ. *γōpa*; *abhicara-* M. : griech. ἀμφίπολος, lat. *anculus* (BB. 15, 316), ferner: *medhirá-* Adj. : jAw. *mązdrō* (IF. 7, 57), *dūtyà-* N. : gAw. *dūtīm* (KZ. 28, 258, 263), *āsuri-* Fem. Adj. : jAw. *āhūirīm*, *vārtraghna-* Adj. : jAw. *vārəϑraγnəm*, *nābhānédiṣṭha-* M. EN. : jAw. *nabānazdištanąm* usw. Die sind doch sicher reichlich ebenso viel wert als die aufgenommenen Gleichungen *mātṛghna-* Adj. : griech. μητροφόνος oder *mātṛkā-* F. : kymr. *modryb*.

1) Das in Kluges Wörterb. unter *lang* verzeichnete ap. *drānga-* ist völlig ungetüm.

28. Uhlenbeck Kurzgefasstes etymolog. Wörterbuch der ai. Sprache.

gaṇḍīra- M., 'wahrscheinlich' auf mind. *gaṇḍī-* = *granthāḥ* beruhen (S. 76) und

gaṇḍá- M., eigentlich mind., auf *grantha-* zurückgehen (S. 76). Aber ai. *nt*, *nth* werden im Mind. (hinter *r*) zu *ṇṭ*. *ṇṭh*, aber nicht zu *ṇḍ*, das auf ai. (und idg.) *nd* weist. Danach dürfte man nhd. *kranz* mit *gaṇḍa-* vergleichen, wenn dem nicht die Bedeutung jener Wörter entgegenstünde. Für den Verf. freilich, der *kranz* mit *grantha-* zusammenbringt, was wegen *z* — *th* nicht angeht, würde dieses Bedenken in Wegfall kommen. [S. jetzt Lidén Stud. 19 in Skrifter utg. af K. Hum. Vetenskaps-S. i Upsala VI. Korr.-N.] — Die Bemerkung zu

apsarás F. (S. 10): "Das Wort ist gewiss *ap-saras-* zu teilen (darauf weist auch mind. *accharā*)" ist ohne Kritik aus Pischel-Geldner VSt. 1, 79 herübergenommen. S. aber jetzt ZDMG. 50, 722; 51, 590 f. — —

khaḍgá- M. 'Schwert' (S. 73). Eine einleuchtende Deutung des Worts hat mir Jacobi mündlich mitgeteilt. Er stellt es mit griech. φάσγανον zusammen; *ḍ* statt *d* (für *z* vor *g*) ist dem Einfluss von *khaṇḍayitum* 'zerstückeln' zuzuschreiben.

tūṇa- M. 'Pfeilköcher' (S. 115) soll "wohl mit *n* aus idg. *ln* zu der unter *tulā* besprochenen Wurzel" gehören. "Aksl. *tulŭ* 'Pfeilköcher' ist unklar". Es liegt doch viel näher, die gleichbedeutenden Wörter *tūṇa-* und *tulŭ* zusammenzubringen; was sie 'eigentlich' bedeuten, ist vorerst gleichgiltig. IF. 3, 187 f.

dadhṛ́k Adv. (S. 120). Ich halte die gegebene Erklärung ("erstarrter Nom. Sing. Mask., **dadhṛkṣ* aus **dadhṛṣ-ṣ*") für unrichtig und stelle das Wort vielmehr mit *dṛḍhá-* (S. 129) und dem nach Wackernagel AiGr. 1, 180 zu etymologisierenden *dṛdhrá-* (S. 129) zusammen. Wegen des *dh* in *dadhṛ́k*, das mit Rücksicht auf die Verwanten: δράσσομαι usw. für analogisch anzusehen ist, verweise ich auf *prāṇadhṛk*. Die ursprachlichen Auslautssilben: Med. . . Med. + *zh* und Med. asp. . . Med. + *zh* waren urindisch im Satz vor Klanglauten durch die Wirkung des Hauchentziehungsgesetzes in Med. . . Med. + *zh* (*ẓh*) zusammen gefallen; folglich dessen wurden sie auch im Satzauslaut ausgeglichen, wo für Med. + *zh* schon ursprachlich Tenuis + *s* eingetreten war.

dhiṣṇya- Adj. (S. 137). Ich halte das Adjektiv nach wie vor für eine Ableitung aus **dhiṣṇa-* — lat. *fānum* (BB. 17, 107) und bin in dieser Auffassung des Worts durch die Bemerkungen Bloomfields SBE. 42, 300 und Oldenbergs SBE. 46, 286 noch bestärkt worden. Wegen der sonstigen Verwandten s. WklassPh. 1900, 678. Was der Verf. unter *bhásati* (S. 200) gibt, gilt mir für falsch.

bhára- M. 'Kampf' (S. 196). Die Unzulässigkeit der Verbindung des Worts mit ksl. *borją* sehe ich nicht ein; IF. 10, 199.

līlā- F. 'Spiel' (S. 262). Besser als die hier vorgeschlagenen Deutungen scheint mir von Bradkes Etymologie aus **lizḍā-*, wodurch das Wort mit dem gleichbedeutenden lat. *lūdus* (*d* aus *zd*) in Verbindung tritt, KZ. 28, 198.

sundara- Adj. 'schön' (S. 337) soll jüngere dialektische Form von *sūnára-* sein. Ich sehe nicht, wie das möglich wäre. Vgl. jetzt IF. 11, 136.

stavā́n (S. 343) wird nach Johansson Bidrag til Rigvedas Tolkning 25 (Skrifter utg. af K. Hum. Vetenskaps-S. i Upsala V. 7) durch Haplologie aus **stavavān* gedeutet. Aber die *vant*-Ableitung aus *stáva-* M., worauf verwiesen wird, müsste den Wortton doch auf der ersten Silbe haben (also **stávān*).

Ich kann, alles in allem genommen, dem Buch kein besonderes

Lob spenden. Nach den bis dahin abgelegten Proben des Wissens und Könnens hätte uns der Verf. Besseres bieten müssen.

Giessen, 28. Mai 1900. Bartholomae.

Hillebrandt A. Vedische Mythologie. II: Uṣas. Agni. Rudra. Breslau Koebner 1899. IV und 255 S. gr. 8°. 12 M.

Dem ersten Bande von Hillebrandts gelehrtem Werke "Vedische Mythologie", den ich hier in Bd. 8, S. 21 ff. besprechen durfte und in dem "Soma und verwandte Götter" behandelt wurden, ist nun der schon lange erwartete zweite gefolgt, dem sich der dritte in kurzem anschliesen soll[1]). Als der erste Band im Jahre 1891 erschien, da waren zusammenfassendere und ausführlichere Bearbeitungen der vedischen Göttergestalten noch sehr vereinzelt: Muir, Original Sanskrit Texts IV 1873, V 1872, ferner Kaegi, Der Rigveda, 2. Aufl. 1881, und vor allem Bergaigne, La religion védique I—III 1878—83 (Tome IV: Index von Bloomfield 1897) sind hier zu nennen[2]). Inzwischen ist das Interesse für die Religion des Veda immer grösser geworden, die Zahl seiner Bearbeiter hat glücklicherweise Schritt gehalten mit der Zunahme der Indologen überhaupt, und so stehen wir jetzt mitten in einer ausserordentlich rührigen Zeit. Nicht weniger als vier umfangreichere[3]) und brauchbare Gesamtdarstellungen sind seit dem ersten Bande von H.s Werk veröffentlicht worden (Hardy, Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens 1893, S. 23—125; Oldenberg, Religion des Veda 1894, S. 39—301; Hopkins, The Religions of India 1896, S. 37—160; Macdonell, Vedic Mythology, Grundr. d. Indo-arischen Philol. u. Altertumsk. III 1A, 1897), und in einem fünften Buche (H. S. Vodskov, Sjæledyrkelse og Naturdyrkelse. I: Rig-Veda og Edda. Indledning og første bog. Kjøbenhavn 1890 und 1897) findet sich ein grosser Teil des vedischen Pantheons in nicht minder gründlicher Weise besprochen. Die Fülle dieser Werke, die fast alle eigenartig sind, zeigt nur, wie schwer zu ergründen der Veda ist und wie sich ihm immer wieder neue Seiten abgewinnen lassen. Und so würden etwaige weitere Bearbeitungen desselben Stoffes von Pischel und Geldner, Max Müller, L. von Schroeder, Winternitz u. a. wiederum einen vollständig anderen Charakter tragen, der nicht allein von der Individualität eines jeden Gelehrten wie jeden Menschen, sondern vor allem von dem Standpunkte abhängig ist, von dem aus man die Poesien des Ṛgveda überblickt. Kaegis und Hopkins Darstellungen sind populär gehalten und zeigen keine bestimmte Färbung. Muir und Macdonell stellen die meisten, wenn auch lange nicht alle Daten der Texte über die einzelnen Gottheiten usw. zusammen, deren Deutung dabei eine mehr untergeordnete Rolle spielt; bei Macdonell findet man ausserdem reiche Litteraturangaben, wie überhaupt sein Buch zur genaueren Orientierung sehr zu empfehlen ist. Bergaignes Werk ist gleichfalls durch Materialsammlungen und auch durch

---

1) Ein Abschnitt daraus, "Māyā", ist schon erschienen, vgl. WZKM. 13 (1899) S. 316—320.

2) Die Schilderungen bei L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur 1887, S. 49—82 und bei A. Barth, The Religions of India, 3. Ed. 1891, p. 1—38 sind im allgemeinen zu skizzenhaft, als dass sie hier in Betracht kämen.

3) Eine knappe, aber nicht üble Skizze der vedischen Mythologie entwirft E. Lehmann bei Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2. Aufl. II 1897, S. 15—30.

Kombinationen hervorragend, aber z. T. von unglücklichen Ideen beeinflusst, die darin gipfeln, dass es sich in den vedischen Hymnen im allgemeinen nicht um wirkliche Schilderungen der Phänomene, sondern nur um das durch sie dargestellte himmlische, von den Göttern veranstaltete Opfer handelt und dass das irdische Opfer in jenem sein Prototyp hat.[1]) Vodskov überschaut den Veda von der Perspektive des Gegensatzes Naturalismus — Animismus.[2]) In dem aufgeführten Werke Hardys wie in demjenigen Hillebrandts überwiegen die naturmythologischen Deutungen, in Hillebrandts Werk kommt dabei die Rituallitteratur in glänzender, wenn auch öfters — wie mir scheint — irreleitender Weise zur Sprache. Ein späteres Buch Hardys, seine "Indische Religionsgeschichte" vom Jahre 1898 (Sammlung Göschen), ist eine gute, wenn auch populärwissenschaftlich gehaltene Ergänzung des früheren, weil in ihm die kleinen Geister — fast unter zu starker Beeinflussung durch ethnologische Gesichtspunkte (vgl. Oldenberg Arch. f. Religionsw. 2, 182 f.) — näher beleuchtet werden. Bei einer ev. Bearbeitung der vedischen Mythologie seitens Winternitz würde, wie sich aus seinen bisherigen Arbeiten und Bemerkungen schliessen lässt, die Ethnologie eine hervorragende Rolle spielen und dabei noch das indische Epos zu besonderer Geltung kommen. Max Müller und L. v. Schroeder würden denselben Stoff namentlich unter Vergleichung der verwandten idg. Mythologien behandeln[3]), und bei den seit dem Erscheinen der "Vedischen Studien" nicht mehr zu trennenden beiden Gelehrten Pischel und Geldner würde das spätere Indertum und die indische Tradition für die Zeichnung der vedischen Mythologie ausschlaggebend sein. Oldenbergs Buch endlich, das mit einer eleganten und für jeden Laien ebenso geniessbaren wie genussreichen Form auch tiefen wissenschaftlichen Wert verbindet, zeichnet sich dadurch aus, dass es sowohl die allgemeinen Resultate der Ethnologie (und zwar zum ersten Male) als auch alle andern bei der Erklärung des Veda und seiner Mythologie in Betracht kommenden Hilfsquellen (die Mythologien der andern idg. Völker, den indischen Kultus, das spätere Indertum) verwertet. Die genannten Bearbeitungen der vedischen Mythologie können natürlich, soweit sie deutend verfahren, nicht sämtlich methodisch auf dem richtigen Wege sein, ja mir scheint keine ein volles Anrecht auf diese Bezeichnung zu haben, wenn mir auch Oldenbergs Buch — bis auf die (übrigens auf die Schilderung der vedischen Göttergestalten von unbedeutendem Einflusse gebliebene) Verwertung der vergleichenden (idg.) Mythologie als eines Mittels zur Erschliessung der

1) Von Regnaud ist die Theorie, dass es sich im Veda nur ums Opfer handelt, zur Absurdität ausgebildet worden, namentlich in seinem Werke "Le Rig-Véda et les origines de la mythologie indo-européenne" I 1892 (vgl. darüber z. B. die Rezension von Oldenberg in diesem Anz. 4, 17 f.). Siehe auch seine neuesten Aufsätze "Études védique et post-védiques" Ann. de l'Univ. de Lyon, fasc. 38 (1898) und "Le Rig-Véda et la Religion Indo-Européenne" Rev. de l'École d'Anthr. de Paris 10 (1900), 181 ff.

2) Vgl. zur Orientierung über sein Buch die vorzüglichen Berichte von R. O. Franke und Hardy in diesem Anz. 3, 111 ff. u. 10, 7 ff.

3) Max Müllers "Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie" 1898 u. 1899 können füglich nicht als eine Mythologie des Veda gelten, wenn man darunter eine ausführliche, geschlossene Darstellung versteht. Aber sie bieten manche interessante Bemerkungen über die einzelnen Götter.

idg. Göttergestalten — deshalb den Vorzug zu verdienen scheint, weil es im übrigen alles Brauchbare zur Erklärung des Veda ebenso massvoll wie einsichtsvoll heranzieht. Aber selbst die in einer bestimmten Theorie befangenen Darstellungen der vedischen Mythologie behalten einen hohen Wert, weil sich in ihnen am klarsten und deutlichsten eine bestimmte Seite der Betrachtungsweise Bahn bricht, die sonst zu leicht übersehen werden könnte. Mögen sie dabei auch über das Ziel hinausschiessen, die kommende Zeit wird sichten, klären und auf Grund eines reichen, vielseitig betrachteten Materiales leichter zu annähernd sicheren Schlüssen gelangen, als es ihr sonst möglich sein würde. Ich sage "annähernd", weil ich es auf mythologischem Gebiete nicht für möglich halte in den meisten Fällen zu einer ganz sichern Entscheidung zu kommen. —

Auf die Methodenfrage bezüglich der Vedaexegese, speziell der Vedamythologie, die wir zuletzt berührt haben, kommt auch H. in den einleitenden Bemerkungen zu Beginn des zweiten Bandes seiner "Vedischen Mythologie" (S. 1—21) zu sprechen, und so sei es mir gestattet daran anzuknüpfen, die verschiedenen, von ihm und anderen aufgestellten Prinzipien zu prüfen und meinen eignen Standpunkt etwas ausführlicher darzulegen. H. macht sich einen Satz Max Müllers zu eigen: "Our first duty is to try to interpret the Veda from itself" (S. 1), und dem muss auch ich vollkommen beistimmen. Die Spitze jenes Satzes richtet sich in H.s Sinne gegen drei Seiten: gegen die vergleichende Mythologie der indogerm. Völker, gegen die Ethnologie und gegen das spätere Indertum. Die vergleichende Mythologie (vgl. darüber bei H. S. 13 u. 20 f.) kommt auch meiner Ansicht nach für die Exegese des Veda nur in geringem Masse in Betracht. Die für dieselbe Ansicht bei Vodskov (Einleitung) angegebenen Gründe sind allerdings nicht die meinen. Nach jenem Gelehrten soll das idg. Urvolk (vor der Spaltung in einzelne Völker) deshalb keine höhere Kultur (entwickelten Ackerbau und — erst damit verbunden — eine bis zur Flexion vorgeschrittene Sprache, sowie eine ausgebildete Mythologie) besessen haben, weil eine solche an die Scholle gebunden sei und, unvermittelt in andre Naturverhältnisse verpflanzt, zu Grunde gehen müsse. Diesen Gedanken kann ich nicht für richtig halten. Auf die kaum je mit Sicherheit zu beantwortende Frage, ob und wie weit der sogenannten idg. Urzeit Ackerbau zuzuschreiben sei, will ich hier nicht näher eingehen. Soll aber wirklich ein Hinderungsgrund, für jene Periode Ackerbau vorauszusetzen, in der Ausbreitung des idg. Urvolkes liegen? Kann diese nicht trotz Ackerbau eine ganz allmähliche (selbst im Sinne Vodskovs) gewesen sein? Ich meine, ja! Dadurch ist aber andrerseits nicht etwa eine ausgebildete Flexion und Naturmythologie bedingt: die Polynesier haben Ackerbau, aber nur eine Art agglutinierende Sprache; die Melanesier haben Ackerbau, aber keine Naturmythologie.[1]) Bei der Unsicherheit dieser gan-

1) Ich denke mir die idg. Ursprache als ein Mittelding zwischen agglutinierend und flektierend, da ja schon die grossen Abweichungen in den Flexionen der Einzelsprachen auf ein flüssiges Formenmaterial hinweisen. Wie nun gewisse Lauterscheinungen fast in allen idg. Sprachen auftreten und doch nicht uridg. sind (so z. B. der Übergang von $t+t$ in *st*), sondern sich entweder unabhängig von einander gleichartig entwickelt haben oder infolge der gegenseitigen Beeinflussung von Volk zu Volk gleichartig wurden, so können auch die gleichartigen Flexionsformen unabhängig von einander z. B. durch Zusammenwachsen von "Nominalstamm" und

zen Frage können wir also von hier aus keinen Schluss auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer Naturmythologie beim idg. Urvolke ziehen. Dagegen sollte man, wenn diese Annahme richtig wäre, eine grössere und allgemeinere Namensübereinstimmung zwischen den gleichen mythologischen Gestalten der idg. Einzelvölker erwarten, die sich trotz Max Müller nicht erweisen lässt (wenigstens nicht für eine exakte Sprachwissenschaft). Eine solche Übereinstimmung liegt z. B. in Polynesien vor, wo die gleiche Mythologie doch ebensowenig wie die gleiche, auf gemeinsamen Ursprung hinweisende Sprache nur auf Verkehrsbeziehungen der Inseln unter einander beruhen kann (gegen Vodskov)[1]; und wenn auch die Trennung dieser Völker gewiss nicht annähernd so weit zurückliegt wie die der idg. Völkerschaften, so ist doch kaum anzunehmen, dass alte mythologische Namen bei den letzteren fast durchgehends durch neue ersetzt worden sein sollten: das ist auch in den historisch verfolgbaren Perioden der idg. Völker nicht in irgendwie hier in Betracht kommendem Massstabe der Fall. Was in der religiösen Vorstellungswelt der idg. Völker am besten übereinstimmt, sind auch nicht die Naturmythen, sondern die animistischen Elemente. Ich kann daher auch nur letztere und von den ersteren höchstens Ansätze für die Zeit des idg. Urvolkes voraussetzen; denn diejenigen Naturmythen der idg. Einzelvölker, die scheinbar gleichartig sind, können ebenso, wie die gleichartigen Laute und die gleichartige Flexion, auf ganz unabhängiger Ausbildung, gegenseitiger Beeinflussung oder folgerichtiger Weiterentwickelung von Keimen beruhen.[2]) Jene Urmythologie und Urreligion des idg. Volkes nun genau rekonstruieren zu wollen (vgl. L. v. Schröder Mitth. Anthr. Ges. Wien 25, 4; Winternitz Globus Bd. 77, 65a u. Bd. 78, 376b; Oldenberg ZDMG. 49, 174)[3]) halte ich für ebenso verfehlt wie die Rekonstruktion der idg. Ursprache (vgl. Foy IF. 10, Anz. S. 2).[4]) Das, was wir günstigsten Falls durch Vergleichung erschliessen, kann keinen Anspruch darauf erheben, je wirklich so bei éinem Volke und zu éiner Zeit existiert zu haben. Begnügen wir uns mit der viel lohnenderen Aufgabe die einzelnen idg. Völker in ihrer ältesten Kulturentwicklung verstehen und die historischen Verhältnisse auf einer breiteren Basis würdigen zu lernen! Insofern kommt

---

Postposition, "Verbalstamm" und Personalpronomen usw., die noch in der Ursprache getrennt waren, entstanden sein. Doch nicht in allen Fällen braucht die "Flexion" erst in einzelsprachlicher Zeit sich entwickelt zu haben, denn die agglutinierende Periode verschwindet nicht mit einem Schlage, sondern nur allmählich, Schritt für Schritt. Als ein Beispiel für eine solche Sprache, die sich auf dem Übergange vom Agglutinieren zum Flektieren befindet, möchte ich das Elamische aufführen, das ich aus eigenem Studium näher kenne und über das ich daher am besten urteilen kann (man vergleiche meine grammatischen Bemerkungen ZDMG. 52, 122 ff., 565 ff.).

1) Welche Sprache hätten denn dann die einzelnen kleinen Völker vor den Verkehrsbeziehungen gehabt?

2) Vgl. hierzu und über Namensübereinstimmung der idg. Götter auch O. Gruppe Arch. f. Religionsw. 2, 268 ff.

3) Sieckes Vortrag "Die Urreligion der Indogermanen" 1897 ist nichts weiter als das Kind einer Tendenz: neben der Sonne namentlich den Mond als bedeutendste Gottheit der Urzeit nachzuweisen.

4) [Ganz unrichtig ist es, wenn Winternitz Globus 78, 376 direkt als Aufgabe der idg. Sprachwissenschaft die Rekonstruktion der idg. Ursprache hinstellt. Korr.-N.]

dann das Material der vergleichenden (idg.) Mythologie ebenso wie das der Ethnologie bei der Erklärung der vedischen Göttergestalten nur als Parallele in Betracht, die vergleichende Mythologie ist nichts anderes als ein Zweig der Ethnologie (vgl. auch Winternitz Globus 77, 65[b]), und über deren Benutzung werde ich mir im Folgenden Einiges zu sagen erlauben.

Sehr richtig urteilt H. S. 2 über den Wert der Ethnologie für die Vedaexegese, wenn er sagt: "ihr entnehmen wir einen Massstab, an dem wir die Ergebnisse unsrer Forschung in Bezug auf ihre allgemeine Wahrscheinlichkeit in beschränktem Umfange prüfen können". Ebenso treffend bemerkt L. v. Schroeder WZKM. 9, 109: "(sie) rückt Vieles, was uns von diesem oder jenem Kulturvolk aus alter Zeit überliefert ist, in ein ganz neues Licht, nimmt ihm den Charakter des Singulären". In diesem Sinne angewandt ist die Ethnologie von unschätzbarem Werte für die Vedaforschung, und ein deutliches Beispiel derartiger Förderung liegt uns in Oldenbergs "Religion des Veda" vor. Namentlich wird dadurch auch die Betrachtungsweise des altindischen Rituals befruchtet, wie andrerseits auch dieses, seiner hohen Ausbildung und genauen Fixierung wegen, für die Ethnologie von Nutzen sein kann, was ich schon in meiner Rezension von H.s "Ritual-Litteratur" (Arch. f. Religionsw. 1, 111 f.) ausgesprochen habe. Dagegen wäre es sehr zu bedauern, wenn die Vedaforschung aus gleichen mythologischen oder das Ritual betreffenden Daten bei andern Völkern auf gleiche Ursache, gleiche Entstehungsweise schliessen und sie in diesem Sinne zur Erklärung ihrer eignen Rätsel heranziehen wollte. Denn es ist ganz verkehrt, wenn Winternitz Globus 77, 65[b] von einer Notwendigkeit redet gleiche Erscheinungen aus gleichen Ursachen zu erklären. Er übersieht dabei vollkommen die Erfahrungen der Sprachwissenschaft wie auch der Völkerkunde selbst; gerade diese sollte durch sich selbst vor einer derartigen falschen Anwendung der Parallelen warnen. Wenn man z. B. sieht, wie bei den verschiedensten Völkern der Erde und sogar bei nahverwandten dasselbe lineare Ornament aus ganz verschiedenen naturalistischen Darstellungen entsteht, so gehört — meine ich — eine grosse Kühnheit dazu mythologische Erscheinungen vergleichen und bei gewissen Übereinstimmungen auf gleiche Ursachen schliessen zu wollen. Selbst wenn wir den Mythus des einen Volkes seinem Entstehen, seiner Geschichte nach ganz zu begreifen vermögen und wenn wir ferner den in seinen Resultaten gleichen Mythus eines andern (auch verwandten) Volkes in gleicher Weise entstehen lassen können, selbst dann haben wir keine Berechtigung zu sagen, der letztere sei durch den ersteren in seiner Geschichte aufgeklärt. Erst wenn sich noch mehrere Anhaltspunkte für die Geschichte des noch dunklen Mythus finden, die sich durch die Parallele zu einer geschlossenen Kette zusammenreihen lassen, erst dann haben wir ein Recht auf die Parallele etwas zu geben, ohne natürlich selbst da frei von Trugschlüssen zu sein. Ich glaube also nicht mit Winternitz (Globus 77, 65[a]), dass die Ethnologie (und damit allerdings auch die vergleichende Mythologie) ein Mittel ist zur Erforschung der ältesten mythischen Vorstellungen der indogermanischen Völker; ich erkenne vielmehr Max Müller (Beitr. zu einer wissensch. Mythologie, 2. Bd., S. 166) ein Recht zu zu sagen: "solange wir die Vergangenheit oder die Gründe oder den Zweck eines Gebrauches oder eines Glaubens nicht kennen, sind alle Vergleichungen [zu seiner Erklärung] . . . . vergeblich und können sogar Unheil anrichten".

Auch bezüglich des späteren Indertums stimme ich H.s

Ansicht bei, dass es bei der Vedaexegese nicht Führerin, sondern nur Gehilfin sein kann (S. 7 ff.). Unzweifelhaft sind Pischel und Geldner in der Identifizierung des späteren Indertums mit den Verhältnissen des Veda zu weit gegangen; ebenso ist ihre Wertschätzung und Benutzung der indischen Kommentare und Wörterbücher sowie, damit zusammenhängend, ihre Worterklärung und Interpretation ganz unhaltbar. Die von ihnen angenommenen Bedeutungsübergänge sind zumeist vollständig unbegreiflich (vgl. darüber z. B. Hillebrandt, Vedainterpretation S. 6 ff.), und ihre neuen, auf die indischen Erklärer zurückgehenden Deutungen lassen sich, soviel ich sehe, fast sämtlich als unzutreffend erweisen. Dagegen verkenne ich nicht, dass erst durch die genannten beiden Gelehrten ein ausgeprägteres indisches Kulturbild in den Veda hineingetragen worden ist, als man vorher darin gesehen hat, und dies ist, wie mich dünkt, nicht zum Nachteile für das feinere Verständnis des Veda geschehen. Der Hauptwert der späteren Litteratur für die Vedaexegese beruht darin, dass sie uns ein klares und deutliches Bild von der spezifisch indischen Kultur entwirft, wonach das verschwommene, das wir sonst von der vedischen Kultur erhielten, in kräftigeren Zügen und frischeren Farben ausgeführt werden kann. — Bei dieser ganzen Frage darf aber der Ṛgveda (um ihn handelt es sich doch hauptsächlich) nicht als Ganzes betrachtet werden. Der Ṛgveda zerfällt ja bekanntlich in verschiedene Teile, von denen die einen namentlich inbezug auf die Sprache, aber z. T. auch deutlich in kleineren Punkten der Religionsanschauungen, der späteren Zeit näher stehen als die andern. Von den meisten Vedaforschern ist dieser Unterschied zeitlich aufgefasst worden (vgl. besonders Hopkins, Prāgāthikāni I, JAOS. 17, 23 ff.) und hat sogar zu pedantisch-minutiösen Altersbestimmungen kleiner und kleinster Teile des Ṛgveda geführt (Arnold, "Literary epochs in the Ṛigveda" KZ. 34, 297 ff.; "Historical Vedic Grammar" JAOS. 18, 203 ff.; ["Ṛigveda VII. 33" KZ. 37, 207 ff.]).[1]) Aber welche Berechtigung haben wir zu dieser Annahme? Es ist doch in den meisten Fällen mindestens ebenso wahrscheinlich, dass lokale Unterschiede vorliegen, und hier scheint mir H. in seinen geistreichen Auseinandersetzungen über das 6. und 7. Buch (Vedische Mythologie I, 83 ff.) den einzig richtigen Weg für eine gesunde Vedaexegese gezeigt zu haben (vgl. meine Rezension: IF. 8, Anz. S. 22). Diejenigen Teile des Ṛgveda, die sprachlich dem klassischen Sanskṛt näher stehen, sind jedenfalls in weiter östlichen Gebieten, der Wiege des späteren Indertums, entstanden, während die andern Teile weiter westlich bis nach Iran hinein zu Hause sind, wo noch zur selben Zeit ein entwicklungsgeschichtlich zumeist älteres Stadium herschte. Aus dieser, wie ich glaube, wohlbegründeten Annahme folgt des weiteren, dass die Kultur (inkl. Mythologie) der einzelnen Teile des Ṛgveda eine verschiedene sein wird: die in der Sprache

1) Die Zerstückelung der Veda in kleinere und kleinste Teile, wie sie namentlich von Arnold auf Grund sprachlicher und metrischer Momente in fast mathematischer Weise vorgenommen worden ist, sollte von vornherein als verkehrt abgewiesen werden. Denn dies Verfahren berücksichtigt gar nicht die individuelle Sprechweise einzelner Sänger und die Gewohnheiten der Sängerfamilien; ferner ist nicht bedacht worden, dass die Hymnen des Veda nicht von unsern nur an Regeln gewohnten Gelehrten, sondern von freier empfindenden Dichtern geschaffen sind, die sich an das Normalmetrum nicht sklavisch binden, sondern sich Abweichungen erlauben (vgl. auch Hillebrandt, Vedainterpretation 1895, S. 14).

der klassischen Litteratur näher stehenden werden ihr auch kulturell (also auch mythologisch) mehr verwandt sein als die übrigen. Es gilt also jene Teile des Ṛgveda in der Weise, wie es H. gethan hat, zunächst in grösseren Zügen zu umgrenzen,[1]) und dann besteht die Aufgabe für jeden einzelnen eine Art Kulturgeschichte zu schreiben. Ich glaube bestimmt, dass man erst dadurch zu einem besseren Verständnisse mancher Göttergestalten gelangen wird, wenn man nicht mehr alles, was die verschiedenen Bücher über sie berichten, was aber nicht organisch zusammengehört, zu einem glatten Bilde des Gottes verarbeiten will.

Wenn wir, wie wir im Vorangehenden auseinandergesetzt haben, weder der Ethnologie (inkl. der vergleichenden Mythologie) noch auch dem späteren Indertum eine führende Rolle bei der Erklärung des Veda zuerkennen können, so bleibt — abgesehen von der Berücksichtigung der nicht besonders ergiebigen iranischen Religion (Avesta) — nur übrig, die vedische Mythologie mit H. (S. 1) aufzubauen auf sorgfältiger Exegese der Texte und auf dem Kultus (die Rituallitteratur ist jedoch m. E. nur mit äusserster Vorsicht zu gebrauchen!), ohne irgend welche Theorien aufkommen zu lassen (H. S. 3). Ich glaube aber zu bemerken, dass H. selbst von Theorien nicht frei ist — wer wäre dies auch? —, denn er möchte für den Veda so wenig wie möglich zugeben, dass eine Göttergestalt auch auf etwas Anderem als der Personifikation von Naturmächten beruht. So bleibt er bei seiner Erklärung von Yama als Mond und Vivasvant als Sonne (vgl.[2]) S. 13 f., 20, 47, 94 Anm. 3, 106 Anm. 3, 141 Anm. 2, 211), und dabei scheint er meine Deutung in diesem Anz. 8, 28 ff. für etymologisch beeinflusst zu halten. Das ist sie nicht, denn ich sehe mit H. einen schweren Fehler darin, sich bei mythologischen Deutungen von der Etymologie eines Götternamens (abgesehen natürlich von solchen wie Sūrya und Agni) leiten zu lassen, einen Fehler, von dem jedoch selbst Gelehrte wie Oldenberg nicht frei sind (vgl. z. B. bezüglich Savitar: ZDMG. 51, 475 ff.). Wenn aber die ungesuchte Etymologie[3]) übereinstimmt mit den Resultaten, die man sonst über den betr. Gott bzw. die vermeintliche Gottheit (wie z. B. Vivasvant) gewinnt, dann kann sie gewiss nur zur Erhärtung dieser Resultate dienen. Eine vorurteilsfreie Exegese der vedischen Texte, namentlich der älteren Teile, scheint es mir nun auszuschliessen, dass Vivasvant und Yama von Haus aus etwas anderes als erster (Soma-?) Opferer und erster Mensch gewesen sind, wobei von dem NPr. Vivasvant ein auf beliebige Erscheinungen anwendbares adjektivisches *vivasvant* zu trennen ist.[4])

---

1) Aus neuerer Zeit beachte man: Weber Vedische Beiträge 8: Zu Maṇḍala II der Ṛik-Saṃhitâ. Sitzber. Preuss. Ak. Wiss. 14. Juni 1900, S. 601 ff.

2) Die Indizes in H.s Buch versagen hier, wie öfters im ersten Bande.

3) Meine Etymologie von Yama a. a. O. S. 33 gebe ich durchaus nicht als eine schlagende aus, aber die älteren sind es aus sachlichen Gründen erst recht nicht.

4) In ähnlicher Weise, wie ich ṛgv. *vivasvant* behandelt habe, verfährt H. inbezug auf *virāj* (II 50 f.): auch hier ist mit Recht nicht alles auf eine und dieselbe Persönlichkeit zu beziehen. Dass das Appellativum *vivasvant* schon stellenweise im ṚV. zu einem NPr. der Sonne geworden ist, will ich nicht leugnen. So wohl X 17, 1 u. 2, wo ich jetzt im Hinblick auf H. S. 47 (vgl. auch S. 13 f.)

Ich sehe auch mit Oldenberg ZDMG. 49, 172 f. nicht ein, warum nicht bei den Indern Menschen zu Göttern geworden sein sollten. Liefert doch H. selbst durch seine ebenso geistreichen, wie treffenden Untersuchungen über die Paṇis (vgl. dazu meine Rezension in diesem Anz. 8, 22 sowie H. II 48) einen Beleg dafür, dass ein ganzer Stamm zu einem Dämonengeschlecht geworden ist; ferner siehe H. zu Aṅgiras, Bhṛgu, Atharvan (II 155 ff.). Ebenso verstehe ich nicht, wie man sich an der Vergöttlichung hervorragender Rosse — von einem Versetzen der Rosse an den Himmel ist nicht die Rede! — stossen kann (H. S. 2, vgl. auch "Vedainterpretation" S. 17); denn wenn Dadhikrāvan und Tārkṣya (zum letzteren vgl. vorläufig: Foy KZ. 34, 266 ff.) nicht irdische Rosse gewesen wären, wie sind da die Schilderungen der grossen Wettrennen zu erklären, an denen sie nach den Texten hervorragenden Anteil genommen haben? An dem Charakter des Ṛgveda als eines religiösen Liederbuchs wird durch solche Deutungen nichts geändert, auch ist man deshalb noch weit davon entfernt den Euhemerismus zu übertreiben, wie es H. in seiner prächtigen Satire "Die Götter des Ṛgveda" (1894) gethan hat. Ich bin vielmehr der Ansicht, dass man in gleicher Weise eine Satire über die naturmythologische Schule schreiben könnte. So scheint mir H. (S. 2, 17 ff.) auch die Abstraktgötter mehr einer Theorie zu Liebe abzulehnen (vgl. dagegen Oldenberg, Religion des Veda 227 ff., ZDMG. 49, 172 f. u. 51, 473 ff.), obwohl auch ich manche der Oldenbergschen Abstraktionen (wie Pūṣan, Bṛhas- oder Brahmanaspati, Viṣṇu, auch Tvaṣṭar) nicht akzeptieren kann und mir über andre (wie Savitar) noch unklar bin. Wenn ich mich mit andern Forschern gegen die übertriebene Naturmythologie wende, wenn wir einige Götter nicht immer und immer wieder als Sonne und Mond deuten, so leugnen wir damit nicht, dass dieselbe Naturerscheinung als eine Vielheit von Göttergestalten auftreten kann und im Veda wirklich auftritt. Wir leugnen nur, dass nun alles als solche Naturgötter aufgefasst werden muss, was irgend die Züge eines solchen bekommen hat (wie Yama und die Rennpferde). Übrigens möchte ich darauf hinweisen, dass ich H.s Ansicht, der vedische Polytheismus verdanke einen Teil seiner Vielköpfigkeit der Verschmelzung von Göttern verschiedener Zeiten und Stämme, durchaus nicht IF. 8, Anz. S. 25 entgegengetreten bin, wie H. S. 14 f. meint. Ich habe mich nur dagegen gewandt dies Moment allein als Erklärung anzuführen.

---

folgendermassen übersetze: "'Tvaṣṭar veranstaltet für seine Tochter [Sūryā = Uṣas] die Hochzeit': so redend kommt hier die ganze Welt zusammen; 'Yamas [des Mondes] Mutter [die Nacht], des grossen Vivasvant [der Sonne] Gattin, ist bei ihrer Heimführung verschwunden'. — Sie [die Götter] verbargen (nämlich) die Unsterbliche [die Nacht] vor den Sterblichen, schufen eine gleichfarbige [Sūryā] und gaben sie dem Vivasvant. Und sie [Sūryā] gebar die Aśvin, wie das geschah, und verlies die Zwillinge, die rasche." Das wesentlich Neue in dieser Übersetzung ist, dass ich auch 1c—d von der erstaunten Welt gesprochen sein lasse, — schon das Perfektum verlangt diese Auffassung. Unklar kann eigentlich nur noch 1a bleiben; jedoch glaube ich, dass wir hier in Tvaṣṭar nur den göttlichen "Schöpfer" aller möglichen Dinge sehen dürfen, der als solcher im besonderen das ausführt, als dessen Urheber in V. 2b die Götter im allgemeinen genannt werden. Sind von mir die beiden fraglichen Verse richtig erklärt, so ergiebt sich, dass die Aśvin nicht Sonne und Mond sein können, wie H. S. 42, 50 vermutet.

Ausserdem habe ich H.s Ausdruck "unbrahmanisch" nicht so verstehen können, wie er ihn jetzt nach S. 15 f. verstanden wissen will. Meine Bemerkungen a. a. O. erledigen sich damit teilweise. Ich halte aber daran fest, dass die Seite der vedischen Religion, die im Ṛgveda als fremd oder nicht ausgebildet erscheint und die im Atharvaveda zusammengefasst ist, nicht nur auf unindische Völker oder "unbrahmanische" Inder, auf die die vedischen Stämme stiessen, zurückzuführen ist, sondern viel eher die niedere Volksreligion, den Aberglauben und Animismus der vedischen Stämme selbst repräsentiert.

Soll ich meine im Vorangehenden z. T. ausführlicher begründete Ansicht über die beim Veda zu befolgende Interpretationsweise kurz zusammenfassen, so möchte ich es so thun: Man muss den Veda aus sich selbst (natürlich unter Benutzung der Errungenschaften der Sprachwissenschaft) und mit Hilfe des Kultus, nicht mit Hilfe der indischen Erklärer zu verstehen suchen, aber man muss an diese Aufgabe mit einer breiteren Kenntnis des späteren Indertums, der indogermanischen Völker und der Ethnologie herantreten und muss sich vor Einseitigkeit bewahren. Mann muss den Veda als poetische Schöpfung betrachten und sich in die Stimmung des einzelnen Sängers versetzen. Man darf nicht Alles nach einem und demselben Massstabe messen oder auf eine Linie stellen wollen, sondern muss bedenken, dass die Hymnen zu verschiedener Zeit, namentlich aber auch an verschiedenem Orte, von verschiedenen Menschen, unter verschiedenen Einflüssen gedichtet worden sind, dass sie also — nicht nur infolge zeitlicher Unterschiede — äusserlich und innerlich ganz verschiedenes Gepräge tragen können, sowohl in der Sprache wie in der Mythologie, sowohl im Metrum wie im Ausdrucke der Gedanken. So wird es bessere und schlechtere Leistungen geben, aber man darf den vedischen Sängern nicht zumuten, dass sie ungereimtes Zeug verfassten (vgl. dazu schon Foy KZ. 36, 126). —

Wir kommen nun zur Besprechung derjenigen Abschnitte des H.schen Werkes, die sich auf die Göttergestalten selbst beziehen. Der vorliegende Band beginnt (S. 23—53) mit einer Behandlung von Problemen, die mit der Uṣas, "der anmutigsten Göttin, die den vedischen Himmel schmückt", in Zusammenhang stehen. H. sieht in den Uṣasliedern Neujahrslieder (S. 26 ff.), und zwar schliesst er dies vor allem aus dem Ritual. Die Hymnen selbst bieten für diese Annahme keinen Anhalt: VII 80 hat für mein Empfinden nichts von einem Neujahrsliede an sich; auch aus *prathamā́ āyatīnā́m* I 113, 8 u. 124, 2 ist wegen des Zusammenhanges nichts zu schliessen; *jānā́ty áhnaḥ prathamásya nā́ma* I 123, 9 bezieht sich auf den ersten Erdentag, den die Uṣas auch zuerst gekannt hat, weil sie stets *prathamā́* ist; *áhnām netrī́* ṚV. VII 77, 2. TS. IV 3, 11. MS. II 13, 10 ist Uṣas als diejenige, mit deren Erscheinen die Tage beginnen; *ṛtūnā́m pátnī* heisst sie MS. II 13, 10 (= TS. IV 3, 11), weil sie die drei Jahreszeiten (vgl. dazu H. S. 33 ff.)[1]) einleitet, ähnlich wie die Neujahrsnacht (Ekāṣṭakā) *saṃvatsarasya patnī* genannt wird (TS.

---

1) In der Beziehung des ṛgv. Dreiklangs *gāvaḥ*, *āpaḥ*, *svar* auf Frühling, Regenzeit, Sommer scheint mir jedoch H. zu weit zu gehen. — Zu der S. 34 Anm. aufgeführten Stelle ṚV. VII 33, 7 möchte ich beiläufig bemerken, dass *jyotir°* in Pāda b doch nur auf *uṣasam* in Pāda c verweisen kann, dass also dieser Pāda zum vorangehenden in logischer Gedankenfolge steht.

VII 4, 8, 1), und daher ist auch von drei Uṣas die Rede (vgl. H. S. 33). Ich sage mit diesen meinen Bemerkungen zumeist nichts Neues, aber es ist doch wichtig die alten Deutungen nochmals zu konstatieren, um zu zeigen, dass die Uṣaslieder keinen Zug eines Neujahrsliedes enthalten. Und deshalb ist, wenn sie auch an sich für die Neujahrsfeier gedichtet sein könnten, diese Annahme höchst unwahrscheinlich. Wir würden es dann mit bestimmter gefärbten Liedern zu thun haben, wie bei dem an die Neujahrsnacht gerichteten (AV. III 10). Dazu kommt ein weiteres Moment. Wenn die Uṣaslieder als Neujahrslieder gedichtet worden wären, so müsste das in einem Lande geschehen sein, wo der kürzeste und längste Tag bedeutend differieren, wo man Ursache hat die Wiederkehr des Lichtes zu feiern; dann liessen aber auch die Vergleiche mit dem Heraustreiben des Viehs den von H. S. 38 f. hineininterpretierten Sinn deutlich erkennen, während in Wirklichkeit nichts von festen Winterställen, aus dem das Vieh zur Frühlingszeit herausgetrieben wird, zu spüren ist. Daher können jene Vergleiche nur so aufgefasst werden: wie man vor Feinden das Vieh in sicheren Verstecken und Ställen zu hüten sucht, so gelingt es den Dämonen der Finsternis die Kühe der Morgenröte einzuschliessen; aber die Mächte des Lichts und des Opfers sprengen die Verschlüsse jeden Morgen und treiben die Kühe heraus. Das Ritual darf, seinem sonstigen Aufbau entsprechend, bezüglich des eigentlichen Wesens der Uṣaslieder nicht ausschlaggebend sein, und auch in den Beziehungen der Uṣas zu den Manen kann ich keine Stütze für H.s Ansicht sehen. Wenn die Manen das Licht, speziell die Uṣas finden, so geschieht es doch nicht deshalb, weil die ihnen geweihte Zeit des Jahres am Ende desselben, vor Beginn des neuen Jahres liegt und ihr programmmässiger Ablauf gewissermassen das neue Jahr, das neue Licht bedingt (so H. S. 29 f.). Ich verstehe nicht, wie H. zu dieser Annahme kommen konnte, da doch im Ṛ V. die Art der Lichtgewinnung durch die Manen oder mit ihrer Hilfe ganz anders geschildert wird und H. selbst (S. 31 ff.) diese Stellen in besonderem Sinne, als ein Ansingen des neuen Jahres, als eine alte Kunde von Neujahrsliedern, deutet. Ich kann ihm aber auch hierin nicht folgen. Die That der Kavis der Vorzeit ist m. E. eine kosmogonische Sage; sie bezieht sich auf ein einziges Begebnis, nicht auf einen wiederholten Brauch: das Opfer der Väter hat den Berg (das Dunkel, die ewige Nacht) gespalten und die Kühe der Morgenröte (das Licht) erscheinen lassen, wie das Opfer sonst die Natur zwingt *ṛtena* zu walten. Dass der Ṛ V. diese That der Väter gerade bei der Jahreswende (*parivatsaré*) geschehen sein lässt (nach X 62, 2), ist doch sehr begreiflich: die Uṣas kennt den Namen des ersten Tages (I 123, 9), sie hat ja den Begriff "Tag" überhaupt erst ermöglicht, ist also am ersten aller Tage erschienen, den sich der Sänger als ersten Tag eines Jahres vorstellen musste; so konnte sich ohne weiteres die Anschauung entwickeln, dass gerade an einer Jahreswende erstmalig die Scheidung in Tag und Nacht eingeführt worden sei. Etwa nun schliessen zu wollen, dass die Uṣaslieder nur für Wiederholungen des ersten mythischen Neujahrszaubers gedichtet worden seien, dafür haben wir in den Liedern absolut keinen Anhalt. — S. 41 f. deutet H. Sūryā als Uṣas. Dem stimme ich bei (gegen IF. 8, Anz. 29), ohne mit H. einen bestimmten Zeitpunkt (den ersten Vollmondstag des neuen Jahres oder des Frühlings) für die Hochzeit des Mondes mit der Uṣas oder Sūryā annehmen zu können. — Saramā mit Uṣas zu identifizieren, wozu H. S. 48 ff. neigt, leuchtet mir nicht ein. Uṣas kann doch nicht selbst ihre Rinder, d. h. sich selbst, auf-

finden? Wenn aber jene Identifikation das Richtige träfe, so wäre es nur natürlich, mit H. in den beiden Sārameyas, den Kindern der Saramā, Sonne und Mond zu suchen (vgl. die Virāj mit ihren beiden Kälbern). Müssen jedoch Saramā und die Sārameyas wirklich einen naturmythologischen Hintergrund haben? — Ferner glaubt H. in der Virāj ein Synonymum der Uṣas zu erkennen (S. 50 ff.). Wo von einem Kalb der Virāj gesprochen wird, bezieht er es auf die Sonne; wo von zweien die Rede ist, auf Sonne und Mond. Ich gestehe, dass diese Deutungen viel für sich haben. Der Schluss von H.s Kapitel "Uṣas" (S. 52 f.) bringt einige interessante Bemerkungen über die Legende von einem Inceste des Vaters Himmel (nach den Brāhmaṇas: Prajāpati) und seiner Tochter Uṣas, der auch den vedischen Dichtern bekannt war.

Das nächste Kapitel ist Agni gewidmet (S. 55—154). Gerade dieser Gott, bzw. die an ihn gerichteten Hymnen haben in jüngster Zeit neben Rudra besonders zahlreiche Behandlungen erfahren. Ich nenne ausser den zusammenfassenden vedischen Mythologien: M. Müller, Phys. Religion 1892, S. 139—198, 246—268 u. sonst; v. Schroeder WZKM. 9, 225 ff. (1895); Kerbaker, Il Dio Agni nel Rigveda 1896 (Atti della reale acc. di archeol., lett. e belle arti 17, Parte I, Nr. 4); Vodskov, Sjæledyrkelse og Naturdyrkelse I 1897, S. 74—236 (vgl. dazu Hardy IF. 10, Anz. S. 9 f.); Oldenberg Hymns to Agni (Maṇḍalas 1—5) = SBE. 46, 1897. H. geht den auf Agni bezüglichen Problemen ganz selbständig zu Leibe und kommt dabei zu ganz neuen Lösungen. Nach einigen Vorbemerkungen, die dem Leser die Probleme entwickeln sollen und zugleich die mehr oder weniger ephemeren Formen Agnis kurz abhandeln, folgen zunächst der Vollständigkeit halber eine Darstellung der äusseren Hervorbringung des Feuers, sowie Bemerkungen über die Zeit der Anlegung und die Pflege desselben. H.s Annahme, dass sich diejenigen RV.-Stellen, wo von Agnis Wohnen im Dunkel gesprochen wird, auf die den Manen geweihte Periode des Jahres(schlusses) beziehen und es sich bei Agnis Befreiung aus dem Dunkel usw. um die Erzeugung des Neufeuers am Neujahrstage handelt (H. S. 81 ff.), kann ich ebensowenig beipflichten wie seiner Erklärung der Uṣaslieder als Neujahrslieder; wir haben in den Texten absolut keinen Anhalt dafür. — Des weiteren kommt H. auf die drei Feuer im Ritual, Gārhapatya, Āhavanīya und Dakṣiṇa, zu sprechen (S. 88 ff.). Er sieht in diesen drei Feuern, von denen jedes einer der drei Welten (Himmel, Erde, Luftraum) zugeschrieben wird und die der Sache nach auch schon im RV. vorliegen, die drei Formen Agnis im RV. und versteht folglich unter dem "Agni in den Wassern" den Agni des Luftraumes. Der Agni des Himmels ist die Sonne und der Agni der Erde das Hausfeuer; was ist nun der Agni des Luftraumes? Nach H. kann es nicht der Blitz sein, weil dieser nie mit dem Dakṣiṇafeuer in Beziehung gesetzt wird, sondern zunächst nur Vāyu, der Beherrscher des Luftraumes, der auch als Agni in den Brāhmaṇas bezeichnet wird. Das Feuer des Luftraumes ist aber nun zu gleicher Zeit das Manenfeuer, weil Wind- und Seelenkult von altersher in naher Beziehung stehen. Da nun die Manen nach andrer Ansicht im Mond lokalisiert werden, so kann "Agni in den Wassern" auch der Mond sein. Diesem Gedankengange H.s kann ich gleichfalls nicht beistimmen (vgl. v. Schroeder in seiner Rezension von H.s Buch WZKM. 13, 288 ff.): es lässt sich durch nichts erweisen, dass die drei Formen Agnis im RV. sich mit den drei Opferfeuern decken; wäre "Agni in den Wassern" wirklich gleich Vāyu oder Mond, den beiden Repräsentanten des Dakṣiṇafeuers, so müsste in den Hymnen doch

eine nähere Beziehung zwischen beiden Teilen ausgesprochen sein, wie z. B. zwischen Agni und der Sonne, das ist aber nicht der Fall. — H. spricht dann über die drei Opferfeuer im ṚV. (S. 96 ff.). Auffallend ist, dass aus diesem Hymnenbuche bisher nur das Gārhapatya-Feuer mit Namen bekannt ist, obwohl drei Feuerherde verschiedentlich erwähnt werden, darunter deutlich ein Manenfeuer (vgl. H. S. 107 ff., zu ṚV. X 16, 9 ff.). H. findet nun den Dakṣiṇāgni, das Süd- oder Manenfeuer, in Narāśaṃsa (und Bṛhaspati) wieder, worunter zugleich ein durch das Feuer repräsentierter Todesgott zu verstehen sei. Ich muss jedoch Oldenberg ZDMG. 54, 49 ff. recht geben, dass für den ṚV. — im allgemeinen, wie ich hinzufüge — *narāśaṃsa* als "das von den Priestern vorgetragene Preislied", als "der Genius, welcher dieses Preislied verkörpert" und — was Oldenberg noch hätte hervorheben müssen — als "der von den Priestern gepriesene Gegenstand (Person oder Sache)" zu erklären ist. Von Narāśaṃsa, dem Genius des Preisliedes, ist *nārāśaṃsī* ṚV. X 85, 6 (vgl. das damit parallel stehende Wort *raibhī*, von *rebha* 'Sänger') und wahrscheinlich auch der Name der Nārāśaṃsī-Verse abgeleitet. Dagegen scheint mir Oldenberg die Materialien des Rituals, die das Adjektiv *nārāśaṃsa* und den Gott Narāśaṃsa zum Südfeuer und den Manen in enge Beziehung setzen, nicht genügend erklärt zu haben. Wenn die *camasa*-Becher, unter den südlichen Havirdhāna-Wagen gestellt, *nārāśaṃsāḥ* genannt werden, so geschieht es doch nur deshalb, weil sie mit jener Handlung einem Gotte Narāśaṃsa geweiht sind, und nicht wegen des Bezugs zu den *nārāśaṃsāḥ pitaraḥ*, die nach Oldenberg so heissen, weil sie "einst durch die Gnade des Gottes N. der Kunst und Macht des *narāṃ śaṃsa* teilhaftig gewesen sind"; in gleichem Sinne ist ṚV. X 57, 3 von *nārāśaṃséna sómena*, dem Narāśaṃsa geweihten Soma (das sind die oben erwähnten gefüllten *camasa*-Becher), die Rede. In diesen Fällen kann doch nun unter Narāśaṃsa nicht mehr ein "Genius des von den Priestern vorgetragenen Preisliedes" gefühlt sein, es scheint hier vielmehr H.s "Totengott" vorzuliegen. Wie jener dazu geworden ist, bleibt für mich eine noch ungelöste Frage. Ich gebe jedoch zu erwägen, dass er sich zunächst zum Beinamen Agnis (vgl. die Gleichsetzung mit Bṛhaspati I 18, X 182 und zu letzterem Foy IF. 8, Anz. 28) entwickelt haben und dann als das Südfeuer spezialisiert worden sein kann. Das die Sonne repräsentierende Āhavanīya-Feuer glaubt H. auf Grund des Rituals unter dem Namen (Agni) Vaiśvānara im ṚV. wiederzufinden, soweit damit nicht die Sonne, das himmlische Opferfeuer, bezeichnet wird. Da Narāśaṃsa sich im ṚV. nicht als Name des Manenfeuers (bis auf einen besondern Fall) nachweisen lässt, so verliert auch diese Gleichsetzung sehr an Wahrscheinlichkeit. Es scheint. die Namen des Rituals gehören im allgemeinen einer späteren Zeit an. — Von zwei weiteren Ritualfeuern, Sabhya und Āvasathya (vgl. darüber H. S. 118 ff.), kennt der AV. das erstere. Es ist ein Praerogativ adliger Geschlechter und speziell vom König in der Sabhā zu unterhalten. H. sieht darin, wohl mit Recht, die Fortsetzung oder den Überrest eines alten Gau- oder Stammesfeuers (für dessen Existenz im ṚV. er manche beachtenswerte Momente beibringt), wie er auch in dem Vaiśvānarafeuer (hier übrigens, wie mir scheint, etymologisch beeinflusst) ein ignis publicus erkennen will. Für den ṚV. fehlt dafür, nach dem oben Bemerkten, jeder sichere Boden, und das Ritual lässt uns hier ganz im Stich. — Die nächsten beiden Abschnitte in H.s Buch (S. 126 ff.), "Agni und der Blitz" und "Die Götter und Agni" überschrieben, erörtern in eingehenderer, aber mich nicht

überzeugender Weise die schon zuvor (S. 95) verwertete Ansicht des Verfassers, dass "Agni in den Wassern" nicht der Blitz sei. Wo es sich um Beziehungen zwischen Agni und den Wassern handelt, muss man zunächst, wie v. Schroeder sehr richtig gethan hat (vgl. WZKM. 9, 225 ff. u. 13, 288 ff.), zwischen der Geburt Agnis in den Wassern und seinem Verstecke (oder, füge ich hinzu, seinem Aufenthalte) in den Wassern, von wo aus er in die Pflanzen eingeht, unterscheiden, wenngleich auch beide Ideenkreise sich vermischt haben werden (Oldenberg Rel. d. Veda 107 f., 114).[1] Unter Agnis Geburt in den Wassern verstehe ich mit L. v. Schroeder den Blitz; besonders scheint sich das aus ṚV. I 164, 1 trotz H. S. 128 f. zu ergeben, denn *áśna* ist hier als "Stein" (i. e. Donnerkeil, Blitz) = *áśman* aufzufasssen. Mit Oldenberg Rel. d. Veda 106 ff. unter diesen Wassern eventuell das wirkliche Wasser zu verstehen und sämtliche Stellen von der Geburt Agnis in den Wassern auf eine Linie mit denen von seinem Aufenthalte und Verstecke in den Wassern zu rücken, scheinen mir diejenigen Stellen zu verbieten, wo von der dreifachen Geburt Agnis im Himmel, auf Erden und in den Wassern die Rede ist: hier, meine ich, kann bei den Wassern nur an den Luftraum gedacht werden. Wenn sich H. an der schon alten "Blitz"-Auffassung deshalb stösst, weil sich für den Blitz sonst keine göttliche Verehrung nachweisen lasse, so muss ich gestehen, dass ich in jenen Stellen von der Geburt Agnis in den Wassern die Verehrung eines Blitz-Agni (oder wie sonst noch diese Form des Feuers gedeutet werden mag) überhaupt nicht entdecken kann: die Erwähnung der verschiedenen Gestalten des im Opfer gegenwärtigen Gottes Agni ist doch noch keine weitverbreitete Verehrung! Die meisten übrigen Stellen, wo von Agnis Aufenthalt in den Wassern, von seinem Sichverstecken darin usw. die Rede ist, erkläre ich weder mit H. als Mythus von der Sonne, die sich in den Wolken der tropischen Regenzeit verbirgt, noch auch mit Winternitz IF. 8, Anz. 37 als Blitzmythus (gleich den Stellen von Agnis Geburt in den Wassern), sondern mit v. Schroeder WZKM. 9, 228 f. u. 13, 290 als eine Mythe, entwickelt durch das Phänomen, dass ein Feuerbrand, ins Wasser gesteckt, zischend verlöscht: es scheint mir die Erklärung nicht auszureichen, dass die Wasser in ihrer Eigenschaft als Nahrung der Pflanzen diesen auch das aus ihnen herauszulockende Feuer übermittelt haben müssen (so Oldenberg Rel. d. Veda 113 f.). H. hebt mehrmals (namentlich S. 143) hervor, dass es sich bei dem in den Wassern versteckten Agni nur um das Opferfeuer der Götter handeln kann, als welches Sūrya zu gelten hätte: ich finde dagegen, dass es sich überall nur um das Opferfeuer der Menschen handelt, das verschwunden ist, sodass den Göttern kein Opfer mehr dargebracht wird (ṚV. X 51, 5). So auch VI 8, 4: Agni Vaiśvānara lässt sich durchaus nicht, wie H. S. 145 meint, überall mit Sicherheit als "Sonne" oder das sie repräsentierende Āhavanīya-Feuer deuten, da letzteres ganz unsicher ist (siehe oben); folglich wird es sich auch in dem zitierten Verse nur um den Feuergott im allgemeinen handeln (wie X 51—53), der den Menschen (Vivasvant) vom Himmel gebracht wird, wie er auch als von den Göttern eingesetzt bezeichnet wird. — Des weiteren deutet H. S. 149 ff. Mātariśvan im ṚV. als den Namen eines Windes (durch Stellen des Rituals, des Yajur- und Atharvaveda) und ist versucht den unter

1) Vodskovs geistreichen Ausführungen über diese Fragen kann ich nicht zustimmen.

diesem Namen spezialisierten Wind als eine Form des Feuers im RV. anzusehen. Die ganze Beweisführung macht aber einen recht künstlichen und unwahrscheinlichen Eindruck. Da für Mātariśvans Feuernatur deutliche Anzeichen im RV. vorhanden sind, so ist es doch richtiger davon auszugehen und den Windcharakter als eine spätere Umbildung aufzufassen. Ich kann Oldenbergs Anschauung von Mātariśvan (Rel. d. Veda) nur beistimmen.

In einem Anhange zu "Agni" (S. 155—178), der "Über einige Geschlechter des Feuerkultes" betitelt ist, zeigt sich wieder die Meisterschaft H.s in der Behandlung historischer Elemente im Veda, wie wir sie schon aus dem ersten Bande bezüglich der Paṇis usw. kennen. In den Aṅgiras sieht H. mit vielen andern und gewiss mit Recht einen alten Stamm oder ein altes Geschlecht (ich möchte schärfer sagen: Priestergeschlecht), das besondere Traditionen im (Feuer-)Kult und Mythus hatte. Wenn sie zusammen mit Bṛhaspati besonders zu Zauberkünsten in Beziehung stehen, so hat das wohl darin seinen Grund, dass sie nach der Sage ja als erste mit Sprüchen das Dunkel (damit zugleich die bösen Mächte) besiegt und das Licht erschlossen, also einen Zauber ausgeübt haben (zu H. S. 162). Bhṛgu ist H. geneigt für den Namen eines alten Stammes und Atharvan für eine Bezeichnung von dessen Priestern zu halten, um dadurch ihre aus den Texten zu folgernde nahe Verwandtschaft erklären zu können; ich möchte dagegen mit Bloomfield auch in den Bhṛgu ein mit den Atharvan auf gleicher Stufe stehendes und nur im Kult mit ihnen verwandtes Priestergeschlecht sehen.

Es folgt der Abschnitt über Rudra (S. 179—208), über den in den letzten Jahren viele Meinungen aufgestellt und manche Abhandlungen geschrieben worden sind. Ich mache, abgesehen von den bekannten Gesamtmythologien auf folgende wichtigere Litteratur aufmerksam: Hopkins PAOS. 16, S. CXLVIII ff.; Winternitz IF. 8, Anz. 38; L. v. Schroeder WZKM. 9, 233 ff.; Fausböll, Fire studier till en fremstilling af den indiske mythologi efter Mahābhārata (Univ.-Progr. Kopenhagen 1897); Siecke Arch. f. Religionsw. 1, 113 ff., 209 ff.; [Winternitz WZKM. 14, 244 ff.].[1]) H. sieht in Rudra einen "Gott der Schrecken des tropischen Klimas vom Beginn der heissen Zeit an bis zum Übergang zum Herbst" und im letzten Grunde eine Form Agnis, vielleicht ein Sternbild (vgl. S. 207 f.), beides auf Grund des Rituals. Mit L. v. Schroeder (WZKM. 13, 291) kann ich jedoch den Folgerungen H.'s nicht beipflichten: wenn das Ritual und die darauf bezügliche Litteratur Rudra zum Herbst in Beziehung setzen, so kann das sehr gut auf einem sekundären Vorgange beruhen, der seinen Ausgang von dem verderblichen Wirken des Gottes unter Menschen und Vieh genommen hat und ihm nun die Jahreszeit zuweist, die als Abbild seiner Wirksamkeit gelten konnte; wenn er aber in denselben Texten für eine Form Agnis erklärt wird, so wird das nur in seinem Namen begründet sein, denn, wie wir aus dem Veda sehen, ist *rudra* z. T. noch Appellativum (Bedeutung 'rot' fraglich), und da nun Agni schon im RV. öfters das Epitheton *rudra* erhält, so lag es für die spekulierenden Ritualisten nahe, in dem Gotte Rudra eine Form Agnis zu sehen. Auch keine der andern Deutungen Rudras, die H. S. 198 f. streift, scheint mir einwandfrei, am wenigsten diejenige Sieckes; andrerseits sehe ich keinen Weg, wie wir bezüglich seines Ursprunges zu einer Bestimmung von grösserer Wahrscheinlichkeit gelangen könnten.

1) [Über Śiva = "fashion of Agni with Rudra" siehe eine Bemerkung Bloomfields, Atharvaveda S. 90. Korr.-N.]

Der Schluss des zweiten Bandes von H.s Vedischer Mythologie führt uns zum ersten zurück, da er "Noch einmal Soma" behandelt (S. 209—245). H. verteidigt hier seine Anschauung, dass im ganzen ṚV. Soma, der Opfertrank, gleichzeitig ein Repräsentant des Mondes ist und als ein Teil desselben betrachtet wird; und zwar verteidigt er sich im besonderen gegen Oldenberg, Hopkins und den Rezensenten. Oldenberg hat schon ablehnend geantwortet (ZDMG. 54, 57 ff.), und wenn ich ihm auch jetzt wieder beistimme, so möchte ich zugleich einem etwaigen Gedanken H.s vorbeugen, dass ich seine Beweisführung nicht selbständig geprüft hätte (vgl. H. S. 212): das Kapitel Soma ist nun einmal einer der Fälle, in denen ich Oldenbergs Anschauungen rückhaltlos beitreten kann. Die allgemeineren und spezielleren Punkte, die schon der letztere erörtert hat, brauche ich keiner neuen Besprechung zu unterziehen, ich kann mich in der Hauptsache auf die Polemik H.s gegen mich beschränken. Doch hat Oldenberg von den Einwänden, die H. gegen ihn erhebt, einen Punkt unberücksichtigt gelassen, den ich zunächst nachholen möchte. H. bleibt S. 224 f. bei der Übersetzung von *rucáḥ* IX 49, 5 als 'Sterne', setzt es *jyótīṃṣi* in Stellen wie IX 86, 29. 91, 6 und *rocanā́* in Stellen wie IX 42, 1 gleich, welche beiden Worte er ebenfalls mit "Sterne" übersetzt, und schliesst aus der Nichtnennung des Mondes, wohl aber der Sonne neben *jyótīṃṣi* und *rocanā́*, dass Soma, der sie leuchten lässt, eben der Mond selbst ist. Wer gibt aber H. ein Recht, frage ich mit Oldenberg (Rel. d. Veda), *jyótīṃṣi*, *rocanā́* und *rucáḥ* mit 'Sterne' statt mit 'Gestirne' wiederzugeben, wie es Pischel Ved. Stud. 2, 128 bezüglich *rocanā́* thut? Darunter wären dann auch Sonne und Mond einbegriffen, die Sonne würde an einigen Stellen nur noch besonders genannt sein: den Soma, der sie leuchten lässt, als Mond aufzufassen bleibt aber kein Anhalt übrig. — Ich komme nun zu den Einwendungen H.s gegen mich, wobei ich sein Buch (S. 230 ff.) zur Hand zu nehmen bitte. Er vergleicht S. 232 ṚV. VI 39, 3 mit X 85, 19, wo es sich sicher um Candramas, den Mond, handelt, und schliesst daraus auch an ersterer Stelle auf den Mond. Aber stimmt auch der Vergleich? Der Mond schafft nicht X 85, 19 die Morgenröten, wie es dort (VI 39, 3) von Soma heisst, sondern wandelt nur zeitlich vor ihnen seine Bahn. Ganz anders ist das Verhältnis der Uṣas zur Sonne und ebenso das des Frühopfers zum Anbruch des Tages: hier kann der Dichter wirklich sagen, dass sie die Sonne bezw. die Morgenröten schaffen. Und so heisst es von dem Opfertranke Soma, ebenso wie von Agni, mit Recht, dass er die Uṣas aufleuchten lässt (IX 83, 3; 86, 19) oder sie anführt (IX 71, 7; 75, 3) oder die beiden Welten sichtbar werden lässt am Morgen (IX 75, 4) eben durch das Herbeiführen der Sonne usw. — Ferner stösst sich H. S. 234 an meiner Auffassung von IX 86, 42 c—d: aber Soma ist doch so gut ein Opfergott wie Agni; warum soll also von jenem nicht *dvā́ jánā . . . antár īyate* gesagt sein, wie es dem Sinne nach ganz ebenso von Agni IV 2, 2. 3 heisst? H.s Bezug von *dvā́ jánā* auf die Devas und Pitaras wird durch die auf *dvā́ jánā yātáyann antár īyate* folgenden Worte *nárā ca śáṃsaṃ daívyaṃ ca dhártari* nicht gestützt; denn diese Worte lassen sich nicht so, wie H. S. 106 Anm. 2 will, auffassen, weil erstens dazu jede Parallele im Veda fehlt und zweitens *śáṃsa* nicht 'Herr' bedeutet (vgl. Oldenberg ZDMG. 54, 51 f.). — Ein weiterer Einwand H.s betrifft IX 86, 14, einen Vers, der sich, wie ich meine, in seinem genauen Sinne so lange nicht sicher bestimmen lässt, als Pāda c unklar, bzw. mehrdeutig bleibt. Es könnte sich um die Wanderung des Somaopfers

zum Himmel, um die Herabkunft Somas vom Himmel oder sogar um das Fliessen Somas zur Seihe handeln. Je nachdem haben *divispṛ́ś* und *antarikṣaprā́* einen verschiedenen Sinn. In den beiden ersten Fällen könnte *divispṛ́ś* durch IX 100, 9 erläutert werden, worauf H. S. 234 f. aufmerksam macht: Somas Gewand würde danach zum Himmel reichen, weil Himmel und Erde zusammen ihm als Gewand dienen, seine Grösse nicht fassen können usw. Wo ist aber hier vom Monde die Rede? Kann der Dichter nicht vom Opfergotte Soma dasselbe sagen, was er doch von Indra erzählt, von Indra, der selbst erst durch Soma stark wird?[1]) *antarikṣaprā́* bezieht sich entweder auf den Luftraum oder — bei andrer Gesamtauffassung des Verses — auf den Raum, den der gepresste Somasaft bis zur Seihe durchläuft. Dies ist der Sinn von *antarikṣa* IX 63, 8. 27 (bei H. S. 235 Anm. falsch zitiert) und IX 65, 16, wo es sich deutlich um das Opfer der Menschen handelt (beachte *manā́v ádhi* und die Fortsetzung von IX 63, Vers 9). Ebenso ist wohl IX 3, 7 von *rā́jāṃsi* und IX 17, 5 von *trī́ rocanā́* die Rede, wenn es sich nicht etwa um die Wanderung Somas als Opfertrank zum Himmel handelt.[2]) Es gliedern sich diese Vorstellungen an die von der Seihe als Himmel an. So ist auch IX 37, 3 unter den Lichträumen des Himmels, die Soma durchläuft, die Seihe zu verstehen. Selbst wenn davon die Rede ist, dass Soma als himmlischer Vogel herabschaut auf die Erde (IX 71, 9), so ist dies sicherlich nicht auf den Mond zu beziehen, wie H. S. 235 will. Schon die folgenden Worte desselben Verses zeigen, dass Soma nicht als Licht herabschaut; denn: *pári krátunā paśyate jā́ḥ* (ebenso wie z. B. X 91, 3 von Agnis *krátu* und X 187, 4 von seinem Durchschauen aller Wesen die Rede ist). Ausserdem ist vorher im ganzen Liede deutlich nur vom Opfertrank, seiner Bereitung, Vermischung mit Wasser, Darbringung die Rede. Ich halte auch hier das Herabschauen auf die Erde nur für ein Motiv, das sich an die Schilderung seines Wandelns am Himmel, i. e. auf der Seihe, in der Sonne Glanz gekleidet, angeschlossen hat. Das wird direkt bestätigt durch IX 38, 5: *eṣá syá mádyo rásó 'va caṣṭe diváḥ śíśuḥ yá índur vā́ram ā́viśat*, wo wiederum die ganze Umgebung des Verses nur von den Opfervorgängen handelt. *divyáḥ suparṇáḥ* und *diváḥ śíśuḥ* heisst Soma aber wie Agni (letzterer *diváḥ śíśuḥ* z. B. IV 15, 6). Soma und Agni berühren sich in ihren Epitheta und in den Bildern, die auf sie angewandt werden, ausserordentlich, weil sie beide Opfergötter sind. Daher sollte man stets bei der Erklärung des einen den an-

1) IX 100, 9 soll nach H. im Zusammenhange besonders beweisend sein. Aber Vers 8 reisst er die Worte *tā́māṃsi jighnase* wieder, wie öfters, aus dem Satzzusammenhange heraus, wodurch sie erst seiner Theorie günstig erscheinen: es gehört zu ihnen hinzu *víśvāni dāśúṣaḥ gṛhé*, also "Soma vernichtet alle dunklen Mächte im Hause des Frommen"! Wo ist da ein Bezug auf den Mond und die Nacht?

2) IX 17, 5 ist im ersten Falle zu überseten: "Durch die drei Lichträume, o Soma, gleichsam zum Himmel steigend strahlest du; du setzt gleichsam die Sonne in Bewegung." Das Fliessen des Opfertrankes zur Seihe würde danach mit dem Emporsteigen der Sonne am Himmel verglichen; daher *ná*! Das "gleichsam" in meiner Übersetzung IF. 8, Anz. 26 soll sich übrigens auf den ganzen Satz beziehen und nicht nur, wie H. annimmt, auf "strahlst du", daher ist auch seine Stellung im Indischen ganz korrekt.

dern zu Rate ziehen. So wird z. B. auch von Soma gesagt: *mātárā vicáran* IX 68, 4, wie es von Agni heisst: *vicarat rodasī* X 80, 1. — Des weiteren soll nach H. (S. 235 f.) *ékam ákṣi* IX 9, 4 doch der Mond sein, weil in V. 3 und 5 (H. fälschlich: 4) "nirgends von der Sonne, wohl aber vom jungen Mond [sic!] gesprochen ist". Wo ist aber in diesen Versen nur vom Mond die Rede? H. ist so in seiner Theorie befangen, dass er dort, wo er unter andern Bezeichnungen den Mond vermutet, dies Wort dafür stillschweigend, wie eine gegebene Thatsache, einsetzt.[1]) Aber es soll ja erst erwiesen werden, dass vom Monde die Rede ist. Thatsache ist allein, dass vom jungen Indu gesprochen wird. Bezöge sich nun *ékam ákṣi* wirklich auf den jungen Indu und nicht auf die Sonne, so wäre dadurch wohl für diesen Vers die Gleichsetzung Indus mit dem Monde gesichert; aber wie lässt sich jenes mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit darthun? — Ferner sollte nach H. I 310 *pūrvām anu pradiśaṃ* ṚV. IX 111, 3 "nach Osten" bedeuten (es ist vom Gehn Somas die Rede und würde sich dann um den Mond handeln); ich habe dagegen die Übersetzung "nach uralter Vorschrift" vorgeschlagen. H. macht nun darauf aufmerksam, dass der Sāmaveda für die Worte des ṚV. liest: *prācīm anu pradiśam*; hier, glaube ich, vertreten diese Worte ihrem Sinne nach (für die Auffassung der Udgātars) ein *prāk* 'vorwärts' und bedeuten nicht (den von H. für die Worte des ṚV. angenommenen Sinn bestätigend) "nach Osten". — — So haben sich alle ernstlicheren[2]) Einwendungen H.s gegen die Bekämpfer seiner Soma-Mond-Theorie als nicht stichhaltig erwiesen, und ich fasse mein Urteil über die letztere mit Oldenberg (ZDMG. 54, 61) dahin zusammen: Wäre für die vedischen Dichter Soma der Mond, dann würden sie es deutlich, unter Anwendung von *candramas*, gesagt haben. Wo steht im IX. Maṇḍala etwas von Soma, der in der Nacht scheint, dessen Gefährten die Sterne sind, der ab- und zunimmt usw.? Warum sind solche Bilder, wie sie H. I 398 Anm. von den Sternen und dem Monde zusammengestellt hat, nicht von den Sternen und Soma gebraucht worden? Und wären die Somalieder als Mondlieder zum grossen Teil in der Nacht vorgetragen worden, wie H. jetzt S. 233 annimmt, dann hätten wir deutliche Schilderungen der Nacht und Somas als des sie erleuchtenden Mondes, aber nicht solche vagen Bilder, die H. auf den Mond bezieht, die aber ebensogut und im Rahmen der übrigen vedischen Ausdrucksweise viel besser auf den Opfer-Soma passen. — — Zum Schlusse (S. 241 ff.) verteidigt H. seine (nur ein wenig modifizierte) Auffassung von *naicāśākhám* III 53, 14, wie er sie Ved. Myth. I 14 ff. vorgetragen hatte, gegen Böhtlingk (Sitzb. Sächs. Ges.

1) Das passiert H. öfters. So sagt er S. 220: "Es wäre doch seltsam, dass in einer dem Veda vorausliegenden Zeit der Soma [sic!] als Sitz des Ambrosia, als Lichtwesen [sic!] betrachtet worden, derselbe Gedanke in späterer Zeit aufgelebt und zum Gemeingut [der Inder] geworden sein soll und Soma gerade für die Sänger des ṚV. . . . . kein Mondgott . . . gewesen sei". Ja, das wäre seltsam! Aber von Soma als Sitz des Ambrosia in vorvedischer Zeit ist ja bei keinem (auch nicht bei Oldenberg, gegen den H. an jener Stelle polemisiert) die Rede gewesen, sondern nur vom Monde!

2) Ich sehe von solchen ab wie die, dass II 40 Soma der Mond sein müsse, weil er mit Pūṣan, dem Sonnengotte, zusammen angerufen werde (H. S. 18 f.). Zu welcher Auffassung kämen wir da bei manchen der vedischen Götter!

Wiss. 12. Dez. 1891), ohne meine Besprechung IF. 8, Anz. 22 (die gleichzeitig eine Verteidigung gegen Einwendungen Ludwigs ist) heranzuziehen. Ich kann H.s Ansicht auch jetzt noch nicht beitreten, wenngleich ich seinen Bemerkungen gegen Böhtlingk zumeist zustimme. Falls er etwa an meiner Erklärung von *śākhā* als 'Spross' = 'Sohn' Anstoss nimmt, weil diese Bedeutung im ṚV. nicht belegt sei, so frage ich ihn, wie oft denn *śākhā* überhaupt vorkommt: ausser in *daśaśākha* nur dreimal! Darauf lässt sich keine Regel über den vedischen Sprachgebrauch aufbauen. Eher könnte er an der von mir *nīcā-* zuerteilten Bedeutung 'niedrig' = 'gewöhnlich, gemein' Anstoss nehmen, für die sich aber aus der späteren Litteratur so zahlreiche Beispiele beibringen lassen, dass wir keinen Grund haben sie im ṚV. nicht vorauszusetzen.

Ich bin mit meinem Bericht über den zweiten Band von H.s "Vedischer Mythologie" zu Ende. Neu, originell und anregend ist auch hier fast alles wie im ersten Bande, aber auch diesmal kann ich den Resultaten des verehrten Verfassers in den Hauptzügen nicht beistimmen. Im Einzelnen hätte ich gleichfalls noch Manches zu bemerken, so z. B. ist von ihm (S. 46) ṚV. IV 13, 4c—d nicht richtig übersetzt (vgl. Foy KZ. 36, 129). Aber auf alle solche Einzelheiten näher einzugehen wird ebenso, wie eine Würdigung der vielen Feinheiten des Buches, durch den mir zugemessenen Raum verboten.

Dresden, Sept. 1900. Willy Foy.

Karst J. Historische Grammatik des Kilikisch-Armenischen. Strassburg Trübner 1901. 444 S. 15 M.

Nachdem ich bereits im Lit. Centralblatt Wert und Bedeutung von Karsts ausgezeichneter Arbeit hervorgehoben und mich im Wesentlichen mit ihm einverstanden erklärt habe, sei es mir gestattet, die gelegentlich geäusserten Ansichten Karsts über altarmenische Dialekte und Wortformen, die ich nicht immer teile, an dieser Stelle eingehender zu besprechen.

1. Über das Verhältnis der modernen Dialekte zum Mittel- und Altarmenischen habe ich p. VIII—IX des Vorwortes zu meiner Arm. Gramm. kurz gehandelt. Ich nahm an, dass derselbe Dialekt, der im 5. Jahrh. schriftlich fixiert und als Schriftsprache im Ganzen unverändert bis in die neueste Zeit gebraucht wurde, im Volksmunde (als Vulgärsprache) weiter lebte und sich allmählich veränderte, um sich später in Ost- und Westarmenisch zu spalten und schliesslich zu den verschiedenen modernen Dialekten zu entwickeln. "Wohl mögen im 5. Jahrh. armenische Dialekte existiert haben, aber sie brauchen nicht sehr verschieden gewesen zu sein und können in der Schriftsprache oder der sie fortsetzenden Vulgärsprache aufgegangen sein wie die altgriechischen Dialekte in der Κοινή" (a. a. O.). Karst dagegen nimmt S. 132 flg. neben dem "klassischen" Dialekt, aus dem die "klassische" Schriftsprache wie die vorausgesetzte "klassische" Vulgärsprache hervorgingen, einen andern — sagen wir "unklassischen" — Dialekt an, der bereits im 5. Jhd. ausgebildet war und manchen alten Autoren dieser und der spätern Zeit (Faustus, Lazar Pharpeçi usw., den "unreinen" Klassikern) verschiedene Formen wie die Kollektive auf *-ear*, *-ani* usw. geliefert hat. Eine Tochter

dieses Dialektes sei auch das Kilikische, das also nicht vom Klassisch-Armenischen abstamme. Die Möglichkeit der einstigen Existenz eines solchen Dialektes ist natürlich nicht zu leugnen, es muss vielmehr nach allem, was wir vom Leben der Sprache wissen, als selbstverständlich angenommen werden, dass das Armenische in der litteraturlosen Zeit vor dem 5. Jhd. dialektisch gespalten war. Dafür liegt ein Zeugnis aus dem 8. Jhd. vor, das ich Arm. Gramm. S. 518—519 besprochen habe. Danach gab es neben dem Dialekt der Zentralprovinz und des Hofes[1]) sieben Grenzdialekte, nämlich das Korčay (Provinz Korčaik, Land der Kurden), das Tayeçi (Provinz Taik, Τάοχοι), das Xut'ayin (Kanton Xoit' in Turuberan mit unarmenischer Bevölkerung und — noch im 10. Jhd. — unarmenischer Sprache), die Sprache des "Vierten Armeniens" (Provinz mit aramäischer Bevölkerung in älterer Zeit), das Speraçi (Kanton Sper in Hocharmenien, Σάσπειρες), das Siuni (Provinz Siunik) und das Arçaxayin (Provinz Arçax). Freilich weisen diese Angaben nach meinen Ausführungen eher auf fremde Sprachen, die in den genannten Kantonen und Provinzen einst gesprochen wurden, als auf armenische Dialekte hin und können jedenfalls nicht ohne Weiteres als Beweis für die Existenz dieser Dialekte gelten. Andere Angaben über altarmenische Dialekte finden sich bei Cirbied Grammaire de la langue arménienne Paris 1823, Préface p. XI flg., wonach man "dans des temps déjà très-éloignés de nous" sechs Hauptdialekte (*barbaṙk*) unterschied, den "Ararathischen", den "Gordischen", den von Ałuank, den von Gugark, den von Kleinarmenien und den von Persarmenien. Der eleganteste derselben war nach Cirbied der Dialekt von Airarat, das Schriftarmenische, die übrigen sind von ihm abgeleitet und nur beim Volk gebräuchlich. Das "Ararathische" und "Gordische" wurden einst auch zentrale Dialekte (*mijerkreay barbaṙk*) genannt, die vier andern dagegen Grenzdialekte (*ezerakan barbaṙk*). Das "Gordische" unterschied sich nur wenig vom "Ararathischen" (z. B. gord. *lkem* = arar. *lkanem*; gord. *juk* = arar. *jukn* 'Fisch'), und seine Eigentümlichkeiten "furent plus ou moins reçus dans le dialecte ararathien; on les trouve aujourd'hui dans les ouvrages des anciens et dans les dictionnaires de la langue littérale", während andere Idiotismen, wie der Gebrauch der Indikativpartikel *ku*, *kə* "jetzt nur in der Volkssprache gebräuchlich sind." Dieses "gordischen" Dialektes bedienten sich die Völker, die längs den "gordischen" Bergen und an den südlichen Gestaden des Van-Sees wohnten sowie viele Kolonisten im nördlichen Mesopotamien. Auch war er Hofsprache der Arsacidenkönige von Armenien in Nisibis, Edessa usw., Verkehrssprache der Araber, Chaldäer und Syrer von Mesopotamien, Hofsprache der Arcrunischen Könige von Vaspurakan usw. In neuster Zeit haben sich in den Provinzen, wo man "gordisch" sprach, verschiedene Dialekte wie der von Van, von Sasun, von Mokk, von Xoit', vom Vierten Armenien usw. gebildet, die manche Unterschiede vom Schriftarmenischen und selbst vom alten "Gordischen" zeigen (a. a. O. S. XVII). Fragt man aber, worauf sich diese Angaben stützen, so kann man in Ermangelung jeder andern Quelle nur die oben erwähnte Stelle des Joh. Erznkaçi und die modernen Dialekte nennen, die Cirbied sehr gut kannte. Das sind aber keine hinreichenden Grundlagen für die Behauptungen

---

1) Wörtlich: "die grenzlichen (*ezerakan*) Dialekte (*bark* 'Wörter, Ausdrücke') — die zentralen (*mijerkreay*) und das Ostanische" (*ostankan*) Joh. Erznkaçi bei Injijean Altert. 3, S. 7.

Cirbieds über Lautverhältnisse und Verbreitung des "gordischen" Dialektes in alter Zeit, und darum haben wir diese so lange als erdichtet abzulehnen, bis sie besser begründet sind. Karst ist daher durchaus im Unrecht, wenn er S. 134—136 seiner Gramm. sich den Angaben Cirbieds, die er "nicht zu kontrolieren vermag", anschliesst und das Kilikische für eine Tochtersprache eines kleinarmenischen mit "gordischen" Elementen gemischten Dialektes erklärt. Was ist denn eigentlich "Gordisch"?

Die Bemerkung Cirbieds a. a. O. S. XI: "gordien = *korduaçi*" und die Angabe S. XVI, dass das Gordische im Süden vom Van-See gesprochen wurde, lässt keinen Zweifel darüber, dass unter Gordisch die Sprache des Landes Korduk (Corduena bei Ammian, griech. Κορδουηνή, jetzt Bohtān) südlich vom Van-See zu verstehen ist. Wir dürfen also gar nicht von einem gordischen sondern sollten von einem kordu-ischen oder — nach neuerer westarmenischer Aussprache — gortu-ischen Dialekt reden und darunter einen im alten Kurdistan gesprochenen armenischen Dialekt, der dann von der Sprache der im Lande Korduk einheimischen Bevölkerung (der Καρδοῦχοι Xenophons) zu unterscheiden wäre[1]), verstehn. Da nun aber das Land Korduk nach der dem Moses Choren. zugeschriebenen Geographie S. 608 ein Kanton der Provinz Korčaik war, so müssen wir das "Gordische" Cirbieds als Sprache von Korduk mit dessen "Gordjé-ischen" (Grammaire de Denis de Thrace S. 29) = Korčay bei Joh. Erznkaçi (s. oben) = Sprache der Provinz Korčaik identifizieren, obwohl letzteres ausdrücklich — und mit Recht — als Grenzsprache, das Gordische aber als zentraler Dialekt bezeichnet wird. Aber vielleicht ist die Auffassung von Gordisch als Kurdisch-armenisch nur ein Irrtum Cirbieds, und es gab doch ein von letzterem verschiedenes Gordisch. Darauf führt die Notiz in der armenischen Übersetzung des Dionysius Thrax[2]) S. 30 "den Gordaik (gen. *Gordayiç*) selbst ist ein Typus eigentümlich wie z. B. *Manaič*" statt des gewöhnlichen *Manēč*[3]). Danach zu schliessen hätte es einen Dialekt gegeben, das Gorday, in dem schriftarmenisches *ē* durch *ai* vertreten gewesen wäre. Dieser Dialekt wird nach dem grossen Wb. (unter *Gorday*) noch zweimal, bei den Grammatikern Erznkaçi und Moses K'ert'oł oder Stephannos Siuneçi erwähnt und von ersterem mit dem Dorischen, das als entstelltes Attisch aufgefasst wird, verglichen, im Übrigen vom Wb. im Anschluss an Erznkaçi dem Korčay gleichgesetzt, wie aus dem Artikel *korčalezu, korčay* erhellt: "dessen Sprache etwas entstellt und verdorben ist, wie es die der Bewohner des Landes Korčēk (= Korčaik) in Armenien war, die auch genannt werden Gordaik, Korduk, Korduaçik, die Nachbarn der Meder; wonach auch die jetzigen stammfremden (muhammedanischen) Einwohner Kurden genannt werden und ihr Land Kurdistan." Beleg: "*gorda* nennt er das *korčalezu*" (wie das entstellte Attisch Dorisch genannt wird) Erznkaçi Gram. Hat dem Grammatiker, der zuerst *gorday* neben *korčay* gebrauchte, der alte aus griechischen Schriftstellern bekannte Unterschied (s. Nöldeke

1) Ich betone hier nochmals, dass das Volk der Korduk bei Ełišē von den Armeniern unterschieden und zu den fremden Völken (wie Georgier, Albaner usw.) gerechnet wird, Arm. Gramm. S. 519.

2) Grammaire de Denis de Thrace ed. Cirbied, Paris 1830. — Dieses Werk wird im Folgenden als Dionys. zitiert.

3) Ein aus dem Persischen entlehnter Name = mittelpers. **Manēč*, s. Arm. Gramm. S. 51.

Festschrift f. Kiepert S. 73) zwischen Γορδυηνή, Γορθυαῖοι und Κορδουηνή, Κορδυαῖοι vorgeschwebt? Von einem *Gorday* als Name einer Landschaft oder Stadt oder Völkerschaft u. dgl. weiss sonst, soviel ich sehe, die ganze armenische Litteratur nichts. Aber gesetzt, es gab einen alten Dialekt, das Gorday, in dem *ai* für klass. *ē* stand, so hatte er doch weder mit der klassischen Vulgärsprache noch mit dem "unklassischen" Dialekt etwas zu thun, da klass. *ē* in beiden nicht durch *ai*, sondern *ē* vertreten war. Im Übrigen lässt sich über diesen Dialekt nichts weiter behaupten.

Lassen wir aber die Zeugnisse der Litteratur beiseite und halten uns an die Sprache selbst, so zeigt dieselbe bei einem Teil der alten Schriftsteller[1]) in der That Doppelformen, die auf dialektischen Unterschieden beruhen können oder müssen, wie auch aus dem Kilikischen alte Formen zu erschliessen sind, die sich mit den entsprechenden klassischen Formen nicht decken. Vgl. die Kollektiva auf *-ear* (*vanear* 'Klöster') und *-er* (*Hayer* 'Armenier') bei Faustus, Pseudocallisthenes und Lazar Pharpeçi = kil. *-er* (als Pluralsuffix, z. B. in *vaner*, *Hayer*) neben klass. *-k* (*vank* 'Klöster', *Haik* 'Armenier') bei Faustus usw.; die Kollektiva auf *-ani* (*avagani* 'die Vornehmen' bei Faustus, Lazar) = kil. *-ni* (als Plurale, z. B. *očl-ni* 'Läuse') neben klass. *-k* (*avagk* bei Eznik, Ełišē usw.); *ibru* 'wie' (bei Agath., Pit. usw., aber auch bei Ełišē)[2]) neben klass. *ibrev* (auch bei Agath., Ełišē); *airuji* 'Mann und Pferd = Kavallerie' (Maccab., Ełišē Venedig 1859, S. 7) neben *airevji* (Maccab., Agath., Lazar, Ełišē S. 7); *ututasn* neben *utevtasn* 'achtzehn'; kil. und neuarm. *u* 'und' = klass. *ev*; kil. *inçu* 'bis' neben klass. *minčev* (Karst S. 68); *žeṙ* (Pit.), *žeṙavor* (Mos. Geogr.) neben *žaiṙ* 'Felszacke' (1 Kg. 14, 5), *žaiṙavor* 'gezahnt' (Mos. Choren.), *žauṙat* 'zahnlos' (Kateg. S. 144); *sēr* (wo vorkommend?) neben *sair* 'Schneide des Schwertes' (Oskeb. Ebr., Maccab.), *taṙamim* 'welke' (AT., Lazar, Leb. d. Väter usw.) neben *taršamim* (Bibel, Mos. Choren., Philo, Ephrem, Lampron.); *hetel* 'Flut, Überschwemmung' (AT) neben *ołoł-em* 'wasche, überschwemme' (AT); *lerk* 'glatt, unbehaart' (Gegensatz *tav*, Gen. 27, 11, Grammatiker) neben *ołork* 'glatt, poliert, eben' (Gegensatz *xošor*, AT, Philo, Ełišē, Mos. Choren. usw.); *monk* 'wir', *donk* 'ihr', *nonk* 'sie'[3]) neben altarm. *mek*, *duk*, *noka*; kil. *lapstak* neben klass. *napastak* 'Hase'; kil. *boman* 'Vertrag, Termin' neben klass. *paiman*; kil. *çak* 'Mass' neben klass. *çap* usw. Seltsam dass Karst, der diese Fälle S. 62, 68, 86, 132—135 usw. hervorhebt, das beste Beispiel übersehen hat, das

1) Im Folgenden ist AT = Altes Testament, NT = Neues Testament in arm. Übersetzung; Philo = Philo About the contemplative life ed. Conybeare, Oxford 1895; Kateg. = Kategorien des Aristoteles in Anecdota Oxoniensia ed. Conybeare, Oxford 1892; Def. = Definitiones philos. (*sahmank imastutean*) des Philosophen David in Koriun, Mambrē, Davit', Venedig 1833 p. 120—216; Isag. = Isagoge des Porphyrius ebenda p. 227—250.

2) Der gilt freilich nicht als "reiner" Klassiker.

3) Bei Dionys. S. 52. Die Formen sind verdächtig, weil sie Dualformen sein sollen und alle diese Duale wie *Petru* 34, *aisu*, *aidu* 50, *imen*, *kora*, *noron* 52, *nowr* 'ihrer beider' 54 erfunden sind. Befremdlich ist auch, dass der Plural von *es*, *du*, *na* als *onk* (statt *mek*), *duk*, *nokank* (statt *noka*) S. 52 angegeben wird. Auch *noir* 'sein', dat. *num*, instr. *nov* sind verdächtig, von dem wüsten Paradigma des regelmässigen Verbums S. 70—86, wohl ein späterer Zusatz, ganz abgesehen.

ich hier nachtrage: *bast, drast, tastak* (Pit., Philo, Plato usw.) neben klass. *baxt* 'Glück', *draxt* 'Garten', *taxtak* 'Tafel' (Arm. Gramm. S. 115—116, 145, 250). Aber nicht alle diese Doppelformen[1]) haben die gleiche Beweiskraft. Denn Doppelformen wie *taṙam-* und *taṙšam-*, *hełeł-* und *ołoł-*, *lerk* und *ołork* könnten trotz ihrer Verschiedenheit demselben Dialekt angehören, wie z. B. im Armenischen *kaṙ-* 'vier' und *čor-k* 'vier' (idg. $k^2tvr̥$- und k^2etvor-), in lat. *deus* und *dīvus* (aus **deivos*), *oleum* und *oliva* (griech. ἔλαιον und ἐλαία) usw.; es kann *žaiṙ* neben *žauṙ-at* stehen wie nom. *hair* 'Vater' neben gen. *haur* usw. (Karst p. 62), es kann *lapstak* volksetymologisch aus **napstak* = klass. *napastak* entstanden sein; Formen aber wie *monk*, *donk*, *nonk*, die dem Übersetzer des Diony. Thrax statt der fehlenden Dualformen herhalten müssen, sind, wie bemerkt, verdächtig, um so mehr als sie noch jünger als selbst die kilikischen Pronominalformen *m^ienk*, *duk*, *naka* sind. Aber ich räume ein, dass ein Teil dieser Doppelformen nur durch Annahme eines alten Dialektes neben dem klassischen eine befriedigende Erklärung findet. Von diesem Dialekte lässt sich zunächst behaupten, dass, wenn ihm auch alle Eigentümlichkeiten, auf welche die oben genannten, von der klassischen Sprache abweichenden Formen etwa schliessen lassen könnten, und noch einige andere mehr zukamen, er doch nach Ausweis des zu ihm gehörigen Kilikischen, das Karst fast vollständig aus der klassischen Sprache erklären konnte, mit letzterer im Vokalismus, Konsonantismus, Deklination, Konjugation und Syntax derartig übereinstimmte, dass nicht von zwei Dialekten sondern nur von zwei Mundarten desselben Dialektes die Rede sein kann[2]). Ferner muss aber behauptet werden, dass alles, was als dialektisch gelten kann, soweit es sich überhaupt etymologisch beurteilen lässt, jünger ist als die entsprechenden klassischen Formen. So muss die "Gorday"-Form *Manaič* (s. oben) jünger sein als altarm. *Manēč*, weil die arsacidische Form, die entlehnt wurde, *Manēč* (nicht **Manaič*) war; so ist kil. *boman*, mag man es auf ein altdial. **poman* oder **paman* u. dgl. zurückführen, immer jünger als altarm. *paiman*, da die mp. Form *paimān* (aus phl. *patmān*) war und nichts darauf hindeutet, dass *boman* über **poman* u. dgl. auf ein älteres **patman* zurückzuführen wäre; so ist kil. *baçxun* aus **patasxun* schwerlich älter als klass. *patasxani* gegenüber phl. *pāsaxv* aus älterem **pātsaxv* neben **pātsax^van*; so ist altarm. *bast, drast, tastak* jedenfalls jünger als klass. *baxt, draxt, taxtak* = phl. *baxt* (zd. *baxta-*), *draxt, tāxtak*; so ist auch kil. *vanç* 'wegen' aus **vans* (Karst S. 106) jünger als klass. *vasn* = ap. *vašnā*, zd. *vasna*. Kurzum, es ist bis jetzt kein Dialektwort gefunden, das eine altertümlichere Grundform als die klassische voraussetzen würde, so dass meine Behauptung im Vorwort S. IX zu meiner Arm. Gramm.: "ist doch bisher auch meines Wissens kein einziges Wort nachgewiesen worden, das seinen Lauten

1) Solche sind noch: *arhest* neben *arvest* 'Kunst, (τέχνη), Wunder', beide nebeneinander bei Dionys. S. 4; *teli*, gen. *tełvoy* 'Ort', als 1. Glied von Komp. *teł-* neben *ełł*, gen. *etel*, auch erstes (*eteł-*) und letztes (*-teł*) Glied von Komp., beide klassisch; *toin* 'Gift' neben *tiun*, beide bei Ełišē S. 7, Zeile 13 und 4 v. u.; *ambaṙnam* 'erhebe' neben *hambaṙnam* (Philo S. 157, 173); *mauruk* neben *muruk* 'Bart', beide bei Philo a. a. O. S. 169. Andrer Art sind Fälle wie *žamanak* 'Zeit' neben *amanak* 'Zeit', vgl. Arm. Gramm. S. 156.

2) Dabei könnte natürlich die lexikalische Verschiedenheit bedeutender gewesen sein.

nach — und auf diese kommt es vor Allem an! — auf eine andere als die vorliegende altarmenische Form zurückgeführt werden müsste", noch immer zu Recht besteht[1]). Somit komme ich zu dem Resultat, dass das Altarmenische wohl in verschiedene aber nur wenig von einander abweichende Mundarten zerfiel, von denen die altertümlichste die klassisch-armenische war.

Freilich scheint auf den ersten Blick die Sprache einiger alten Werke, insbesondere der Übersetzungen philosophischer und grammatischer Schriften mit einer starken Dosis eines stark vom Klassischen abweichenden Dialektes versehen zu sein. Aber dieser Schein zerrinnt bei näherer Betrachtung. Vor allem sind es doch die zahlreichen, dem Griechischen nachgebildeten und nur in dieser Litteraturgattung gebrauchten Kunstausdrücke, die der Sprache den fremdartigen Charakter verleihen, wie die Nomina und Verba, die mit den Präfixen *art-* (ἐξ), *bał-* (ϲυν-), *baç-* (ἀπο-), *ger-* (ὑπερ-), *der-* (ἀντι-), *ent-* (ὑπο-), *hak-* (ἀντι-), *hom-* (ὁμο- s. Arm. Gramm. 175), *mak-* (ἐπι-), *yar-* (παρα-), *ner-* (εἰϲ-, ἐν-), *šał-* (*kap*) = ϲύν(δεϲμοϲ), *šar-* (ϲυν-), *par-*, *ṗar-* (περι-), *stor-* (ὑπο-), *ver-* (ἀνα-), *tram-* (δια-), *ṗał-* (ϲυν), *ṗox-* (μετα-) zusammengesetzt sind[2]), ferner die Adverbien *hizan*, *hibar*, *orzan*, *orkēn*, *orgon*, *orgunak* (Diony. S. 22, 26, 28), *orpak* 'wie' (οἷον) für klass. *orpēs* 'wie'[3]); das Zahlwort *ez* 'ein' (Diony. S. 20) für klass. *mi*; das Präfix *n*=*ən* für klass. *i*, das ich bisher für eine Entlehnung aus dem Griechischen (ἐν) gehalten hatte[4]). Sieht man aber von den Eigentümlichkeiten des Wortschatzes dieser Kunstsprache ab und fasst nur die eigentliche Grammatik, Laut- und Formenlehre, näher ins Auge, so zeigt dieselbe keine wesentlichen Abweichungen von dem normalen Altarmenischen. So finde ich z. B. bei Dionys. nur die folgenden: 1) *ibru* 'wie' S. 2, 36, 38 neben klass. *ibrev* S. 8, 26 usw., 2) *mu* 'ein' S. 18 (*mu mu*), 30, 40, 52 neben klass. *mi*, gen. *mioy* S. 16, 30; 3) *unč̣* (das nur hier einmal [S. 54] unter den Präpositionen aufgeführt, aber nirgends im Altarm. gebraucht wird), wenn es zu kil. *inč̣u* (klass. *minč̣ev* 'bis') gehören sollte[5]); 4) den Genitiv auf *-oir* nur einmal in *ənd telvoir*[6]) "par le lieu"? S. 56 (statt des griech. ἐκ τόπου) für klass. *telvoy* 'des Ortes', während *koč̣il* 'genannt

---

1) Freilich, wenn man arm. *ut* 'acht' aus **ovt* = **opt-* (Bugge) und *kun* 'Schlaf' aus **kovn* = **svopno-* (Meillet) erklärt und den Satz aufstellt: idg. *op* = arm. *ov* = *u*, könnte man auch altarm. *u* 'und' = idg. **opi* = lat. *ob-* setzen als Nebenform von altarm. *əv* 'und' = idg. **epi*, griech. ἐπί. Ist der Satz aber richtig? Vgl. *kov* 'Kuh' = idg. g^2ov-.

2) Die oben genannten kommen sämtlich in der Bibel noch nicht vor, andere — wie z. B. *nax-* (προ-) nur in wenigen Wörtern.

3) Bedenklich ist das isolierte *orč̣ak* und *orč̣an* (nur Dionys. S. 38) als Interrog. neben *orč̣aṗ*, *orkan* als Indefinitum.

4) Dagegen spricht, dass der Dialekt von Agulis ein Präfix *n-* hat, das schon Patkenean Arm. Dial. S. 20 mit germ. *in*, griech. ἐν zusammengestellt hatte, vgl. Karst S. 409. — *n-* steht als Präfix vor vokalisch anlautenden Worten im Dat. Lok. mit der Bedeutung 'in' oder im Ablativ mit der Bedeutung 'aus' ganz wie die Präposition *i*; vor konsonantisch anlautenden Wörtern steht *ən*, z. B. *əntesakoǰē* (von *tesak*), *ən mardoǰ* Kategorien 110, *ənmardoǰ* 114, *ənmarmənoǰ* 143.

5) Karst stellt es S. 54 und 135 zu klass. *inč̣* = agulisch *unč̣* 'etwas'.

6) Neben *nertelvoǰ* (ἐν τόπῳ) und *i telvoǰ* (εἰϲ τόπον).

werden' S. 38 nur als jüngere altarm. Form (für klass. *kočel* im NT) zu gelten hat. Der Dativ *Astvacum* S. 92 gehört einem späteren Zusatz zur Übersetzung des Dionysius Thrax an. Denn diese Form auf *-um* findet sich im NT nur beim Pronomen und pronominalen Adjektiv[1]) (ZDMG. 36, 124), bald auch bei andern Adjektiven wie *surb* (*i srbum* Exod. 29, 31), *hin* (*i hnumn* Ełišē), aber erst viel später bei Substantiven. Bei Philo finde ich nur 1) *ibru* S. 160, 163, 173, 176 neben *ibrev* 162, 163, 166, 175, 177 (und neben *ev, evs, tetev, jev*); 2) *bast* in *barebastik* S. 161, *barebastutiun* 159, 180 für klass. *baxt* (bei Dionys. S. 18 *bayt* als spätere Form für altes *baxt*); 3) *asiçeal* (*y asiçelum* 163) neben klass. *asaçeal* 165, 176, 178; 4) den Lok. Dat. auf *-oj* in *i lusoj* (ἐν φωτί) 158, *nmanel kendanvoj* (ἐοικέναι ζώῳ) 177, die nur durch spätere Übertragungen der Endung *-oj* von Lokativen wie *i tełvoj* und Gen. Dat. wie *knoj, mioj* entstanden sein können; 5) den Dativ auf *-um* vom Partizip *asiçeal* nur S. 163: *y asiçelum i miainanoçsn* (ἐν τοῖς λεχθεῖσι μοναστηρίοις), übertragen von den pronominalen Adjektiven, vgl. *i mium* 176, *yeutnerordum* 163, 164; 6) den Inf. pass. und med. auf *il* in *verambarjil* (μετεωρίζεσθαι) 157, *kerakril* (τρέφεσθαι) 165, *çuçanil* 'sich erweisen' 166, *təmbril, ənkłmil* 168, *jgil, korzil, hašil, mašil* 172, *basxil* 178 neben altklass. *linel* 156, 159, 172, 173, *martənçel* 156, *cnanel* 161, 174, *bazmel* 173. *handipel* 174, 177, *patahel* 171, *nmanel* 177, *xausel* 177, *busanel* 172, *unel* 173, *hayel* 173. In den Fällen 2—6 liegen sicher jüngere Formen als die klassischen vor. Auffällig ist bei Philo nur das Pronomen *sē* für *sa*, weil es der klassischen Sprache vollkommen fremd ist und zur Wiedergabe des griechischen Femininums dienen soll, vgl. *sē* = ἡ μέν 157, 174 und *z sē* = αὐτήν 173. Das Wb. belegt auch den Gen. Sg. *sara* (für klass. *sora*) und pl. *saça* (für klass. *soça*) aus der Übersetzung anderer Schriften Philos und den Pitoyiç girḱ als weiblich. Geschlechtsunterschiede kennt aber das Armenische überhaupt nicht. Die Grammatik der Def. scheint als besondere Eigentümlichkeit nur die Lokative auf *-um*, die Karst S. 239 aufführt (dazu *i lavumn, i mijakumn, i yoregunumn* S. 167) zu haben; die Form ist hier auf Adjektiva überhaupt und Substantiva (*i Sokratum, i Platonum*!) übertragen. Ähnlich findet sich der Kasus auf *-um* in der Isag. als Lokativ (z. B. *n-entakayum* S. 239) und Dativ (*mardum* S. 238, 1—4 v. u.; 250, 11; *tesakum* S. 248 neben gen. *tesaki* 259), aber weit häufiger (s. Karst S. 238) ist hier der Genitiv auf *-oir*, besonders von *o*-Stämmen (z. B. *mardoir* neben *mardoy, kendanoir* neben *kendanvoy, kendanoy, ailoir* neben *ailoy* S. 230, 231, 235, aber auch *tesakoir* 248 neben *tesaki* 259), den wir schon in einem Falle bei Dionys. (*ənd telvoir*?) fanden, sonst aber weder im Kommentar zur Isagoge a. a. O. S. 251—356 noch in den Kateg. S. 359—408 noch in den Def. S. 120—216 usw. antreffen. Ich kann in dieser — mir künstlich erscheinenden — Bildung[2]) nicht mit Karst eine "Reminiszenz" aus älterer Zeit sehen, eher eine jüngere Neubildung nach Analogie des Fragepronomens gen. *oir*[3]), dat. *um*,

---

1) Vgl. bei Dionys. 48: *yerkrordumn* 'in der zweiten', *yerumn* 'in der dritten'; bei Faustus 11: *yarajnum* 'in der ersten' (Nacht); 195: *yajum* 'auf dem rechten' (Flügel).

2) Vgl. die Gen. Pl. *soçaiçr* und *mardoçr* Isag. S 228, 229, 234.

3) Ein *noir* 'sein' nennt Dionys. S. 52 neben *im* 'mein', *koy* 'dein'. Ausserdem kommt es nach Karst S. 135 in einem alten (ungedruckten) Glossar vor. Bei David kann ich es nicht finden, in der Isagoge kommt es nicht vor, bei Aidyn. 2, 43 stehen nur *nvor*,

nach dem man zu *mium* : *mioir* (S. 229), zu *mardum* : *mardoir* schuf. Denn nur dem Pronomen kam im Armenischen ein Genitiv auf *-r* ursprünglich zu. In den Kateg. ist der Dativ-Lokativ auf *-um* seltener (vgl. *n-entakayum* 108, *sakavum* 116, *ṗoḱum* 123, *ən-dunakum* 146 (Adjektiva), *unelum* 144, *hivandanalum* 148 (Infinitive), dafür aber der Dativ-Lokativ auf *-oj* häufiger, z. B. *n-entakayoj umeḱ*, *ənmardoj* 114, *ən mardoj* 110, *n-umeḱ mardoj* 113, *umemən mardoj* 115 (neben häufigem abl. *mardoy*), *kendanvojn* 115, *i marmənoj* neben *ənmarmənoj* 143[1]), *sakavvoj* 123, *amenainvoj*, *ənduna-kanvoj* 146, *barvoj*, *čarvoj* 149 usw. Sonst ist aus der Kunstsprache der Kateg. nur noch zu verzeichnen das Partizip *asiçeal* (*yasiçeloç-s* 110, Z. 4, 22, *yasiçeloç*, *asiçealḱ* 138, Z. 19—20 usw.), das wir schon oben bei Philo fanden, neben klass. *asaçeal* S. 138 Z. 1 usw. und die Form *ibru* S. 109, 116 usw. neben *ibrev*; aus der Übersetzung der Schrift περὶ ἑρμηνείας : *amen*, *amēn* 'jeder, all' S. 159, 160, 161, 170 neben klass. *amenain* S. 159, 162 (aber auch klass. *amen-* in der Komposition z. B. *amenahnar*), *mu* 'einer' S. 161, 162, 170, 171 (mit gen. *moir*) neben klass *mi* 171, 180; *ibru* 168 neben klass. *ibrev* 175 und *asiçeal* 173 (vgl. *storogiçeloç* 172, *tarorošiçeloç* 173).

Die angeführten, sehr "unreinen" Klassikern entnommenen Formen sind zum Teil nur jüngere oder künstliche Neubildungen[2]) der nachklassischen Sprache, zum Teil aber (wie *ibru*, *mu*, *bast*) wirkliche Dialektformen. Aber die Aufzählung derselben genügt, um zu zeigen, dass wir es hier nur mit geringen mundartlichen Unterschieden zu thun haben, die sich zum Klassisch-Armenischen etwa so verhalten mögen wie das ältere Vulgärlatein zum klassischen Latein. Im übrigen muss immer wieder betont werden, dass die Zeit, in der die genannten Werke übersetzt worden sind, nicht feststeht, und dass die Datierung gerade der ältesten Werke rein konventionell ist. Fest steht für mich, dass unser armenisches Alphabet im Anfang des 5. Jhd. durch Mesrob erfunden ist, dass es vor dieser Erfindung keine geschriebene armenische Litteratur gab[3]), dass das älteste Denkmal der armenischen Litteratur die Übersetzung

---

dvor, *svor*, die doch nicht auf *noir*, *doir*, *soir* zurückgehen. Bleibt Cirbieds (Gramm. S. 755) *soir* neben *səvor*, *sur*, *sor* usw.

1) Neben *ənmarməni* 111, *i marməni* 108 und *marmənoy* 119, 120. Das Subst. *marmin* 'Leib' ist ein *o*-Stamm, Gen. Dat. *marmnoy*; doch findet sich gelegentlich auch in der ältesten Zeit der Dativ-Lokativ *marmni*, z. B. Brief an die Galater 6, 17: *i marmni imum*, Ełišē S. 8: *i marmnin*.

2) Eine solche jüngere Neubildung scheint mir auch der Konj. Imperfekti auf *-içēi* usw. zu sein, den Sasse Prolegomena in Aphraatis — sermones homileticos, Lipsiae 1878 p. 25 aus der Übersetzung des Aphraates belegt: *dniçēin*, *ṗrkiçēr*, *lueal içēr*, *liniçiur* = *liniçēr*, *gitaiçēin*, *ṗorjiçiur*, der auch bei Faustus vorkommen soll. Vgl. Petermann Brevis linguae Armeniacae grammatica p. 65.

3) Ebenso Joh. Thumajan Geschichte der klassisch-armenischen Schriftsprache (Verhandl. d. 7. Orient. Kongresses, Arische Sektion) Wien 1888 S. 70. Dagegen möchte Conybeare (Anecdota Oxoniensia Oxford 1892, Prolegomena XXI) die Übersetzung der κατηγορίαι und περὶ ἑρμηνείας dem Prohaeresius (276—368) zuschreiben, hält also eine armen. Litteratur schon im 4. Jhd. für möglich. Er datiert sogar das "goldene" Zeitalter der armenischen Übersetzer in seinem Philo About the contemptative life p. 155 direkt von 350—500 A.D. Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären.

des grösseren Teiles der Bibel war, und dass das altertümlichste Armenisch das der ältesten Evangelienhandschriften ist, an dem gemessen die oben genannten Werke jedenfalls jüngeren Datums sind [1]).

2. Zu Karsts Erklärung einzelner altarm. Formen sei hier Folgendes bemerkt.

Zu S. 17. Nach Karsts Ausführungen hier und S. 55 sowie nach Meillets Bemerkungen MSL 11, 16 über *bacçes* (fut.): *ebaç* (aor.), *baç* (ipt.) gegenüber *gnasçes* (fut.): *gnaç* (aor.), *gna* (ipt.) für *gənasçes* usw., mit denen die Umschreibungen Νιφάτης (Strabo) für arm. *Npat*, Γιλάκιος für arm. **Glak* (für überliefertes *Dlak* nach Marquart), (κλίμα) Μουζουρῶν für arm. *Mzur* Gelzer, Georg. Cypr. 184, Κιθαρίζων für arm. *Ktřič*, Τζιμισκης für arm. *Čmškik*, Συμβάτιος für arm. *Smbat* usw. (s. meine Abhandlung: Zur Chronologie der armen. Vokalgesetze S. 156—157) in Einklang stehen, ist das zweite armenische Vokalgesetz (Arm. Gramm. S. 410) so zu formulieren:

i und *u* (vor Konsonanten) bleiben nur in der letzten Silbe, ausserhalb dieser werden sie zu *ə*, das (nur im Anlaut geschrieben) wird und nur in einer kurzen offenen Silbe, die auf eine eben solche Silbe folgt, gänzlich schwindet: *sirt* : *sərti*, geschrieben *srti* [2]); *sut* : *sətel*, geschrieben *stel*; *kun* : *kənoy*, geschrieben *knoy*; *dustr* : *dəster*, geschrieben *dster*; *inj* : *ənju*, geschrieben *ənju*; *ump* : *əmpem*, geschrieben *əmpem* (im Anlaut!); aber *patum* : *patmel* geschrieben und gesprochen (aus **pa-tə-mel* für **pa-tu-mel*); *glux* (= *gəlux* aus **g$_u^i$lux*) : *glxoy* (= *gəlxoy* aus **gələxoy* für *g$_u^i$luxoy*); *ptuł* (= *pətuł* aus **p$_u^i$tuł*) : *ptłoy* (= *pətłoy* [3]) aus **pətəłoy* für **p$_u^i$tułoy*). Anlautende Konsonantengruppen können also immer und werden — abgesehen von den Gruppen: Sibilant+Verschlusslaut wie z. B. *sterj*, *stin*, *sxal* — fast immer ein *ə* aus *i*, *u* (= idg. *i*, *ē*, *u*, *ō* usw.) verloren haben, vgl. *cnund* = ma. *jənund* Karst S. 17 = urarm. **cinund* = vorarm. **g^{1}en-unto-* oder *g^{1}en-ənto-* von der Wurzel *g^{1}enə-*), *gnal* = *gənal*, *mnal* = *mənal* usw. Diese urarmenischen Vorgänge haben sich im Mittelarmenischen bei dem Ausfall von mittlerem *a* (*o*, *e*) in ähnlicher Weise wiederholt [4]): altarm. *ałačem* = ma. *aγčem* für *a-γə-čem*; altarm. **datastanel* = ma. *tadəstənel* (in langer Silbe) usw., Karst S. 16, 18, 42. — Zu S. 19. In ma. *liγadon* 'Vermächtnis' aus

---

1) Wie unsicher die konventionellen Daten sind, sieht man schon daraus, dass, während die Mechitharisten die Übersetzungen der philosophischen Schriften ins 5. Jhd. setzen, Conybeare trotz seiner Geneigtheit, ihnen zu folgen, die Übersetzung von περὶ κόσμου und περὶ ἀρετῶν ins 8. oder 9. Jhd., die der εἰσαγωγή des Porphyrius ins 7. Jhd. (a. a. O. S. XXXII und XXXVI) setzen möchte.

2) Im Armenischen erscheinen *r*, *l*, *m*, *n* oft zwischen Vokalen, aber nie als vokalische *r̥*, *l̥*, *n̥*, *m̥* sondern als *ər*, *əl*, *ən*, *əm* = $_{e}r$, $_{e}l$, $_{e}n$, $_{e}m$.

3) So wenigstens nach der Aussprache moderner Armenier. Vgl. dagegen die Formen des Codex Ticinus (zwischen 1100 und 1300) bei Conybeare, Anecdota Oxoniensia: *bazəmaçən* S. 170 von *bazum*, *patahəman* S. 172 zweimal, *patahəmunk* 172 von *patahumn*; *čšmarətin* 180 von *čšmarit*.

4) Aus urarm. **apurank* ist über **apərank* altarm. *aprank* 'Errettung, Entrinnen, Davonkommen mit dem Leben' geworden; aus dessen Genitiv *apranaç* sollte mittelarm. **abrənaç* werden. Warum erscheint dafür *abərnaç* 'des Lebens' (Karst S. 16)?

älterem **ligaton* = byz. ληγâτον (Karst schreibt S. 19 λέγατον, S. 27 λεγâτον, S. 21, 31, 34 λεγατόν) = lat. *lēgatum* kann doch auch arm. *i* für byz. η = *i* stehen, s. Thumb in Byz. Ztsch. 9, 430. — Zu S. 23 Anm. 1. Das Zeichen *ow* für *ō* findet sich ursprünglich nur in den Umschreibungen griechischer (nicht überhaupt fremder) Namen und Wörter mit ω (*Mowsēs* = griech. Μωςῆς), da pers. und syr. *au*, *ō* urspr. durch *oi* oder *o* wiedergegeben wird, s. meine Arm. Gramm. S. 295 Anm. und S. 328, Chronologie der arm. Vokalgesetze S. 158—159, 166 flg., 170—171. Danach war *ow* für griech. ω nur gelehrte Umschreibung und wurde als kurzes *o* gesprochen, also z. B. Mŏsēs, Jŏhannēs[1]). — Wenn im Kilikischen einigemal *ay* für fremdes *ā* geschrieben wird (Karst S. 23 und 116), so braucht das kein Versuch zu sein, arab.-pers. *ā* genauer wiederzugeben, sondern nur auf einer Verwechslung von *a* und *ai* zu beruhen, die später im Kilikischen beide wie *a* gesprochen wurden (Karst S. 23—24 und 60). Einen solchen Versuch anzunehmen läge näher, wenn sich ergäbe, dass fremdes *ā* ziemlich regelmässig durch *ay* umschrieben würde. Nach S. 23 und 116 Anm. steht aber *ay* nur einigemal für arab.-pers. *ā* und nach S. 117 Anm. auch "öfter" für fremdes *ă*. — Zu S. 26, Anm. 2. Die richtigen Bemerkungen Karsts über arm. *-ił* und *-iṙ* zeigen, dass wie altarm. *ł* (IF. Anz. 8, 44) so auch *ṙ* dunkles Timbre hatte oder erhielt. Dem Material füge hinzu die Namen *Kiureł* Laz. 583 = Κύριλλος und *Barseł*, gen. *Barsłi* Joh. Mam. 8 = Βαςίλειος. — Zu S. 29. Altarm. *kṙivn* 'der Streit' aus *kṙiv* + Artikel *n* ist nicht = urarm. **kṙivan* zu setzen, da nicht zu erweisen ist, dass die Urform des — nachgesetzten — Artikels *an* (*as*, *ad*) war. Vgl. Arm. Gramm. S. 437, 478, 487 und Meillet MSL. 10, 244—245 (*s*, *d*, *n* aus *k'e*, *te*, *ne*?). Wie arm. *dustrn* 'die Tochter', das nicht aus urarm **dustiran*[2]) entstanden sein kann, zeigt, tritt der fertige Artikel: *n*, *s*, *d* (= *ən*, *əs*, *əd*) an die fertige Nominalform[3]), wie sie durch die Wirkung der Auslautsgesetze geworden ist (z. B. *dustr* aus **dustir* = *dhuktēr*) an. Man kann also annehmen, dass urarm. **kṙívoh* 'Streit' neben **kṙívoh né* (oder **kṙívoh én* usw.) stand: daraus wurde durch die Auslautsgesetze *kṙiv* und *kṙiv né* (oder *kṙiv én* usw.), schliesslich *kṙiv* 'Streit' und *kṙivn* 'der Streit'. Dabei bleibt unklar, wie und wodurch der Artikel *ne* oder *en* usw. mit Schwächung seines vokalischen Elementes zu *n* = *ən* usw. geworden ist. — Zu S. 31. In kil. *jušan* 'Panzer' Lampr. Brief an Levon S. 239 befremdet *u*, da sonst *jaušan* überliefert ist (s. Arm. Wb., meine Arm. Gramm. S. 270), dem arab.-pers. *jaušan* (reimt bei Fird. auf *rōšan* KZ. 35, 189), georg. *javšani* Tchoubinof S. 685 entspricht. — Zu. S. 34. Altarm. *ł* (dunkles *l*) ist in der Regel später zu *γ* geworden und zwar, wie es scheint, auf dem ganzen west- und ostarmenischen Sprachgebiete. Auch Karst scheint nichts davon zu wissen, dass in irgend einem neueren Dialekte altarm. *ł* als *l* geblieben sei. Dann ist es aber auffällig, dass die georgischen Lehnwörter stets arm. *ł* durch *l* wiedergeben: *alizi* 'brique' Tchoubinof S. 12 = arm. *ałius*; georg. *bivrili* 'béryl' S. 53 = arm. *biureł*; *bilci*, *pilci* 'impur' S. 53 = arm. *piłc*; *blarji*

1) Geschrieben *Jowhannēs* neben *Johannēs* Arm. Gramm. S. 385. Das moderne *Hovannes* (Karst S. 35) erweist keineswegs eine altarm. Aussprache *Jow(h)annēs*.

2) Daraus wäre nach Wirkung des vokalischen Auslautgesetzes **dustirn*, später **dstirn* geworden.

3) Vgl. das Pluralzeichen *k* in *mardk* 'Menschen', *čork* 'vier' (neben *čorek-* in Kompos.), *beremk* 'wir tragen', Meillet MSL. 11, 381.

'pain azyme' S. 54 = arm. *balarj*; *galatozi* 'maçon 4 Reg. XII, 12' S. 73 = arm. *galatos*; *tela* 'orme, ormeau' S 221 = arm. *teli*; *kolopi* 'corbeille Exod. 26, 2' = arm. *kolop*; *ptuli* 'fruits frais' S. 404 = arm. *ptul*; *s-pilenji* 'cuivre rouge' S. 466 = arm. *plinj*; *kalaki* 'ville' S. 513 = arm. *kalak* usw. Das lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass alle armen. Lehnwörter, die Tchoubinofs georgisches Wb. aufführt, in altarmenischer Zeit (etwa vor dem 7. Jhd.) aufgenommen sind. — Zu S. 40. Man sagt "die" Imāla (arab. fem. *imālat*). — Zu S. 42. Wenn die Regel[1]: "der Vokal *a* in mittleren Silben drei oder mehrsilbiger Wörter fällt (im Mittelarmenischen) aus oder wird zu *ə*" in dieser Fassung richtig ist, so wird mittleres *u* davon nicht betroffen, und der Ausfall derselben in allen Kausativen (*merçnem* aus *meruçanem*, *amrçnem* aus *amraçuçanem*) konnte nicht durch diese Regel motiviert werden. Dass mittleres *u* (= urarm. *oi*) sonst nicht ausfällt, zeigt *əyortutün* S. 59 usw. — Zu S. 46. Ein (dialektischer?) Übergang von *a* in *o* scheint auch bei *morex* 'Heuschrecke' Matth. von Urha 2, 1 = altarm. *marax* vorzuliegen. — Zu S. 47. Den von Karst konstatierten Wechsel von altarm. *au* und *a* in *taunk* (Stamm *tauni-*) 'übermässige Feuchtigkeit der Luft, Regenmenge' und *ta-na-m* (aor. *ta-ç-i*) 'befeuchte, benetze, tauche ein', *yaut* 'abgeschnittene Weinranke' und *yat-ane-m* (aor. *yat-i*) 'den Weinstock beschneiden', *maut* 'nahe' und *matčim* aus **matičim* (aor. *mate-ay*) kann ich nicht erklären. Man kann an Epenthese von *u* denken und *artausr* 'Thräne', pl. *artasuk* vergleichen (s. dagegen Arm. Gramm. S. 426) oder *au* und *a* aus idg. *āu* erklären, aber beides ist ganz unsicher. Vgl. auch *zgaun* 'zahm, sanft, verständig, weise' und *zga-m* (aor. *zga ç-i*) 'empfinden, wahrnehmen, fühlen, merken', *zgastaçeal* 'vernünftig geworden' Marc. 5, 15 und die bekannten Fälle : *amaut* 'Scham' : *amačel* 'sich schämen'; *alaut-k* 'Gebet' : *alačem* 'bitten'; *canaut* 'bekannt' : *čanačem* 'kenne', aor. *caneay* 'erkannte' (Wurzel g^1*énə*, g^1*nē* usw.). Ein sekundäres *au* (aus *atr-*) liegt vor in *alauri* 'Mühle' neben *alam* 'mahle' und den Genitiven *haur*, *maur*, *elbaur* usw. — Zu S. 47 Anm. 1. Die Bemerkung über die alten Handschriften ist ungenau. Die Evangelienhandschriften des 9.—11. Jhd. (die Moskauer vom Jahre 887, die von St. Lazaro vom Jahre 1001 usw.) haben im Allgemeinen da *e* oder *ē*, wo auch die Drucke *e* oder *ē* haben, nur die Partikel *tē*, *etē* 'dass' der Drucke erscheint in diesen Handschriften stets als *te*, *ete* wie auch das Imperfekt akt. und pass. zu den Präsensstämmen auf *-e* in der letzten Silbe stets *-ei* für *-ēi* der Drucke hat, z. B. *ein* 'waren' Matth. 2, 16, 18; *xndrein* 'suchten' 2, 20; *elanein* 'kamen' 3, 5, *mkrtein* 'wurden getauft' 3, 6, *xostovan linein* 'bekannten' 3, 6 (aber *ererēr* 'erschien' 2, 13, *ēr* 'war' oft, *asēr* 'sagte', *asē* 'sagt', *arnē* 'macht' 3, 1, 10, 14 der Moskauer Hdschr.). Im Übrigen steht *Hreastan* Matth. 2, 1, 5, *Hreiç* 2, 2 neben *Hrēastan* 2, 22; 3, 1. 5, *margareiç* 5, 18 neben *margarēi* 2, 17, 23; 3, 3 usw. in der Moskauer Hdschr. Weiter setzen diese Handschriften stets: *l* für griech. λ (z. B. *Galilēa(y)* Matth. 3, 13; 4. 12, 15, 18, 23 = Γαλιλαία, *Israyēl* 2, 6 = Ἰσραήλ für *Galilea*, *Israyēl* der Drucke); stets *au* für *o(ô)* der Drucke (z. B. *haur* 'des Vaters' Matth. 2, 22 für *hor*); stets *ail* 'aber, sondern, anderer' für späteres *ail*; *gail* 'Wolf' (*gailk* Matth. 7, 15; *gailoç* 10, 16) für späteres *gail*; *toil tal* 'lassen' Matth. 3, 15; 8, 22; 13, 30; 15, 14; 19, 14 für späteres *toil tal*[2]); *parhem* 'faste': Matth.

1) Wie ich sie schon Zur Chronologie der arm. Vokalgesetze S. 130 formuliert habe.

2) Vgl. auch *nšoil* = *nšoil* 'Strahl'. Adjarian hat wohl mit

4, 2 *parheal*, 6, 16 *parhiçēk*, *parhesçin*, 6, 17 *parhiçis*, 6, 18: *parhoł* in der Moskauer Hdschr.[1]) für späteres *pahem*; *eutn*[2]) 'sieben' Matth. 12, 45; 15, 35—37; 16, 10; 18, 22 für späteres *eǫtn* = kil. *iǫtn*[3]). — Zu S. 51, § 45 Anm. Der Dialekt von Muš hat *hrəštak* = *hrštak* der Moskauer Evangelienhandschrift. Aber beide stehen für urspr. *hreštak*. — Zu S. 64, § 71 b. Von *hasoitk* müsste der Instr. altarm. *hasułauk* lauten. Das Wort ist aber im Wb. nur einmal aus Mech. Rechtsbuch (12. Jhd.), also als mittelarmenisch belegt. — Karst weist hier nach, dass das Verbalnomen auf *-oł* oder *-ǫł* nach den mittel- und neuarmenischen Entsprechungen ursprünglich mit *-auł* anzusetzen ist, obwohl die Drucke meistens *-ǫł* geben. Nur hat er leider unterlassen, sich mit der ältesten Überlieferung auseinanderzusetzen, die mehr zu Gunsten von *-oł* spricht. Ich habe mir aus der Handschrift von Moskau (M) und den beiden ältesten Evangelienhandschriften von St. Lazaro (L) folgende Formen notiert: *karoł* 'fähig, im Stande' Matth. 3, 9 (M und L), 8, 2; 9, 28; 19, 12; 20, 22 (L); *parhoł* 'fastend' 6, 18 (M): *yapštakoł-k* 'räuberische' 7, 15 (L); *keroł* 'Fresser', *arbeçoł* 'Säufer' 11, 19 (L), *šnaçoł* 'ehebrecherisch' 16, 4 (L), daneben aber *hnjauls* akk. 'Schnitter' 13, 30, *hnjaulk* nom. 13, 39, *šinaulk* 'Bauleute' 21, 42 (L), also in den ersten 21 Kapiteln des Matth. zehn Formen mit *oł* und drei mit *auł*. Das entscheidet noch nicht, zeigt aber, dass eine Sammlung aller dieser Verbalnomina aus den ältesten Handschriften vielleicht doch die Formen mit *oł* als altertümlicher erweisen kann[4]). Man bedenke, dass dem durch Mittel- und Neuarmenisch feststehenden *ail* 'aber, anderer' die ältesten Handschriften *ail* entgegenstellen. Und wie *ail* später zu *ail* wurde, könnte auch *-oł* später zu *-ǫł* geworden sein. — Zu S. 66. Karst will nach den "Berichtigungen" S. XXII und nach S. 125 und 311 *tesanoir* bei Faustus S. 69 als pass. 'er wurde gesehn' übersetzen; ich sehe nicht, wie das möglich sein soll in dem Satze: *yoržam tesanoir zamenesean* 'als er alle (auf demselben ersten Wort bestehend) sah'. Warum sieht K. darin nicht das Imperf. eines *tesanum

---

Recht angenommen. das arm. *ł* des 5. Jhd. nach *ai, ē, oi* (= *a, e, o* + *y*) später lautgesetzlich zu *l* geworden ist.

1) Vgl. *parhem* 'halte' bei Ephrem 3, 17 und 117 und *marh* 'Tod' ebenda, s. Arm. Gramm. S. 217, 472.

2) Vgl. *ardeuk* Matth. 11, 21 für späteres *ardeǫk*.

3) Die Moskauer Handschrift hat auch *hrštak* 'Engel' Matth. 2, 13, 19; 4, 6, 11 für *hreštak* der andern Handschriften und Drucke; *mareax* 'Heuschrecke' 3, 4 für sonstiges *marax*; *bowakan* 'ausreichend' 3, 11 für *bavakan* usw. — Ein genauer Nachweis aller Eigentümlichkeiten dieser Handschriften ist dringend erwünscht. — Auch der Codex Ticinus der Kateg. (geschrieben zwischen 1100 und 1300 nach Conybeare Anecdota Oxon. XXVIII) hat noch meist *ete, unein, ein, er, e* für späteres *etē, unēin, ēin, ēr, ē* und öfter *yavet* und *ail* für späteres *yavēt* und *ail* nach Conybeare a. a. O., vgl. *ail* S. 107, 2, 4; 115, 20; 135, 9 usw., *ete* 108 usw. Und selbst die Philo-Handschrift vom Jahr 1296 schreibt noch *eutn* 'sieben' S. 173 (dreimal) für das spätere *eǫtn*, das in den gedruckten Bibeltexten statt des handschriftlichen *eutn* steht; ebenso *xausel* 'reden', *xausk* 'Rede' für späteres *xǫsel*, *xǫsk*.

4) Aus Philo (Handschrift vom Jahre 1296) verzeichne ich: *tesoł-auk* 167, 180, *cnoł-aç* 168, *třpoł-aç* 172, *gorcoł-aç* 173 neben *karauł* 174, *cnauls* 175; aus Ephrem 3. Bd. (Venedig) 1836) *karoł* 11, 26, *apaškarołk* 15, *lsołaç* 19.

= kil. *desnum* (nach S. 290)? Vgl. *arjakoir* 'sandte' Sebeos 48 neben *arjakel* S. 49. — Zu S. 71 Anm. Bei *tend* 'Fieber' könnte man um so eher an Entstehung aus **teand* denken, weil *e*, wenn es urspr. vor *n* + Kons. stand, zu *i* werden musste, dagegen *e* blieb, wenn es aus *ea* oder *es* entstanden war (Arm. Gramm. S. 407 und 520). Vgl. aber auch *tenç* 'Verlangen'. — Zu S. 72. Das Suffix *-çeay* in *aṙhavatçeay* 'Draufgeld'[1]) findet sich auch in *avetçeay* 2. Kg. 4, 10 'Lohn für gute Nachricht' (= **avet-iç-eay*), vgl. *avet-a-vor* 'gute Nachricht bringend', *avet-i-k* 'gute Nachricht'. — *aiję̄k* (= altarm. *aiceaik*) 'Kleider aus Ziegenhaar' steht bei Matth. von Urha p. 7 (akk. *aiję̄s*). — Ein Ipt. auf *ē* findet sich schon in der Moskauer Handschrift (a. 887) Matth. 6, 13: *p̣rkē* für *p̣rkea* 'erlöse'. — Da im Altarm. Adverbia auf *-ev* vorhanden sind, vgl. *ardarev, orov hetev, ainu hetev* usw., *yetev-a-xałaç, storev* (neben *storeav*), *zaṙajev* bei Faustus (neben *aṙajeav* bei Laz. Pharp.), so kann doch kil. *-iev* (in *arčev, hedev* usw.) auch aus altarm. *-ev* (statt *-eav*) entstanden und kil. *nerk̄ev*, ma. *verev* usw. nach Analogie dazu gebildet sein. — Zu S. 73, § 83. Da in der Bibel schon *mēn* (z. B. *mēn mi* 'je einer'[2]) Matth. 20, 10) neben *miain* 'allein' steht' so schliesse ich zunächst, dass dieses *mēn* des 5. Jhd. nicht aus *miain* entstanden ist. Dann braucht auch *mēn* 'allein' des 5. Jhd. nicht aus *miain*[3]) entstanden zu sein. Aber selbst wenn *mēn* eine alte Dialektform zu klass. *miain* wäre, soll darum klass. *tēr* 'Herr' eine alte Dialektform zu nicht vorhandenem **tiair* sein? — Zu S. 82. Die Mediae *b, d, g, j, ǰ* bleiben im Mittel- und Neuarm. nach *n* unverschoben. Aber *mb* wird zu *mp*? Karst bemerkt nichts darüber, schreibt aber *Smpad* S. 3 (altarm. *Smbat*), *hamperem* S. 89 (altarm. *hamberem*) usw. Ebenso schreiben die Mechitharisten: (*Nierses*) *Lampronense* mit *p*. Im Polnischarm. finde ich zwar *pambag* = altarm. *bambak*, aber daneben *hampirełu* = altarm. *hamberel* und *amp*, pl. *ampier* = altarm. *amb* und *amp* (Hanusz WZKM. 1, 302—303). — Zu S. 100 Anm. 1. Karst führt karabach. *anam, anum, anəm* 'Name' (aus Patk. Dial. 66) auf altarm. **anamn, *anumn, *anəmn* zurück. Ich halte das so lange nicht für richtig, als K. nicht das Verhältnis dieser Formen zu einander und die Lautgesetze des karab. Dialektes dargelegt hat. Auch das altertümlich aussehende "*anum* oder *anumn*, gen. *anman*" des Dialektes von Dshulfa (Patk. Dial. 86) = altarm. *anun*, gen. *anvan* lässt sich nicht ohne Kenntnis der Lautgesetze dieses Dialektes beurteilen. Vorläufig halte ich das — unregelmässige — altarm. *anun* : *anvan* (aus *onmen* : *onmenos*) für altertümlicher und vermute bei dshulf. *anumn* : *anman* den Einfluss der — im Altarm. zahlreichen — Nomina auf *-umn* : gen. *-man* (nom. *cagumn* : gen. *cagman* usw.). — Zu S. 106, Anm. 1. Was ist *Mzur* = *Mənjur* (türk. *Munzur daγə*)? Wohl dasselbe wie der Kanton von Hocharmenien, den Faustus S. 141 *Mzur*, Moses Geogr. S. 607 aber *Mənjur* (= κλίμα Μουζουρῶν Gelzer Georg. Cypr. 184) nennt. — Zu S. 122. Der Name *ayp̄raç arun* 'Brüder Blut' ist aus dem Arabischen übersetzt. Die Pflanze heisst pers. arm. *šavašariun* (*šavaršariun* Wb. I s. v. *drakontikon*), vgl.

---

1) Wo steht die "spätkl." Form *aṙhavatçē*? Wb. verzeichnet nur *aṙhavatçeay* (Gen. *çēi* usw.).

2) Ebenso Faustus S. 16, 1. Vgl. dazu *men-* in Komp. und Derivaten, z. B. *menanam*, aor. *menaçeal* 'vereinsamt' 1 Tim. 5, 5, *menastan* usw. Wohl aus **mean-* = **mian-* entstanden.

3) *miain* = *mi* + *ain*, vgl. *amenain* (= **amean-ain*) und die Adv. *miangamain, vałordain, lṙeleain*.

Arm. Gramm. 213. L. Alischan Busabaŕuthiun S. 22, Airarat S. 29—30. — Zu S. 124. Aus altarm. *boin* 'Nest', instr. *bunov* usw. ist kil. *buin*, instr. *buinov* usw. geworden. In allen diesen Fällen sind die obliquen Kasus vom Nominativ beeinflusst worden. Ebenso bei kil. *cuin* 'Schnee', instr. *cuinov* usw. (S. 125) für altarm. *jiun*, gen. *jean*, instr. *jeamb* usw. — Zu S. 125. Nach dem *ui* der Formen *cuin* 'Schnee' = klass. *jiun*; *ajčuir* 'Horn' = klass. *etjiur* usw. zu urteilen, ist von kil. *cuit* 'Pech' auf klass. *jiut* zu schliessen. So lese und schreibe ich jetzt für *jivt* Arm. Gramm. S. 185. Vgl. *eutn* (nicht *evtn*) 'sieben' = mittelarm. *eǫtn*. — Zu S. 131, h. Die Zusammenstellung von kil. *herčiev* 'hinten, zuletzt', klass. *verjin* 'letzter' mit *erjanik* 'glücklich, selig' ist natürlich falsch. — Zu S. 152. Ich sehe nicht ein, warum nicht klass. *hogvoy* (gen. von *hogi*) später regelrecht zu *hogoy* = kil. *hoko* geworden sein soll. Regel: altarm. *vo* = idg. *yo* wird nach Konsonanten zu ma. *o*. Wo Formen wie *hogoy* in den ältesten Texten erscheinen, ist einfach *hogvoy* usw. zu korrigieren. — Zu S. 154 Anm. Wie lauteten denn die ursprünglichen Formen des Wortes *geut* 'Dorf'? Nach Aidynean Gramm. S. 27: nom. akk. *giut*, *geut* oder *get*, gen. dat. *getj*, abl. *i getjē*, instr. *giutiv*; pl. nom. *giutk*, *getk*, akk. *giuts*, gen. dat. abl. *giutiç* (*getiç*), instr. *giutiuk*; nach der Bibelkonkordanz (Jerusalem 1895) und dem NT von Venedig 1877: nom. akk. *geǫt*, gen. dat. *getj*, abl. *i getjē*, plur. nom. *geǫtk*, akk. *geǫts* (selten *giuts*), gen. dat. abl. *giutiç*, ausserdem akk. *get* nur in *i get mi* 'in einem Dorfe' Nehemia 6, 2 und *i getd* 'in das Dorf da' Mark. 11, 2; nach dem NT von Venedig 1805: akk. sg. *get*, akk. pl. *gets* in den Evangelien, nom. akk. sg. *geaut*, pl. *geautk*, *geauts*, gen. dat. sg. *geautj*, gen. pl. *geutiç* in der Apostelgeschichte; nach den Evangelienhandschriften von Venedig: akk. pl. *geauts* Matth. 9, 35, akk. sg. *geaut* 10, 11; 21, 2; 26, 36; nach Faustus (Venedig 1832): *i geutn* 144, 204, 265, *yainm geut* 252, aber *i geǫtn* 15; nach der Philo-Handschrift vom Jahr 1296: *geautk* S. 162 (nom. pl.); nach der der Kateg. *i geauts* S. 122 (akk. pl.) usw. Kil. *k'ey* setzt nach Karst § 75 ein altarm. *giut* = *geut* voraus. Jedenfalls hat Karsts Behauptung, der Lok. *getj* sei erst dann auch als Genitiv gebraucht worden, als der Nom. *giut* zu *get* geworden war, an den Thatsachen keinen Halt. — Zu S. 162. Für klass. *anjamb* (Instr. von *anjn*) ist im Kil. *anjǫm* eingetreten. Man sollte glauben, dass *a* vor *mb* zu *ǫ* verdunkelt und ausl. *b* abgefallen sei. Aber *a* geht sonst nicht (auch nicht vor *mb* = kil. *mp*) in *o* über und ausl. *mb* wird — nach *amp* 'Wolke', *tamp* 'Sattel', pl. *tamp'er* (Karst S. 170) zu urteilen — zu *mp* und nicht zu *m*. Eine genaue Parallele zu *-amb* im Auslaut eines zweisilbigen Wortes fehlt allerdings. So wäre also vorläufig kil. *anjǫm* auf älteres **anjaum* als dial. Nebenform zu kl. *anjamb* zurückzuführen? Ich könnte in dem ausl. *m* dieses **anjaum* (vom *n*-Stamme *anjn* 'Person') doch nur die Wirkung des abgefallenen Instrumentalsuffixes *b* = idg. *bhi* = griech. φι sehen. Jedenfalls ist Karsts Erklärung von klass. *-amb* aus **amv* = urarm. *anv* und kil. *-ǫm* aus **-aum* = **-avm* = **-amm* = **-amv* = urarm. **-anv* willkürlich und der Widerlegung nicht bedürftig. — Zu S. 185. Hierher auch *kanani* 'Frauen' z. B. Faustus S. 252, Z. 5 und 8 v. u., 253, 3 usw. — Zu S. 191. Der Plural *šnvi* 'Hunde' soll sich nach Karst, der Wb. 2, 486 folgt, schon bei Euseb. Kirchengesch. 9, 8 finden. Die angezogene Stelle steht in der Ausgabe (Venedig 1877) S. 691, wo aber beide Texte, der ältere wie der jüngere, *z-šuns-n* bieten (nicht *z-šnvi-n*). Wie lesen die Handschriften? Karsts Erklärung der Plurale auf *-vi* als Fortsetzer alter Duale auf *u* = idg. *ō* (vgl. *erku* 'zwei' = idg. *dvō*) ist ansprechend, aber kaum haltbar, da

auslaut. *ō* = arm. *u* in allen zwei und mehrsilbigen Wörtern nach dem vokalischen Auslautsgesetz abfallen musste (vgl. *ut* 'acht' = idg. *ok̑tō*, aber *erku* 'zwei' mit *u*, weil ursprünglich einsilbig[1]). Wäre aber *i* (aus *i*+*x*) vor Wirkung des Auslautsgesetzes angetreten, so sollten wir auch **utvi* für *ut*, **erkvi* für *erku* haben. — Zu S. 195. Bei Ełišē S. 19, 15: *naxararean*. — Warum musste **jiean* zu *jian* werden? Aus *lieal* 'gewesen', der regelmässigen Form des Ptcp. im NT ZDMG. 36, 125 (auch Euseb. Chronik 1, 59) ist später *leal* geworden; aus *mi*+*evs* : *mius*, das freilich mit *meus* wechselt. — Zu S. 210. Der Zusatz zu *pahs* für *pahk* "vgl. np. *pās*, pl. *pās* Wache" ist zwecklos und hier irreführend. Denn gerade das *s* von arm. *pahs* hat mit dem *s* von pers. *pās* nichts zu thun. — Zu S. 234. Im Dialekt von Agulis steht neben dem Pronomen *sǫ*, *dǫ*, *nǫ* 'hic, iste, ille' (altarm. *sa*, *da*, *na*, gen. *so-ra*, *do-ra*, *no-ra*) das Pronomen *hǫk*, *dǫk*, *nǫk*. Ist *hǫk* aus **so-k* entstanden (s. Karst S. 88), so darf es weder mit griech. ὁ noch mit lat. *hīc* (= **hoce*) zusammengestellt werden. Denn arm. *so-* ist = idg. *k̑o-*, griech. ὁ = idg. *so*. — Zu S. 235. Die Erklärung von gen. *nara* usw. aus *nora* usw. durch Einfluss des nom. akk. *na* scheint mir einfacher und natürlicher als Karsts künstliche Hypothese. — Zu S. 252. Soll *hima* 'jetzt' (= np. *īma* 'jetzt') aus dem Np. entlehnt sein? Wenn nicht, aus welcher Grundform sollen beide stammen? — Zu S. 266. Kil. *lucem* gesprochen *lujem* für altarm. *lucanem*) erscheint schon "in nachklassischer Zeit" bei Ners. Lampr., Klimachos und Leb. d. Väter. Nerses von Lampron war ein kilikischer Armenier des 12. Jhd., kein Wunder also, dass in seinem Schriftarmenischen gelegentlich kilikische Formen erscheinen. Die Zeit der Übersetzung der "Leiter" des Ἰωάννης Κλίμαξ ist unbekannt. Leb. d. Väter fällt ins 5.—12. Jhd. — Zu S. 301 flg. Die Indikativpartikel westarm. *gu* = ostarm. *ku* lässt sich zuerst im 12. Jhd. nachweisen und ist allen modernen Dialekten mit Ausnahme desjenigen von Agulis eigen, während sie im Altarmenischen fehlt. Ihre Entstehung fällt also in die Zeit vor dem Eintritt der zweiten Lautverschiebung (9.—10. Jhd.?). — Zu S. 311. Die 3. pers. imperf. med. und pass. der *e-* und *i*-Präsentia lautet aus auf *-ēr* oder *-iur* (z. B. *koč̣ēr* bei Faustus S. 14, 8 oder *koč̣iur* 'wurde genannt'). Karst hält die Form auf *-ēr* für eine jüngere Analogiebildung, weil er die Form auf *-iur* für die ältere und ursprüngliche hält. Aber in der armen. Litteratur ist jedenfalls die Form auf *-ēr* älter belegt, da sie allein — meines Wissens — in der Bibelübersetzung vorkommt (vgl. die überaus häufigen *xausēr* 'redete, sprach', *koč̣ēr* 'wurde genannt'), während die Form auf *-iur* hier — und nach Aidynean Gramm. S. 67 bei den "klassischen" Autoren fehlt[2]). Was nun die Ursprünglichkeit betrifft, so soll *xausēi*, *xausēir* aus **xausiyi*, **xausiyir*, *xausiur* aus **xausiyr* lautgesetzlich entstanden und darum *xausēr* Analogiebildung zu *xausēi*, *xausēir* sein. Für den Übergang von *-iyi* in *ēi* hat Karst sonst weiter keinen Beleg als eben die Imperfektformen auf *-ēi*, für *-iur* aus *-iyr* bezieht er sich auf *aliur* 'Mehl', *ałbiur* 'Quelle', *eljiur* 'Horn', *ariun* 'Blut', *jiun* Schnee', die aus **aliyr*, **ałbiyr* usw. entstanden sein sollen[3]). Wo-

---

1) *e-rku* : idg. *dvō* = *e-ris* 'drei' : idg. *trins* Meillet MSL 11, 394.

2) Aber z. B. bei Mos. Choren. S. 17, 8 *čařiur* 'wurde geredet', bei Philo S. 179 *ǝndarjakiur* εὑρύνετο; bei Sebēos S. 125 *tesaniur*, *šaušapiur*, *sksaniur*, bei Dionys. S. 8 *asiur* 'wurde gesagt'.

3) Dagegen s. 3. Sg. Präs. *xausi* aus **xausiy*; 2. Pl. Präs. *xausik* aus **xausiyk*.

her diese Grundformen kommen, sagt er nicht und widerlegt auch die bisherigen Zusammenstellungen von *aliur*, *aleur*, gen. *aler* mit ἄλευρον, *ałbiur*, *ałbeur*, gen. *ałber* mit griech. φρέαρ (aus *φρηϝαρ), *jiun*, gen. *jean* mit χιών (aus *g'hiyōm*), *siun* 'Säule' mit κίων, um derentwillen wir **aliur* statt **aliyr* voraussetzen, nicht. Ich stimme daher Karst nicht bei. — Ich möchte darauf hinweisen, dass das Medium und Passivum vom Präsensstamme auf *a*, *-i* und *-u* mit dem Aktivum[1]) identisch ist (*ała-m*, *xausim*, *toł-u-m*), und ebenso bei den Präsensstämmen auf *-e* das Imperfekt (*kočēi* usw.), in der ältesten Zeit der Infinitiv (*kočel*, gen. *kočeloy*[2]) usw.) und ursprünglich auch der Konjunktiv (*kočiçim*, eine Neubildung für **kočiçem* als pass. = **koče-iç-em* zum Indik. *kočim* nach dem Muster vom Aktivum *kočiçem* : *kočem*)[3]). Es war also ursprünglich nur das Passivum des Präsens der *e*-Stämme vom Aktivum formal unterschieden. Wie aber sind *kočim* und *xausim* (inf. *kočel*, *xausel*) entstanden? Gehören *xausim* usw. zu Hirts *exēi*-Basen (Ablaut S. 108 flg.)? — Zu S. 317. Die Gleichung *čo-k-ay* : *ču* = *erk-o-kin* : *erku* ist deshalb falsch, weil *k* in *erkokin*, *erkokean* Pluralzeichen ist, vgl. gen. *erkoçun*, *erkoçunç*, akk. *erkosin*, *erkosean* usw. — Zu S. 323. Die Entwickelung von altarm. *ekn* 'kam' über **ek* : **yeg* : **e-yeg* : *eγeg* zu kil. *erek* ist wenig einleuchtend, da für den Übergang von intervokalischem *y* zu *γ* = *r* alle Analogien fehlen. — Zu S. 329. Warum soll das auslaut. *ay* der 1 pers. aor. pass. (*kočeçay*, *hanay*) "aus einfachem *a* entstanden" sein? Die 1. pers. imperf. und aor. akt. und med. hat doch als Personalendung immer *i* : *kočēi*, *xausēi*, *koçeçi*, *xauseçay*, *hani*, *hanay*, *ełē*! Und auch in der 2. pl. aor. pass. (*kočeçaik*) soll "*ai* für *a*" stehn wie in der 2. pl. präs. der *a*-Stämme (*ałaik*)? Das ist ein grosser Irrtum. Vgl. meine Armen. Stud. S. 93. — Zu S. 332. Karst trifft in seinen — richtigen — Bemerkungen über *hangčim* = **hangi-č-im*, aor. *hangeay* = **hangi-ay*[4]) mit Meillet Notes sur la conjugaison arménienne (Banasēr II, 2) S. 10, wo auch *hangi-st* und die Aoriste ipt. *hangi-r*, pl. *hangeruk* = **hangi-aruk* und konj. *hangiçes*[5]) angezogen werden, zusammen. Ich hatte inzwischen auch *caneay* aus **cani-ay*, *canaut* aus **cana-ut* erklärt und *cani* = idg. *g¹ₑnē*, *cana-* für **cena* = idg. *g¹enə* (Hirt Ablaut § 321) gesetzt, also angenommen, dass in Fällen wie *caneay*,

1) Vgl. *datim* 'ich richte' und 'werde gerichtet' Matth. 7, 1, Luc. 6, 37; *xausēr* 'redete' Matth. 9, 18 und *xausesçi* 'wird geredet werden' Matth. 26, 13, *hełu* 'vergiesst' und 'wird vergossen' Matth. 26, 28, *tołuçu* 'verlässt' Mark. 13, 34 und 'wird preisgegeben werden' Matth. 24, 20 usw.

2) Wäre *kočil* die ursprüngliche Form gewesen, so hätte der Genitiv **kočloy* lauten müssen, vgl. *tołloy* von *tołul*.

3) Danach auch *tołuçum* zu *tołum*. Dagegen ist Pass. *imanaiçi* (Euseb. Chron. S. 26) neu gebildet zu Akt. *imanaiçem* nach dem Muster von *kočiçim* : *kočiçem*.

4) Vgl. *erdnum* aus **erdunum* : Aor. *erdvay* Arm. Gramm. S. 443, IF. Anz. 10, 45.

5) Nach Meillet = **hangi-içes*. Da *i* in nichtletzter Silbe sonst immer — in Hunderten von Fällen — aus *ē* = idg. *ei*, *oi* entstanden ist, liegt es nahe, auch *hangiçes* usw. auf **hangēçes* zurückzuführen. Ist das nun aus **hangi-içes* oder **hangē-içes*, ist *diçes* = **dēçes* aus **diiçes* oder **dēiçes* zu erklären oder Einfluss von Conjunctiven aoristi wie *ertiçes* (Präs. *ertaiçes*), *luiçes* (Präs. *lsiçes*), *keriçes* (Präs. *utiçes*), *meliçes* (Aor. 1. *melay*) usw. anzunehmen?

hangeay, *takeay* usw. das *i* der zweisilbigen Wurzel auf idg. *ē* zurückgeht. Wenn nun *hangi-st* von einer Wurzel *hangi-* kam, musste *takust* von einer Wurzel *taku-* kommen, die auf älteres *takō* zurückgeführt werden könnte. Also *takeay* von *takē-*, *takust* von *takō-*? Vgl. idg. *g¹enē* : *g¹enō* Hirt a. a. O. — Wenn aber Karst kil. *hangav* aus altarm. *hangeav* = **hangiav* erklären will durch Berufung auf kil. *hoko* = altarm. *hogvoy* aus **hogyoy* = **hogi-oy* (§ 182a), so ist das natürlich nicht zu billigen. Andere Erklärungen hat K. § 84 und S. 126 (zu § 84) gegeben. Lautgesetzlich sollten wir nach S. 70 flg. *hangẹ*, *hangⁱer*, *hangⁱev* usw. erwarten; da statt dessen *hangay*, *hangar*, *hangav* erscheint, ist wohl anzunehmen, dass dies Neubildungen nach den übrigen Aoristformen wie *kəd-ay*, *ič-ay*, *des-ay* usw. sind. — Zu S. 335 Anm. Ich nehme an, dass erst zu *gitaçi* (aor. von *gitem* 'weiss') ein Präsens *gitanam* 'coeo' (vgl. *lvaçi* : *lvanam*) hinzugebildet worden ist. Jedenfalls setzt *gitaçi* so wenig ein **gitanam* voraus wie *asaçi* ein **asanam* — Zu S. 342. Die Präs. auf *-i* bilden ihren Infinitiv im NT (abgesehen von der späteren Apokalypse ZDMG. 36, 126) stets auf *-el*, ebenso — meines Wissens — im AT und überhaupt bei den ältesten Schriftstellern. Später wird das Passiv *berim* : *berel* nach dem Muster von *berem* : *berel* ,*ałam* : *ałal*, *tołum* : *tołul* zu *berim* : *beril* umgestaltet, aber die obliquen Kasus bewahren auch später immer noch den alten Stamm auf *-elo*: (*beril* : gen. *bereloy*, instr. *berelov*). Sogar im Kilikischen der Assises Ant. findet sich noch *abrel* zu *abrim*, *linel* zu *linim* usw. (Karst S. 343), und nur die eigentlichen Passiva auf *-vi* bilden hier den Inf. ausschliesslich auf *-vil* (*vjarvil* zu *vjarvim*). Dieser von der Chronologie gestützten Auffassung setzt K. eine andere gegenüber: die *i*-Stämme bildeten den Inf. ursprünglich auf *il*, das in den obliquen Kasus zu *el* wurde [wider alle armen. Sprachgesetze, die *-l* statt *-el* erfordern würden], die klassische d. i. älteste Litteratur ignoriert diesen urspr. Inf. vollständig und setzt, nachdem im Ipf. die [jünger bezeugte] Form auf *-iur* durch die "jüngere Analogiebildung" auf *ēr* [in Wahrheit die älter bezeugte] verdrängt war, den Inf. auf *-el* an seine Stelle [obwohl *-il* doch am Präsens auf *-im* usw. eine Stütze gehabt hätte], aber der Inf. auf *-il* erscheint noch "vereinzelt" bei bestimmten alten Autoren mit "mehr vulgärsprachlicher Diktion", um später beim kil. Passiv auf *-vi* wieder zu neuer Geltung zu kommen. Damit hat K. nach meiner Meinung alle Thatsachen auf den Kopf gestellt, immer vorausgesetzt, dass meine Chronologie richtig ist. — Zu S. 373 Anm. Der Satz: "wenn *č* ('nicht') sich vereinzelt bereits in frühklassischer Zeit[1]) findet, so steht es immer in vulgärer Diktion und ist nicht als echtklassisch zu betrachten" ist eine kühne Behauptung. Das neue Testament ist doch gewiss "frühklassisch", und hier ist *č* (neben *oč*) reichlich vorhanden: ich kann es aus Matthäus allein zwanzigfach belegen. Oder hat auch die Bibelübersetzung vulgäre Diktion? Dann gäbe es aber überhaupt keinen Unterschied zwischen klassischer und vulgärer Sprache, ein Schluss, gegen den Niemand mehr als Karst Einspruch erheben dürfte. — Zu S. 388. Ist im Klassisch-Armenischen das Präsens *ełanim* "nicht mehr recht" oder noch nicht gebräuchlich? Die Evangelien kennen nur Formen des Aoriststammes (wie *ełev* 'ward, geschah', *ełiçi* 'wird geschehen, sein'), ebenso das Kilikische. — Zu S. 401. Die dem Kilikischen eigentümliche Relativkonstruktion: Relativpar-

1) Vgl. *č-cagē* 'leuchtet nicht', *č-imanan* 'wissen nicht', *č-zgan* 'merken nicht' Ełišē S. 8.

tikel + Demonstrativ findet sich schon in altarmen. Werken, auch solchen, die nicht aus dem Syrischen übersetzt sind, vgl. z. B. Faustus S. 215: der Mann, "an welchem" (*z-ormē*) alle hingen (*z-nmanē* 'an ihm'); S. 218: auch die, 'welche' (*z-ors*) er nicht kannte (*z-nosa* 'sie'); 223: *or — ail inč kerakur čēr čašakel noça* = welche — nicht war ihnen eine andere Speise zu kosten = welche keine andere Speise gekostet hatten usw. Ich kann in diesen Fällen keinen "Semitismus" finden, da Faustus nicht aus dem Syrischen übersetzt ist.

Strassburg i. E. H. Hübschmann.

Lagercrantz O. Zur griechischen Lautgeschichte. Upsala 1898. 156 S. (= Upsala Universitets Årsskrift 1898, Filosofi usw. II).

Die vorliegende Schrift behandelt die Entwicklung von idg. Guttural und Dental + *i̯*, sowie von *t* + *s* und *ss* im Griechischen, also die Geschichte von ττ, δδ, cc und ζ, wobei sowohl die ältere Forschung rekapituliert wie ungelöste Fragen von neuem untersucht werden. Der Verfasser rekonstruiert folgenden urgriechischen Zustand: 1. *k*(*h*)*i̯* wird *þþ*. 2. *t*(*h*)*i̯* wird *šš*. 3. *ts* zu *šš*. 4. *ss* bleibt *ss*. 5. *gi̯* wird *đđ*. 6. *di̯* wird *žž*[1]). Es ergeben sich demnach 5 verschiedene urgriechische Laute, deren weitere Geschichte festzustellen ist. Da der Verfasser für seine phonetische Umschrift der urgriech. Laute nur ganz allgemeine Werte beansprucht und damit in erster Linie nur die Verschiedenheit der Laute zum Ausdruck bringen will (S. 151), so wird man seine Aufstellungen, was 1.—4. betrifft, denen Brugmanns im Grundriss² 274 f. am nächsten verwandt finden. Wichtig ist aber der Versuch, für *gi̯* und *di̯* eine verschiedene Behandlung nachzuweisen, und obwohl das Material aus den Dialekten recht dürftig ist, so glaubt L. doch aus dem Attischen und Äolischen Beweise gefunden zu haben. Im Attischen sei nämlich ein dem ττ = κi̯ χi̯ wie dem ζ = γi̯ vorhergehender Vokal gedehnt worden, während sonstige ττ und ζ eine solche Wirkung nicht ausübten (vgl. μείζων neben πεζός). Es ist jedoch recht misslich für dieses Lautgesetz, dass die dehnende Kraft von ττ aus *k*(*h*)*j* nur in der Kategorie der Komparative θάccων, ἧccων usw. festzustellen ist, während für die entgegenstehenden Fälle wenig befriedigende Erklärungen gegeben werden: denn dass z. B. att. ὅττα Entlehnung sei, dafür werden schlagende Gründe nicht angeführt; für ζ = γj kommt ausser μείζων nur att. μᾶζα neben sonstigem μᾰζα (*μάγi̯α) in Betracht; aber liegt es nicht viel näher, einen Deklinationsablaut (ᾰ : ᾱ) anzunehmen, wie er ähnlich in γλῶcca — γλάcca (bei Herodas) vorliegt? (Vgl. J. Schmidt KZ. 33, 453 ff.). Was sollen wir ferner mit cφάττω, cτίζω u. ä. anfangen, welche Verf. mit Schweigen übergeht? Da das Lautgesetz auf so schwachen Füssen steht, so ist Brugmanns Erklärung der Komparative μείζων usw. (Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1897, 185 ff.) immer noch vorzuziehen. Dagegen scheint mir die von L. aufgedeckte Divergenz von äol. ἔρδω aus *Fέρδδω *Fέργi̯ω und κάρζα aus *καρδi̯α (46 ff.) sehr wohl geeignet, um eine Verschiedenheit von γi̯ und δi̯ wahrscheinlich zu machen; in ἀμέρδω 'dunkel machen' zu aisl. *myrkr* 'dunkel' hat Verf. einen ansprechen-

1) Durch Versehen werden beim Rückblick (S. 150) die Zeichen > und < inkonsequent verwendet. Wer diese Zeichen gebraucht, muss bei der Korrektur doppelt vorsichtig sein!

den neuen Beleg für -ργι- aufgespürt. Dass ἀμέρδω auch im Griechischen weitere Verwandte hat, ist L. entgangen: ich glaube ἀμόργη 'Ölhefe, Bodensatz' damit verbinden zu dürfen (eigtl. 'das Trübe, Dunkle im Öl'); es ist bemerkenswert, dass das Wort ἀμόργη später wieder zur Farbenbezeichnung 'dunkel' gedient hat, s. G. Meyer Alban. Wb. s. v. *murk* und Ref. IF. 2, 119.

Wie sich die urgriech. Laute in den einzelnen Dialekten gestalteten, wird in umsichtiger Erörterung im 2. Abschnitte gezeigt; unser Dialektmaterial ist freilich immer noch zu dürftig, um über alle Punkte Klarheit zu verschaffen. Mit der Aussprache der angewandten Schriftzeichen beschäftigt sich besonders der vierte Abschnitt (S. 90 ff.), wozu der sechste über "die angebliche Identität von ζ und cδ" (125 ff.) eine wichtige Ergänzung bildet. Was den letzten Punkt, die Aussprache des ζ, betrifft, so sucht Verf. alle Gründe, welche bisher für ζ = cδ angeführt wurden, als trügerisch zu erweisen; so wird z. B. bestritten, dass die Formen Διόζοτος und Διόcδοτος identisch seien, dass ὄζω 'dörren' zu slov. *ozditi* 'Malz dörren', ὄζος zu got. *asts* gehöre. Es ist zuzugeben, dass diese Etymologien davon abhängen, ob ζ = *zd* aus andern Gründen zu halten sei; doch gewaltsam will es mir scheinen, wenn Διόζοτος und Διόcδοτος auseinandergerissen werden. Verf. muss natürlich auch Fälle wie Ἀθήναζε anders erklären als es seither geschehen ist; aber eine bessere Erklärung weiss er nicht an die Stelle zu setzen. Dadurch dass L. auf Grund von Grammatikerangaben auch noch für eine (übrigens nicht unwahrscheinliche) Aussprache *ž* plädiert, ist die Frage des ζ noch verwickelter geworden, als sie bereits schien. Alles weist darauf hin, dass das Zeichen nach Ort und Zeit sehr verschiedenen Wert hatte; aber ob es einmal gelingen wird, eine reinliche Scheidung der lokalen und chronologischen Nuancen des ζ durchzuführen, wage ich nicht zu bejahen.

In die Urgeschichte des griechischen Alphabets führt uns der Verf., wenn er die spirantische Aussprache von ττ und δδ aus der Doppelnatur der phönizischen (semitischen) Dentale (als Explosiva und Spirans) erklärt und demgemäss den Zeichen τ, δ, θ des griechischen Uralphabets ebenfalls doppelten Wert zuschreibt. Man liest die scharfsinnigen Ausführungen des Verf.s mit sehr grossem Interesse, kann sich aber doch nicht des Gefühls erwehren, dass die Hypothesen auf zu spärlichen und vieldeutigen Thatsachen aufgebaut sind. Für altererbte spirantische Aussprache des ττ z. B. im Kretischen wird die Schreibung θ(θ) neben τ(τ) in θάλαθθα, εὐγλώθιοι als Beweis angeführt: das Nebeneinander und die Gleichwertigkeit von θθ und ττ sei ein Überbleibsel der ältesten griechischen Schreibweise, während sonst die Schreibung ττ durchgedrungen sei. Natürlicher und wahrscheinlicher ist aber zunächst die Schlussfolgerung von Blass, dass die jüngere Schreibung θ(θ) einem Übergang von ττ in θθ entspreche; wenn Verf. die Frage entgegenstellt "Womit ist ein Übergang *tt* zu *tth* glaubhaft zu machen?" (S. 98), so möchte ich darauf hinweisen, dass einige neugriechische Dialekte diese Entwicklung allerdings glaublich machen: im Zakonischen sind geminierte Tenues aspiriert worden, und so entstand aus altem ττ modernes *th*, vgl. *kòtha* κόττα, *so'j'itha* cαγίττα, *ethàkaï* ἔcταcαν, wozu Deffner Zakon. Gramm. S. 60 lakon. ἔτταcαν = ἔcτηcαν, ἐττὰν = ἐc τὰν u. ä. mit Recht heranzieht. Diese Vorgänge (samt der Assimilation von cτ in ττ u. ä., Deffner 96 ff.) erinnern ganz auffallend an die kretischen Erscheinungen (vgl. kret. πρόθθα = πρόcθα, μέττ' ἐc = μέcτ' ἐc!). Was hier der einzige direkte Nachkomme eines dorischen Dialekts zeigt, ist jedoch nicht ganz vereinzelt: im heutigen

Dialekt der Insel Kalymnos ist aus alter Geminata Affricata entstanden, die natürlich ältere Aspirata voraussetzt; vgl. caîτθα, φέτθα u. ä. statt sonstigem cα(γ)ίτ(τ)α, φέτ(τ)α, Hatzidakis 'Αθηνᾶ 6, 45. Damit ist ein Vorgang, wie ihn Blass annimmt, als thatsächlich erwiesen für einen geographischen und sprachlichen Bereich, zu dem auch Kreta gehört.

Mit den "Ausnahmen von der regelmässigen Entwicklung" beschäftigt sich L. im 3. Abschnitt (S. 63 ff.): zur Aufhellung der Vorgänge, welche die Übertragung des Präsenssuffixes -ccω (-ττω) oder des Femininsuffixes -ccα (-ττα) auf Dentalstämme begünstigten, tragen die Untersuchungen des Verf.s wesentlich bei, wenn mir auch z. B. die Erörterung über ἱμάccω nicht überzeugend scheint. Sein Thema veranlasst natürlich den Verf., auch auf andere Ursprungsgebiete der Laute cc, ττ sein Augenmerk zu lenken, was besonders im 5. Abschnitt (112 ff.) geschieht; die Probleme werden jedoch nur angedeutet, so z. B. wenn es sich um den Wandel τι zu cι (121) oder τυ zu cυ (123) handelt. Mit den neuen Etymologien, welche den Wandel τῐ zu cι belegen sollen (cῖνος, cίλλος), wird die Frage über jenen Lautwandel wieder zur Diskussion gestellt. Das etymologische Geschick des Verfassers zeigt sich hier wie in den andern durch das ganze Buch zerstreuten Etymologien, welche zur Stütze der Beweisführung oder Erweiterung des Beweismaterials mitgeteilt werden. Sind auch nicht alle gleich wahrscheinlich, so sind sie doch alle der Berücksichtigung wert: und ebenso ist überhaupt das ganze Buch eine anregende, in vielen Punkten fördernde Darstellung eines interessanten Kapitels der griechischen Lautgeschichte.

Freiburg i. B. A. Thumb.

Stratton A. W. History of Greek Noun-Formation I. Stems with -μ-. S.-A. aus den Studies in Classical Philology 2, 115—223. Chicago 1899.

Die vorliegende Schrift behandelt auf Grund ausgedehnter Materialsammlungen die mit den Suffixen -μον- -ματ- und -μο- gebildeten Nomina des Griechischen. Der Verfasser erstrebt offenbar Vollständigkeit in der Aufzählung der Belege, doch unterlässt er uns zu sagen, bis zu welchem Zeitpunkt nach unten dies gelten soll: byzantinische Quellen werden zwar angeführt, doch nicht häufig genug, dass wir für diesen Zeitraum die Sammlungen für annähernd vollständig halten könnten. Auch für frühere Zeiten gilt dies nicht in absoluter Weise: als Stichprobe bot sich mir zufällig das bei Polybius begegnende διάνυcμα, das ich in den Listen des Verfassers vermisse; endlich werden auch die Papyri noch manchen Zusatz ergeben; z. B. aus den Indizes allein der von Kenyon herausgegebenen Papyri des British Museum können διάζευγμα, ἐπιλάλημα, πλάτυμα und κοιταcμός hinzugefügt werden. Der Verfasser bespricht die einzelnen Bildungen nach Bedeutung, Akzent und Form und trägt jeweils dem Verhältnis zwischen Grundwort und Ableitung gewissenhaft Rechnung; die mannigfachen, durch die Form des Stammwortes bedingten Unterabteilungen werden klar und deutlich geschieden. Jeder Abschnitt wird beschlossen durch eine (nach der Endung) alphabetisch geordnete Liste der Belege, wobei deren Vorkommen in den verschiedenen Litteraturgattungen des Epos und der Lyrik, der Tragödie und Komödie, der Historiker, Redner und

Philosophen übersichtlich markiert wird. So sind die fleissigen Sammlungen des Verfassers wohl geeignet, uns ein ziemlich zuverlässiges Bild über die Ausdehnung der behandelten Suffixe zu geben. Und doch würde ich von einer monographischen Geschichte der griechischen Nominalbildung etwas mehr erwarten: was der Verf. bietet, kann man nur als einen Teil der Aufgabe betrachten. Die Geschichte eines produktiven Suffixes muss zeigen, wie es immer mehr wuchs; einen Einblick in diesen Vorgang gibt aber vor allem eine streng chronologische Darstellung. Es genügt ein Blick auf die Listen des Verfassers um z. B. zu zeigen, wie die Produktivität von -μα im Laufe der Jahrhunderte zugenommen hat. Durch eine chronologische Ordnung der Belege würden sich uns die Muster und Keime der einzelnen Formationen ohne Schwierigkeit darbieten, und wir würden einen Einblick erhalten in das organische Wachstum der Sprache. Das Suffix -cματ- (151 f.) würde wohl aus dem Buche verschwinden; denn da die grosse Mehrzahl der Belege jung ist, so liegt eine Wechselwirkung von Perfekt und Aorist Passivi einerseits und Nominalbildung andererseits vor (πέπειcται : ἐπείcθην : πεπειcμένοc : πεῖcμα). Es ist mir unklar, warum der Verf. von diesem Erklärungsprinzip nur bei den Nomina auf -cμόc (ἀλεcμόc usw. S. 206) Gebrauch gemacht hat. Ebenso wird sich das Suffix -γμα in ἅρπαγμα, νύcταγμα und andern jüngeren Belegen (150) einfach erledigen, wenn wir uns der jüngeren Verbalformen wie ἥρπαξα, ἐνύcταξα usw. erinnern (vgl. Hatzidakis Einl. 134 ff.); die Feststellung des ursprünglichen Stammkonsonanten führt hier nicht zum Ziel, da in späterer Zeit nicht dieser, sondern die Präsens- und Aoristbildung für das Sprachgefühl massgebend geworden ist.

Man muss den Wunsch aussprechen, dass der Verf. bei der beabsichtigten Fortsetzung seiner verdienstlichen Studien sein Material in der angegebenen Richtung verwerte und so die Darstellung vertiefe. Es lässt sich dabei nicht umgehen, dass man auch der jüngeren und jüngsten griechischen Sprachgeschichte einige Aufmerksamkeit widmet, wenn anders Erscheinungen der alten Κοινή erklärt werden sollen; das wäre auch für Einzelheiten von Nutzen: zu Hesychs αἱμωδιαcμόc z. B. ist das fehlende *αἱμωδιάζω aus neugriech. μουδιάζω zu ergänzen.

Freiburg i. B. A. Thumb.

Levi A. Dei suffissi uscenti in sigma. Turin Loescher 1898. 56 S. 2 L.

Der Verf. verfolgt das Vorkommen der Suffixe -οc-, -εc-, -c- im Griechischen nach folgenden Gesichtspunkten: I. das Nomen (S. 4—15). a) Flexion (Kasussuffixe -οc, -εc, -c, -cι). b) Stammbildung. 1. -οc, -εc, -c-. 2. -Fοc-, -Fεc-, -Fc- (= -υc-). 3. -ιοc-, -ιεc-, -ιc-. II. Verbum (S. 15—56). a) Flexion (sigmat. Aorist und Futurum). b) Ableitung. 1. -εc- (z. B. in τρέω, νεικέω). 2. -αc- (περάω). 3. -οc- (ἀρόω). 4. -c- (δράω, θύω). 5. -υc- (μεθύω). 6. -ιc- (ἀΐω). 7. -ηc- (ἐ-μν-ήc-θην). 8. -ωc- (ζώννυμι). 9. Inchoativa. Diese Übersicht zeigt schon, dass grosse Strecken der griechischen Grammatik durchmessen werden, da der Verf. vom Bestreben geleitet war, alle -c-, die irgendwie etwas suffixartiges zu haben schienen, in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen. Im allgemeinen soll das Vorkommen des -c-Suffixes einfach festgestellt werden, doch wurden dabei glottogonische Spekulatio-

nen nicht immer vermieden, und hierbei bewegt sich der Verf. ohne rechten Erfolg auf dem etwas schlüpfrigen Boden. Dass z. B. ἀπό aus *ἀπ-οc entstanden sei, dass dessen -οc ebenso wie das -c in ἄψ das Genetivsuffix sei, wird zwar behauptet, aber nicht bewiesen. Für den Verf. sind die Flexionsendungen -οc, -εc des Gen. Sing. bezw. Nom. Pl., -c des Gen. Sing. und Akk. Pl., -c-ι des Lok. Pl. und das tempusbildende -(ε)c- offenbar gleichen Ursprungs: aber es ist schliesslich nicht viel gewonnen, wenn man aus allen möglichen Formen einen Laut herausschält und als Suffix bezeichnet. Bei der Wortbildung ist der suffixartige Charakter eines Sprachelementes leichter zu erkennen; nur haben Auflösungen wie von ζώννυμι in die Wurzel *j* + Suffix *-ōs-* (S. 48) oder von κρούω in die Wurzel κρ (κερ) + Suffix -ου- + c (S. 43) u. ä. keinen Sinn — wenigstens nicht in einer Abhandlung, welche die Verhältnisse einer Einzelsprache behandelt: Untersuchungen über Wurzelzerlegung dürfen sich nie auf einer einzigen Sprache aufbauen.

Man kann nicht gerade behaupten, dass Verf. die einzelnen grammatischen Probleme der griechischen Sprache besonders gefördert habe. Was er z. B. über das Suffix-Fοc- -Fοτ- (S. 12 f.) oder (S. 15 f.) über den Aorist mit -εc- (ᾔδεα) oder über das Komparativsuffix sagt (S. 13 f., wo jedoch die Darlegung Thurneysens KZ. 33, 531 ff. unberücksichtigt blieb), ist ohne ein greifbares Ergebnis. Bemerkenswert ist die Hypothese von den Aorist- und Futurbildenden Suffixen -αc- (ἐδαμ-αc(c)α), -εc- (ὤλ-εc(c)α), -οc- (ὤμ-οc(c)α), unwahrscheinlich klingt aber die Erklärung der Aorist- und Futurbildung der Verba denominativa (*ἐνίκᾱc-cα mit stammhaftem -ᾱc- aus -α+εc-). Vollends unglaublich ist die Erklärung der Aoriste ἐμάνην, ἔcβην u. a. aus *ἐ-μά-νεc-α, *ἐ-cβ-εc-α usw., der Aoriste auf -θην aus Mustern wie *ἐcχέθ-η = *ἐ-cχεθ-εc-α. Der Verf. hat gar nicht den Versuch gemacht, Spuren der angenommenen unkontrahierten Formen mit -εα- nachzuweisen: gerade der Hinweis auf ᾔδεα ᾔδη genügt um zu zeigen, wie haltlos die Hypothese ist.

In der Behandlung der verbalen Stammbildung leitet den Verf. ebenfalls das Bestreben, möglichst viele -c-Stämme zu konstruieren und vokalische Stammformen als 'Pseudo-Stämme', d. h. sekundäre Bildungen zu erklären: so sei z. B. ἀρο- (ἠρόθην, ἀροτήρ, ἄροτρον) von ἀρόcω aus *ἀρόc-cω, χαλα- (χαλαρόc) aus ἐχάλα(c)-cα abstrahiert worden. Selbst Dentalstämme wie οὐτάζω, ἀγάζω, cταλάζω, δατέομαι, ἀνύτω und sogar die Dentale von κλάδοc, μάτοc sollen von sigmatischen Tempora der -c-Stämme οὐτ-αc-, ἀγ-αc-, cταλ-αc-, δαc-, ἀνυc-, κλ-αc- ausgegangen sein: der Verf. operiert dabei mit dem von J. Schmidt aufgestellten Lautgesetz, dass *-ss-* in der idg. Grundsprache zu *-ts-* geworden sei. Wer dieses Lautgesetz in so umfassender Weise verwertet, hätte wenigstens die Pflicht, zunächst über Bedingungen und Geltungsbereich des Lautvorganges Untersuchungen anzustellen, da ja J. Schmidt selbst (KZ. 26, 351. 27, 331. 334) für sein Gesetz nur einen beschränkten Wirkungskreis voraussetzt; aber L. nimmt nicht einmal zur Litteratur über diese Frage (s. Wackernagel Ai. Gramm. 179, Brugmann Grundr. 1², 734, 2, 410 ff.) Stellung. Und da soll man glauben, dass z. B. die Wurzelform κλαδ- in κλάδοc κλαδεύω κλαδαρόc aus einer "Dissimilation" von *κλ-αc-cω zu *κλατ-cω abstrahiert sei! Verf. lässt uns sogar darüber im Unklaren, ob die Dissimilation von *ss* zu Dental + *s* in die idg. Grundsprache oder in die griechische Sprachentwicklung gehört: an diesem Fehler, dem Mangel einer reinlichen chronologischen Scheidung, scheint mir überhaupt die ganze Untersuchung zu leiden.

Um nun wenigstens nicht mit einer Ablehnung zu schliessen,

sei bemerkt, dass für die Erhaltung des -c- in ἔλυ-c-α, λύ-c-ω, cτή-c-ω usw. (worin man Neueinführung des -c- aus δείξω, πράξω usw. zu sehen pflegt) eine plausiblere Erklärung gegeben wird, dass nämlich -c- in sehr vielen Fällen aus Vereinfachung eines -cc- entstanden sei und dass solche Fälle das -c- auch in reinvokalischen Stämmen schützten.

Freiburg i. B. A. Thumb.

Thumb Alb. Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der Κοινή. Strassburg Trübner 1901. VIII, 275 S. 7 M.

Mit Freuden begrüssen wir das Buch von Thumb über die κοινή, welches einem thatsächlichen Bedürfnis entgegenkommt. Die neuesten Forschungen über die Sprache der Bibel, der Papyri und Inschriften werden darin erörtert und in engen Zusammenhang gebracht mit den von Hatzidakis in die richtige Bahn geleiteten neugriechischen Studien. So wird in einer übersichtlichen Behandlung der umfangreiche und weitverstreute Stoff zugänglich für Alle, die über die Grenzen der Klassizität hinaus die ferneren Schicksale der griech. Sprache verfolgen wollen. Es war ein glücklicher Gedanke, dass ein so gründlicher Kenner des Neugriechischen die Sache in die Hand nahm; denn wenn schon Hatzidakis in seiner Einleitung gezeigt hat, wie tief die Erscheinungen des Mittel- und Neugriechischen in der Sprache der ersten christlichen Jahrhunderte wurzeln, so hat jetzt Thumb die Frage im entgegengesetzten Sinne behandelt nnd darauf hingewiesen, dass die Kenntnis des noch heute gesprochenen Griechischen so gut wie unentbehrlich ist, um den Charakter der nachklassischen Sprache richtig zu erfassen. Dadurch gewinnt auch das Neugriechische an Ansehen, indem es in einen höheren Zusammenhang mit der griech. Sprachgeschichte gebracht wird. Die Vorzüge des vorliegenden Buches bestehen in der knappen und übersichtlichen Darstellung, die dem Verfasser auch sonst eigen ist; auch der Uneingeweihte kann sich die wichtigsten Ergebnisse der Κοινή-Forschung zu Nutze machen, ohne sich mühsam durch dicke Bände hindurcharbeiten zu müssen. Der Stoff ist nach streng methodischen Gesichtspunkten geordnet, die wichtigsten Probleme treten deutlich hervor und werden klar und knapp formuliert; die Sprache ist fliessend und gefällig. Eine ausführliche Inhaltsangabe sowie ein vollständiges Wörterverzeichnis erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Diese Vorzüge machen das Buch nutzbar für weitere Kreise sowie für Alle, die eine anregende Belehrung über die Sprache der ersten christlichen Jahrhunderte suchen, und in dieser Hinsicht dürfte es besonders den klassischen Philologen, den Theologen und schliesslich auch den Romanisten empfohlen sein.

Die Meinungen der einzelnen Forscher über den Begriff κοινή gehen weit auseinander; Schweizer, dem sich Thumb im wesentlichen anschliesst, versteht darunter die gesamte schriftliche und mündliche Entwicklung des Griechischen seit ungefähr 300 vor Christus und schliesst somit auch das Romäische[1]) oder Neugrie-

---

1) Trotz aller erhobenen Einwände möchte ich die Bezeichnung 'romäisch' schon der Bequemlichkeit wegen beibehalten. Im Romäer-reiche wurde von den Romäern romäisch gesprochen

chische ein. Darauf entgegnet Thumb mit Recht, dass sogut die Romanisten Vulgärlatein und romanische Sprachen scheiden, so müssen auch Κοινή und Neugriechisch auseinandergehalten werden (S. 6), und so empfiehlt er für die Epoche von 300 vor Chr. bis rund 500 nach Chr. die praktische und deutliche Bezeichnung κοινή, und dies aus innern Gründen, denn schon damals hatte sich das griechische Lautsystem (Itazismus, Monophthongisierung, Akzent- und Quantitätsausgleichung) völlig umgestaltet. Dieser Prozess ist rund 500 abgeschlossen, und auf einer neuen Grundlage beginnt jetzt die Entwicklung neuer Dialekte. Nicht die konventionelle Schriftsprache ist es, die Verf. unter Κοινή versteht, sondern die gesprochene Verkehrs- und Umgangssprache, aus der sich die Litteratur-κοινή abzweigt. Verfolgen wir seine weiteren Darlegungen, so gewinnen wir an mehr als einer Stelle die Überzeugung, dass die Verbreitung des Griechischen in Ägypten, Syrien und Kleinasien nur auf volkstümlichem Wege geschehen konnte. Die Κοινή ist zwar nicht einheitlich gestaltet, wie z. B. die lautlichen Divergenzen in Kleinasien bezeugen, doch muss sie dennoch als ein Ganzes aufgefasst werden, welches sich in der grammatischen Form, der Syntax, der Aussprache und im Wortschatz sowohl von der alten als der neueren Sprache unterscheidet. Vieles findet sich in ihr entweder im Keime vorhanden oder im ersten Stadium der Entwicklung, welches sich im Romäischen (in der mittel- und neugriech. Volkssprache) erst entfaltet und schliesslich zu einer ungeahnten Verbreitung gelangt. Hierher gehört die Klasse der Maskulina auf -ᾶϲ und der Feminina auf -οῦ, die vom späteren Jonischen in die Κοινή wandern und dann ins Neugriech. übergehen, wo sie den Anlass zur Entstehung der ungleichsilbigen Deklination geben, wie Verf. S. 230 ff. treffend nachweist. Auch das Neugriech. kann Κοινή-Formen beglaubigen, wie S. 19 an einem schlagenden Beispiel gezeigt wird: die Schreibung ὁπώρα (mit sp. asper) wird durch das vom Verf. belegte pontische μοθόπωρον (=μεθόπωρον) 'Herbst' gestützt, wodurch ebenfalls das lakonische ὀπωρίϲ bestätigt wird. Im zweiten Kapitel wird auf Grund des inschriftlichen Materials von Rhodos der Prozess veranschaulicht, der zu dem Untergang der alten Dialekte und dem allmähligen Vordringen der Κοινή führt. Dabei wird auf einen ganz ähnlichen, uns nahe liegenden Vorgang verwiesen: das Eindringen des Hochdeutschen in das niederdeutsche Sprachgebiet. Am hartnäckigsten verhält sich der Peloponnes mit seiner achaisch-dorischen Κοινή gegen die Sprachneuerung; während Böotien und Thessalien ihren Dialekt schon vor Chr. aufgaben, lebt das Zakonische noch heute fort. — Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit den Dialektformen, die nach dem Aussterben der alten Mundarten noch in der Κοινή erhalten blieben. Auch im Neugriech. finden sich derartige Dialektreste, die, selbst nach Hatzidakis' Widerlegunng der aeolisch-dorischen Theorie, als solche anerkannt wurden; doch bleiben nach einer neuen sorgfältigen Prüfung (S. 81 ff.) kaum nennenswerte Dialekt-

---

und nicht anders pflegt der Mann aus dem Volke auch heute noch seine Sprache zu nennen. Der Ausdruck romäisch bezeichnet die Volkssprache im M. A. sowie in der heutigen Zeit; er ist kürzer und präziser als die unbehülfliche Umschreibung: mittel- und neugriechische Volkssprache. Ein Missverständnis ist völlig ausgeschlossen, denn es stehen sich gegenüber: römisch und romäisch, und, im Griechischen: ῥωμαϊκόϲ und ῥωμαίϊκοϲ (τὰ ῥωμαίϊκα: die neugriech. Sprache).

bestandteile übrig. — Das vierte Kapitel behandelt den Einfluss nichtgriechischer Völker auf die Entwicklung der hellenistischen Sprache. Kleinasien, das Hinterland der ionischen Kolonien, erweist sich als das am gründlichsten hellenisierte Gebiet; weniger tief war die griechische Sprache in Ägypten und Syrien eingedrungen. Selbstredend war auch das Griechische den Einflüssen seiner fremden Umgebung unterworfen, wie es sich bes. in den Lautverhältnissen äussert. In der ägyptischen Κοινή lässt sich die Einwirkung des koptischen Lautsystems mit ziemlicher Sicherheit nachweisen; ähnlich werden auch die kleinasiatischen Sprachen auf das Griechische gewirkt haben, aber sie sind uns nicht erhalten. Der semitische Einfluss in der Bibelsprache ist, wie Verf. mit Recht annimmt, bedeutend überschätzt worden; viele vermeintliche Hebraismen erweisen sich als Zeugnisse der Κοινή und werden als solche durch Inschriften und Papyri bestätigt, während andere Dinge durch spontane Entwicklung entstanden sein können. Sehr bedeutend ist die Zahl der lateinischen Lehnwörter, die zum grossen Teil noch heute fortleben; aber sie hatten nur eine äusserliche Wirkung, der griech. Sprachgeist wurde durch sie nicht berührt. Mittels des Griechischen drangen diese Lehnwörter auch in das Rabbinische und, wie Thumb selbst nachwiess, in das Armenische. Die dialektische Differenzierung fällt, wie im fünften Kapitel dargethan wird, zusammen mit der Entwicklung der neugriech. Dialekte. Alexandria darf nicht mehr als der Ausgangspunkt der sprachlichen Neuerungen betrachtet werden, es ist nur ein Glied in der grossen Kette der Entwicklung. Die neutestamentlichen Schriften wurden als eine unerhörte Neuerung empfunden und deswegen angefeindet; das Neue lag aber in ihrem volkstümlichen und wohl kaum in ihrem nichtgriechischen Charakter. Die Attizisten eiferten damals gegen die als barbarisch bezeichnete Sprache in ganz ähnlicher Weise wie die heutigen Puristen gegen die Volkssprache losdonnern. — Über Ursprung und Wesen der Κοινή sind viele Ansichten verbreitet, die im sechsten Kapitel erörtert werden. Sturz glaubt, sie sei aus einer Mischung von Dialekten hervorgegangen, Steinthal hält sie für verdorbenes Attisch; Hatzidakis, Krumbacher und Schmid nehmen einen attischen Grundcharakter an; von Wilamowitz und Schulze führen sie auf ionischen Ursprung zurück. Eine noch mehr abweichende Ansicht äussert Kretschmer, dem auch Deissmann im Wesentlichen beistimmt: sie sei eine bunte Mischung von Mundarten; und in seiner kurz nach dem Thumbschen Buche erschienenen Schrift geht Kretschmer sogar so weit, dass er den Einfluss des Attischen nur in Fällen wie χώρα statt χώρη gelten lässt. Thumb weist überzeugend nach, dass der attische Untergrund unverkennbar sei, aber auch das Ionische habe einen starken Anteil an der Bildung der Κοινή, einen stärkeren als die Gesamtheit aller übrigen Mundarten. Schon im 5. Jh. vor Chr. dringen Ionismen in das Attische ein; hierher gehören die Wortbildungen auf -μα, und bes. die sogenannten poetischen Wörter, die alsdann in die hellenistische Sprache eindringen, wie ihr Vorkommen in der Bibel, den Papyri und Inschriften und das Fortleben eines Teils derselben in der heutigen Volkssprache bezeugt. In der Κοινή zeigt sich das deutliche Bestreben nach Vereinfachung und Ausgleichung; sie schlägt darin denselben Weg ein wie alle unsere modernen Sprachen und das bedeutet weder eine Verschlechterung der Sprache noch eine Minderung in der litterarischen Ausdrucksfähigkeit. Selbst die so geschmähte Volkssprache ist, ebenso wohl wie jede andere europäische Sprache, einer künstlerischen Gestaltung fähig; die neuesten

Produktionen in dieser Art beweisen es zur Genüge. Die Erklärung für die Art und Weise, in der sich die Κοινή in Ägypten und Kleinasien ausbildet (S. 245), ist sehr ansprechend. Zur vollen Entfaltung gelangt dieser Bildungsprozess erst in den ersten christlichen Jahrhunderten; damals waren schon die wichtigsten gemeinneugriechischen Erscheinungen (der Itazismus, die neugriech. Kontraktion, der Wandel der Tenuis zur Media unter Nasaleinfluss und zum Spiranten vor *t* und *k* und dgl. mehr (S. 249) ausgebildet. Die schwerste Schuld an der schon früh eingerissenen und sich immer steigernden sprachlichen Verwirrung trifft gerade den Attizismus, der es sich zur Aufgabe stellte, die Sprache im Sinne des Klassizismus zu 'verbessern'; er führte zur Abkehr vom Geiste der Zeit. Die Attizisten ergehen sich in unfruchtbaren Versuchen, einen toten Körper zu beleben; aus der lebendig aufblühenden Volkssprache zu schöpfen lag ihnen fern und der von Polybios eingeschlagene Weg wurde bald wieder verlassen. Aus dieser richtigen Beurteilung des Übels, an dem die griechische Welt schon seit fast zwei Jahrtausenden leidet — hoffentlich ist das Übel nicht unheilbar! — ergibt sich, dass der Κοινή-Frage auch eine aktuelle Bedeutung innewohnt. Jedenfalls ist dem Verfasser die gründliche Kenntnis des Neugriechischen sehr zu statten gekommen. Die Anknüpfnng an eine lebendige Sprache bietet gerade in einem solchen Falle allerlei Vorteile; sie schärft das Urteil, bildet das Sprachgefühl und belebt die Darstellung. Die anziehenden Darlegungen des Verfassers führen den Leser zum richtigen Verständnis einer Sprachgestaltung, die, an sich bemerkenswert, noch immer nicht zu dem ihr gebührenden Ansehen gelangt ist. Wenn sich in neuerer Zeit das wissenschaftliche Interesse der hellenistischen Sprache und somit auch dem Neugriech. zuwendet, so geschieht dies trotz der Attizisten, die zu allen Zeiten die Sprachneuerung entwender ignorierten oder bekämpften. In diesem Sinne kann die Wahrheit des Satzes: wo keine Entwicklung ist, ist auch kein Leben (S. 251), ihre Anwendung auf die Κοινή finden, denn aus ihr geht das neue Leben hervor, welches selbst noch heute nach neuen Formen ringt.

Wenn ich in der Hauptsache mit dem Verfasser übereinstimme, so glaube ich doch bestimmte Einzelheiten hervorheben zu müssen, die eine eingehende Besprechung verdienen, weil sie mit prinzipiellen Fragen zusammenhängen. I. Kann das Neugriech. in der Gemination eine Berichtigung der Überlieferung ermöglichen? Dazu vgl. die Ausführungen S. 20 ff. In dem von Thumb bezeichneteten Gebiete, in Cypern, Rhodos, Ikaros usw. werden altgriech. Geminata niemals vereinfacht, aber es kommt im Cyprischen noch etwas anderes hinzu: es besteht dort eine Neigung für spontane Verdoppelung. Ähnliches findet sich auch in der Sprache von Ikaros; doch müssen stets besondere Gründe für jede einzelne Form geltend gemacht werden. So erklärt Thumb im Anschluss an Hatzidakis IF. 2, 389 ff. das Präsenssuffix -ννω beruhe auf agriech. -ννυμι, in ζώννω, cτρώννω und sei von da analogisch verallgemeinert worden: φανερώννω, δέννω, πίννω, wozu auch wohl das neutestamentliche ἐκχύννω S. 23 zu zählen ist. Es ist aber, wie wir gleich sehen werden, für die als analogisch bezeichneten Formen eine andere Erklärung zulässig, wie uns der interessante Fall von κράββατος 'Bett' neben κρεβάττιν, der heute auf Ikaros und Rhodos üblichen Form, deutlich genug zeigt. Ich glaube, wir haben es hier mit einem bisher noch nicht auf das spätere Griechisch angewandten Lautgesetz zu thun, welches sich also formulieren lässt: Nach dem Schwund

der alten Quantität, wodurch die langen und kurzen Vokale zu isochronen wurden, erfuhr der exspiratorische Akzent eine gegen früher bedeutende Verstärkung, die sich darin äussert, dass der nach dem Wortakzent fallende Konsonant eine Verdopplung erfährt. "Der hochtonige Vokal gewinnt ein lautliches Übergewicht zum Nachteile der vorausgehenden und folgenden Vokale und Silben[1]), gewährt jedoch dem folgenden nachtonigen Konsonanten einen Vorteil, denn dieser empfängt das Übermass der vom Exspirationsstrom ausgehenden Energie, die auf die Aussprache des betonten Vokales verwendet wurde." (Vgl. Cesare de Lollis, Dei raddoppiamenti postonici, Studii di filologia romanza 1, 1885 S. 408). Ist der Iktus auf πίνω, δένω stark genug, so gelangen wir von selbst zu πίν-νω, δέν-νω. Dieser Vorgang ist allen geminierenden Sprachen eigen, lässt sich aber am besten im Spanischen und Italienischen verfolgen, wo die Aussprache der Hochtonsilbe mit ganz besonderer Energie erfolgt. Die nachtonige Verdoppelung hat geradezu umgestaltend auf die italienische Sprache gewirkt, sie ist dort die allgemeine Regel. Schon Diez, Grammatik der rom. Sprachen [3] S. 489 weist auf die Doppelkonsonanz im Inlaute hin und führt treffende Beispiele an: brutto (brūtus), femmina (fēmina), figgere (fīgere), legge (lēgem), viddi (vīdi) usw. und de Lollis verfolgt diese Erscheinung am it. Wortschatz bis ins Einzelne und bemerkt, sie sei auf einem grossen Gebiete der Halbinsel von einer viel allgemeineren Verbreitung als aus den Wörterbüchern hervorgehe. In erster Linie kommt für die Gestaltung des Italienischen das Toskanische in Betracht. Ich glaube nun, dass auf griech. Boden die gleichen Bedingungen zur Konsonantenverdopplung vorhanden waren wie in dem romanischen Gebiete. Die Stärke des exspiratorischen Akzentes sowie seine Einwirkung auf nachtonige Konsonanten konnten von Ort zu Ort differieren. In dem von Thumb bezeichneten griechischen Gebiete war die Gemination gewiss fester eingewurzelt als anderswo, denn sie hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch in Italien muss in Bezug auf die Verdopplung ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Toskanischen und den übrigen Mundarten; und stellen wir dem Toskanischen etwa die frankoprovenzalischen Mundarten gegenüber, welche mit ihrem musikalischen Akzent und ihrem grundverschiedenen Lautsystem keine grosse Neigung zur Verdopplung bekunden, so gewinnen wir eine Vorstellung davon, wie dieser Vorgang sich je nach den Landschaften verschiedenartig gestalten kann. In Griechenland konnte nach dem Siege des Akzentes

1) Eine solche Schwächung und Verkümmerung der vor- und nachtonigen Vokale zeigt sich am deutlichsten in dem energisch akzentuierten Nordgriechischen. Doch sind hier örtliche Unterschiede zu berücksichtigen, Hatzidakis, Einleitung S. 343; die Behandlung dieser Vokale wird daher von der Stärke des Exspirationsstromes abhängen. Unbetonte *i*- und *u*-Laute werden so stark reduziert, dass sie an manchen Orten völlig schwinden und an andern nur einen kaum hörbaren Laut zurücklassen: dem *e*- und *o*-Laut entspricht ein *i*- und *u*-Laut. Immerhin scheint nach den von Hatzidakis angeführten Beispielen keine Gemination vorzukommen, was wohl daran liegt, dass die nachtonigen Vokale unter dem Einfluss des Wortakzentes zu schlecht wegkommen; das ausl. unbetonte *i* fällt ab: λβάδ aus λιβάδι, oder neue Konsonantengruppen stehen einer Verdopplung im Wege: πουλίτκα aus πολίτικα, ρουδάκνα aus ρωδάκινα, also nicht *ρωδάκκινα, wie es in Cypern usw. zu erwarten wäre.

über die Quantität die Gemination ein noch viel weiteres Gebiet als das heutige erfasst haben, ohne dass eine solche Neuerung infolge attizistischer Einwirkungen ans Licht getreten wäre. Auf die relative Stärke des Akzentes können dann die in doppelter Gestalt überlieferten Fremdwörter Ἰωάννης und Ἰωάνης, cάββατον und cάβατον zurückgeführt werden. Die geminierenden neugriechischen Dialekte erweisen sich demnach als höchst unsichere Ratgeber, denn auch die eben angeführten Wörter fallen unter das allgemeine Gesetz; dieses genügt vollauf um Formen wie; ἀνάθθεμαν, cήμμερα, οὖλλος, φασόλλια, φανερώννω zu erklären, ohne dass wir für jede einzelne Verdopplung einen besonderen Grund suchen müssten. Ferner kann ποττέ von einem fragenden πότ(τ)ε beeinflusst sein, χωραττᾶς von ἐχωράτ(τ)εψα oder χωράτ(τ)ευμα. So ist auch im Italienischen die Verdopplung zuerst in tóllero entstanden und hat sich dann dem Inf. tollerare mitgeteilt. Dagegen πολλύς denke ich mir aus der emphatischen Rede hervorgegangen; man hört auch sonst, z. B. auf Korfu, ein gedehntes πōλ-λά, κāλ-λά und dgl., wenn der Redende besonderen Nachdruck darauf legen will. So erklären sich alle S. 21 angeführten Beispiele bis auf ννα(; aber wie kann man sich eine echte Gemination im An- oder Auslaute vorstellen? Auch die von Hatzidakis. IF. 2, 392 erwähnten Beispiele, bei denen die Verdopplung weder durch Assimilation noch durch altgriech. Vorgänge erklärt werden konnte, fügen sich dem Gesetze der nachtonigen Verdopplung: κρεββάττιν, ἀπέccω, τὸ χάλλαcμα, ὁ cτῦλλος, πόθθεν, μεγαλλώννω; ππέcε ist im gleichen Falle wie ννα(, doch kann auch ἔπ(π)εcε eingewirkt haben; für τοὺς χαλλούς findet sich S. 391 auch die Betonung ὁ χάλλος. Diese Erscheinung kann hier nicht bis in weitere Einzelheiten verfolgt werden: aber die angeführten Beispiele zeigen deutlich, dass sich die Gemination nicht auf Liquide und Nasale beschränkt, sondern auch Tenues und Spiranten erfassen kann. Die Erscheinungen vor der Κοινή, wie sie S. 50 berührt werden, konnten hier keine Erörterung finden; ich wollte die Gemination nur im Zusammenhang mit dem durch den Schwund der Quantität zu neuer Bedeutung gelangten Akzent betrachten.

II. Die in der Κοινή übliche Prothese eines *i* vor *s* impurum wird fast allgemein auf den Einfluss eines fremden Lautsystems zurückgeführt, S. 144; Verf. denkt an die Einwirkung des Phrygischen. Selbst heute noch begegnet diese Erscheinung in Kleinasien und Cypern. Dürfen wir in diesem Falle mit dem Verf. annehmen, dass möglicherweise im cyprischen ἰcτράτα u. ä. versprengte Reste phrygischen Lautwandels vorliegen können? Das Osmanisch-Türkische hat fast überall dem *s* impurum ein *i* (*ə* oder *ü*) vorgeschlagen. Nun entsteht die weitere Frage, ob diese türkische Lautneigung durch die Berührung mit der phrygisch-griechischen Bevölkerung entstanden sei? Ich glaube, dass auch hier das Romanische zu Rate gezogen werden darf. Bekanntlich ist auf diesem Gebiete die Prothese eines *i* und *e* eine so allgemein verbreitete Erscheinung, dass wohl an eine spontane Entwicklung gedacht werden kann; es ist anzunehmen, dass die einzelnen romanischen Länder unabhängig von einander dazu gelangten, denn die italienische Prothese hat nichts mit der französischen gemein. Im Italienischen haben wir stets einen Vokal vor *s* impurum, daher die doppelte Gestalt des Artikels *il* und *lo*; geht ein Konsonant voraus, so entwickelt sich zwischen diesem und dem *s* impurum ein *i*: in istrada. Im Frz. und Spanischen dagegen ist das prothetische *e* fest mit dem Substantiv verschmolzen: Altfrz. *estudiant*, und im heutigen *étudiant* bleibt es selbst nach dem Schwund des *s*; sp. *estriga*, lat. *striga*.

Der prothetische Vokal kann also beweglich oder unbeweglich sein. Hiermit in engstem Zusammenhang steht eine Erscheinung im Neugriech., die ebenfalls als Prothese gedacht werden kann, die sich jedoch nicht auf den Anlaut *s* impurum beschränkt, sondern überhaupt vor jedem anlautenden Spiranten eintreten kann. Sie muss im weitesten Sinne gefasst werden. Sie hat eine Ähnlichkeit mit der Anaptyxis und würde als eine Abart derselben gelten können, wenn sich ihr spontaner Ursprung nachweisen liesse. Wir können im Neugriech. unterscheiden zwischen Prothese vor Verben und vor Substantiven. Vor Verben kann sie mit Hatzidakis Einl. 70 f. durch Übertragung des Augments auf die Präsensform, und bei Substantiven durch die Verschmelzung des anlautenden Spiranten mit dem Artikel im Genitiv und Akkusativ erklärt werden. Dieser Vorgang muss in Einklang gebracht werden mit dem Gesetze, welches die Aufeinanderfolge von drei Konsonanten verbietet, und ferner mit jenem, welches das Zusammentreffen von ν + Spirans meidet; und endlich kommt noch die Behandlnng des auslautenden ν in Betracht, welches entweder schwindet (γυναικῶ, κάνου) oder durch einen spontan entwickelten Murmellaut gestützt wird (γυναικῶν-ε, κάνουν-ε). Es sind also verschiedene Ursachen, die alle nach einem Punkte hindrängen und die gleiche Wirkung hervorbringen. So haben wir von στέλνω 'sende' in Verbindung mit einem Pronomen τόνε στέλνω; streng lautlich müsste τὸ στέλνω gesagt werden, doch könnte das missverständlich sein. Die Erklärung durch das Augment ist nicht abzuweisen, denn eine Anknüpfung an τὸν ἔστειλε lag nahe. Setzen wir aber στέλνω τόνε, so kann nur der Murmellaut den Vorgang erklären. Daraus ersehen wir, dass hier mehrere sich kreuzende Einflüsse im Spiele sind und es ist schwer zu bestimmen, ob das neuentstandene *e* einen lautlichen oder analogen Ursprung habe. Ähnliches lässt sich bei Substantiven beobachten; so haben wir ἡ σκιά, aber τῆς ἠσκιᾶς, τὴν ἠσκιά, und genau so verhält sich: ἡ ἡμέρα, ἡ μέρα aber τῆς ἡμέρας und τὴν ἡμέρα, nur dass im ersten der *i*-Laut vom Artikel herübergenommen wird, im zweiten aber organisch ist und durch die neugriech. Kontraktion ($i + i = i$) zu éinem Laute wird. So habe ich auch von ἡ χάρι den Akk. τὴν ἠχάρι gehört. Streng lautlich müsste τὴ σκιά, τὴ μέρα gesagt werden, aber das Lautliche kreuzt sich mit analogen Vorgängen; es kommt darauf an, das ν zu schützen, was nur durch Angliederung eines Vokals geschehen kann, der hier in Übereinstimmung mit dem ἡ als ein *i*-Laut auftritt. Wir können im Zweifel sein, ob τὴν ἠσκιά oder τήνι σκιά oder τὴν ἰσκιά (mit neutralem *i*) zu schreiben sei; die Erscheinung kann auch, wie beim Pronomen vor dem Verbum, als paragogisch, oder, wie beim Subst., als prothetisch angesehen werden, und dazu kommt noch, dass der Sprechende das Pronomen conjunctum mit seinem Verbum, sowie den Artikel mit dem Substantiv als éin Wort betrachtet, so dass diese Wandlung scheinbar im Innern des Wortes vor sich geht, und daher auch als Anaptyxis oder Epenthese gefasst werden könnte. Die Verquickung dieses Vorganges mit der Frage bezüglich des auslautenden ν bringt es mit sich, dass nicht nur die Wörter mit *s* impurum, sondern auch die spirantisch anlautenden Wörter in Betracht gezogen werden müssen, wodurch das Problem eine neue, dem Romanischen unbekannte Seite bietet. Man vgl. dazu: τόνε βλέπω, τόνε φέρω, τήνε σέρνει und τὴν ἠγῆ. Die Folge lautet ν + ε(*i*) + Spirant. Aus diesen kurzen Andeutungen ersehen wir, dass diese Erscheinung eine grosse Ähnlichkeit mit dem beweglichen italienischen prothetischen *i* aufweist, obschon sie kaum als spontan entstanden gedacht wer-

den kann. Nichts hindert uns daran, die Prothese des *e* und *i* als eine zeitlich und räumlich weit verbreitete Erscheinung in einem viel allgemeineren Sinne als bisher zu fassen. So begegnet im Cyprischen ἰβλάφτω, ἰϲτείλω und ä., wenn ein ν vorausgeht, wie Dieterich Untersuch S. 276 zu den von ihm angeführten Beispielen ausdrücklich bemerkt. Das in Cypern vorgeschlagene *i* kann ebenfalls als Augment erklärt werden: η statt ε z. B. in ἥφερα, vgl. Einleitung 72 f., und verrichtet die gleiche Funktion wie das gemeingriech. *e*; wir dürfen daher das eine nicht von dem andern trennen. Zugleich entsteht die weitere Frage, ob die für die gemeingriechische und cyprische Prothese geltende Erklärung auch auf die meist aus der kleinasiatischen Κοινή stammenden Formen bei Dieterich S. 34 ausgedehnt werden darf? Es handelt sich hier um inschriftliche Belege, mit *s* impurum im Anlaute: τὴν ἰϲτήλην, ἕνεκεν ἰϲτοργῆϲ, χαίρειν εἰϲτείχειϲ. Ich sehe keinen triftigen Grund, weswegen sie von neugriech. Erscheinungen wie τὴν-ι-ϲκιά, τὴν-ι-ϲτιά- τὴν-ι-ϲμῖλα (Gustav Meyer Zur neugriech. Gramm. S. 8 ff.) und schliesslich vom Typus τὴν-ι-γῆ, τὴν-ι-χάρι abgesondert werden sollten. Bei den Belegen aus der Κοινή kann das vorgeschlagene *i* allerdings auf andere Ursachen zurückgehen, als wir sie für das Neugriech. annahmen; die Möglichkeit einer spontanen Entwicklung ist in Fällen wie ἰϲτέφανον nicht auszuschliessen. Im Neugriech. spielt allerdings der weibliche Artikel ἡ eine Rolle, wie wir in ἡ μέρα, τὴν ἡμέρα gesehen haben, er ist ein wichtiger Faktor bei diesen übrigens seltenen Bildungen, aber nicht die alleinige Ursache. Fälle wie εἰϲτρατιώτηϲ, ἰϲταβλάριοϲ (stabularius) denke ich mir aus der Akkusativform τὸν-ι-ϲτρατιωτην entstanden, von wo aus die Prothese auch auf den Nominativ übergeht. Der prothetische Vokal kann sowohl ein *i*-Laut sein, wie bei den gemeingriech. Substantiven, im Cyprischen überhaupt und in den erwähnten Beispielen aus der Κοινή, oder er kann auch ein *e*-Laut sein, wie bei den gemeingriech. Verben: τὸν-ε-ϲτέλνω. Auch im Romanischen finden beide Vokale Verwendung: *i* im Italienischen und *e* im Französischen und Spanischen. Wenn im heutigen Griechischen die Prothese des Substantivs selten vorkommt, so scheint es daran zu liegen, dass auslautendes ν vor Spiranten einfach verstummt und nur in selteneren Fällen mit Hilfe eines Stützvokales erhalten bleiben kann. Im Nominativ lässt sich die Prothese bei den mit einem *i*-Laut beginnenden Substantiven ohnehin nicht infolge der neugriech. Kontraktion nachweisen. Der Vorgang verdient jedenfalls weiter verfolgt zu werden; aber so viel, glaube ich, ist schon aus diesen kurzen Andeutungen klar geworden, dass alle diese Erscheinungen in ihrem Zusammenhange mit einander behandelt werden müssen. Das häufige Vorkommen auf phrygischen Inschriften ist noch kein zwingender Grund, um die Prothese auf fremde Einflüsse zurückzuführen. Der Kernpunkt der Frage ist, ob wir alle angedeuteten Erscheinungen im weitesten Sinne fassen dürfen. Verf. betont Anm. 1, S. 146 gegen Dieterich, die von D. angeführten Fälle, wie z. B. das cypr. ἰβλάφτω (oder ἠβλάφτω?) dürfen nicht mit dem alten Vorgang zusammengeworfen werden. Dieses Urteil scheint mir aber nur dann richtig, wenn wir uns auf die typische Verbindung τὸν ἐϲτέλνει beschränken, der in andern Idiomen ein τὸν ἠφέρνει und τὸν ἠβλάφτει entspricht. Ich stimme aber D. insofern bei, als er die Frage ganz allgemein stellt und suche eine solche Auffassung zu begründen. Entsteht die Prothese spontan, dann kann sie im Griech. sowohl als im It., Frz. und selbst im Türkischen usw. vorkommen, ohne dass die eine Sprache auf die andere einwirkt; ist sie aber aus den hier ange-

deuteten analogischen und lautlichen Ursachen hervorgegangen, dann ist sie erst recht als eine echtgriech. Erscheinung zu fassen, die zu ihrer Entstehung keines Anstosses von Aussen bedurfte.

III. Die dialektischen Formen ὁ βασιλές, ὁ βορές, ὁ φονές statt ὁ βασιλέας usw., altgriech. ὁ βασιλεύς, dürfen m. E. nicht mit den jung-dorischen Typen βασιλῆ, γραμματῆ (Kontraktion von εα zu η) zusammengebracht werden, wie Verf. 95 ff. ausführt. Aus βασιλῆ + flexivischen ς kann allerdings ebenso leicht *βασιλῆς werden, wie βασιλέας aus βασιλέα + ς; aber es ist noch ein weiter Schritt von *βασιλῆς bis βασιλές. Ein η, gleichviel ob offen oder geschlossen, setzt sich im Neugriech., wenn wir vom Pontischen absehen, nicht als e-Laut fort, wenigstens kann ich mich nicht von den Gründen S. 98 f., die dies wahrscheinlich machen sollen, überzeugen; ich glaube auch nicht, dass νηρόν | νερόν gegenüber ξηρός σκληρός eine Sonderstellung einnimmt. Ein aus *βασιλῆς entstandenes βασιλές ist ohnehin äusserst problematisch, und auch hier dürfen wir die Erscheinung in weiterem Sinne fassen. Die Frage scheint mir schon von Hatzidakis gelöst, der sie mit dem Fall von μηλέ aus μηλέα in Verbindung bringt, wie auch vom Verf. bemerkt wird. Jannaris § 272 erklärt ἡ μηλέ aus der Kontraktion der Pluralform μηλέες, und diese Erklärung lässt auch Verf. gelten. Damit müssen wir nun verbinden, was Hatzidakis für Μορέας anführt, Ἀθηνᾶ, τομ. Ε' und BZ. II S. 235 ff., wo sich zahlreiche Beispiele finden. H. weist nach, dass die Formveränderung auf -έα eintritt, wenn der Baum oder die Pflanze unterschieden werden soll von der Frucht, der Blume, oder von Teilen derselben: μηλέα-μῆλον; μορέα-μόρον. Diesen Feminbildungen stehen die Maskulina ὁ μορέας, ὁ μηλέας gegenüber, die einen Sammelort bezeichnen, also der Ort wo Maulbeer- resp. Apfelbäume stehen. Die Endung -έας ist daher hervorgegangen: I. aus den obigen Femininbildungen mit flexivischem ς, und II. aus dem Casus obliquus der männlichen Substantiva, die im altgriech. auf -εύς auslauten: βασιλέα + ς, βορέα + ς. Den Formen auf -έα und έας entsprechen im westl. Kreta, Chios, Ikaros und Kyzikos jene auf -έ und -ές: ἡ μηλέ, ἡ μορέ; ὁ μηλές, ὁ μορές und ferner: ὁ βασιλές, ὁ βορές, ὁ φονές; d. h. in dem Gebiete, wo μηλέα zu μηλέ wird, da wird auch jedes auslautende -έα zu -έ, und aus dem Typus τὸν βασιλέ ergibt sich dann ganz von selbst der Nominativ ὁ βασιλές. Wir dürfen daher ὁ μηλές nicht von ὁ βασιλές trennen; auch Hatzidakis BZ. II 280 behandelt beide Typen gemeinschaftlich. Denn wie lässt sich bei dem Mangel an Belegen nachweisen, dass ὁ βασιλές auf einem älteren Vorgange fusst als ὁ μηλές? — Nur als Kuriosum führe ich die nach τὸν πατήρ usw. gebildete Verballhornung: τὸν βασιλεύ an, Chronik von Morea 1786 (nach meiner Kollation); sie wird wohl keine Veranlassung zu einem τὸν βασιλέ, etwa nach τὸν καφέ, (τὸν κόντε) usw. gegeben haben.

IV. Der Verf. ist geneigt, eine starke Einwirkung des Lateinischen innerhalb der Nominalbildung anzunehmen (S. 154); sie äussert sich in den zahlreichen Endungen auf -ις, -ιν, statt -ιος, -ιον. Die Erklärung fusst auf den Darlegungen von Hatzidakis Einleitung 314 ff.: Ἰούλις, Αὐρῆλις, Μάρις ergeben sich aus der Vokativform Juli. Aureli. Mari. Selbst heute, kann ich hinzufügen, kann der Vokativ das Paradigma umgestalten: ὁ δέσποτας, 'der Priester', weil er mit δέσποτα angeredet wird, aber ὁ δεσπότης, der Bischof, Jannaris § 282. Ein ungebildeter Grieche, der in der Anrede immer κύριε καθηγητά sagte, wendet sich z. B. an einen Dritten mit der Bemerkung: ὁ κύριος καθηγητᾶς λέγει τοῦτο, und Ähnliches lässt sich manchmal wahrnehmen. Es ist aber zu bemerken I. dass es sich

in Fällen wie 'Ιούλις um eine Übertragung von einer lateinischen Kasusform auf eine griechische handelt und II. zunächst nur um Eigennamen. Konnten unter solchen Umständen die Formen auf -ις auf Kosten derer auf -ιος zu einer so ausserordentlich weiten Verbreitung gelangen? Für das Neugriech. möchte ich im Anschluss an die schon erwähnte Erklärung: Plur. μηλέες, μηλές — Sing. μηλέ auch hier an einen ähnlichen Vorgang denken, nämlich: Plur. οἱ καβαλλάριοι, καβαλλάροι — Sing. ὁ καβαλλάρις. Zwei *i*-Laute unterliegen der Synizese: Χίος, χῖος und im mittelgriech. ἐποίηκα, ἐποῖκα. Es entsteht so eine Mischklasse, die nicht mit ὁ λόγος, οἱ λόγοι zusammenfällt, sondern sich im Sing. an den Typus ὁ κλέφτης angliedert und im Plur. den Ausgang -οι beibehält, also im Sing. und Plur. den *i*-Laut bewahrt. Für das Mittel- und Neugriech. bieten die Lautverhältnisse keine Schwierigkeiten, aber es fragt sich, ob schon in den ersten christlichen Jahrhunderten -οι gleich *i* lautete. Dafür sprechen schon die Kontraktionen, ἐπίγειοι καὶ ἀέριοι, welche zu ἐπίγοι και ἀέροι verschliffen werden, Leemans Papyri graeci 2, 15, nach Jannaris § 148b, wo sich noch Ähnliches findet. Aus Jannaris § 44 sind aus vorchristl. Zeit die inschriftlichen Belege Αὐγουστοῖνος und 'Ακυλοῖνος zu erwähnen, und zahlreiche Beispiele aus den ersten christl. Jahrhunderten. Auch Thumb S. 248 äussert sich in einer zusammenfassenden Bemerkung dahin, dass schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die meisten Neuerungen der Κοινή, wie Itazismus, neugriech. Kontraktion und dgl. vorkommen. In Kleinasien bestanden verschiedene Aussprachen des υ neben einander, es war je nach den Orten = *ü*, *i*, *u* und wahrscheinl. auch *iu* S. 194; das aus οι hervorgegangene υ war auf asiatischem Boden schon verhältnismässig früh zum *i*-Laut geworden, S. 142. Eine Sonderstellung vom Gemeinneugriech. nehmen die Dialekte ein, welche, wie das von Thumb ('Αθηνᾶ 3, 95 ff.) behandelte Äginetische, den Lautwandel οι, υ zu ου aufweisen: τσουλοπονάω = κοιλοπονῶ und ἄχιουρο; es ist dort das auslautende -οι nie zu einem *u*-Laut geworden. Dieses -οι, welches kurz ist und einer totalen Elision unterliegt, scheint schon früher monophthongisiert zu sein als das innerhalb des Wortkörpers vorkommende; darauf scheint auch die oben erwähnte Kontraktion von *i* und ει mit -οι hinzuweisen. Und so glaube ich, um zur Sache zurückzukehren, dass ein οἱ καβαλλάροι statt -άριοι um die Wende unserer Zeitrechnung nicht auffallen darf.

V. Eigentümlich berührt es uns, wenn wir in dem sonst so konservativen Griechenland auf Vorgänge stossen, wie wir sie in dem stets nach neuer lautlicher Entfaltung drängenden Frankreich verfolgen können; ich meine den Wandel des κ vor hellen Vokalen, welches über *ts* zu einem *s*-Laut wird: centum — cent. Bekanntlich wird im Gemeinneugriechischen das κ beibehalten, auch in lateinischen Lehnwörtern: λακέρδα 'Thunfisch' *lacerta*, ὀφφίκιον, *officium*. In dem von Thumb S. 190 bezeichneten Gebiete tritt die Palatalisierung des κ ein. Aber der Schwund des dentalen Elementes in dem aus κ entstandenen *ts*, wie er sich schon sehr früh im frz. verfolgen lässt, schien dem griech. Gebiete fremd zu sein. Thumb S. 190 Anm. 5 kennt nur μασελλειό statt μακελλειό, Syra. Dazu kommen aber ähnliche Formen, welche die Existenz dieses lautlichen Vorganges zu beweisen scheinen; so finden wir im Pentateuch, ed. Hesseling, Introd. 37 f. σύττάζω, σύτταγμα, ἀππλισεύω, ἀππλισέματα, κεφαλατίσι und diese Formen entstammen der Sprache von Konstantinopel, wo der Pentateuch im J. 1547 für den Gebrauch der jüdischen Gemeinde gedruckt wurde. Im unedierten cod. Taurinensis der

Chronik von Morea, V. 734 finde ich: ἐκεῖϲε ἀπέϲω ἀπλήϲεψε, 'dort drinnen schlug er sein Quartier auf'. Vielleicht lässt sich dieser lautl. Vorgang noch durch andere Beispiele feststellen. Für ἀπληϲεύω könnte jedoch vielleicht an eine Anlehnung an πληϲίον, πληϲιάζω gedacht werden; die andern Formen scheinen keine analogische Einwirkung aufzuweisen.

VI. Einer besondern Erklärung bedarf die Erweiterung des Aoristi Passivi in -κα, ἐφοβήθη-κα. Jannaris § 801 denkt sich die Sache so: as recent N(eohellenic) does not well admit of a closing -ν, the aorist passive ending -θην has been changed to -θηκα (App. III, 29), where -κα has been borrowed from the perfect (786) as: A(ttic) ἐλύθην, N ἐλύθηκα, usw. Thumb S. 199 f. nähert sich der Lösung dieses Rätsels, indem er an die κ-Aoriste ἔδωκα, ἔθηκα und ἀφῆκα anknüpft; Doppelformen wie ἔδωκα neben ἔδωϲα haben vermutlich auf ἠξίωϲα : ἠξίωκα bestimmend eingewirkt. — Damit wird aber nur die Verbreitung des κ im Aorist, nicht aber die Erweiterung des Schemas um eine ganze Silbe erklärt. Die von Jannaris § 786 und Thumb betonte Funktionsgleichheit des Aorist und des Perfekt ist ein wichtiger Faktor, doch geht der Anstoss zu diesen Erweiterungen von bestimmten Typen aus, die sich, der Form nach, als Perfekta, aber mit der Bedeutung von Aoristen erhalten haben. Wir haben es hier ferner mit einer Ausgleichung zwischen dem Aorist activi und dem Aorist Passivi zu thun. So erklärte ich mir zuerst den Vorgang durch die Übertragung der Aoristendung der dritten Person Pluralis auf die andern Zeiten der Vergangenheit. Nach dem Muster von ἔγραψαν haben wir: ein Imperf. ἔγραφαν, ἐπατοῦϲαν (statt ἐπάτουν, vgl. Jannaris § 789) und sogar im Perfektum, wo die Endung -αϲι(ν) der Aoristendung -(ϲ)αν weichen musste: πεποίηκαν, δέδωκαν und ähnliches bei Jannaris § 786. Also im Aktivum der Vergangenheit gehen sämtliche Tempora in der 3. Pers. Plur. auf -αν aus und nach diesem Muster richtet sich dann auch das Imperfektum Passivi: ἐφοβοῦνταν (st. ἐφοβοῦντο ib. 790). So konnte dann auch, im Anschluss an diesen Vorgang, das Aktive -καν das passive -ϲαν verdrängen; von den alten κ-Aoristen ausgehend konnten wir von ἔδωκαν zu ἐδόθηκαν gelangen. Aus dieser dritten Person Pluralis konnte ein neues Aoristschema entstehen: ἐδόθηκαν, erste Pers. Sing. ἐδόθηκα, welches genau dieselben Endungen wie der Aor. activi hatte: ἐδόθηκα, ἐδόθηκεϲ, ἐδόθηκε — Plur. ἐδοθήκαμεν, ἐδοθήκατε, ἐδόθηκαν, wie ἔδωκα, ἔδωκεϲ, ἔδωκε, ἐδώκαμεν, ἐδώκατε ἔδωκαν und auch mit dem Imperfekt: ἔγραφα, -εϲ, -ε, ἐγράφαμεν, -ατε od. -ετε, ἔγραφαν übereinstimmte. Nur das Imperf. Passivi nimmt eine Sonderstellung ein, aber in der 3. Pers. Plur. hat auch dieses -αν: ἦταν (st. ἦτον). Nun wucherte die Form -θηκα weiter, wie wir aus den Beispielen im Handbuch von Thumb S. 90 ersehen können; die Erweiterung wurde allgemein, nur in Trapezunt besteht noch die unerweiterte Form: ἐϲκώθην für gemeingriech. ἐϲηκώθη-κε.

Ein Vorgang, wie der eben geschilderte, ist sehr wohl möglich, denn die Endung -αν ist in allen Zeiten der Vergangenheit üblich geworden und hat die ursprünglichen Ausgänge in der 3. Pers. Plur. verdrängt. Der Einfluss des Aorists konnte dann noch weiter gehen, indem er auch sein κ vom Aktivum auf das Passivum übertrug. Wie dem auch sei, es erschien mir nicht zwecklos die Frage auch von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Doch ist eine auf blosser Kombination beruhende Schlussfolgerung nicht ausreichend um ein sicheres Resultat zu ergeben, wie wir gerade an diesem Beispiel auf das deutlichste verfolgen können. Es muss auch die historische Entwicklung der einzelner Formen zu Rate

gezogen werden. Alsdann wird sich aber das Problem von einer ganz andern Seite zeigen.

Thatsache ist, dass die ältesten Denkmäler des Romäischen die Erweiterung in -κα entweder gar nicht oder nur im Singular kennen; sie kann also nicht aus der 3. Pers. Pluralis hervorgegangen sein. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die einzelnen mittelgriech. Dichtungen aus der Mitte des XII. Jh., so können wir das allmähliche Entstehen und Werden dieser Neubildungen verfolgen. Im Spaneas I lassen sich keine Aoristerweiterungen nachweisen; wir finden dort nur unerweiterte Formen ohne κ: ἐγεννήθημεν 71, ἐσυνήχθησαν 200, ἀπεκρίθην 205. Ebenso verhält sich Glykas; doch halten wir zunächst fest an Formen, die mit dieser Erscheinung in Zusammenhang stehen: διέβηκεν 357, διέθηκεν 387; über die Behandlung der gewöhnlichen Passiv-aoriste belehrt uns V. 199: καὶ ὥσει σκιὰ διέβηκες, ἐχάθης, ἐκρυβήθης. · Der Plural lautet nicht auf -καν aus: εἰσέβησαν 182. Prodromos I: εἰσέβηκα 130, ἀνέβηκα 131, 261, daneben der Aorist προσέθηκας 45 und das Pf. εὕρηκα 250, welches in diesem Zusammenhang keine Neubildung sein kann. Prodromos II bietet kein Beispiel. Prodr. III κατέβηκεν 182; Prodr. IV ἐκατέβηκεν 182 neben διέβη 597/8, statt zu erwartendem διέβηκεν; ἐθήκασιν 438; Prodr. V. ἐδιέβην 86; Prodr. VI ἐσέβηκα 181, σέβηκεν 333; ἔθηκεν 348 u. passim, ἔθεκεν 363. Wollten die gelehrten Autoren dieser Stücke die Erweiterung in -κα vermeiden? Ein Grund dazu scheint in Schriften, die von Vulgarismen aller Art wimmeln, nicht vorzuliegen. Im Belthandros ist die Erweiterung schon überall, ausser im Plural, wahrzunehmen; neben ἐσέβηκα 433, ἐξέβηκα 513; ἐσέβηβες 500; ἐσέβηκεν 229, ἀνέβηκε (ἐκατέβη) 1144, ἐδιάβηκε 625, ἐπαρεξέβηκεν 473 finden wir bereits zahlreiche Passivaoriste mit -κα: ἐξενώθηκεν 13, ἐστράφηκε 111, ἐσηκώθηκεν 504, ἐστάθηκεν 660, ἐπνίγηκε 1106, ἐθρηνήθηκεν 1278, und andere: 316, 722, 724, 763, 781, 792, 821. 858, 925, 927, 1116, 1290. Der Plural bleibt aber stets ohne κ: ἐξέβησαν 120, 1016, ἐσέβησαν 234, ἐχωρίσθησαν 1119, εὑρέθησαν 1122; ἀπεγυμνώθημεν 1245. Daneben finden sich auch unerweiterte Formen: ἐδιάβην 399, ἐδιέβη 722, 851, ἐξέβην 900, 1254, συνέβη 934, und im Halbverse 1139: ἀνέβην, ἐκατέβηκεν. Charakteristisch für diesen Übergang sind: ἀπηλογήθην 1010, ἀππλογήθηκεν 986; ἀπηλογήθησαν 963. Auch Digenis II. steht auf demselben Punkte: ἀπεκρίθηκε 952, 1057, ἡρματώθηκε aber ἐπορεύθη 1215, ὑπεσχέθηκεν 275 aber ὑπεσχέθης 324, εὐλογήθηκεν 1489, ἀνταπεκρίθηκε 304, aber ἀπεκρίθησαν 688, ἐπεκλήθηκε 828. Der Plural bleibt unerweitert: ἀπεχωρίσθημεν 2581, ἠσπάσθημεν 2580 usw. ἐφυλάχθησαν 2464, statt ἀπεχωρισθήκαμεν; ἐφυλάχθηκαν. So auch Quadrup.: ἐξέβηκεν 265, aber ἐξέβην 315, ἐστάθηκεν 180, ἐφοβήθηκεν 194. ἐκαυχήστηκα 472, aber im Pl. stets -σαν: ἐστάθησαν 658, ἀπεκρίθησαν 523. Die Formen mit und ohne κ sind durcheinander gemischt: ἀνέβην, ἐκατέβηκεν, ἐστάθην, ἐλυγίσθην 661. In die Periode der Singularerweiterungen gehört auch die kurz nach 1310 verfasste Kopenhagener Version der Chronik von Morea; wir finden hier: 1. Pers. Sing. ὠφελήθηκα 4317, ἐσφάγηκα 4233, ἐσυμβιβάστηκα 4390, ὑποσχέθηκα 4392; 2. Pers. Sing. ἐπαιδεύθηκες 5616, ἐβαρήθηκες 5695; 3. Pers. Sing. ἐπροσηκώθηκεν 4154, aber Pl. ἐπροσηκώθησαν 7563, ἰσιάστηκεν 6738, 6636, aber Pl. ἰσιάσθησαν 7703, ἐσυγκατέβηκε 200 Prol., aber ἐσυγκατέβησαν Prol. 967, ἀφκράστηκεν 5023, 5672, aber Pl. ἀφκράσθησαν 4960; ἐσυμβιβάστηκεν 7520, aber ἐσυμβιβάσθησαν 526 Prol., 7491, 7531. Weitere Beispiele für die 3. Pers. Sing. mit -κα sind: 3853, 4117, 4448, 4578, 4580, 4686 und viele andere. Mit κ im Pl. finde ich nur εὑρέθηκαν 7024, wohl wegen εὕρηκαν; doch könnte auch εὑρέθηκεν gelesen werden. Erst in späteren Denkmälern tritt im Plural regel-

mässig -καν für -cαν ein; so in der aus dem 15. oder Anfang des 16. Jh. stammenden Pariser Version der eben genannten Chronik: ἐcυμβιβάcτηκαν S. 34, I, Z. 14; ἐπαραδόθηκαν S. 51, II, Z. 1; ἐcτράφηκαν S. 51. II, 15; ἐξεβήκαcι S. 60, II, 12. In der Kopenhagener Version sind dagegen alle diese Formen mit -cαν, und für die letztere finden wir die Variante ἀποcκάλωcαν. Im Georgillas Rhod., um 1499 entstanden: ἐκτιcτῆκαν 66, ἐποντιαcτῆκαν 67 usw.; in der Ἄλωcιc Κπόλεωc, wenige Jahre nach 1453: ἐξωριcθῆκαν 56, ξωλοθρευθῆκαν 57, ἐξωριcτήκαcιν 58, ἐξεῤῥιζωθῆκαν 104.

Den Ausgangspunkt zu diesen Erweiterungen bilden die schon öfters zitierten Formen ἐδιέβηκε, ἀνέβηκε, denen sich dann neue κ-Bildungen wie ἐcτράφη-κε anschliessen. Bekanntlich haben sich vereinzelte Perfekta erhalten, die später zu Aoristen umgebildet wurden: ἐποῖκα, ἔποικα aus πεποίηκα, ἔθνηκεν Chron. Mor. 6091 aus τέθνηκε Digenis 79, 2025, εὕρηκε ib. 1053 und andere bei Jannaris § 1875. Jannaris hält diese neugriech. κ-Aoriste eher für Reste des alten Perfektums als für Neubildungen nach Analogie von ἔδωκα und ἄφηκα, denn selbst diese Formen können auf δέδωκα und ἀφεῖκα zurückgehen. — Zu solchen Umbildungen hatten die Verba auf -μι eine besondere Neigung; τίθημι behält seinen Aorist ἔθηκα, so im Digenis 2674, 3000, 3003, Glykas 387; die jüngere Form ist ἔθεκεν Chron. Mor. 4286. Auch das Perf. von ἵcτημι wird als Aorist verwandt: ἔcτηκεν Quadrup. 266, ἔcτηκαν Chron. Mor. 2992, ἐcτήκαcιν ib. Prol. 863. Die Singularformen auf -κα liessen sich nicht ohne weiteres auf den Plural übertragen; es entstanden daher Schwankungen: ἔθηκα hatte im Pl. des 2. Aoristes ἔθεμεν, ἔθετε, ἔθεcαν, aber später auch die Erweiterungen ἐθήκαμεν usw. Moeris, nach Jannaris § 952b, stellt die litterarischen Formen den volkstümlichen seiner Zeit gegenüber, wenn er bemerkt: ἀπέδομεν, ἀπέδοτε, ἀπέδοcαν Ἀττικῶc · ἀπεδώκαμεν, ἀπεδώκατε, ἀπέδωκαν Ἑλληνικῶc. Schon etwa im 2. Jh. nach Christus hatte also das Akt. Plur. eine erweiternde Umgestaltung erfahren; aber das Passivum gelangt erst im 15. Jh. zu einer vollständigen Erweiterung des Aoristes, denn noch im 14. Jh. sagte man ἐγεννήθηκα — Pl. ἐγεννήθημεν, ἐγεννήθηcαν und noch nicht ἐγεννηθήκαμεν, ἐγεννήθηκαν, geschweige denn ἐγεννηθῆκαν(ε).

Die Aoriste ἔθηκα, ἔδωκα, ἀφῆκα sowie die aus dem Pf. hervorgegangenen Aoriste ἔcτηκα, ἐποῖκα. ἔφθακα, εὕρηκα u. a. waren nicht im Stande das Schema zu ändern; ἐποῖκα, ἔδωκα konnten die Erweiterungen ἐδόθη-κα, ἐφοβήθη-κα nicht rechtfertigen. Wir müssen daher auf ein Verbum zurückgreifen, welches neben seinem Aorist noch eine Form erhalten hatte, die als ein deutliches Perfekt noch in der Sprache lebendig war. Diese seltene Eigenschaft finden wir nur in βαίνω: Aor. ἔβην, Pf. βέβηκα, dann -έβηκα. Im Digenis 1679 finden wir zwar cυμβέβηκεν, doch liegt darin für uns nur eine Andeutung, dass dem ursprünglichen Texte die Vulgärform συνέβηκεν zu Grunde lag; beide verhalten sich zu einander wie πεποίηκα zu ἐποῖκα.

Es ist hier nicht hinderlich, wenn im Mittelgriech. dieses Verbum stets mit διά, ἀνά, κατά, εἰc (ἐc), ἐν (ἐμπαίνω), ἐκ (ἐκβαίνω = ἐβγαίνω) verbunden ist: im Gegenteil, die zahlreichen Zusammensetzungen verhelfen diesem Verbum zu einer ungeheuern Verbreitung und erhöhen die Wahrscheinlichkeit eines von ihnen ausgehenden analogischen Einflusses auf andere Verba. Von grosser Wichtigkeit für diesen Neubildungsprozess war es auch, dass die ungewöhnliche Aoristendung ἔβην mit dem Futurum νὰ βῶ (vgl. auch ἔθηκα, θῶ) den Übergang vom Aktivum zum Medium und von da zum Passivum vermitteln konnte. Nach -έβην, -έβηκα, νὰ-βῶ gingen

dann ἐφοβήθην, ἐφοβήθη-κα, νὰ φοβηθῶ. So erklärt es sich auch, wesswegen der neue Passivaorist die Endungen des Aktivums annahm.

In mittelgriech. Schriften sind neben dem Futurum die Typen ἐςέβη und ἐςέβηκεν, also Aorist und Perfektum, in solcher Gestalt erhalten, dass sie als gleichberechtigt neben einander bestehen, wie wir aus weiteren Beispielen ersehen. Der Einheitlichkeit wegen wähle ich sie aus der Chronik von Morea und zitiere nach Buchon, jedoch so, dass ich stillschweigend meine eigenen Kollationen verwerte, wie ich es auch sonst mit meinen Zitaten aus diesem Werke gehalten habe. Nur in vereinzelten Fällen ziehe ich auch andere ältere Denkmäler zu Rathe. Futurum: 1. Pers. Sing. νὰ διαβῶ 4504, — 2. P. S. νὰ ἐξέβηc (so!) 2988, νὰ ἔβγηc 2987, — 3. P. S. νὰ ἔβγη (= νὰ ἐκβῇ) 2970, 2985 — 1. Pers. Pluralis νὰ διαβοῦμεν 3899, νὰ ἐξεβοῦμεν 5662, — 3. Pers. Plur. ἄc διαβοῦν 5645, νὰ cεβοῦν 5652. Aorist Activi: 1. Pers. Sing. (ἀνετράφην Belthandros 886), — 2. P. S. ἐδιέβηc 4214, 4219, — 3. P. S. ἐδιάβη 1955, 5106, ἐδιέβη 1918 — 1. P. Plur. ἐδιάβημαν 5405, ἐξέβημαν 3940 (mit -μαν, nach der 3. P. Plur. -cαν, ein Beweis für die Volkstümlichkeit dieser Form), — 3. P. Plur. ἐδιάβηcαν 3920 und mit andern Präpositionen: 3969, 4073, 1993, 967 Prol. Perfectum Activi: 1. Pers. Sing. ἀνέβηκα Prodromos I, 131, — 2. P. Sing. διέβηκεc Glykas 199, — 3. P. Sing. ἐδιέβηκεν 1998, ἐδιάβηκεν 5105 und mit andern Präpositionen: 2049, 3921, 4028, 5863. Plural. Nach ἔδωκα — Pl. ἐδώκαμεν (st. ἔδομεν) könnten wir auch im Passivum ἀνέβηκα — Pl. ἀνεβήκαμεν erwarten, doch lassen sich, wie gesagt, die Pluralerweiterungen in den neuen Passivaoristen noch nicht nachweisen. — In der Chronik bestehen Aoriste und Perfektformen nebeneinander, so 4375/6: καὶ ἐδιάβηκεν ὁ κατὰ εἷc . . . καὶ ἐκεῖνοc ἐδιάβη. Dem entsprechend bestanden noch lange unerweiterte Formen neben erweiterten; durch Verwendung beider hatten die Dichter ein Kunstmittelchen zur Hand, welches ihnen gestattete, ihre politischen Verse noch bequemer als bisher zu bauen; neben ἐδιέβη — ἐδιέβηκε konnten sie jetzt auch nach Belieben die Typen ἐcτράφη — ἐcτράφη-κε verwenden.

Es ergibt sich aus dieser Erörterung: I. Dass in der Mitte des 12. Jh. nur der Typus ἐδιέβεν — ἐδιέβηκεν nachweisbar ist; II. dass Anfang des 14. Jh. auch andere Verba die Endung -κα im Singular annehmen. III. Dass erst im 15. Jh. die Pluralformen mit -κα sich verallgemeinern. Diese verschiedenen Übergangsformen haben für uns noch eine besondere Bedeutung: sie erleichtern es uns, die Chronologie unserer zahlreichen undatierten Vulgärtexte festzustellen.

Leipzig-Connewitz. John Schmitt.

Rohde E. Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 2. verbesserte Auflage. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1898. VII, 329 + 436 S. 8⁰.

Über den Inhalt und die Bedeutung von Rohdes Psyche habe ich mich Anz. 1, 11 ff. und 7, 232 f. geäussert. Wenn ein streng wissenschaftliches Buch, wie das vorliegende, kurz nach seinem Erscheinen vergriffen ist, so bürgt schon diese Thatsache für seine Trefflichkeit. Die strenge Wissenschaftlichkeit, die feste Methode der Forschung und daneben die gewinnende Form haben das Buch zu einem klassischen Werke gemacht, das mit Useners Götternamen der Wegweiser für jeden sein sollte, der sich mit mythologischen und religionswissenschaftlichen Dingen beschäftigt.

In der neuen Auflage ist die Anlage und der Aufbau der alte geblieben. Und Rohde hat recht daran gethan. Nur einige besonders umfangreiche Anmerkungen sind unter dem Texte ausgeschieden und an den Schluss der einzelnen Bände gestellt. Hier sind sie aber nicht geblieben, was sie ursprünglich waren, nämlich Belege für Behauptungen im Texte, sondern sind zu kleinen inhaltsreichen Aufsätzen geworden. So enthält I Anm. 3 (S. 326 ff.) die Geschichte der Danaidensage, II 2—3 (S. 407 ff.) eingehende Darstellungen von der Hekate und ihrem Schwarm, II 5 (S. 414 ff.) Untersuchungen über die grosse Orphische Theogonie u. dgl. Auch sonst sind die Anmerkungen mehr gewachsen als der Text. Neuere Litteratur, die nach der ersten Auflage erschienen ist, hat Rohde bald neues Beweismaterial seiner Behauptungen zugeführt, bald aber auch genötigt, gegen andere Auffassung die eigene Ansicht energischer zu verteidigen. Wie in der ersten Auflage hat auch bei dieser R. seine Blicke weit über das Gebiet des klassischen Altertums hinausschweifen lassen, um an Parallelerscheinungen bei fremden Völkern den psychologischen Hintergrund religionsgeschichtlicher Thatsachen der alten Griechen zu beleuchten oder sie als Erbgut der indogermanischen Völker zu erhärten. So ist neben Dietrichs Nekyia, Denekens "Heros" in Roschers Mythol. Lexikon, Roschers Kynanthropie, Stengels Chthonischen und Totenkult, Schuchardt "Schliemanns Ausgrabungen", Kretschmers Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, namentlich Oldenbergs Religion des Veda ausgiebig benutzt; daneben aber auch Robinsohns Psychologie der Naturvölker, Prescotts Eroberung von Peru und andere neuere Werke über die Religion von Naturvölkern. So kann jeder, der sich mit vergleichender Religions- und Sagengeschichte beschäftigt, aus der neuen Auflage Neues lernen. Ein Punkt sei herausgegriffen, auf den ich wiederholt schon unabhängig von R. die Blicke gelenkt hatte. Die Sage von dem im Berge ruhenden Kaiser, der einst wiederkommen und neues Leben mit sich bringen werde, glaubt man bei uns jetzt in ihrer ganzen Entwicklung entdeckt zu haben; sie sei, meint man, keltischen Ursprungs und nach Deutschland eingewandert. Schon in der ersten Auflage (S. 116 Anm. 2) hatte R. durch einen Hinweis auf Müllers Gesch. der amerikanischen Urreligion gezeigt, wie leicht sich ohne jede Übertragung von einem Volke zum andern bei verschiedenen Völkern gleiche Sagen bilden; jetzt macht er noch darauf aufmerksam, wie auch bei den muhammedanischen Völkern des Orients Sagen von "verschwundenen, aber in tiefen Berghöhlen weiterlebenden, dereinst zu neuem Leben auf Erden erwartenden heiligen Männern" bestehen CI. S. 124² vgl. v. Kremer Kulturgesch. Streifzüge aus d. Geb. d. Islam).

Eine weitere Auffassung R.s möchte ich berühren, die in der neuen Auflage namentlich gegen Deneken verteidigt wird, eine Auffassung, die von weittragender Bedeutung ist und durch deren Klärung m. E. in der antiken und deutschen Sagengeschichte vieler Wirrwarr beseitigt wird. In seinem Artikel "Heros" hat Deneken in Roschers Mytholog. Lexikon von neuem die noch vielfach herrschende Ansicht verfochten, dass der Heroenglaube aus abgeschwächtem Götterglauben entstanden, der Heros also eine verblasste alte Gottheit sei. Diese Auffassung — ich habe mich bisher vergeblich bemüht zu erfahren, wer sie zuerst ausgesprochen hat — ist durch nichts begründet, weder in der griechischen noch in der deutschen Heldensage, und hat auch bei anderen Völkern kein Analogon; sie hat zu ganz unberechtigten Kombinationen geführt, viel Wirrwarr angerichtet und vielfach das Verständnis der Heldendichtung nicht nur

erschwert, sondern sogar verschlossen. Dieser Auffassung gegenüber hatte R. schon in der ersten Auflage entschieden Stellung genommen. "Die Heroen, heisst es dort (S. 142), sind Geister Verstorbener, nicht etwa eine Art Untergötter oder Halbgötter, ganz verschieden von den Dämonen, wie sie spätere Spekulation und dann auch wohl der Volksglaube kennt. Diese sind göttliche Wesen niederer Ordnung, aber von jeher des Todes überhoben, weil sie nie in das endliche Leben des Menschen eingeschlossen waren. Die Heroen dagegen haben einst als Menschen gelebt, aus Menschen sind sie Heroen geworden, erst nach ihrem Tode." Mit vollem Rechte und treffenden Worten verteidigt jetzt R. diese Erklärung gegen Deneken. "Die Heroen sind durchaus gesteigerte Menschenseelen, nicht depotenzierte Göttergestalten." Wenn sich Götter und Heroen mehrfach berühren, so ist die Ursache wo anders zu suchen, als in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis. Es ist Hoffnung vorhanden, dass diese Erkenntnis endlich bei den Forschern klassischer wie deutscher Sagen durchbricht. Heroen sind bei allen Völkern Menschen von Fleisch und Blut gewesen. Sie sind nach ihrem Tode durch die mündliche Überlieferung gleichsam geheiligt, durch die Dichtung idealisiert worden. Infolge dieses Hebeprozesses durch die Phantasie wurden aber gerade an sie mit besonderer Vorliebe Märchen und Sagenmotive geknüpft. Dasselbe that aber die Dichtung auch bei den Göttergestalten; auch an diese krystallisierte sich besonders gern das Märchen- und Sagenmotiv. Indem sich aber gleiche Motive bald an eine Gottheit, bald an einen Heros knüpften, entstand zwischen dem Gott und dem Heros eine gewisse Ähnlichkeit. Nur so erklären sich die Übereinstimmungen zwischen Gottheit und Heldengestalt; sie sind rein äusserlich wie bei zwei ganz verschiedenen Menschen, die gleichen Anzug tragen. Wir müssen endlich aufhören, bei Heldengestalten nach der in ihnen fortlebenden Gottheit auszuspähen, das ist ein unnützes Grübeln, das selbst Jiriczek in seiner trefflichen Heldensage mehrfach den Blick getrübt hat.

Noch konservativer als in den Anmerkungen ist Rohde im Texte gewesen. Nur selten ist die Form geändert, hier und da ist der Text schärfer gefasst, an mehreren Stellen sind neu begründende Sätze eingeschoben. So wird die Ursache des Leichenpompes, gegen den Solon gesetzlich vorgehen musste, aus den Gewohnheiten des altattischen Eupatridenstaates erklärt (I S. 221), das Streben einzelner Geschlechter, ihre Ahnenreihe an einen Heros anzuknüpfen, nachdrücklichst hervorgehoben und belegt (I. 170) u. dgl. Solche Erweiterungen verändern den Charakter des Werkes nicht im geringsten. Eine wesentliche Erweiterung hat nur das 1. Kapitel über die Ursprünge des Unsterblichkeitsglaubens (Über den thrakischen Dionysosdienst II. 1 ff.) erhalten und zwar sowohl im Eingang, wie am Schlusse (II. S. 35—37). Dort wird vor allem nachgewiesen, dass sich der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele aus der griechischen Religion, wie sie zu Homers Zeiten im Volke lebendig war, nimmer hätte entwickeln können, da in dem ganzen Ideenkreise dieser Religion "Gott" und "Unsterblichkeit" unzertrennbare Begriffe sind und die Auffassung von der Unsterblichkeit der Seele alle Satzungen der Religion griechischer Volksgemeinden umgestossen haben würde. Diese Auffassung, die R. ja schon bei der ersten Auflage gehabt, aber zweifellos nicht scharf genug ausgesprochen und ungenügend begründet hatte, hat zur Frage geführt: "Woher kam der Unsterblichkeitsglaube?" Er ist eingewandert mit dem Dionyskult, dieser aber ist fremden, ist thrakischen

Ursprungs und weicht in allen Punkten vom griechischen Götterkulte ab. In der Ekstasis nun, in die die Feiernden beim Dionysfeste verfielen, liegt die Wurzel des Unsterblichkeitsglaubens, da in ihr die Seele dem Leib entflogen und sich gleichsam mit der Gottheit vereinigt fühlte. Die Thatsache, dass noch heute unter christlichen Völkern die gedämpfte Glut uralten Aufregungskultes wieder aufschlägt und die zu ihr Entzündeten zu der Ahnung göttlicher Lebensfülle emporreisst, hat R. in der neuen Auflage durch den Bericht einer in Russland verbreiteten Sekte zu stützen gesucht. Wir brauchen nicht nach Russland zu gehen, Deutschland selbst bietet uns Beispiele. So habe ich einst als junger Gymnasiast mit eigenen Augen dem Treiben einer solchen Sekte zugesehen; sie nannte sich die "Heilige Geige" und soll im mittleren Sachsen ziemlich verbreitet gewesen sein. In nur schwach erleuchtetem Zimmer einer kleinen Stadt waren die Mitglieder der Sekte versammelt, sangen und beteten. Da öffnete sich die Decke und herab kam eine Geige. Alles geriet alsbald in Ekstase; Gesang, Gebet, eine Art Reigen, alles ging bunt durcheinander, dass ich in einer Gesellschaft von Wahnsinnigen zu sein wähnte. Mir sind diese Leute, von denen ich mehrere als durchaus nüchterne und vernünftige Menschen kannte, immer ein Rätsel gewesen. In der Erinnerung an jenen Abend, der einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat, habe ich bei Rohde den Abschnitt über den thrakischen Dionyskult gelesen und so aus eigner Anschauung nachgefühlt, was er aus den Zeugnissen der Alten zu begründen gesucht hat.

Zum richtigen Verständnis, wie sich aus diesen ekstatischen Tanzorgien des Dionyskultus der Unsterblichkeitsglaube entwickeln konnte, musste vor allem festgestellt werden, wo dies geschehen ist. Schon in der ersten Auflage hatte R. gezeigt, dass das nur auf griechischem Boden hat vor sich gehen können. Allein hier klaffte eine Lücke, weshalb ich z. Z. mich nicht von dem thrakischen Ursprunge des Unsterblichkeitsglaubens überzeugen mochte (vgl. Anz. 7, 232). R. scheint dies selbst gefühlt zu haben, und so hat er denn in der neuen Auflage den § 5 (S. 35—37) eingeschoben, in dem er feststellt, bis zu welchem Umfange sich bei den Thrakern aus jenen Tanzorgien eine mystische Religiosität ausbilden konnte. "Über die Grenze ungewisser Ahnung, ein unstätes Aufleuchten wilderregter Empfindung einer nahe herandrängenden übergewaltigen Geistermacht werden wir bei dem aus halber Dumpfheit des Geistes niemals ganz erwachten Volke der Thraker kaum hinausgeführt". Ist so einerseits festgestellt, was von den Thrakern zu den Griechen gekommen ist, und fassen wir andererseits griechischen Kult und hellenisches Geistesleben ins Auge, so versteht man die Befruchtung des thrakischen Keimes, die den Unsterblichkeitsglauben gezeitigt hat. So ist durch das erweiterte Eingangskapitel des 2. Bandes Rohdes Entwicklung des griechischen Unsterblichkeitsglaubens auf festerer Basis aufgeführt, als in der ersten Auflage.

Es ist nicht zu zweifeln, dass in der neuen Gestalt Rohdes Psyche auch neue Freunde erwerben wird. Das Buch verdient sie wie wenige. Möchten es doch vor allem Leute lesen, bei denen mythologische Arbeiten in Misskredit gekommen sind, aber auch solche, die sich berechtigt wähnen, über mythologische Dinge zu schreiben, ohne auch nur zu ahnen, was methodische, historische und philologische Forschung ist.

Leipzig. E. Mogk.

Weise F. O. Charakteristik der lateinischen Sprache. 2. Auflage. Leipzig Teubner 1899. IV und 172 S. 2,40 M.

Die erste Auflage dieser Schrift, von welcher im Jahr 1896 auch eine französische Übersetzung unter dem Titel "Les Caractères de la Langue Latine par F. Oscar Weise traduit de l'Allemand par Ferd. Antoine" (Paris, C. Klincksieck) erschienen ist, habe ich im ersten Jahrgang dieses Anzeigers S. 120 f. einer Besprechung unterzogen, welche über Plan und Anlage des Werkchens entsprechenden Aufschluss gibt. Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten vornehmlich dadurch, dass zu den vier Kapiteln (Sprache und Volkscharakter, Sprache und Kulturentwicklung, die Sprache der Dichter, die Sprache des Volkes) noch ein fünftes hinzugekommen ist, welches "die klassische Sprache Cäsars und Ciceros" behandelt. Die Charakteristik der Sprache dieser beiden Hauptvertreter des Klassizismus erscheint mir im Ganzen zutreffend, und es muss der dieses neue Kapitel als eine recht dankenswerte Zuthat bezeichnet werden. Auch in den übrigen Kapiteln merkt man die bessernde Hand des Verfassers an nicht wenigen Stellen, indem einerseits insbesondere im 2. und 4. Kapitel eine zweckmässigere Gruppierung des Stoffes Platz gegriffen hat, andererseits manche seltsamen und unhaltbaren Ansichten, die in der ersten Auflage ausgesprochen waren, verschwunden und durch richtigere Ausführungen ersetzt sind. Auch durch Vermehrung der sprachlichen Belege ist das Büchlein an manchen Stellen (man vgl. beispielsweise S. 98 die für "typisch gewordene, fest ausgeprägte Wendungen" angeführten Beispiele mit S. 89 der ersten Auflage) entschieden verbessert worden. Dagegen wäre dringend wünschenswert eine genauere Berücksichtigung des Verhältnisses des Lateinischen zum Indogermanischen, so besonders bei Besprechung der Verwandtschaftsnamen (S. 9) und der Personennamen (S. 22). Auch in etymologischer Hinsicht bedarf die Schrift noch einer gründlichen Revision. Dann werden Ableitungen, wie *sedulus* von *sedere* (S. 153 Anm. 1), *iubere* = 'ius θεῖναι' (S. 155), *inanis* von 'in' und 'acna' (S. 14), *adoria* von 'ador' (S. 14) und andere verschwinden. Auch Aussprüche, wie der über die "Handhabung des Satztones" (S. 35) geben zu gerechten Bedenken Anlass.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Otto W. Nomina propria Latina oriunda a participiis perfecti. (Commentatio ex supplemento vicesimo quarto annalium philologicorum seorsum expressa, p. 745—932). 8⁰. Leipzig Teubner 1898. 5,60 M.

Nach einigen Vorbemerkungen über die Beschaffenheit der partizipiellen Eigennamen geht der Verfasser zum eigentlichen Zweck seines Buches, der Materialsammlung der in Frage kommenden Nomina propria, über. Dieselbe zerfällt in zwei Teile: 1. Participia perfecti simplicia. 2. Nomina derivata, d. h. solche, in denen Partizipialformen durch ein Suffix erweitert erscheinen, wie *Acceptius* neben *Acceptus* usw. Das Material ist fleissig und, wie es scheint, vollständig zusammengetragen und bildet dadurch einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis der lateinischen Namengebung. Auf Vollständigkeit der Belegstellen ist dabei keine Rücksicht genommen. Leider hat der Verfasser die Namen rein alphabetisch angeordnet. Für die Methodik und Wissenschaftlichkeit des Werkes

wäre es von erheblich grösserem Werte gewesen, wenn das Material sowohl bei den einfach partizipialen wie bei den abgeleiteten Formen nach der Gestalt der Suffixe gegeben worden wäre (*-ātus*, *-ītus* usw. einerseits, *-ius*, *-ianus* usw. andererseits). Soweit möglich, hat sich der Verfasser bemüht, der räumlichen und zeitlichen Verbreitung der einzelnen Eigennamen nachzugehen. Wünschenswert wäre wiederum gewesen, solche Untersuchungen auch bei den einzelnen Suffixklassen anzustellen; man würde dadurch über die zum Teil rein analogische Ausdehnung dieser Eigennamenbildungen orientiert werden. — Die erklärenden Bemerkungen zu den einzelnen Beispielen sind von verschiedenem Wert. — Bei der Sammlung ist der Verfasser öfters über das Ziel hinausgeschossen. So zählt er unter den "partizipiellen" Eigennamen, abgesehen von vielem Unsicheren, auch Formen wie *Facētus*, *Fortuītus*, *Libertus*, *Camurtius*, *Lucretius* usw. auf. Wenn schon einmal überhaupt alle adjektivischen *to*-Bildungen herangezogen werden sollten, warum fehlt dann die Sippe von *iustus* (*Iustinus* usw.), *Faustus*, *Faustulus*, *Modestīnus* usw.? — Den Hauptnutzen aus dem Buche wird naturgemäss die Stammbildungslehre ziehen. Von lautlich bemerkenswerten Formen seien erwähnt *Extericatus* S. 787, *Sedlatus* 843 und die verschiedenen Dissimilationsprodukte von *Restitutus* und dessen Sippe, S. 835 ff., 917 f. — Dass der Verfasser sprachwissenschaftlich nicht immer auf ganz sicheren Füssen steht, zeigt sich z. B. gelegentlich der Besprechung der Eigennamen *Cernitius*, *Cerretanus*, *Cessitius* (S. 872 f.).

Leipzig. Ferdinand Sommer.

Schwab J. Nomina propria Latina oriunda a participiis praesentis activi, futuri passivi, futuri activi quae quando quomodo ficta sint. (Commentatio ex supplemento vicesimo quarto annalium philologicorum seorsum expressa. S. 637—742). 8°. Leipzig Teubner 1898. 3,20 M.

Auch diese Arbeit enthält, gleich der vorigen, eine fleissige Materialsammlung; sie zählt vier Kapitel: I. Participia praesentis activi. A. Nomina in *-ens*, *-entius*. B. Nomina in *-ans*, *-antius*. II. part. fut. pass. III. part. fut. act. IV. Weiterbildungen: A. Deminutiva. B. Suff. *-io*, *-ionis*. C. *-ianus*. D. *-inus*. E. *-osus*. F. *-inianus*. G. *-ilianus*. H. *-ilio*. — Man sieht aus dieser Disposition, dass der gegen das oben besprochene Werk erhobene Vorwurf der unmethodischen Anordnung der vorliegenden Abhandlung gegenüber nicht geltend gemacht werden kann. Nur wäre es angebracht gewesen, dass auch die Nomina auf *-entius*, *-antius* in Kapitel IV aufgenommen worden wären. Dass dies nicht geschehen ist, beruht wohl auf der Anschauung des Verfassers, dass Formen wie *Florentia* die Feminine der Partizipia seien (S. 640), und dass erst von diesen Femininen wiederum die Maskulina auf *-entius*, *-antius* geschaffen worden seien. Der erste Punkt erledigt sich von selbst: *Florentia*, *Pollentia* usw. sind nicht die Feminina zu Maskulinen auf *-ens*, sondern Weiterbildungen mit Suffix *-i̯ā-* ebensogut wie *flagrantia* 'Glut' usw. Wenn später vielleicht wirklich in Personennamen Formen wie *Crescentia* als Feminina zu *Crescens* empfunden wurden, so beweist das nichts für die Ursprünglichkeit eines solchen Verhältnisses. — Auch die zweite Annahme erscheint mir unnötig: So gut wie zu *Acceptus*

ein *Acceptius* gebildet werden konnte, war auch *Amantius* neben *Amans* möglich, die Herleitung des letzteren Namens von der Stadt *Amantia* (S. 641) halte ich für verfehlt; das Verhältnis von *Crescens*, *Crescentius*, *Crescentia* S. 653 ff. auf afrikanischen Inschriften kann ich nicht als zwingenden Beweis für Schwabs Annahme ansehen. Übrigens ist die erwähnte falsche Einreihung der Weiterbildungen mit -*i̯o*-, -*i̯ā*- durch die übersichtlichen Tabellen S. 734 ff. wieder gut gemacht. — Der Verfasser gibt in den einzelnen Kapiteln zum Teil recht gute Vorbemerkungen über Heimat, Ursprung und Geschichte der verschiedenen Eigennamenklassen. Hervorhebung verdient z. B. die analogische Ausbreitung des Suffixes -*entius* in Formen wie *Herculentius*, *Magnentius*, *Nicentius* (S. 644). — Auf S. 645 f. wird von der passiven Bedeutung präsentischer Partizipien wie *amans* gehandelt und gerade aus den Eigennamen Material zusammengebracht, wobei interessante Parallelformen von entsprechenden part. Praet. und bedeutungsverwandte griechische Eigennamen mit Glück benutzt werden. Hier hätte Brugmann IF. 5, 117 nicht unerwähnt bleiben dürfen. — Ungenügend erscheint mir, was auf S. 703 von der aktivischen Bedeutung der participia necessitatis gesagt wird, worüber bei andrer Gelegenheit. Bei den Eigennamen wurde -*ndo*- vielleicht zum teil ganz sinnlos von andern Eigennamen aus übertragen und ging so seiner speziellen Bedeutung verlustig; vgl. Schwab S. 644 f. über -*entius*. In *Adolenda* usw. (Schwab S. 699) war der ursprüngliche Sinn jedenfalls nicht aktivisch. (Vgl. Stolz A. L. L. 10, 158 ff.). — Von beachtenswerten Einzelheiten seien noch die Formen *Ceresces* = *Crescens* S. 653 und *Proficentius* S. 676 erwähnt.

Leipzig. Ferdinand Sommer.

Horton-Smith Lionel The Establishment and Extension of the Law of Thurneysen and Havet. Cambridge Macmillan and Bowes 1899. VII u. 108 S.

Die Schrift besteht aus dem Abdruck eines gleichbetitelten Aufsatzes im Amer. Journ. of Philol. 16, 444—467, 17, 172—196 und eines Aufsatzes über lat. *hau haud haut* griech. οὐ ebd. 18, 43—61. Dazu kommen 10 Seiten Addenda et Corrigenda und 2 Seiten Important Postscript (Bericht über Büchelers *fove* = *fave*, Rh. M. 52, 391 f.), endlich ein ausführliches Wortverzeichnis. Der fleissig publizierende Verf. sucht in dieser Schrift unter eingehender Besprechung aller Beispiele folgende Fassung des Thurneysen-Havetschen Gesetzes zu erweisen: lat. *ov ōv* wurde in Rom um 200 v. Chr. (etwas später in den unteren Klassen) zu *av āv*. Die zeitliche Fixierung um 200 entnimmt H. mit Lindsay dem span. *cueva* port. *cova* (anders darüber Meyer-Lübke 1, 231) und findet sie bestätigt durch das von Bücheler vor den 2. punischen Krieg gesetzte inschriftliche *fove*. Durch die Annahme, die osk.-umbr. Dialekte hätten den Lautwandel nicht mitgemacht, gewinnt H. die Möglichkeit, *ovis bovis* als sabinisch oder latinisch vom "platten Lande" (wie *bos* schon wegen *b*) zu erklären (mit King and Cookson). Jedenfalls ist aber die Annahme, dass lat. *avis* auf **ovis*, osk.-umbr. *avi*- hingegen auf urit. *avi*- zurückgehe, unwahrscheinlich. Jenes urlat. **ovis* soll durch vulgärl. *ŏvum* 'Ei' erwiesen werden. Auf dies angebliche *ŏvum* kommt H. immer von Neuem zu sprechen und knüpft allerlei Subtilitäten daran, ohne, wie es scheint, die viel näherliegende Erklä-

rung von span. *huevo* usw. bei Meyer-Lübke 1, 132 zu kennen. Dass *ōvum* nicht zu *āvum* wurde, ist aus einer älteren Stufe *ōivom* = *ōvi̯om* vollkommen erklärlich. — S. 28 ff. ist H. geneigt, Übergang von *vo-* zu *va-* anzuerkennen in *canis* (**cu̯onis*), *sardare* (**su̯ord-*), *suāsum* (**su̯ors-*) und *vallis*. *vacare* wird trotzdem nicht aus *vocare* erklärt, sondern umgekehrt. — S. 34 ist eine hübsche Vermuthung von Lindsay erwähnt: der Untergang der *ō*-Konjugation (*aegrōtus*) sei durch den Übergang des Perf. *-ōvi* in *-āvi* herbeigeführt worden. — S. 41 ff. dehnt H. den Wandel zu *a* auch auf diphthongisches *ou̯* aus, das zu *au̯* und teilweise weiter zu *ū*, *ō* geworden sei. Woher aber diese Verschiedenheit (*fraus* usw., aber *nūdus*, *rūdus* usw.) rühre, lässt H. unerörtert.

Die Schrift ist mit Fleiss und Sachkenntnis geschrieben, ermüdet aber manchmal durch Wiederholungen und Weitschweifigkeit.

Fürstenau i. d. Schweiz. Robert v. Planta.

Rheden P. Etymologische Beiträge zum italienischen Wörterbuch. (XXIII. Jahresbericht des fürstbischöflichen Privat-Gymnasiums am Seminarium Vicentinum in Brixen). Brixen, Verl. des fürstbischöfl. Vicentinums 1898. 39 S. 8°. 50 h.

I. Germanisch *ai* = it. *a* würde genau zur Entwickelung von roman. *ai* zu it. *a* stimmen (vgl. Meyer-Lübke Rom. Gr. 1, § 295): *afro* = ahd. *eivar*, *astio*, *aschio* = got. *haifst-s*, *biacca* = *bleih*, *gala* = *geil*, *guado* = *weit*, *guari* = *weigiro*, *rada* = *Rhede*, *razza* = *reiza*, *zana* = *zeina*[1]).

II. Ital. *b-* soll aus germanischem Dental entstanden sein und zw. a) aus got. *þw-*, b) got. *þ(r)*, c) got. *dw-*, d) viell. aus germ. *þu-*, schliesslich e) aus got. *tw-*. Fälle: a) *bagno* II; *barare*, *baraonda*, *barullare*, *brillare* I u. II, *brogliare*, *brollo*, *brullo*, *burare* (?), *burattare* (?), (*frullare*); *basire*; *bastir* (prov.); *berciare*, *bircio*. — b) *birba*, *briccone*, *briga*, *-are*, *brio*. — c) *abbagliare*, *bagliore*, *barlume*, *barluzzo*. — d) *buco* (?); *burare* (?). — e) *ubbia*. Bei allen diesen Fällen soll *b* das Resultat sein, bei *þ* in a), b), d) Übergang von *þ in f* zu *b*, sonst in c) und d) *w* zu *b* wegen des vorhergehenden Dentals, die Fälle sind der Mehrzahl nach nicht sehr durchsichtig, für *b-* neben *gu-* ist *bindolo* [neben *guindolo*] nicht zu branchen, da es

---

1) Doch sind *Arrigo*, *stambecco*, *stamberga* als vortonig gesondert aufzuführen; *mastro* aus *maestro* entspricht den it. Lautgesetzen ganz wohl, es erklärt sich wie *monna*, *sor* usw. (Meyer-L. 1, § 634); *guadagnare* von *ga-aiginôn* ist zu einem bestimmten Falle von *ga-* zu *gua-* zu stellen, *-inôn* zu *-gnare* ist nicht erklärt, denn was ist das "Normalmass" eines Wortes (S. 30)? *guinzaglio* doch wohl eher zu *winden* mit *-sal* (umgedeutet *-aglio*) als zu **wint-seil*, wenn es nicht doch *vinciglio* mit verändertem Suffix und germ. Anlaut nach *winden* ist. Schliesslich *pazzo* aus *paidion* ist lautlich nicht erklärt, *zz* ist nur aus *ty* möglich, *patiens* als Euphemismus denkbar, lautlich genau als Nominativ, also zu Arch. glott. it. 13, 280 ff.; *paggio* ist lautgesetzlich aus **padium*, frz. ist es nicht möglich, *gage* ist ein viel späteres Wort des German., in dem *dy* ganz anders behandelt wurde (zu S. 34).

aus *abbind-* gewonnen ist, welches einem südl. Dialekt angehört. Einzelnheiten wären viele zu besprechen[1]).

III. Ital. *b-* aus *f-* gegen Meyer-Lübke It. Gr. § 169. Der Fälle sind wenige und diese wenigen sind sehr fragliche Belege. 1. *berza* (es ist veraltet und heisst nach Petrocchi nur 'Unterschenkel') soll zu ahd. *fersana* gehören. 2. *biòccolo* nicht zu *fiocco* wie Petrocchi und Verf. nach Flechia meinen, es ist Metathese aus dem Grundworte für *bozzolo*, welches selbst wieder mit *bozza* zusammengehört. 3. *bórro*, *borrone* neben welchem *burrone* soll zu *fórra* gehören (?). 5. *brano* 'Fetzen' hat mit *frana* 'Bergsturz' von *voragine* keinen Zusammenhang. 5. *brivido* zu *frigidu* zu stellen (also neben *freddo*, No. 32) ist schwer; ist onomatopoietische Bildung ganz ausgeschlossen? 6. *buio* neben *fuio* (das übrigens bei Petrocchi zuerst 'ladro' heisst) ist gänzlich unklar; *buro* (veraltet) steht daneben, *furo* wird auch angeführt und *fuscus* kann im Anlaut beeinflusst haben. [(7.) *bronżo* von *fundium* mit rätselhaftem *-r-* gibt der Verfasser selbst auf, No. 35]. (8.) *bravo* (No. 24) von *freidį* abzuleiten, ist sehr gewagt. Was liegt gegen *barbaru* vor? Übrigens Absatz 3 *brado* als ältere, südl. Formen auszugeben ist der Sachverhalt, wenn die Wörter zusammengehören, gerade auf den Kopf gestellt, die *d*-Formen (*padiglione* usw.) sind jünger, die *w*-Formen gehören dem Süden (Neapel).

IV. Einzelne Etymologien. *Bambino* zu *bīmus*, der Bedeutungswandel ist nicht erklärt; *bisca* postverbal zu *biscazzare* aus **biscazzôn* (zu *scaz*), *-azzare* ist keine so häufige Bildung und intensiv; der Bedeutungsübergang nebst dem frz. *bisque* sind unberücksichtigt; *bramare* aus *per-amare*, *br* wie in *brivilegio*, dazu noch *brustolare*, *bru[s]ciare*, *brugna*, *brina* (Meyer-Lübke It. Gr., § 163), *brob[br]io* von *opprobrium* zeigen ebenso wie *sbruffare* die Möglich-

1) a) *bagno* von *twanc*, *-ango* wäre durch gewöhnlicheres (?) *-agno* ersetzt worden, [wenn es, frz. *bannir* gleich, von germ. *bann-* kommt, so ist es *-iare*-Ableitung, aus der ein postverbales Subst. gebildet worden wäre; das Verb bei Petrocchi (veraltet)] doch ist *agnolo* aus *angelu* ganz anders geartet, *figno* erklärt sich aus *figniamo*; *brillare* I kann auch ohne "geistreiche Spielerei" von *ebriolare* lautgesetzlich sein, wie *quietáre* frz. zu *quitter*, woraus *quitte* postverbal; *brillare* II von *briculare* mit Zambaldi abzuleiten, hindert nichts, vgl. *briccica*, *briciola* usw. zu *brechen*; warum *brogliare*, frz. *brouiller* nicht auf *brodeln* zurückgeht? Abgesehen davon, ob *brull[are]* von *brut* (Kluge, sv. *Brosam*) oder von *blaut-* herkommt, ist S. 27, "das ja schon in it. *biòtto* vorlag", im Widerspruch mit No. 31 beispielsweise, wo Doubletten angenommen werden. Allgemein ist zu a) zu bemerken, dass wir Svarabhakti bei *tw-* erwarten würden. b) *birbante* (S. 16) kann erst nach *brigante* gebildet sein, wodurch jeder Schluss fällt. *brio* aus *ebrioso* zu abstrahieren (D'Ovidio in Gröbers Grundriss 1, 503, §*) ist so übel nicht, im Span. ist es dann genau so. c) *abbagliare* kann zu altfrz *baillier* gehören, "in die Gewalt bekommen", (wegen *ad-* vgl. *asservir*, *asseoir*, *assujettir* usw.), *barlume* hat das *r* nicht genug erklärt, die Bemerkung No. 12, um der Silbe *ba-* mehr Selbständigkeit und Halt zu geben, versteht man nicht, ebenso *barluzzo*. d) Die Bedeutung von *ubbia* (No. 52) steht von germ. *twĕho* weit ab, die Bemerkung (ibid.), *u-* dient dazu, "das Wort voller zu machen, ihm den Normalumfang zu geben", usw. widerspricht *via*, *zia*, *rio*, frz. *vie*, *pie* usw. Zu *baleno* ist Nigras Ableitung von *albus* (Arch. glott. it.) zu halten.

keit einer solchen Ableitung; *brenna* von *wrenna* neben regelrechtem *guaragno*; *gualdana* aus **cavallitana*, dessen Ableitung von einem Subst. mit *-ito* auffällt, der Anlaut ist auch schwer zu erklären; *guidare* aus *co-itare*, was Entlehnung des frz. *guider* voraussetzt; *ribadire* = *re-pavire*, frz. *river* ist dabei entfernt; *sbaire* zu *pavere*, eher doch = frz. *esbahir*, vgl. Littré, zu *bad-are*; *sguaiato* = frz. *dégagé* zu got. *wadi*.

Brünn (Mähren). J. Subak.

Sandfeld-Jensen Kr. Rumænske Studier I. Infinitiv og Udtrykkene derfor i Rumænsk og Balkansprogene. Kopenhagen, Siegfr. Michaelsens Nachfolger 1900. 8⁰. 136 S.

Eine historisch-vergleichende Untersuchung der speziellen Übereinstimmungen der verschiedenen nicht mit einander verwandten Sprachen der Balkanhalbinsel ist das Endziel des Verfassers. Vorläufig fängt er mit einer Untersuchung über den Verlust des Infinitivs an, was deshalb eine glückliche Wahl ist, weil man hier noch am ehesten historische Anhalte zu finden hoffen kann. Es ist ferner durchaus methodisch, dass der Verfasser nicht auf die blosse Thatsache des Verlustes, sondern auf die Art und Weise, wie der Infinitiv verdrängt worden ist, das Hauptgewicht legt. Das Buch behandelt daher im wesentlichen die verschiedenen Ausdrucksweisen, die den Infinitiv verdrängt haben; vom Verfasser wird dies im Haupttitel und in den Überschriften der einzelnen Abschnitte wenig glücklich durch "Ausdrücke für den Infinitiv" bezeichnet, was ihn glücklicherweise nur in geringem Umfange dazu verführt, statt des historischen Begriffes des Infinitivs der verschiedenen Stammsprachen mit einem blassen sprachphilosophischen Begriff des Infinitivs im allgemeinen zu rechnen. Dem historischen Gesichtspunkte wird dadurch Genüge gethan, dass der Verfasser immer zuerst den thatsächlichen Gebrauch des Infinitivs im heutigen Rumänisch darstellt und dann erst die damit gleichwertigen Ausdrucksweisen behandelt; für diese letzteren werden dann Parallelen aus dem Albanesischen, Bulgarischen, Serbischen und Griechischen beigebracht. Dies Verfahren scheint den gewählten Titel "Rumänische Studien" zu rechtfertigen; in der That ist er jedoch nur subjektiv, nicht objektiv richtig; subjektiv richtig ist er, weil der Verfasser thatsächlich dem Rumänischen das meiste Interesse entgegenbringt; objektiv falsch ist der Titel aber, weil die ganze Frage ebenso sehr die übrigen Sprachen angeht, die daher auf ebenso viel Interesse hätten Anspruch machen können. Namentlich wäre überall nicht nur nachzuweisen gewesen, dass das Albanesische, Bulgarische, Serbische, Griechische Ausdrucksweisen besitzen, die mit denjenigen parallel sind, welche im Rumänischen den Infinitiv verdrängt haben, sondern zugleich hätte untersucht werden sollen, in welchem Umfange diese Ausdrucksweisen auch in diesen Sprachen einen ursprünglichen Infinitiv verdrängt haben.

Es muss dem Verf. zu besonderem Verdienste gerechnet werden, dass er immer selbst sein ganzes Material auf Grund volkstümlicher Texte herbeigeschafft hat, so dass schon der in seinem Buche enthaltene Beitrag zur deskriptiven Syntax der Balkansprachen, besonders des Rumänischen eine bedeutende Leistung ist. Die deskriptive Sprachuntersuchung ist aber immer nur eine Vor-

arbeit für die Sprachwissenschaft, und wenn man auch einen Sprachforscher scharf rügen müsste, wenn er unfähig oder zu faul wäre, sich dieser unschätzbaren Vorarbeit, wo sie nötig ist, zu unterziehen, so bekommt er jedoch nur dadurch Anspruch auf den Namen eines Sprachforschers, wenn er einem höheren Ziele zustrebt. Dies höhere Ziel ist für den Verf. der Nachweis der Sprache, von der der Verlust des Infinitivs ausgegangen ist. Mit dieser Frage beschäftigt sich der Schlussabschnitt des Buches. Der Verf. verwirft die Ansichten einiger Gelehrten, wonach der Verlust des Infinitivs von einer jetzt ausgestorbenen Sprache oder vom Albanesischen oder gar vom Slavischen ausgegangen wäre, und schliesst sich der Ansicht an, wonach der Ausgangspunkt vielmehr im Griechischen zu suchen ist. Als Urheber dieser Ansicht nennt er G. Meyer Neugriechische Studien 2, 2 (1894). Weshalb er aber ganz verschweigt, dass dieselbe Ansicht von mir (März 1895) in einer gegen den Verf. gerichteten Erörterung (Nordisk Tidsskrift for Filologi, 3. række, 4, 56 und 60) vertreten wurde, bleibt mir unklar. Als Beweis für diese Ansicht benutzt er (wie auch Ref. a. a. O.) die Thatsache, dass die Ausdrucksweise, die den Infinitiv verdrängt hat, im Griechischen in eine sehr alte Zeit zurückgeht: er erwähnt auch in etwas unklaren Worten (S. 109 unten), dass im Griechischen sekundär gewisse lautliche Eigentümlichkeiten mit zum Abkommen der Infinitivkonstruktionen haben beitragen können. Er beruft sich weiterhin auf die Verwendung von griech. γιὰ νά für νά, womit alb. *ḱε tε*, bulg. *za da* und rum. *ca să* (für *tε*, *da*, *să*) verglichen wird; der etwas verdunkelte Parallelismus der verschiedenen Sprachen wird klar gemacht und das relativ hohe Alter der Erscheinung im Griechischen historisch festgestellt. Was die darauf folgende Erörterung über die Gebrauchssphären des Indikativs und Konjunktivs in den Balkansprachen zur Entscheidung der Frage nach dem Ausgangspunkt des Verlusts des Infinitivs beitragen soll, ist mir unklar. Von S. 118 an sucht der Verf. seine Ansicht durch den Nachweis zu stützen, dass das Griechische überhaupt auf die Nachbarsprachen einen sehr grossen Einfluss ausgeübt hat. Die Beispiele, die er dafür beibringt, sind aber zum grossen Teile sehr wenig schlagend; er weist oft nur die Übereinstimmung der verschiedenen Sprachen nach ohne die Priorität des Griechischen evident zu machen; der Verf. gesteht dies selbst § 124 S. 128. Aber nur die evidenten Fälle, wo das Griechische der Ausgangspunkt einer jetzt für mehrere Balkansprachen gemeinsame Eigentümlichkeit gewesen ist, wären hier zu benutzen gewesen; das übrige wäre in die Einleitung zu verweisen gewesen, wo der Verf. eine Übersicht über gemeinsame Eigentümlichkeiten der Balkansprachen gibt. Wäre der Verfasser seinem eigenen Plan treugeblieben, wonach die deskriptive Vorführung des Materials in der Einleitung und im Hauptteile des Buches ihren Platz hätte, während der Schlussabschnitt nur den Schlussfolgerungen gewidmet sein sollte, so wäre dieser Abschnitt nicht nur viel kürzer, sondern auch viel klarer und überzeugender geworden. Neben dem vom Verfasser benutzten chronologischen Beweise für die Priorität des Griechischen in der Verdrängung des Infinitivs und neben dem Analogiebeweis, der sich aus der Priorität des Griechischen in anderen Fällen ergeben soll, hätte er noch auf den indirekten Beweis mehr Gewicht legen sollen: der Ausgangspunkt kann nicht anderswo gesucht werden. Denn da die Ansicht Gasters, wonach hier Einfluss der nichtindogermanischen Bulgaren vorliegen sollte, ebenso wie der Verweis Fallmerayers auf das Slavische, einfach allen sprachgeschichtlichen Thatsachen ins Gesicht

schlägt, so bleibt nur die Wahl zwischen dem Albanesischen und dem Griechischen. Dass aber sehr gewichtige Gründe gegen das Albanesische sprechen, hätte der Verfasser nachweisen können. Denn während die Verdrängung des Infinitivs sich auf alle griechischen Dialekte erstreckt (vgl. Sandfeld-Jensen S. 104—105), ist der Infinitiv in der einen Hälfte des Albanesischen noch immer in voller Verwendung. Ich habe dies Nordisk Tidsskrift for Filologi, 3. række, IV S. 56 ausgesprochen, und Sandfeld-Jensen stimmt mir offenbar bei, indem er S. 78 bemerkt, dass Infinitive wie gegisch *me pásunɛ* 'zu haben' ganz ebenso wie die Infinitive anderer Sprachen fungieren, wozu er S. 132 noch hinzufügt, dass seiner Ansicht nach das Albanesische niemals einen anderen Infinitiv gehabt hat. Aber die Sache wäre viel ausführlicher zu besprechen gewesen, denn sonst wird die alte unbegründete Ansicht, dem Albanesischen fehle der Infinitiv, immer wiederkehren. Der äussere Anlass zu dieser Ansicht ist der Umstand, dass der Infinitiv formell mit dem Part. Perf. Pass. (*pásunɛ* 'gehabt') identisch ist. Aber wenn man deshalb den Infinitiv nicht als echten Infinitiv bezeichnen will, so muss man sich vor allem klar machen, wie man sich die Entwicklung denkt. Hat das Albanesische ursprünglich einen echten Infinitiv gehabt und dann später denselben durch ein aus dem Part. Perf. Pass. entstandenes Verbalsubstantiv (vgl. etwa lat. *factum*) ersetzt? Dass hiesse doch nur den einen Infinitiv durch einen andern ersetzen, das eine Verbalsubstantiv in der infinitivischen Verwendung mit einem anderen vertauschen, und hätte mit einem Verlust des Infinitivs nicht mehr zu thun als etwa der Wechsel zwischen ἀμυνέμεναι und ἀμύνειν im Griechischen. Mehr oder weniger bewusst denkt man sich aber gewöhnlich offenbar, dass der alb. Infinitiv zunächst völlig verloren gegangen und erst später durch das Partizipium ersetzt worden sei. Was soll dann aber zwischen dem ursprünglichen und dem jetzigen Zustande gelegen haben? Etwa eine Umschreibung wie im Südalbanesischen (*mund tɛ ketɛ*, 'er kann, dass er habe' statt 'er kann haben')? Diese sonderbare Ansicht könnte man etwa dadurch stützen wollen, dass der geg. Infinitiv eine weitere Verwendung hat als die Infinitive mancher anderen Sprachen, und zwar so, dass er immer da verwendet wird, wo das Südalbanesische eine Umschreibung mit *tɛ* verwendet, wie Sandfeld-Jensen S. 78 nachweist; so ersetzt er z. B. einen Bedingungssatz und kommt in Absichtssätzen und anderen Sätzen, die etwas nur Vorgestelltes ausdrücken, nach der Konjunktion *ći* 'dass' vor. Aber Sandfeld-Jensen bemerkt treffend, dass der Infinitiv auch im Slavischen einen Bedingungssatz ersetzt, und diese Spur lässt sich weiter verfolgen; die Verwunderung über die weitgehende Verwendung des gegischen Infinitivs lässt sich durch slavische Parallelen vollkommen beschwichtigen (vgl. z. B. russ. *čtoby bytь* statt abg. *da bi bylъ*, russ. *ježeli skazatь* und andere Beispiele für den Infinitiv nach Konjunktionen). Ein Grund, das ehemalige Vorhandensein der südalbanesischen Umschreibung mit *tɛ* für das Nordalbanesische vorauszusetzen, liegt also nicht vor. Dagegen wird der nordalb. Infinitiv auch im Südalbanesischen existiert haben, wie aus Resten wie *pa pásurɛ* 'ohne zu haben' hervorgeht; ob aber diesem Infinitiv die Präposition *me* im Südalbanesischen vorausging, ist zweifelhaft. Zwar sagt man südalb. *do me θɛnɛ* 'das heisst' (Sandfeld-J. S. 78); wenn das ebenso wie deutsch *will sagen*, dänisch *det vil sige* 'das heisst', altgriech. ἐθέλει λέγειν Herodot 4, 131 aufzufassen ist, was doch wohl das wahrscheinlichste ist (kaum etwa "das will (= d. h.) mit Sagen"), so ist die Redensart aus dem jetzigen Südalb. nicht

erklärbar. Mit Unrecht sieht Sandfeld-J. S. 78 hierin den Keim des nordalb. Infinitivs; die Redensart liesse sich vielmehr als Rest eines Zustandes auffassen, wo der Infinitiv mit *me* im Südalb. ganz ebenso wie im Nordalb. verwendet wurde. Sicher ist das aber nicht, weil die Redensart *do me ϑεnε* im Südalb. auf Entlehnung aus dem Nordalb. beruhen kann. Die formelle Identität des nach diesen Erörterungen als gemeinalbanesisch anzuerkennenden Infinitivs mit dem Part. Perf. Pass. kann sehr gut sekundär sein. Denn Suffixe, deren wesentlichster Bestandteil ein *-n-* oder *-m-* ist, werden bekanntlich in den idg. Sprachen ebenso gut zur Bildung von Infinitiven wie von Partizipien verwendet. Die Identität des Infinitivs mit dem Partizipium war deshalb im Alb. ursprünglich vielleicht nicht inniger als die Identität von d. Infin. *geschehen* und Part. *geschehen*. Für diese Auffassung spricht wohl auch der Umstand, dass die Nachbarsprache des Albanesischen, das Griechische, gleichfalls im Infinitiv *-n-* und *-m*-Suffixe verwendet.

Ich hätte demnach in dem Schlussabschnitt des Buches strengere Ordnung und schärfere Beweisführung gewünscht. Eine strengere Ordnung wäre auch für die Einleitung zu wünschen gewesen. Die dort aufgezählten Übereinstimmungen der verschiedenen Balkansprachen werden in so bunter Unordnung durcheinander geworfen, dass die Paragrapheneinteilung überhaupt keinen Sinn hat. Der Verf. hätte sich bemühen sollen uns zu zeigen, nicht wie ähnlich die Sprachen unter sich sind, sondern wie ähnlich sie geworden sind; dann hätte sich ein Einteilungsprinzip von selbst geboten. Sogar im Hauptteil des Buches fehlt bisweilen die strenge Ordnung. Der Verf. liebt es, nach der Aufzählung einer Reihe von stark belegten Kategorien in einem abschliessenden Paragraphen ganz heterogene Sachen zusammenzuwerfen ohne irgend einen Versuch, sie ordentlich zu rubrizieren (so in § 46, 61, 92, 93; auch in § 57 werden zwei ganz verschiedene Sachen zusammengeworfen). In § 44 S. 59 wird die Frage aufgeworfen, ob serb. *gde* in einem bestimmten Falle als Pronomen ('welcher') oder Adverbium ('wo') aufzufassen ist; das entscheidende Argument wird aber nicht hier oder in einem Nachtrage hierzu angegeben, sondern wird § 123 S. 128 in einem ganz anderen Zusammenhang versteckt. Zweimal zitiert der Verf. das sonst nicht berücksichtigte Slovenisch, einmal S. 119[2] um zu konstatieren, dass es nichts vergleichbares bietet, was ziemlich überflüssig sein dürfte, und ferner S. 44, wo er als slovenische Eigentümlichkeit etwas anführt, was in der That gemeinslavisch ist, vgl. Miklosich Vergl. Gramm. 4, 858: "Der finale Infinitiv ist dort, wo er nicht an die Stelle des Supinum getreten, unslavisch". Einige, übrigens nicht zahlreiche Versehen habe ich im Buche bemerkt, namentlich im alb. Teil; da sie aber für den Gang der Untersuchung unwesentlich sind, übergehe ich sie. Vielleicht muss aber der Leser ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden, dass S. 26 das letzte bulgarische Beispiel zu streichen ist.

Erst durch das von Sandfeld-Jensen zuwegegebrachte Material ist die wissenschaftliche Untersuchung des Infinitivproblems der Balkansprachen in vollem Umfange ermöglicht worden; zugleich dürfte die von ihm gebilligte Lösung die endgültige sein.

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Sarauw Chr. Irske Studier. Kopenhagen Schubothe 1900. 144 S.

Das Buch enthält 1) eine Abhandlung über lateinische Lehnwörter im Irischen; 2) eine in mehrere Abteilungen zerfallende Untersuchung über Verbalwurzeln und ihre Komposition mit Präpositionen; 3) "Emendationes explicationes glossarum aliquot Hibernicarum." Der unter 3) genannte Anhang ist lateinisch, sonst ist das Buch als Habilitationsschrift dänisch geschrieben.

Die ganze Arbeit zeugt gleichmässig von Scharfsinn und sicherer Methode; die Abteilungen 1) und 3) können aber an Bedeutung und Interesse mit 2) nicht wetteifern.

Die erste Abhandlung hat als Ausgangspunkt das irische *c* und *s* für lat. *p* und *f* genommen. Was Sarauw lehrt, ist unendlich viel besser als die hierauf bezüglichen Erörterungen von Güterbock; dass Sarauws Ansicht über *c* zum Teil nur als eine zeitgemässere Fassung der von Güterbock Lehnwörter S. 91 mit Unrecht bekämpften Ansicht von Windisch ist, gerät ihr natürlich nur zur Empfehlung. Mit grosser Feinheit wird eine Reihe von Merkmalen für die Chronologie der Lehnwörter ausfindig gemacht. Ich bemerke zu S. 10, dass es nicht möglich ist, dem im Wb. viermal vorkommenden *pennit* ein aus *nd* entstandenes *nn* zuzuschreiben, wie es Sarauw thut; denn ursprüngliches *nd* bleibt im Wb. (vgl. Ref. Aspirationen i Irsk S. 108 und 110); *pennit* ist mit cymr. *penyd* direkt zu identifizieren, wenn auch der Grund der Doppelung unsicher bleibt. Das irische *s* für *f* erklärt S. mit Hilfe der Mutationsregeln; mit einer kleinen von Vilh. Thomsen herrührenden Änderung lautet seine Ansicht so: die Iren haben das fremde *f* mit *hw* (wie *p* mit *q*) gegeben; dies *hw* wurde als lenierte Form aufgefasst und dazu ausserhalb der Lenierung ein *sw* geschaffen; *hw* und *sw* wurde später zu *f* und *s*. Diese Vermutung ist sehr ansprechend, wenn auch S. bei den betreffenden Wörtern (*súist* usw.) keine lenierte Form mit *f* (wie *fiur* neben *siur*) nachweisen kann; zu tadeln ist S. aber, weil er S. 19 behauptet, die Mutation *s* : *f* sei schon zur Zeit der ältesten Quellen im Absterben. Das ist im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich; nur wurde *f* wie *h* mit *s* bezeichnet; *tosun* im Ml. kann natürlich nur als *tofunn* gelesen werden (so ist Asp. i Irsk S. 69 zu korrigieren, wo ich ausserdem das Fut. sec. *dusesáinn* nicht hätte anführen sollen). Die, ich besinne mich nicht wo, vorgetragene Vermutung, altn. *þústr* sei aus ir. *súist* entlehnt, verträgt sich mit S.s Ansicht ebenso wenig wie mit der Schuchardtschen.

Die zweite Abhandlung ist aus einer mehrjährigen Bestrebung des Verfs., sämtliche altirische Verba paradigmatisch anzuordnen, hervorgegangen. Durch diese Bestrebung hat Sarauw nicht nur ein Verzeichnis der "Radices linguae Hibernicae" im Manuskript hergestellt (hoffentlich wird er es bald herausgeben), sondern er ist zugleich darauf geführt worden, die Bedeutung der Partikel *ro*, den Parallelismus zwischen *ro* und *com-*, *ad-*, *ess-*, den Parallelismus der *ro*-Formen mit *docoid*, *incuaid*, *adcuaid* usw. zu erkennen. Hiermit betreten wir ein Gebiet, das neuerdings von Zimmer und Thurneysen berührt worden ist. Nachdem Zimmer KZ. 36, 463 ff. die Funktion von *ro* beim Präteritum schlagend nachgewiesen hatte, erschien, von Zimmer angeregt und auf den Sammlungen Strachans fussend, eine Untersuchung von Thurneysen, worin eine ganze Reihe der auch von Sarauw gefundenen Resultate dargestellt waren. Ich stelle daher zunächst die chronologischen Thatsachen fest. Zimmers Aufsatz war S. bei der Einlieferung seiner Habilitationsschrift noch nicht zugänglich; Thurneysens Untersuchung ging mir als Separatabzug erst dann zu, als S.s Buch schon so gut wie fertig gedruckt

war; erst bedeutend später kam mir das betreffende Heft von KZ. auf buchhändlerischem Wege zu. — S. und Thurneysen haben, wie man aus dem angeführten leicht ersieht, dieselben Resultate auf verschiedenem Wege gefunden. Schon aus dem Wege, den Sarauw gegangen ist, folgt, dass er eine vollständigere und übersichtlichere Darstellung der Thatsachen giebt; mit der Frage nach der Entstehung der geschilderten Verhältnisse beschäftigt er sich wenig; seine Ansicht aber stimmt mit Thurneysen (der sich besonders mit der sprachgeschichtlichen Frage beschäftigt) im Ganzen überein; beide nehmen perfektive Verba für eine vorhistorische Periode an. S. nennt auch in der historischen Zeit die *ro*-Formen perfektiv, was die schon in Verwirrung geratene Terminologie der perfektiven Erscheinungen noch verworrener macht. Ich schlage vor, dass man die *ro*-Formen nach einer ihrer thatsächlichen Gebrauchsweisen perfektisch nennt. Das wäre auch, wenn sie wirklich, wie S. und Thurneysen annehmen, aus perfektiven Formen entstanden wären, eine berechtigte Benennung. Meiner Ansicht nach haben aber S. und Thurneysen mit der Annahme perfektiver Verba für eine vorhistorische Periode schwerlich Recht [vgl. jetzt KZ. 37, 219—250. Korrekturnote]. — Sarauw hat sich aber, wie es sich schon aus dem oben gesagten ergibt, keineswegs auf die *ro*-Erscheinungen beschränkt. Er gibt überhaupt eine Reihe von prinzipiellen Erörterungen über Analyse von Verbalformen und Aufstellung der Paradigmata; er hebt u. a. die Bedeutung des Infinitivs als etymologischer Leitfaden hervor und gibt bei dieser Gelegenheit eine Reihe von schönen Etymologien. Seine ganze Abhandlung ist so reich an feinen Beobachtungen, dass sein Buch für jeden Keltologen unentbehrlich ist.

Der Haupteinwand gegen S.s Buch trifft seine systematische Weglassung aller Citate; weder die Forscher, auf die er sich stützt, noch diejenigen, gegen die er polemisiert, werden genannt. Diese Weglassung ist offenbar grundsätzlich, aber beruht dann jedenfalls auf einem gänzlich zu verwerfenden Grundsatze. Dass er nicht erwähnt, dass die von ihm gegebene Analyse von *iarfaigid* und *cuindgid* schon bei Strachan Revue celtique 19, 177 und Trans. Phil. Soc. 1895—98 S. 131[4] zu finden ist (was ich nur beispielsweise herausgreife), sieht schon sehr sonderbar aus. Noch sonderbarer ist seine Polemik gegen Strachans Etymologie von *tallaim* S. 49, da diese Etymologie von ihrem Urheber selbst wieder zurückgenommen worden ist (Revue celtique 21, 176—178). S.s falscher Grundsatz hat ihn, wie schon diese leicht zu vermehrenden Beispiele zeigen, mit der einschlägigen Litteratur nicht hinlänglich vertraut werden lassen. Am allergrellsten zeigt sich dies im Verzeichnis der Emendationen und Deutungen; wenigstens ein Drittel des hier gebotenen war schon von anderen Forschern vermutet worden. Verwandt mit diesem Verfahren ist ein weiterer Übelstand. Wo in dem Raisonnement ein Lautgesetz eine Rolle spielt, wird dies Gesetz gewöhnlich nicht angedeutet; es wird dem Leser überlassen, die für den Verfasser massgebenden Gründe zu erraten. Stillschweigend schreibt er S. 28 in einer Wb.-Stelle *deidblenán* für *deidblеán*, offenbar wegen Ml. 127b 3. Das sonst übliche Sternchen vor erschlossenen Formen findet sich bei S. nicht; er schreibt S. 40 und öfters *essorc* statt *essorc-*, als ob dies eine Infinitivform wäre usw. Wo S. vorwärts oder rückwärts in seiner eigenen Untersuchung verweist, gibt er niemals die bestimmte Stelle an. Kurz, eine ganze Reihe von üblichen orientierenden Fingerzeigen ist von S. (mit oder ohne Absicht) vernachlässigt worden.

Das Bestreben S.s, die irischen Verbalkonglomerate zu entwirren, hat auch für die Lehre von den Relativsätzen Frucht getragen. Ich stelle hier diejenigen Bemerkungen S.s zusammen, die meine Darstellung in KZ. 35 supplieren können. Ich hatte in 3. Sing. *beres* ein suffigiertes Pronomen zu finden geglaubt und weiter angenommen, dass in *as-biur* dasselbe Pronomen infigiert sei. Lautlich war natürlich nichts dagegen einzuwenden; was Strachan Zeitschrift f. celt. Phil. 2, 406 vorbringt, ist ganz verfehlt; *ad-sligim* mit *d* im Auslaut des einen selbständigen Wortes und *s* im Anlaut des folgenden hat mit *beres*, *as-biur* keine Ähnlichkeit. Dagegen hatte ich selbst nachgewiesen, das *as-biur* der faktischen Verwendung nach nicht mit den Regeln über relative Konstruktion stimmt. Trotzdem haben mich die Bemerkungen von Thurneysen IF. Anz. 9, 191 nicht von meiner Hypothese abgebracht, weil er mit einer ganz imaginären Präposition *ed* (gegen die sich auch Sarauw S. 66 Fussnote wendet) operiert. Jetzt zeigt aber Sarauw, dass der Wechsel von *friss-*, *fri-t-* ausgegangen ist und zunächst die Präposition *ess*, dann auch *aith*, *ad* und *in* angegriffen hat. *friss-* enthält wie *uad-* und *occu-* ein suffigiertes neutrales Pronomen. [Ich vermute, dass diese Sachlage daraus zu erklären ist, das *fri*, *ó* und *oc* entweder wegen jüngeren Ursprungs (*fri*, *oc*) oder aus anderen Gründen ursprünglich als Verbalpräfixe nicht gebräuchlich waren; in *frisgart* usw. hatte *friss* eigentlich dieselbe Funktion wie später in *asbert friss*; von der Nominalkomposition waren diese Wörter (wenigstens *fri*) natürlich nickt ausgeschlossen; nach den Infinitiven wie *frecre* und Partizipien wie *frithorte* haben sich die finiten Formen des echt zusammengesetzten Verbums (*na frithorcaid* usw.) gerichtet. In *fritamm-orcat-sa* usw. war das Pronomen der dritten Person weggeblieben, weil es mit dem noch folgenden weiteren Pronomen nicht vereinbar zu sein schien. Mit *frithorcun* : *frissorcar* war wohl *iarfaigid* : *iarmi-foacht* ursprünglich analog (wenn auch *iarmi-* ebenso wie *remi-* eigentlich dem Femininum ähnlicher sieht als dem Mask.-Neutr.), aber hier drang die suffigierte Form zum Teil auch in das echte Kompositum (bei *remi-*, *rem-* immer). Der Unterschied zwischen *iarmi-* und *iarm-* ist wohl rein phonetisch. Mechanisch nach *iarmi-* gebildet ist *tremi-* (wie *tris-* nach *friss-*), *sechmi-*; nach diesem Muster wurde *cen ma thá* zu *cenmithá*. Auch in *ceta-* mag ein persönliches Pronomen stecken. Mit allen diesen Fällen, in denen die Funktion der Präposition als Verbalpräfix wahrscheinlich verhältnissmässig jung ist, hat das nur relativ fungierende *ara-imme-* neben den uralten Verbalpräfixen *ar* und *imm* keine Ähnlichkeit]. Über *beres* neben 3. Plur. *berte* nimmt Sarauw S. 95 an, dass es nach der Proportion *as* : *ata* analogisch gebildet ist; und das ist selbstverständlich richtig; die älteste Analogiebildung wird *bias*, *bes* usw. sein. Dadurch gewinnen wir ein sehr einfaches Bild. Das relative Pronomen lautet *-e* (*berte*, *imme-*, *file*, *téte*, vielleicht auch *luide* vgl. Sarauw S. 105), *-a* (*ata*, *ara-*), Null (*do-choid*; suffigiert in *as* KZ. 35, 316, *ropo* KZ. 35, 352). Dies Pronomen hatte ich KZ. 35, 362 mit cymr. *a* verglichen. Strachan ist an der oben zitierten Stelle über dies Pronomen sehr empört. Dass aber die Lenierung in relativer Konstruktion in der That durch ein Pronomen hervorgerufen ist, lässt sich jetzt klar nachweisen. Sarauw gibt S. 55 eine Regel über die Verwendung von *no*; *no* begleitet die "imperfektiven" Formen des orthotonen nicht zusammengesetzten Verbums, aber von den sekundären Zeiten abgesehen nur mit Infigierung eines Pronomens nach *no*. Diese Regel ist unter einer Bedingung in der That erschöpfend (und diese Bedingung hätte S. hervorheben sollen, da

man sonst die Pointe seiner Erörterung leicht übersieht). Die Bedingung ist die Annahme eines infigierten Relativpronomens in Fällen wie *ished nochairigur*, *ished noadamrugur* Wb. 16c 3, *opus nobertis* Wb. 16d 4. Eine kleine Weiterwucherung findet sich beim verbum substantivum; *cenotad*, *cenutad*, *cianubed* Wb. 33b 8, 4a 10; 12b 2 erinnert sehr an KZ. 35, 408 f. (über *-d-* nach *cia*); noch weiter ab liegt *issamlid inso nobiad chách* Wb. 9d 25 (vgl. *ní fris ruchét* KZ. 35, 354 nach der mittelirischen Regel über das Relativum). Weitere Abweichungen finden sich in Wb. nicht, Ml. habe ich daraufhin nicht durchgesehen. Strachan wird daher seine Empörung bezwingen und das ihm so teure "Relativpronomen" *n* fallen lassen müssen. Dies *n* ist und bleibt die Endung des Nom. und Akk. Neutr.; wenigstens ist bis jetzt eine andere vernünftige Deutung nicht gefunden. Es ist mir eine Freude mitteilen zu können, dass Sarauw mir (ebenso wie Thurneysen IF. Anz. 9, 192 f.) in diesem Punkte beistimmt; das Beispiel *cach ngád* Wb. 31c 14, wogegen Strachan ohne Erfolg polemisiert, wird allerdings von Sarauw S. 106 durch eine einleuchtende Konjektur beseitigt; aber dadurch kann meine Deutung natürlich nicht gefährdet werden. Das relative *n* wird von den KZ. 35, 391 § 69 erwähnten Fällen ausgegangen sein. Strachan hat sich aber in das "Relativpronomen" *n* so sehr verliebt, dass er es Zs. f. celt. Phil. 2, 404 als eine Erfüllung der Regel νᾶφε καὶ μέμνας' ἀπιστεῖν betrachtet, wenn er ein gut beglaubigtes *dinadricthe* in ein sonst in Wb. niemals vorkommendes **dianadricthe* korrigiert (vgl. *dunaructhae* Tir., *dinaconbi* Ml. 85b 7, wozu Sarauw 138 mit Recht *fornaitmestar som* stellt; über *nait* = *nad* vgl. Aspirationen i Irsk 166; die "simple (?) emendation" von Strachan Revue celtique 18, 217 ist ganz überflüssig).

Noch eine weitere wichtige Konsequenz von Sarauws Arbeit muss hervorgehoben werden. Sarauw S. 100 behandelt *gabthe* und *brethae* mit Recht als altirische Form des Prät. Passiv; ebenso Thurneysen KZ. 37, 53 und 57. Diese stillschweigende Anerkennung wird aber nicht genügen, um die ältere Vorstellung, diese Formen seien mittelirische Neubildungen, zu beseitigen. Es muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass diese Formen ganz unverdächtig sind, weil überhaupt keine andere a b s o l u t e Form des Prät. Pass. im Altirischen vorkommt.

Ich muss darauf verzichten, noch ausführlicher auf den interessanten Inhalt von Sarauws Untersuchung einzugehen. Ich gebe jetzt nur noch ein Verzeichnis kleiner mit untergelaufener Versehen. S. 137 Wb. 29d 9: *accur* darf nicht korrigiert werden, vgl. Ml. 92a 16 *dufailti 7 duaccur* und Stokes Revue celtique 9, 108 (O'Reilly *anacar* 'affliction'); Wb. 30c 20: passt in den Zusammenhang nicht, vgl. Ref. Aspirationen i Irsk 104, KZ. 35, 357, Strachan KZ. 33, 306 Fussnote, Zs. f. celt. Phil. 2, 210, Thurneysen IF. Anz. 9, 47; Wb. 31d 5: falsch, vgl. Ref. Aspirationen i Irsk 153, Strachan Zs. f. celt. Phil. 1, 14, Revue celtique 18, 226, Quiggin Die lautliche Geltung der vortonigen Wörter und Silben S. 9 ff. — S. 138 Ml. 53c 14: falsch, richtig bei Ascoli, Glossar 37. — S. 136 Wb. 3d 24: falsch, da *fodite césto* eine sonst nicht vorkommende Tautologie ist. — S. 137 Wb. 32a 19: überflüssig, vgl. Wb. 18a 11. — S. 138 *indossa* ist selbstverständlich aus *indorsa* Wb. 12c 35; 14d 28 entstanden; eine Dativform **ind fhoss*, **ind fhois* von dem Mask. *foss* ist unmöglich. — S. 139. Ml. 101b 1: vorzüglich; man kann aber einfach *co lenamain dib* lesen; *co* = 'mit'. — S. 34. *as mó de focialtar* darf nicht korrigiert werden, vgl. *asmaam rosechestar arsidetaid* Sg. 208b 15 usw. — S. 99. Die Annahme, dass die Glossen Bruchstücke eines

grösseren Werkes sind, ist überflüssig; man soll nur Wb. 10b 19 mit 10b 20 zusammenlesen: *berir dano andédesin trisintestiminso : .i. asrochoili innachridiu buid dondingin inógi* l. *diacholin fondul toisech.* Dass die Glossen nur Stücke eines zusammenhangenden Gedankenganges sind, ist wahr, aber schon bekannt. — S. 64 *éitsecht, estecht* "Tod" ist *es-techt* 'Ausgang'. — S. 78. *dethiden* eher zu *didnad*, cymr. *dyddan, ymddyddan.* — S. 36. Diese Deutung von *barafie* ist unmöglich wegen Wb. 4a 3; *bar- far-* ist "Euer", *ar-* Wb. 25c 9 'unser'. — S. 42. Dass in *comarscaiged* kein *od* stecke, ist eine ganz unbegründete Ansicht. — S. 46. *immacomsinitar* vgl. *immonsinsetar* LL. 116b 1, *immasinithar doib* LU. 60a 3. — S. 63 *dorigeni* : nicht richtig, da *r* im Neuirischen (Arran) nicht mouilliert ist. — Druckfehler: S. 26 Z. 19, lies tr. 9; S. 36 Z. 22, lies 11 4 9; Z. 23, lies 32 1 24; S. 37 Z. 4 von unten, lies 62v 2; S. 56 Fussnote Z. 1 lies 43a 2; S. 115 Z. 12, lies 24d 30; S. 136 Z. 17, lies 130d 12; Z. 23, füge hinzu 25a 5; Z. 1 von unten, lies 24 4 11.

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Loewe R. Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle Niemeyer 1899. 59 S. 1,60 M.

Eine zusammenfassende Darstellung der vielen schwierigen auf die Gliederung der Germanen bezüglichen Fragen ist gewiss eine sehr erwünschte Schrift. Die vorliegende Arbeit enthält manche treffende Bemerkung, vermag aber nicht völlig zu befriedigen. Im Allgemeinen scheint mir der Verf. nicht selten mit Beispielen und Litteraturnachweisen etwas zu sparsam zu sein. Er geht bei seiner Untersuchung von den sprachlichen Eigentümlichkeiten aus und sucht dann die so gefundenen Beobachtungen durch Berücksichtigung der geographischen Verschiebungen zu erklären, bezw. ihre Richtigkeit zu erhärten, wobei er vielfach griechische Stammes- und Dialektverhältnisse zum Vergleiche heranzieht. Seinen Stoff teilt L. in 3 Kap.: 1. Goten, Nord- und Westgermanen, 2. Ost-, 3. Westgermanen. Im 1. Kap. werden zunächst die einzelnen sprachlichen Neuerungen zusammengestellt, die je zweien unter den drei Gruppen gemeinsam sind. Dabei erscheint neben wichtigen sicheren Momenten auch allerhand problematisches aufgeführt, ohne dass es aber als unsicher gekennzeichnet würde. So erwähnt er unter Hinweis auf Kock Beitr. 21, 429 als Kennzeichen des Nord-Westgerm. einerseits und des Got. anderseits, dass germ. *u* nord- und westgerm. nach langer Stammsilbe verloren geht, got. jedoch erhalten bleibt. Ein für die Verwandtschaftsverhältnisse bedeutsamer Unterschied liegt aber hier gewiss nicht vor. sind doch die Formen mit erhaltenem *u* auch nach langer Silbe, die schon durch altn. *vǫndr* vorausgesetzt werden, im Ags. noch durch Inschriften bezeugt; der von L. angeführte Unterschied beruht also lediglich auf einer jüngeren Entwicklung der länger erhaltenen Sprachen. Anderes dagegen vermisst man. Da er auch die Erscheinungen zusammenstellt, die das Nord. nur mit einem Teile des Westgerm. gemeinsam hat, hätte doch auch die pronominal gebildete Form des Ntr. Sgl. der Adj. eine Erwähnung verdient, die das Hd. mit dem Goto-nord. (diese Bezeichnung wird von L. nicht ungeschickt vorgeschlagen) teilt, die aber dem Sächs. und Anglo-Fries. fremd ist. Zur Erklärung dessen, dass das Got. zahlreiche Erscheinungen mit dem Nord.,

wenige mit dem Westgerm. gemein hat, und dass eine dritte Klasse von Neuerungen nur das Nord. und Westgerm. betroffen hat, macht L. gewiss mit Recht die Verschiebung der Wohnsitze der Goten geltend, deren Heimat er in Übereinstimmung mit Kossinna in Skandinavien sucht. Für die Chronologie der Sprachgeschichte ergibt sich vor Allem eine wichtige Beobachtung, dass nämlich die Neuerungen auf dem Gebiete der nominalen Wortbildung jüngeren Ursprungs sind. Insbesondere fehlt dem Got. die suffixale Verwendung ursprünglich selbständiger Substantiva; sie kann also erst zu einer Zeit gebräuchlich geworden sein, da die Goten am schwarzen Meere des engern Zusammenhangs mit den übrigen germ. Stämmen verlustig gegangen waren.

Im 2. Kap. wird die Frage untersucht, welche Völkerschaften den Goten näher verwandt sind. Bei der Dürftigkeit des erhaltenen Materials ist es nicht zu erwarten, dass hier wesentlich neue, sichere Ergebnisse zu Tage gefördert werden. L. selbst ist dabei im Allgemeinen mit den Schlüssen aus sprachlichen Kriterien sehr zurückhaltend, um so mehr muss es befremden, wenn er S. 28 auf Grund eines einzigen bei Jordanes belegten wandal. *Wisimar* gegenüber späteren Namen auf *-rith* und *-mir* auch für das Wandal. einen Übergang von *ē* in *ā* und dann wieder in *ē* erschliesst. Diese Annahme wird dadurch nicht wahrscheinlicher, dass das auffallende *ē* der spanischen Sueben darauf zurückgeführt wird (S. 51), dass diese schon in Ungarn Nachbarn der Wandalen gewesen seien. Auf Grund mehr allgemeiner Erwägungen archäologischer und ethnologischer Art glaubt L. immerhin daran festhalten zu können, dass Burgunder, Rugier und Wandalen einst mit den Goten eine engere Einheit gebildet haben, von Plinius unter dem Namen Wandilier zusammengefasst. Der Verf. schliesst hier eine Erörterung über die Genealogie der Germanen bei letzterem an, die freilich wenig sichere Resultate ergibt; die Annahme, dass Plinius oder vielmehr sein Gewährsmann ein wandilisches Lied benutzt habe, wird man nicht dahin rechnen wollen.

Das 3. Kap. handelt von den Westgermanen. Es ist zu bedauern, dass der Verf., wenn doch die Schrift einen vollständigen Überblick über die sprachliche Gliederung der Germanen geben sollte, nirgends Anlass gefunden hat, diejenigen Kriterien, die speziell für die Zusammengehörigkeit der Westgermanen zeugen, aufzuführen. Und doch wäre eine neue zusammenfassende Untersuchung derselben gewiss nicht wertlos gewesen. Allein schon die Frage, wie sich die gewöhnliche Annahme, wonach die westgerm. Konsonantengemination vor der Auswanderung der Angelsachsen stattgefunden hat, zu der Thatsache verhält, dass die Gemination vor *r* und *l* nach Ausweis von Doppelformen wie ahd. *ahhar* und *acchar* erst nach der Synkope des Endungs-*a* eingetreten ist und dass dieses letztere in den malbergischen Glossen noch erhalten ist, wäre eingehender Prüfung wert. Mit besonderer Ausführlichkeit bespricht L. die Entstehung oder besser Zusammensetzung der deutschen Sachsen. Dem Resultat der etwas unklaren Auseinandersetzung, die relative Einheitlichkeit der sächs. Mundart sei am leichtesten zu erklären, wenn man annehme, dass überall bis zu ihren Grenzen nordalbingische Kolonisten gekommen seien, d. h. also eine ziemlich einheitliche Sprache sei durch Mischung ganz verschiedener Elemente entstanden, wird man schwerlich beistimmen. Zum Schlusse folgen noch einige Bemerkungen über die Abstammung der Langobarden, die L. zu den Erminonen rechnen möchte. Auf eine nähere Begründung meiner früheren, vielleicht etwas allzu

zuversichtlich ausgesprochenen Ansicht von ihrem ingväonischen Ursprung kann ich hier nicht eintreten; nur soviel sei bemerkt, dass sich unter den deutschen Elementen im Italienischen, die aus dem Langob. stammen, eine Anzahl Wörter finden, die sonst nur im Ags. nachzuweisen sind; vgl. *caleffare* 'verspotten', *staffa* 'Stegreif' und vielleicht *romire* 'lärmen', Charakteristik der germ. Elemente im Ital. S. 19, ZfrPh. 24, 66.

Basel. Wilhelm Bruckner.

Från Filologiska Föreningen i Lund. Språkliga Uppsatser. Lund 1897. E. Malmströms Bogtryckeri.

Der philologische Verein an der Universität Lund blickt auf das erste Jahrzehnt seines Bestehens zurück; er ist in dieser Zeit stetig gewachsen, einige der ehemaligen Mitglieder nehmen in der Gelehrtenwelt einen hervorragenden Platz ein; man feiert das zehnte Geburtsfest durch eine Festschrift.

Da der Verein gebildet wird von Philologen aller Fächer, sind die Beiträge recht vielseitig. Nur nennen kann ich die Arbeiten der klassischen Philologen: J. Paulson, In Lucretium adversaria; A. Ahlberg, Adnotationes in accentum Plautinum; M. P:n Nilsson, De republica Atheniensium a Clisthene constituta; Cl. Lindskog, De usu pronominum personalium, quae subiecti uice funguntur, apud elegiacos poetas latinos obseruationes. A. Kock eröffnet die Reihe der germanistischen Beiträge und zugleich die ganze Schrift mit der etymologischen Untersuchung einiger schwedischer Wörter: *Dalkulla*, *fatt* in *illa fatt*, *huru är det fatt* und in *taga fatt någon*, *fyr* 'en lustig kurre', *fyrbussa*, *galler*, *glättig*, *ofant(e)lig* und *väla*, *väl(l)e*. P. Rhode will in seinem Aufsatz "Transitivity in Modern English" absehen von der rein formalen Scheidung in transitive und intransitive Verben und weist den Begriff der Transitivität nach in englischen Verben, Substantiven, Adjektiven, Adverbien, Präpositionen und zusammengesetzten Ausdrücken. Th. Hjelmqvist löst aus einem grösseren Aufsatz über die schwedischen Personennamen in übertragener Bedeutung reichhaltige Sammlungen zu den Namen *Petter*, *Per* und *Pelle* aus. E. Sommarin weiss es wahrscheinlich zu machen, dass die Unterscheidung von *einvígi* und *hólmganga* im 10. Kapitel der Kormakssaga auf missverständlicher Auffassung der verdorbenen Visa 28 durch den Sagaschreiber beruht. Sven Berg kritisiert die früheren Versuche, für die Stellung des französischen Adjektivs eine Regel zu finden, um dann zu einer eignen Formulierung zu gelangen: Diejenigen Eigenschaften, die gleichzeitig mit dem Substantivbegriff, mit ihm untrennbar verbunden, im individuellen Bewusstsein auftauchen, werden durch vorangestellte Adjektive ausgedrückt; diejenigen Eigenschaften, die den Substantivbegriff näher charakterisieren und von andern Begriffen scheiden, werden durch nachgestellte Adjektive ausgedrückt. An diese — gekürzt wiedergegebene — Formulierung schliesst der Verf. Beispiele für die chiastische Stellung der Adjektiva (*anciens amis et amis nouveaux*) und Bemerkungen darüber. H. Söderbergh veröffentlicht "Rimstudier på basis af rimmets användning hos modärna svenska skalder". Auf Grund einer Stoffsammlung aus den Gedichten Snoilskys, Rydbergs, Heidenstams u. a. handelt er sorgfältig und behutsam in 3 Kapiteln über den Reim vom Standpunkt

der Betonung, über den nachvokalischen und den vokalischen Teil des Reims. Im letzten Kapitel erklärt er sich ausführlicher gegen den unreinen Reim (den "Stockholmer Reim": *e* : *ä*), den Heidenstam mit Hinweis auf Ibsen und Goethe für das Schwedische verteidigt und mit andern thatsächlich angewandt hat.

Osnabrück. W. Ranisch.

Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif. Tidskrift utgifven af landmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund genom J. A. Lundell. Stockholm Samson & Wallin 1896. 97. Heft 57—60. 8⁰. 9 Kronen.

Die beiden Jahrgänge 1896 und 97 der Zeitschrift der schwedischen Gesellschaften zur Erforschung der schwedischen Dialekte und des schwedischen Volkslebens bieten eine ganze Reihe interessanter Aufsätze, interessant allerdings, wie es ja in der Natur der Sache liegt, zunächst nur für den engeren Kreis, der sich mit schwedischer Sprache und schwedischem Volksleben beschäftigt, wenngleich natürlich manches, wie z. B. die bei der Dialektbeschreibung angewendete Methode auch darüber hinaus Interesse zu erregen vermag, ebenso wie die dabei gebrauchte Lautschrift, beide jedoch seit Jahren in der Zeitschrift geübt und daher wohl bekannt. Es ist nicht zu verschweigen, dass demjenigen, welcher der schwedischen Dialektforschung fremder gegenüber steht — und das werden, wie ich glaube sagen zu können, ausserhalb der nordischen Lande die meisten Germanisten sein, auch die, die sich spezieller mit nordischer Philologie beschäftigen, — es oft recht schwer fällt, die in diesem Alphabet geschriebenen Sprachproben und Wörterverzeichnisse zu lesen und sich eine wirkliche Vorstellung von den Lauten zu bilden, welche durch die oft wunderlich verzerrten Buchstaben bezeichnet werden. Ist es für einen, der nicht Schwede ist, schon schwer genug, sich die gesprochene Reichssprache wirklich gut anzueignen, so erscheint es noch weit schwieriger sich eine genaue Kenntnis der zahllosen Dialekte zu erwerben. Von einer Kontrolle über die gemachten Angaben einer Dialektbeschreibung kann erst recht gar keine Rede sein. Aus den hier entwickelten Gründen doppelter Art muss ich mich bei den meisten zu besprechenden Arbeiten mit einem kurzen Hinweis auf den Inhalt begnügen.

Heft 56 enthält die Fortsetzung der von Lundgren im 45. Heft (= X. 6), im Jahrgang 1892 begonnenen Abhandlung über "Personennamen aus dem Mittelalter", von Gøtar-Libært. Benutzt worden sind teils gedruckte, teils handschriftliche Quellen, teils altertümliche Namen, die im Volke fortleben ohne dass sie direkt aus früherer Zeit nachgewiesen werden können. Die Namen aus Schonen, Halland und Blekingen sind nicht vollständig angeführt, da ihre Sprachform einerseits nicht rein schwedisch ist, sie andrerseits bereits von O. Nielsen in seinen "Altdänische Personennamen" behandelt sind. Herangezogen worden sind auch Ortsnamen, deren erster Teil aus Personennamen besteht. Leider hat sich der Verfasser auf die Namen rein nordischen Ursprungs beschränkt. Für die Kulturgeschichte Schwedens wäre es von Interesse gewesen, das Eindringen fremder Namen beobachten zu können.

Heft 57 enthält 7 Arbeiten und beendet den Jahrgang 1896.

Lind (XI. 2) gibt eine Sammlung värmländischer Sprichwörter, sprichwörtlicher und anderer Redensarten in der Dialektform und auf reichsschwedisch.

Björkmann (XI. 5) liefert eine Lautlehre des småländischen Gesetzes auf Grund des Kapitels über das Christenrecht. Ein wichtiges Resultat ist, dass sich ihm die vollständige Zuverlässigkeit der Ausgabe von Schlyter ergeben hat. Hier seien ein paar Anmerkungen gestattet. S. 9. Dass aisl. *leikr* in direkter Anlehnung an lat. *laicus* geschaffen sei, habe ich bereits Acta germ. 1, 330 hervorgehoben; die Zusammensetzung *leikmadr* wird dann nach mndd. *lekman* (vgl. auch ahd. *laihmann*) geschaffen worden sein, das Bj. in den Berichtigungen S. 65 als Quelle des schwed. *lekman* wohl mit Recht annimmt. S. 10. Da das ags. *scrift*, *skript* 'Beichte' vielfach als ein germ. Wort aufgefasst worden ist, so hätte der Aufsatz von Zimmer "Aus der Bedeutungsgeschichte von Schreiben und Schrift" ZfdA. 36, 145 angeführt werden können, in dem er die Entlehnung aus dem Lat., resp. fürs Westnord. aus dem Ags., das ja dem Norden so viele kirchliche Wörter (vgl. meine Ausführungen AG. 1, 316 f.) lieferte, bewiesen hat. Ebenso kann das isl. *klauster*, S. 13 Anm. 2, auf das ags. *clauster* zurückgehen. S. 20 ff. gibt Bj. eine, wie mir scheint, ganz annehmbare Erklärung der Pronominalformen *høn* Nom. Fem. Sg., und *høna* Akk. Sg. Fem. im Gegensatz zu Kock und Noreen. Er weist auf die häufige Verbindung dieses Wortes mit dem Pronon. *þæn* hin. Bei beiden Wörtern hiess das Neutr. *þæt*, der Plur. *þe(r)*, *þa(r)*, *þøn*. Er stellt die Proportion auf *þæn* : *þæt* : *þøn* = *hæn* : *þæt* : x; x = *høn*. Oder, da in dem Dialekt der Handschrift es wahrscheinlich *þan* heissen muss, würde auch schon genügen *þan* (: *þæt*) : *þøn* = *hon* (: *þæt*) : x und x = *høn*. Zu diesem Nom. konnte dann nach der Analogie von *hon* : *hona* = *høn* : x ein Akk. Fem. *høna* entstehen. S. 36. Entsteht in den Fällen wie *skiæra* wirklich *i̯* zwischen dem *k* und dem folgengen palatalen Vokal, oder wird durch das *i* nicht vielmehr nur die palatale Aussprache des *k* angedeutet? S. 43 ff. Zur Bildung der Wörter auf *-ilse* vgl. jetzt noch Tamm Om avledningsändelser hos svenska substantiv S. 44 ff., der an dieser Stelle auch starke Einfuhr aus dem Dän. annimmt. Die Ausführungen Bj.s, dass auch auf nordischem Boden die Endung *-ilse* entstanden sein könne, scheinen mir wenig überzeugend.

Es folgt (XI. 6) ein Aufsatz Wadsteins "Sprichwörter des Mittelalters", hervorgegangen aus einer urspr. für die IF. bestimmten Anzeige von Kocks und af Petersens "Östnordiska och latinska medeltidsordspråk". W. sucht teils eine Reihe unerklärt gebliebener Sprichwörter zu erklären, teils bringt er andere Erklärungen bei als die früheren Ausleger. Besonders zieht er zur Aufhellung dunkler Sprichwörter die lat. Versionen in ausgedehnterem Masse heran, als dies früher geschehen ist, indem er zeigt, dass grade die lat. Sprüche vielfach das ursprüngliche zeigen, dass also viele Sprichwörter nicht auf nordischem Boden entstanden sind. W.s Ausführungen sind scharfsinnig, und in vielen Fällen ist es ihm geglückt, das Verständnis der Sprichwörter zu fördern. Von sprachlichen Ausführungen hebe ich hervor, dass er die Annahme Bugges von der polnischen Herkunft des Wortes *plandz* 'Tanz' durch den Hinweis auf das aus dem Abulg. stammende got. *plinsjan* 'tanzen' stützt (S. 9 f.), ferner seine Erklärung von *ærende* als 'Exkremente', die mir sehr gelungen zu sein scheint (S. 31). Spassig ist die mittelalterliche Etymologie von lat. *comes* als 'der, der in Gemeinschaft mit andern isst', aus *com-* und *esse* 'essen' (S. 50).

Stille (IX. 7) untersucht eine Volkssage vom nördlichen Schonen. Wahrscheinlich existierte schon in katholischer Zeit in Skandinavien eine sage von einer bösen, ihre Bauern schindenden Gutsherrschaft, die vom Teufel gepeinigt oder fortgeführt wurde. Sie wurde dann unter gegebenen Umständen hie und da lokalisiert. In der Sage, von der Stille ausgeht, wird ein eigentümlicher Zug erzählt, der vielleicht weiter verfolgt zu werden verdient. Die Burgherrin, so heisst es, die noch böser war als ihr Mann, zwang die Frauen, die soeben erst geboren hatten, ihre Kinder zu verlassen, aufs Schloss zu kommen und dort die jungen Jagdhunde zu säugen. Ist dies Motiv sonst noch bekannt? Es folgen (XI. 8) Studien zur schwedischen Grammatik von A. Kock, in denen folgendes behandelt wird: die Angleichung im Altschwed.; die Adjektivbeugung im ältern Neuschwed.; die Behandlung des altschwed. *r*-Lautes ("in der schwed. Reichssprache schwindet *r* = urnord. *R* nach Vokal lautgesetzlich in Silben mit levissimus" S. 19); ein Exkurs über die altschwed. Adjektivbeugung; der Wechsel von isl. altschwed, *skal*, *skulu*, altgutn. *al ulu* (schon in urgerm. Zeit hatte man Formen des Verbums ohne *k*, wie in deutsch *sollen*; solche finden sich auch im Schwed.; gingen ihnen Pronomina auf *-*z* endigend voraus, wie z. B. **wīz* 'wir', so entstand, in schwach akzentuierter Stellung, aus **wīz-sulum* ein **wīz-zulum*, **wīzulum*, woraus dann die Form *-ulum* abstrahiert wurde); eine Dissimilation im Schwedischen des 16. Jahrhs. ("wenn in einem mehrsilbigen Wort die Ultima mit *t* beginnt und schliesst, so wird [in Per Brahes Chronik der Jahre 1532—41] das auslautende *t* zu *d*", S. 38). Eine Quantitätsfrage im Schwed. (in der Verbindung *ă*+*m* wird "in offner Silbe mit zweigipfliger Fortis im Neuschwed., d. h. im Stockholm. der Vokal gelängt; der Konsonant dagegen wird gelängt in geschlossner Silbe und in offner Silbe mit eingipfliger Fortis im Neuschwed., d. h. im Stockholm. S. 42); über die Diphthonge in der ostnord. Sprache (1. "Wenn auch das Altgutn. in der Regel *ai* entsprechend isl. *ei* anwendet, so hat der Dialekt doch eine Tendenz *ei* zu brauchen a) unmittelbar nach *w*, b) in relativ unakzentuierter Silbe. 2. Dialektisch wurde in der ostnord. Sprache der Diphthong *ei* früher monophthongiert als der Diphthong *au*". Anders Noreen in Aschwed. Gramm. § 124 Anm. 1).

Smedberg (XI. 9) betrachtet den Wortvorrat der schwedischen Bauernsprache und weist die Behauptung, die sich in einer Zeitung fand, dass eine ungebildete, den niedern Schichten der Gesellschaft angehörende Person, sich mit einem Wortvorrat von etwa 500 Wörtern begnüge, zurück. Hierzu genügt allein schon eine Betrachtung des bäuerlichen Lebens mit seinen zahlreichen Hantierungen und Beschäftigungen, die jede eine ganze Anzahl von Kunstausdrücken umfassen. Auf Grund einer Probe, die er an einigen Seiten von Lundells Wortliste gemacht hat, berechnet er den Wortschatz der Bauern auf 26000 resp. 40—45000 Wörter[1]).

Der inzwischen verstorbene Kullander schildert (XI. 10) Leben und Gebräuche der Waldbewohner der grossen Wälder des Edsveden genannten Distrikts, die vieles Altertümliche in Sitten und Gebräuchen bewahrt haben.

In Heft 58 setzt Saxén seine in Heft 54 (XI. 3) begonnene Untersuchung über die finnischen Lehnworte in den altschwedischen

---

1) [Vgl. dazu meine Ausführungen in der Zeitschr. d. Allgem. Deutsch. Sprachvereins 15, Sp. 290 f. Korrekturn.]

Dialekten, d. h. den in Finnland gesprochenen, fort. Er schliesst die systematische Übersicht über die schwed. Entsprechungen der finnischen Laute. In zwei alphabetischen Wortlisten, von denen die erste nach den finn. (resp. esthn.) Wörtern geordnet ist, die zweite nach den ins Schwedische aufgenommenen, führt uns S. das Material vor, das den bedeutenden Einfluss des Finn. auf diese Dialekt zeigt. Dabei kann es denn vorkommen, dass ein in früher Zeit vom Finn. aus dem Germ. entlehntes Wort, wieder eine Rückwanderung ins Schwed. antritt. Unkenntnis des Finn. hindert mich, näher auf diese Arbeit einzugehen.

Heft 59 enthält ein Alphabet für die Dialekte in Jämtland und Härjedal von Westin (XV. 3). Der Verfasser will ungeübten Phonetikern Anweisung zur Aufnahme der Dialekte geben, deshalb sind wissenschaftliche Auseinandersetzungen nach Möglichkeit vermieden. Eine Karte veranschaulicht das Gebiet der einzelnen Dialekte.

Anna Hjelmström schildert (XI. 4) Sitten, Gebräuche, Volksglauben und Sagen der Ortschaft Delsbo. Zum Verständnis einiger Dialektworte und der zum Teil im Dialekt wiedergegebenen Sagen sind der flott geschriebenen und interessant zu lesenden Abhandlung einige grammatische Anmerkungen und ein kleines Wörterverzeichnis hinzugefügt.

Heft 60 (XVIII. 2), das den Jahrgang 1897 schliesst, enthält einen Aufsatz von Leffler über die in einigen Punkten von der Reichssprache abweichende Akzentuierung des im Bezirk von Uppsala belegenen Kirchspiels Suttunge.

Heidelberg. B. Kahle.

Thoroddsen Th. Geschichte der isländischen Geographie. Autorisierte Übersetzung von August Gebhardt. I. Die isländische Geographie bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts. Leipzig Teubner 1897. XVI u. 238 S. 8°. 8 M.

Wir können Dr. A. Gebhardt nur sehr dankbar sein, dass er uns durch eine gelungene Übersetzung das Buch des isländischen Geographen zugänglich gemacht hat. Es ist ein eigenartiges Werk, das nicht nur den Geographen, sondern auch den Historiker, Ethnographen und Folkloristen interessiren soll und wird. Der Sprachforscher freilich kann nichts daraus entnehmen, wohl aber hat es für eine indogermanische Altertumskunde eine gewisse Bedeutung. In Kürze gesagt, dieser erste Band ist eine Geschichte des Bekanntwerdens Islands und seiner Bewohner in behäbiger, gemütlicher Darstellung. Er enthält alle Nachrichten, die bis zum Beginn der neueren Zeit über Island vorhanden sind, im ersten Kapitel S. 1—18 Berichte über Island vor seiner Besiedelung, im zweiten S. 19—132 Vorstellungen über Island vor der Reformationszeit; im dritten S. 133—218 wird die Reformationszeit nebst den Schmähschriften auf Island und dem Selbsterwachen der Isländer geschildert. Wer dem ganzen Stoffe, wie Referent zwar ferner steht, aber ihm doch ein grosses Interesse entgegenbringt, der wird sich durch die Lektüre belohnt und belehrt finden.

Es ist ein Stück menschlicher Geistesgeschichte diese Entdeckung Islands, die auch durch Nacht zum Licht führt. Am Anfang steht wie billig die Frage, ob Thule Island war. Der Verfasser

verneint dies. Unsere Blicke werden dabei wieder auf jenem kühnen Mann haften bleiben, den man den Kolumbus der Griechen nennen kann, Pytheas von Massilia. Ob Pytheas unter Thule Island verstanden hat, d. h. ob sich in jener fernen Zeit die Schifffahrt schon so kühn in das Meer wagte, dass er in Brittanien Nachrichten über Island erhalten konnte, das ist eine Frage von eminenter Wichtigkeit für die alte Zeit. Mir teilte Prof. Sieglin mit, dass er Thule entschieden für Island halte. Und in der That, wenn man die Nachrichten des Pytheas unbefangen prüft, so leuchtet einem die Wahrheit dieser Behauptung ein. Aber es ist nicht meine Aufgabe, diese Frage zu entscheiden, und ebensowenig ist es mir möglich auf andere Punkte dieses Buches einzugehen. Ich hoffe, dass der zweite[1]) Band bald nachfolgen, und dieser erste viele Leser finden möge.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Wyld H. C. Contributions to the History of the English Gutturals. [Read at the Meeting of the Philological Society on Friday, April 14, 1899]. Printed by Stephen Austin & Sons, Hertford 1899. 132 S.

Ausgehend von der Doppelentwicklung, welche ae. palatales *ć* und *ʒ̇* in der späteren Entwicklung aufweisen, hat Verf. es unternommen, die Schicksale der englischen Gaumenlaute im In- und Auslaute näher zu betrachten. Die Resultate dieser Untersuchung führt er uns in vorliegender Abhandlung vor, die einem Vortrage vor der Londoner Philological Society entsprungen, leider mehr eine dogmatische Statuierung seiner Ansichten als eine induktive Ableitung und streng-geschlossene Beweisführung darstellt.

Eine vorausgesandte knappe Übersicht über die Aussprache und Schreibung der ae. Gutturalen sowie ihre Weiterentwicklung im Mittelenglischen ist uns wertvoll wegen ihrer reichen, wenn auch keineswegs vollständigen Zusammenstellungen über das frühste Vorkommen von Schreibungen, die uns bestimmte Lautwandel verraten. Die schwierige Frage, was für Laute wir unter der krausen Orthographie der im 12. und 13. Jh. hergestellten Kopien altenglischer Texte suchen dürfen, scheint mir freilich nicht so im Vorbeigehen zu beurteilen, wie es hier geschieht. Sehr anerkennenswert ist dagegen das überall hervorgekehrte Bestreben, den Buchstaben phonetische Begriffe unterzulegen, wenn Vf. dabei auch nicht über Bülbring hinauskommt, gegen den er S. 12 polemisiert, ohne ihn richtig verstanden zu haben. Im Einzelnen läuft auch sonst manches Anfechtbare oder Ungenaue mit unter, so die unklare Auseinandersetzung über das ae. Hartgaumen-*ć* auf S. 8, wo der Laut dem russischen *tь* in *matь*, also "mouilliertem" *t*, gleichgesetzt wird, die phonetische Beschreibung aber vielmehr auf russisches "mouilliertes" *k̂* passt. Oder man nehme die höchst komplizierte, ganz unwahrscheinliche Erklärung von Formen wie me. *dreinte* aus ae. *drenćte*, wo es sich doch nur um eine Übertragung (Vorwegnahme) des mouillierten Gaumenverschlusses auf *n* (— *ñ* dann geschrieben als *in* —) und ein Unhörbarwerden des *ć* durch lautloses Übergleiten

1) [Der zweite Band ist unterdessen erschienen (1898) und kann ebenfalls nur auf das Beste empfohlen werden. Korrekturn.]

von der Gaumen- zur Alveolar-Artikulation handelt. (Vgl. ne. [*āst*] aus *asked*). Völlig unhaltbar scheint mir die Annahme eines Wandels von ae. -*ćt* zu me. -*ght*: Vf. kann ihn nur durch *t*-Präteriten stützen, wo sich indes die *ght*-Formen leicht als Analogiebildungen zu altererbten Formenpaaren wie ae. *weccan* — *we*[*a*]*hte* usw. erklären, um so leichter als sogar ein französisches Lehnwort (ne. *catch* — *caught*) vor dieser Neubildung nicht zurückgeschreckt ist; die Formen *streighte* und *reighte* durften zudem hier nicht angeführt werden, da sie die regelmässigen Fortsetzungen von ae. *stre*[*a*]*hte*, *re*[*a*]*hte* sind.

Es folgen dann, über 5 Druckbogen füllend, allerhand Listen über die Vertretung der ae. Gaumenlaute in mittelenglischen Denkmälern und neuenglischen Dialekten, wobei Vf. durch Heranziehen deutscher Doktordissertationen sich viel Mühe erspart und z. T. grössere Vollständigkeit erzielt haben würde. So dankenswert diese Zusammenstellungen sind und so sehr die ungemein grosse aufgewandte Mühe zu bewundern ist, wird man doch in ihnen, so wie sie uns hier geboten sind, wohl kaum mehr als unbehauenes Rohmaterial erblicken können, das, ohne kritische Sichtung und ohne Eingehen auf die Individualität der Einzelfälle benutzt, leicht zu falschen Vorstellungen führen wird. Am meisten scheint mir das von den ne. Dialekt-Listen zu gelten. Schon in der Quelle für diese dürfte sich Vf. vergriffen haben, indem er nicht das von Ellis zusammengebrachte Material, das sich für seine Zwecke trefflich geeignet hätte, ausgeschöpft hat, sondern eine grosse Reihe Dialekt-Glossare, deren Verfasser nicht die gewöhnliche Alltagssprache, sondern nur die seltenen, der Schriftsprache unbekannten Wörter zu sammeln bestrebt waren. Daher kommt es, dass gegen 70% seiner Dialekt-Beispiele garnichts beweisen, weil wir ihre etymologische Grundlage nicht kennen und also nicht wissen, ob es sich um Velare oder Palatale oder überhaupt um ursprüngliche Gaumenlaute handelt. Ein weiterer Teil pflegt sich mit schriftsprachlichen Wörtern zu decken, wie z. B. im Dialekte von Somerset *aleck* (ne. *alike*), *seeked*, *dick* (ne. *dike*), *pick* (ne. *pike*), *bicker*, *prick* die natürlich für den Lautstand des Dialektes nicht als Zeugen auftreten können. Vf. sieht sich denn auch genötigt die beim Me. angewandte Einteilung nach dem zu Grunde liegenden ae. Laute in dem mundartlichen Teile fallen zu lassen und einfach alle Wörter mit *k*, *g* usw. zusammenzustellen. Schon dies hätte ihn über die Brauchbarkeit seines Dialekt-Materiales stutzig machen sollen.

Erst gegen Schluss erhalten wir dann, auf verhältnismässig sehr knappem Raume (6 Seiten!), den eigentlichen Kernpunkt der Abhandlung, nämlich einen neuen "Vorschlag für die Erklärung einiger Anomalien in der Entwicklung von ae. *ć*, *ćǵ* und *h*." Vf. stellt hier das Lautgesetz auf, dass ae. palatales *ć* und *ćǵ* vor einem '*open consonant*' (*f*, *s*, *þ*, *w*, *l* usw.) d. h. vor einem Enge-Laute, "*unfronted*" oder, mit anderen Worten, zur velaren Artikulation zurückgekehrt seien[1]), und dass in gleicher Stellung die ae.

1) Bülbring hat Beiblatt zur Anglia 9, 74 betont, dass es sich hier nicht um eine rückläufige Bewegung, sondern nur um ein Verharren bei dem palatalen Verschlusse handelt. Entschieden stimme ich ihm darin bei, dass nicht von einem '*unfronting*', einem Zurückkehren zur velaren oder mediopalatalen Artikulation die Rede sein darf, sondern dass auch in Formen wie ae. *þynćđ* ein Hartgaumenverschluss und zwar vermutlich noch ein sehr weit vorgeschobener

Reibelaute ȝ und *h* zu Verschlusslauten geworden seien. Statt nun aber dieses Lautgesetz durch umfangreiches Belegmaterial zu stützen, geht er zur Datierung des Lautwandels über. Versuchen wir nun an der Hand des zerstreut vorgebrachten Materiales die Berechtigung obigen Gesetzes zu prüfen, so ergibt sich, dass es sich um zwei ganz heterogene Vorgänge handelt, die wir darum getrennt betrachten wollen. Was zunächst den Übergang von *h* (und ȝ über *h*) vor "*f*, *s*, *þ*, *l*, *w* usw." in *k* angeht, so ist es falsch, dass dieser Lautwandel auch vor *w* und *l* eintrete. Vf. führt kein Beispiel dafür an, und auch ich kenne keines, da bekanntlich *h* vor tönender Konsonanz lautgesetzlich im Ae. schwindet. Dass vor tonlosem Reibelaute *h* die Neigung hat in *k* überzugehen, hat schon Kluge (Grdr. 1², 1005) erkannt. Vf. hat indes das Verdienst, eine Anzahl weiterer Beispiele aus me. Texten beigebracht zu haben. Wenn wir sie uns nur nicht erst selber zusammensuchen müssten! Nach der anderen Seite ist aber die obige Regel auch zu eng gefasst: denn es handelt sich dabei um jene weitverbreitete Neigung, beim Zusammentreffen zweier Reibelaute (tönender sowohl wie tonloser) den relativ grossen Exspirations-Aufwand dadurch zu reduzieren, dass man an Stelle eines der beiden Spiranten den entsprechenden Verschlusslaut eintreten lässt (s. Kluge im Grdr. 1², 1006 ff.; Mayhews Synopsis § 758 f.). Dies braucht aber nicht der erste Laut zu sein, auch der zweite kann zum Verschlusslaut werden, so dass z. B. ae. *-hþ* sowohl als *-cþ* wie als *-ht* erscheint; letzteres z. B. in ne. *height* aus ae. *hêhdo, hîehdu* (neben ne. -dial. *ekþ*) u. a. m.

Der ae. Reibelaut ȝ soll vor "*f*, *s*, *þ*, *w*, *l* usw." sowohl zu *k* wie zu *g* (Verschlusslaut) werden können. Einen direkten Übergang von ae. ȝ in *k* vor *s*, *þ* usw. gibt es aber nicht, da ȝ vor stimmlosen Reibelauten schon im Ae. zu *h* geworden ist, und somit in Fällen wie me. *likþ* (zu ae. *licgan*) der ebenbesprochene Wandel von *hþ* zu *kþ* vorliegt. Bei der Behauptung, dass auch tönendes *g* in diesem Falle erscheinen könnte, dachte Vf. vermutlich an die beiden S. 121 aufgeführten Dialektformen *hagthorn* und *hagworm*. Doch beide Wörter beweisen wieder garnichts: das für Cumberland und Lancashire belegte *hagworm* ist ein spezifisch nördliches Wort für 'Natter' und zwar aus dem an. *hǫggormr* 'Natter' entlehnt, so dass hier einfach altes *g* bewahrt ist; das einzige *hagthorn* kann nimmermehr sein tönendes *g* (statt *w*) dem folgenden stimmlosen *th* verdanken, zumal auch das Simplex als *hag* im Süden vorkommt.

Die andere Regel, dass palatales *ć* und *ćǵ* vor *f*, *þ*, *s*, *w*, *l* usw. als *k* bzw. *g* erscheinen, ist eine Einengung des allgemein angenommenen Lautgesetzes, dass palatales *ć* und *ćǵ* vor Konsonanz die Dentalisation und Assibilierung zu *tś* bzw. *dź* nicht mitgemacht habe. Vf. meint dagegen, die Formulierung "vor Konsonanz" sei zu weit, da vor Verschlusslauten regelrecht der Übergang von *ć* in *tś* eintrete. Beweis: die me. Präterita *cwenchte, blenchte,* usw. aus ae. *cwenćte, blenćte* usw. Doch er vergisst, dass daneben auch die Formen *queinte, bleinte* usw. vorkommen, und zwar in allen Dialektgebieten, während die *cht*-Präterita nur in der sog. Katherinen-Gruppe belegt scheinen; eine von beiden Entwicklungen

---

(mindestens noch am mittleren, wenn nicht sogar vorderen Hartgaumen) gilt. Dagegen glaube ich, dass man dennoch von einer Art rückläufiger Bewegung insofern sprechen kann, als das ursprünglich mouillierte *ć* vor folgender Konsonanz nichtmouillirt absetzte und später auch schon beim Ansatz die Mouillierung aufgab.

kann doch nur lautgesetzlich sein. Die Reihe *cweinte* usw. ist nun entschieden die Normalentwicklung: denn einerseits lässt sie sich ja ungezwungen aus mouilliertem *ĉ* erklären (s. oben); andrerseits wüsste ich kein Formenpaar, nach dessen Analogie sie neugebildet sein könnte. Formen wie *cwenchte* zu dem lautgesetzlichen Infinitive *cwenchen* aus ae. *cwenĉan* usw. erklären sich aber leicht als Analogiebildungen nach dem Muster von ae. *cêpan — cêpte* usw., das ja überhaupt in so grossem Umfange neubildend gewirkt hat. Damit fällt die einzigste Stütze für des Verfassers Regel, und weiterhin seine ganze Hypothese von dem allesbewirkenden Einfluss der *'open consonants'*, die wohl nur der Symmetrie wegen diese Formulierung erhalten.

Ich möchte noch hinzufügen, dass ich auch lautphysiologisch keinen Grund wüsste, warum vor *t* ae. *ĉ* zur mouillierten Affrikata *tš* werden sollte, dagegen vor *s*, *þ* usw. nicht. Denn m. A. n. entsteht beim mouillierten Gaumenverschluss die Affrikata *tš* nur dadurch, dass der Verschluss auf der ganzen Berührungsfläche gleichzeitig und zwar allmählich (mit Durchgang durch eine Engenbildung) gelöst wird. Zu einer solchen Lösung liegt aber beim Zusammentreffen von *-ĉt* kein Grund vor, da Formen wie *bleinte* uns ja zeigen, dass auch im Englischen die Verbindung *ct* als Hartgaumen-Applosiva + Alveolar-Explosiva gesprochen wurde. Freilich auf die Möglichkeit verschiedener Ein- und Absatz-Stellen, oder mouillierter und nicht-mouillierter Bildung, sowie verschiedener Artikulationsstellen am Hartgaumen nimmt Vf. nirgendwo Rücksicht; er begnügt sich mit der für die Gutturalfrage entschieden nicht ausreichenden Scheidung zwischen *front* und *back*. Demgegenüber darf ich vielleicht, auf die Gefahr hin zu irren, kurz andeuten, wie ich mir den ganzen Prozess der sog. Palatalisierung denke: der schon im Gemeingerm. vor *i/e* am hinteren Hartgaumen gesprochene Verschlusslaut wird gemein-ingwäonisch vorgetrieben bis zum mittleren Hartgaumen. Darauf tritt, wohl ebenfalls noch in kontinentaler Zeit, Mouillierung des Verschlusses ein, indem das Berührungsgebiet zwischen Zunge und Hartgaumen vergrössert, der *į/ę*-Artikulation angeglichen wird. Die Unbequemlichkeit, klar mouillierte Laute am mittleren Hartgaumen zu bilden, mag dann die Artikulationsstelle noch weiter vorgedrängt haben und zwar zunächst zum vorderen Hartgaumen. In diesem Stadium konnte sehr leicht für mouilliertes alveolares *t* ein ae. *c* geschrieben werden, ohne dass darum, wie meist angenommen wird, die Laute in Wirklichkeit völlig gleich gesprochen wurden, weil mouilliertes alveolares *t* und mouilliertes Vorder-Hartgaumen-*k* akustisch einen sehr ähnlichen Eindruck machen, was bei ihrem teilweise gemeinsamen Verschlussgebiete nicht zu verwundern ist. In Formen vor Konsonanz ist vermutlich *ĉ* nicht soweit vorgeschoben worden, sondern bei der mittleren Hartgaumen-Artikulation stehen geblieben, worauf dann zunächst beim Absetzen des Verschlusses die Mouillierung aufgegeben wurde und schliesslich reiner Hartgaumen-Verschluss übrig blieb. Wann die Artikulation noch weiter vorrückte zum mouillierten Alveolar-Verschluss, wissen wir nicht; einen sicheren Beweis, dass dies schon im 9. Jh. geschehen, vermag ich, — darin stimme ich Sweet und Wyld gern bei —, in Schreibungen wie *orceard* für *ortgeard* nicht zu erkennen. Nachweislich ist diese Artikulationsstelle erreicht im Anfang des 13. Jh., vermutlich aber schon ein bis drei Jahrhunderte früher, da wir um die Mitte des 13. Jh. schon den weiteren Schritt, die Entwicklung der mouillierten alveolaren Affrikata (*tš*), in Schreibungen mit *tch* völlig gesichert

sehen. Auch ob die Entstehung einer Affrikata[1]) schon auf palatalem Gebiete stattfand (also *kχ*), wie z. B. Bülbring annimmt, oder erst auf alveolarem, wie mir wahrscheinlicher ist, lässt sich nicht entscheiden. Dagegen möchte ich noch einmal betonen, dass die Lösung des Verschlusses das entscheidende Moment für die Entstehung von *tš* ist, dass also einmal der Verschluss mouilliert, d. h. gleichzeitig auf der ganzen Berührungsfläche, gelöst werden muss und dass zweitens die Artikulationsstelle im Augenblick der Explosion den Ausschlag gibt, daher Formen wie ae. *prica* oder *stician* aus **sticōjan*, mit palatal eingesetztem, aber velar abgesetztem *k*, nicht den Wandel zur Affrikata aufweisen.

Zum Schluss bietet uns Wyld nochmals Tabellen, darunter eine vielversprechende über anomales *k* und *g* in der ne. Schriftsprache. Aber auch diese zerrinnt bei näherem Zuschauen. Betrachten wir nur die 16 Wörter, in denen *k* statt *ch* stehen soll: vier davon (*cluck*, *shriek*, *snack*, *tweak*) sind etymologisch undurchsichtige Schallnachahmungen; bei weiteren 6 liegt nachweislich velares *c* im Ae. zu Grunde, nämlich ne. *ache* aus ae. *acan*, *prick* aus *prician*, bezw. *prica*, *reek* aus *rêocan*, *smack* aus *smæc*, *stick* aus *stician* (neben *stitch* aus *stiċe*), *wake* aus *wacian*; das Verbum *work* (gegen ae. *wyrċan*) ist längst als Herübernahme des Substantivs (ae. *w[e]orc*) erkannt. Es bleiben also überhaupt nur 5 Wörter übrig, in denen wir wirklich *ch* statt *k* erwarten sollten: von diesen ist das Substantiv *link* 'Feld' klärlich ein nördliches Dialektwort, das höchstens in der Verbindung *golf-link* Bürgerrecht in der Gemeinsprache erworben hat. Bei dem offenbar nicht volkstümlichen Worte *bishoprick* ist *ck* erst im 16. Jh., vermutlich unter gelehrtem Einflusse, eingeführt an Stelle des im Me. geltenden *ch*. Und die drei Verba *reck*, *seek*, *think* erklären sich ungezwungen nach der bisherigen Annahme als Übertragungen aus den synkopierten Formen der 3. Pers. Sing. Präs., die ja auch in zahlreichen anderen Fällen im Me. verallgemeinert erscheint.

Mein Urteil fasse ich dahin zusammen, dass wir dem Vf. für das reiche, wertvolle Material dankbar sein, jedoch seine neuen Erklärungsversuche ablehnen müssen.

Würzburg. Max Förster.

Chadwick H. M. Studies in Old English. Separatabdruck aus den Transactions of the Cambridge Philological Society, vol. IV. London C. J. Clay and Sons 1899. 173 S. 6 Sh.

Der Verfasser bietet im vorliegenden Hefte eine Reihe von Untersuchungen zur urenglischen und frühaltenglischen Lautgeschichte. Hauptsächlich ist dafür das in H. Sweets "Oldest English Texts" (London 1885) enthaltene Material benutzt.

Über ein Drittel des Raumes (66 Seiten) ist ausschliesslich den ältesten Glossaren gewidmet. Auf Grund von vollständigen Listen der dialektisch oder zeitlich verschiedenen Formen im Epinaler,

---

1) Der Versuch Hempls (Anglia 12, 375—383), die Entstehung der dentalen Affrikata bis vor das Jahr 700 zurückzudatieren, hat für mich nichts überzeugendes.

Erfurter und Corpus-Glossar, sowie der zugehörigen übereinstimmenden, wird die Treue der Überlieferung, das Alter und die Mundart der Texte und ihrer Vorlagen behutsam und umsichtig erörtert. Dieser Abschnitt bildet eine wertvolle Ergänzung zu F. Dieters Dissertation (Göttingen 1885).

Ein Teil der übrigen Abschnitte beschäftigt sich hauptsächlich mit den ältesten nordhumbrischen Texten und dem Vespasianschen Psalter, während andere Kapitel allgemeinere Fragen behandeln. Meist ist die Absicht des Verfassers auf eine genauere Feststellung der Reihenfolge, womöglich auch der Zeit der lautlichen Übergänge gerichtet. Ausserdem werden mundartliche Unterschiede sorgsam herausgearbeitet. Seine gründliche Kenntnis der übrigen altgermanischen Dialekte kommt ihm dabei vortrefflich zu statten. Anderseits macht sich zuweilen seine Unerfahrenheit in der späteren englischen Sprachgeschichte fühlbar.

Wie das Vorwort erklärt, waren die Abhandlungen bereits im April 1898 vollendet, mehrere Monate vor dem Erscheinen der dritten Auflage von E. Sievers' Angelsächsischer Grammatik. Daher werden noch mehrere in der zweiten Auflage enthaltenen Erklärungen angefochten, die in der neuen verbessert sind. Immerhin ist die Erörterung der Gründe nicht ganz überflüssig. In nachträglich zugefügten Fussnoten wird übrigens in solchen Fällen hervorvorgehoben, dass Sievers inzwischen selber die richtige Erklärung gegeben hat. In ein paar andern lehnt der Verfasser Sievers' neue Theorien ab; wie mir scheint ohne stichhaltige Gründe. Z. B. wird Sievers' Erklärung von ws. *lēoht* nordhumbr. *lēht* 'leicht' (§ 84, 2 u. 165 Anm. 2) doch auch durch nordhumbr. *bitwēn* Li. 'zwischen' bewiesen.

Doch ist hier nicht der Ort für eine ausführliche Widerlegung der mir verfehlt erscheinenden Ansichten in dem Buche, zumal ich meine abweichenden Auffassungen vieler Dinge bereits vor dem Erscheinen desselben an andern Stellen ausgesprochen und begründet habe. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass der Verfasser meine Artikel nicht gekannt hat, obgleich der älteste bereits im Jahre 1896 erschienen ist, und dass wir anderseits manchmal zu denselben oder ähnlichen Resultaten gekommen sind. Man sehe Anglia Beiblatt 7, 71—74; 9, 66—78 und 89—111; auch die späteren Artikel in derselben Zeitschrift 9, 289—300 und 10, 1—12; sowie einen erst im nächsten Heft der Englischen Studien (27, 1) erscheinenden Aufsatz.

Auch L. Morsbachs Artikel Anglia Beibl. 7, 323—332, ist ihm unbekannt geblieben.

Für die Leser dieses Anzeigers hat vielleicht das meiste Interesse ein Kapitel über die Konsonantendehnung vor *j* und die Flexion der *jo*-Stämme (12 Seiten), und eine kurze Fussnote (auf Seite 62). In der letzteren wird darauf hingewiesen, dass der ae. Ausgang *-æn* (*-en*) der starken Partizipia Praeteriti nicht dem ahd. *-an* gleichgestellt werden könne, sondern ein idg. *-e-* enthalten müsse; ursprünglich habe das Englische wohl zwischen *-æna-* (aus *-ena-*) und *-inu-* geschwankt, dass z. B. in *forsleginum* (Ep. 744) erhalten sei. Dass wir einen urgerm. *a*-Umlaut des *-e-* auch in Ableitungssilben annehmen müssen, ist mir aus dem Ae. (und An.) schon geraume Zeit klar, namentlich wegen dieser Partizipien auf *-æn*. Er kann ferner vorliegen im Gen. Sg. der *o*-Stämme *-æs* (*-es*) und in verschiedenen anderen ae., aber ebenfalls zweifelhaften Formen. Sicherer sind die as. fränk. Formen des Gen. Dat. Sg. *hanen namen* und der ahd. Gen. Sg. *tages* usw., wofür W. Streitberg bereits (Ur-

germanische Grammatik, § 65 Anmerkung) Erhaltung des *e* unter dem Einfluss des ursprünglich folgenden *o* (**kanenos *dhogheso*) vermutet hat. Für das Ae. ist bemerkenswert, dass das nachtonige *ĕ* in der ältesten historischen Zeit noch seine sehr offene Aussprache bewahrte, wie deutlich aus der häufigen Schreibung *ae* hervorgeht; wohingegen das haupttonige *ĕ* (in *weg* usw.) bereits im Frühurenglischen zu geschlossenem *e* verengt war (wie *a* zu *æ* usw.). Beachtenswert ist ferner, was Sievers[3] § 366 Anm. 2, andeutet; nämlich dass im frühesten Ae. dem Ausgang *-æn* in den unflektierten Formen des Part. Prt. *-in-* in den flektierten gegenüber steht (*gibaen*, aber *forleginum*). Dies scheint teilweise daran zu liegen, dass das ursprüngliche *e* in den letzteren Formen schwächer betont war als im Nominativausgang *-enaz* usw. Nur durch einen folgenden minder betonten Vokal kann *e* Umlaut erfahren (z. B. in *-enaz*); folgte dagegen eine schwere Endung, so ging *e* in *i* über (daher *forleginum*).

Leider ist dem Buche kein Index beigegeben. Einen Index zu meinen Aufsätzen will ich in meinem "Altenglischen Elementarbuch" oder an anderer Stelle nachliefern.

Groningen (Niederlande). K. D. Bülbring.

Borgeld A. De Oudoostnederfrankische Psalmen. Klank- en vormleer. (Groninger Doktordissertation). Groningen Wolters 1899. VIII und 142 S. 8⁰.

Die Einleitung dieser Schrift unterrichtet kurz über die Geschichte der in einzelnen fragmentarischen, frühestens aus dem 17. Jh. stammenden Abschriften aus einer alten, jetzt verschollenen Hs. auf uns gekommenen interlinearen Psalmenglossierung sowie der aus derselben alten Hs. geflossenen Glossen des Justus Lipsius. Borgeld schliesst sich mit Recht der von Cosijn begründeten Ansicht an, dass die Hs. im östlichen Niederfranken zu Hause gewesen sei, und weiter van Heltens Ansicht, dass sie eine Umschrift aus einer mittelfränk. Glossierung darstelle, deren Sprache sie in den ersten Psalmen getreuer bewahrt hatte. Jedenfalls stammen die ersten Psalmen aus derselben verschollenen Hs. wie die in nfrnk. Sprachformen gehaltene Hauptmasse, und bei der grossen Übereinstimmung in beiden Teilen, die sich trotz dem dialektischen Unterschiede selbst auf die Sprachformen erstreckt, müssen sie auch vorher in der engsten Beziehung untereinander gestanden haben. Dies kann ich mir aber nur so vorstellen, dass der letzte Bearbeiter zunächst die mfrnk. Glossen wörtlicher eintrug, dann aber, entweder selbst aufmerksam geworden oder von autoritativer Seite darauf hingewiesen, dass es so für den Zweck nicht gut sei, sich zu einer Umschrift in die eigene Mundart entschloss. Diese wird, wie ich meine, in einem Teile des östlichen nfrnk. Gebietes zu suchen sein, wo das Fränkische noch mit einer mehr anglofries. Mundart zu kämpfen hatte. Auch die Psalmen scheinen mir ein Beweis dafür zu sein, dass das Anglofries. ursprünglich einen grossen Teil Niederdeutschlands einnahm und erst sehr allmählich von fränkischen oder sächsischen Mundarten verdrängt wurde.

Inbetreff van Heltens, von seinem Schüler B. vertretener Ansicht über die Sprache der beiden Teile der Psalmen, wie sie sich nach einer Polemik mit Cosijn schliesslich gestaltet hatte, hat sich

nachträglich, im Anschluss an B.s Schrift, eine neue Polemik zwischen Gombault und van Helten erhoben in Taal en Letteren 9, 451 ff.; 521 ff.; 10, 113 ff.; 118 ff.; 209 ff.; 212 ff. Gombault beabsichtigt eine sehr wünschenswerte Neuausgabe der Psalmen. Die Punkte seiner Polemik bedürfen einer nochmaligen gründlichen Prüfung, und nach dem oben gesagten kann ich dem in Aussicht gestellten Nachweis "dass nichts uns anzunehmen berechtige, die Ps. 1—9 der Wachtendonkschen Hs. seien in einer südlicheren Mundart als die andern geschrieben" grade nicht mit Vertrauen entgegensehn.

Als eigentliche Aufgabe setzt B. sich eine genaue statistische Darstellung der Laut- und Flexionsverhältnisse. Er zeigt sich gut unterrichtet und hat, so weit ich sehe, eine lückenlose Arbeit geliefert, deren Brauchbarkeit erhöht wäre, wenn er sich hätte entschliessen wollen, wenigstens ein ausführliches Register als schwachen Ersatz für eine lexikalische Bearbeitung hinzuzufügen. In der Auffassung der Einzelheiten wagt er kaum die leiseste Abweichung von van Helten, so dass wir eigentlich nicht von B., sondern von van Helten-Borgeld zu sprechen haben und neben manchem guten auch all die Unrichtigkeiten der van Heltenschen Methode, die vor allem in der willkürlichen Annahme in sich unglaublicher Übertragungen gradezu schwelgt, mitbekommen. Wir haben es bei diesen Texten mit Abschriften zu thun, die von Fehlern und Missverständnissen wimmeln, und denen gegenüber noch viel mehr Misstrauen geboten ist als es so wie so schon angewandt wird. So sind m. A. nach z. B. nicht nur *gequahlit* und *gequalhit* für 'coagulatum' sondern auch das gleichbedeutende *geuuallit* zu vereinigen; sie gehören, als *gequahlit*, zu dem bei Diefenbach (s. v. coagulum) und mnd. bezeugten *quagel* aus *coagulum*; so ist es doch richtig die verschiedenen *irrot* und *rod* (Gl. 621; 624; 626; 773) in *irruort* zu verbessern; so ändere ich *farschiton* Gl. 300 in *farsclīton* usw. So ist es auch nicht gerechtfertigt, wenn die von Heyne vorgenommene und von mir Zs. f. deutsches Altert. 40, 9 begründete Änderung des Nom. Sg. Mask. *thia* in *thie* nicht weiter beachtet wird. Ist bei einem solchen Text eine ins einzelne gehende Laut- und Flexionslehre überhaupt schon misslich, so ist es noch viel misslicher, die Dinge nun auch noch mit einer Methode die willkürlich einmal die Erscheinungen als Schreibfehler das andere Mal als bedeutungsvoll nimmt zu erklären. Wenn diese Methode mit Bestimmtheit eine grosse Anzahl der Formen als Rückstände aus der mundartlich abweichenden Vorlage erklärt, so mag sie damit unter den obwaltenden Umständen öfter das richtige treffen; aber noch öfter dürfte sie ins blaue gehn. In dem Schreibfehler *faruuirp* will B. (S. 112) eine spätere mnl. Präteritumsform *wierp* erkennen und überträgt die Erklärung auch auf 4 Fälle wie *uuirpon* (statt *uuurpon*), in denen allen es sich doch um die Lautfolge *uuu* handelt, und also gewiss nur ein Strich vergessen ist.

Auf Einzelheiten einzugehen fehlt hier der Raum. Doch sei bemerkt, dass B. sich in Bezug auf *gethuuing* § 31, 3 selbst widerspricht und § 84 f. bei *becêhnot*, *teignon*, *beceignedo* übersieht, dass auch durch mnl. *teechenen* ein germ. *taign- (neben *taikn-*) vorausgesetzt wird. Es ergibt sich dass die Schrift als zuverlässige Materialsammlung gute Dienste leisten kann, während weitere Schlüsse die sie zieht stets der Nachprüfung bedürfen.

Bonn. J. Franck.

D'Arbois de Jubainville H. Etudes sur la langue des Francs à l'époque mérovingienne. Paris 1900. 232* und 110 S. 6 frs.

Im Vorwort teilt uns der bejahrte Verf. mit, dass er schon vor Jahrzehnten den Plan gefasst habe, ein Wörterbuch der fränkischen Sprache zur Merovingerzeit zu schreiben, und dass der erste Entwurf dazu schon 1869 fast vollendet gewesen sei. Allerhand Umstände wirkten zusammen, dass die Arbeit damals liegen blieb. Nach fast 30 Jahren hat dann der Verf. die Arbeit wieder vorgenommen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft zu bringen gesucht. Allein er überzeugte sich bald, dass es ihm nicht mehr möglich sei dieses Werk zu vollenden, und so erschienen diese "Studien" durchaus nicht mit dem Anspruch etwas Fertiges zu bieten, sondern nur als Anregung für Jüngere, ein Werk über die fränk. Sprache zu schreiben, wie es ihm vorgeschwebt. In einem Nachwort nimmt sodann der Verf. in bewegten Worten Abschied von seinem, ihm lieb gewordenen germanistischen Bücherschatze. Diese persönlichen Angaben charakterisieren wohl das ganze Werk zur Genüge und überheben den Rezensenten der Pflicht, der Masse von unrichtigen und ungenauen Einzelheiten entgegenzutreten.

In den ersten Kap. werden die verschiedenen Formen der Königsnamen, ihre Bedeutung und endlich die Bildung der Kurznamen umständlich besprochen. Letzteres Kap. lehnt sich fast ganz an Starck an; was sich von neuen Vorschlägen findet, ist verfehlt. So soll z. B. *Dodo*, das als Zuname eines *Gundegisilus* belegt ist, aus dem letztern durch Reduplikation der zweiten Silbe des ersten Bestandteils über **Dedo* entstanden sein! Durch dasselbe Verfahren soll *Dado* aus *Audoenus* gewonnen sein. Nicht minder verwunderlich klingt es, wenn *Pippinus* als *Doublet* von *Pôpo* (aus *Bôbo*) erklärt wird, woraus er sich durch Umlaut entwickelt hätte, u. dgl. m. Dass das 4. Kap., das eine Reihe grammatischer Beobachtungen enthält, zumal bei der höchst mangelhaften Kenntnis der neueren Litteratur, wertlos ist, wird angesichts solcher Behauptungen keiner nähern Ausführung bedürfen. Der zweite Teil des Werkes gibt Bruchstücke eines fränkischen Namenbuches: es umfasst die Namen *Abo* — *Berctho* und Kompp. An Material ist nicht viel Neues beigebracht. Manche Namen sind falsch erklärt und unrichtig eingeordnet, z. T. in Anlehnung an Förstemann; so wird z. B. *Echarigus* unter die mit *Agi-* komponierten Namen gestellt. Demgemäss sind auch die regelmässig beigegebenen Übersetzungen nicht selten weder glücklich noch richtig: An so verfehlten Übersetzungen, wie *Beracharius 'celui qui a une troup de cochons'*, oder *Anceberctlius 'brillant par les jambes'* ist in dem Buche kein Mangel.

Basel. Wilh. Bruckner.

Finck F. N. Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Acht Vorträge. Marburg Elwert 1899. VIII u. 123 S. 8°. 2 M.

In frischer, unmittelbar wirkender Schreibweise — die Schrift ist aus einer Reihe von Universitäts- und Ferienkursvorträgen erwachsen — bietet uns der Vf. eine trotz gewisser Mängel immerhin sehr lesenswerte, anregende Untersuchung über den Teil der geistigen Eigenart des deutschen Volkes, welcher sich in dessen Sprachbau offenbart. — Ausgehend von einer etwas modifizierten Darstel-

lung der Byrneschen Theorie, derzufolge ein und dasselbe Objekt bei verschiedenen Subjekten je nach deren Reizbarkeit einen verschiedenen Vorstellungs- und Gefühlsverlauf hervorruft, behauptet der Vf. für die Träger der idg. Sprachen bei durchschnittlich mittlerer bis grosser Reizbarkeit annähernd gleiche Stärke von Vorstellungen und Gefühlen, und engt nach einem kurzen Überblick über die andern Sprachstämme, deren Trägern durchschnittlich geringe oder grosse Reizbarkeit zukomme, und einer gedrängten Charakteristik der bekannteren idg. Sprachen den Umfang der Untersuchung zunächst auf das Germanische, sodann auf das Deutsche ein, mit folgendem Ergebnis (S. 48): "Innerhalb des Germanischen scheinen sich keine graduellen Unterschiede der Reizbarkeit nachweisen zu lassen, wohl aber ein solcher der Art, insofern, als das Deutsche mehr Gefühl zum Ausdruck bringt als das Englische, Schwedische, Dänische und Niederländische." Von hier aus kehrt sich die Methode um, denn (S. 49): "unabhängig von der [notwendigen] Einwirkung des Temperamentes macht sich noch eine Fülle von andern, unberechenbaren Einflüssen geltend . . .; es empfiehlt sich daher auch für unsre weitern Betrachtungen nicht mehr, zu fragen: wie wirkt dies, wie wirkt das auf den deutschen Sprachbau? . . . wir werden [vielmehr] . . . fragen müssen: was verrät uns diese, was verrät uns jene grammatische Eigentümlichkeit?" Demgemäss entwirft der Vf., nachdem er (S. 49 f.) betont hat, dass sich auch dabei die Rücksichtnahme auf die Gefühle nicht werde vermeiden lassen, welche mit den zum Ausdruck zu bringenden Vorstellungen verbunden seien und um deren Äusserung es dem Sprecher oft gerade zu thun sei, auf S. 51 den Plan der weitern Untersuchung: "Im 1. Abschnitt soll zunächst untersucht werden, wie weit die der formellen Einteilung des Wortschatzes zu Grunde liegende Klassifikation der Vorstellungen als eine dem Deutschen eigenartige anzusehen ist, und wie sich dieses eigenartig Deutsche erklärt. Dann soll festgestellt werden, welche von den Mitteln, die zur nähern Bestimmung einer einzelnen Vorstellung dienende Beziehungen und Modifikationen bezeichnen, besonderer Beachtung wert sind. Im 2. Abschnitt werde ich festzustellen versuchen, in welcher Reihenfolge die einzelnen Glieder des deutschen Satzes zusammengefügt werden, und was sich aus dieser Wortstellung auf Grund allgemeiner Erwägungen sowie im Hinblick auf die andern uns bekannten Sprachen erschliessen lässt. Im 3. Abschnitte endlich soll klargelegt werden, welche Beziehungen zwischen den einzelnen Vorstellungen einerseits, sowie zwischen der Rede und dem Redenden anderseits erfasst werden, wie man sie zum Ausdruck bringt, und was beides von deutscher Weltanschauung und im besondern von deutscher Geisteskraft verrät." Auf die Einzelheiten, die in diesem Rahmen zur Besprechung kommen (Zusammenfall des prädikativen Adj. mit dem von ihm abgeleiteten Adv., Schicksal des grammatischen Geschlechts, Stellung des attributiven Adj. und des nominalen Subjekts, Art der Satzverbindung, Subjektivität des Verbs) kann ich hier nicht eingehen. — An der Methode des Vf. ist jedenfalls zu loben, dass er sich bemüht hat, die Erscheinungen niemals vom engen einzelsprachlichen, sondern stets vom vergleichenden Standpunkt zu behandeln und so in einen grösseren Zusammenhang zu stellen; auch dass er im letzten Teile seiner Untersuchung die kulturelle Stellung der Idg. und Semiten gegenüber den scheinbar auf gleicher Höhe stehenden Chinesen, Ägyptern, Mexikanern für die Überlegenheit der idg. und semitischen Sprachen ins Treffen führt und dabei Anschauungen vorträgt, die erst

kürzlich auch von Vierkandt im 3. Bande der Hettnerschen Geogr. Zs. verteidigt worden sind, nimmt für ihn ein; noch mehr die durchaus freudig zu begrüssende, auf der Experimentalpsychologie fussende Einleitung über das Wesen der Sprache. Um so unbegreiflicher ist es, dass der Vf. den verzweifelt an die alte Vermögenstheorie gemahnenden Theoremen Byrnes eine so grosse Bedeutung beimisst und, wohl hauptsächlich unter deren Einfluss, auf eine Charakteristik der deutschen Sprache hinauskommt, die den günstigen Eindruck, welchen das Buch sonst macht, zum grossen Teile wieder verwischt: sie sei eine nichts weniger als zierliche, aber starke Subjektivität, daher Sinn für Kausalität verratende und durch Neigung zum Einschachteln der Sätze den Beweis für vollbrachte Gedankenarbeit liefernde und zu solcher anregende Sprache. Das ist eine jener Pseudocharakteristiken, gegen die sich mangels auf der Höhe der Zeit stehender völkerpsychologischer Spezialuntersuchungen — damals, als der Vf. sein Buch schrieb, besassen wir ja noch nicht einmal den Anfang von solchen, wie er jetzt in einzelnen Kapiteln von Wundts Völkerpsychologie vorliegt — zwar nichts Bestimmtes einwenden lässt, die aber, davon bin ich fest überzeugt, verschwinden werden, sobald die für eine wirkliche Sprachencharakteristik nötigen Vorfragen (vgl. Zs. f. roman. Philol. 23, 552 f.) gelöst sind. Um so mehr sollte man sich solcher Pseudocharakteristiken enthalten, besonders wenn man wie der Vf. (S. 11) diese Sachlage kennt; sie geben notwendigerweise ein schiefes Bild und den Schein einer Lösung, von der wir noch himmelweit entfernt sind.

Leipzig. O. Dittrich.

Liebich B. Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. I. Band. Breslau Preuss u. Jünger 1899. VIII u. 522 S. 8⁰. 10 M.

Wer mit dem landläufigen Begriff von Wortfamilie oder -sippe an dieses Buch herantritt, wird nicht ohne Verwunderung Zusammenstellungen lesen wie *ab* (mit *her-*, *kurz-*, *bach-* usw. *-ab*), *aber*, *after-*, *von* (mit *da-*, *hier-*, *wovon*); *achten* (mit *Acht*, *Achtung*, *achtsam*, usw.), *Auge* (mit *Gross-* usw. *-auge*, *augig*, *äugen*, usw.), *Bake* (mit *Feuerbake*); *Ähre* (mit Derivaten), *Eck* (m. Der.); *Akten*, *Zwischen-*, *Schlussakt*, *Pilgrim* (m. Der.); *Wein* (m. Der.), *Veil(chen)*, *Felleisen*; *Mansarde*, *Monete*, *Münze* (m. Der.), *Muster* (m. Der.); *nobel* (m. Der.), *Note* (m. Der.), *sackerlot*; *Zieche* (m. Der.), *Apotheke* (m. Der.), *Hypothek*; er wird vielmehr nur geneigt sein, Sippen anzuerkennen wie die unten S. 120 Z. 23 ff. angeführten. Aber des Vf. Begriff von Wortfamilie ist eben nicht der landläufige, sondern weicht von diesem in einer Weise ab, die es ihm ermöglicht, "alle Worte [zu einer Familie] zu vereinigen, die wir auf Grund unsres Sprachgefühls, unterstützt durch Sprachgeschichte und Etymologie, als verwandt ansehen." Unter "Wortfamilie im weitesten Sinne" versteht der Vf. nämlich (S. 6) "alle uns bekannten Worte desselben Sprachstammes, die aus derselben Wurzel hervorgegangen sind", unter Wurzel "einen Lautkomplex mit einem Bedeutungszentrum, die beide, wenn auch noch so umgewandelt, in sämtlichen Ableitungen nachweisbar sein müssen." Gestützt auf diese beiden Definitionen und auf Erwägungen allgemeiner Art unternimmt er es

(S. VI:) "einen Leitfaden durch das Labyrinth zu schaffen, als welches das alphabetische Wörterbuch von einem höheren Standpunkt aus erscheint", ein Wortfamilienbuch, das (S. V:) "in noch so vielen Einzelheiten verbessert werden kann, aber als Ganzes bleiben wird, da es thatsächlich vorhandene Beziehungen zum Ausdruck bringt, die bei der alphabetischen Anordnung zu Gunsten einer raschen und sicheren Benutzung geopfert werden müssen." Als geeignetes alphabetisches Wörterbuch könne dabei nur der Dreibänder von Heyne in Betracht kommen, denn nur in diesem seien (S. 10:) "Streben nach Vollständigkeit und Würdigung der besten Schriftsteller unsrer eignen Zeit miteinander vereinigt", und infolge planmässiger Quellenbenutzung (S. 504:) "die zum Begriffe der hochdeutschen Gemeinsprache zu rechnenden Stammworte und Ableitungen nahezu vollständig, von den Zusammensetzungen die wichtigsten und gebräuchlichsten aufgeführt", wodurch es "dem Ideal eines Abbildes der wirklichen Sprache in den richtigen Proportionen am nächsten komme." Dem gegenüber fällt allerdings auf, dass es L. trotzdem noch für nötig gehalten hat, Zusätze zu machen, welche — es handelt sich vor allem um Komposita — (S. II:) "besonders empfindliche Lücken ausfüllen sollen, wie sie bei der Zusammenstellung unter dem regierenden Gliede sichtbar wurden"[1]). Auf dieser Grundlage werden nun als 1. Teil (S. 17—501) des vorliegenden 1. Bandes die Worte der lebenden nhd. Sprache zunächst so zu Familien zusammengestellt, dass (S. 12:) "die über den einzelnen Sprachzweig [d. h. das Germ., Lat.-Rom., Griech., usw.] hinausreichende Urverwandtschaft noch nicht berücksichtigt, also der Begriff Wortfam. noch nicht im weitesten Sinne genommen" wird; einige Proben des Ergebnisses habe ich eingangs mitgeteilt. Von dem 2., ursprünglich ganz für den Schlussband bestimmten Teil wird uns anhangsweise (S. 504—21) der Anfang geboten: eine Zusammenfassung der Familien des ersten Teiles zu folgenden Kategorien: 1. Idg. Familien, 2. Germ. F., 3. Hochd. F., 4. Entlehnungen aus dem Lat.-Roman., 5. aus dem Griech., 6. aus andern idg. Spr., 7. aus nichtidg. Spr., gefolgt von einer statistischen Übersicht der (2680) Familien und (47531) Worte, in welcher der Anteil der Idg., germ. usw. Familien an dem Gesamtwortschatz in Prozenten ausgedrückt wird; auch dabei kann man sich eines gewissen Staunens nicht erwehren, wenn

---

1) Die Art, wie der Vf. bei der Ausfüllung solcher Lücken zu Werke gegangen ist, muss ich leider als ganz unsystematisch bezeichnen: die Zusätze fehlen fast durchweg gerade an den Stellen, wo sie am nötigsten gewesen wären: bei gewissen Familien, die nur ein oder ein paar Worte enthalten, während doch (mehr) Ableitungen und Zusammensetzungen dazu allgemein üblich sind; vgl. Fam. 25 *Ahle*, 19 *Adam*, 33 *Alkohol*, 29 *Akademie*, 64 *Apostel*, usw. Dadurch, dass all diese Wörter als isoliert oder fast isoliert hingestellt und so denen gleichgestellt werden, welche wirklich isoliert geblieben sind (vgl. *Andorn, au*, usw.), mehr aber noch dadurch, dass bei solchen Wörtern, die als scheinbare oder wirkliche Endglieder von unzähligen Kompositis vorkommen, launenhaft bisweilen nur wenige, bisweilen aber auch ziemlich viele aufgenommen werden (vgl. *-ähnlich* mit 3, *-lei* mit 21, **-artig* mit 41, *-voll* mit 85 Derivaten), erleidet die Statistik am Schlusse des Bandes einen argen Stoss. Hier hätte der in den Augen L.s sprachwissenschaftlich wertlose Sanders mit seinen "reichen, aber unverdauten und unübersichtlichen Stoffmassen" recht gute Dienste leisten können.

man erfährt, dass z. B. *Almanach*, *Barke*, *Bibel*, *Ebenist* usw. Lehnworte aus dem Ägypt. sein sollen, dass wir den *Esel* aus dem Sumerischen oder den *Smaragd* aus dem Skythischen bezogen haben sollen. Der noch ausstehende Rest des 2. Teils soll (vielleicht unter anderm? vgl. die S. 503 angedeutete Anwendung der "synonymischen Methode als sekundäres Einteilungsprinzip") nach S. 13 ein weiteres Verzeichnis bringen, in dem die Vertreter der einzelnen Sprachzweige im Nhd. nicht, wie in den eben erwähnten Kategorien, unter dem im 1. Teil gebrauchten Stichwort (z. B. *Frett*, *faktisch*, *Staat*, *Interesse*), sondern unter dem einheimischen Stammwort (*ferre*, *facere*, *stare*, *esse*) aufgezählt werden. — Was ist nun der Zweck dieser Zusammenstellungen? L. spricht sich darüber S. 503 so aus: "Grundlage für jedes wissenschaftliche System ist die zweckmässige Anordnung des betreffenden Materials. Das Material für eine deutsche Bedeutungslehre ist der Wortschatz, in erster Linie der Wortschatz der jetzt lebenden Sprache; eine übersichtliche und sachgemässe Gruppierung desselben war daher das Ziel dieses Bandes . . . Eine auf die Verwandtschaft der Worte gestützte Einteilung der Worte, wie sie schon Pott in seinem Wurzelwörterbuch der idg. Spr. versuchte, darf gegenüber der äusserlichen alphabetischen und der schwankenden synonymischen als das natürliche System der Worte einer Sprache bezeichnet werden." Nur geht der Vf. nicht wie Pott von der idg. Grundsprache aus, sondern wählt die rückwärts blickende Betrachtungsweise, aus wissenschaftlichen (S. 503 f.) und praktischen Gründen; unter letztern schlägt er (S. 7) besonders den hoch an, dass man bei Voranstellung der hypothetischen Urform und Unterordnung der thatsächlich vorhandenen Bildungen unter diese mehr als nötig von der wechselnden Tagesmeinung abhängig werde[1]. Auf diese Weise glaubt der Vf. wenigstens fürs Deutsche die Grundlage für ein System der Bedeutungslehre geschaffen zu haben (S. I:) "der Bedeutungswandel des wurzelhaften Bestandteils der Worte ist der bisher am wenigsten studierte, aber nicht der einzige Teil der Bedeutungslehre. Es wird später zu zeigen sein, wie auch die bisher unter Formenlehre, Syntax und Stilistik, aber ungleichmässig und ohne innern Zusammenhang behandelten Gebiete: Zusammensetzung, Wortbildung, Wortbiegung, Satzbildung, Satzfügung sich sozusagen organisch an den hier gemachten Anfang anschliessen lassen (vgl. dazu vorläufig Zwei Kap. der Kāçikā S. XXXII ff.), so dass die Bezeichnung: Grundlage für ein System der Bedeutungslehre in der That berechtigt ist." Zunächst, wie gesagt, fürs Deutsche, denn auch in der Bedeutungslehre müsse man (S. 7:) "von der eignen Muttersprache ausgehen, alle Probleme regelmässig zuerst an ihr studieren und die hier gewonnenen Gesichtspunkte sodann auf entferntere Objekte übertragen"; (S. 5:) "wir müssen erst eine deutsche, englische, italienische, arabische usw. Bedeutungslehre haben, ehe wir erwarten können, zu einer Bedeutungslehre an sich zu gelangen, die wirklich diesen Namen verdient." Der wissenschaftliche Gewinn der von L. befolgten Methode könne (S. I:) "erst dann recht hervortreten, wenn eine Reihe ähnlicher Arbeiten für die verwandten Spr. vorliegt, in denen die identischen Familien durch Kreuzverweise miteinander verbunden werden, da ein einziger Querschnitt eines einzelnen

1) Dass auch der Vf. von dieser nicht unabhängig bleibt, beweise die "provisorischen" oder jetzt schon unhaltbaren Familien, von denen unten S. 118 Z. 25 f. u. Anm. 1 die Rede ist.

Zweiges noch nicht hinreicht, um eine anschauliche Vorstellung von einem ganzen Baume zu gewähren." Dagegen habe man von dem Buche schon jetzt auch praktischen Gewinn zu erhoffen, insofern sich dessen auch die Pädagogen als Hilfsmittels für den Sprachunterricht bedienen könnten, und auch weiteren Kreise von Gebildeten Gelegenheit geboten wäre, an der Hand dieses Führers die Artikel bei Heyne so zu studieren, dass ihnen ein tieferes Verständnis für die sprachwissenschaftlichen Probleme erschlossen würde. — Dies in kurzem Inhalt und Tendenz des L.schen Unternehmens. Soll ich nun mein Urteil über den vorliegenden 1. Band abgeben, so freue ich mich einerseits, dem Vf. rückhaltlose Anerkennung für die von tiefer lautgeschichtlicher Kenntnis und grosser Sorgfalt zeugende Art zollen zu können, mit der er sich der keineswegs leichten Aufgabe unterzogen hat, seine Wortfamilien aus Heyne herauszuschälen: die Verweise bei Heyne sind gewissenhaft benutzt; wo diese nicht ausreichen, tritt Kluge helfend ein; Abweichungen von diesen werden in der Regel (nicht immer) durch Verweisung auf Franck motiviert; auch an der Heranziehung der andern neuern und neuesten sprachhistorischen Litteratur fehlt es nicht, wobei es allerdings z. B. begegnet, dass fürs Roman. Körting eine meines Erachtens etwas zu hervorragende Rolle spielt[1]); dass der Vf. es sich ferner (S. 14) zum Grundsatz gemacht hat, "keine Verwandtschaft anzuerkennen, die er nicht aus lautlichen und semasiologischen Gründen für möglich hielt", und dass er unumwunden (S. 15 u. Fam. 1414) zugibt, "manche Familien seien einfach als provisorisch zu betrachten"[2]), ist ebenfalls nur zu loben; anderseits aber kann ich leider nicht umhin, es mit ebenso rückhaltloser Offenheit auszusprechen, dass mir all die viele Mühe und Sorgfalt an einen Gegenstand gewendet scheint, der sie bei weitem nicht lohnt. Ich greife, um den Beweis dafür zu erbringen, zunächst **1.** auf die oben S. 115 Z. 44—47 angezogene Stelle und auf die ebenda Z. 47 ff. mitgeteilten Definitionen der Begriffe Wortfamilie und Wurzel zurück. Ich glaube nicht, dass man mit dieser Methode und mit diesen Begriffen in einer nhd. oder überhaupt in einer Bedeutungslehre, bezüglich deren Nichtbeschränkung auf die Lehre vom Bedeutungswandel ich dem Vf. übrigens vollkommen beipflichte, operieren kann, und zwar aus folgenden Gründen: **a)** wenn irgend eine sprachpsychologische Thatsache, so ist doch die als unumstösslich sicher anzuerkennen, dass es in allen Sprachperioden Worte gibt, deren Zurückführung auf ihr Etymon den Sprechenden entweder dadurch unmöglich gemacht wird, dass dieses nicht mehr in der Sprache vorhanden ist (vgl. *Hagestolz* usw.), oder dadurch, dass das Wort bereits fertig und isoliert aus einer andern Sprache herübergenom-

1) *Schaffot* z. B. hat mit *Balken* nichts zu thun. s. Darmesteter-Hatzfeld-Thomas, Dict. général (dessen Etymologien die Körtingschen oft überholt haben) s. v. *chafaud*; die Etym. von *Flamberg* (Fam. 155), die Kört. nach Diez gibt, ist mehr als unsicher, s. D.-H.-T. s. v. *flamberge* u. Darmesteter Mots composés 2. Aufl. S. 155; usw.; Benutzung von D.-H.-T. hätte den Vf. auch z. B. davor bewahrt, *Allee* mit *halali* oder (Fam. 213:) *Posse* mit *Amboss* zusammenzustellen u. a. m.

2) So wird z. B. die Fam. 413 *Erbe, Arbeit, arm*, die bei Kluge[5] nur durch eine Vermutung s. v. *arm* zusammenhing, schon nach Kluge[6] hinfällig; vgl. auch die Selbstkorrektur der Fam. 365 in Fam. 2370, der Fam. 339 in Fam. 2452.

men wurde, in der es bisweilen auch für die Einheimischen schon etymologisch unklar geworden war (vgl. *Felleisen* usw.). Tritt aber einer dieser beiden Fälle ein, und lehnt der Sprechende ein solches Wort infolge lautlicher und andrer Assoziationen an Wörter der lebenden Sprache an, mit denen es ursprünglich nichts zu thun hatte, so ist es doch klar, dass für ihn gar keine Möglichkeit besteht, diese nach dem Urteil sprachhistorisch gebildeter Grammatiker "falsche" Etymologie zu "korrigieren", es sei denn, er studierte Sprachgeschichte und nähme auf Grund seiner so erworbenen Kenntnis absichtliche Korrekturen vor, mit denen er aber in der Regel wenig Erfolg haben dürfte. Aber auch derartige Ausnahmsfälle, die dann als solche zu behandeln sind, bestätigen doch nur die fundamentale Wahrheit, dass in weitaus den meisten Fällen beim Sprechen keine Korrektur des angeblichen Irrtums stattfindet. Findet aber keine statt, so ist es auch dem Sprachpsychologen nicht erlaubt, eine solche Korrektur aus seiner sprachhistorischen Kenntnis an das von ihm zu beobachtende Objekt, nämlich den psychischen Vorgang, in dem eine solche "Volksetymologie" besteht, heranzubringen, will er nicht die zu untersuchende Thatsache von vornherein fälschen. Dieser methodischen Forderung ist der Vf. nicht nachgekommen, und die Zuordnung von *Hagestolz* zu *still*, von *Felleisen* zu *Wein* wäre demzufolge auch dann falsch, wenn die Zurückführung dieser Worte auf ein und dieselbe "Wurzel" das Richtige träfe, was nicht ausser Zweifel ist. *Hagestolz* gehört für den Deutschen am Ende des 19. Jh. zu *stolz*, *Felleisen* zu *Fell* und *Eisen*[1]), während *velis* für den Mhd. vielleicht (?) an *vël* anklang, und *valise*, *valigia* für den Franzosen und Italiener vollkommen isoliert dastehen. *Hagestolz* und *Felleisen* führen uns also nur auf nhd. Wörter *stolz*, *Fell*, *Eisen* zurück, von einer "Wurzel" im Sinne Liebichs kann somit gar keine Rede sein[2]). Nicht anders steht es **b)** um Familien wie *Artikel*, *Armee*. Für den Nhd. besteht zwischen diesen Wörtern gar kein etymologischer Zusammenhang, da sie fertig mit ihren ganz und gar unvermittelbaren Bedeutungen aus Fremdsprachen herübergenommen wurden; aber auch für die Bildung dieser Wörter ist es ganz unmöglich anzunehmen, dass ihre Bildner irgend welches Bewusstsein von ihrer Rückleitbarkeit auf dieselbe "Wurzel" besessen hätten: *art-iculus* aus *art-us*, *arm-ée* aus *arm-er* aus *arm-are* aus *arm-a*; *artus* wurde also bei der Bildung von *articulus* nicht in *ar-tus* zerlegt, ebenso wenig wie *arma* bei der Bildung von *armare* in *ar-ma*; der etymologische Zusammenhang, der zur Zeit der Bildung von *ar-tus* und *ar-ma* zwischen diesen zwei Worten bestanden hat, war also schon für die Bildner von *articulus* und *armare* nicht mehr vorhanden, wie viel weniger erst für den Schöpfer von *armée* (14. Jh.), zu dessen Zeit *articulus* ein für ihn unetymologisierbares Wort einer fremden Sprache, und *article* (seit 13. Jh.) ein ebenso unetymologisierbares Lehnwort war.

---

1) So schon Adelung in der Anm. zu *Felleisen*: "Viele haben geglaubt, dass dies Wort aus *Fell* und *Eisen* zusammengesetzet sey, weil diese Art des Sackes jetzt nicht nur aus Fellen bereitet, sondern auch wirklich mit Eisen verwahret wird."

2) Dass *hagestolz* schon im Mhd. vorkommt, hat hier natürlich nichts zu sagen, denn davon wissen die nhd. Sprechenden in der Regel nichts; es beweist nur, dass schon in mhd. Zeit die Anlehnug an *stolz* existierte, und dass sich seitdem nichts geändert hat; für den Nhd. ist das nhd. *stolz* das Etymon, nicht das mhd.

Der Vf. hat hier den wichtigen, von Brugmann I², 37 ff. mit so grosser Klarheit erörterten Unterschied zwischen psychologischen und morphologischen Suffixen übersehen, und es musste ihm daher auch verborgen bleiben, dass das psychologische Etymon von *articulus* : *artus*, das von *armée* : *armer* ist, und dass wir also in dem einen Falle auf ein lat., in dem andern Falle auf ein frz. Wort zurückgelangen, niemals aber auf eine idg. Wurzel **ar*. **c)** Über Familien wie *ab*, *aber*, *after-*, *von*, oder *achten*, *Auge*, *Bake* ist eigentlich kein Wort mehr zu verlieren; diese Worte mögen in grauer Vorzeit, als die phonetischen Verhältnisse dem noch günstig waren, vielleicht einmal als verwandt angesehen worden sein, für den heutigen Deutschen aber fallen sie vollkommen auseinander. — Aus allem vorstehend Gesagten aber geht zugleich **2.** hervor, was es mit den "thatsächlich vorhandenen Beziehungen" auf sich hat, welche Liebichs Wortfamilienbuch, soweit "Wurzeln" in seinem Sinne in Frage kommen, angeblich (vgl. oben S. 116 Z. 5 ff.) zum Ausdruck bringt: psychologisch sind sie allesamt fürs Nhd. thatsächlich n i c h t vorhanden, und wer sie als vorhanden annimmt, der gelangt notwendigerweise zu einer vollkommen falschen Vorstellung von den Wortgruppierungsverhältnissen im Bewusstsein der nhd. Sprechenden. Thatsächlich vorhanden sind, um zu den eingangs erwähnten Beispielen zurückzukehren, nur etymologische Beziehungen zwischen Wörtern wie *ab*, *her-*, *kurz-*, *bach-* usw. *-ab*; *von*, *da-*, *hier-*, *wovon*; *achten*, *Acht* (haben), *Achtung*, *achtsam*, *beachtlich* usw.; *Auge*, *Gross-* usw. *-auge*, *augig*, *äugen* usw.; *Bake*, *Feuerbake*; *Akten*, *Prozessakten*; *nobel*, *hochnobel*; *Note*, *Fussnote*, *notieren*; *sackerlot*, *kreuzsackerlot*; *Zieche*, *Bettzieche*; *Apotheke*, *Hofapotheke*, *Apotheker*, *apothekern*; kurzum: der landläufige Begriff von Wortfamilie, wonach in jeder bestimmten Sprachepoche nur diejenigen Wörter als etymologisch zusammengehörig betrachtet werden, die lautlich und der Bedeutung nach (noch) aneinander anklingen, ist zugleich auch der psychologisch richtige. Und somit **3.** der sprachhistorisch und kulturhistorisch allein brauchbare. Das Bild, welches der Vf. auf Grund seines Begriffes von Wortfamilie von dem Zustandekommen des nhd. Wortschatzes (S. 504—21) entwirft, kann gar keinen Vergleich mit der von Mentz in Kluges 5. u. 6. Aufl. gegebenen chronologischen Darstellung des nhd. Wortschatzes aushalten. Während sich Mentz nämlich auf die Anführung von Stammwörtern beschränkt, die sich aus idg., europ., urdeutscher, altdeutscher, neuhd. Zeit bis auf unsre Tage herauf erhalten haben. und die Lehnwörter in diese Epochen derart einreiht, dass ihre n ä c h s t e n Quellen (also z. B. für *Almanach* das Frz., für *Barke* das Roman., für *Bibel* das Griech.-Lat.) aufgedeckt werden, gerät L. **a)** mit der Chronologie in argen Konflikt. indem er z. B., um nur einiges Wenige anzuführen, in seiner "idg. Fam." *ab* die Komposita *hügelab* und *trepp-*, *bachab* mitzählt, deren erster Bestandteil nach S. 507, 510 u. 508 erst in europäischer bezw. gemeingerm. Zeit gebildet ist, oder *strassab*, *kurzab*, die vorahd. Lehnwörter enthalten; oder in seiner "europ. Fam." *ernten*, *Ernte* auch *Reisernte* (*Reis* in mhd. Zeit aus dem Ital. entlehnt) und *Kartoffelernte* (*Kartoffel* im 17. Jh. aus dem Ital.), wobei noch zu bemerken. dass nach Liebichs etymologischen Prinzipien *Reis* auf ai. *vrīhi* zurückzuführen wäre; die in der "germ.-kelt. Fam." *reiten* untergebrachten Worte *Reiterei*, *Reederei* haben ein franz. Suffix, ebenso wie *Kinderei*, das in der "idg." Fam. *Kind* steht, *Christkindel* ebenda ist spezifisch oberdeutsch (wegen *-el*), enthält übrigens ein griech.-lat. Lehnwort, usw. usw. Was der Vf. in seinem Verzeichnis darzustellen sich vorgesetzt hat (S. 7:) "wel-

cher Prozentsatz des jetzt von uns gebrauchten Wortschatzes spezifisch hochdeutsch, welcher gemeingerm., welcher schon idg. sei", das hat er in diesem Verzeichnis gründlich verwischt: Komposita und Ableitungen können doch nicht von dem Zeitpunkt an datiert werden, wo ihre Stammworte in die Sprache eingetreten sind, und bei Kompositis müssen doch alle Glieder in Betracht gezogen werden, nicht nur das oft imaginäre "Grundwort"; auch das chronologische Auftreten der Suffixe und ihre regionale Verteilung ergeben wichtige Kriterien, die L. nicht ausgenutzt hat. **b)** Bedeutende Verschiebungen muss sich auch die Darstellung des Anteils gefallen lassen, welcher nach des Vfs. Zusammenstellungen den aussergerm. Sprachen beim Zustandekommen des nhd. Wortschatzes zuzuschreiben ist: über die angeblichen ägypt. Lehnworte wurde schon oben S. 117 Z. 1 f. u. S. 120 Z. 42 f. gesprochen, und nicht anders ergeht es den iber.-bask., skyth., vielen semit. usw. Lehnworten, die alle durch das Medium anderer Sprachen zu uns gedrungen sind; ob sie ins Lat., Franz., Ital., Niederländ. usw., direkt oder wieder auf Umwegen gelangt sind, geht uns fürs Deutsche nichts an, sondern ist eine Frage der lat., franz. usw. Sprach- und Kulturgeschichte; zwischen dem Nhd. und dem Ägypt. usw. Beziehungen anzunehmen, wo nicht direkte Entlehnung in nhd. Zeit vorliegt, ist sprach- und kulturgeschichtlich unstatthaft. Auch das ist unstatthaft, z. B. *natürlich* als Lehnwort (in der Fam. *Genie*) mitzuzählen, was sich der Vf. auch bezüglich *karten*, *skaten* unter *Karte*, bezüglich *käsen* unten *Käse*, und sonst sehr häufig gestattet; wir haben es hier mit spezifisch deutschen Ableitungen von eingedeutschten Lehnwörtern zu thun, und selbst *genialisch* kann nur als spezifisch deutsche Fortbildung des Lehnwortes *genial* gelten. **4.** Eine weitere Reihe von Fällen, in denen ich mit der Behandlung, die der Vf. seinem Material hat angedeihen lassen, nicht einverstanden bin[1]), will ich hier nicht zum Beweise heranziehen, da ich nicht mit Sicherheit zu behaupten wage, ob sie nicht als blosse Inkonsequenzen in der Durchführung an sich richtiger Grundsätze anzusehen sind; das unter 1)—3) Geltendgemachte[2]) scheint mir ausreichend, meine Überzeu-

---

1) Ich meine a) die Fälle, wo die einzelnen Bedeutungen eines Lautkomplexes als selbständige Worte aufgezählt werden (vgl. die Fam. *Abend, Abenteuer, Arm, Art,* usw. usw.) gegenüber andern Fällen, wo sämtliche Bedeutungen eines Lautkomplexes zusammengezogen werden (Fam. 17 *achten*, 167 *bieten*, usw. usw.); b) die Fälle, wo phonetische, bisweilen auch nur graphische Varianten, an denen gar kein Bedeutungsunterschied haftet, als besondere Worte aufgeführt und entweder zu selbständigen Familien zusammengestellt (Fam. 68 *Arak, Arrak, Rack,* 88 *Aue, Au,* 34 *Alkove, Alkoven,* usw.) oder (sehr häufig) in grössere Familien eingeschoben werden (Fam. 20 *adelich, adlich,* 756 *Häring, Hering,* usw.); dadurch, dass diese Inkonsequenzen auch in den Anhang verschleppt worden sind, erleidet die Statistik am Schluss wiederum (vgl. oben S. 116 Anm. 1 und S. 120 Nr. 3) einen Stoss.

2) Übrigens nur eine sprachpsychologische Begründung und Bestätigung dessen, was auf Grund sprachhistorischer Erwägungen auch schon von andrer Seite hervorgehoben worden ist; vgl. Dict. général, p. XI: "Donner l'étymologie d'un mot de notre langue, c'est . . . indiquer le mot latin, grec, étranger, français même, qui lui a donné naissance . . ."; Kluge 6. A. S. VII f.: "Etymologische Forschung zielt nicht überall auf die Ermittlung von Urwurzeln . . .

gung zu erhärten: Die Zusammenstellungen des Vfs. können nicht als geeignete Grundlage für eine nhd. Bedeutungslehre gelten. Sie gewähren durchaus kein zutreffendes Bild von den etymologischen Gruppierungsverhältnissen im Bewusstsein der nhd. Sprechenden; auch von den sprach- und kulturhistorischen Verhältnissen des nhd. Wortschatzes nicht. Und wäre dies selbst der Fall, so könnten sie noch immer höchstens für den Teil nhd. Bedeutungslehre als Grundlage dienen, dessen Material der Wortschatz ist. Denn man darf nicht vergessen, dass man sich einer, wenn auch im Hinblick auf gewisse Zwecke berechtigten Abstraktion bedient, wenn man von einem solchen spricht. In ihm geht keine Sprache auf, und das Material für eine nhd. Bedeutungslehre ist daher nicht, wie Liebich S. 503 meint, der Wortschatz, sondern die Gesamtheit der in bestimmten Situationen gesprochenen und geschriebenen Rede, soweit sie von den nhd. Sprechenden und Schreibenden unsrer Zeit herrührt. Nicht eine semasiologische Erscheinung kann ohne Berücksichtigung nicht nur des Satz-, sondern auch des Rede- und Situationszusammenhanges verstanden werden, weil nur dieser gestattet, alle in Betracht kommenden Faktoren zu überblicken. Eine rein synthetische Darstellung der Sprechthätigkeit, wie sie der Vf. nach dem Vorbilde Paninis auch heute noch für möglich hält[1]), verbietet sich schon aus dem einfachen Grunde, weil die Sprache keine synthetische, sondern eine analytisch-synthetische Funktion ist. Aber damit gerate ich schon aufs Gebiet allgemeiner prinzipieller Erörterungen, und diese muss ich mir für heute versagen. Denn die eben angezogene Stelle von S. 503 des L.schen Buches, die man oben S. 117 Z. 13 ff. in extenso nachlesen wolle, tritt, wenigstens für mich, in auffallenden Widerspruch mit der S. 5 aufgestellten Behauptung, die Bedeutungslehre besitze das erforderliche System schon, "wenigstens als Rohmaterial; das System der Lautlehre ist das Alphabet[2]), das der Bedeutungslehre der Wortschatz", wogegen S. 7 der Versuch gefordert wird, "diesen Wortschatz nach einheitlichen Gesichtspunkten in Familien aufzuteilen; es fehlt nur an den nötigen Zusammenstellungen; Zusammenstellung aber heisst eben auf griechisch System"; dadurch erhalten aber die allgemeinen Ausführungen auf S. 1 ff. des Buches, ebenfalls vielleicht nur für mich, ein so undeutliches Gepräge, dass ich es für besser halte, eine etwaige Auseinandersetzung damit solange hinauszuschieben, bis sich der Vf. über jene anscheinenden Widersprüche geäussert hat. Auch mit meinem Urteil über den praktischen Wert des Buches will ich zurückhalten, bis der 2. Band vorliegt; wenn ich im Vorstehenden meine Meinung über den wissenschaftlichen Wert des 1. Bandes bereits definitiv abgeben zu können glaubte, so möge man dies nicht voreilig finden: es geschah in der Ueberzeugung, dass auch das Erscheinen des 2. Bandes daran nichts Wesentliches zu ändern vermag.

Leipzig. O. Dittrich.

---

keine Sprachwurzeln suchen wir, wir suchen die Wurzeln unsrer Worte in unsrer Sprachgeschichte, und diese deckt uns auch die geographischen Ausgangspunkte der Einzelerscheinungen auf."

1) Zwei Kap. der Kâçikâ S. XXXVII.

2) Der Vf. meint wohl das nach lautphysiologischen Gesichtspunkten geordnete indische.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausg. von Otto Heilig und Philipp Lenz. Heidelberg Winters Universitätsbuchhandlung 1900.

Ohne die niederd. Maa ganz auszuschliessen, will sich die Zeitschrift hauptsächlich der etymologischen, grammat., lexikalischen und litteraturgeschichtlichen Erforschung der ober- und mitteldeutschen Mundarten widmen und zur Behandlung einzelner, bisher nicht genügend berücksichtigter Zweige der Dialektforschung anregen. Die von Ph. Lenz vorgeschlagene Lautschrift ist einfach und schliesst sich möglichst eng an die Orthographie des Lateins an, z. B. bei Bezeichnung der aspirierten Verschlusslaute. Wo sich das Bedürfnis nach weiterer Lautunterscheidung zeigt, werden sich die nötigen Zeichen leicht einfügen lassen. Billigung verdient, dass Lenz an dem uralten und internationalen Werte der *d*, *b*, *g* als stimmhafter Verschlusslaute festhalten will, obgleich sich bei diesen Lauten in einem grossen Teile des hochd. Sprachgebiets die Stimmbänder weniger stark beteiligen als im Niederd. und in andern Sprachen. Leider weichen schon die ersten beiden Mitarbeiter bei ihrer Transkription der Verbalformen von Grossen-Buseck von den vernünftigen Grundsätzen des Herausgebers ab und schreiben beispielsweise *śraibd*. Schade, dass man nicht auch *sgribdum* für *scriptum* schreiben kann! Lenz selbst behandelt die Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt, der im Gegensatz zum Grossen-Busecker das einfache Präteritum bis auf spärliche Reste verloren hat. W. Horn sucht einige auffällige Lautvertretungen durch Dissimilation zu erklären. O. Weise spricht über die Zahlen im Thüringer Volksmunde und über *Theekessel* = Tölpel und Verwandtes. E. Göpfert bringt eine reichhaltige Zusammenstellung mundartl. Ausdrücke aus Chr. Lehmanns 1699 erschienenem "Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meissnischen Ober-Erzgebirge". An sonstigen Beiträgen enthält das Heft noch: Die Berechtigung der Stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen, nach schwäbischen Beobachtungen von A. Holder. Mystischer Traktat aus dem Kloster Unterlinden zu Colmar i. E. (K. Rieder). Sprachproben aus dem Markgräflerland (K. Rieder); Texte in alemannischer Mundart (O. Heilig); Schwäbische Sprichwörter und Redensarten (W. Unseld). Besprochen werden: Grosse Zwei Arnstädter Heilige-Christ-Komödien (Hertel); Menges Mundart in der Volksschule (Horn); Horn Beiträge zur deutschen Lautlehre (Franck); Böhmens deutsche Poesie und Kunst (Wilhelm); Volk, Sunndag und Werdag (Horn).

Die Sprachwissenschaft hat alle Ursache, dem neuen Unternehmen den besten Erfolg zu wünschen; aus der scharfen, kritischen Beobachtung des natürlichen Sprachlebens in den Mundarten kann auch ihr reicher Gewinn zufliessen. Hoffentlich gelingt es den Herausgebern, den erfahrungsgemäss leicht eindringenden Dilettantismus von der Zeitschrift fernzuhalten und ihr in wissenschaftlicher Hinsicht das wünschenswerte Gepräge zu geben und zu bewahren.

Riesa. R. Michel.

Erdmann O. Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Zweite Abteilung. Die Formationen des Nomens (Genus, Numerus, Kasus) von Otto Mensing. Stuttgart 1898. XVI, 276 S. 8°.

Wohl für manchen unerwartet, ist mehr als zwei Jahre nach Erdmanns Tode noch eine Fortsetzung seiner unvollendet hinterlassenen Syntax erschienen. Die vorliegende 2. Abteilung ist aber in der Hauptsache ein Werk seines Schülers Mensing, dem Erdmann schon bei Lebzeiten die Fortführung der Syntax übertragen hatte. In den Grundanschauungen, die auch für die Abgrenzung und Anordnung des Stoffes in diesem Bande bestimmend waren, steht Mensing natürlich auf den Schultern Erdmanns; Bedenken, die gegen sie erhoben worden sind, machen sich auch hier geltend, namentlich in den Abschnitten über die Genera und Numeri, wo vieles hereingezogen wird, was eigentlich der Wortlehre zufällt. In der Darstellung hat aber Mensing Manches vor Erdmann voraus und es ist anzuerkennen, dass er Mängeln, die man diesem Werke mit Recht vorgeworfen hat, abzuhelfen bemüht gewesen ist. Er ist ausführlicher und schöpft aus einem weit reicheren Quellenmaterial. Neben dem Got. und Hochd. ist auch das Altsächs. berücksichtigt und namentlich hat sich M. bemüht auch den von Erdmann vernachlässigten Übergangsperioden ihr Recht angedeihen zu lassen, so dass man besser als bei diesem ein Bild vom Entwicklungsgang der syntaktischen Bildungen erhält. Wünscht man auch manchen Zeitraum noch eingehender berücksichtigt, z. B. das syntaktisch so viel Interessantes bietende 16. Jahrhundert, so genügt doch das Gegebene billigen Anforderungen durchaus. Der Verf. ist auch klar in den Definitionen und belehrt in anschaulicher Weise über die Verwendung der syntaktischen Formen, wobei der Blick natürlich hauptsächlich auf die in unsrer Schriftsprache ausmündende Entwicklung gerichtet ist. Wenn ich somit anerkenne, dass das Werk als ein durchaus geeignetes Hilfsmittel erscheint die Verwendung der Genera und Numeri des Nomens und namentlich den Kasusgebrauch in seinen Grundzügen kennen zu lernen, dass es die bisherigen Forschungen geschickt zusammenfasst und dadurch auch erkennen lässt, wo weitere Untersuchung einzusetzen hat, so ist damit das dem Buche zu spendende Lob erschöpft. Denn eine energische Förderung der einschlägigen syntaktischen Probleme oder auch nur erheblichere Bereicherung der Forschung in Einzelheiten ist mir darin nicht entgegengetreten. Die Kasuslehre scheint bisher in geringerem Grade als andere syntaktische Gebiete der Gegenstand der eigenen Forschung Mensings gewesen zu sein; darum vermissen wir hier in vielen Fällen die feinere Ausführung. Auch zeigt M. bei Beurteilung mancher Einzelheiten nicht gerade einen glücklichen Blick; er neigt im Allgemeinen zu sehr zur Konstruktion und müht sich z. B. öfter Verschiebungen im Kasusgebrauch in Anknüpfung an die Grundbedeutung der Kasus zu erklären, wo die Beachtung formaler Veränderungen oder des Einflusses verwandter Konstruktionen viel weiter geführt hätte. Um dergleichen richtig in Anschlag bringen zu können, bedarf es allerdings gründlicher, vielseitiger Sprachkenntnisse und Mensings grammatisches Wissen verbreitet sich offenbar nicht gleichmässig über alle von ihm dargestellten Sprachperioden. Trotzdem es also an Lücken und Versehen im Einzelnen nicht fehlt, erfüllt doch das Werk im Ganzen seinen Zweck. Es mögen noch folgende Einzelheiten berührt werden. Im § 14 wird auf "Abneigung gegen die Pluralbildung" hingewiesen, die M. besonders bei Körperteilen wahrgenommen zu haben glaubt. Es liegen meist feste Verbindungen vor; Otfrids *nu habênt sie iz in henti* ist nicht anders zu beurteilen als etwa unser 'die Reisenden griffen zum Wanderstab'. Deshalb ist uns Heines 'da liessen die Köpfe sie hangen' auffallend, während sonst dem Plur. 'die

Köpfe' nichts Auffallendes anhaftet. Davon zu trennen sind Wendungen wie 'sie hat eine schöne Hand'. § 20 *die Wehen,* von M. als plurale tantum aufgeführt, ist eigentlich Pl. von *das Weh* und kommt bis in die neueste Zeit in allgemeiner Bedeutung vor; das singularische *die Wehe* ist natürlich Neubildung. Ob (§ 21) Otfrids *zên houbiton* nhd. *zu Häupten* (auch mhd. *ze houbeten*) wirklich eigentlich zu nehmen ist als 'am Haupte und seiner Umgebung'? Eher wird es sich in der Endung nach *zu Füssen,* mit dem es ja fast immer verbunden ist, gerichtet haben. § 24 die unterlassene Pluralbildung bei Zahl-, Mass- und Gewichtsbestimmungen z. B. 'drei Pfund Zucker' erklärt sich weniger daraus, dass "die Erinnerung daran schwand, dass sie für sich bestehende und zählbare Dinge bezeichneten" (nachher spricht M. sogar von "formelhaften Erweiterungen"), als daraus dass die Pluralbezeichnung wegen der vorausgehenden Zahl unnötig schien, darum auch Wendungen wie "drei Mann", die nicht nur "im Volksmund" vorkommen. § 52 in ahd. *heil wih dohter*! *heil meistar*! findet M. den Nom. des Subst. *heil*; offenbar aber haben wir es mit dem Adj. zu thun wie im got. *hails þiudans Judaiê*! § 79 Walthers *dâ wart ich enpfangen hêre frouwe* erklärt M. mit Lachmann 'da wurde ich wie eine vornehme Dame empfangen': nach meiner Ansicht könnte es nur = 'als eine vornehme Dame (was ich wirklich bin)' genommen werden. Auch die vorausgehende Parzivalstelle stützt M.s Auffassung nicht. § 80 in 'Wache stehen' vermag ich keinen alten Nom. zu sehen, schon deshalb nicht, weil *Wache* ja ursprünglich abstrakte Bedeutung hat; es ist nach 'Wache halten' u. dgl. an Stelle eines älteren 'in der Wache stehen' gebildet. Die anderen hier angeführten Wendungen sind ähnlich zu beurteilen. § 117 in dem aus Spee angeführten *wer Künstler möchts erdenken* ist *Künstler* nicht attributiver Nominativ, sondern *wer* ist ganz adjektivisch gebraucht; Spee sagt auch z. B. *wen Schatz han wir gefunden. wes* ist uns in diesem Gebrauch in Wendungen wie *wes Glaubens, wes Geistes Kind* ja ganz geläufig. § 138 in *ich singe dir mit Herz und Mund* ist *Herz* doch gewiss kein Nominativ; es hat sich in dieser Verbindung die früher häufige starke Flexion von *herze* erhalten. § 148 warum *winken* unter den Verben erscheint, nach denen Dat. durch Akk. verdrängt worden ist, verstehe ich nicht. *einen zu sich winken* gehört nicht hierher, sondern unter § 174, und das angeführte *er winkte mich* ist mir völlig unbekannt. Unrichtig ist auch (§ 150), dass wir für *es hilft mich* 'in der Schriftsprache nur mehr (warum nicht: nur noch?) den Dativ' setzen. Goethes *lieber Pappe, ich helfe dich* ist Nachahmung der Kindersprache. Bei *mich kostet* (§ 151) hätte angeführt werden müssen, dass der Dat. nach *mihi constat* altberechtigt, aber durch *mich gestât* usw. zurückgedrängt worden ist. § 176 mit dem Akk. des durchmessenen Raumes ist der Akk. des Zieles (z. B. in *heim queman*) zusammengeworfen, ohne dass auf diesen besonders aufmerksam gemacht worden wäre; erst bei den Präpositionen (§ 181) erfahren wir, dass der Akk. auch das durch eine Bewegung erreichte Ziel bezeichnen kann. Empfehlenswert scheint es mir auch mit Paul den Akk. des Terrains auszusondern. *weg* in *weggehen* usw. geht nicht unmittelbar auf diesen Akk. zurück, sondern ist aus *enwec* gekürzt. Ebenso hat sich *wett-* in *wettlaufen* (§ 179) nicht aus einem Akk., sondern aus *enwette* entwickelt. Für den mass- und wertbestimmenden Akk. bei Adjektiven (§ 178) waren verbale Verbindungen massgebend: es wiegt einen Zentner — es ist einen Zentner schwer; es kostet vier Thaler — es ist vier Thaler wert. Wenn § 182 bemerkt wird, dass got. *faura* nur mit dem Dat. vorkommt,

so hätte auch gesagt werden müssen, dass daneben das mit dem Akk. verbundene *faur* steht. *bei* mit dem Akk. (§ 183) ist bekanntlich eine weit verbreitete md. Erscheinung, die sich auch schriftsprachlich bis in die neueste Zeit nachweisen lässt. Bei *gegen* ist nicht einfach der Dativ durch den Akk. verdrängt worden, sondern die Präp. nahm zunächst beide Kasus zu sich; bei der Bedeutung 'gegenüber' haftete der Dat. sehr lange. § 200 im altsächs. *fand that barn gisund* konstatiert M. das Eintreten der unflektierten Form beim Adjektiv; was für eine flektierte Form erwartet er zu finden, etwa *gisundat*? § 208 der Gen. bei den Verben der Gemütsbewegung kann kaum "als Abschwächung des bei denselben Verben gebräuchlichen Akk." genommen werden; wo Gen. neben Akk. steht wie z. B. bei mhd. *weinen* tritt die kausale Bedeutung des Gen. klar hervor. § 230 in Verbindungen wie *leichten Kaufes* sollte nicht vom Eintreten der schwachen Form geredet werden; die Fem. bewahren ja die regelrechte Form auf *-er* und bei den Mask. und Neutr. der Adj. ist überhaupt die alte Form auf *-es* durch die auf *-en*, die allerdings aus der schwachen Dekl. stammt, ersetzt; es kommt dies, wie ich gegen Jeitteles a. a. O. bemerke, auch schon im 16. Jahrh. nicht selten vor. § 231 in Fischarts *da war ein solch handgebens* sieht M. einen Fall des "partitiven Subjekts". Der Gen. des Inf. muss aber zunächst von *ein solch* abhängig sein und es reihen sich dann nhd. Wendungen wie *ein Aufhebens*, *Wesens* usw. an, die nach dem Muster von *viel Aufhebens*, *was für Aufhebens* gebildet sind. Vgl. auch Wunderlich im DW. u. Gethuns. Erwähnung hätte vielleicht auch der merkwürdige, im 16. Jahrh. häufige vokativische Gen. wie *aller* (*allers*, *alles*, *als*) *narren*! verdient, der sich in der Volkssprache länger erhalten zu haben scheint (Gryphius, Dornrose 4. A. *alles lügners*!). Dass eine Wendung wie *aller narren narr* zu Grunde liegt, ist wohl nicht zweifelhaft vgl. Murner Narrenbeschw. 80, 20 *ein narr in aller narren orden*. Beim Dativ (§ 256 ff.) hält Mensing mit Mourek Anz. f. d. Alt. 23, 315 f. gegen Winkler, der den präpositionslosen Dat. des German. fast ausschliesslich als Kasus der Beteiligung glaubte auffassen zu dürfen, daran fest, dass uns im germ. Dativ nicht nur Reflexe des idg. Lokativ, Ablativ und Instrumentalis erhalten sind, sondern dass auch der Dativ da, wo er dem idg. Dativ entspricht, seine ursprüngliche örtliche Grundbedeutung (er bezeichnet 'einen Gegenstand, dem ein anderer ruhig gegenüber steht') noch hie und da erkennen lässt. Für die letztere Annahme lässt sich ja allerdings manches geltend machen, obgleich sie schwer zu erweisen ist; für das Got. durften, abgesehen von der Verbindung mit *du*, am schwersten ins Gewicht fallen der Dativ nach *têkan*, *attêkan* und nach dem von M. nicht aufgeführten *witan* 'nach etwas sehen'; dagegen könnte der Dativ nach *kukjan* 'küssen', auf das Mourek S. 318 hinweist — bei Mensing erscheint es fälschlich unter den Verben der freundlichen Gesinnung — auch alter Lok. sein (*kukida fôtum is* 'drückte einen Kuss auf seine Füsse'). § 273 nach den Verben des Herrschens glaubt M. den eigentlichen Dat. zu finden, auch nach *waldan*, aber in Fällen wie *waldaiþ izwaraim annônôm* ist doch nur instrumentale Auffassung möglich, die auch durch das Ags. (*scal þý wonge wealdan*) gestützt wird. Warum erscheinen beim eigentlichen Dativ die Verba der Wahrnehmung, wie got. *gaumjan*, *witan* usw. nicht als besondere Gruppe? Mhd. *wizen* 'vorwerfen' ist unter den Verben der Rede aufgeführt, gehört aber eigentlich in diese Kategorie, ebenso das gar nicht erwähnte *warten*, das in der südd. Umgangssprache ja noch jetzt mit dem Dativ verbunden wird. Auch bei got. *hausjan*, das unter den Ver-

ben des Dienens erscheint, ist sicher von der Grundbedeutung auszugehen; mhd. kann *einem hoeren* noch = zuhören sein. § 297 dass der Dat. bei *galeiks* auf einen Comitativ zurückgeht, ist doch nicht zweifelhaft, da das Adj. in Verbindung mit dem Instr. *hvê* vorkommt, wie auch ahd. *thiu gilîh*. Bei anderen Verbindungen, wie z. B. *qinô liugada anþaramma* (§ 311) hat M. an der Annahme eines Comitativs festgehalten, obgleich sie hier weit weniger begründet erscheint.

Leipzig. K. v. Bahder.

Bremer O. Zur Lautschrift. (Grammatiken deutscher Mundarten. Anhang z. Band I). Leipzig Breitkopf u. Härtel 1898. 21 S.

Bremer hat seit dem Erscheinen seiner Phonetik an seiner Lautschrift einige Mängel entdeckt und sucht diese in dem Schriftchen "Zur Lautschr." abzustellen. Das führt nun wieder zu dem Übelstand, dass Bd. I der Grammatiken eine etwas andere Lautschrift zeigt als der zweite. Der Leser hat mit dem Bremerschen System schon ohnedies seine Mühe; so ist ein Umdenken von einem Band zum anderen nicht eben angenehm. Von Anfang an war auf den Typenvorrat der Druckereien Rücksicht genommen; dadurch wurde der Grundcharakter der Schrift bedingt (Mischung lateinischer und griechischer Typen, Verwendung der eckigen "Zirkumflexe" mit besonderer Bedeutung); aber die Rücksicht schwand mehr und mehr und so sind nun eine Reihe eigens geschnittener Typen neben den überlieferten gebraucht. Bremer legte Gewicht darauf, für jede Lautfärbung ein eigenes Zeichen, nicht nur ein über- oder untergesetztes Unterscheidungsmerkmal zu haben. In der That ist es aber gleich, ob ein Strich durch den Buchstaben gezogen oder oben oder unten angesetzt ist. So musste Bremer auf jedes optische System, auf jede Symbolik verzichten; die Weite eines Vokales wird auf die verschiedenste Art bezeichnet. In seiner neuen Arbeit hat Bremer nun das Zeichen der Enge ‿, das allerdings symbolisch eher als Merkmal der Weite aufgefasst werden könnte, beseitigt. Dadurch sind die Reihen aber verschoben worden (altes *e* jetzt ϵ, altes ϵ jetzt *æ*) und sind neue Zeichen nötig geworden, die ein sehr aufmerksames Auge verlangen, ja z. T. dem Auge wehe thun. Als Fortschritt möchte ich die Vertauschung der griechischen Zeichen für "sanfte Reibegeräusche" gegen die altenglischen bezeichnen. Sprachgeschichtlich zu beachten sind die Bemerkungen über das *ə*. Bremer erklärt, dass in unbetonten Silben der Vokal ebenso bestimmt artikuliert sei als in betonten, dass also *ə* für den Endungsvokal zu farblos sei. In der That wird z. B. die Verkleinerungssilbe *lə* in Oberdeutschland, ja innerhalb Schwabens recht verschieden ausgesprochen; aber man hat dem auch schon z. B. in "Bayerns Mundarten" vielfach Rechnung getragen. Andererseits kommt gerade in den unbetonten Silben eine Färbung des *e* vor, die dem Gleitlaut in *gənade* und dem zweiten Teil von Diphthongen wie *uə*, *iə*, *eə*, *oə* gleich ist, die bei *a*, *o*, *u*, *ü*, *ö* auch vorkommt und überall mit einer Senkung des Kehlkopfes verbunden ist, ja vielleicht gerade durch sie veranlasst ist, so dass *ə* nur ein Glied einer besonderen Reihe ist, die ich in der Lautschrift von "Bayerns Mundarten" mit einem gemeinsamen Symbol (*ǎ*, *ě* usw.) versah; sie durch Umkehrung zusammenzufassen geht wegen *u* (*i*, *ü*) nicht an.

Weniger bedeutsam ist, dass Bremer jetzt die Unterscheidung

vorderer und hinterer *k*-Laute nicht mehr fordert, wo der Charakter sich aus der Umgebung von selbst ergibt. Ich bin s. Z. wegen solcher Ketzerei schlimm kritisiert worden.

Überblicken wir Bremers Lautschrift in ihrer jüngsten Gestalt, so müssen wir fragen, warum er nicht gleich die der Association Phonétique angenommen hat. Ich wäre immer noch der Meinung, dass eine absolute, alle Zwischenstufen berücksichtigende Weltschrift als Generalnenner notwendig ist, dass für einzelne Sprachgebiete aber eine leicht lesbare, nicht allzu bunte, möglichst symbolische und symmetrische Schrift sich empfiehlt. Unter allen Umständen sollten Sprünge vermieden sein, wie Bremer zeigt, wo die Quantitätszeichen bald über, bald unter den Lauten stehen, bei Konsonanten anders sind als bei Vokalen. Ich habe gefunden, dass mein System: alle Qualitätszeichen über, alle Quantitäts- (und Ton-)zeichen unter den Buchstaben, leicht verstanden worden ist, keine Missverständnisse hervorrief und auch bei Texten verwendbar bleibt, so zwar, dass der Lesende, dem es nicht um genaues phonetisches Erfassen der Einzellaute zu thun ist, zwischen den diakritischen Zeichen hindurch fast ganz mühelos lesen kann.

Der Besitzer der "Phonetik" Bremers kann den "Anhang" nicht entbehren; für die gleichzeitige Benutzung hat der Verfasser auf S. 20 und 21 besondere Fingerzeige gegeben.

Würzburg. O. Brenner.

Heilig O. Grammatik der Ostfränkischen Mundart des Taubergrundes und der Nachbarmundarten. Lautlehre. Leipzig Breitkopf u. Härtel 1898 (Grammatiken deutscher Mundarten Bd. V). 239 S., mit Karte.

Die Mitteilungen über das Fortschreiten des Sprachatlasses des deutschen Reiches haben gezeigt, dass neben dem Atlas eingehende Darstellungen von Einzelmundarten unentbehrlich sind. Bremers Sammlung von Mundartgrammatiken ist daher gewiss ein zeitgemässes Unternehmen. Leider erscheinen die angekündigten Bände nur allzulangsam und bieten die bisher erschienenen (von Maurmann und Heilig) fast nur Lautlehre. Ferner wäre es gerade für Bremers Anschauungen über Mundartgrenzen angezeigter gewesen, zur Stütze der Annahme von abgegrenzten Mundarten Arbeiten über Gebiete mit reinen Typen aus der Mitte der Mundartbezirke an die Spitze zu stellen, um an ihnen die Randmundarten zu messen. So aber bewegen sich die beiden bisher erschienenen Grammatiken hart am Rande und erfordern sofort zu ihrer Beleuchtung Material aus benachbarten Gauen. Heilig hat denn auch, wie schon der Titel zeigt, über den Taubergrund hinausgegriffen. Dadurch ist für den Darsteller grössere Sicherheit gewonnen, der Leser aber bekommt ein stetes Flimmern vor den Augen; er wird im Stoff nicht heimisch. Bremer hat zwar in seiner Weise durch Zusammenstellungen in kaleidoskopischen Bildern die geschichtliche Würdigung zu erleichtern versucht, und der Verfasser hat gleichfalls statistische Listen von erheblichem Umfang beigegeben. Aber ich halte dies Alles für verfrühte und fast vergebliche Arbeit. Früher hat man ohne genügende Tiefe gearbeitet, jetzt wird die Sprachgeschichte auf zu wenig breitem Boden aufgebaut. Man lasse Ausnahmen und Rätsel ruhig liegen, bis wir mehr Einzeldarstellungen aus demselben Mund-

artgebiet haben und beschränke sich in den geschichtlichen Zuthaten darauf, das unzweifelhaft Klare, Gesetzmässige hervortreten zu lassen und die ungelösten Rätsel als solche zusammenzustellen. Misslich ist in unserem Fall schon der Umstand, dass mit dem Terminus "ostfränkisch" gearbeitet werden musste, ohne dass Jemand sagen kann, was eigentlich ostfränkisch ist. Was ist z. B. unter Vokalismus des Ostfränkischen zu verstehen? Man braucht nur die Linien des Sprachatlasses anzusehen, um zu finden, dass es keinen solchen gibt. Man mag weiter über die Abgrenzung des Mitteldeutschen denken wie man will — am besten wäre vorläufig von Mitteldeutsch nicht zu sprechen und die Gau- und Stammbezeichnungen hessisch, thüringisch, schlesisch oder noch engere zu brauchen — aber den ostfränkischen Vokalismus z. B. von Würzburg (*guad miiad*) kann man nicht als md. bezeichnen; *hore* für Horn, dass doch auch schwäbisch ist, kann ebenfalls nicht als Beweis für md. Art verwertet werden. Also weniger Voraussetzungen — oder gleich viel weiter gesteckte Grenzen für Vergleiche wären für künftige Grammatiken sehr zu empfehlen.

Kann so der Gesammtanlage — für die wohl Bremers wohlgemeinte Vorschriften massgebend waren — nicht unbedingtes Lob gespendet werden, so ist von der Durchführung im Einzelnen um so mehr Gutes zu sagen. Über die Aussprache der Laute, über Wort- und Satzbetonung, Quantitäten ist natürlich sorgsam gehandelt. Werden einmal phonographische Aufnahmen leichter als bisher dem Auge vermittelt werden können, wird dies Kapitel wohl auch ausführlicher ausfallen[1]). In der Geschichte der Laute wird mit Recht zuerst vom Mhd. herabgegangen, dabei nicht das alemannische Mhd. der Ausgaben, sondern ein dem Ort entsprechend gefärbtes (mitteldeutsches sagt der Verf. mit zweifelhafter Berechtigung) zu Grunde gelegt. Ein besonderes Kapitel fasst dann die wichtigsten Lautwandlungen in Gruppen zusammen (Dehnungen, Kürzungen, zuerst im Allgemeinen, dann bei den einzelnen Vokalen, Diphthongierung, Veränderungen der Vokale vor *r*, Nasalierung, Labialisierung, Kontraktion, unbetonte Silben-Vereinfachung alter Geminatas, Konsonantenassimilation, Dissimilation, Fremdwörter). Bremer gibt dann eine Chronologie der Veränderungen. Endlich folgen die oben erwähnten Zusammenstellungen (Übersicht der Entsprechungen vom heutigen Bestande aus, dies eine nötige Ergänzung zum Vorausgehenden, Übersicht über die mundartlichen Unterschiede gegenüber den Nachbarmundarten und innerhalb der Taubergrundmundart, endlich eine Liste erschlossener mhd.-md. Grundformen. Als Anhang sind Proben der Sprache um 1400 und eine Übertragung einer mhd. Stelle aus Bertholds Predigten in die Mundart und moderne Textproben gegeben. Ein Wortverzeichnis bildet den Schluss. Ein Sachverzeichnis fehlt leider.) Gegenüber den thatsächlichen Mitteilungen muss die Kritik eines Fremden natürlich schweigen. In Bezug auf Erklärungen bin ich jedoch nicht immer mit Heilig einverstanden. So glaube ich, dass mit Analogiebildung nicht durchweg glücklich hantiert ist. Wie soll z. B. *bleuen* (schlagen) durch Blei, *Stäucherle* durch steigern, *leuern* (Nachwein keltern) durch leiern in der Form beeinflusst sein? Wozu soll *läfe* 'laufen' Analogiebildung sein (§ 191. 2)? Auch bei der Gruppen-

---

1) Ich benütze die Gelegenheit, um die Fachgenossen zu fragen, ob ihnen eine einfache Übertragung der Walzenkurven auf eine ebene Fläche behufs Abdruck und Vergrösserung bekannt ist?

bildung kann ich nicht immer mit H. übereinstimmen; er thut der Geschichte hie und da Zwang an; so wenn *kume* 'kommen' wegen der Kürze auf ein altes **kumjan* zurückgeführt wird; der Fall *neme* 'nehmen' hätte doch zu gemeinsamer Erklärung führen sollen, **nemjan* wird auch H. nicht ansetzen; *bürge* darf nicht zu den Wörtern mit *-rj-* genommen werden (§ 104); *hafer* gehört kaum zu den Beispielen für grammatischen Wechsel: *br* ist auch sonst durch *-fer* vertreten (vgl. alem. *sūfer*), wie ja auch vor *l* spir. fort. und len. wechseln (*schwebel — schwefel*); *grap* 'Krähe' zu Liebe darf nicht ahd. *hr* = *gr* der Ma. gesetzt werden, *grap* gehört zu Krähe, nicht zu *hraban;* das *s* statt *st* in *disl* (Distel) muss von *n* statt *nd* in *gšdane* (gestanden) getrennt werden, denn hier ist kaum *st* zu *ss* assimiliert worden, sondern *t* ist zwischen Konsonanten gefallen. Zur Assimilation kann ich auch den Fall *hyŋəle* 'Huhn' nicht im Sinne Heiligs rechnen (*n* vor *l*, *r* zu *ŋ*); wenn hier nicht *ŋ* aus *nŋ* enstand (H. führt selbst als Grundform ahd. *huoninchilīn* an), so möchte ich diesen Fall, wie den in *šwiŋəl* 'Schwindel' (*hyŋər* 'Hühner' wohl von *hyŋəl* abhängig!) erklären wie nhd. *schlingen* aus *schlinden*, während *schlund* erhalten blieb, d. h. der palatale Vokal hat den Übergang des dent. *n*(*d*) in das palat. *ŋ* veranlasst. — Die Übergänge von *i* zu *y* stehen jetzt nicht mehr so in der Luft, wo man darauf aufmerksam geworden ist, dass vorausgehende Labiale den Wechsel bewirken, bei allen Beispielen Heiligs steht ein Labial vor *i*.

Angesichts der zahlreichen Belege hätte H. wohl bestimmter als es § 180 Anm. 2 geschehen, Zusammenhang der Vokallänge mit mhd. Einsilbigkeit, der Länge mit Mehrsilbigkeit behaupten dürfen. Er scheint zu sehr abhängig von dem an und für sich einleuchtenden Satz: vor 'Geminata' Verkürzung oder Erhaltung der Kürze. Auch vor zwei verschiedenen Konsonanten, die im Auslaut einsilbiger Formen bleiben, ist der Wechsel der Quantität zu beobachten: *bræxt* 'brächte', *eršt* 'erst(e)' aber *rēχt*, *gnēχt*, *dūəršt*.

Wenn § 158 ausgeführt wird: alte mhd. *ē* und jüngere Dehnungs-*ē* könnten nur in der Q u a n t i t ä t verschieden gewesen sein, da sie sich verschieden weiter entwickelt haben, und dies dann als Analogie für den Unterschied von mhd. *ī* und *ĭ* beigezogen wird, so möchte ich bemerken, dass ich hoffe, einmal ausführlich nachweisen zu können, dass weder Akzent noch Quantität an der nhd. Diphthongierung schuld sind, sondern einzig die extreme Artikulation, die nur von einer gemässigteren aus, gewissermassen durch ein Hinaufschnellen, durch einen Anlauf zu gewinnen ist.

Von mancherlei Kleinigkeiten, die mir einer Besprechung wert scheinen, will ich, um nicht den Schein zu erwecken, als sei viel an dem Buch auszusetzen, nur eines noch herausgreifen. § 107 wundert sich H. dass statt des zu erwartenden **frāp* (*vrouwe* zu *vrouw* zu *vrāw* zu *frāp*) es *frā* heisst. Hier ist doch übersehen, dass in der Stellung als Attribut das Wort gewöhnlich *vrou*, nicht *vrouwe* lautete; auch für *ruowe* ist *ruo* mhd. belegt, daher ma. *rū* auch nicht auffällig.

Bei jeder Mundartgrammatik, die nicht bloss das Bestehende darstellen, sondern erklären und geschichtlich ordnen will, wird Vieles zweifelhaft sein und seine Erklärung aus anderen Darstellungen erwarten müssen. Ich möchte deshalb es als Verdienst betrachten, wenn eine Mundartgrammatik zu Zweifeln anregt, wenn nur das Thatsächliche gehörig überwiegt. Dies ist aber bei Heilig der Fall, und so dürfen wir für seine Gabe recht dankbar sein.

Die von Bremer entworfene Sprachkarte ist originell; ich ziehe die Art von Wagners Reutlinger Karte vor.

Würzburg. O. Brenner.

Schatz J. Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Strassburg Trübner 1897. 8⁰. XIII, 179 S.

Die Mundart von Imst im Oberinnthal verdient eine wissenschaftliche Darstellung aus verschiedenen Gründen. Einmal bietet sie als konsequent und ungestört entwickeltes, von der hochdeutschen Schriftsprache ebensowenig als von dem städtischen Mischdialekt Innsbrucks beeinflusstes Idiom ein besonders zuverlässiges Beobachtungsmaterial, zumal für den germanistisch geschulten Eingeborenen, und dann erregt sie das Interesse des Sprachhistorikers durch ihre eigenartige Stellung an der Grenze zwischen Alemannisch und Bairisch.

Die meisten Forscher haben bisher die Mundarten des oberen Innthals bis Telfs hinunter zum Alemannischen gerechnet, Schatz erklärt sie dagegen für unzweifelhaft bairisch auf Grund der Entwickelung der Vokale der betonten Silben; er hält fest an der von ihm in der Deutsch. Lit.-Zeitg. 1895 Sp. 78 gegebenen Darstellung der Grenze zwischen Alemannisch und Bairisch: "Graubündten, Vorarlberg und das Allgäu sprechen alemannisch. Nur der Weiler Lechleiten im obersten Lechthal, der noch zu Tirol gehört, hat die alemannische Mundart wie das eine Viertelstunde entfernte vorarlbergische Wart; das nächste tirolische Dorf Steg im Lechthal ist davon 14 km entfernt. Die bairischen Grenzorte gegen das Schwäbische sind Forchach, Rinnen, Nassreid; schwäbisch sind Weissenbach, Berwang, Biberwier." (S. VI.)

Ausserhalb des Vokalismus der betonten Silben lassen sich weniger leicht Kriterien für die Zugehörigkeit der Imster Mda. zum Bairischen nachweisen; ich rechne dahin in erster Linie die Verdrängung des Pronomens der 2. Person Plur. durch *es*, *enk*; sonst gewinnt wenigstens der ferner stehende eher den Eindruck, man habe einen alemannischen Dialekt vor sich, finden wir doch in Imst die sonst nur für das Alemannische in grösserem Umfange belegte Verschiebung des anlautenden und auf Nasale folgenden *k* zur Affrikata *kχ* (doch vgl. auch Jellinek Zs. f. d. A. 36, 79), alemannisch scheint auch die durchweg gutturale Natur des *χ*, der Abfall des auslautenden *-n* im Infinitiv und Partizip gegenüber der gewöhnlichen Erhaltung desselben im Bairischen (so auch schon wenig östl. von Imst) die Deminutivendung *-lə* gegenüber bairisch *-l̥*, ferner ausserordentlich zahlreiche Übereinstimmungen mit alemanischen Mundarten in der Flexion der Nomina und Verba. Diese Abweichungen von der Schriftsprache sind allerdings so weit über Ober-Deutschland verbreitet, dass man sie wohl in ziemlich alte Zeit zurückverlegen muss; man wird sich dem Schluss nicht entziehen können, dass eine Reihe von Übergängen aus einer Flexionsklasse in eine andere schon in mhd. Zeit in der gesprochenen Sprache sich vollzogen hatten, während die Litteratursprache den älteren Stand treuer bewahrte. So viel scheint mir sicher, dass auch durch die Arbeit von Schatz wieder die alte Erfahrung bestätigt wird, dass die Grenzen einer Mundart gegen die Umgebung für verschiedene Unterscheidungszeichen selten oder nie identisch sind und dass desshalb die

Zuteilung einer Mundart zu einem bestimmten Sprachgebiet in vielen Fällen eine mehr oder weniger willkürliche sein muss: auch der musikalische Akzent, der so deutlich zwei verschiedene Mundarten von einander trennt, aber leider einer genauen und verwendbaren Fixierung so grosse Schwierigkeiten entgegensetzt, kann kaum als absolut entscheidend angesehen werden, da auch in dieser Hinsicht vielfache Übergangsstufen zwischen grösseren Gebieten existieren.

Die Darstellung der lautlichen und flexionellen Verhältnisse der Mda. darf wohl, soweit hier einem Nichteinheimischen überhaupt ein Urteil zusteht, eine zuverlässige genannt werden, jedenfalls zeigt sich Verf. mit den Resultaten der neueren Mundartforschung und mit den Fragen, die sich für die Geschichte der deutschen Sprache daran knüpfen, vertraut. Die phonetischen Erörterungen freilich werden den Spezialisten vielleicht nicht ganz befriedigen, doch sind die wichtigsten Erscheinungen, die für die Lautlehre in Betracht kommen, überall hervorgehoben; auch die Akzentverhältnisse werden einer kurzen Besprechung unterzogen. die freilich durchaus nicht als erschöpfend bezeichnet werden kann. Das Hauptgewicht ist gelegt auf die Darstellung der heutigen Laute und Formen auf Grund der historischen Entwickelung, woraus manche Winke und Anregungen für die Auffassung von Streitfragen der ahd. und mhd. Grammatik sich ergeben. Wenn man dabei auch nicht allen Ausführungen des Verf. unbedingt beipflichten kann, — Einwände des näheren zu begründen, ist hier nicht der Ort — so wird man ihm doch die Anerkennung für sein aufrichtiges Bemühen, zur Klärung allgemeiner Fragen von seinem durch ein verständnisvolles Studium der Mundart gewonnenen Standpunkt aus beizutragen, nicht versagen wollen, sondern ihm für seine erfreuliche Gabe danken.

Basel. Gustav Binz.

Soerensen Asm. Polnische Grammatik. Erste Hälfte. Leipzig, Druck und Verlag von E. Haberland 1899. IV, 256 S.

Das Polnische ist zweifellos eine der bestbearbeiteten slavischen Sprachen. Ausser zahlreichen Abhandlungen zur Geschichte der Sprache und zur Dialektologie, vornehmlich in den Rozprawy und den Sprawozdania komisyi językowej der Krakauer Akademie, liegen uns auch treffliche Darstellungen der modernen Schriftsprache mit historischen Rückblicken vor: die für ihre Zeit hochbedeutende Grammatik von Antoni Małecki (Gramatyka języka polskiego większa, Lwów 1863), die leider in ihrer erweiterten Gestalt (Gramatyka historyczno-porównawcza języka polskiego, Lwów 1879) entschieden verschlechtert ist, und aus neuester Zeit das sehr zu lobende, lichtvolle Werk von Kryński (Gramatyka języka polskiego, Warszawa 1897). Dem gegenüber müssen die polnischen Grammatiken in deutscher Sprache, die sich freilich auch durchweg das bescheidenere Ziel der praktischen Spracherlernung stecken, als minderwertig bezeichnet werden. So wird das Werk Soerensens gerade in den Kreisen der deutschen Sprachwissenschaft ganz besonders freudig begrüsst werden, umsomehr, als es sofort durch manche grosse Vorzüge für sich einnimmt. Indem der Verfasser überall vom deutschen Sprachgefühl ausgeht, erscheinen die Eigentümlichkeiten der polnischen Sprache für uns in plastischerer Gestalt, als es gemeiniglich in den Werken der Nationalgrammatiker der Fall ist; gewisse Teile

der Grammatik kommen bei ihm zum ersten Mal zu ihrem vollen Recht; ich nenne vor allem die Lehre von den Aktionsarten des polnischen Verbs, die in den einheimischen Grammatiken so gut wie ganz zu fehlen pflegt, und doch von so einschneidender Bedeutung für das Verständnis der Sprache ist. Sodann verleiht der Grammatik Soerensens schon an sich der Umstand einen bleibenden Wert, dass sie durchweg auf eigenen Sammlungen beruht, die mit erstaunlichem Fleiss und musterhafter Sorgfalt zum Aufbau der Sprachlehre verwandt sind; die Darstellung ist klar und fliessend und sucht auch dem Lernenden die Wege des Verständnisses zu ebnen; Übersicht und Klarheit sind auch durch weise Anwendung typographischer Mittel erstrebt und erreicht. Hoffentlich bringt der noch ausstehende zweite Teil einen ausführlichen Index. Die vorliegende erste Hälfte enthält nach einem kurzen Überblick über die Lautlehre, der nur mehr zur Orientierung dienen soll, die Formenlehre und Syntax zusammen behandelt; die zweite Hälfte soll ein Verbalverzeichnis bringen, in dem die Verba nach Verbalklassen und innerhalb derselben alphabetisch geordnet erscheinen, ausserdem soll sie eine Übersicht der rein syntaktischen Erscheinungen geben. Das Hauptgewicht des ersten Teils liegt also auf der Formenlehre, und dass der Verfasser hier gleich die einschlägigen syntaktischen Verhältnisse erörtert hat, kann nur beifällig aufgenommen werden. Mit Recht wird dazu in der Vorrede bemerkt, dass in höherem Grade als anderswo in den slavischen Sprachen die Formenbildung von syntaktischen Einflüssen bestimmt wird. So erfährt man hier z. B. beim Pronomen wie beim Zahlenwort gleich die Hauptsachen ihrer syntaktischen Verwendung und lernt, welch ein Gebrauch von der bunten Formenmenge gemacht wird; und eine klare Darstellung der verwickelten Verhältnisse im Bereich des slavischen (und polnischen) Verbums ohne Erörterung der syntaktischen Unterschiede liesse sich vollends kaum denken.

Es wird nicht leicht eine Frage aus der polnischen Formenlehre zu finden sein, die man bei Soerensen vergeblich suchte. Der erste Abschnitt behandelt das Substantiv: reichliche Paradigmen illustrieren die Flexion, worauf dann eine erschöpfende Besprechung aller Sonderheiten und Anomalien folgt. Der zweite Abschnitt bietet die Formen und Syntax der Pronomina; im dritten Abschnitt, vom Adjektiv, hat in einem besonderen Kapitel auch die Stammbildung desselben eine Besprechung gefunden. Der fünfte Abschnitt, von den Präpositionen, zeichnet sich durch eine Reichhaltigkeit des Stoffs und eine derartig erschöpfende Darstellung des Sprachgebrauchs aus, wie ich sie in keiner andern Grammatik einer slavischen Sprache gefunden habe. Die sechste und letzte Abteilung, vom Verbum, bildet den Höhepunkt des Werks. Bei jeder Klasse folgt eine ausführliche Behandlung der Perfektiva und Imperfektiva mit nahezu vollständiger Beispielsammlung; was man sich bisher mühsam aus den Lexiken heraussuchen musste, um oft genug zu finden, dass auch diese versagten, das liegt nun übersichtlich und systematisch geordnet vor uns. Soerensen hat durch diese erschöpfende Sammlungen zur Lehre von den Aktionsarten des polnischen Verbs auch der vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen einen grossen Dienst erwiesen, und unwillkürlich regt sich der Wunsch, auch für noch andere slavische Sprachen eine so bequeme und zuverlässige Übersicht über den schier unermesslichen Stoff zu besitzen.

Leider bin ich jedoch nicht in der glücklichen Lage, dem Werke Soerensens uneingeschränkt Lob spenden zu können. Den

gerühmten Vorzügen halten gewisse Mängel die Wage, die sich indes ziemlich alle aus einem Grundquell herleiten lassen. Wer ganz selbständig von Grund aus neu baut, der wird nur zu leicht dem Fehler ausgesetzt sein, das, was seine Vorgänger geleistet haben, nicht genügend zu beachten und für die eigene Darstellung heranzuziehen. Soerensen ist in diesen Fehler ebenfalls verfallen: er zeigt sich entschieden nicht genügend vertraut mit den historischen und vergleichenden Forschungen auf dem Gebiet der slavischen Sprachen überhaupt und der polnischen im besondern. So kommt es, dass seine Kunst, da wo es gilt die Erscheinungen der heutigen Sprache zu erklären, leider nur zu oft versagt; ein Blick in Miklosichs vergleichende Grammatik, in Leskiens Handbuch oder in Kryńskis Grammatik hätte ihn vor manchem Irrtum bewahren können. Besonders hat so die Lautlehre gelitten, die recht schwach ausgefallen ist, selbst wenn man die Erklärung des Verfassers berücksichtigt, "dass die knappe Lautlehre nichts weiter sein will, als eine Grundlage für die Darstellung der Formenbildung." Es wäre entschieden besser gewesen, wenn der Verfasser viele Erklärungen fortgelassen hätte. Für eine "praktische" Grammatik der polnischen Schriftsprache würde mir, um ein Beispiel zu geben, durchaus die Angabe genügen: *mrę* hat im Präteritum *marł*, im Infinitiv *mrzeć*! Soll aber eine Erklärung für diese Verschiedenheit gegeben werden, so muss man unbedingt fordern, dass sie auch richtig ist. Eine Erklärung, dass "in einer Anzahl Wörter und Wortformen *ré* und *lé* auf *ьr* und *ьl* zurückgeht" (§ 29 Bem. 3 und § 245) fördert nicht, weil sie unrichtig ist. Und so hat man an vielen Stellen das Gefühl, die Erklärung hätte lieber fortbleiben sollen: auch in diesem Falle wäre weniger mehr gewesen.

An und für sich hätte die Lautlehre wohl ausführlicher sein müssen, gerade weil sie die Grundlage für die Formenlehre bildet und bilden muss. Dann könnten bei der Formenlehre die Erörterungen über rein lautliche Vorgänge, wie § 57—59 "Konsonantenerweichung vor weichen Endungen", § 60—64 "der wandelbare Vokal, die gepressten Vokale und der Umlaut" beim Maskulinum, die sich dann wieder § 71—74 beim Femininum, § 86—89 beim Neutrum und mutatis mutandis § 126—129 beim Adjektiv wiederholen, wegfallen oder doch durch kurze Hinweise ersetzt werden, wodurch grössere Einheitlichkeit und durch den Zusammenhang der gleichartigen Erscheinungen bedingtes leichteres Verständnis erreicht worden wäre. Als ein Muster solcher Art der Darstellung ist mir immer Leskiens Handbuch erschienen. Auch die Verbalflexion wäre noch übersichtlicher geworden, wenn die vorkommenden Lautübergänge bereits in der Lautlehre behandelt worden wären.

Ich gehe nun auf die Einzelheiten ein (wobei natürlich alles, was mir aufgefallen ist, zu behandeln nicht meine Absicht ist) nicht aus Lust am Kritisieren, sondern in der Hoffnung, dem einen oder andern Benutzer der Grammatik damit zu dienen, vielleicht auch dem verehrten Verfasser für eine zu erhoffende neue Auflage nützen zu können.

Zu bedauern ist, dass so ganz auf die Darstellung der Aussprache, die doch eine ganz besondere Schwierigkeit der polnischen Sprache bildet, verzichtet wird. So heisst es § 13 vom poln. *ł* nur, dass es ein Laut ist, "den nur das Ohr aufzufassen und die Zunge schwer nachzubilden vermag"; die Aussprache der erweichten Konsonanten bleibt so gut wie unerörtert; die Bemerkung, dass sie "schwer für uns zu erfassen sind", (§ 18 Bem. 4) dass die "Unterscheidung der Laute *s' z' c' dz'* einerseits und *sz ż cz dż* ande-

rerseits dem Deutschen sehr schwer fällt" kann eine Beschreibung ihrer Aussprache, die doch bei dem heutigen Stande der Wissenschaft der Phonetik nicht so sehr schwer gewesen wäre, nicht ersetzen. Auch das Gebotene ist nicht immer richtig: *y* ist durchaus nicht *ü*-ähnlich (§ 5), da es nicht gerundet ist; § 13 Bem. 3 heisst es "poln. *ch* klingt im Silbenanlaut vor Vokalen für unser Ohr vielfach wie *h* (= Media zur Tenuis *ch*, z. B. *chodzi* er geht)". Das ist irreführend; die Media zur Tenuis *ch* wird z. B. in dem *g* des norddeutschen "*wagen, sagen*" gesprochen; so klingt aber das *ch* in *chodzi* nie. Der Verfasser meint wohl: fast mit reinem *h*, mit *ch* mit Verlust des Reibungsgeräusches.

In dem ganzen Abschnitt von den Lauten, § 4—20, bemerkt man überhaupt eine gewisse Unsicherheit und damit Unklarheit. So kann ich nicht recht verstehen, wie § 7 gemeint ist: "die Lautverbindungen *aj ęj ij oj uj* (*ój*) *yj* entsprechen den mit *i* gebildeten Diphthongen anderer Sprachen, gelten aber im Polnischen nicht als solche. sondern als mit dem Konsonanten *j* geschlossene Silben"; § 9 wird kein Unterschied gemacht in der Aussprache der präjotierten Vokale, ob sie frei oder nach Konsonant stehen: *ziemia* wird als *zjemja* transskribiert, während es doch *z'em'a* gesprochen wird; unglücklich ausgedrückt sind auch § 10 und § 11 "nach den Gutturalen *k* und *g* wird für etymologisch gegebenes *y i* geschrieben, und "nach den Palatalen *sz ż cz* wird statt etymologisch gegebenem *i*, um das Fehlen der Präjotation zu kennzeichnen (!), *y* geschrieben". Das ist doch nun durchaus kein Schreibegebrauch, sondern beruht auf der thatsächlichen Aussprache, indem altes *ky* und *gy* in *ki gi*, *żi śi či* aber in *ży szy czy* übergegangen sind. Dieses müsste also eigentlich in der dritten Abteilung "die Entstehung der Laute" behandelt werden.

§ 17 Bem. werden *wziąc'* und *obiad* als Ausnahmen einem *odjechac'* usw. gegenübergestellt, wo *j* auf den Auslaut des vorhergehenden Präfixes nicht einwirkt. Da vermisst man ein Wort der Erklärung: *wziąc'* und *obiad* sind schon uralte Zusammenrückungen: abg. *vъzęti* und *obědъ*. während *odjechac'* einem *otъjachati* zu vergleichen ist.

§ 20 Bem. 1 werden einige Lautübergänge als "Anomalien" aufgeführt, die es nicht sind. Der schon urslavische Schwund des anlautenden *v* nach dem *b* des Präfixes *ob-*, der Ausfall von *t* und *p* vor *n* ist doch ebenso ein lautgesetzlicher Vorgang, wie etwa der Schwund von *ъ* und *ь* im Auslaut des Polnischen. Unter dem Schlagwort "Konsonantenvertauschungen" sind heterogene Erscheinungen zusammengeworfen: *c'wierc'* für **czwierc'* ist eine Assimilation, *Małgorzata* das Beispiel einer Dissimilation. *stygnąc'* hat mit *stydnąc'* kaum etwas zu thun, sondern vergleicht sich lit. *stúkstu*, *stúgau*, *stúkti* 'steif stehen', hat also ursprüngliches *g*. Das gleiche gilt von der Anmerkung über "Konsonanteneinschub": *bardzo* für *barzo*, *zdrada* für *zrada* beruhen auf einem lautlichen Vorgang; *zdjąc'* aber für *zjąc'* ist eine Analogiebildung, indem es sein *d* von *podjąc' odjąc'* bezogen hat. *człowiek* ist nicht aus *čelověkъ* entstanden, sondern beruht auf einer anderen Stufe, vgl. abg. *člověkъ*.

Auch der Abschnitt über "die Entstehung der Laute" lässt manches zu wünschen übrig.

§ 22 heisst es "Nach *l* und den Palatalen tritt für *ie* (= altslov. *e*) wieder der harte Laut *e* ein." Das sind aber zwei ganz verschiedene Dinge. Ein altes *č'e ž'e* ist hart geworden und wird daher heute *cze że* (nicht *czie, żie*) geschrieben; *le* aber ist noch heute weich und steht für *l'e*, *lie* rein graphisch, indem eben *l l'*

bedeutet, da man für das harte *l* das Zeichen *ł* hat; auch § 24 wird die Natur des *l* verkannt, wenn es heisst "nach *l* tritt für *ia ie* der harte Laut *a*, *e* ein". Nicht der Laut, das Zeichen!

§ 23. Nicht "in zahlreichen Fällen, besonders vor Gutturalen und Labialen, bleibt *ie* auch von harten Konsonanten unverändert", sondern immer hindert lautgesetzlich Guttural und Labial den Übergang von *ie* in *io*; ebenso (Bem. 3) bewirken diese Laute immer, dass *é* durch *ie* vor ihnen vertreten ist.

§ 26. "Altslov. *ą* entspricht polnisch in offener Silbe *ę*, in geschlossener Silbe *ą*" usw. Diese Regel ist keine Regel, da sie soviel Ausnahmen zeigen würde wie befolgte Fälle. Wie Lorentz (im Arch. f. sl. Phil. 16) dargethan hat, kommt es nicht nur auf die Natur der Silbe, sondern ausserdem auf den ursprünglichen Akzent an; demgemäss ist der Vergleich mit dem Übergang von *o* zu *ó* fallen zu lassen.

Bem. 4 und 5. Die Entsprechung altslov. *ę* poln. *ie* (*e*) z. B. Akk. Pl. *dušę* : *dusze*, ebenso § 41 Bem. 2, ist keine lautliche; *w* ist anlautendem *ę* nie vorgeschoben, sondern nur *ą*. Nachdem dieser Lautwandel eingetreten war, erfolgte erst der Übergang von *ą* zu *ę*.

§ 27 wird gesagt: "die Halbvokale kommen in der Regel im Auslaut, sowie inlautend in offener Silbe zum Wegfall". Nicht in der Regel, sondern regelmässig, immer.

Bem. 2. "Aus euphonischen Gründen kommt oft . . . die Erweichung im Wortinlaut in Wegfall". Besser wäre gesagt, aus phonetischen Gründen, und es wäre mehr gesichtetes Material beigebracht worden. Einen Ansatz dazu macht die treffliche Studie von Olaf Broch über diesen Punkt in Χαριστήρια, Sammelband zu Ehren Korschs, Moskau 1897, S. 277.

Bem. 2 bringt viel Disparates zusammen und hätte eine bessere Ordnung verdient.

§ 29 wird für *ъl ьl* nur die Vertretung *łu* angegeben, in der Bem. nur *wilk*, *milczeć*, *żółty* und *żółć* angeführt. Es fehlt also ganz *eł ieł* in *bełkot*, *chełbać*, *chełpić*, *giełk*, *kiełb*, *kiełbasa*, *pełk*, *pełny*; ebenso *mówić* aus *mołwić*.

Bem. 5 enthält zwei schlimme Unrichtigkeiten: *mréti* 'sterben' geht doch auf **merti* zurück und nicht auf **mьrti*. Und in *bréza* : *brzoza* u. a. ist doch nicht "*é* bisweilen in *o* übergangen", sondern abg. *ré* aus *er* entspricht poln. *re*, in welcher Verbindung dann *e* die gewöhnlichen lautlichen Wandlungen erlitt.

Und was soll man vollends zu § 30 sagen, wo das *j* der *jo*-Verba wie *volati* — *volajemъ* usw. als "nur zur Vermeidung des Hiatus" dienend betrachtet wird, eine Auffassung die in aller Breite nochmals § 199 wiederholt wird! Dass unter dieser Rubrik auch das zusammengesetzte Adjektiv wie *dobraja*, sowie der Akk. Instr. desselben aufgeführt, möchte ich am Ende doch nur als einen lapsus calami betrachten.

§ 35. Die Regel über die Verwandlung der Gutturale vor *i*, *ė* wäre deutlicher ausgefallen, wenn der Verfasser diese nach ihrer Provenienz in der bekannten Weise geschieden hätte. Die Imperative *piecz pomóż* usw sind nicht lautlich entstanden, sondern haben ihr *cz*, *ż* (für *c*, *dz*) aus dem Präsens *pieczesz pomożesz* usw. durch Analogiewirkung erhalten.

§ 37. *stьdza* ist nicht germanisches Lehnwort, sondern ist mit *steig*, *steigen* urverwandt; § 38 werden *ż* und *sz* versehentlich als Gutturale bezeichnet.

In der Formenlehre und Syntax finden sich, wie schon erwähnt, solche Mängel nur selten; ich erwähne Folgendes:

§ 39. könnte etwas über den Gebrauch der dem Deutschen abgehenden Kasus, Lokativ und Instrumental, gesagt sein.

§ 43. im Dat. Plur. der weichauslautenden Maskulinen ist *-om* nicht unumgelautet geblieben gegen altslov. *-emъ*, sondern *-iom* ist unter der Einwirkung der harten Stämme aufgekommen: bis ins 15. Jahrhundert ist *-iem* noch im Gebrauch.

§ 45. Unter den Maskulinen mit Gen. auf *-a* werden nur zwei Monatsnamen, *październik* und *listopad*, angeführt. Es haben aber alle *-a*, mit Ausnahme natürlich des Adjektivs *luty* Februar.

§ 47. Unter den Wörtern mit *-u* im Dativ vermisst man *swat*.

§ 51, S. 44 unten, wäre zu erwähnen, dass neben dem Pl. auf *-a* auch *-y* vorkommt: *bilety* und *bileta*, *elementy* und *elementa* u. a.

§ 53 Bem. 3 wird die Endung *-y* in *pięc' razy* fünfmal usw. als anorganisch bezeichnet. Dies ist aber keine Genetivendung, sondern der Nominativ, der sich von *dwa*, *trzy*, *cztery razy* auch auf *pięc'*, *szes'c' razy* ausgedehnt hat. Ebenso kam im Russ. die Endung *-a*, als alte Dualform von Haus aus nur bei *dwa* berechtigt, auch nach *tri*, *četyre* in Gebrauch.

§ 62 ist zu ändern. Die Regel (§ 26) über den Wechsel von *ą* und *ę* ist falsch, somit ist ihr Auftreten in den angeführten Fällen nicht als unregelmässig zu bezeichnen. Es hätte erwähnt werden können, dass die Dehnung des *o* zu *ó* unterbleibt in der Regel vor tonlosem Konsonanten: daher *bok*, *chłop*, *głos*, *gos'c'*, *kot*, *kosz*, *młot*, *mrok*, *nos*, *pot*, *post*, *rok*, *snop*, *sok* usw.

§ 101 stellt der Verfasser acht Möglichkeiten auf, die Dat. und Akk. des persönlichen Pronomens unter einander zu stellen; er fügt schon selbst hinzu, dass dies "wenigstens in der Theorie" Geltung habe. In der That lassen sich daraus wohl mit Recht die Fälle: *on mię ci pokazał* und *on go mu przedstawił* streichen, denn wenn zwei Enklitiken zusammentreffen, steht in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle der Akkusativ hinter dem Dativ. Auch für Stellungen, wie *on mnie tobie pokazał*, *on jego jemu przedstawił* dürften sich nicht gerade viele Beispiele finden lassen.

§ 113 ist nicht recht ersichtlich, warum die alte Genetivform *čьso* als "unregelmässig" bezeichnet wird. Sie liegt doch schon abg. als *čьso* neben *česo* vor, und die Endung *-so*, die sich mit der der verwandten Sprachen vergleichen lässt, ist eher als "regelmässig" zu bezeichnen, als die noch unerklärte Neubildung *-go*.

§ 128. In den Verbalsubstantiven *lecenie*, *widzenie* zu *leciec'*, *widziec'* ist keine "anorganische Verhärtung" eingetreten, sondern das sind Analogiebildungen nach den entsprechenden Formen der Verba auf *-ic'* : *płacenie*, *rodzenie*, ausgegangen von dem bei beiden gleichlautendem Präsens. Überhaupt schwanken ja die Verba auf *-iec'* vielfach in solche auf *-ic'* über: *mys'lec'*, aber *wymys'lic'*, *zamys'lic' się*; *patrzec'* aber *rozpatrzyc'*; *wiedziec'* aber *zwiedzic'*.

§ 135 Bem. 1. *wyższy* ist nicht durch Dissimilation aus *wyszszy* zu erklären, sondern ist nur durch *niższy* hervorgerufene Schreibung, mitgewirkt hat dabei das Adverb *wyżej*, das § 143 Bem. 2 falsch erklärt wird. Dieses lautete altpolnisch noch *wyszej* und erhielt sein *ż* von seinem Gegenteil *niżej*.

§ 158—187 werden die Präpositionen behandelt; auf die grosse Reichhaltigkeit dieses Abschnitts war schon vorher gebührend hingewiesen. Nur muss ich gestehen, dass mir die vom Verfasser gewählte Anordnung des Stoffs nicht glücklich erscheint. In einem Paragraphen steht die Präposition mit kurzer Angabe ihrer Hauptbedeutungen, beispielsweise § 162: "*do* zu (örtlich, zeitlich . . . ., das Ziel oder Ende einer Bewegung, einer Thätigkeit, eines Stre-

bens, eines Zustandes angebend)", folgen Beispiele. Alsdann folgt eine mehr als zwei Seiten lange, eng gedruckte Bemerkung: "mit anderen Präpositionen wiederzugeben", wo wir erfahren, dass *do* übersetzt werden kann mit: (alphabetisch geordnet) an c. Akk., an die, an c. Dat., auf c. Akk., bei, für, gegen, in c. Akk., in c. Dat., mit, nach, über, vor; ausserdem mit einfachen Kasus: Akk. und Dat. Alle diese Unterabteilungen sind mit reichen Beispielsammlungen ausgestattet. Und so geht es auch bei jeder anderen Präposition in ähnlicher Weise. Ich kann mir kaum denken, dass irgend einem Benutzer der Grammatik mit dieser rein äusserlichen Anordnung des Stoffs, lediglich nach der deutschen Wiedergabe, gedient sein wird. Auf diese Weise wird Zusammengehöriges zerrissen, und Ungleichartiges zusammengebracht; von der eigentlichen Bedeutungssphäre einer Präposition gewinnt man kein klares Bild. So wird mit keinem Wort erwähnt, dass *w* mit dem Akk. zur Zeitbestimmung dient; das muss man sich mühsam unter "an" (*w wieczór, w dzien'*), "bei" (*we dnie i w nocy*), "in" (*w godzinę s'mierci*) "um" (*w południe*) und "zu" (*w Boże Narodzenie*) zusammensuchen; andererseits sind z. B. unter *o* c. Lok. unter "an" zusammengebracht: *mys'lec' o czem* und *o kiju chodzic'* am Stab gehen, was doch auf ganz verschiedenen Bedeutungen des *o* beruht. Und derartige Beispiele liessen sich noch in grösserer Zahl anführen. Bisweilen ist auch die Grundbedeutung nicht erschöpfend angegeben, so bei *o* c. Lok. § 173: "um bei Zeitangaben". Ist denn das die wichtigste Gebrauchsweise, so dass die Bedeutung lat. *de* bei den Verben sentiendi und declarandi, sowie die Bedeutung etwa "versehen mit" (z. B. *chata o malutkich okienkach* eine Hütte mit kleinen Fensterchen) in die Anmerkungen verwiesen werden müssen?

Der Abschnitt über die Präpositionen hätte entschieden gewonnen, wenn der Verfasser den Stoff bei den einzelnen Präpositionen nach grösseren Kategorien eingeteilt hätte, dabei nach Möglichkeit die Einzelheiten des Gebrauchs aus den Grundbedeutungen erklärend. Um nur ein Beispiel zu geben sei *po* c. Lok. gewählt. Es bedeutet 1) die Bewegung über (durch) einen Raum hin: *jechac' po s'wiecie, zles'c' po drabinie, krew krąży po żyłach* usw. Daraus entwickelt sich die Bedeutung des Orts, an dem etwas vorgeht oder sich befindet: *miec' rany po całem ciele, po prawej stronie, po s'rodku, po drodze.* 2) es bedeutet zeitlich nach: *po s'mierci, po deszczu; nastąpic' po kim, nastac' po czem, ciskac' grom po gromie* (einen nach dem andern); dazu gehört auch: *płakac' po kim* (jemandem nach weinen); *dziedziczyc' co po kim* etwas von jemandem erben (d. h. nach ihm der Besitzer werden); *co mi po wyjazdach* was nützen mir die Reisen (d. h. was habe ich (Gutes) nach den Reisen); *spodziewac' się czego po kim* etwas von jemand erwarten (die Erwartung kann sich erst in der Zukunft, also nach dem jetzigen Zustand erfüllen). 3) auch mit dem Dat., drückt es den Umstand, die Art und Weise, aus: *po staremu, po cichu, po polsku; po nazwisku, po niskiej cenie; po większej częs'ci*; so auch *poznac' kogo po czem; po prawdzie mówic', współbracia po piórze.*

Der Verfasser hätte dies natürlich bei seiner reichen Belesenheit und seinem feinen Sprachgefühl weit besser gemacht, als es mir in diesem groben, eiligen Versuch gelingt und er hätte der Sache damit entschieden mehr gedient. Wenn jemand die Gebrauchssphären einer Präposition kennt, wird er keinen Augenblick im Zweifel sein, wie er sie in der eigenen Sprache passend zu übersetzen hat.

Mit § 188 betreten wir nunmehr das Gebiet des Verbums.

§ 193 Bem. 1 (S. 168). Der Gebrauch des Infinitivs in Fällen wie *widac'* es ist zu sehen, *jak okiem dojrzec', cóż pic' przy jedzeniu* beruht nicht auf dem Wegfall von *można* oder *trzeba*. Die Fähigkeit auszudrücken, dass eine Handlung geschehen kann oder soll, liegt vielmehr schon seit uralter Zeit im Infinitiv selbst; Beispiele aus dem Altindischen in Delbrücks Vergleichender Syntax 2, § 152.

§ 200. "Personalflexionselement" für das übliche "Personalendung" zu gebrauchen, ist nicht gerade eine glückliche Neuerung.

§ 211. 203. Die Erklärung, dass das auslautende *i* der 1. und 8. Klasse von der Endung der 1. Sg. und 3. Pl. sowie vor der Partizipialendung *-eny* in *j* übergehe, mag ja praktisch ihre Vorzüge haben, ist aber sprachhistorisch unrichtig. Die Bildung geschah mit einem *i̯o-i̯e*-Suffix.

§ 207. Gegen die Regel § 26 bleibt *ę* im Imper. stets unverändert: *kręc', pędz'*. Gewiss, aber nur weil die Regel falsch gefasst ist.

§ 212. Vorbemerkung. "Vor der Aufgabe stehend, zum ersten Mal bei der Darstellung der Grammatik einer slavischen Sprache diesen Spracherscheinungen (gemeint ist die Perfektivierung imperfektiver und die Imperfektivierung perfektiver Verba) die denselben gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden . . .". Ohne Soerensens grosses Verdienst schmälern zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass Vostokov in seiner russischen Grammatik (die erste Auflage erschien 1831 in Petersburg), die für ihre Zeit eine Musterleistung war und auch heute noch wertvoll ist, diese Erscheinungen durchaus gebührend berücksichtigt und sehr eingehend und klar, auch mit einer vollständigen Tabelle, dargestellt hat, § 62 und § 84—86 (S. 141—199). Natürlich trifft vieles Einzelne für die heutige russische Sprache nicht mehr zu.

§ 228. Bei *chwycic' — chwytac', skoczyc' — skakac', stapic' — stapac'* kann man nicht von Abwerfung des stammhaften *i* reden; sondern hier lagen von Haus aus zwei Stämme neben einander, wie *widziec'* neben *widac'*. Aus dem Russischen wäre hier *chvatat'* neben *chvatit', skakat'* neben *skočit'* besser zu vergleichen gewesen, als *pustit' — puskat'*, dessen *k* doch eine Komplikation darstellt.

§ 294 ist richtig. Nur kann man nicht *pomęnąti* direkt mit *wspomionac'* vergleichen. *pomęnąti* ist gleich russ. *u-pom'anut'*. Joh. Schmidt handelt über diese Wörter Sonantentheorie 141 und leitet sehr einleuchtend das *ę* aus dem Aor. her, 3. Pl. *pomęsę*, da "in **pomьnnq* beide *n* in eins verschmelzen mussten, welches dann zur folgenden Silbe gezogen wurde." Die von Schmidt postulierte Form **pomьnnq* liegt nun eben in poln. *pomnę, pomnq* vor; *wspomionąc', č. vspomenouti* geht auf ein **pomennąti* zurück.

§ 225 (und schon § 190 Bem. 1) spricht Soerensen von der irreleitenden Bezeichnung "iteratives Verb" für die imperfektivischen Verbalkomposita; und noch deutlicher heisst es S. 195: "Das imperfektivierte Verb . . . ist in gar nichts verschieden von dem von Haus aus imperfektiven Verb (aber doch in der Bildung!!) Auf keinen Fall ist es zulässig, dafür die Bezeichnung iteratives Verb zu gebrauchen." Man kann dem Verfasser vielleicht einräumen, dass man bei der Betrachtung der heutigen Sprache die Bezeichnung "iterativ" den speziellen Iterativa, die § 304—307 behandelt werden, reserviert. Aber sprachhistorisch genommen ist der Name "Iterativa" für die imperfektivischen Verbalkomposita doch durchaus berechtigt. Der Verfasser scheint sich hier leider in einer verhängnisvollen Unkenntnis des wahren Sachverhalts zu befinden, wie aus der Schlussbemerkung S. 256 hervorgeht, wo er sagt: "Die miss-

bräuchliche Bezeichnung iterativ für das imperfektivierte Verb ... ist offenbar durch die Übereinstimmung zwischen der Bildung der Form des imperfektivierten und des iterativen Verbs, zumal durch die Verwendung der vielgebrauchten Iterative *chodzić*, *nosić*, *rodzić* usw. zur Bildung der Imperfektiva der Komposita von *iść*, *nieść*, *wieść* usw. entstanden."

Demnach sieht es fast so aus, als ob die Übereinstimmung der Bildungsweise bei den Iterativen und Imperfektiven (die der Verfasser auch § 304 hervorhebt) auf einer Laune der Sprache beruht, als ob zwischen beiden Erscheinungen jedes "geistige Band" fehlt. Und doch ist der allbekannte Sachverhalt der, dass die Imperfektiva nichts anders als die Iterativa sind. Ich brauche nicht näher darauf einzugehen, da ja schon oft über diese Frage gehandelt ist. *pisać* heisst 'schreiben', *pisywać* 'oft, wiederholentlich schreiben'. Tritt nun ein Präfix, etwa *przy-*, vor *pisać*, so verändert es nicht nur seine Bedeutung, sondern macht es auch gleichzeitiv perfektiv: *przypisać* "zuschreiben, im Hinblick auf die Vollendung", perfektiv. Ein *przypisywać* bedeutet zunächst 'wiederholentlich die Handlung des Zuschreibens vornehmen'. Aus der Nebenbedeutung des Wiederholentlichen entwickelt sich dann der Sinn von etwas Dauerndem; geschieht die Handlung mehrmals, so kann sie nicht mit einem Mal vollendet sein; so kommt die imperfektive, durative Bedeutung zustande, und das präfigierte Iterativ kann als Imperfektiv das perfektiv gewordene präfigierte Grundverbum ergänzen. Es ist sehr zu bedauern, dass der Verfasser nicht von diesem historischen Standpunkte aus die schwierigen Verhältnisse erläutert hat. Vieles wäre, zumal dem Lernenden, klarer geworden, und er hätte gleich eine sichere Grundlage gehabt. Der Ausdruck "iterativ" für das imperfektivierte Verb ist also durchaus nicht unangebracht, um so weniger, als dieses die Fähigkeit, die wiederholte Handlung auszudrücken, nie aufgegeben hat. So heisst doch *wysilam się* nicht ausschliesslich "ich strenge mich an, diesen Augenblick, so dass die Handlung noch fortdauert", sondern es kann doch auch die wiederholte Handlung ausdrücken, iterativ gebraucht werden. Wenn Leon (bei Sienkiewicz, Bez dogmatu) in sein Tagebuch schreibt: *nieraz nawysilam się nad sobą, jak się wysila dla własnego ratunku człowiek tonący*, so bedeutet das doch: oft mache ich Anstrengungen über mich, wie sich ein Ertrinkender um die eigene Rettung anzustrengen p f l e g t, d. h. *wysilać się* ist hier unzweifelhaft in iterativischem Sinne gebraucht, unbeschadet, dass es in anderen Fällen auch als einfaches Imperfektivum zu *wysilić się* fungieren kann. Und so liessen sich zahllose Beispiele finden!

Dies mag genug sein. Ich wiederhole es: die hervorgehobenen Mängel sind, wenn man sie natürlich auch lieber misste, keinesfalls im Stande, den Wert von Soerensens Leistung wesentlich herabzusetzen. Der Forscher wird dankbar das Gebotene hinnehmen und sich die Thatsachen da, wo er mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann, nach eigenem Wissen und Können erklären; der Anfänger, der das Werk zur Hand nimmt, um daraus zu lernen, wird bei der Fülle des Guten und Richtigen durch das Unzulängliche auch nicht wesentlich irre geleitet werden. Soerensen darf des Dankes, den sein Werk trotz allem in hohem Grade verdient bei allen Fachgenossen wahrlich sicher sein.

Berlin. E r i c h B e r n e k e r.

Lexicon Serbico-germanio-latinum, edidit Vuk Stephan. Karadschitsch. Editio tertia, emendata et aucta. Belgrad 1898. XLII u. 880 S. Lex. 8⁰. 16 Fr.

Das serbische Wörterbuch von Vuk Karadschitsch, das zu Lebzeiten des Verfassers zwei Auflagen erlebte, war eine Leistung allerersten Ranges, indem es den Wortschatz der Volkssprache ganz aus dem Gedächtnis wiedergab und ausserdem fast jedes Wort akzentuierte. Seitdem der serbische Akzent auch für das Indogermanische Bedeutung gewonnen hat, da das Serbische die einzige slavische Sprache ist, die in weiterem Umfang die schweren und leichten Basen unterscheidet, wird vielleicht auch mancher Sprachforscher das Bedürfnis empfinden, das Serbische zu Rate zu ziehen. Dieses Bedürfnis konnte aber, da Vuks Lexikon vollständig vergriffen war, nicht befriedigt werden. Auch wir Sprachforscher sind daher den beiden slavischen Gelehrten, P. Gjorgjević und Ljub. Stojanović, die eine neue Ausgabe von Vuks Werk veranstaltet haben, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Sie haben ihre Aufgabe mit Takt, Umsicht und Sorgfalt gelöst. Das neue Werk ist zwar der alte Vuk, aber doch in verbesserter Gestalt. Alle die vielen kleinen Versehen, nicht eingelöste Verweisungen, unterlassene Deutungen, die sich bei Vuk fanden, sind berichtigt. Ausserdem ist auch alles aufgenommen, was in der ersten Auflage stand, in der zweiten aber ausgelassen war. Hierzu gehören die zwar eigentlich nicht in ein Lexikon passenden, aber doch so interessanten Exkurse über einzelne Sitten und Gebräuche im serbischen Volksleben, z. B. über die Heirat. Nur zu einer Wiederaufnahme haben sich die Redakteure nicht entschliessen können. Vuk hatte in vollständiger Naivität auch die ihm bekanten Verba obscoena, an denen das Serbische ebenso reich ist, wie jede andere Sprache, verzeichnet. Später hat er sie gestrichen. Wenn Vuk damals dem Andringen seiner Zeitgenossen nachgegeben hat, so lag doch jetzt kein Grund mehr vor, einem Vorurteil die Wissenschaft zu opfern. Das ist das einzige, was man in der neuen Ausgabe als fehlend bedauern muss. Sonst erweist sie sich überall als sorgfältig und zuverlässig, und bietet uns den Vuk der ersten und zweiten Auflage. Freilich ist es kein vollständiges serbisches Wörterbuch. Selbst in Vuks Schriften finden sich viele Worte, die er als Stichworte anzugeben vergessen hat, und in der heutigen Umgangssprache gibt es natürlich viele, die man hier vergebens sucht, aber alles das thut dem unvergesslichen Werke keinen Abbruch. Mit Bewunderung neigen wir uns auch heute noch vor diesem grössten Serben, der für sein Volk die gleiche Bedeutung hatte, wie für uns die Brüder Grimm.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Mitteilungen.

Gustav Meyer †.

Wie diese Zeitschrift bereits gemeldet hat, ist Gustav Meyer, der Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Grazer Universität, am 29. August des vorigen Jahres in der Irrenanstalt zu Feldhof bei Graz von einem schweren und unheilbaren Gehirn-

leiden durch den Tod erlöst worden. Der Wissenschaft liegt es ob, in dankbarem Rückblicke der Thätigkeit eines Mannes zu gedenken, der während eines Vierteljahrhunderts nicht nur die verschiedensten Gebiete indogermanischer Sprachforschung durch ausgezeichnete Arbeiten gefördert hat, sondern auch, über jene hinausgreifend und mit weitem Blick das Leben der Volksseele erfassend, seine reichen sprachlichen Kenntnisse in den Dienst der Völkerkunde und Kulturgeschichte gestellt hat. Denn der Verstorbene gehört zu denjenigen Sprachforschern, denen in ganz ausgesprochener Weise die Sprache als Äusserung eines Volkes Objekt der Forschung ist und denen darum in erster Linie diejenigen Probleme am Herzen liegen, welche den Beziehungen zwischen Sprache und Kultur gelten.

So mannigfaltig die Arbeitsgebiete und Interessen Gustav Meyers waren, so geschlossen sind sie doch nicht nur durch das Ziel, dem die Thätigkeit des Mannes zustrebte, sondern noch mehr durch den Entwickelungsgang seiner Studien, der die äusseren realen Zusammenhänge der studierten Objckte gewissermassen wiederspiegelte.

Der Ausgangspunkt seiner Studien war die klassische Philologie und innerhalb dieser die griechische Sprache. Geboren am 25. November 1850 zu Gross-Strehlitz in Oberschlesien, besuchte Gustav Meyer 1860—1867 das Gymnasium in Oppeln und widmete sich hierauf in Breslau dem Studium der klassischen Philologie, am meisten von M. Hertz angeregt, dessen er nicht nur in der seiner Dissertation angehängten Vita in besonderer Weise gedenkt, sondern dem er auch 20 Jahre später durch Beteiligung an einer Festschrift schuldigen Dankestribut zollt[1]). Unter den sechs Thesen, die Gustav Meyer bei seiner Promotion verteidigte, sind 5 textkritischer Art, nur eine aus der Sprachgeschichte: die Behauptung, dass dem Griechischen Dvandvakomposita völlig abgingen, hat er freilich bald richtig gestellt durch einen Aufsatz[2]), worin sein Blick bereits auf das Spät- und Neugriechische gerichtet ist. Dem Gebiet der Nominalkomposition entstammen die ersten Arbeiten des jungen Gelehrten; seine Dissertation[3]) ist nur ein Ausschnitt aus einer grösseren Arbeit "Beiträge zur Stammbildungslehre des Griechischen und Lateinischen", die 1872 in Curtius' Studien (6, 1—116, 333—338) erschienen ist und an welche sich teils ergänzend teils fortführend einige weitere Aufsätze[4]) anschliessen: es sind Arbeiten ganz in dem Sinne, wie sie Georg Curtius mit Vorliebe bei seinen Schülern anregte; und wie sehr unser Forscher die Thätigkeit jenes Mannes und dessen Persönlichkeit schätzte, sehen wir aus dem warmen und herzlichen Ton, der im Nekrolog auf G. Curtius angeschlagen wird[5]). Der Einfluss von Curtius zeigt sich in den Vorzügen, die wir schon in den ersten Arbeiten Meyers finden: durchsichtige Gruppierung des Stoffes und klare Darlegung des Zusammenhanges der einzelnen grammatischen Bildungen; in der Erklärung der Thatsachen zeigt sich ein deutlicher Fortschritt, indem der Auffassung eines "Bindevokals" als eines besonderen morphologischen Hilfsmittels ein Ende

---

1) Das Verbum substantivum im Albanesischen. In den Philol. Abhandl. für Hertz (1888) 81 ff.

2) Dvandvazusammensetzung im Griech. u. Latein. KZ. 22 (1872) 1—31, 477 f.

3) De nominibus graecis compositis (Breslau 1871).

4) Zur griech. Nominalkomposition. Curtius' Stud. 6, 247 ff. 372. — Das Nominalsuffix -ιο-. KZ. 32 (1874), 481—501.

5) Essays und Studien 2, 12—22.

gemacht und damit die heute noch massgebende Auffassung begründet wird. Doch selbst da, wo sich G. Meyer, den Neigungen der Zeit entsprechend, in glottogonische Hypothesen einlässt[1]) oder heute veraltete Theorien vorträgt[2]), zeichnet ihn immerhin ein ausgeprägter Sinn für das "Reale" aus, der ihn verhinderte, sich völlig in das Nebelgebiet von Hypothesen zu verlieren: er zeigte vielmehr eine gewisse Zurückhaltung gegenüber gewagten Konstruktionen und bewegte sich lieber innerhalb des sicheren Kreises der Thatsachen. Damit hängt es zusammen, dass er schon in der unten[1]) genannten Schrift jenen Hypothesen entgegentritt, durch die man alle möglichen Suffixe auf wenige Grundformen reduzierte und die indogermanische Ursprache auf eine möglichst einfache Form brachte: so hat G. Meyer schon im Jahre 1875 zuerst (wenn ich mich nicht täusche) die Identität der Kasussuffixe mit *-bh-* und *-m-* bestritten.

Inzwischen hatte G. Meyer seine Stellung als Gymnasiallehrer, die er am Ernestinum in Gotha innegehabt hatte, aufgegeben und sich, von G. Curtius warm empfohlen, 1876 als Privatdozent in Prag habilitiert: von dort wurde er schon 1877 als ausserordentlicher Professor nach Graz berufen und daselbst einige Jahre später (1881) zum ordentlichen Professor befördert. Die reiche wissenschaftliche Thätigkeit, die er in Graz entfaltete, war nur durch grössere Reisen unterbrochen, die er seiner Studien wegen nach Italien und der Balkanhalbinsel unternahm: wie sich diese Reisen im Einzelnen gestalteten, kann man wenigstens teilweise aus seinen Reiseschilderungen entnehmen; von Herrn Professor Schuchardt erfahre ich, dass Cypern der entfernteste Punkt seiner Fahrten gewesen ist.

Obwohl Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft, hat sich G. Meyer dennoch in Fragen der allgemeinindogerm. Grammatik nur rezeptiv-kritisch verhalten: ich wüsste wenigstens kein indogermanisches Lautgesetz, das seinen Namen trägt; zu Problemen spekulativer Art, die er anfangs behandelt hat, ist er nicht mehr zurückgekehrt. Aber durch seine äusserst fruchtbare Rezensententhätigkeit hat er stets gezeigt, dass ihn nicht nur die Probleme seines speziellen Arbeitsgebietes interessierten, dass er vielmehr die gesamte Entwickelung der Sprachwissenschaft aufmerksam und kritisch verfolgte: in einer Reihe von Zeitschriften, vornehmlich in der Zeitschrift für die österreich. Gymnasien und im Literar. Centralblatt[3]), war er unermüdlich thätig; die wichtigsten Werke seiner Zeit, von J. Schmidts Vokalismus und Miklosichs Vergl. Grammatik der slav. Sprachen bis zu Brugmanns Grundriss, aber auch zahlreiche Monographien und kleine Schriften sind von ihm im Laufe der Jahre gewürdigt worden. Gerade die jüngere Generation hat Grund, dem Verstorbenen für diese seine kritische Thätigkeit dankbar zu sein: denn wo er ernstes wissenschaftliches Streben erkannte, war er immer bereit, durch wohlwollende Kritik zu ermuntern; unangenehm scharf wurde er nur da, wo sich eitles, dilettantenhaftes Gebahren und Ignoranz breit machten, und darum hat er besonders im Interesse der beiden jungen von ihm gepflegten Disziplinen des Neu-

1) Vgl. Zur Geschichte der indogerm. Stammbildung und Deklination. Leipzig 1875.

2) Die mit Nasalen gebildeten Präsensstämme des Griechischen. Jena 1873.

3) Ferner: Rivista di filologia, Zeitschr. f. roman. Philol., Romania, Archiv f. slav. Philol., Berl. phil. Wochenschr., Byzantin. Zeitschr., Anzeiger der IF.

griechischen und Albanesischen öfter seine Autorität in die Wagschale geworfen, damit nicht die wenigen zugängliche Wahrheit durch die Verkehrtheiten Unfähiger diskreditiert werde.

Die Probleme der indogermanischen Grammatik hat G. Meyer vom Standpunkt der Einzelsprache aus gefördert. Während er noch im Jahre 1877 die Spaltung des indog. *a* in griech. ε, o aus Betonungsverhältnissen zu erklären versuchte[1]), sehen wir schon aus ein paar "Miscellen" des Jahres 1879[2]), dass er sich die neue Lehre vom indog. Vokalismus zu eigen gemacht hat, indem er sie durch den Nachweis des Ablautes *e-o* im Albanesischen stützt und indem er *n̥* in ai. *r̥-śabha* feststellt. In ähnlicher Weise hat er später noch einmal in eine schwebende indogerm. Frage eingegriffen, indem er auch für das indog. ē-Perfektum albanesische Belege beibrachte[3]). So hat sich also G. Meyer von vornherein auf den Boden der "Junggrammatiker" gestellt und hat die Zugehörigkeit zu diesen in seinem Nekrolog auf G. Curtius ausdrücklich ausgesprochen[4]), wenn er auch nicht durch "zornige Schlachtrufe" an dem Streit der Meinungen teilnahm. Dagegen ist er den Hypothesen der "jüngsten" Grammatiker zurückhaltend, ja selbst ablehnend entgegengetreten[5]): nicht als ob er für deren Probleme, also für Akzentfragen, kein Verständnis gehabt hätte, sondern weil er noch keine klaren sicheren Resultate sah und weil er, wie er sich ausdrükte, sich nicht zu den Leuten rechnen konnte "die hier das Gras wachsen hören wollen". Dasjenige Werk, welches den Namen des Gelehrten jedenfalls am weitesten bekannt gemacht hat, seine Griechische Grammatik, fällt in den beiden ersten Auflagen (1880 und 1886) ganz in die Zeit, wo die neugewonnenen Anschauungen eine durchgreifende Revision der einzelsprachlichen Grammatik nötig machten; dieser Aufgabe ist G. Meyer in ausgezeichneter Weise gerecht geworden, ohne dass er von seinem Hauptziel abirrte, einer umfassenden und zuverlässigen Darstellung der griechischen Laut- und Flexionslehre in ihrer geschichtlichen und lokalen Entwicklung: und indem der Verfasser dieser Grammatik den Schwerpunkt durchaus in die griechische Sprache selbst und auf die gegebenen Thatsachen verlegte, hat er ein Werk geschaffen, das sowohl für seinen philologischen Sammelfleiss wie für seinen sprachgeschichtlichen Sinn ein gleich glänzendes Zeugnis ablegt und das darum dem klassischen Philologen wie dem Sprachforscher ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist. Die letzte (dritte) Auflage — eines der letzten Zeichen unermüdlichen Schaffens kurz bevor die Kraft des Geistes versagte — hat das Buch in seinem Charakter so gut wie unverändert gelassen: wenn man auch hätte wünschen mögen, dass einige veraltete Anschauungen getilgt worden wären, so ist doch dem konservativen Standpunkt des Verfassers nicht die Berechtigung abzusprechen, da es sich um ein Buch von der beschriebenen Eigenart und Anlage handelt: denn so lange die neueren Hypothesen über die indog. Grundsprache nicht ein festeres Fundament bieten als es die alten Theorien waren, so lange dürfen sie nicht als Basis für eine einzelsprachliche Grammatik dienen.

---

1) Über den Einfluss des Hochtons auf den griech. Vokalismus. KZ. 24, 226—255.
2) Bezz. Beitr. 5, 184.
3) IF. 5, 180—182.
4) s. Essays 2, 11. 20.
5) s. Essays 2, 10 und Griech. Gramm. 3. Aufl. Vorrede S. X.

G. Meyers Griechische Grammatik hat, besonders so lange sie die einzige auf der Höhe befindliche Zusammenfassung war, auf die reiche Thätigkeit im Gebiet der griechischen Sprache fördernd und belebend gewirkt; an der Detailforschung hat ihr Verfasser ausserdem nur durch die schon genannten Schriften und durch einige kleinere Aufsätze[1]) sowie Miszellen etymologischen Inhalts[2]) teilgenommen; seine Stellung zu einzelnen Fragen hat er in Rezensionen gekennzeichnet[3]). Aber zu produktiver Arbeit lockten unsern Gelehrten schon früh solche Gebiete, welche brach lagen und darum dem geschulten Forscher um so reichere Früchte verhiessen: es sind die neugriechische und die albanesische Philologie, von denen die erste Gustav Meyer reiche Förderung, die zweite bahnbrechende Ergebnisse verdankt. Teils innerer Kausalzusammenhang, teils zufällige Anlässe führten ihn auf das Arbeitsfeld, dessen einzelne Teile er in einer Weise zu überschauen vermochte, wie es bisher vielleicht nur bei Miklosich der Fall gewesen ist: es ist die Philologie der Balkanvölker, die ihm nach allen Seiten und Zeiten vertraut war.

Auf das Neugriechische hat G. Meyer schon in seinen frühsten Arbeiten (s. oben) Bezug genommen. Der herrschenden Meinung entsprechend sieht er zunächst in neugriechischen Formen hohe Altertümlichkeiten und rechnet dazu in seiner Abhandlung über die nasalen Präsentia z. B. die neugriech. Präsensbildung auf -ώνω. Dennoch zeigen gleich seine ersten Arbeiten über die neugriechische Sprache[4]) eine bemerkenswerte Selbständigkeit gegen die herrschende Richtung, die besonders durch Deffner vertreten wurde. Auch hier war ihm die Gewinnung neuer Thatsachen viel wichtiger als die phantastischen Spekulationen der Archäomanen: durch die Untersuchung der Sprache einzelner mittelgriechischer Texte beginnt er ernsthaft den Aufbau einer historischen Grammatik des Mittel- und Neugriechischen: denn als Ziel schwebt ihm eine Geschichte der gesamten griechischen Sprache vor, die er als ein Ganzes von den Tagen Homers bis heute erfasst[5]). Dass mit der wissenschaftlichen Feststellung und Gruppierung des Stoffes auch der Weg zur Erklärung gegeben sei, merkt man besonders an der Abhandlung über die Sprache der cyprischen Chroniken. Hier findet sich nichts von dem Unfug, den man im Neugriechischen z. B. mit dem Digamma trieb; auch da, wo er noch in den damals üblichen Bahnen wandelte[6]), äussert er sich doch mit grosser Vorsicht; wenn er einen neugriechischen Lautwandel erörtert oder bei der Umgestaltung der Flexion die "falsche Analogie" zu Hilfe zieht, so liest man unwillkürlich die heutige Anschauung hinein, wonach das Neugriechische als natürliche Fortentwicklung der alten Κοινή zu betrachten ist: warnt doch G. Meyer gelegentlich davor, dass man eine

---

1) Über die neugefundene elische Inschrift aus Olympia. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 27 (1876) 417—425. — Über den Übergang von ει in ι im Griech. BB. 1 (1876) 81—83. — Die Präsentia auf -ώννυμι ib. 222—227.

2) Curtius' Stud. 7, 173—183. 8, 120—125. BB. 5, 240 f.

3) So z. B. gegen Ficks Homerhypothese in einer Rezension Hinrichs Zschr. f. d. österr. Gymn. 36 (1885) 365—367.

4) Über die sprachlichen Eigentümlichkeiten des Syntipas. Zschr. f. d. öst. Gymn. 1875, 321—345. — Il dialetto delle cronache di Cipro. Riv. di filol. 4 (1876) 255—283.

5) s. die Einleitung zum Aufsatz über Syntipas.

6) s. z. B. Riv. di filol. 4, 257. 265. 280.

neucyprische Lauterscheinung mit einer solchen des altcyprischen Dialekts in Beziehung setze[1]). Daher kommt uns die Arbeit über den mittelcyprischen Dialekt auch heute noch keineswegs sehr veraltet vor — was von andern Arbeiten jener und späterer Zeit gewiss nicht gesagt werden kann. Auch der fesselnd geschriebene Aufsatz über "die linguistische Stellung des modernen Griechisch"[2]) klingt schon ganz modern, wenngleich die Kernpunkte der neueren Auffassung nicht ausdrücklich hervorgehoben werden. So überrascht es uns nicht, dass G. Meyer die Thorheiten der Archäomanen frühzeitig erkannt und in einzelnen Punkten durch Richtigeres ersetzt hat: dem geradezu sprichwörtlichen "Äolismus" γλώccαιc (d. h. γλώccεc) hat er z. B. schon 1877 den Garaus gemacht. Doch hat er den gewonnenen prinzipiellen Standpunkt nicht benutzt, um einmal alle Hypothesen der Archäomanen durchzuprüfen; das Interesse Gustav Meyers war schon wieder auf einen andern Punkt gelenkt. und so ist er mehr Vorläufer als Begründer der neuen, von Hatzidakis inaugurierten Periode neugriechischer Sprachforschung geworden. Denn G. Meyer hat erst in den 90er Jahren wieder Fragen der neugriechischen Sprache behandelt. Doch sehen wir aus den Rezensionen der Zwischenzeit[4]), dass er die Weiterentwicklung dieser jungen Disziplin verfolgt und gebilligt hat: die Ergebnisse, zu denen Hatzidakis gelangt ist, scheinen ihm etwas selbstverständliches, weshalb er diesem gegen Deffner rückhaltlos Recht gab. Als sich G. Meyer nach langer Unterbrechung wieder aktiv dem Neugriechischen zuwandte, da sind es fast nur[5]) etymologisch-lexikalische Probleme, die er nun in einem grossen Zusammenhang behandelt. Denn inzwischen hatte er mit glänzendem Erfolg auf einem Gebiet gearbeitet, wo er zum Pfadfinder und Bahnbrecher geworden ist. Es ist das Verdienst Schuchardts, die Aufmerksamkeit G. Meyers auf das Albanesische gelenkt zu haben.

Die zwei Arbeiten, mit denen G. Meyer seine Untersuchungen über das Albanesische eröffnete, sind wieder ein Zeugnis für ebenso gründlichen philologischen Fleiss wie für methodisch sicheres und scharfsinniges Urteil. In dem ersten Heft seiner "Albanesischen Studien"[6]) behandelt er auf grund eines Materials, von dessen Reichhaltigkeit die vorangeschickte Bibliographie der Sprachquellen einen Begriff gibt, die albanesische Pluralbildung, deren Darstellung als Muster für eine aufbauende deskriptive Grammatik bezeichnet werden kann; und indem sich so G. Meyer in die Bildungsgesetze dieser

---

1) a. a. O. 282.

2) Deutsche Rundschau 1877 (1) 470 ff. (neu bearbeitet in den Essays 1, 91—116).

3) Analogiebildungen der neugriech. Deklination. BB. 1, 227—231.

4) Vgl. die Rezensionen von Foys Lautsystem im Lit. Centralbl. 1880, 689, Hatzidakis Περὶ φθογγολογικῶν νόμων Phil. Wochenschr. 1883, 1038, Krumbachers Beiträgen zur Gesch. d. griech. Spr., Berl. phil. Wschr. 1884, 998. — Die Besprechung des Δελτίον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολ. ἑταιρείας 1, Heft 3 u. 4 (Berl. phil. Wschr. 1885, 942—947) ist ein wichtiger Beitrag zur neugriech. Dialektologie und Grammatik.

5) Der Aufsatz "Zur neugriech. Gramm." (Analecta Graecensia 1893) und die "Bibliographie der neugriech. Mundarten" (Neugriech. Stud. I., Wien 1894) sind die einzigen Ausnahmen.

6) Sitzungsber. d. Wiener Akademie 104. Bd. S. 257—362 (1883).

Sprache vertiefte, gewinnt er zugleich den richtigen Massstab für die geschichtliche Beurteilung derselben: mit einem zweiten Aufsatz über "die Stellung des Albanesischen im Kreise der indogerm. Sprachen"[1]) hat er diejenige Auffassung begründet, welche dem Albanesischen endgiltig die richtige Stelle anweist. Mit dem Albanesischen war es ähnlich gegangen wie eine zeitlang mit dem Keltischen: statt nüchterner Forschung hatten sich verwegene Hypothesen breit gemacht. Zwar war der indogermanische Charakter der Sprache schon von Bopp (1855) erwiesen worden; aber man begnügte sich nicht mit diesem Ergebnis, sondern wollte — ganz entsprechend den Neigungen sonstiger Archäomanen — im Albanesischen etwas besonders merkwürdiges sehen und stempelte es zu einer "neupelasgischen" Sprache, wodurch es gemäss der Vorstellung, die man sich vom Verhältnis der Pelasger und Griechen gebildet hatte, zu einem älteren Bruder des Griechischen wurde. Solche Hypothesengespinnste, die sich in den Kreisen der Albanologen wie v. Hahn und Camarda grosser Beliebtheit erfreuten, zerstörte G. Meyer mit dem klaren und scharfen Urteil des modern denkenden Forschers; er erkannte das Albanesische nicht nur als einen selbständigen Zweig des indog. Sprachstammes, sondern musste es überdies wegen seiner nordindogermanischen Züge vom Griechischen völlig trennen — zum grossen Schmerz derer, die die brüderliche Verwandtschaft beider Völker gern zu politischen Aspirationen und Plänen auf der Balkanhalbinsel ausnützten. Dass das gewonnene Ergebnis auch geschichtlich deutbar ist, hat G. Meyer in zwei Essays[2]) näher ausgeführt: die Albanesen sind die Nachkommen der alten Illyrier.

Durch die Untersuchungen unseres Gelehrten sind die Albanesen in der indogerm. Sprachwissenschaft "hoffähig" geworden. Wenn der alte Pott nicht unbedingt glauben will und die Albanesen noch 1887 unter die Nicht-Indogermanen einordnet[3]), so hat dieser Widerspruch G. Meyers Feststellung nicht weiter geschadet. Auch die in jüngster Zeit versuchte Modifizierung der geschichtlich-ethnographischen Grundlagen des Albanesischen — dass die Albanesen nicht Nachkommen der Illyrier, sondern der Thraker seien — scheint mir keineswegs bewiesen zu sein.

Gustav Meyer fuhr fort, im Sinne seiner Anschauungen den indogerm. Grundcharakter des Albanesischen noch genauer festzustellen und die albanesische Grammatik weiter auszubauen, indem er die Zahlwörter[4]) und das Verbum substantivum[5]) untersuchte und diesen Teil seiner Forschung schliesslich durch eine "Lautlehre der indogerm. Bestandteile des Albanesischen"[6]) krönte. Nur beiläufig sei erwähnt, dass er auch das Quellenmaterial für die albanesische Sprache ansehnlich vermehrte, indem er auf seinen Reisen unmittelbar Sprachgut sammelte[7]) oder Sammlungen anderer kritisch

1) Bezz. Beitr. 8 (1884) 185--195.

2) Über Sprache und Litteratur der Albanesen. Nord und Süd 24 (1883) 211—226. Zur älteren Geschichte der Albanesen. Zschr. f. allg. Geschichte 1884, 667 ff. Beide Aufsätze sind abgedruckt in den Essays 1, 49—90.

3) Vgl. Techmers Zeitschr. Suppl. 1, 28 ff.

4) Albanes. Studien II. Wiener Akad. 107. Bd. 1884.

5) Philol. Abhandlungen für Hertz (1888).

6) Alb. Stud. III. Wiener Akad. 125. Bd. (1892).

7) Die Früchte solcher Sammlungen stecken natürlich in den

herausgab[1]), und dass er ferner das Studium der Sprache in ihren Hauptmundarten durch eine "Kurzgefasste albanesische Grammatik" (Leipzig 1888) erleichterte.

Wenn die Stellung des Albanesischen so lange in der Wissenschaft unklar geblieben war, so war dies zum Teil durch die eigenartige Zwitternatur jener Sprache bedingt: der starke grammatische Einfluss des Latein und die Aufnahme zahlreicher fremder Elemente aus dem Griechischen, Slavischen, Italienischen und Türkischen haben so sehr den ursprünglichen Kern überwuchert, dass es besonders scharfsinniger Forschung bedurfte, um diesen Kern zu finden und herauszuschälen: und gerade in der Entwirrung der verschiedenen Bestandteile des Albanesischen bewies G. Meyer seine Meisterschaft. So hat er das Verständnis der albanesischen Laut- und Formenlehre gefördert, indem er die tiefgehende Einwirkung des Latein untersuchte. Wie nahe das Albanesische daran war, eine romanische Sprache zu werden, zeigte er in dem Aufsatz über den "Einfluss des Latein auf die albanesische Formenlehre"[2]); parallel seiner Lautlehre der indog. Elemente läuft die Laut- und Formenlehre der lateinischen Bestandteile, die von ihm schon vor jenen untersucht worden sind[3]) — denn durch sie hindurch musste der Weg zu der indogermanischen Grundlage gewonnen werden. Vielleicht noch verwickelter ist das Lexikon des Albanesischen: es giebt innerhalb Europas kaum eine Sprache, in der sich so verschiedenartige Elemente so reichlich angesammelt und so vielfach und innig verflochten haben. In der etymologischen Forschung und besonders in den Problemen der Lehn- und Fremdwörter erreicht G. Meyers Meisterschaft ihre höchste Stufe: das "Etymologische Wörterbuch der albanesischen Sprache" (Strassburg 1891) kann als der Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet werden. Schon als albanesischer Sprachschatz ist das Werk ein wertvoller Besitz für die Wissenschaft; aber seine Bedeutung ist eine noch höhere: es ist ein Denkmal der Philologie der Balkanvölker. Wer mit irgend einer der Balkansprachen sich beschäftigt, findet in dem Buche eine reiche Quelle der Belehrung, und darum ziehen der Semitist, der Erforscher des Türkischen und Persischen, der Slavist, der Romanist und der Gräzist Nutzen aus dieser monumentalen Leistung des Verstorbenen. Ihn zeichnete eine souveräne Beherrschung all der Fähigkeiten aus, die zu solcher Aufgabe unerlässlich waren: sicheres Urteil in sprach- und kulturgeschichtlichen Fragen, Kenntnis der verschiedensten Sprachen und Dialekte alter und neuer Zeit, Findigkeit und glückliche Kombinationsgabe. Wichtigen Kulturbegriffen — etwa des Ackerbaus, des Handels — schenkt G. Meyer eine besondere Aufmerksamkeit: indem er die Wanderungen der Wörter bespricht, verfolgt er die Wandelungen und Verschiebungen der Kultur und gelangt so über die Grenzen seines Faches in das grosse Gebiet der Kulturgeschichte. Das Thema "Lehnwörter" hat ihn auch wieder zum Neugriechischen zurückgeführt; nachdem er sich schon zu Beginn dieser Studien mit den romanischen Entlehnungen des cyprischen Dialektes beschäftigt[4]) und auch sonst gelegentlich auf fremdes Sprachgut des

---

verschiedenen lexikalischen und grammatischen Arbeiten; doch vgl. man etwa die Romania 1890, 546—549.

1) Alban. Studien IV (1895), V (1896), VI (1897).

2) Miscellanea Caix-Canello (1886) S. 103—111.

3) s. Gröbers Grundriss d. roman. Philol. 1 (1888) 804 ff.

4) Romanische Wörter im kyprischen Mittelgriechisch. Jahrb. f. rom. u. engl. Liter. NF. 3 (1876) 33 ff.

Neugriechischen aufmerksam gemacht hatte[1]), widmet er 1894—1895 drei Hefte seiner "Neugriechischen Studien" den slavischen (albanesischen, rumänischen), lateinischen und romanischen Lehnwörtern des Neugriechischen[2]): die Vorzüge, welche das Albanesische Wörterbuch aufweist, zeigen sich auch hier (die Lückenhaftigkeit des Materials darf man ihm nicht zum Vorwurf machen). Diese und andere etymologische Arbeiten, von denen solche wie über die Wörter *Tornister*[3]) oder *Samstag*[4]) 'europäische Bedeutung' haben, sind gewissermassen Nebenprodukte jener intensiven auf das Albanesische gerichteten Thätigkeit; sie zeigen eine innere Einheit, die durch die kulturgeschichtliche Einheit des Balkangebietes und seiner Nachbarsphären bedingt ist. Denn ob nun G. Meyer albanesische, rumänische, slavische[5]) oder makedonische, thrakische, karische und lydische[6]) Etymologien aus dem reichen Quell seines Wissens ausschüttet, — immer haben wir trotz der scheinbaren Zersplitterung die Empfindung, dass ein grosses wissenschaftliches Ziel, die Erforschung der Kulturwelt des Balkan in alter und neuer Zeit, diese Studien hervorruft und konzentriert. Aber dieses Ziel führte zu immer neuen Aufgaben. Als Gustav Meyer das vierte Heft seiner Neugriechischen Studien abgeschlossen hatte, schrieb er mir (Juli 1894), dass er sich nunmehr definitiv von diesem Gebiet zurückziehen werde. Nach dieser Zeit hat er allerdings neugriechische Dinge nur noch in zwei Rezensionen behandelt: es sind überhaupt die letzten, die er geschrieben hat[7]). Inzwischen ist er jedoch schon wieder in eine neue Wildnis eingedrungen; denn 1893 war das erste (leider einzig gebliebene) Heft der "Türkischen Studien"[8]) erschienen, worin die romanischen und griechischen Elemente des Osmanisch-Türkischen behandelt, also die Untersuchungen über das Fremdwort in den Balkansprachen fortgesetzt werden.

Die sprachwissenschaftlichen Arbeiten G. Meyers haben ein hervorragend kulturgeschichtliches Gepräge. Wie sehr ihn überhaupt die P h i l o l o g i e der von ihm studierten Völker anzog, das zeigen Aufsätze über die neugriechische und albanesische Litteratur[9]); ferner seien besonders die Versuche hervorgehoben, einige verzweifelt schwierige Texte herzustellen[10]). Es ist daher begreiflich,

---

1) s. z. B. die Rezension von Foys Lautsystem. Lit. Centralbl. 1880, Sp. 689, ferner IF. 2, 370. 3, 63 ff., Zschr. f. rom. Phil. 16, 52 ff. Byz. Zschr. 3, 156 ff. BB. 19, 150 ff. — Über griech. Elemente in unteritalien. Dialekten handelt Archivio glottol. 12, 137 ff.

2) Neugriech. Studien II—IV. Sitzungsber. d. Wiener Akad. 130. Bd. nr. 5 (1894). 132. Bd. nr. 3 und 6 (1895). Über I. s. oben.

3) IF. 2, 441 ff.

4) IF. 4, 326 ff.

5) Etymologisches aus den Balkansprachen. IF. 6, 104 ff.

6) IF. 1, 319 ff. BB. 20, 116 ff.

7) s. die Rez. meines Handbuches der neugriech. Volksspr. IF. (Anz.) 6, 189 ff. und Körtings Neugriech. u. Roman. ib. 7, 65 ff.

8) Sitzungsber. d. Wiener Akad. 128. Bd. nr. 5.

9) Vgl. das Programm über Imberios und Magarona, Prag 1876, die Arbeit "Zu den mittelgriechischen Sprichwörtern" Byz. Zschr. 3 (1892) 396 ff. und die in den Essays gesammelten litteraturgeschichtlichen Aufsätze.

10) Die griechischen Verse im Rabâbnâma, Byz. Zschr. 4 (1894) 401—411. Die alban. Tanzlieder in Byrons Child Harold, Anglia 15 (1893) 1—8.

dass er das Aufblühen der byzantinischen Philologie mit lebhaftem Interesse verfolgte und Krumbachers Byzantinische Litteraturgeschichte sowie die Byzantische Zeitschrift freudig begrüsste[1]. Besonders zog ihn alles volkskundliche und volkstümliche an; seinen Aufsätzen über neugriechische Volkspoesie und albanesische Volkslitteratur, über neugriechische Hochzeitsgebräuche und über das Räuberwesen in der Balkanhalbinsel[2] merkt man an, mit welch warmem Verständnis er die Regungen der Volksseele studierte. Am meisten lockt es ihn wieder, den Beziehungen von Volk zu Volk nachzuspüren, und er ist auch hierin wie in den etymologischen Fragen von einem Finderglück begünstigt, das durch ein treues Gedächtnis und reichste Belesenheit in volkskundlicher Litteratur unterstützt wird: G. Meyer berührt sich mit Reinhold Köhler, mit dem zusammen er einmal albanesische Märchen veröffentlichte[3] und dem er in der "Grazer Festschrift" einen Beitrag widmete[4]. Für sein poetisches Empfinden und das Verstehen fremder Volksindividualität zeugen vielleicht am meisten die Übersetzungen von Volksliedern; in dem zierlichen Bändchen "Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung" (Stuttgart 1890) wird der Ton und Charakter der Originale so treu und doch auch so graziös und so deutsch wiedergegeben, dass jene kleine Sammlung als ein Juwel unserer eigenen Litteratur bezeichnet werden darf. Studien über die Poesie der verschiedensten Völker haben ihm die Tiefe der Volksseele erschlossen, die sich ihm in den "Indischen Vierzeilen"[5] sogut wie im "Schnaderhüpfel"[6] und in den "Marterln"[7] offenbarte. Und wie die etymologischen Untersuchungen G. Meyers einen Blick in die Weite verraten, so haben auch seine volkskundlichen Studien einen Zug ins Weite und Grosse: dafür findet man der Proben genug in seinen Essays, besonders in den zehn Aufsätzen, welche unter dem Titel "Zur vergleichenden Märchenkunde" (I 145—288) zusammengefasst sind. Unter der Führung des feinsinnigen Gelehrten die Wanderungen und Schicksale eines Märchens zu verfolgen, ist ebenso anziehend wie belehrend; das unscheinbare Kindermärchen wird in dessen Händen zu einem wichtigen Glied kulturhistorischer Forschung, das selbst einer so vornehmen Dame wie der klassischen Philologie Belehrung zu geben vermag: unsichtbare Fäden führen uns vom Reiche des Märchens in das der Antike[8].

Wer so wie Gustav Meyer das Wesen der Volksseele nach allen Seiten — Sprache, Mythus und Sitte — durchforscht hat, der ist auch wie kein anderer berechtigt, über fremder Völker Eigenart ein Urteil zu fällen. Was der Forscher über den Volkscharakter der Albanesen[9] und heutigen Griechen[10] sagt, ergab sich sowohl

1) s. Essays 2, 208 ff. und Beil. d. Allg. Zeitung 1893, 4. November.

2) In den Essays Bd. 1 und 2.

3) Arch. f. Literaturgesch. 12 (1883) 92—148.

4) Ungedrucktes Volkslied aus Berat. (Grazer Festschrift für R. Köhler).

5) Essays 1, 289 ff.

6) Essays 1, 332 ff.

7) Essays 2, 145 ff.

8) Vgl. besonders "Märchenforschung und Altertumswissenschaft" Essays 1, 163 ff., "Amor und Psyche" 195 ff., "Südslavische Märchen" 218 ff.

9) Essays 1, 68 ff., 2, 345 ff.

10) Essays 2, 236 ff.

aus eindringendem Studium wie aus persönlichen Eindrücken, die auf wiederholten Reisen im Verkehr mit Angehörigen jener Völker gewonnen wurden: solche Urteile sind wertvoll und gerecht, weil sie Licht- und Schattenseiten in ihrer richtigen Verteilung hervorheben. Die Griechen und Albanesen sahen daher in G. Meyer nicht den feindseligen Tadler, sondern den objektiv denkenden Forscher; und wie dankbar vor allem die gebildeten Albanesen für seine Thätigkeit waren, das zeigen die teilnahmsvollen Nachrichten, welche die Zeitschrift "Albania" über Krankheit und Tod des Gelehrten brachte.

Die Persönlichkeit des Hingeschiedenen wäre unvollständig geschildert, wenn man ihn nicht auch als Schriftsteller würdigte. Seine Essays sind schon wiederholt erwähnt worden[1]) ebenso seine Nachdichtung griechischer Volkslieder. Derselbe Mann, der die mühsamste grammatische Arbeit mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf sich genommen hat, wusste in geistreichem Plauderton über seine Forschungen und Studien zu unterhalten. Es hing das mit einem wichtigen Zug seines Wesens zusammen. "Meyer schwärmte — so schreibt mir H. Schuchardt — in seiner Jugend so sehr für Litteratur und in einer fast krankhaften Weise fürs Theater, dann auch (besonders durch seinen Umgang mit Woltmann in Prag angeregt) für Kunst überhaupt, er hatte so starke journalistische Neigungen und Befähigungen, dass ich jetzt weniger als je begreife, wie aus ihm ein Sprachforscher geworden ist." Die Gabe der Causerie ist selten unter den Deutschen — aber G. Meyer besass sie wie selten einer, und seine Essays gehören zum Besten, was hierin die deutsche Litteratur aufweist. Wie anziehend wusste er seine Erlebnisse im fremden Lande, fremde Landschaft und fremdes Volk zu schildern![2]) Er hatte das Zeug zum Novellisten; das zeigen die Worte, mit denen der weltfrohe Mann uns von der dunkeläugigen Cesaria erzählt[3]); gelingt es ihm doch mit liebenswürdigem Scherz, selbst in einen Aufsatz wie den über "Weltsprache und Weltsprachen"[4]) einen lyrischen Zug hineinzubringen.

Die Essais sind der Spiegel eines feinsinnigen und hochgebildeten Geistes. Selbst da wo man nur das leichte Geplauder des Weltmannes vernimmt, liegt eindringende Arbeit zu grunde, die auch das Kleinste in der Wissenschaft beachtet und untersucht. Wenn auch das engere Arbeitsgebiet des Forschers vor allem vertreten ist, so legen doch eine grosse Reihe der Essays beredtes Zeugnis ab für die vielseitigen und weitausgebreiteten Interessen ihres Verfassers. Ausser den schon berührten Aufsätzen seien solche wie "Das indogermanische Urvolk", "die etruskische Sprachfrage", "Zigeunerphilologie", "Volkslieder aus Piemont", "Finnische Volkslitteratur" als Zeugen genannt[5]). Manches ist zwar nur vom Augenblick hervorgerufen und für den Augenblick bestimmt; doch die meisten der Aufsätze sind ein ebenso wertvoller Besitz unserer populärwissenschaftlichen Litteratur, wie die gelehrten Arbeiten

1) Der genaue Titel: Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. 2 Bde. Strassburg 1885 und 1893.
2) Essays 2, 270 ff., 345 ff.
3) Essays 2, 332 ff.
4) Essays 2, 23 ff.
5) Die Aufsätze, welche zerstreut in der Nuova Antologia, im Archivio delle tradizioni popolari und in der "Aula" erschienen sind, sind mir nicht zugänglich.

Gustav Meyers zum wertvollsten Besitz der indogermanischen Sprachwissenschaft gehören.

Ein Bild von der persönlichen Eigenart des Hingeschiedenen zu zeichnen, ist mir nicht möglich: eine flüchtige Begegnung zu der Zeit, als ich selbst noch Student war, hat mir das Bild eines heiteren und weltgewandten Mannes eingeprägt; aber dieser flüchtig gewonnene Eindruck und einige Briefe, welche mir sein wohlwollendes Interesse an meinen eigenen Studien bezeugten, geben mir nicht den Mut, mich über das rein Menschliche in G. Meyers Persönlichkeit auszusprechen. Dieses reiche geistige Leben ist jäh, vor der Zeit abgebrochen worden, als eine schwere Gehirnerkrankung im Jahre 1897 den Geist des Gelehrten umnachtete. In seinem Nachruf auf Georg Curtius konnte Gustav Meyer die Wissenschaft trösten durch den Gedanken: "dass ihm das, was seines Lebens Ziel und Aufgabe war, ganz und voll zu erreichen und auszugestalten beschieden war. Da ist kein jäher Abbruch eines viel versprechenden Wirkens, keine zerstörte Hoffnung auf begonnene oder noch zu erwartende Leistungen". Dieser Trost versagt bei dem Verlust, den unsere Wissenschaft in G. Meyer erlitten hat. Manches hat er uns noch in Aussicht gestellt, was uns sicherer Gewinn geworden wäre; vielleicht schenkt uns pietätvolles Gedenken noch das und jenes aus seinem Nachlass. Zwar ist das, was G. Meyer geleistet hat, so reichlich und so ausgezeichnet, dass die Sprachwissenschaft seinen Namen dankbar in das Buch ihrer Geschichte aufnehmen wird — aber da wo einem Menschenleben in der Fülle und auf der Höhe des Schaffens ein Ende gesetzt wird, sind wir immerhin berechtigt, von "zerstörten Hoffnungen" zu reden.

Freiburg i. B., 9. März 1901. Albert Thumb.

Vorschlag.

Brugmann hat in der 3. Ausgabe seiner griechischen Grammatik die von Delbrück in der Aktionsarten-Frage aufgebrachte Terminologie angenommen und spricht die Hoffnung aus, dass sie niemand ohne Not fortan verlasse. Ohne Not wird wohl niemand Lust haben, davon abzuweichen; aber eine Nötigung, sie zu verlassen, scheint in der That vorzuliegen. Wenigstens haben fast gleichzeitig Streitberg (IF. Anz. 11, 57) und ich (KZ. 37, 220) dagegen Einspruch erhoben. Streitberg ist auch in der Praxis bei seiner früheren Terminologie geblieben; ich bin gehorsamer gewesen und habe mich Delbrücks Benennungen angeschlossen, indem ich es nur für nötig hielt, die alten, von Delbrück umgedeuteten Ausdrücke 'perfektiv' und 'imperfektiv' gänzlich zu vermeiden. Da Delbrück beispielsweise eine Klasse von gotischen Verben als 'terminativ' bezeichnete, so habe ich also diese Verba gleichfalls terminativ genannt, habe aber deutlich genug (namentlich S. 222) ausgesprochen, dass ich Delbrücks Definition des terminativen Begriffes als falsch betrachte. Ich bereue aber jetzt meinen Gehorsam und befürchte, dass mancher von der neuen Terminologie verhindert werden wird, meine Stellungnahme Delbrück und Streitberg gegenüber richtig aufzufassen. Ich stimme in der That (vgl. a. a. O. S. 222) darin mit Streitberg überein, dass die 'terminativen' Verba des Gotischen 'punktuell' fungieren können, und sehe mit Streitberg den Unterschied des Slavischen

und des Gotischen hauptsächlich darin, dass die gotischen 'terminativen' Verba zugleich die Iteration der 'punktuellen' Aktion bezeichnen können. Der von mir S. 220 betonte Gegensatz zwischen Streitberg und mir besteht also darin, dass ich für diejenige Klasse von gotischen Verben, welche gewöhnlich eine 'punktuelle' Aktion oder die Wiederholung der 'punktuellen' Aktion bezeichnen, in einigen Fällen auch durative Aktionsart annehme (*ausona gahausjandona, augona habandans ni gasaihvip* S. 221), während Streitberg eine solche Verwendung ableugnet (vgl. IF. Anz. 11, 63 über *gasaihvis*).

Da es wohl als ausgemacht zu gelten hat, dass Delbrücks Terminologie aufgegeben werden wird, so erlaube ich mir, den folgenden Vorschlag zur näheren Erwägung zu empfehlen:

1) Die Benennungen 'perfektiv' und 'imperfektiv' bleiben der slavischen Grammatik überlassen.

2) Die Benennung 'punktuell' scheidet aus. Ich habe sie in meinem oben zitierten Aufsatz nur aus Gehorsam benutzt; sie ist aber für das Slavische ebenso unpassend, wie für jede andere Sprache. Die Eigentümlichkeit der von Delbrück 'punktuell' getauften Verba ist keineswegs, dass ihre Handlung "mit ihrem Eintritt zugleich vollendet ist" (Delbrück 2, 14; vgl. dagegen meine Bemerkungen über russ. *sъjéchalisъ, sošlisъ* a. a. O. 223), sondern ihre Eigentümlichkeit besteht darin, dass sie eine Handlung 'à terme fixe' bezeichnen (KZ. 37, 228). Deshalb schlage ich vor:

3) Statt 'punktuell' ist die (in der früheren Verwendung [KZ. 37, 222] entbehrliche) Benennung 'terminativ' zu gebrauchen. Man hat zu unterscheiden zwischen 'einmalig-terminativ' und 'iterativ-terminativ'. Die slavischen perfektiven Verba sind einmalig-terminativ (von den speziellen Fällen abgesehen, die ich in dem genannten Aufsatz S. 230—233 beleuchtet habe); die 'iterativ-terminative' Aktion wird im Slavischen durch imperfektive Verba (Iterativa) ausgedrückt. In den meisten Sprachen aber haben die einmalig-terminative und die iterativ-terminative Aktion den gleichen Ausdruck.

4) Meinetwegen kann man noch von 'durativ-terminativen' Verben reden (z. B. *der Tischler bohrt das Brett durch* Streitberg IF. Anz. 5, 81). Das ist aber meiner Ansicht nach keine logische Kategorie, sondern nur das Resultat einer wenigstens im Deutschen stattfindenden unlogischen Ausdrucksweise (statt *der Tischler ist im Begriff, das Brett durchzubohren*, dän. *Snedkeren er ved at gennembore Brættet*). Sprachen, die eine ausgebildete Iterativkategorie besitzen, verwenden hier das Iterativum: lat. *adventāre* 'im Heranrücken sein, sich nähern'; russ. *umirátъ* 'im Sterben liegen'.

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Personalien.

Die an der Universität Berlin neuerrichtete Professur für keltische Philologie ist Prof. H. Zimmer in Greifswald übertragen worden. — Prof. K. Brugmann ist zum auswärtigen Mitglied der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen ernannt worden, Professor H. Osthoff in Heidelberg zum auswärtigen Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest. — Am 16. Juni beging Prof. J. Schmidt in Berlin das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit an der dortigen

Universität, am 21. Juni Prof. A. Leskien das gleiche Jubiläum als ordentlicher Professor der slav. Philologie in Leipzig. — Prof. J. Wright in Oxford wurde zum Nachfolger F. Max Müllers ernannt.

Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

wird vom 1. bis 4. Oktober 1901 zu Strassburg i. E. stattfinden. Die Obmänner der orientalischen und indogermanischen Sektion sind Prof. Dr. Nöldeke und Prof. Dr. Leumann.

ANZEIGER

FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

ZWÖLFTER BAND. **ZWEITES UND DRITTES HEFT.**

Bibliographie des Jahres 1899.

Vorbemerkung. Bei der Bearbeitung der Bibliographie haben mich die folgenden Herren in gewohnter Liebenswürdigkeit unterstützt: Dr. D. Andersen in Kopenhagen (Skandinavische Erscheinungen), Prof. Dr. A. V. W. Jackson in New-York (Amerikanische Erscheinungen), Prof. Dr. J. Zubatý in Prag (Slavische Erscheinungen).

Der vorliegende Jahrgang der Bibliographie unterscheidet sich von seinen Vorgängern dadurch, dass die zweite Abteilung (Idg. Altertumskunde und Mythologie) weggefallen ist. Die vierteljährliche Bibliographie im Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte liess sie als überflüssig erscheinen. Einiges, was aus dem oder jenem Grunde erwähnenswert schien, ist in die erste Abteilung übernommen worden.

Wie bisher benutze ich auch heute die Gelegenheit, meine Bitte um Unterstützung zu wiederholen. Nur wenn sich die Herren Autoren durch Sendung von Dissertationen, Programmen, Gelegenheitsschriften, Sonderabzügen aus schwerer zugänglichen Zeitschriften auch fernerhin am Ausbau der Bibliographie beteiligen, kann die erstrebte Vollständigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit der Berichterstattung erreicht werden.

Münster (Westfalen), August 1901.

Wilhelm Streitberg.

I. Allgemeine indogermanische Sprachwissenschaft und Altertumskunde.

Sprachpsychologie. Ursprung und Entwicklung der Sprache. Kindersprache.

1. **Oltuszewski** W. Psychologia oraz filozofia mowy (Die Psychologie oder Philosophie der Sprache). Warschau.

Eine abweisende Anzeige von K. Appel, Przegl. filozof. 2, 3 98—113.

2. **Keller** Denken u. Sprechen. Progr. des grossherzogl. Gymnasiums zu Lörrach. 1898/99.

3. **Beckmann** N. Språkpsykologi och modersmålsundervisning. Dissertation. Lund Lindstedt. 152 S. 1,25 Kr.

4. **Gehmlich** E. Der Gefühlsgehalt der Sprache. Pädagogisches Magazin Heft 120. Langensalza Beyer. 84 S. 1 M.

5. **Nyrop** K. Eufemisme. Dania 6, 195—224.

Allgemeine Untersuchungen über den Gebrauch euphemistischer Wendungen in der Sprache. 1) Die Mittel, durch welche man solche Wendungen bildet, sind besonders Fremdwörter, Synekdoche, Litotes, Antiphrasis oder Aposiopesis. 2) Untersuchungen über einige der Gebiete, wo Euphemismen besonders zur Verwendung kommen: Gott, Teufel, Hölle, Sterben (Leichname, Grab, Friedhof u. dgl.), Krankheiten, Strafen, Verbrechen und Laster (Diebstahl, Mord, Lug und Trug, Trunk, "Venus"), der Verdauungsprozess, Körperteile, Kleidung und verschiedene Schimpfwörter.

---

6. **Geiger** L. Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache u. Vernunft. 2. Bd. 2. Aufl. Stuttgart Cotta Nachf. 10 M.

7. **Lobsien** M. Über den Ursprung der Sprache. Sonderabdruck aus der Zeitschr. f. Philosophie u. Pädagogik. Langensalza Beyer. 86 S. 1 M.

8. **Regnaud** P. La question de l'origine du langage et la linguistique évolutionniste. Revue de Ling. 32, 201—29.

9. **Ribot** Th. The origin of speech. Open Court 13, 202--10.

10. **Baudouin de Courtenay** J. Über die feste beständige Richtung der Sprachumwandlungen im Zusammenhang mit der Anthropologie (poln.). S.-A. aus Kosmos Heft 4/5. Lemberg. S. 155—173.

In der idg. Lautgeschichte lässt sich nachweisen, dass die Phonationsthätigkeit aus der Kehle in die Mundhöhle, und in dieser vom hintern Teile der Zunge in der Richtung zu deren vorderem Teil und zu den Lippen übertragen wird. Hierher gehört einerseits der vielfache Schwund von *h*, der Wandel von ursp. Aspiraten zu nicht aspirierten Explosiven bzw. zu Lauten, deren ursp. Aspiration zu einer andern Lautmodifikation wurde, das Aufgeben der ursp. Tonhaftigkeit der Kons. z. B. im Deutschen, das Entstehen von *ö*- und *ü*-Lauten und sonstige Vokalveränderungen; anderseits der vielfach sich wiederholende Wandel von Hinter- und Vordergaumenlauten, von *j* zu allerhand Zischlauten, die Labialisation ursp. Hintergaumenlaute in den Sprachen der idg. Westgruppe, der Wandel von labialisierten Velaren zu Labialen usw. So auch in den semit., ugro-finn., ural-alt. u. a. Sprachen. Dieser Art Phonationswandel involviert eine Arbeitsersparnis für die gesamte Sprechthätigkeit (1. Phonation, 2. Addition u. Perception, 3. Gehirnthätigkeit). Vom anthropol. Standpunkt aus haben wir es da mit allmählicher Entfernung vom tierischen Standpunkte (die Tierlaute kommen in der Larynx und Pharynx zu Stande), mit Vermenschlichung der Sprache zu thun (anatomische Folgen des ganzen Prozesses in der Ausgestaltung der vorderen Sprachorgane). Diese Hauptrichtung der Laut-

umwandlungen steht im Einklang mit der Hauptrichtung der anthropol. Entwickelung, mit dem Verlängern seiner eigenen Individualität in die Aussenwelt hinein. (Zubatý.)

11. **Alferov** A. Očerki iz žizni jazyka (Aus dem Leben der Sprache. Einleitung zur Methodik der Muttersprache). Moskau. IV u. 81 S. 40 Kop.

Anz. von Poržezinskij Žur. Min. 323, 494—508.

12. **Kristensen** M. Samlende Kræfter i Sprogudviklingen. Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, udg. af det philologisk-historiske Samfund. Nr. 41. (Vol. IX.) Kopenhagen Klein. 59 S. 1,00 Kr.

13. **Kristensen** M. Nogle hovedtræk af sprogets udvikling. Grundlinier af foredrag. Kolding. 15 S.

14. **Ljungstedt** K. Språkets lif. Inledning till den jämförande språkvetenskapen. Populär framställning. Stockholm Seligmann. 155 S. 2,50 Kr.

15. **Merguet** H. Bemerkungen über die Entwicklung der Sprache. Programm des Kgl. Gymn. u. Realgymn. zu Insterburg. 10 S. 4⁰.

16. **Ribot** Th. The evolution of speech. Open Court 13, 267—78.

---

17. **Ament** W. Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde. Mit 5 Kurven u. 4 Kinderzeichnungen. Leipzig Wunderlich. 2,40 M. geb. 2,80 M.

18. **Toischer** W. Die Sprache der Kinder. Sammlung gemeinnütziger Vorträge, hrsg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 248.

19. **Roussey** Ch. Notes sur l'apprentissage de la parole chez une enfant. La Parole 1, 791—99. 870—80.

20. **Ziehen** Th. Die Ideenassoziation des Kindes. Berlin Reuter u. Reichard 1898. 1,50 M. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagog. Psychologie und Physiologie hrsg. von H. Schiller u. Th. Ziehen. Bd. 1 Heft 9).

21. **Cederschiöld** G. Om kvinnospråk. Nord. Tidskr. utg. af Letterstedtska fören. 1899. S. 417—434.

Über die Sprache der Frauen, besonders in psychologischer Beziehung.

Sprachphysiologie.

22. **Sweet** H. The practical study of languages. With tables and ill. quotations. London Dent. XIV u. 280 S.

23. **Jespersen** O. Fonetik. En systematisk Fremstilling af Læren om Sproglyd. 3. H. Den specielle Dels Slutning. Kopenhagen Schubothe. 314 S. u. 1 Taf. 6,50 Kr.

24. **Rousselot** La phonétique expérimentale. Son objet, appareils et perfectionnements nouveaux. La Parole N. S. 1, 1—10.

Auch als Sonderdruck Clairmont Daix 1899 erschienen.

25. **Rousselot** Historique des applications pratiques de la phonétique expérimentale. La Parole 1, 401—17.

26. **Zünd-Burguet** A. La Phonétique expérimentale appliquée à l'enseignement des langues vivantes. Mâcon Protat 1898. 36 S.

27. **Zünd-Burguet** A. Applications pratiques de la phonétique expérimentale. La Parole 1, 11—19. 138—152.

28. **Roudet** L. Méthode expérimentale pour l'étude de l'accent. La Parole 1, 321—44.

29. **Rousselot** Recherches de phonétique expérimentale sur la marche des évolutions phonétiques d'après quelques dialectes bas-allemands. La Parole 1, 769—90.

Wiederabdruck der Anz. 7 Abt. 1 Nr. 15 erwähnten Arbeit.

30. **Laclotte**, Fauste. L'harmonie vocalique. La Parole 1, 177—88.

Le problème se pose ainsi: 1° Quelle est l'influence d'une articulation subséquente sur l'articulation qui la précède; 2° Dans le cas où le groupe renferme deux voyelles l'influence de la seconde peut-elle s'étendre jusqu'à la première?

31. **Östberg** H. O. Les voyelles vélaires accentuées. Upsala.

32. **Gallée** J. H. Verslag van de voordracht over de vocaalklanken, uitgedrukt door graphiek der articulatie, in verband met Dr. Boeke's phonographische glyphiek. 32 S.

33. **Zünd-Burguet** A. De la prononciation de l'*s* et du *ch* (d. i. *š*). La Parole 1, 281—88.

34. **Meyer** E. A. Die Silbe. Die Neuern Sprachen 6, 494—503.

35. **Olivier** P. De la voix chuchotée. La Parole 1, 20—31.

1. Dans les conditions ordinaires, le larynx prend toujours part au chuchotement. 2. Les vibrations de cet organe, pendant le chuchotement fort, sont toujours nettement indiquées par la méthode graphique. 3. Dans la voix chuchotée, la glotte est toujours rétrécie présentant une image distincte de celle qu'elle montre pendant la voix parlée ordinaire . . . Il ne semble pas y avoir une position de glotte caractéristique du chuchotement.

36. **Grégoire** A. Note sur l'action du thorax dans la phonation. La Parole 1, 718—20.

37. **Kiesow** F. Zur Psychophysiologie der Mundhöhle. Philos. Studien 14. Bd. Heft 4.

Allgemeine Sprachwissenschaft. Idg. Grammatik.

38. **Steinschneider** Ph. Über Sprachkenntnis und Sprachkunde. [Virchows Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. Heft 322.] Hamburg Verlagsanstalt. 28 S. 0,75 M.

39. **Pedersen** H. Sprogvidenskaben. Sonderdruck aus "Sønderjydske Aarbøger". Flensborg. 64 S.

Verf. hat durch diese gemeinverständliche Übersicht über die Sprachen und über die Methode und Ergebnisse der Sprachforschung beabsichtigt, den Laien, bei denen sich thatsächlich vielfach Interesse für sprachliche Verhältnisse vorfindet, eine Anleitung zu geben. Gewöhnlich ist die sprachliche Beobachtung der Laien oberflächlich

oder gänzlich verfehlt; ein schlagendes Beispiel zieht Verf. in der Einleitung heran, in der er mit scharfer Kritik die Aufsätze J. P. Filskows über die Mundarten Schleswigs (Grenzboten, 48. Jahrg. Nr. 33 u. 36) bespricht. Doch findet man bisweilen bei Laien auch gute Beobachtungen, und von solchen bieten die Untersuchungen N. Andersens über die Sundewitter Mundart das glänzendste Beispiel dar (vgl. IF. Anz. 10, 225 Nr. 67).

40. **Muller** H. C. Über die Gründung einer Zeitschrift f. allgemeine Sprachwissenschaft. Zeitschr. f. Ethnologie 31, 497—506.

41. **Stöhr** A. Algebra der Grammatik. Ein Beitrag zur Philosophie der Formenlehre und Syntax. Wien Deuticke 1898. 144 S. 2,50 M.

42. **Temple** R. C. A Theory of Universal Grammar as applied to a Group of Savage Languages. JRAS. July 1899 S. 1—40.

43. **de la Grasserie** R. Études de grammaire comparée. De la catégorie des voix. Paris Maisonneuve. 273 S. 12 Frs.

44. **de la Grasserie** R. De la conjugaison négative ainsi que de l'interrogative et de la dubitative. Muséon 17, 255—68. 18, 59—73. 123—42. 309—31.

45. **de la Grasserie** R. Les diverses fonctions des verbes abstraits. MSL. 11, 27—51.

1. Fonction lexicologique du verbe auxiliaire. — 2. Fonction grammaticale. A. F. gr. d'expression des concepts verbaux. a) Expression de la voix. b) Expression du temps. 1) Temps absolu. — 2) T. relatif. Auxiliaire suffixé: Langues indo-européennes. Langues Chamitiques; L. du Caucase. L. altaïques. L. océaniennes. Nuba. Singalais. Siamois. Auxiliaires préfixés. Auxiliaire préposé analytiquement. — 3) Temps doublement relatifs. — 4) Le futur. Auxiliaire latent. A. apparent. — 5) Temps indéterminé. — Expression des modes. — B. Fonction grammaticale consistant à porter l'expression du concept de la personne et de ceux du temps, de la voix, du mode, du conjugaison périphrastique. a) C. périph. indiquant la surdétermination. c) C. p. indiquant l'interrogation ou la négation. c) C. p. dans le but de renforcer l'affirmation, coexistant avec la conjugaison normale. d) C. p. sans but déterminé. e) C. p. au moyen de l'auxiliaire négatif.

46. **Reckendorf** S. Zur allgemeinen Syntax. IF. 10, 167—89.

1. Nichtverbales Prädikat. — 2. Stellung des Prädikats. — 3. Medium. — 4. Tempora. — 5. Perfekt. — 6. Imperfekt. — 7. Imperativ. — 8. Apokopatus. — 9. Dual. — 10. Geschlecht. — 11. Kasus. — 12. Akkusativ. — 13. Genitiv. — 14. Partizip u. Infinitiv. — 15. Zahlwörter. — 16. Attribut. — 17. Präpositionen. — 18. Pronomen. — 19. Artikel. — 20. Neuordnung. — 21. Relativsätze. — 22. Absichtsätze. — 23. Bedingungssätze.

47. **Reckendorf** H. Über syntaktische Forschung. Beilage zur Allg. Zeitung 1899 Nr. 165—167.

48. **Haag** K. Die direkte Methode der Mundarten-Kartographie, ihre sprachwissenschaftliche Bedeutung und praktische Notwendigkeit. Beilage zur Allg. Zeitung 1899 Nr. 230.

49. **Meringer** R. Idg. Sprachwissenschaft. 2. Auflage (Sammlung Göschen Nr. 59). Leipzig Göschen. 0,80 M.

50. **Thomsen** V. Indoeuropæiske Sprog. Salmonsens Konversationsleksikon. 9. Bd. 1899.

51. **Bogorodickij** V. A. Kurs der vergl. Grammatik der indoeur. Sprachen (russ.). Zap. Univ. Kazan 66, 4, 65—80.

Vgl. Anz. 2, 139. Schluss der Einl. Auch als S.-A. (H. 1, 60 Kop.).

52. **Müller** G. H. Beiträge zur Sprachwissenschaft. Programm des Gymnasiums zu Saargemünd 1899/1900. Saargemünd 1900. 21 S. 4°.

1. Zum Genus der Indogermanen. (Zu IF. 8, 304 ff.) Über *-s* im Nom. Sg. der *r- n- s*-Stämme. Antwort auf die Frage, wie es komme, dass der Stamm als Genus neutrum nicht bloss das Abstrakte, sondern auch als Vokativ das Allerkonkreteste bezeichne. (Der Nom. sei ursprüngl. zur Anrede verwandt worden. Durch Zurückziehung des Akzents sei die Endung geschwunden.) Versuch, den ältesten Entwicklungsgang der Sprache zu rekonstruieren. — 2. Der Lokalismus. Gegen O. Hoffmann BB. 1899 S. 167 f. wird die lokale Grundbedeutung der Kasus geleugnet. — 3. Die Bildung der 1. Sg. Ind. Präs. Aktiv. *-mi* sei durchweg die Endung gewesen.

53. **Wheeler** B. I. The origin of grammatical gender. Journ. Germ. Phil. 2, 528—45.

Vgl. das Referat des Verfassers in den Proceedings Am. Phil. Association 30 S. XIX—XXIII u. den ältern Aufsatz Class. Rev. 1889, 390 ff. — Brugmanns Theorie befriedigt in negativer, jedoch nicht in positiver Hinsicht. Sie lässt sich nur auf die *ā*- und *i̯ē*-Klasse anwenden. Bei den sog. Wurzelstämmen versagt sie; warum ist *u̯ōqs* Fem., *pōds* Mask.? Weder *su̯ésōr* noch *mātḗr* haben eine Gruppenbildung veranlasst wie jene der fem. *ā*-Stämme. Wie kommen Stämme verschiedener Bildung wie z. B. *q̯nnā u̯lqī, gm̥tis* dazu eine Gruppe zu bilden? In allen Fällen von Genusassimilation spielt ein äusserliches Zeichen wie Artikel, Pronomen, Adj. die führende Rolle, vgl. *le sort* (M. statt F.) nach *le bonheur, malheur destin, hasard* usw. Jede Gruppenbildung gleich fungierender Formen (z. B. der Nom. Pl. -οι -αι -ες) hat eine formal geschlossene Kategorie als Vorbild zur Voraussetzung (hier den Plur. des Verbums). [Bei dieser Gelegenheit stellt der Verf. den wichtigen Satz auf: "*The psychological grouping from which the phenomena of analogy result is never a grouping on the basis solely of meaning, nor on the basis solely of form; both are involved in every case*". Pauls Scheidung in formale und stoffliche Gruppen ist für den psycholog. Prozess bedeutungslos.] Auf Grund dieses Prinzips ist es durchaus unwahrscheinlich, dass die Genuskategorien von den Wörtern mit natürlichem Geschlecht wie *Vater, Mutter* usw. entsprangen. — Wohl aber ist das Pron. der 3. Pers. *er—sie—es* als Ausgangspunkt für die Entstehung des gramm. Geschlechts vorzüglich geeignet, vgl. Verf. Class. Rev. a. a. O. Sein Prinzip haben nachher sowohl Henning KZ. 32, 402 ff. (1893) als auch besonders Jacobi Kompositum 115 ff. (1897) aufgestellt. Die verschiedenen Stadien der Entwicklung, die Wh. annimmt, weichen freilich von denen Jacobis mitunter ab.

Da das gramm. Geschlecht im Idg. weder durch das Nomen noch durch das Verbum ausgedrückt war, müssen wir seinen Ursprung beim Pron. und Adj. suchen. Das bestätigen auch die nicht-

idg. Sprachen. Sehr deutlich lehrt das Englische die Abhängigkeit der Geschlechtsbezeichnung vom Pron. Im Engl. existiert kein gramm. Nominalgeschlecht. Die Unterscheidung zwischen wirklichem und metaphorischem Sexus betrifft die Objekte, nicht ihre Namen. Fälle wie *he-goat she-wolf* sind Objektbezeichnungen so gut wie *Vater*, *Mutter*: *she-wolf* ist spezieller als *wolf* ebenso wie im Griech. ἡ θεόc spezieller ist als ὁ θεόc (οἱ θεοί = Götter und Göttinnen). ἡ θεόc fällt sowenig unter den Begriff des gramm. Geschlechts wie ἡ ῥοδοδάκτυλοc ἡ ἄγροικοc. Das gleiche gilt von ἡ ὁδόc, ἡ νῆcοc usw. Sie sind alte Überbleibsel einer Zeit, bevor das Pronomen seinen Einfluss geltend gemacht hat. Auch die Komposita stammen aus einer Zeit, wo Kasusendungen und Konkordanz nicht vorhanden waren. Die älteste Schicht der idg. Neutra (die nicht-*o*-Stämme) haben im N. A. den reinen Stamm. Die Neutra auf *-om* sind sekundär entwickelt, sie sind Formen individualisierter *o*-Stämme und bezeichnen "the passive recipient, the goal or complement of the action named in the verb, in distinction from the bearer and exponent of the action represented in the *s*-forms." Durch Verlust des themat. Vokals nach Streitbergs Gesetz erschienen *s*- u. *m*-Formen auch bei kons. Stämmen. Erst dann drang *-m* bei den Neutris in den Nom. Wir haben hier die älteste Klassifikation der idg. Nomina vor uns: auf der einen Seite die alten Neutra der 3. Deklination, auf der andern die individualisierten *o- i- u*-Stämme. Diese Klassifikation entspricht etwa der Scheidung zwischen definit und indefinit bei andern Sprachen. Die Verbindung zwischen Pron. und Nom. stellten die Adjektiva her: das bezeugt ihre 'Konkordanz' (*-os -ā -om*). Das Pronomen aber hatte eine eigne Femininform: *sā* (*sī*). Hierin hat Jacobi S. 121 mit Recht die Quelle der femin. *ā*-Endung erkannt. Das Nominativ-*s* hat nichts mit dem Femininum zu thun; das beweist seine Erhaltung bei den Femininen der 3. Dekl., in den Epikoina auf *-os-*, im Fem. der Adjektiva zweier Endungen und in den Nominibus wie ὁδόc. Zuerst drangen die *ā*-Formen ins Adj. ein: *sā leukós* wird (*sā*) *leukā́*; von da gingen sie aufs Substantiv über; es entstanden Gruppen von *ā*-Femininen. Infolge dessen ward *-ā-* zum Femininsuffix. Der Parallelismus des Kontrasts zwischen Kollektivabstrakten auf *-ā* und Verbalsubstantiven auf *-os* (*bhorā́* : *bhóros*) und zwischen Femininen auf *-ā* und Maskulinen auf *-os* liess die Kollektivabstrakta als Feminina empfinden. Dies war der entscheidende Schritt dazu, dass das Geschlecht aufhörte eine Eigentümlichkeit der Objekte zu sein und zum gramm. Genus wurde. Das idg. grammat. Geschlecht blieb, was es von Anfang an war: eine unvollkommene Vermischung zweier verschiedenen Klassifikationssysteme. Das eine Extrem war die auf der Bedeutung beruhende Klassifikation, das andere die auf der Form beruhende. Die alten Formklassen prädominierten zwar stets, aber mehr oder weniger von einem fremden System beeinflusst, das ihnen ein neues Leben einflösste.

Angefügt ist ein vollständiges Verzeichnis der Litteratur über die Entstehung des gramm. Geschlechts.

54. **Osthoff** H. Vom Suppletivwesen der idg. Sprachen. Erweiterte akademische Rede. Heidelberg Hörning. 84 S. 4⁰. 4 M.

55. **Bréal** M. Les commencements du verbe. MSL. 2, 286—84. (1900).

Abdruck aus der Revue de Paris vom 15. Dez. 1899. I. Das älteste am Verbum ist das zeitlose 'Präsens'. Personenbezeichnung und Tempus fehlten ursprünglich. — II. Zwei Formen existierten ursprünglich: a) Befehlsform, b) Form, die angibt, dass die befohlene Handlung geschehen ist. Dem Verb ist es eigentümlich, dass es

der Mitteilung einer Thatsache ein subjektives Element zufügt. — III. Die Antwortformen haben die Tempora geliefert. So ist das Perfekt nichts als ein intensives Präsens. Die wahre Bedeutung des Aorists "qui diffère seulement du présent par un surcroît d'affirmation" zeigt der gnom. Aor. Das Augment ist mit dem homer. ἦ 'assurément, oui, vraiment' identisch. Die 'Tempora' im eigentlichen Sinn sind also ziemlich jungen Datums. — IV. Entstehung der Personalendungen aus Pronominibus.

56. **Hirt** H. Der idg. Ablaut, vornehmlich in seinem Verhältnis zur Betonung. Strassburg Trübner. VIII u. 224 S. 5,50 M.

57. **Hirt** H. Akzentstudien. IF. 10, 20—59.

Vgl. Anz. 9, 139 Nr. 18. — 11) Die Stämme auf *ēi*. Ergänzung zu IF. 7, 138 ff. 185 ff. Vgl. auch Verf. Idg. Akzent 192 Fussnote. Abweichend von Bartholomae Stud. 2, 61 erkennt der Verf. nur *ē* und *ēi* nicht *ā* und *āi* im Basenauslaut an. Ablaut a) *éxē(i)* : *éxī* — Sing. Prs. u. *s*-Aor. — b) (*e*)*xḗ*(*i*). Dies wird durch Slav. Lit. Griech. bestätigt, während Lat. und Germ. kein festes Verhältnis mehr haben. Im Griech. ist der Stamm auf -*ē* im Passivaorist auf -ην erhalten, neben dem sich *i̯o*- und seltner *o*-Präsentien finden. (Material bei Homer und im Att.) Das Material lehrt, dass das *ē* des 2. Stammes ein integrierender Bestandteil der Wurzel ist. Sowohl -η- in ἐμάνην als auch -*i̯o*- in μαίνομαι sind Ablautsformen des Wurzelausgangs. Beispiele für *ē*/*ī* aus dem Perfekt, der Nominalbildung, dem ai. Passivaorist. — Anhang: ai. *āsīṣ* zu lat. *erās*? Die Erklärung Bartholomaes wird abgelehnt.

12) Zur Betonung des Preussischen. Ergänzungen zu Bernekers Preuss. Sprache.

13) Zur lit.-slav. Betonung. A. Die Natur des lit. Akzents u. die Quantitäten. — B. Die lit. Akzentverschiebung. — C. Die Betonung der *o*-Stämme im Lit.-Slav. Resultat: 1) Die alten idg. Längen vor dem Ton (lit. *ó ẽ ý ú ũ*) ziehen den Ton von der flg. Silbe auf sich.

2) Es entsteht der sekundäre gestossene Ton.

3) Der gestossene Ton zieht den Ton der flg. Silbe auf sich, wenn diese gestossen betont war.

4) Der Akzent geht von einer Kürze auf die flg. stossend betonte Silbe über.

5) Unter dem Ton werden alle Silben mit Ausnahme der Endsilben gedehnt.

6) Der Akzent geht von einer schleifenden Länge auf die flg. Silbe über (in dem Dialekt der Universitas u. z. T. in Ostlitauen noch nicht durchgeführt).

14) Der idg. Ablaut *e*-*o*. *o* entsteht im Satzton. In ἄφρων usw. sind die zweiten Glieder der Komposita tieftonig geworden, haben aber ihren alten Akzent als Tiefton bewahrt. Dieser hat dann *e* in *o* gewandelt. Für alle *o* reicht dieses Gesetz jedoch nicht aus.

58. **Gauthiot** R. A propos de la loi de Verner et des effets du ton indo-européen. MSL. 11, 193—97.

Alle Wirkungen des idg. Akzents lassen sich auf eine Einheit zurückführen und aus der Natur desselben erklären. Der idg. Akzent hat auf das konson. Element, das ihm unmittelbar folgt, Einfluss ausgeübt im Germ. (Verners Gesetz), im Griech. (ρc, vgl. Wackernagel KZ. 29, 127), im Awest. (*r* in *rp* wird tonlos, Grundriss der iran. Phil. 1, 168): in allen drei hat der Akzent die Stimmlosigkeit der Kons. begünstigt (sie erhalten oder erzeugt). Gehn wir vom

Skr. aus, so finden wir, dass die Tonsilbe ὀξεῖα, die posttonische βαρεῖα ist. Nun existiert kein Unterschied zwischen der Muskelanstrengung, die den Stimmton und der, die die Tonhöhe bewirkt: Stimmton und Tonhöhe sind das Ergebnis der Kontraktion derselben Muskeln. Die höchstbetonte Silbe ist die, für die die Stimmbänder am stärksten gespannt sind. In einer Sprache wie dem Skr., das den Svarita besitzt, finden wir allmähliche Lockerung der Muskelspannung d. h. einen langsamen Übergang von der hohen zur tiefen Silbe. Im Griech. dagegen ist die Abspannung plötzlich; es findet kein allmählicher Übergang von ὀξεῖα zu βαρεῖα statt, sondern ein Kontrast: Die Abspannung ist so stark, dass sie in günstigen Fällen die Ruhelage erreicht d. h. den Verlust des Stimmtons. Da der Intensitätsakzent diese Thatsache nicht erklären kann, so ist der idg. Akzent vorwiegend musikalisch gewesen.

59. **Meillet** A. D'un effet de l'accent d'intensité. MSL. 11, 165—172.

Die Veränderungen der Vokale in nichtintensiven Silben unter dem Einfluss des Intensitätsakzents, der eine mittelbar oder unmittelbar benachbarte Silbe trifft, zeigen 3 Typen: 1) Reduktion der nichtintensiven Vokale, die bis zum Verlust gehn kann. — 2) Die nichtintensiven Vokale verlieren ihre eigentümliche Artikulation und werden zu einem neutralen Vokal. — 3) In bestimmten Sprachen werden sie geschlossen. Der Intensitätsakzent beruht auf einer besonders raschen Bewegung der Luftsäule des Expirationsstroms. Die artikulatorischen Bewegungen, die dieser Expiration korrelativ sind, werden infolge der Reaktion gegen den intensiven Luftdruck mit grösserer Energie ausgeführt als sonst. Wenn nun der Sprechende seine Aufmerksamkeit ganz auf die Intensitätssilbe richtet, vermindert er die Stärke des Luftdrucks für die schwachen Vokale; hierdurch aber werden sie naturgemäss geschlossener (vgl. Bourdon Année psychologique 1898 S. 373). Die Thatsache, dass ein Vokal durch eine Art instinktiver Ökonomie geschlossener wird, tritt uns auch ausserhalb der schwachen Silben entgegen: 1) Ein nasalierter Vokal hat die Neigung geschlossen zu werden: die grössere Enge des Mundraums kompensiert die Öffnung des Nasenraums. — 2) Lange Vokale neigen ebenfalls zu geschlossener Aussprache.

60. **Zubatý** J. Die idg. Velar- und Palatallaute (čech., referierend). Listy fil. 26, 26—30, 96—102.

61. **Meillet** A. A propos du groupe *-ns-*. IF. 10, 61—70.

La modification de l'un des mouvements constituants d'un phonème entraîne diverses altérations complexes et très divergentes. — Toute l'histoire phonétique d'une langue se réduit à la description de quelques changements dans la manière d'articuler et des réactions auxquelles ces changements ont donné lieu; les réactions sont la conséquence immédiate du système phonétique de la langue étudiée.

62. **Meillet** A. Notes sur quelques faits de morphologie. MSL. 11, 6—21.

1. Le vocalisme du superlatif indo-européen. Im Indo-iran. haben Komp. und Superlativ gleicherweise *e*-stufige Wurzel (von wenigen Ausnahmen abgesehen). Daher ist es unwahrscheinlich, dass die Doppelheit gr. ὀλείζων : ὀλίγιστος das Ursprüngliche zeige. ὀλίγιστος, κράτιστος ἐλάχιστος haben den Vokal des Positivs. Der Komparativ wird nur beeinflusst, wenn er Suffix -ιον nicht -jον hat. Im Ind. Wurzelbetonung im Superl. Die wenigen Ausnahmen sind

Neubildungen. Germ. Doppelformen wie ae. *læssa*, *læresta* u. *wyrsa*. *wyrresta* sind seit Thurneysens Gesetz nicht mehr beweiskräftig.

2. abg. *sicъ vьsъ*. Das *ě* von *sicěmi sicěmъ* erklärt sich durch die Erwägung: En temps où *ei* (d'où plus tard *ě*) issu de *oi* transformait *k* en *c*, ou, plus exactement, en *cj*, il est clair, que *cj* provoqué par une autre cause [par l'action de la voyelle palatale précédente] ne pouvait transformer ce même *ei* en *i*." Dasselbe gilt von *vьsъ*. *s* aus *ch* durch den Einfluss des vorausgehenden Palatals ist idg. *s* vgl. lit. *visas*.

3. ai. *abhímātiṣ* und *úpamātiṣ* haben *mn̥* aus *mnā*. *n̥* hat über *n̥* gesiegt aus rhythmischen Gründen.

4. Les accusatifs skr. *aśmānam*, *svásāram* etc. Die idg. Doppelheit des Paradigmas

N.	*-ēs*	*-ōs*
N. Pl.	*-es-es*	*-os-es*
G. Sg.	*-es-e/os*	*-es-e/os*
wird im Indoiran. zu	*-ās*	*-ās*
	-ás-ás	*-ás-ás*
	-ás-as	*-ás-as*.

Das *á* des Suffixes im N. Pl. war durch das Timbre des Suffixvokals im Gen. Sg. geschützt, das *á* von *-ás-ás* nicht; es stimmte nur zu dem *â* des Nom. Sg. im Timbre. So kam es, dass es sich auch in der Quantität danach richtete. Ebenso hat bei den *n*-Stämmen das *-â* des Nom. Sg. auf das suffixale *ă* des Nom. Plur. wirken können, da dieses durch das *â* der andern Kasus schutzlos blieb. Die Thatsache, dass indoiran. *ā* einem europ. *ŏ* entspricht, beruht also nicht auf einem Lautgesetz, sondern auf Analogiebildung.

5. slav. *želěti*, *pitěti* bereiten eine doppelte Schwierigkeit. a) Sie haben die Nebenformen *želati*, *pitati*; b) Die einzigen Nomina, aus denen diese Verba hervorgehen können sind *žalja* und *pišta*, von denen man Bildungen wie **želјati *pitjati* erwarten müsste. Die Erklärung ist die gleiche wie für *žěją* neben lit. *žióju* (MSL. 9, 137 f.); *zeljě-je- pitjěje-* haben durch Dissimilation das erste *j* verloren.

6. De quelques aoristes monosyllabiques en arménien.

7. Le génitif singulier des thèmes prononminaux en arménien.

8. Le génitif en *-oj* des noms de parenté en arménien moderne.

9. Sur quelques formes anomales de thèmes zends en *-ă-*. Die Genitive auf *-ąm* statt *-anąm* im jüngern Avesta sind zufällige Inkorrektheiten.

63. **Meillet** A. Une anomalie indo-européenne, grec ἄλλο. MSL. 11, 389 (1900).

D'après le témoignage de l'indo-iranien, du slave, de l'arménien et du latin, les thèmes en *-o-* indo-européens signifiant 'un, entier, tout' étaient fléchis comme les démonstratifs, sauf au nom.-acc.-sing. n. ou, à en juger par l'indo-iranien et le latin . . . ils avaient la forme nominale . . . . . . Dans l'adjectif 'autre' à suffixe *-ye/o* au contraire — et dans celui-ci seul — la flexion dém. s'étend au neutre: skr. *anyát* zd. *anyat̰* v. perse *an yaš-(čiy)*, lat. *aliud*, grec ἄλλο.

64. **Reichelt** H. Die *i̯ē*-Stämme. BB. 25, 234—38.

Die Zusammengehörigkeit und ursprüngliche Identität der *i̯ē*-Stämme mit den *i̯*-Stämmen wird durch flg. bewiesen: 1) Die *i̯*-Ste. haben im Femininum frühzeitig *i̯ā*-Formen aufgenommen, z. B. ai. *bhūmyāḥ*, φερούσης an. *heiđar* usw., dann wurden diese auch auf Stämme auf *-oi̯-* übertragen: *kanāyāi* usw. Von hier aus begann

die Beeinflussung der *ā*-Ste. Im Griech. ward der regelrechte Akk. der *i̯*-Stämme -ια d. i. *i̯m̥* zu -ιαν umgestaltet und zog ιā-Formen in den obl. Kasus nach sich. — 2) Die sog. *i̯ē*-Stämme haben in den Einzelsprachen noch vielfach die urspr. *i̯*-Formen, z. B. aw. *daēv-ay-ō*, φέρουcαν, *faciēm*, *faciē*, *heidr*, *heide*, *heidi*, *žolě*, *žolì* (Du.) usw. *zolě* hat *-ě* aus *-ēi*, vgl. Λητῴ. Abg. *zemi* ist L. Sg. eines *i̯*-Stammes. Die Kasus des Du. u. Plur. sind, soweit die *i̯*-Dekl. nicht fortbesteht, der *i̯ā*-Flexion entnommen.

65. **Reichelt** H. Die abgeleiteten *i̯*- und *u̯*-Stämme. BB. 25, 238—52.

Zwei Klassen im Idg.: 1) Nom. *-ēu-s -ōu-s* und *-ōi -ēi*. 2) *-i-s -u-s*. Mit Meringer BB. 16, 229 ist der Nom. auf -ευ-c aus -ηυ-c als die älteste Form der *u*-Stämme anzusehen und mit *sákhā* Akk. *sákhāyam gāus gām* zu parallelisieren. Mit Ausnahme des N. A. V. Sg. und Akk. Pl. sind die Kasus von Kl. 1 u. 2 unter sich und mit den abgeleiteten *r*- u. *u*-Sten. identisch. — Betrachtung der Kasus beider Klassen. — Im Nom. Akk. Sg. haben sich in der Komposition die schwundstufigen Formen entwickelt; dies beweist 1) dass neben den Formen auf *-is -us* noch die alten Bildungen auf *-ē(i)s -ē(u)s -ō(i)* stehn; das Nom.*-s* ist unursprünglich. 2) In der Komp. und bei einsilbigen Wurzelstämmen ist neben der Schwundstufe die Normalstufe noch erhalten: *vēḥ* und *viḥ pathē-ṣṭhā-* Ποτει-δάων u. a. 3) Im Komp. musste bei Anfangsbetonung die letzte Silbe am meisten reduziert werden z. B. aw. *ašavaxšnuš* : *xšnāuš*. Umgekehrt bei Endbetonung Reduktion des ersten Gliedes.

66. **Meillet** A. Sur les suffixes verbaux secondaires en indo-européen. MSL. 11, 297—323 (1900).

Toutes les fois, qu'un thème nominal se compose d'une racine et d'un suffixe qui, dans une partie au moins de ses emplois, est notoirement secondaire, il n'est pas légitime d'affirmer que ce thème soit primaire, on peut — on doit peut-être — toujours tenir ce thème pour dérivé d'un ancien nom racine. Ce qui est vrai des noms peut l'être aussi des verbes: plus d'une formation qui passe pour primaire est sans doute secondaire en réalité. L'indo-européen possédait aux moins deux suffixes verbaux servant à former des thèmes secondaires: *-ye-* . . . et *-ske-*; il y a lieu de rechercher . . si tous les verbes formés à l'aide de ces suffixes ne seraient pas secondaires. — Beispiele. — Notes: 1. Sur le suffixe *-smo-*. — 2. Sur la place du ton dans les verbes grecs: On' s'est demandé si la règle générale qui définit la place du ton dans les formes personnelles des verbes grecs est due à la généralisation des formes atones ou à une combinaison des formes atones et des formes toniques (Hirt Akzent 170 f.). Le fait, que, dans tous les dénominatifs tels que τῑμῶ (τῑμάω) . . . la place du ton historiquement attestée s'explique également bien en partant de formes toniques et des formes atones parle en faveur de la seconde hypothèse, celle de la combinaison, car ces verbes sont nombreux et très employés et surtout ils constituent en grec le type normal par excellence. Les présents comme φέρω . . . τείνω, . . . τίθεμαι, des futurs comme οἴcω . . ., des aoristes comme ἔβην . . . ἔτυψα . . . s'expliquent parfaitement par des formes toniques; εἰμι εἶ εἶcι, οἶδα οἶcθα οἶδε ne peuvent s'expliquer autrement." — 3. grec πτύρομαι. — 4. Le futur indoiranien en *-sya-* et le futur lituanien. Le futur est presque une rareté en védique, il n'est représenté en slave que par un participe; en lituanien comme dans les autres langues, il consiste en formes nouvelles et développées isolément pour la plupart. Le mieux est donc de ne tirer des formes de futur aucun parti dans l'étude du suffixe *-ye/o-*. —

5. Vocalisme de l'aoriste védique en *-iṣ-*: 1) *ă* in geschlossner Silbe bleibt *ă* im Aktiv u. Medium. — 2) *ă* in offener Silbe bleibt *ă* im Medium, wird *ā* im Aktiv. Die Wurzelthemen sind dadurch kenntlich, das sie *ă* haben, wo der *iṣ*-Aorist *ā* fordert. — 6. Lat. *iacēre, amicīre* : *amicīre* hat *ī* wie got. *mikileiþ* usw. Vgl. *parēre* : *reperīre*. — 7. Abg. *viditъ, velitъ, sěditъ*: durch gemeinslav. Übergang aus der athem. Konjugation entstanden.

67. **Sandfeld-Jensen** Kr. Denominative verber. Nordisk Tidsskr. f. Filol. 7, 113—120.

Behandelt besonders solche Denominativa, die mit Präpp. zusammengesetzt sind, ohne dass jedoch denselben ein Verbum simplex entspricht, z. B. franz. *arriver* (aus *ad+ripam* . . .), dän. *overvintre* usw. Verschieden davon sind Wörter wie *déplumer* ἀποκαυλίζω, wo das Stammwort nicht von der Präp. regiert gedacht wird. Verba der letztgenannten Art kommen in allen Sprachen häufig vor, sowohl mit als ohne Präp. gebildet, und der Verf. teilt zum Schluss eine bedeutende Reihe derselben mit, nach den Stammwörtern geordnet.

68. **v. Rozwadowski** J. Quaestionum grammaticarum atque etymologicarum series altera. Krakau 15 S. (aus den Rozprawy der Akad., 23, 247—261). 0,30 Kr.

I. De verbis denomin. in *-tāi̯ō* cadentibus. Nachträge zur früheren Abh. (Anz. 3, 71, ersch. ebd. 21): ursprachl. Belege (lit. *stataũ* g. *-statōn*, lat. *itare* griech. ἰτητέον u. A.); parallele Denominativbildungen *-te-i̯e- -tē-(i̯) -ti-* (*-tī-*) *-ti̯e-*. (Weiteres s. Abt. X B).

69. **Fumi** F. Gh. Il participio attivo del perfetto nelle lingue ariane. Mem. R. Accad. delle scien. Torino Ser. II T. 48, Sc. mor., stor. e filol. S. 239—61.

70. **Ovsjaniko-Kulikovskij** D. I. Syntaktische Studien III (russ.). Žur. Min. 323 Juni S. 398—445.

Vgl. Anz. 11, 143. Gebrauch des Part. Pfti. und Aor. als Prädikat (ohne und mit Kopula) und Attribut (Apposition) im Veda und im Griech.

Wortkunde.

71. **Baly** J. European-Aryan roots with their English derivatives and their corresponding words in the cognate languages, compared and systematically arranged. 1. Bd. London 1897. XXVIII u. 781 S. 50 Sh.

72. **Bréal** M. Deux mots grecs d'origine sémitique. MSL. 11, 117—19.

1. σοφός. — 2. ἀκήρατος, *sincerus*.

73. **Bréal** M. Varia. MSL. 11, 120—25.

1. Boutures verbales. "Il arrive que des conjugaisons entières sont tirées par l'usage d'une forme quelconque du verbe: c'est qu'on peut appeler des boutures verbales. — 2. *odi odisse*. — 3. Le *d* de *fundere*. — 4. *arcera*. — 5. *stantes missi*. — 6. Patois normand: *basse* 'fille'. — 7. Un *x* analogique. — 8. *schumpfentiure*. — 9. *longus — largus*.

74. **Bréal** M. Étymologies. MSL. 11, 187—92.

1. *affatim* (: χαίνω). — 2. λεωργός (: λάω 'wollen'). — 3. κατηχέω (: ἦχος 'bruit' vgl. deutsch 'einpauken'). — 4. Formes tanagré-

ennes. — 5) ἄεθλος. — 6) Aor. passif grec. (Ausgangspunkt sind Substantiva wie τύπη, βλάβη : l'aoriste ἐτύπην présente comme active la situation d'un homme qui reçoit des coups. Wenn neben στροφή usw. ἐστράφην steht, so stammt das α aus dem Aor. act.).

75. **Bréal** M. Étymologies. MSL. 11, 354–61.

1. Quelques dérivés de la racine *men* 'penser'. (μέλλω stehe für μένjω usw.). — 2. *kumbha* — κεφαλή. — 3. Un vers d'Homère (ἕλοιτο gebraucht wie ἀφέλοιτο). — 4. ἐντελέχεια (wie neben συνεχής ein συνέχεια, so steht neben ἐντελής ein ἐντελέχεια). — 5. ἄτερ (Komparativ von ἀ- ἀν-). — 6. τειχεσιπλήτης (: πέλομαι 'versari'). — 7. *tristis* (für **terstis* : *terror*). — 8. *gula Augusti*. — 9. *prúfatted* et les formes osques en *-atted* (*-atted* beruht auf griech. Einfluss: Umformung der Verba auf -άζω).

76. **Freudenberger** M. Der Elephant ein idg. Tier? BB. 25, 277 f.

ai. *arāla-* pāli *alāra* könnte aus **alāla-* durch Dissimilation entstanden sein und mit ἐλέ-φας zusammenhängen, das 'ελε'-Sager bedeutete. *ebur* : ai. *ibha-* 'Elephant'. hebr. *karnōth-* beruht auf ai. *karēṇuś* 'Elephant'. Pehlevi *banbarbita* wohl aus **bar-bar-bita* zu *barrus* aus *barso-*.

77. **Halévy** J. Mélanges étymologiques. MSL. 11, 73—91.

1. assyr. *uriṣu*. — 2. armen. *aspastā*. — 3. syr. *kānūn*. — 4. *ḥōled*, *ḥulda*. — 5. Scythe, Scythopolis (griech. σκύφος äol. σκύθος 'Becher' vgl. Herodot). — 6. Hystaspe (die griech. Legende über die Königswahl des Darius beruht auf der volksetymologischen Umdeutung des Namens hyst-aspa 'matrice de la jument'). — 7. ΙΑΩ. ΙΑΟ. — 8. arab. *rauḍa*. — 9. δέλτα, δέλτος 'lettre, billet' vgl. hebr. *dalt dalet* 'Thüre und Buchseite, Blatt'. — 10. assyr. *sibu*, *samanū*. — 11. hebr. *šĕmōnē*. — 12. La formation des dizaines en langue turque. — 13. türk. *jigirmi*. — 14. türk. *on uon* en hongrois. — 15. türk. *ingu*. — 16. türk. *qalai* 'Zinn'. — 17. hebr. *dĕbaš* 'Honig'. — 18. skr. *maṇi* aus aramäisch Pl. *mānē* entlehnt, das genau dieselben Bedeutungen wie *maṇi* hat. — 19. ved. *bali* 'Tribut' aus aram. *belu*. — 20. skr. *vaidūrya*, prakr. *velurya* aus βηρύλλιον. — 21. türk. *oküz*. — 22. türk. *qaiš*. — 13. skr. *raśanā* 'sangle' aus aram. *risna* 'bride'. — 24. *gabrā*. — 25. arab. *zār*. — 26. *apharsatkāyē*. — 27. *osnapar*. — 28. *baraš*. — 29. *Zando*, *Andēs*. — 30. *boudā*. — 31. skr. *niṣka* 'Geldsack' aus aram. *niska* 'Gold- oder Silberstück, ohne Legende, aber von Geldwert'. — 32. *gémĕdjā*. — 33. *tānikā*. — 34. *tanūrā*. — 35. *Palmyra* (Korruption von *Tadmor*, nicht zu πάλμα). — 36. *piṭĕda*. — 37. *Sam'*. — 38. *agūr*. — 39. *abginos*. — 40. *abṭalion*. — 41. σάρπος aus semit. *ṣarp*. — 42. Σάκαι. — 42. *qaniśqīn*. — 43. arab. *zand*. — 44. *damqu*.

78. **Hempl** G. The Semasiology of ἐπίσταμαι, *verstehn*, *understand*, *unterstehen*, *gestehen*, *unternehmen*, *undertake* etc. Mod. Langu. Notes 14, 465—468.

79. **Hoffmann** O. Etymologien. BB. 25, 106—109.

1) σαρκάζω 'höhnisch lächeln' : got. *þwairhs* 'zornig'. — 2) ἄλσος (aus ἄλκιος) : *alhs* lit. *elkas* 'Hain'. — 3) germ. *rausa-* 'Rohr' : ὄροφος 'Rohr' (vgl. Hirt PBrB. 22, 234) Grundform *roghuo*. — 4) abg. *navь* 'Leiche' : νενευκέναι · τεθνηκέναι Hesych (*nāv-* : νευ- = λᾶας : λεύω). — 5) *ánas* 'Lastwagen' : *onus* 'Last' : got. *ansa-* an. *áss* 'Tragbalken'. — 6) hom. χάρμη 'Kampfeslust' : got. *gramjan* 'aufreizen' aw. *granta-* 'erzürnt'.

80. **Johansson** K. F. Anlautendes idg. *b*. KZ. 36, 342—390.

Vgl. Noreen Urg. Lautl. 121, Zupitza Gutturale 18 ff., wo etwa 44 inlautende, Uhlenbeck PBrB. 17, 439 f. 18, 236 ff. 20, 325 ff. Manual 57 f., wo 10 anl. *b* angeführt sind. Verzeichnis der bisher gefundenen Etymologien. Neu hinzugefügt werden: 1) *bálbaja-* 'Grasart mit breiten Büscheln' : βολβός 'Knolle' *bulbus* usw. — 2) *baṭ* 'fürwahr' : βελτίων. — 3) *barhati* und *bṛṁhati* 'barrire' : ἔβραχε 'krachte'. — 4) *bílma* 'Spahn' : germ. *pint-* 'membrum virile'. — 5) *busta* 'Kruste, Schale' aus **butto-* : *bud-buda-* 'Wasserblase', βυζόν schwed. *puta* 'Kissen' usw. (*pfütze* hierzu, nicht von *puteus* stammend). Neben *bŭ-d* auch *bŭ-s*, *bŭ-l*. Parallelwurzel mit *bh-* in *ufbauljan*. — 6) *bastá-* 'Bock' aus *bn̥d-to-* : *bindu-* 'Tropfen', ir. *bainne* 'Tropfen'. — 7) *baká* 'Reiherart, Heuchler' usw. : *bakura-* *puggs* 'Beutel'. — 8) *bársva-* 'Wulst' : apr. *balsinis* 'Kissen'. — 9) *baṣṭa-*, *baṣkaya-* *baṣkiha-baṇḍa-* gehn auf *beld* zurück : schwed. *palt* 'Blutkloss' g. *plats* 'Fetzen'. Exkurs über die Benennungen von Kindern und Tierjungen, die von toten Gegenständen genommen sind, die für die äussere Anschauung entweder als runde klumpige oder als abgestutzte Figuren hervortreten. — 10) idg. *beik-* urgerm. *pīkk-* aus *pīʒn-* idg. *bīkn'*: a) *pikk-* aisl. *pík* 'Stachel' usw. b) *pīgg* : norw. dän. *pigg* 'Stachel'. Dazu *peika-bagms* 'Palmbaum', *bīja* 'Same, Keim', 'ein Ausläufer des ind. Feigenbaums'. — 11) *pfuhl* germ. *pōla-* : *-bāra* 'Öffnung', *jam-bāla-* 'Schlamm', *bila-* (*bəlo-*) 'Höhle, Loch'. Mit Erweiterung: *blato* dazu *mare balticum*. — 12) schwed. *plugg* 'Pflock', Wurzelvariation zu *beled beld* (s. o.). Dazu *pflücken*. — Ein grosser Teil der mit *b-* anlautenden Wörter scheint der niedrigen Sprache anzugehören; deshalb wohl auch so wenige Wörter aus ältern Perioden belegt.

81. **Kissling** G. Lautmalende Wurzeln der indogermanischen Sprache. Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Bremen Winter. 65 S. 0,80 M.

"Bei den idg. Wörtern, die den Begriff *blasen* bezeichnen, steht der Anlaut in deutlicher Beziehung zur Bedeutung. Besonders unterliegt es keinem Zweifel, dass derjenige Anlaut, den die Grundsprache als *bh* bezeichnet, lautmalenden Charakter besessen hat. Seine ursprüngliche Beschaffenheit lässt sich zwar nicht genau ermitteln; doch darf als völlig sicher gelten, dass er aus der unmittelbaren Nachahmung des Blasens hervorgegangen ist. Es ist zwar an sich sehr wahrscheinlich, dass diese onomatopoetische Wortschöpfung mehrfach stattgefunden habe; aber innerhalb der *bh*-Sippe lässt der ältere Sprachstoff eine derartige Verschiedenheit des Ursprungs nicht mehr erkennen.

82. **Kretschmer** P. Etymologisches. KZ. 36, 265—70.

Vgl. KZ. 33, 272 ff. 559 ff. 1. *tempus*, *temperare* Verteidigung seiner Deutung Einleitung 411 gegen Brugmann Sitzungsberichte 1897 S. 25 *tempus* ist 'Zeitabschnitt'. Vgl. auch Usener Götternamen S. 191. *tempus* 'Schläfe', wie *templa* 'Dachbalken' wahrscheinlich macht, aus *ten-p-*. — *templum*: wie *extemplo* 'sogleich' lehrt, lag neben *tempus* ein gleichbedeutendes *templum*. Mit diesem ist *templum* 'Bezirk' identisch, das räumlich statt zeitlich gefasst ist. — 2. ἀσχέδωρος. Komp. -δωρος dorisch = -δορϝος : δόρυ, Bedeutung 'Trotzespeer'. — 3. Ὄξυλος zu Hes. ὄξυλον · ὅμοιον [ξύλῳ], ἰσόξυλον ὀ- = *so-* lit. *sa-* (Schulze Quaest. ep. 495). Oxylos ist Baumdämon.

83. **Lidén** E. Studien zur altindischen und vgl. Sprachgeschichte.

Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala VI, 1. Upsala 1897 [erschienen 1899]. 108 S. 2 M.

84. **Prellwitz** W. Lat. *flagitium* lit. *blõgas*. BB. 25, 280—86.

Wie *servitium* auf *servos* so kann *flagitium* auf **flāgos* 'schändlich' zurückgehn, das zu dem lit. *blõgas* 'mager, elend' und 'schlecht, böse' gehört. — *flagitare* urspr. soviel wie 'mürbe machen, quälen'. — In diesen Wörtern, zu denen griech. βληχρός βλάξ lit. *mùlkis* 'Tropf' gehören, ist *ml-* zu lat. *fl-* geworden. Vgl. noch *floccus* : μαλλός 'Zotte' lit. *milas* 'Tuch'; *flāvus* : *mulvas* 'rötlich, gelblich'.

85. **Rolland** E. Flore populaire ou histoire naturelle des plantes dans leur rapports avec la linguistique et le folk-lore. Tome 2. 267 S. Paris Rolland. 6 Frs.

86. **Thumb** A. Etymologien. KZ. 36, 179—201.

1) ἦϊα 'Spreu' u. Verwandte. Zu Wz. *as* 'werfen, schleudern'. ἦϊα entweder substantiviertes Verbaladj. wie σφάγιον oder Weiterbildung eines Subst. **ēsos*. Bedeutung 'Auswurf, Ausschuss'. Vgl. ai. *āsa* 'Asche, Staub'. — 2) τρέφω 'gerinnen machen', τρόφις 'feist' : *drōbjan* 'trüben', vgl. an. *draf* ahd. *trebir* 'Treber, Hefe' d. i. 'dicker Bodensatz'. τρέφω 'nähren' kann zur selben Wz. gezogen werden. — 3) φάλος 'Bügel' φάλαρα 'Helmbuckel' : *phaṇa-* M. F. *phaṭa-* M. 'sog. Haube oder Schild einer bestimmten Schlange' ai. *phara-* 'Schild'. Weiter dazu *phāla-* 'Pflugschar' *phala-* 'Pflugschar, Pfeilspitze' zu Wz. *phal* 'bersten' griech. φαλλός. — 4) Alb. *štiaz* 'Funken', entlehnt aus ἑστία. — 5) Alb. *šaktisem* 'bin ausser mir' aus ngriech. σαστίζω, (ἐ)σάστιξα. — 6) got. *alhs* 'Tempel' Grdf. *olq*, mit Mikkola BB. 22, 241 zu *alkas* 'h. Hain', ferner zu griech. Ἄλτις, dem Namen des Tempelbezirks von Olympia. got. *h* aus *hv* vor Konsonanz entstanden. — 7) *hnuþō* : *śnath* 'durchstossen'. — 8) *hvopan* κόβᾱλος 'Possenreisser, Gauner', anl. *qṷ*. — 9) *qainōn* : *gāyati*. — 10) *þairh, durch* : *tirás*. Grdf. **terqṷe*.

87. **Zupitza** E. Etymologien. BB. 25, 89—105.

1. abg. *tęgnąti* : awest. *ϑanj-* 'ziehen' (idg. *th*) griech. τάσσω (aus *θάχjω). — 2. ir. *loss* 'Schwanz, Spitze', Grdf. **lustā* : aisl. *liósta* 'mit einem Speer treffen'. — 3. ir. *folongim* 'ferre, perferre usw.'; brit. **dalg-* = *longus* : *dīrghá-*. — 4. ir. *áge* 'Glied' : *pāgus* russ. *pazъ* 'Fuge'. — 5. ir. *gobél* 'Verlegenheit, Klemme' aus **gobetlo-* : lett. *ſchabeklis* 'Knebel'. — 6. ky. *cyfludd* 'Hindernis' : *rōdha-* 'Hemmung'. — 7. ky. *llym* 'scharf' aus *lembo-* : λέμβος 'kleiner Nachen mit spitzem Vorderteil'. — 8. σήπω : *szùpti* 'faulen' Anlaut *ksv* (vgl. σαῦλος 'geziert' : abg. *sulěj* 'κομψότερος'. σανίς 'Thürflügel' : *szónas* 'Seite des Körpers'. σῦριγξ : *sziùrės* 'Schachtelhalm'. ξύλον : got. *sauls*. *kṣipáti* : abg. *ošibą sę* 'wende mich ab'. *kṣubh-* : poln. *chybac'*. ir. *sét* 'Weg' : *chęt-*. ky. *chwant* 'Begierde' : *chotěti*. — *ks*+ Kons. : vgl. *kṣipati*. *ksn* : *szniaukti* (*ksneu*) : me. *snēsen*. *kṣṇāuti* 'wetzt' : *novacula snaudr*. — interkonson. *s* ist unterdrückt in ae. *huistlian* 'pfeifen' : *kṣvēdati* 'saust'. *kvathati* 'siedet' : lit. *szuntù*. ae. *hwilpe* : σάλπιγξ, *szwilpiù*. *hnøggr* : *snøggr* 'klärlich'; *hniósa* : *to sneeze*. ai. *kvaṇ-* 'tönen' : *svánati*. *svēda-* 'Schweiss' : *kṣviḍatē*). — 9. ir. *traig* 'Fuss' : nsl. *trag* 'Spur' serb. *trag* 'Fusstapfe'. — 10. ky. *chwarddaf* 'lachen' : σαρδάνιος 'Hohngelächter'. — 11. ky. *gwyw* 'verwelkt' (aus **visvos*) : aisl. *visenn*. — ky. *llith* 'Köder' : ir. *adslig* 'lockt an'. *sligiu* 'locke' = *sligim* 'schmiere', vgl. ae. *slic* 'schlau, glatt', deutsch *schlicht*. — ky. *nithio* 'worfeln' griech. νεῖκλον · λίκνον, lit. *nëkóti*. — 14. ir. *tarr* 'Hinterteil' : lit. *tursóti* 'mit ausge-

strecktem Hinterteil dastehn', (mit *rts*) ae. *steort*. — 15. ir. *méith* 'fett' : *mintù misti* 's. nähren'. — 16. aisl. *meida* 'verstümmeln', altböhm. *mětiti*. — 17. *ausculto* : *-halla* 'neigen', vgl. ae. *áhyld mé þín éare*. — 18. *stürzen* : ky. *tarddu* 'entspringen'. — 19. ir. *dergnat* 'Floh' : σερφος 'Insekt', *zwerg*. — 20. slav. *ikra* 'Fischrogen' : ir. *iuchair* 'spawn'. — 21. ai. *maṇḍá-* 'das Oberste, fette Schicht' (aus (**mranda*) : *blandùs* 'bündig, gehaltvoll'. — 22. *drohen* : bret. *gourdrouz* lit. *draudžiù*. — 23. slav. **tušiti* 'trösten' : *tōṣáyati* 'beschwichtigt'. — 24. russ. (*s*)*múryj* 'dunkelgrau' : aisl. *møyrr* 'mürb' griech. (ἀ)μαυρός. — 25. ky. *cern* 'Kinnbacken' : abg. *črěnovьnъ* 'Backzahn'. — 26. ai. *kárṇa-* 'Ohr' auch 'Handhabe' : abg. *črěnъ* ky. *carn*. — 27. ai. *kūrmá-* 'Schildkröte' : lit. *kùrmis* 'Maulwurf'. — 28. *féig* 'scharf' : abg. *svěžь* 'frisch'. — 29. ky. *ffwden* 'Eile' : σπουδή und arm. *ṗoit* 'Eifer' (ky. anl. *sp* inl. *th*). — 30. ky. *dera* 'Schwindel, Koller' : mhd. *turc*, nhd. *torkeln*. — 31. ahd. *serawēn* 'vertrocknen' : *sergaim*. — 32. πρώξ 'Tropfen' : ir. *arg* 'Tropfen'. — 33. *conquinisco* : aisl. *huika* 's. ducken', *čeznąti*. — 34. lat. *rīca* 'Schleier' : *wréon* 'verhüllen'. — 35. ae. *sinc* 'Kostbarkeit' : ir. *sét* = ahd. *zinko* : aisl. *tindr*.

Semitisch. Lykisch. Etruskisch. Ligurisch.

88. **Nöldeke** Th. Die semitischen Sprachen. Eine Skizze. 2. Aufl. Leipzig Tauchnitz. 2 M.

89. **Thomsen** V. Etudes Lyciennes. I. (Extrait du Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, 1899). Oversigter over det kgl. danske Vid. Selsk. Forhandl. 1899. S. 1—77.

Beiträge zur Deutung der lykischen Inschriften. Mehrere wichtige Abschnitte der lykischen Grammatik werden durch diese Untersuchungen klar beleuchtet: Der Gebrauch des Pron. relat. *ti*, das immer nach dem Verbum steht; die zum Verbum gehörige Partikel *me*, die früher als Pronomen aufgefasst wurde, die aber ihrer Bedeutung nach am nächsten mit *se* 'und' verwandt ist; die Verbalformen auf *te* und *tẹ*, das enklitische Pronomen *-ne*, die Suffixe *-i* und *-iye*, verschiedene Kasusformen usw. — Die Abhandlung ist mit zwei Indices versehen: I. Index des mots et des suffixes. II. Index des textes. Vgl. das Referat von H. Pedersen, Nord. Tidsskr. f. Philol. 3. R. 8, 20.

90. **Pedersen** H. Mere om Lykisk. Nord. Tidsskr. f. Philol. 3. R. 8, 17—30.

Referat über Torp, Lykische Beiträge II, und Vilh. Thomsen, Études lyciennes I. Danach wird die Frage nach der Verwandtschaft des Lykischen noch einmal geprüft; einige indogermanische Etymologien von (nach Form und Bedeutung) gesicherten lykischen Wörtern werden zusammengestellt.

91. **Bugge** S. Einige Zahlwörter im Lykischen. IF. 10, 59—61.

Sucht den idg. Charakter der Zahlwörter zu erweisen.

92. **Thomsen** Vilh. Remarques sur la parenté de la langue étrusque. Extrait du Bulletin de l'Académie royale des Sciences et des Lettres de Danemark 1899 Nr. 4. Kopenhagen Bianco Luno. S. 373—98.

Vergleicht die etruskischen Zahlwörter mit solchen der nordkaukasischen Sprachen. Das Resultat dieser Vergleichung ist que l'étrusque se rattache à la singulière famille des langues qui n'est

représentée aujourd'hui que par les langues indigènes du Caucase et, dans cette famille, surtout à la branche qui est représentée par le groupe oriental des langues du Caucase du Nord ou montagnardes. Si tel est le cas, il faut donc admettre qu'a une époque très reculée l'étrusque, ou la langue mère de l'étrusque, s'est séparé de ses prétendues langues soeurs. et cela dans un temps où, et pour structure grammaticale et pour la vocabulaire, il y avait moins de différence qu'anjourd'hui entre ces idiomes continués soit dans les langues sudcaucasiennes actuelles, soit dans celles du Caucase du Nord (supposé toujours que ces langues appartiennent à une seule famille).

Vgl. die Besprechung des Aufsatzes durch P. Horn BB. 25, 288 ff.

93. **Pauli** C. Die etruskischen Familiennamen auf *-θura*. BB. 25, 194—227.

94. 95. **Mehlis** C. Die Ligurerfrage. Archiv für Anthropologie 26, 71—94.

Religionswissenschaft. Mythologie.

96. **Jastrow** M. jr. The historical study of religions in universities and colleges. Journ. Am. Or. Society 20, 317—25.

97. **Labis** F. Histoire de la religion, depuis l'origine du monde jusqu'à Jésus-Christ. Tournai Castermann. 488 S. 3,50 Frs.

98. **Müller** F. M. Introduction to the science of religion: Four lectures at the royal Institution, Febr. and May 1870. Re-issue. London Longmans. 352 S. 5 Sh.

99. **Müller** F. M. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Aus dem Engl. übersetzt von H. Lüders. Autoris. Ausgabe. 1. Band. Leipzig Engelmann 1898. XXXII u. 408 S. 11 M. — 2. Band 1899. IV u. 435 S. 11 M.

100. **Tiele** C. P. Einleitung in die Religionswissenschaft. Gifford-Vorlesungen. Deutsch v. G. Gehrich. 1. Th. Morphologie. Gotha Perthes. XI u. 259 S. 4 M.

101. **Usener** H. Religionsgeschichtliche Untersuchungen. 3. Teil: Die Sintflutsagen. Bonn Cohen. X u. 279 S. 8 M.

Vgl. Beilage zur Allgem. Zeitung 1899 Nr. 242.

102. **Lang** A. Myth, ritual and religion. New revised edition. 2 Be. London Longmans. XXIX u. 339; VI u. 380. 7 Sh.

103. **Wagner** C. Die heidnischen Kulturreligionen u. der Fetischismus. Ein Beitrag zur vgl. Religionsgeschichte. Heidelberg Winter. VII u. 127 S. 2,40 M.

104. **De Kay** C. Bird Gods in ancient Europe. London Allenson. 250 S. 7 Sh. 6 d.

105. **Hopkins** W. Economics of primitif religion. Journ. Am. Or. Society 20, 303—8.

Die Religion hat ursprünglich ein stark utilitaristisches Gepräge: man verehrt die segen- und die schadenbringenden Mächte. Der grösste Nutzen wird überall den Lokalgottheiten zugeschrieben; die grossen Götter gehen über den Horizont des kleinen Mannes

hinaus. Ein solcher Lokalkultus setzt aber feste Wohnsitze voraus. Wandervölker können keine ständigen Lokalgötter haben. Sie können nur Götter verehren, die sie beständig bei sich haben. Der Himmel, Himmelsgott ist überall derselbe; er ist nicht lokal. Auch das Feuer begleitet den Wanderer überall hin; ihm folgen die Geister der Verstorbenen, die erst bei fester Siedelung lokalisiert werden. Alle andern Götter dagegen sind lokaler Natur. Völker, die einst sesshaft waren, dann nomadisch wurden, werden alle ihre Götter verlieren ausser Himmel, Ahnen, Feuer. In tropischen Ländern werden sie den Sonnengott hinzunehmen, in nördlichen Ländern wird die Sonne nur als Auge des Himmelsgottes betrachtet werden. Auch ein Sturmgott kann die Wanderer begleiten. — Wenn diese aprioristischen Erwägungen richtig sind — welche Art von Göttern dürfen wir bei den ältesten Indogermanen erwarten? Wir finden einzig und allein den Himmelsgott bei einer Reihe von idg. Stämmen wieder: Zeus, mit anderm Namen Uranus. Wir finden ferner die Manen und endlich den Feuerkultus in Indien, Persien, Griechenland und Italien. Den lange zusammenlebenden Indo-Iraniern ist der Kult des *Soma-haoma* und der Mitra-Mithra Sonnenkult gemeinsam; in slavischer und vedischer Form finden wir den alten Sturmgott — sonst nichts. — Die ältern Forscher haben aus der Stellung des Himmelsgottes auf ursprünglichen Monotheismus bei den Indogermanen geschlossen; in Wirklichkeit repräsentiert er eine 'Wandergottheit'. Mit der Sesshaftigkeit kommen dann die an bestimmte Lokalitäten gebundenen Götter wie Indra usw. usw. Sie alle sind lokal, nicht aus der Urzeit ererbt. So zeigt der Rigveda 3 Schichten von Gottheiten: 1) die modernen Lokalgötter. 2) Die Götter der letzten, mit den Iraniern gemeinsam innegehabten Heimat: Soma, Trita, wohl auch Parjanya. 3) Die alten Götter der Wanderzeit: Himmel, Feuer, Ahnengeister. Sie treten mehr und mehr zurück. Endlich: Sesshaftigkeit bedeutet Ackerbau; dieser ruft eine grosse Menge indischer Gottheiten hervor. Im RV. zeigt sich deutlich das Übergangsstadium von einer Wirtschaftsform zur andern, ebenso der damit verbundene Wandel der religiösen Anschauungen.

106. **Tay** Cr. H. The relation between magic and religion. Journ. Am. Or. society 20, 327—31.

Es herrschen 3 Ansichten: 1) Magie ist eine herabgekommene Form der Religion. 2) Sie ist die Vorstufe der Religion. 3) Beide sind von einander unabhäng. Alle drei Auffassungen sind unhaltbar: "The earliest beliefs and practices known to us contain the germs of both religion and magic, and these have grown side by side, the one or the other getting the advantage in a given society according to the progress made in social organization".

107. **Hardy** E. Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube? Archiv f. Religionswissenschaft 2, 177—81.

Der Glaube entwickelt sich aus der Deutung der Bräuche.

Zur Anthropologie und Ethnographie. Idg. Altertumskunde.

208. **Buchner** M. Völkerkunde und Schädelmessung. Beilage zur Allgem. Zeitung 1899 Nr. 282—84.

Der Aufsatz ist durch die "Anthropologischen Studien über die Urbewohner Brasiliens" von Paul Ehrenreich (Braunschweig 1897) angeregt, deren Hauptergebnis ihm die Einsicht des grossen Irrtums der Schädelmessung ist. Die Unfruchtbarkeit der Schädelmessung

für die Einteilung der Rassen behandelt der 1. Aufsatz; der 2. kritisiert ablehnend Kollmanns Versuch, die Völker auf die Schädeltypen zu verteilen anstatt wie bisher mit Retzius die Schädel auf die Völker. Trotzdem lässt sich die Konstanz der Schädelformen nicht ohne weiters ableugnen; unter günstigen Bedingungen scheint sie dennoch vorzukommen. Freilich führt die bisherige Art der Messung nicht weiter; es gilt eine Typologie der Schädel aufzustellen, wie Sergi (Archiv f. A. 1892/93 S. 339) versucht hat. Der 3. Artikel proklamiert die Sprache, das Grundelement des Begriffes Volk, als von entscheidender Bedeutung für die Völkerkunde. "Auch die Sprache . . . ist nichts untrügliches. Wir wissen sehr wohl, dass sie fremd sein kann, von aussen her nachgiebig aufgenommen oder gewaltsam aufoktroyiert und deshalb für weitere Schlüsse rückwärts oft nur mit Vorsicht zu verwerten. Aber sie ist doch viel leichter fassbar als die Menschenvarietät. Ihre Merkmale sind viel zahlreicher und die verschiedenen Arten und Gattungen, die sie geschaffen hat, sind viel deutlicher unterscheidbar als die ähnlich gebliebenen Menschen. Niemals wird eine Sprachenart zwei Geburtsorte haben können . . . ."

109. **Bahnson** K. Etnografien fremstillet i dens Hovedtræk Lev. 24. 25. Kopenhagen, Nord. Forl. je 1 Kr.

110. **Ammon** O. Anthropologie. Umschau 3 Nr. 42.

111. **Achelis** Th. Soziologie. Sammlung Göschen. 0,80 M.

112. **Beck** G. Der Urmensch. Kritische Studie. Basel Geering. 62 S. 1 M.

113. **Ploss** H. Das Weib in Natur- und Völkerkunde. Anthrop. Studien. 6. Aufl. v. M. Bartels. Leipzig Grieben. 2 Bände. XVI u. 767; VIII u. 763 S. 26 M.

114. **Deniker** J. The races of man. A sketch of ethnography and anthropology. New York Scribner. $ 1,50.

115. **Wilser** L. Rassen und Völker. Umschau 3, Nr. 41.

116. **Ripley** W. Z. The races of Europe: a sociological study accompanied by a supplementary bibliography of the anthropology and ethnology of Europe. New York Appleton. 2 Bände. XXXII u. 624; VII u. 160 S. $ 6.

117. **Driesmans** H. Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig.

118. **Westberg** F. Beiträge zur Klärung orientalischer Quellen über Osteuropa. Bull. Acad. St. Pétersbourg. 11, 211—246, 275—314.

1. Die älteste orientalische Nachricht über die Rûs, Petschenegen, Magyaren, Russen. 2. Ibn-Fadlans Wisu. 3. Ibn-Fadlans Bitwâr. 4. Masudis Russenzug vom J. 913/914. 5. Ibn-Haukals Russenzug vom J. 969. 6. Jakubis und Masudis Russen. 7. Die Ostsee bei Masudi. 8. Der Pontus und die Maeotis bei Masudi. 9. Masudis Slawenstämme. 10. Die Haurischen Tempel bei Masudi. 11. Die Rûs bei Ibn-Chordadbeh. 12. Stadt und Volk Saksin. 13. Buzkend und Idschkend. 14. Die Lage von Tarku, Belendscher Semender. 15. Ibn-el-Athirs und Ibn-el-Wardis Russen. 16. Bemerkungen zu Chasdajs und Josephs Schreiben. 17. Bemerkungen zur Geographie des Moses von Chorene. Thracien. Das europäische Sarmatien. (Z.)

119. **Brückner** A. Die Anfänge der Slaven und der Deutsehen (poln.). Vortr.; Ref. im Kwart. hist. 923.

Die Bedeutung der Sprachwissenschaft in dgl. Fragen. Die beiderseitigen Lehnwörter erweisen die angestammten Unterschiede zwischen Slaven und Germanen: die letzteren erscheinen als Angreifer (ksl. *kъnęzъ*, *mьčь*, *šlěmъ*), die Slaven als tributpflichtige Hirten und Ackersleute (der *Pflug*, das gehopfte *Bier*); auf ähnliche Unterschiede weisen auch die Stammesbenennungen hin, im Slav. vom Lande, topographisch (poln. *-anie*, *-icy*), bei den Deutschen nach der Bewaffnung (*Sachs*, *Franke*) und Tapferkeit. Der letzte von dieser Art Angriffen ereignete sich in Russland und führte zur Ausbildung des Kernes des späteren Kijewischen Adels (Ruriks Geschlecht). — Der Name *Lęchъ-Ljachъ* stammt von den Russen, und charakterisiert die Polen nach ihren Nasalvokalen, ohne eine weitere geschichtliche Bedeutung beanspruchen zu dürfen. (Zubatý.)

---

120. **Bücher** K. Arbeit und Rhythmus. 2. Aufl. Leipzig Teubner. 6 M.

121. **Montelius** O. Typologien eller utvecklingsläran tillämpad på det menskliga arbetet. Med 76 fig. Svenska formninnesföreningens tidskrift 10, 237—268.

122. **Ziber** (Sieber) N. I. Očerki pervobytnoj ekonomičeskoj Kul'tury (Abriss der primitiven ökonomischen Kultur). 2. Aufl. St. Petersburg.

123. **Vierkandt** A. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Naturvölker. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 2, 81—97, 175—85.

124. **Groos** K. Die Spiele der Menschen. Jena Fischer. VII u. 538 S. 10 M.

---

125. **Schrader** O. Prehistoric antiquities of the Aryan peoples: a manual of comparative philology and the earliest culture. Translated by F. V. Jevons. New York Scribner. 486 S. $ 6,75.

126. **Pogodin** A. Neuere Arbeiten über die Sprache und Kultur der Indogermanen (russ). Žur. Min. 321, 2, 493—512.

Das Zentrum der idg. Wanderungen ist das Karpathengebirge. Hier ist der Ursitz der Idg. zu suchen (auch hier waren Gletscher in der Diluvialzeit, das Meer und Salz hat man durch Handel können kennen lernen, der Löwe war noch in hist. Zeit in Thrakien). Die Nordfinnen weisen anthropologisch denselben Typus auf wie die Idg.; die Idg. sind eine Abzweigung des finn. Stammes. Sprachliche Analoga im Idg. zu finn. Erscheinungen: der urspr. lockere Zusammenhang von stammbild. Suffixen mit der Wurzel (daher so oft ein Wechsel von Suffixen), Schwächung von *t k p* zu *d g b*, der Ablaut. (Zubatý.)

127. **Boughton** W. The Aryan question. Am. Anth. and Or. Journ. 22, 71—3-

128. **Lefèvre** A. La théorie indo-européenne. Revue mens. de l'école d'anthropologie. 9, 84 ff.

129. **Brunnhofer** H. Die Herkunft der Sanskritarier aus Armenien und Medien. Zeitschr. f. Ethnologie. 31, 478—83.

130. **v. Hohentann** Die Urheimat der Arier. Zeitschr. f. Schulgeographie. 20 Nr. 1.

131. **Ratzel** F. Der Ursprung der Arier in geographischem Licht. Umschau 3, 825—27. 838—41.

Vgl. das Referat über den Vortrag Ratzels auf dem 7. internationalen Geographen-Kongress in Berlin, das G. Stampfer in Nr. 240 der Beilage zur Allg. Zeitung 1899 gegeben hat.

Nach Ratzel zerfällt die Frage 1) in das Rassen-, 2) das Kultur- und 3) das Sprachproblem. Die Rassenfrage führt zur Geologie, sie ist völlig anders geartet als die beiden andern. Die Unterrassen der weissen Rasse können sich nicht am Hindukusch, noch in Skandinavien oder Kleinasien entwickelt haben; sie müssen einen weiten Raum zur Entwicklung gehabt haben. Sie entstand, von Mongoloiden und Negern umgeben, als Europa noch mit Afrika verbunden, von Asien abgeschlossen war. — Kulturpflanzen, Haustiere, Gebrauch der Metalle, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau sind durch Wanderung und Verkehr nach Europa gekommen. Der Donauweg übertrifft die Mittelmeerstrasse an Bedeutung für Europa, das nur im Norden und Südosten freigeblieben war. Die Frage nach dem Ursprung der Idg. ist erst zu lösen, wenn wir von der Paläontologie des quartären Europas ausreichend Kunde haben.

132. **Super** Ch. W. The original home of the Aryans. Amer. Anth. and Or. Journ. 20, 353—57.

133. **Symons** B. Het stamland der Indogermanen. Overgedrukt uit de Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden 1898—99. Leiden Brill.

Übersicht über die Entwicklung der idg. Sprach- und Altertumskunde. Krit. Referat über die Ansichten in betreff der Urheimat. — Überblick über die vorhistorischen Wohnsitze der idg. Völker; Resultat: Nord- und Mitteleuropa war in der ältesten prähistorischen Zeit schon von Indogermanen bewohnt.

134. **Wilser** L. Herkunft und Urgeschichte der Arier (Vortrag). Heidelberg J. Hörning.

Anz. von J. Schmidt DLZ. 1900, 68—69.

Zur Geschichte der Sprachwissenschaft. Varia.

135. **Stolz** Fr. Über die Entwicklung der idg. Sprachwissenschaft. Vortrag. Innsbruck Wagner. 24 S. 0,80 M.

136. **Ziemer** Zur deutschen Sprachwissenschaft. (Programmschau). Gymnasium 17 Nr. 12.

---

137. **Thurneysen** R. Peter v. Bradke. Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft 103, 54—62.

Vgl. auch die Nekrologe L. v. Schröders in der Nordländ. Zeitung vom 8. (20.) März 1897 (Or. Bibl. 13 Nr. 119).

138. **In memoriam Georg Bühler.** Indian Antiquary 27, 337—86. Mit Porträt.

Nekrologe von Winternitz, F. Max Müller, C. H. Tawney, C. Bendall, A. A. Macdonell, A. Kägi, F. Knauer, E. Senart. Notizen von H. Jacobi, E. Leumann u. a.

139. **Pauli** C. Wilhelm Deecke †. BB. 25, 296—311.

140. **Murko** M. Miklosischs Jugend- und Lehrjahre. Forschungen zur neuen Litteraturgeschichte. Festgabe f. R. Heinzel. (Weimar Felber). S. 493 ff.

141. **C[ust]** R. N. Hofrat Friedrich Müller. JRAS. 1899. S. 473—5.

142. **Müller** F. M. Auld lang syne. 1st series; 2nd series: My Indian friends. London Longmans. XII u. 301 S. 10 Sh. 6 d.

143. **Achelis** Th. H. Steinthal †. Beilage zur Allg. Zeitung 1899 Nr. 67.

144. **To Breve** fra Karl Verner. Meddelte ah Edvard Brandes. Tilskùeren 1899. S. 332—40.

145. **Schröder** E. Joh. Kaspar Zeuss. Allg. deutsche Biographie 45, 132–36.

Etwas dürftige Charakteristik des genialen Sprachforschers und Ethnographen.

146. **v. Patrubány** L. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 1, Heft 11—12. Budapest Franklin-Verein. S. 241—320.

147. **Studier** i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm I. Uppsala Almqvist. 235 S. 5 Kr.

W. Str.

II. Arisch.

Jahrgang 1898.

A. Indo-iranisch.

*1. **Schermann** Luc. Orientalische Bibliographie, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Lucian Schermann. XII. Jg. (für 1898). Berlin Reuther und Reichard 1899. VI, 326 S. 10 M.

Allgemeines: S. 60—63. 212–13. Indien: S. 62—83. 213–33. Iran.: S. 84–87. 233—36.

*2. **Casartelli** L. C. L'idée du péché chez les Indo-Éraniens de l'antiquité. CR. du IV. Congr. sc. int. des Cathol., Sect. I, S. 134—47.

B. Indisch.

*3. **Halévy** J. Considérations critiques sur quelques points de l'histoire ancienne de l'Inde. Rev. sém. 6, 348—55.

Beginnt mit I: Les Indiens védiques.

*4. **Hopkins** Ed. W. Notes from India. JAOS. 19, 2, 29—41.

1. Bridles in sculpture and painting. — 2. Buddha's wooly hair (gegen Fergussons Hypothese von Buddhas mongol. Herkunft). — 3. The veiled Jain at Bādāmi. — 4. Wooden fences in India. — 5. The Anandasram.

*5. **Weber** A. Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Altertums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausg. von A. Weber. Mit Unterstützung der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Bd. 18. Leipzig Brockhaus. V, 544 S. 15 M.

Inhalt: 4. Buch der Atharva-Saṃhitā (S. 1—153). — 5. Buch der Atharv.-S. (S. 154—288; beide Bücher von A. Weber übersetzt). —

Zu Kshemendra's lokaprakâça (S. 289—412; von A. Weber; mit Index verborum zu den koça-artigen Teilen des Werkes von E. Sieg). — Litterarisch-kritische Streifen (S. 413—25: Zusammenstellung der von A. Weber während der Jahre 1880—96 in der Deutsch. Lit.-Zeit. und dem Lit. Centr.-Bl. veröffentlichten kritischen Berichte). — Index (S. 526—43; von A. Weber). — Druckfehler und Zusätze (S. 544).

*6. **Böhtlingk** O. Kritische Beiträge. Ber. Verh. Sächs. Ges. Wiss., Philol.-hist. Kl. 50, 76—86.

Fortsetzung zu Bd. 49, S. 138; Nr. 15—24 enthaltend.

15. Zu Rhys Davids' Besprechung von *aṅgaṇa* (so im Pāli geschrieben) in JRAS. 98, 191—94. — Syn. zu *ajira*. Böhtl. schlägt folgende 2 Bedeutungsfassungen vor: 1) ein Platz, auf dem man sich frei ergehen kann, Tummelplatz; 2) ein Tummelplatz für die Sinne, Sinnesobjekt.

16. *tathāgata* (Beiname eines Buddha): Beibehaltung der im P. W. gegebenen Erklärung gegenüber der von Rob. Chalmers (JRAS. 98, 103—15) versuchten Zerlegung: *taha*+*āgata* (*taha* = wahr, Wahrheit).

17. Besprechung einiger Corruptelen im Mantrapāṭha (Gebetbuch der Āpastambīya; hg. von Winternitz 1897).

21. Zu Oldenbergs Artikel "Savitar" in ZDMG. 51, 473 ff.: nicht von Anfang an ein wirklicher Name der Sonne.

22. Zu A. Hillebrandts Bemerkungen über Deussens "Sechzig Upanishads des Veda".

23. Zu M. A. Steins Übersetzung von Kalhaṇas Rājataraṅgiṇī (vgl. Luzacs Or. List 9, 8).

*7. **Böhtlingk** O. Miscellen. ZDMG. 52, 247—253; 409—15; 606—12.

Umfasst die Nr. 1—15: 1) ṚV. 10, 95, 8 (*bhujyoḥ* für *bhujyuḥ*); 2) AV. 6, 118, 2 (Beitrag zur Beseitigung der im 3. pāda dieser Strophe vorhandenen Schwierigkeiten); 3) Kaṭhopanishad 6, 9 (gibt der Lesart *enaṃ* statt *etad* den Vorzug); 4) Kathāsaritsāgara 3, 37 (über die Bedeutung von anubhāva an dieser Stelle; vgl. hierzu Lanman in JAOS. 16, 31 f.); 5) Gegenbemerkungen zu Th. Aufrechts Bemerkungen auf S. 255 ff. desselben Bds. dieser Zeitschrift; 6) über die von Aufrecht aus 5 Stellen eines unedierten Purāṇas für *ca* erschlossene Bedeutung von iva oder yathā, s. S. 273 ff. dess. Bds. dieser Zeitschrift; 7) über einen Vexierśloka in Subhāshita-Ratna-Bhāṇḍāgāram auf S. 253, Nr. 168; 8) über eine metrische Licenz in M. Bh. 11, 26, 5 (betrifft '*dhattā*' statt *dhatte*); 9) kurze Bemerkung zu Bṛhaddevatā 8, 28 u. 30 (veranlasst durch die von H. Oertel in JAOS. 19, 97 ff. mitgeteilte Besprechung der Legende von der Saramā und den Paṇis); 10) über eine Variante des unter Nr. 7 schon erwähnten Vexierślokas. 11) wendet sich gegen die von Jacobi (KZ. 35, 584) vertretene Ansicht, dass das bei Pāṇini 3, 1, 42 überlieferte vedische *cikayāmakaḥ* eine auf einen Perfektstamm zurückgehende Bildung sei. Im Anschluss hieran eine Kritik von Jacobis Artikel: "über das periphrastische Perfekt im Sanskrit" (ebd. S.584 ff.). Böhtl. sieht hiernach im periphr. P. eine verhältnismässig junge Form, die zuerst im AV. (und zwar nur einmal) auftritt. Im Gegensatz zu Jac. behält Böhtl. die Auffassung des auf *ām* ausgehenden ersten Teiles des per. P. als Nom. act. bei, indem er das von Jac. für seine Behauptung herbeigezogene Argument des Fehlens jeglicher sonstiger Spur des betreffenden Verbalnomens durch Anführung einer Anzahl vom Desiderat. ebenso gebildeter oder doch bildungsmöglicher Nom. act. auf *ā* widerlegt (z. B. *īkshā*, *jāgarā* usw.). Die in der Verbindung des akk. mit *as* und *bhū* liegende Schwierigkeit

kann auch Böhtl. nicht endgültig lösen. Auffällig ist ihm, dass die Verwendung von *as* zunächst bei kaus. ohne bis jetzt nachzuweisendem Nom. act. sich zeigt. Die Möglichkeit einer Erklärung gibt Böhtl. am Schluss durch den Hinweis auf einen eventuellen Wechsel der Bedeutung von *as* (Bezeichnung der Dauer), resp. auf die so häufige Verwechselung der Hilfszeitwörter "haben" und "sein"; 12) zu Hir. Gṛhy. 1, 5, 8; 13) zu Pār. Gṛhy. 3, 7, 1; 14) zu Pār. Gṛhy. 3, 15, 22; 15) zu E. W. Hopkins: Āvarta (S. 462); Widerlegung der von Hopkins vorgebrachten Einwendungen gegen die von Böhtl (S. 89 f.) vorgeschlagene Deutung von Brahmāvarta.

*8. **Uhlenbeck** C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache. 1. Bd. Amsterdam Müller. XII, 160 S. 2 F.

*9. **Lüders** Heinr. Zwei indische Etymologien. Gött. Nachr., Philol.-hist. Kl. S. 1–5.

Über das Verhältnis von Pāli *ludda* zu Skr. *lubdha* und über Skr. *dohada*, nach Suśruta aus **dvihṛd* abzuleiten.

*10. **Fortunatov** F. Die indogermanischen Liquiden im Altindischen. KZ. 36, 1–37.

Der Verfasser nimmt hier für die indogerman. Ursprache 3 Liquiden an: *r*, *l* und einen 3. Laut, der eine bestimmte Art des *l* oder *r* darstellt. Diese 3. Liquida hat sich in den europäischen Sprachen und dem Armenischen zu *l*, in den indo-iran. zu *r* weiter gebildet. Auf diese Annahme von 3 Liquiden gründet Fortunatov seine Theorie der Entstehung der alt-indischen Cerebralen aus "*l*+dental" und zwar aus der Beobachtung heraus, dass im Vedischen wie im Sanskrit die Lautgruppe: "*l*+dental" — abgesehen von einem einzigen Beispiele — nicht vorkommt. [Dieses Gesetz, obwohl von sehr vielen Gelehrten anerkannt, hat doch auch Widerspruch erfahren nach der Richtung hin, dass dessen Gegner die altind. Cerebral. aus "*r*+dental" gebildet sein lassen; und Bartholomae (IF. 3, 157–177) sieht die von Fortunatov in BB. 6, 215 ff. für seine Theorie aufgestellten Beispiele als blosse Entlehnungen des Ved. und Skr. aus einem prakrit. Dialekt (d. h. aus einer Vorstufe des uns bekannten Prakrit) an.] Des weiteren wendet sich Fortunatov den von Bartholomae gegen seine Lehre von der Existenz einiger aus "Vokal+cerebral" entstandenen Verbindungen geltend gemachten Einwänden zu, um schliesslich kurz die gleichfalls von ihm schon früher angenommenen Verbindungen von irrationalem, nicht Silbe bildendem Vokale und Silbe bildendem sonorem Konsonanten (liquidae und nasales) zu streifen, welch' letztere er ohne Vokal nicht anerkennt, wobei er in dem irrationalen Vokale einen nicht voll artikulierten Laut (Murmelvokal?) sieht, dessen Qantität noch geringer war als die der kurzen Vokale.

*11. **Jacobi** Herm. Über das periphrastische Perfekt im Sanskrit. KZ. 35, 578–87.

Während das periphr. Perf. des Sanskrit gewöhnlich als die Verbindung eines Kas. auf *ām* mit *cakāra*, *āsa*, *babhūva* (von Whitney Altind. Gramm. § 1070 und Delbrück Altind. Synt. S. 246 ff. als "akkus."; von Brugmann Grundriss 2, § 896 und Hirt IF. 1, 20 als "instrument.") erklärt wird, sieht Jac. darunter nicht sowohl den Kasus eines Verbalnomens als vielmehr eine eigentliche Verbalform, aber nicht, wie Jolly und Brunnenhofer, einen Infinitiv, sondern eine Art Absolutivum, und zwar im Hinblick auf die ähnliche Verbindung der gewöhnlichen Absolut. auf *-tvā*, bezw. *-ya* mit dem als eine Art Hilfs-

verb. gebrauchten *sthā*. Durch Belege sucht er das periphrast. Perf. als die Einschränkung einer früher auch auf andere Tempora (z. B. Aor. und Präs.) sich erstreckenden Umschreibung zu beweisen. Desgleichen stützt Jacobi diese Annahme eines Absolut. in der Gestalt eines unflektierten Verbalstammes für das einstige Indogerm. auch vom Standpunkt der vergleichenden Linguistik aus durch die Hindeutung auf andere, mit dem Indogerm. nicht verwandte Sprachen, in denen Absolutiva als Gerundia oder Verbalparticipia direkt aus dem Verbal-, resp. Praesensstamm hervorgehen, ohne durch Kasusendung erst dazu befähigt worden zu sein. Die Herüberziehung auf die nominale Seite erfolgte nach Jacobi wahrscheinlich erst bei der Herausbildung der Einzelsprachen.

*12. **Aufrecht** Theod. Über einen eigentümlichen Gebrauch von "*ca*". ZDMG. 52, 273 f.

Aufzählung und Übersetzung der im Nandipurāṇa (Oxford Num. 137=A) und im Auszug daraus (Kedārakalpa, Leipzig=B) vorhandenen Stellen (A 2, 21; 3, 27; 7, 49. B 6, 40, 98, 168), wo *ca* die ungewöhnliche Bedeutung von "wie" (*iva*, *yathā*) hat, wobei Aufrecht die Bemerkungen macht, dass zwar der Text in beiden Mss. nachlässig verfasst, dass jedoch diese vergleichende Bedeutung von *ca* durch weitere sichere Beispiele zu begründen ist.

*13. **Buck** C. D. Brugmanns law and the Sanskrit *vṛddhi*. Am. J. of Philol. 17, 445–72.

*14. **Flensburg** N. Zur Stammabstufung der mit Nasalsuffix gebildeten Präsentia im Arischen und Griechischen. Lund Möller. 1897. 72 S.

*15. **Richter** O. Die unechten Nominalkomposita des Altindischen und Altiranischen. IF. 9, 1–62; 183–252.

In der indogermanischen Ursprache sind 2 verschiedene Klassen von Nominalkomposita zu unterscheiden: 1) eine scheinbar ältere Schicht, die "echten" Komposita, deren Vorderglied die Stammform des Wortes aufweist; 2) eine sicherlich jüngere Schicht, die sogenannten "unechten" Komposita, deren Vorderglied eine Kasusform des Wortes bildet. Die Inder besassen überhaupt eine besondere Vorliebe für Kompositionsbildungen. Die frühesten unechten Nominalkomp. dürften aus 2gliedrigen Wörterverbindungen hervorgegangen sein, deren erster Teil ein Kasus, deren zweiter Teil das diesen regierende Substantiv war. Um aus diesen Aneinanderfügungen eine einheitliche syntaktische Wortgruppe zu schaffen, mussten 3 Momente zusammenwirken: 1) traditionelle und formelhafte Stellung der Bestandteile, 2) Zusammenfassung unter einem Akzente, 3) Isolierung des Ganzen gegenüber seinen Teilen. In dem sich anschliessenden speziellen Teile werden die verschiedenen Arten der unechten Komposita in der Reihenfolge der Kasus behandelt. Beim Nominativ trennt der Verf. die kopulativen Komposita von den übrigen altind. Nominativkomp., deren erstere er auf die uralte elliptische Sprechweise zurückführt, wonach ein in den Dual gesetztes Wort nicht allein die Einheit zweier zusammengehöriger Wesen bezeichnet, sondern die Dualform auch auf ein zweites zu jenem ersten in geläufiger Beziehung stehendes (im Geiste zu ergänzendes) Wort hinweist (z. B. *mitrā*, *Mitra* und *Varuna*, *dyāvā*, Himmel und Erde). Eine beigefügte Tabelle mit angehängten Erläuterungen bringt die ganze Entwicklung des kopulat. Kompos. schematisch zur Darstellung. Ein weiterer Abschnitt über

den awestischen Kompositionsvokal — *ō°* beschliesst dieses Kapitel. — Im Akkusativ an Stelle der sonst üblichen Stammform steht zuweilen im Alt-Ind. bei Nomina agentis auf *-a-* als 2. Glied das erste Glied im Anschluss an die Konstruktion des zugehörigen Verb. Finit. Im Awestischen kommen nur wenige Fälle dieser Art vor. Die in mehreren Bahuvrīhibildungen auftretenden Akk. Sing. (ṚV. *tvā̆ṃ-kāma-* und TS. 1, 5, 10, 2 *tvā̆m-āhūti-*) denkt sich der Verfasser durch willkürliche Abänderungen der Redaktoren oder Schreiber oder auch durch Versehen entstanden. — Bei lokativ. Beziehung des Vordergliedes zum Schlussgliede steht manchmal das erstere statt in Gestalt der hergebrachten Stammform im Lokat., und zwar sowohl Sing. und Plur., was wahrscheinlich gleichfalls unter der Beeinflussung durch verbale Ausdrucksformen vor sich gegangen ist. — In Anlehnung an entsprechende verbale Ausdrucksweisen erscheinen hin und wieder auch Instrumentalformen, wenn das 2. Glied ein Verbalnomen ist (Wurzelnomen oder auch Adjektiv; bei letzterem nach der Lehre der indischen Grammatiker aber nur, wenn das von dem Adjektiv bezeichnete durch das von dem im Instrument. stehende Nomen bezeichnete verursacht wird). — Der Dativ zeigt sich nur ganz vereinzelt (z. B. *dásyavē vṛká-*, ein Wolf, i. e. ein Rächer, ein Verderber für den Dasyu: ṚV. *8*, 55, 1; 56. 1, 2). — Auch die Genitivkompos. sind nicht sehr zahlreich, hauptsächlich stehen sie in Verbindung mit *-pati-* (Herr) und werden in verschiedener Auswahl als einfache Zusammenrückungen der betr. Gen. Sing. und des Nom. *pati* erklärt, was für einige der Verfasser auch zugibt. Die nachvedischen Genitivkompos. lässt Richter im allgem. unabhängig von denen der vedischen Periode entstanden sein. — In 2 weiteren Kapiteln bespricht Richter die Komposita mit unklaren pronominalen Vordergliedern, resp. die Kasuskomposita auf Grund adverbieller Wendungen, von denen erstere in der älteren Litteratur spärlich vertreten sind, von den Brāhmaṇas an häufiger werden, im Iranischen hingegen gänzlich fehlen, wesshalb sie von Richter für eine einzelsprachliche Neubildung des Alt-Ind. gehalten werden. Die letzteren sind Zusammenrückungen einer aus 2 Wörtern bestehenden, zum Adverb erstarrten Ausdrucksweise, wobei entweder beide Teile verschieden sind (z. B. *rātriṃ-divam* und *°divā*, bei Tag und bei Nacht oder *samaṃ-bhūmi*, dem Boden gleich) oder dieselbe Kasusform desselben Wortes wiederholt wird (sog. āmrēḍita-Bildungen, z. B. *paraṃ-param*, in steter Folge, eig. einer nach dem andern). — Alle anderen noch nicht behandelten Fälle rubriziert Richter unter die "Kasuskomposita auf Grund von Redensarten" (z. B. *ahaṃ-pūrvá-*, begierig, der erste zu sein; *mama-satgá-*, Streit um Mein und Dein, um den Besitz), unter die "Analogiebildungen" (z. B. *āpō-mātrā-*, der feine Urstoff des Wassers; *apsu-yogá-*, die bindenden Kräfte im Wasser (?) und unter die "unklaren Formen". — In einem Rückblick (in dem Richter als die uralte Art der Komposition das Erscheinen des ersten Gliedes in seiner Stammform bezeichnet) werden die Gründe zusammen gestellt, welche zu einer Bildung von unechten Komposita geführt haben können: Neben dem Mangel aller Synkope und ausser dem präpositionsfreien Gebrauch der Kasus vor allem das Bedürfnis nach Deutlichkeit sowie das instinktive Vermeiden von sonst nicht vorkommenden, ungeläufigen Lautverbindungen, von phonetisch unbequemen Lautfolgen. Den grösseren Teil der unechten Komposita aber schiebt er nicht auf Rechnung des unbewusst schaffenden Sprachgeistes, sondern der überlegenden und kombinierenden Thätigkeit der Gelehrten und Poeten: Thaten es jene zur Vermeidung von Missverständnissen und Undeutlich-

lichkeiten wegen der prägnanteren Beschreibung eines Objekts in seinem Namen, so diese hinsichtlich des malerischen und anschaulichen im Ausdruck und zur Bereicherung der Sprache durch wirksame Neubildungen.

*16. **von Negelein** Jul. Zur Sprachgeschichte des Veda. Das Verbalsystem des Atharva-Veda, sprachwissenschaftlich geordnet und dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin Mayer und Müller. VII, 104 S. 3 M.

*17. **Hymns** from the Rigveda, ed. with Sáyana's comment., notes, and a transl. by Peter Peterson (= Bo. Skr. Ser. XXXVI.) Bombay Government. 304 S. 4 Rs.

*18. **Krshṇa Yajus Saṃhitá** [Taittirīya Saṃhitā.] Part. III. Ed. by Vaidyanáda Sástri a. Co. Kumbakoṇam, publ. by the editors. 124 S. 11 a.

*19. **The Atharva Veda.** Madras Christ. Lit. Soc. 1897. 80 S. 2 a. 6 p.

*20. **The Taittirīya Brāhmaṇa** of the Black Yajurveda with a commentary by Sāyaṇāchārya ed. by Nārāyaṇa Goḍabole. 3 Parts. (= Ānandāśrama Skr. Ser. Nr. 37.) Poona Ānandāśrama Press [Leipzig Harassowitz]. 1447 S. 14 Rs. 8 a [Part I—II 20 M.].

*21. **The Taittirīyāraṇyaka** of the Black Yajur Veda with a comm. by Sāyaṇāchārya ed. by Bābā Shāstri Phadake. Parts I—II. (= A'nandáśrama Skr. Ser. No. 36.) Poona, A'nandáśrama Press. [Leipzig Harrassowitz] 1897/98. 909 S. 4 Rs. 8 a.; 4 Rs. 9 a. [17 M.].

*22. **The Aitareya Bráhmana** of the Ṛig-Veda, with the commentary of Sáyaṇa A'chárya. Ed. by Paṇḍit Satyavrata Sámaśramí. Vol. IV. Fasc. 4. (= Bibl. Ind. No. 926). Calcutta, As. Soc. [Leipzig Harrassowitz]. 6 a. [M. 1].

*23. **Aitareyāraṇyakam** ed. by Bābāśāstrī Phadake. (= Ānandāśrama Skr. Ser. No. 38.) Poona, Ānandāśrama Press. [Leipzig Harrassowitz]. 2 Bl., 296 S. Rs. 3 [M. 6].

*24. **The Upanishads** with the text in Sanskrit Devanagari, an Engl. translation of it and of Sankara's commentary by S. Sítáráma Sástri. Vol. I, *Íśá*, *Kena* and *Mundaka*. Madras Seshachariar. 174 S. 1 Rs. 8 a. [Subscr. cpl. 4 Rs. 8 a. incl. post.].

*25. **Amalánanda** Vedánta Kalpataru ed. by Ráma Sástri Tailanga. (= Vizianagram Sanskrit Series, Vol. XII, No. 14, Part. III.) Benares Lazarus a. Co. 254 S. 2 Rs. 12 a.

*26. **Aufrecht** Theod. Über Ugra als Kommentator zum Nirukta. ZDMG. 52, 762 f.

Im Gegensatz zu der Cat. Cat. S. 297 fixierten Ansicht ist Aufr. auf Grund der Zeugnisse von Vindhyeśvarīprasādaśarman, Librarian Sanskrit College Benares und von Mons. L. Finot (briefl. Mitteilung über ein Ms. der Bibl. Nation., coté Devanagari 136 A) zu der Überzeugung gekommen, dass Ugra irgendwie bloss für Durga verschrieben ist, dass es sonach nicht einen Ugra, sondern nur einen Durga als Kommentator zum Nirukta gegeben hat.

*27. **Baunack** Theod. ṚV. X, 40, 3 prātár jarethe jaraṇéva kápayā. IF. 8, 278—83.

Unter Verwerfung der bisherigen Deutungen von *kāpaya* fasst B. es als ein Fragewort auf: "was für Ausdehnung habend, über was für Raum sich erstreckend", identisch mit *katpaya* in R̥V. V, 32, 6 [zur Wz. 3 *pā* gestellt; vgl. πάομαι].

*28. **Böhtlingk** O. Nachträgliches zu R̥V. 10, 95, 8. ZDMG. 52, 257—58.

Vgl. ZDMG. 52, 247 ff.

*29. **Böhtlingk** O. Kritische Bemerkungen zu Hiraṇyakeśins Gr̥hyasūtra. ZDMG. 52, 81—88.

Beschäftigt sich mit der Erklärung noch nicht genügend gedeuteter Stellen und mit der Beseitigung fehlerhafter, durch schlechte Überlieferung usw. verursachter Lesarten. Gewissermassen eine Fortsetzung und Ergänzung zu ZDMG. 43, 598 ff.: "Über die sogenannten Unregelmässigkeiten in der Sprache des Gr̥hyasūtra des Hiraṇyakeçin", gleichfalls von O. Böhtlingk.

*30. **Caland** W. Zur Exegese und Kritik der rituellen Sūtras. ZDMG. 52, 425—35.

X. Zum Upanayana: Die bei Hiraṇyakeśin gr̥hs. I, 5, 8 sich findenden Worte . . . . dakṣiṇaṃ bāhum abhyātmann upanayate will Cal. entweder in dakṣiṇaṃ bāhum-abhy ātmann upanayate oder in dakṣiṇaṃ bāhum abhy abhyātmam upanayate umgeändert wissen, wodurch die ganze Auffassung über den Hergang dieser Ceremonie eine andere als bisher wird (vgl. hierzu Hillebrandt, Ritual-Litteratur S. 53 und Oldenbergs Übersetzung in den Sacred Books of the East 30, 151).

XI. Zu Pāraskara gr̥hs. III, 7, 1: Cal. schlägt vor, für die Worte im 1. pāda des sich an dieser Stelle findenden Spruches: pari tvā girer ahaṃ . . . zu lesen: pari tvā girer amihaṃ, auf diese Weise das zu pari vermisste Verb ergänzend.

XII. Zu Pāraskara III, 15, 22: wendet sich gegen eine von Böhtlingk an ihn brieflich mitgeteilte Konjektur hinsichtlich des Wortes *sāsya*, indem er als passende Ergänzung zu *sā* : *dakshiṇā* vorschlägt.

XIII. Zu Lāṭyāyana śrs. III, 10, 16; V, 6, 7: für *viśrambhayati* (dem in diesen beiden Fällen im PW. die von der gewöhnlichen ganz abweichende Bedeutung: "auflösen, aufknüpfen" beigelegt wird) liest Cal. *visraṃsayati* (obige Bedeutung von *vi-śrambh* ist demnach aus dem Wörterbuche zu streichen).

XIV. Zum Āpastambīya-śrautasūtra: kritisiert und konjiziert eine Anzahl Stellen in Garbes Ausgabe dieses Textes, indem er teils Änderungen des Herausgebers für unnötig hält, teils für schwierige Stellen seinerseits Verbesserungen vorschlägt.

XV. Zum Baudhāyanapitr̥medhasūtra: behandelt eine Anzahl abweichender Lesarten, die sich in einem in Benares entdeckten, in Devanāgarī geschriebenen Ms. befinden, katalogisiert sub "Number 1229 of the Government Collection" in Calcutta. Es enthält gr̥hyasūtra, gr̥hyaparibhāṣā, gr̥hyapaddhati (°prayoga) und pitr̥medhasūtra.

XVI. Zum Āpastambapitr̥medhasūtra: nähere Mitteilungen über diesen dem Verfasser bei der Herstellung des Hiraṇyakeśipitr̥medhasūtra-Textes nur fragmentarisch in Gopalayajvans pitr̥medhanibandhana zugängig gewesenen Āpastamba-Text auf Grund der Telugukopie einer in Südindien noch vollständig überlieferten Handschrift dieses Werkes (vgl. Report on Sanskrit Mss. in Southern India 1895, No. 152). In Verbindung damit Berichtigung der Ein-

teilung der 3 Sūtra-Texte (Āpastamba, Hiraṇyakeśin, Bhāradvāja; vgl. die altind. Todten- und Bestattungsgebräuche S. 6) und Beseitigung einer Anzahl von Textfehlern in der von ihm besorgten Ausgabe.

XVII. Zum Hiraṇyakeśipitṛmedhasūtra: spricht von einer für die Herstellung des Textes leider unbedeutenden, vollständigen Handschrift dieses sūtra nach der Rezension der Hairaṇyakeśa. Cal. erhielt eine Abschrift hiervon aus der in Benares verfertigten und im Besitze des Prof. Hillebrandt befindlichen Kopie eines völlig erhaltenen Hiraṇyakeśikalpasūtra.

*31. **Foy** W. Vedische Beiträge. KZ. 36, 123—43.

VII. *kenipá.* VIII. *cáyamāna, nicáyya, cāyú.* IX. Zu ṚV. III, 38. X. *mithū.* XI. *dvita.*

*32. **Geldner** K. F. Vedisch '*vidátha*'. ZDMG. 52, 730—61.

Erklärung des Wortes *vidatha.* Nach einer teilweisen Übersicht der bisher hierüber vorliegenden Litteratur (des weiteren verweist Geldner hierbei auf Foy KZ. 34, 226) werden zunächst die verschiedenen Deutungen Sāyaṇas (der das Wort zuweilen auch etymologisch zu erläutern sucht) und von Scholiasten aufgeführt. Geldner seinerseits geht bei der Erklärung von der schon von Bloomfield (JAOS. 19, 2, 12 ff.) gemachten, von Geldner aber noch schärfer gefassten Beobachtung aus, dass das Wort gern in formelhaften Wendungen (gewöhnlich im Lok. Sing. oder Plur.) und zwar meist an vorletzter Stelle im Pāda gebraucht wird. Da dieselbe Formel auf ganz verschiedene Verhältnisse angewendet werden konnte (s. ṚV. 1, 64, 1. 6), so sieht Geldner in dem Worte einen "gleitenden Begriff" und lässt es demgemäss folgende vier Bedeutungen annehmen: 1) Allgemein sozialer Art jede Gruppe zusammengehöriger oder gleichartiger Personen, Korporation, Genossenschaft, Bund, Brüderschaft; insbes. Standesgenossenschaft, Zunft, Gilde, dann auch Partei, Anhang (syn. mit *pakṣa, svapakṣa, gaṇa*; das *vidatham* ist nach Geldner ein Produkt des stark entwickelten Korporationsgeistes der Inder). 2) Spez. die gelehrte Genossenschaft: wahrscheinlich seiner Etymologie nach in der Wz. *vid* seinen Ursprung habend. S. ṚV. 1, 164, 20—22 (vgl. hierzu Grassmann und Deussen Allgemeine Geschichte der Philosophie 1, 112); 2, 1, 16; 7, 36, 8; 7, 21, 2; 7, 18, 3 usw. — Analog der Einteilung der Menschen werden auch die Götter u. zwar in 3 Gilden rubriziert, was natürlich in der bekannten Dreiteilung der Welt in Himmel, Erde und Wasser begründet ist: vgl. ṚV. 3, 4, 5; 6, 51, 2; 8, 39, 9; 2, 27, 8; 3, 38, 5; 5, 63, 2 usw. 3) Einen besonderen Beinamen der Maruts (*vidátheṣu dhīrāḥ*: ṚV. 3, 26, 6), welches Epitheton ornans aus dem Charakter der Maruts als gelehrter Herren (als Lobsänger des Indra ṚV. 5, 29, 1 und als Beistandes der Kavis 5, 61 [vgl. zu letzterem Ved. Stud. 2, 253]) verständlich wird. 4) Das zum Zwecke eines Opfers zusammengetretene Konsortium von Priestern, den Konvent, insbes. das vollzählige Priesterkollegium, wie es für die grossen Somaopfer notwendig war: s. ṚV. 1, 40, 6; 10, 100, 6; 7, 93, 3—4 usw. Sogar für das Opfer selbst wird das Wort metonymisch angewendet, wobei es zuweilen parallel zu *yajña* (ṚV. 3, 3, 3; 8, 11, 1. 2) oder zu *havis* (ṚV. 6, 52, 17), die beide öfters in der Nähe von *vidátha* erscheinen, zuweilen auch in verschiedenem Kasus (ṚV. 7, 84, 3; 10, 100, 6) steht. — Ein Wort- u. Stellenindex beschliesst diesen Exkurs.

*33. **Regnaud** P. Un paradoxe védique. Rev. de ling. 31, 344 f.

Betrifft ṚV. VI, 13, 2 und VI, 2, 8.

*34. **von Schröder** L. Die Tübinger Kaṭha-Handschriften und ihre Beziehung zum Tâittirîya-Araṇyaka. Hrsg. m. e. Nachtrage von G. Bühler. (= Sitzb. Ak. Wiss. W., Phil.-hist. Kl., Bd. 137, Abh. 4.) Wien Gerolds Sohn in Komm. 126 S. 2,80 M.

*35. **Weber** A. Vedische Beiträge. 7. Aus alter Zeit. Sitzb. Ak. Wiss. Berlin. S. 558—81.

Versuch, Ort und Zeit der Ursitze der Indogermanen näher zu bestimmen, hierbei ausgehend von der Etymologie des Wortes Sommer. Der Name Sommer: skr. *sāma*, griech. ὅμος, s. v. a. die dem Winter gleiche zweite Hälfte des Jahres, weist dem Winter die 1. Stelle zu, deutet also auf eine Gegend hin, in der dieser vorherrschend war. Indem Weber sodann an die Zeitberechnung der Indogermanen nach Mondjahren und an die Ausgleichung des Unterschiedes mit dem Sonnenjahre durch Anfügung von 12 Tagen (= die prophetisch bedeutsamen, 12 heiligen Nächte der Germanen) anknüpft, schliesst er aus dieser astronomischen Korrektur auf eine Nachbarschaft von Semiten, da die Indog. bei der Höhe ihrer damaligen Kultur selber nicht dazu befähigt waren, und zwar speziell von Babyloniern: beides (rauhes Klima u. semit. Nachbarschaft) findet er in Armenien vereinigt. Hierzu kommt als 3. Beweismittel das allen Indogermanen gemeinsame Zwillingspaar der Dioskuren; skr. *açvin*, s. v. w. 'Reiter'. Dieses Wort lässt auf eine Gegend schliessen, wo das Reiten unter dem betreffenden Volke in voller Übung war, was wiederum bei Armenien zutrifft. — Hinsichtlich der chronologischen Fixierung der Urheimat der Indogermanen hält sich Weber an die Identifizierung der Dioskuren mit dem Gestirne der Gemini und zwar denkt er (da die Dioskuren im Veda vielfach mit der Morgenröte in Verbindung gebracht werden) an eine Zeit, wo dieses Gestirn kurz vor Tagesanbruch zu sehen war, wobei man für Armenien auf das Jahr 6000 kommt, um welche Zeit das Gestirn der Gemini beim Frühlingsäquinox etwa $1/_4$ Stunde vor Sonnenaufgang sich zeigte. Da nun Weber hinsichtlich der an die Sonne sich knüpfenden Mythenbildung das Wintersolstitium für viel wichtiger hält, so würde man zu noch viel früherem Ansatze (c. 12000—14000 a. C.) gelangen. — Aus dem Worte *Rasā* (ein mythischer Strom im Veda) als ev. Beinamen der Wolga, resp. des kaspischen Meeres gleichfalls auf Armenien zu schliessen, ist bei der Unsicherheit dieser Etymologie nicht gut möglich. — Diesen Untersuchungen fügt Weber eine Übersicht einiger Resultate der "vergleichenden Mythologie für die indog. Urzeit" an, ohne sich hierbei streng an die Lautgesetze zu binden, sondern in erster Linie nur die Wesensgleichheit der betreffenden mythologischen Verkörperungen berücksichtigend. Von diesem Standpunkte aus kommt er unter anderen zu folgenden Parallelen, zunächst aus dem Kreise der solaren Mythen: 'Αχίλλευς, Siegfried, Karṇa, die Sonnenhelden, die die Kühe des Sonnengottes (Helios, Apollon, Indra), d. h. die Segnungen des Himmelslichtes oder Regens, umgeformt von der späteren, weiterentwickelten Sage zu Jungfrauen, Königstöchtern usw. (vgl. Helena, Draupadī, Sītā, Brunhilde) den Räubern (Ungetümen, Riesen, Drachen) entreissen. Das weissagende Pferdehaupt, das dem Dadhyañc von den Açvin aufgesetzt wird, erinnert an Mimirs Pferdekopf und an den Falada des Märchens. Weitere solcher Nebeneinanderstellungen sind: Tritonen, ved. Traitana, Kinder des (Āptya) Trita, ursprünglich wohl Bewohner des obersten (3.) Himmels, den man sich als fluthendes Licht- und Wassermeer vorstellte; *parjanya* (als *spargens* und nicht als blitzend zu deuten; daher ein Regengott), lit. *Perkunas*, preuss.

Perun; ved. *Saranyū* (die dahin eilende Wolke), gr. *Erinnys*; (apām) naptar: Neptunus; Ἑρμείας ψυχοπομπός: Sārameya (Sáramā die Götterhündin, die den Aufenthalt der Kuhräuber auskundschaftet); Todtenhund Çabala: Κέρβερος; Gandharva: Kentauren; manu: Minos, Mannus der Germanen (trotz teilweise lautlicher Schwierigkeiten).

*36. **The Wealth of India.** Monthly Magazine solely devoted to the English translation of the best Sanskrit works ed. and publ. by Manmatha Náth Datta. Vol. V, Parts 3—12. Vol. VI, Parts 1—3. Calcutta 1897. 158 S. j. Rs. 6 [Luzac, 10 s.].

Enthält die Fortsetzung von Kámandakíya Nítisára, Márkandeya-Purāṇa und Harivaṃsa.

*37. **The Márkandeya - Purána** transl. by Manmatha Náth Datta. Calcutta, publ. by the translator. 502 S. 8 Rs.

*38. **The Vishnu-Purána** transl. by Manmatha Náth Datta. Calcutta, publ. by the translator. 464 S. 6 Rs.

*39. **The Upanishads.** An attempt to interpret the (11) Upanishads. With the preface, translation and notes in Maráthi and English. The Aitareya Upanishad. (Ist of the series.) By Rájárám Rámkrishna Bhágvat. Bombay Tukárám Jávji. 52 S. 8 a. [Leipzig Harrassowitz. 1,50 M.].

*40. **The Upanishads** transl. by Lála Dalpat Rái. Vol. I. (= The Sacred Books of India. I). Lahore Aror Bans Press. 118 S. 6 a.

*41. **Translation** of Sankara's commentary on the Chandogya Upanishad. Brahmavādin 3, 440—51.

*42. **The sacred laws of the Aryas** . . . transl. by G. Bühler. Part I: Āpastamba and Gautama. 2d ed. rev. Part II: Vāsishṭha and Baudhāyana. (= Sacred Books of the East. American ed. Vol. II.). New York Christian Lit. Co. LXII, 360 S. 3 $.

*43. **The Dhammapada.** Transl. by F. Max Müller. 2nd ed. revised. (= Sacred Books of the East. Vol. X. Part I). Oxford. Clarendon Press. (Lo., Frowde). 10 s. 6 d. [Leipzig Harrassowitz. 8,50 M.].

*44. [**Majjhima-Nikāya,** Sutta 123.] The canonical account of the birth of Gotama the Buddha. By Alb. J. Edmunds. Open Court 12, 495—90.

Übersetzung nach dem von Rob. Chalmers in JRAS. 1895, S. 751—71 (The nativity of the Buddha) veröffentlichten Texte.

*45. **Hardy** E. Der Gṛhya-Ritus Pratyavarohaṇa im Pālī-Kanon. ZDMG. 52, 149—51.

Vergleichung der im Aṅguttara-Nikāya (und zwar im Jāṇussoṇi-Vagga, so genannt nach dem Brahmanen Jāṇussoṇi, mit dem das Gespräch über die verschiedenen Arten der paccorohaṇi geführt wird) enthaltenen Schilderung dieses Brauches mit den entsprechenden brahmanischen Normen. Pratyavarohaṇa (vgl. hierzu Alfr. Hillebrandt Ritual-Litteratur S. 78) ist die Zurückverlegung des Lagers auf den Erdboden nach Ablauf der durch die Schlangen gefährlichen Zeit, meistens am Vollmondstag des Monats Mārgaśīrṣa, verbunden mit folgenden Vorbereitungen: 1) Baden; 2) Anlegen eines neuen (noch nicht gewaschenen) Gewandes; 3) Bedecken des Bodens

mit Kuhdung: 4) Gebrauch einer Handvoll angefeuchteter Kuśa-Gräser (vgl. über den Zweck Śāṅkhy. 4, 17, 3—5) und Ausstreuen von grünen Kuśa-Gräsern zur Lagerstätte. Nachdem sich die einzelnen Personen niedergelegt haben, folgt die eigentliche Feier, die in einem 3maligen Erheben vom Lager während der betreffenden Nacht und Falten der Hände nach der Richtung des Feuers hin unter Hersagung einer bestimmten Formel besteht.

*46. **Jacobi** H. Der Akzent im Mittelindischen. KZ. 35, 563—78.

Handelt von der Entstehung dieses Akzentes und der von ihm ausgehenden Beeinflussung der Vokalisation, wobei Jacobi im Gegensatze zu den von Prof. Pischel als Erwiderung auf ZDMG. 47, 574 ff. verfassten und ebenfalls in KZ. (34, 568 ff. u. 35, 140 ff.) erschienenen Abhandlungen die von letzterem aufgestellten "Regeln über die Wirkungen des vedischen Akzentes im Mittelindischen" entschieden bekämpft, indem Jacobi den mittelindischen Akzent nicht auf den alten vedischen zurückgehen lässt, sondern indem er neben dem mehr musikalischen Charakter zeigenden vedischen mit der Zeit einen wortrhythmischen exspiratorischer Art aufkommen lässt, die beide zunächst wohl eine Zeit lang neben einander bestanden haben dürften, bis der vedische schliesslich von dem anderen verdrängt wurde.

*47. **Pischel** Rich. Rāvaṇavaho 7,62. ZDMG. 52, 93—96.

Berichtigung der Goldschmidt'schen Übersetzung dieser Strophe und Beseitigung der in dem ersten "*samaccharehiṃ*" liegenden Hauptschwierigkeit dieser Textstelle durch Auflösung des betreffenden Wortes, nicht wie bisher in *sam + accharehiṃ*, sondern in *sama + ccharehiṃ*, d. i. gleiche Gestalt habend [*chara* im Paṇhāvāgaraṇaim S. 287 f. (Ardamāgadhī-Dialekt) von Abhayadeva durch *rūpa* erklärt].

*48. **Linguistic Survey of India.** [First, rough, list of languages.] Bengal (Lower Provinces). The North-Western Provinces and Oudh. The Central Provinces. The Panjab and its feudatories. Berar, or Hyderabad Assigned Districts. Assam. 6 vols. Calcutta Government Printing. IV, 144; VI, 92, VII; VI, 106; VI, 105, VII; V, 36; V, 110 S. Fol.

*49. **Īçvara-kaula.** The Kaçmīraçabdāmṛta. A Kāçmīrī grammar written in the Sanskrit language. Ed. with notes and additions by G. A. Grierson. P. II. Conjugation. Calcutta Asiatic Society. 1 Bl, 3 u. 2 S., S. 109—379, 3 S.

*50. **Essays** on Kasmirī grammar. By the late K. Friedr. Burkhard. Translated and edited, with notes and additions, by G. A. Grierson. JA. 27, 179—93; 215—21; 228—32; 309—17.

*51. **Grierson** G. A. On the Kāçmīrī noun. JASB. 67, 1, 29—98.

*52. **Rámpratáp Sharmá.** English-Hindi dictionary. Bombay Khemráj Shrikrishnadás. 296 S. 1 Rs.

*53. **Thoburn** W. L. The English-Urdu dictionary. Lucknow Methodist Public House. 384 S. 1 Rs.

*54. **Munshí Jawáhir Singh.** The Urdú teacher. Umballa Empress Press. 246 S. 3 Rs.

*55. **Bhagu F. Kárbhári.** The student's Gujaráti-English Dictionary. Ahmedabad, publ. by the author. 652 S. 3 Rs. 8 a.

*56. **Geiger** Wilh. Etymologie des Singhalesischen. Abh. Akad. d. Wissensch. München, Phil.-hist. Kl. 21, 175—273.

Ist auch separat erschienen: München, G. Franzscher Verlag in Komm. 1897. 99 S. 4⁰. 3,60 M.

*57. **von Sowa** Rud. Wörterbuch des Dialekts der deutschen Zigeuner (= Abh. für die Kunde des Morgenl. 11, 1.) Leipzig Brockhaus in Komm. XIV, 128 S. 4,50 M.

*58. **Alviella** Cte. Goblet d'. Ce que l'Inde doit à la Grèce. Des influences classiques dans la civilisation de l'Inde. Paris Leroux. 1897. VI, 200 S.

Rezensionen von V. Henry, Rev. cr. 5. S. 77; F. Aloin, Rev. belge de num. 98, S. 239 f.; F. Justi, Berl. philol. Wochenschr. 98, S. 912 f. und in JRAS. 98, S. 188 f.

*59. **Karsten** Paula. Sahadeva's Wahrsagebuch. Globus 74, 281—87.

Bringt Angaben über ein unter den Tamilen (aber auch sonst in Indien weit) verbreitetes Wahrsagebuch, dessen Kenntnisnahme der Verfasserin von einem Mitgliede der seiner Zeit in Berlin aufhältlich gewesenen Tamilkarawane zu Teil geworden ist. Das Buch beginnt mit einer Einleitung, in der die Wahrsagekunst im Allgemeinen auf Krishna selbst zurückgeführt und die Autorschaft des vorliegenden Werkes unter Assistenz der Vâni (s. v. a. Rede, Beredtsamkeit und die Göttin derselben, i. e. Sarasvatî) dem Sahadeva, dem vornehmsten der fünf Pândavas zugeschrieben, sowie die Geschichte der Pândavas erzählt wird, wonach diese mit Hilfe des Wahrsagebuches den Nachstellungen und Zaubereien eines heimtückischen Verwandten entgehen, um sodann ihr ganzes Vermögen und sich selbst im Würfelspiel an den nämlichen zu verlieren, beides jedoch, ihre persönliche Freiheit und ihr Gut, später vom Glück begünstigt wiedergewinnend. Interessant sind die Bemerkungen über den Inhalt und die Art und Weise des Vorhersagens. Danach hat der Betreffende an etwas zu denken und eine der 64 Nr. (die, von 111, 112, 113 . . . bis . . . 443, 444 aufsteigend, in quadratischer Anordnung vorausgeschickt sind) zu berühren, wodurch er den Ausgang seines Vorhabens usw. erfahren wird. An jede Nr. schliesst sich ein Vers mit erläuternder Prosa an. Nach der mitgeteilten Probe beziehen sich die einzelnen Prophezeiungen auf die Wünsche und Bedürfnisse des täglichen Lebens (Reichtum, Gesundheit, Glück usw.). Zur Erhärtung der Wahrheit des Gesagten sind hier und da besondere Wahrzeichen (Träume, Körpermale usw.) eingestreut. Nach Bedarf kann die Verfasserin sämtliche 64 Nr. der Tabelle veröffentlichen.

*60. **Kennedy** J. The early commerce of Babylon with India — 700—300 B. C. JRAS. 241—88.

Unter Berücksichtigung von Schrift, Münzen und Kunst.

*61. **Winternitz** M. Folk-medicine in Ancient India. Nature 58, 233—35.

*62. **Hopkins** E. W. Land-tenure in Ancient India. Polit. Science Quarterly (N. Y.), Dec.

Zugleich eine Besprechung von B. H. Baden-Powells Buche: The Indian village community, examined with reference to the physical, ethnographical, and historical conditions of the provinces, chiefly on the basis of the revenue-settlement records and district manuals. Lo. (N. Y.), Longmanns 1896. XVI, 456 S. 8⁰. 16 s; 4 $.

*63. **Johansson** K. F. Till frågan om det indiska kastväsendets ursprung. Nord. Tidskr. utg. af Letterst. fören. S. 538—60.

*64. **Jacobi** Herm. Über das Verhältnis der buddhistischen Philosophie zum Sānkhya-Yoga und die Bedeutung der Nidānas. ZDMG. 52, 1—15.

Antwort Jacobis auf die von Oldenberg (Buddha, 3. Aufl., S. 448 ff.) und Senart (Mélanges Charles de Harlez, S. 281 ff.) gegen seine in den N. G. G. W. phil. Kl. 1896. S. 43 ff. niedergelegte Ansicht von dem Hervorgehen des Buddhismus aus dem Sānkhya-Yoga geltend gemachten Einwände, hauptsächlich eine Bedeutungsentwicklung der einzelnen Glieder der Nidāna-Kette (der evidentesten Berührungspunkte beider philosophischer Systeme) als des Ausgangspunktes der buddhistischen Philosophie. Jacobi lässt die Sānkhya-Lehre geistiges Gemeingut jener Zeit sein: zu finden in den brahmanischen Quellen in Verbindung mit bestimmten Vedānta-Ideen (vgl. zahlreiche itihāsa-purātanas des 12. Buches des Mahābhārata), in dem Systeme des Manu, in den Hauptzügen der Philosophie der Purāṇas und als theoretische Grundlage in der Yoga-Praxis. Desshalb ist auch eine vom Sānkhya ausgehende Beeinflussung des Buddhismus sehr naheliegend, welch letzterem er überhaupt die schöpferische Kraft zu Neubildungen abspricht, indem er ihn nur "Gemeingut indischen Denkens anders gruppieren, im besten Falle anders formulieren" lässt. Nach einer längeren Polemik über die Möglichkeit der Schülerschaft Buddhas zu Arāḍa und über die Frage hinsichtlich des psychologischen, nicht kosmogonischen Charakters beider Systeme wendet sich Jacobi den Nidānas (= Darstellung der Verkettung von Ursachen und Wirkungen des weltlichen Daseins eines Individuums) zu. In den ersten Nidānas findet er völlige Übereinstimmung beider Lehren (*avidyā*, *saṃskāra*, *vijñāna*), die allerdings in den folgenden Gliedern einiger Divergenz Platz macht, um jedoch am Schlusse in abermaligen engsten Parallelismus auszulaufen. Die Schwierigkeit in der Deutung von nāmarūpa (nicht "Name und Körperlichkeit" zu übersetzen) löst er dadurch, dass er von dem parallelen Jaina-Begriff nāmagotra ausgeht, der wiederum mit ahaṃkāra, dem Wort für Individualität in der Sānkhya-Philosophie, auf einer Linie steht. Er sieht in nāmarūpa einen volkstümlichen Ausdruck, der von Alters her Geltung hatte und in dem vorliegenden Falle einfach an Stelle des philosophischen Terminus: ahaṃkāra trat, mit dem er in seiner Grundbedeutung zusammenhing.

*65. **Alviella** Cte. Goblet d'. Des échanges philosophiques et religieux entre l'Inde et l'antiquité classique. Bull. Ac. roy de Belg. 34, 693—744.

Rezensiert von J. van den Gheyn ("Indianisme et Christianisme"), Muséon 17, 57—68.

*66. **Baunack** Theod. Bhujyu, ein Schützling der Açvin. KZ. 35, 485—563.

Behandelt in ausführlicher Weise unter Heranziehung aller einschlägigen Stellen, verbunden mit mancherlei grammatischen Exkursen und neuer Interpretation der bis jetzt noch nicht genügend erklärten, hierher gehörigen Ṛg-Veda-Verse die Legende von der Errettung des Bhujyu (="Genussbringer" mit Bezug auf die Vorstellung von dem Verdienste fürs jenseitige Leben durch die Geburt eines Sohnes), in der Baunack symbolisch die Verjüngung des Sonnengottes behandelt findet. Nach seiner Darstellung gestaltet sich der

Verlauf dieser Sage folgendermassen: Bhujyu wird gelegentlich einer Fahrt auf dem Meere von seinem Vater Tugra mit Gewalt in das Wasser gestossen, aus welchem Grunde, wird nicht ausdrücklich angegeben. Anstatt aber den Tod in den Wellen zu finden, wird er von den auf sein Rufen und Jammern herbeieilenden Açvins, die er sich durch seine Frömmigkeit und reiche Opferspenden geneigt gemacht hat, errettet und auf 3 Fahrzeugen (bald Wagen, bald Schiffen), jedes mit 6 windschnellen Rossen, (die ebenso wie die Fahrzeuge geflügelt genannt werden) je 3 Tage und 3 Nächte lang durch die Luft getragen. Auf diese Weise schwebt er 9 Tage und Nächte dahin, während dieser Zeit vom Soma der Açvins sich nährend. Am 10. Tage bringen ihn die Açvins in seine Heimat zurück. (Hinsichtlich der Zahl der Wagen geht die Überlieferung etwas auseinander. An einigen Stellen wird auch von 4 Fahrzeugen gesprochen. Die hieraus resultierenden 12 Tage und Nächte setzt Baunack in Beziehung zu den heiligen 12 Nächten des Wintersolstitiums. Die den Fahrzeugen beigelegten Epitheta "hundertteilig", "hundertrudrig" erklärt Baunack durch die Hindeutung auf die alte Einteilung einer Tages- und Nachzeit in 30 Stunden, sodass die Fahrzeuge gewissermassen die Zeit repräsentieren würden). In seiner Heimat angelangt, kommt Bhujyu gerade zur rechten Zeit, um, von der göttlichen Speise der Açvins wunderbar gestärkt, an dem gewaltigen Kampfe teilzunehmen, der seinetwegen zwischen seinen Anhängern und denen seines inzwischen gleichfalls zurückgekehrten Vaters ausbricht, und der durch der Açvins Hilfe, sowie unter dem Beistande des Indra — den als höchsten Gott und als eigentlichen Schlachtenlenker der Dichter nicht übergehen zu können glaubte — zu seinen Gunsten endet, indem zugleich der Vater fällt, worauf Bhujyu das Erbe dieses antritt. — Im Anschluss hieran giebt Baunack in aller Kürze eine neue Erklärung des Wesens und der Bedeutung des Zwillingspaares der Açvins, die er nach den beiden wunderbaren Pferden (den Symbolen der hellen und dunklen Zeithälfte) benannt sein lässt, und die so Personifikationen der als Jahr, Monat, Tag stets aus einer hellen und dunklen Hälfte bestehenden und zu einem untrennbaren Ganzen vereinigten Zeit repräsentieren.

*67. **Carus** P. Karma: story of early buddhism. London Paul. 3 s. 6 d.

*68. **Falke** Rob. Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. I. darstell. Tl.: Vergleich der 3 Persönlichkeiten. 2. Aufl. Gütersloh Bertelsmann. VIII, 216 S. 3 M.

*69. **Hardy** Edm. Indische Religionsgeschichte (= Sammlung Göschen Bd. 83). Leipzig Göschen. 152 S. Geb. 0,80 M.

*70. **Lévi** Sylv. La doctrine du sacrifice dans les Brâhmaṇas. (= Bibl. de l'école des hautes ét. Sc. relig. Vol. XI.) 4 Bl., 183 S.

*71. **Magoun** H. Will. Early religion of the Hindus. Bibl. sacr. 55, 92—113; 296—321.

*72. **Müller** F. M. Lectures on the origin and growth of religion, as illustrated by the religions of India. The Hibbert lectures delivered in the Chapter House, Westminster Abbey, in April, May and June. New impr. London Longmans. 424 S. 5 s.

*73. **Roussel** A. Cosmologie hindoue d'après le Bhâgavata Purâna. Paris Maisonneuve. 401 S. 6 Fr.

*74. **Siecke** E. Der Gott Rudra im Rig-Veda. Arch. f. Religionswiss. 1, 113—151; 209—259.

Mit Übersetzung von ṚV. 1, 43; 114. II, 33. VII, 46.

*75. **Winternitz** M. Witchcraft in Ancient India. New World 7, 523—43.

*76. **Boyer** A. M. Sur quelques inscriptions de l'Inde. Journ. Asiat. sér. IX, 12, 463—503.

*77. **Bloch** Theod. Buddha worshipped by Indra: a favorite subject of ancient Indian art. Proc. ASB. S. 186—89.

*78. **Bühler** Geo. On the origin of the Indian Brāhma alphabet. 2. ed. of Indian Studies, Nr. III. Together with two appendices on the origin of the Kharoṣṭhī- alphabet and of the so called letter-numerals of the Brāhmī. With 3 plates. Strassburg Trübner. XIII, 124 S. 5 M.

*79. **Carus** Paul. Buddha pictures and statues. Open Court 12, 337—52.

*80. **La Mazelière** Mis. de. Moines et ascètes indiens. Essais sur les caves d'Ajantā et les couvents bouddhistes des Indes. Paris Plon, Nourrit et Co. II, 311 S. 4 Fr.

*81. **Müller** F. M. Buddha's birthplace. Blackwood's Edinb. Mag. 164, 787—91.

Der eigentliche Ruhm, Kapilavāstu entdeckt zu haben, wird hierin von Müller für Major Waddell in Anspruch genommen, der in dem "Journal of the As. Soc. of Bengal" 1896, S. 275 überzeugend dargethan habe, dass Kapilavāstu nicht weit von der im J. 1893 im Nepal Terai von einem unbekannten Nepalesischen Offizier gefundenen Säule zu suchen sei, während Dr. Führer das allerdings nicht zu unterschätzende Verdienst habe, die Örtlichkeit weiter durchforscht und durch Auffindung einer gleichfalls von Aśoka errichteten Säule den in der buddhist. Tradition eine grosse Rolle spielenden Lumbinī-Park festgestellt zu haben, auf welcher Säule speziell ihr Standort als Geburtsstätte des Verehrungswürdigen bezeichnet wird. Irgend welchen Skeptizismus hinsichtlich der Identifizierung dieses Platzes als des historischen Geburtsortes Buddhas hält Müller gegenüber den durch die Ausgrabungen erlangten Resultaten und den durch sie bestätigten buddhist. Berichten für unangebracht.

*82. **Smith** Vinc. A. Kauśāmbī und Srāvastī. JRAS. S. 503—31.

Mit 2 Tafeln; bildet Nr. III der "Prolegomena to Ancient Indian history". — Von weiteren Spezialabhandlungen sind bereits erschienen und zwar von demselben Verfasser: 1) The iron pillar of Delhi (Mihraulī) and the emperor Candra (Chandra): ebd. 1897, S. 1—18. — 2) Samudra Gupta (A specimen chapter of the projected history of Northern India from the monuments): JRAS. 1897. S. 19—33 (vgl. hierzu B. Sewell Piṣṭāpura, ebd. S. 420). — 3) The conquests of Samudra Gupta: ebd. 1897, S. 859—910.

Der vorliegende Aufsatz handelt von der Fixierung der beiden altindischen Orte "Kauśāmbī" und "Srāvastī". Das erstere, der Schauplatz des Ratnāvalī Dramas, identifiziert Smith nicht mit Kosam an der Jumna, sondern setzt es in die Nähe der Eisenbahnstation Satnā (Sutna) an der Linie Allahabad-Jabalpur, und zwar glaubt er seine geographische Lage durch die berühmten Ruinen zu Bharhut

(Bharaut) ziemlich genau bestimmt zu haben. Srāvastī, bei dessen Determinierung Smith von den 2 fixierten Punkten Kanauj und Kapilavastu ausgeht, sucht er in Nepal, nicht weit von der Nepāl-ganj-Eisenbahnstation, an der Bengal- und Nordwest-Linie.

*83. **Walters** T. Kapilavastu in the Buddhist books. JRAS. S. 533—71.

Walters gibt hier eine Übersicht der aus den einheimischen Quellen zu erlangenden Informationen über die Stadt und den Distrikt von Kapilavastu, sowie über die Beziehungen Gautama Buddhas zu jenen. Diese Informationen sind allerdings meist sehr wenig befriedigender Natur, da sie sich hauptsächlich in Legenden und romanhaften Erzählungen finden, sowie in daraus geschöpften, im Vinaya und anderen kanonischen Werken überlieferten Berichten. Manches hat Walters auch chinesischen Übersetzungen buddhist. Werke entlehnt. Doch ist es schwer, etwas authentisches herauszubekommen, da alle diese Quellen sehr ungleich sind und oft bedeutend variieren. Walters gliedert seinen Stoff in folgende Abschnitte: "Origin and supposed site of Kapilavastu"; "Kapilavastu as seen and described by Aśoka and the Chinese pilgrims"; "Various Places in the Sakya Country"; "the cities of the Buddhas Krakusandha and Konakamuni"; "the destruction of Kapilavastu"; "Conclusion" (worin er die 3, in den buddhist. Schriften als Geburtsort des Sakya Buddha genannten Kapilavastu's, näml. das Kapilavastu der Legenden und Romane, das von Aśoka und den späteren chines. Pilgern besuchte und das wirklich für Buddhas Geburtsort und Jugendaufenthalt anzusehende Kapilavastu noch einmal einander gegenüberstellt, und worin er aus verschiedenen Gründen mit einiger Wahrscheinlichkeit die Heimat des Buddha im Territorium der Vrijjians, nicht weit von Rajagriha suchen zu dürfen glaubt).

*84. **Monier-Williams** M. Vedic accent and intonation — on some remarks by R. N. Cust, As. Qu. Rev. 5, 172 f.

S. hierzu R. N. Cust, the International Congresses of Orientalists: As. Qu. Rev. 4 (1897), S. 79—98. — Eine Übersicht der Orientalisten-Kongresse vor dem Jahre 1897.

Jahrgang 1899.

A. Indo-iranisch.

1. **Schermann** Luc. Orientalische Bibliographie, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Lucian Schermann. XIII. Jg. (für 1899). Berlin Reuther und Reichard 1900. 345 S. 10 M.

Allgemeines: S. 60—62. 223—24. Indien: S. 62—85. 224—42. Iran: S. 85—88. 242—46.

2. **Studi Italiani** di Filologia Indo-Iranica diretti da Francesco L. Pullé. Pisa Spörri. je 15 L.

Studi. — In memoriam: Giorgio Bühler per A. de Gubernatis, e Giuseppe Turrini per F. L. Pullé V—XIV. — Novellieri G'ainici: Antarakathāsaṁgraha XV—XVI, 1—32. — Gli scritti di Somaprabha E. P. Pavolini. 33—72. — F. L. Pullé. Un capitolo fiorentino di Indologia del sec. XVII, 73. — Bibliografia e Notizie.

Appendici. G. Flechia Il Meghadūta 65—112. — C. Puini Il Saddharmapuṇḍarīka. 25—41. — V. Bettei Vetālapańćaviṃçatikā 41—112.

3. **Jackson** A. V. W. Indo-Iranian Contributions. JAOS. 20, 54—47.

Inhaltsangabe: 1. Sanskrit *vā́hīyaṅs-*. — 2. Sanskrit *karṣa*, a weight, in Ancient Persian. — 3. Sanskrit *chala* in Ancient Persian. —

4. Avestan *aoδa*, Sanskrit *uda-*, *udan-*. — 5. Avestan *vitāpəm*, Yt. 19. 82. — 6. Avestan *spəñtō- frasnå*, Vd. 22. 19. — 7. The curse of a cow brings childlessness. — 8. The hōm-plant and the birds in the Dînkart. — 9. The national emblem of Persia. — 10. Ancient Persian τυκτά in Hdt. IX, 10.

4. **Oldenberg** Herm. Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze. Berlin Besser. III, 195 S. 4 M.

Enthält die bereits früher veröffentlichten, z. T. erweiterten Aufsätze: 1) "Über Sanskritforschung"; 2) "Die Religion des Veda und der Buddhismus. Eine religionsgeschichtliche Studie"; 3) "Der Satan des Buddhismus"; 4) "Zarathustra"; 5) "Buddhistische Kunst in Indien" (ausgehend von Grünwedels bekanntem Handbuche); 6) "Taine's Essay über den Buddhismus".

B. Indisch.

5. **Brunnhofer** Herm. Die Herkunft der Sanskrit-Arier aus Armenien und Medien. Z. f. Ethnol. 31, 478—83 (vgl. Abt. I Nr. 129).

Wenn die alten Überlieferungen und Berichte richtig sind, wonach die Perser aus dem Stromgebiete der Kur- und Araxes-Mündung gekommen, die Skythen aus Armenien und Medien ausgewandert sind, die Sanskrit-Arier nach Nordwesten als dem Lande ihrer Herkunft weisen, die Griechen nach Nordosten, wohin ihre ältesten Erinnerungen, Kolchis und Kaukasus führen, so kann doch nur Armenien als der ehemalige gemeinsame Ursitz angesehen werden. Ebendahin gelangt Brunnhofer noch auf verschiedenen anderen Wegen, z. B. aus dem Vorkommen der Flussnamen "Kur und Araxes" bei verschiedenen indogerman. Völkern (das ihm hier zu Gebote stehende Material verarbeitet der Verfasser zu einem neuen Werke: "Die Flussnamen Kaukasiens auf ihrer Wanderung nach den Ländern des Ostens und Westens, Nordens und Südens"). Die Gleichstellung von Agastya, einem ved. Helden und Heiligen, mit den Sagartiern, einem in Irân weit verbreiteten Stamm (beiden Worten liegt das sanskr. *hasta*, Hand zu Grunde, von der Wz. *har*, greifen, vgl. griech. χείρ), der Name des Stammes der Sagaraukai (etymol. Meeresanwohner: *sagara*, *Meer* + *okas*, Wohnung) stellen gleichfalls die Verbindung mit den Ländern am Kaspi-See her, besonders aber die Bezeichnung des Stammes der Kaçyapa oder Kaspier, auf deren einstigen Aufenthalt am Alburz der Stadtname Kasbîn hindeutet. Im Bundehesch wird der Ątrek "Kasprud, Kaspfluss" genannt, und im Pendschâb erinnert sowohl Kaschmîr, wie auch Kabûl an das Κασπάπυρος der Griechen, nach Kiepert verkürzt aus sanskr. *Kaçyapa-pura*. Einen weiteren Beweis für den früheren Aufenthalt der ved. Arier am Südufer des Kaspi-Sees sieht Brunnhofer in der häufigen Erwähnung der Wassersucht, die in dem halbtropischen Gîlân und Mazanderân besonders oft auftritt. Den Feuergott Agni, *apâm napât* (i. e. Sohn der Gewässer) erklärt sich Brunnhofer am leichtesten aus der am Kaspi-See vorkommenden Naphta. Den im Avesta häufig erwähnten Namen Vôurukasha (das kaspische Meer) bringt Brunnhofer mit Urukaksha (ṚV. VI, 45, 31) zusammen. Auf eine innigere Verbindung der ved. Arier mit Babylon deutet er das schon von Weber mit Babylon identifizierte Bribu, sowie er in dem nämlichen Sinne in dem ṚV. X, 121, 2 genannten Baladâ (Weltschöpfer, eigentlich Kraftspender) nur einen volksetymologischen Anklang an den assyr.-babyl. Merodach-Baladan findet.

Hinsichtlich der Chronologie verweist Brunnhofer auf den

Weberschen Aufsatz in den Sitzb. Ak. Wiss. Berlin 1898: "Vedische Beiträge" (vgl. Bibliogr. Anz. für 1898).

6. **Duff** C. M. The chronology of India from the earliest times to the beginning of the sixteenth century. London Constable. XI, 409 S. 15 s.

7. **Halévy** J. Considérations critiques sur quelques points de l'histoire ancienne de l'Inde. Rev. sém. 7, 20—48.

Fortsetzung. — d) Manque d'écriture. — e) Prétendu habitat des prêtres védiques. — II. Le Groupe des Adityas; les Anshaspands. — Aditi, Anahita. — Le déluge. — Les fleuves. — Trita. — Les Dasas ou Dasyus.

8. **Oldenberg** H. Die Literatur des alten Indien. I. Die Poesie des Veda. Deutsche Rundschau 101, 138—52; 318—42.

Trotz der vorhandenen Spuren einstmaliger Gemeinsamkeit ist doch die Kultur der Inder von der der europäischen Arier sehr verschieden und weist einen ziemlich fremdartigen Typus auf. Es liegt das ebensowohl in der schwer zu übersteigenden Gebirgsschranke des Himalaya und Hindukusch, wie auch in dem südlichen Klima und den dadurch bedingten veränderten Lebensverhältnissen und der auf die Dauer nicht zu vermeiden gewesenen Vermischung mit den dunkelfarbigen Urbewohnern. Alle diese Momente haben den ehemaligen kräftigen Berg- und Hirtenvölkern die gesunde Thatkraft entzogen, was sich in der despotischen Regierungsform, in dem Kastenwesen, in den Extremen der Sinnlichkeit und Entsagung, in dem Aufbauen spitzfindiger Systeme ohne grosse Realität offenbart. Natürlich hat sich im Laufe der Jahrhunderte dieser Charakter immer schärfer zugespitzt. Fängt im Veda die Umwandlung des Ariers zum Hindu erst an, so tritt uns am Ende der ved. Litteratur in den Upanishads die voll ausgeprägte Physiognomie des indischen Geistes bereits entgegen. Nicht zum wenigsten zeigt die Poesie die Folgen dieser Veränderung. Vielfach macht sich Mangel an Mass und plastischer Form fühlbar, und die Formlosigkeit und das Wirre des indischen Geistes zeigt sich ebenso im Epos (Mahâbhârata), wie im Drama, welches selten das ist, was es sein soll, ein Spiegelbild menschlichen Handelns und Leidens. Ein Hauptcharakteristikum der ind. Litteratur ist das Fehlen einer ausgeprägten Individualität.

Was dem ind. Leben ein ganz besonderes Gepräge gibt, nämlich die bevorzugte Stellung des Priesters, das tritt auch in der Poesie der ved. Periode zu Tage: der Brahmane ist nicht nur Opferer, Traumdeuter, Rechtskundiger und Arzt, sondern auch Dichter. Die ved. Poesie hat daher meist etwas handwerksmässiges und nüchternes an sich. Nicht allzu oft finden sich Perlen wirklicher Dichtkunst unter den Hymnen des Rigveda, der nicht den Ausdruck des indischen Volksgemütes, sondern die Anschauungen und Gefühle der Brahmanen repräsentiert. Allerdings haben sich Spuren der Volkspoesie erhalten (Spott- und Neckverse, Rätsel in poet. Gewande), aber doch auch wieder nur in der ihr von den Brahmanen gegebenen Gestalt. Die meisten Lieder des Veda machen einen eintönigen und ermüdenden Eindruck, ein sehr grosser Teil von ihnen bezieht sich auf die Bereitung und Darbringung des Soma, eine der Hauptbeschäftigungen der Priester. Da die Anzahl der Götter zwar eine grosse, aber ein wirklicher höchster Gott nicht vorhanden ist, vielmehr das Opferritual jeden Augenblick die Anrufung eines anderen Gottes verlangen kann, so kommt im Grossen und Ganzen die Verehrung

der Götter über gewisse Kleinlichkeiten und Äusserlichkeiten nicht hinaus. Überhaupt geht den ved. Göttern die sittliche Erhabenheit und Heiligkeit in unserem Sinne ab. Wie der Vorstellungskreis des Rigveda ein engbegrenzter ist, so ist auch die Skala der Seelenzustände bald durchlaufen: von Leid und Not, von Schuld und Schuldbewusstsein, von Seelenpein, von Sehnsucht nach Gott ist wenig die Rede; vorherrschend ist die Stimmung ruhiger Zufriedenheit. Nicht tiefe Leidenschaftlichkeit, dichterische Phantasie, sondern spitzfindiger Verstand waltet vor. Neben den rein religiösen Hymnen finden sich im Rigveda vereinzelt auch schon Zauberlieder, zuerst kurze, prosaische Sprüche, später aber ebenso üppig emporwuchernde Poesie, wie die Opferlieder selbst. Die eigentliche Quelle dieser Zauberlieder ist aber der Atharvaveda. Weiterhin enthält der Rigveda auch die ältesten Denkmäler der erzählenden Poesie, allerdings unvollständig, da von dem Gemisch aus Prosa und Versen, woraus jene bestand, nur die letzteren erhalten sind, wodurch der Zusammenhang unterbrochen ist und die Erklärung dieser Lieder sehr erschwert wird. Gegen das Ende des ved. Zeitalters kommt dann eine neue Dichtungsgattung hinzu, und zwar die philosophische Dichtung, deren äussere Form die nämliche ist wie die der Opferhymnen, deren Inhalt aber zu dem jener in gewaltigem Gegensatze steht: hiessen in den Phantasien der früheren Zeiten die Weltmächte Indra oder Varuna oder Agni, so jetzt Sein und Nichtsein, Tod und Unsterblichkeit, Finsternis und Liebe. Aber auch diese philosophische Poesie bringt gleich bei ihrer Entstehung die schon beschriebenen Hauptcharakterzüge des indischen Geistes mit auf die Welt, und trägt so bereits ihr Jugendalter die Anzeigen rascher Erschöpfung an sich.

9. **Bartholomae** Chr. Arica XI. XII. IF. 10, 1—20; 189—204.

XI. 64. Ai. *paripanthinō yá āsīdanti* und jAw. *vyāzdayå.* — 65. jAw. *taćarəm* und *ćarətu.drājō.* — 66. Aw. Nir. 45. — 67. Np. *gird* 'rund' und jAw. *zgərəsna-.* — 68. gAw. *ćašmōng θwisrā* Y. 31. 13. — 69. Ai. *nánā*, gAw. *nanā*, griech. ἄνευ. — 70. Aw. Nir. 80. — 71. jAw. *aiti* 'so viel' V. 13. 44 f. — 72. jAw. *gaoδana-* Ntr. — 73. *xᵛarəzišta* 'schmackhaftest' und arm. *kaλçr* 'süss'. — 74. Ai. *rapśatē* und *kubǰáp.*

XII. 75. Ar. **bhau̯ -ati* mit Infinitiv zur Umschreibung des Verbums. — 76. Zu ZDMG. 46, 305, IF. 5, 355: ai. *ádga-* M. — 77. jAw. *jaiδyantāi āǰiδyamnāi* Yt. 8. 49. — 78. Aw. *(ă)n-* geg. ai. *in-* als "Primär"suffix. — 79. jAw. *tātå, tātō.* — 80. jAw. *xšayamna-* und *axšyamna-.* — 81. jAw. *skarəna-* Adj. 'rund', griech. cφαῖρα. — 82. jAw. *bōiwra-* M. 'Kampf, Streit'. — 83. Ai. *ádriyate-* jAw. *ādarəyeite*; jAw. *darəs-ca.*

10. **Böhtlingk** O. Kritische Beiträge. 25—32. Ber. Verh. Sächs. Ges. Wiss., Phil.-hist. Kl. 51, 31—40.

Fortsetzung zu Bd. 50, S. 86 ff. — 25—29: wendet sich gegen die von Hillebrandt im 2. Bande der vedischen Mythologie an der von Böhtlingk s. Z. vorgeschlagenen Auffassung einiger Vedaverse geübte Kritik. — 30. Ait. Br. 8, 28: *prajighatu* und *prajighati,* von Böhtlingk in *prajigātu, °ti* konjiziert. — 31. Erklärung des Anfanges von Kaush. Up. 3 (Bibl. Ind.). — 32. Çvetāçv. Up. 4, 18: *yadātamastanna divā na rātriḥ : yad ātamas* . . . = was an die Finsternis grenzt, d. h. die Zeit vor Sonnenaufgang (vgl. T. Br. 1, 6, 7, 5 und 1, 1, 4, 3), dieselbe Zeit, in der Prajâpati die Geschöpfe erschuf und Indra die Dämonen Vṛtra und Namuci erschlug.

11. **Böhtlingk** O. Miszellen. ZDMG. 53, 202—4.

16. ṚV. 5, 74, 2 (Fortsetzung zu 52, 613). Der vorliegende Artikel wendet sich speziell gegen Baunacks Erklärung dieser Stelle in KZ. 36, 245 ff. Die abweichende Übersetzung Böhtlingks beruht erstens in der jedesmal verschiedenen Erklärung des 3mal im Verse vorkommende Wortes *paura*, das Böhtlingk als Akkus. auf den Soma (saftreich), als Vok. auf die Aśvins (Besitzer vieler Güter), als Dat. auf *Paura* (den Dichter der Hymne) bezieht, zweitens in der Auffassung von *gṛbhītatātaye* als einer Art Inf. mit aktiver Bedeutung (Nomen patientis), von dem das in diesem Falle als anaphorischer Akkus. zu nehmende und auf *pauraṃ* (= Soma) zurückgehende *īm* (und in Verbindung damit *siṃham-iva*) abhängt.

12. **Böhtlingk** O. Verzeichnis der in diesen Berichten von mir besprochenen 1) Wörter, 2) Sachen und 3) Stellen, bez. ganzer Schriften. Ber. Verh. Sächs. Ges. Wiss., Phil.-hist. Kl. 51, 165—71.

13. **Aufrecht** Th. Über *S'eṣa*. ZDMG. 53, 644.

Bringt eine Erklärung des besonders in Südindien in Eigennamen sich häufig findenden Wortes *śeṣa*, die Aufrecht von *S'eṣagiri*, einem Gelehrten in Madras, erhalten hat. Demnach ist *S'eṣa* Name des Tirupati-Hügels (in Nord Arcot), auf welchem ein Viṣṇu-Standbild verehrt wird. Der Berg soll *S'eṣa* repräsentieren, den 1000köpfigen Schlangendämon, der der indischen Vorstellung nach die Lagerstätte des schlafenden Viṣṇu bildet.

14. **Böhtlingk** O. Über die mit "Erde" und "tragend" zusammengesetzten Wörter für "Berg" im Sanskrit. ZDMG. 53, 668.

Da eine mythische Überlieferung von einem die Erde tragenden Berge, resp. von Bergen sich nirgends ausgesprochen findet, so sieht Böhtlingk die Erklärung der in Frage kommenden (alphabetisch angeführten) Wörter in der Vorstellung, dass ein Berg gewissermassen der Träger des ihn überdeckenden Erdreichs ist, ein kahler Felsen also ursprünglich nicht so benannt werden konnte. Bezeichnet das betreffende Kompositum einen Fürsten, dann ist natürlich das Land damit gemeint, dessen Beherrscher jener ist.

15. **Garbe** Rich. Skrt. *ākāśa* und ὀλκας 'Äther' bei Philolaus.

Nähere Begründung der schon von L. v. Schröder mehrfach ausgesprochenen Vermutung einer Identifizierung von ὀλκας mit *ākāśa* durch die bei dem altgriechischen Alphabet (ΗΟΛΚΑΣ; *āk.* ist im Sanskr. Mask.) sehr leicht denkbare Corruptele ὀλκάς für ὁ ἀκάς. Die hiergegen ev. geltend zu machenden Einwände, dass vor Philolaus keine pythagoräischen Lehrbücher existiert haben sollen, und dass an einer anderen Phil.-Stelle das Zentralfeuer und nicht der Äther als 5. Element erwähnt wird, werden von Garbe gleich vorweggenommen, indem er den ersteren durch die Unwahrscheinlichkeit dieser Tradition, den 2. durch den Hinweis auf die schon in der altpythagor. Schule als 5. Element den Äther angebende Auffassung widerlegt. Zugleich benutzt Garbe diese Gelegenheit, um die von Ed. Zeller (Philosophie der Griechen I, 1^5, 481) vertretene Ansicht eines einheimisch griechischen Ursprungs der pythagor. Lehren anzuzweifeln, indem er einen schon vor Alexander (wohl durch Vermittelung des persischen Hofes) bestehenden religiösen und wissenschaftlichen Verkehr der Griechen mit den Indern für wahrscheinlich hält, wie denn auch A. Furtwängler (Oriental. Kongr. in Rom, Bullet. 9, S. 26) bei Besprechung von griechischen Gemmenfunden aus dem 7. Jahrh. im Pendschab die Möglichkeit einer

Entlehnung der pythagor. Seelenwanderungstheorie von Indien her offen lässt.

16. **Jolly** Jul. Sanskrit "*dohada, dvaihṛdayya*". IF. 10, 213—15.

Herleitung des schwierigen Wortes *dohada*, Schwangerschaftsgelüste durch H. Lüders (s. Gött. Nachr. 1898 1. Heft) aus der Paliform "**duhaḷī*", die zu "*dohaḷa*" (skr. **dvaihṛda*) und schliesslich zu "*dohada*" geworden ist. Die etymologische Grundbedeutung "doppelherzig" erklärt sich aus der Vorstellung, dass man sich die Wünsche der Schwangeren als aus den beiden Herzen der Mutter und des Kindes kommend dachte.

17. **Uhlenbeck** C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache. Amsterdam Müller. 2 Bl., S. 161—367. kpl. 4,50 F.

Schluss des Werkes.

18. **Fumi** F. Gh. Il participio attivo del perfetto nelle lingue ariane. Mem. R. Acc. delle sc. Torino, Ser. II. T. 48. Sc. mor., stor. e filol. S. 239—61.

19. **Kánháiya Lál Sástrí.** Vyákarana Bodh. Knowledge of grammar. Calcutta Adhya a. Co. 288 S. 1 R. 2 a.

A treatise on Sanskrit grammar in Bengali and English.

20. **Rájkumár Tarkaratna.** Students Sanskrit grammar. A new edition. Calcutta Datta. 268 S. 1 Rs.

21. **Váman Shivrám Apte.** The student's guide to Sanskrit composition. A treatise on Sanskrit syntax with a glossary. 4. ed. Poona 1898. 12, 446 S. (Leipzig Harrassowitz, geb. 4 M.).

22. **A second selection** of hymns from the Rigveda ed. by Peter Peterson. (= Bombay Sanskrit Series 58.) Bombay, Education Society's Press. 2 Bl., 287 S., 2 Bl. 4 Rs.

23. **The [Taittiríya] Sañhitá** of the Black Yajur Veda, with the commentary of Mádhava A'chárya. Ed. by Satyavrata Sámaśramí. Fasc. 43—45. (= Bibl. Ind. 937. 942. 953.) Calcutta Asiatic Society. Je 6 a. (Leipzig Harrassowitz je 1 M.).

24. **Krishna Yajus Samhitá** [Taittirīya Saṃhitā]. Ed. by Vaidyanáda Sástri. Part IV—V. Kumbakonam, publ. by the editor. 166; 207 S. 1 Rs.; 1 Rs. 2 a.

25. **Atharvaveda Samhitá,** with the commentary of Sáyaṇáchárya ed. by the late Rao Bahadur Shankar Pándurang Pandit. Vol. III. IV. Bombay Government Central Book Depot. 852; 856 S. 4⁰. Je 10 Rs.

26. **The Aitareya Bráhmaṇa** of the Ṛig-Veda, with the commentary of Sáyaṇa A'chárya. Ed. by Paṇḍit Satyavrata Sámaśramí. Vol. IV. Fasc. 5. (= Bibl. Ind. No. 930.) Calcutta Asiatic Society 1898. 6 a. (Leipzig Harrassowitz. 1 M.).

27. **Taittiríya Bráhmaṇa** ed. by A. Lakshmí Narasimha Somayáji. Madras Lawrence Asylum Press. 677 (lithogr.). 4 Rs.

28. **S'ánkháyana.** Śrauta Sútra ed. by A. Hillebrandt. Vol. IV. Adh. 17. 18. The commentary of Govinda. (= Bibl. Ind. No. 938.) Calcutta Asiatic Society. 72 S. Leipzig Harrassowitz. 1 M.

29. **The Upanishads** with the text in Sanskrit-Devanágari, an English translation of it and of Sankara's commentary by S. Sitáráma Sástri and Ganganath Iha. Vol. II. Katha and Praśna. Vol. III. IV. Chándogya. Madras Seshachariar 1898/99. 193; 311; 374 S. Leipzig Harrassowitz. 4 Vols. 15 M.

30. **Baunack** Th. I. Über das vedische Wort "*paura*". II. Zu ṚV. X, 40, 3. III. Nachträgliches zu *bhujyu*. KZ. 36, 245—56.

I. Erklärung von ṚV. V, 74, 4, verbunden mit einer Anführung aller Stellen, an denen *paura* vorkommt, und einer Vergleichung der bis jetzt von Roth, Granmann, Bergaigne, Ludwig gegebenen Deutungen. Baunack hält es für eine Sekundärbildung von 1 *pur*, die Fülle (*paura* = Fülle habend und gebend, der Füllespender; ähnlich wie von *pura*, die Stadt: *paura*, der Städter gebildet ist). Der Füllespender, so schliesst Baunack, ist entweder "göttlicher" oder "menschlicher" Natur: unter dem ersteren ist z. B. VIII, 61, 6 Indra, IX, 91, 5 Soma gemeint; unter dem letzteren Vālakh. 6, 1, der den Göttern Opfer, besonders Soma, die Kraft und Stärke spendende Speise darbringt. Auf Grund dieses sieht er in dem Akkus. den Soma, eben die Opferspeise, im Dativ den Opferer selbst und im Vok. wiederum den Soma und zwar als göttliche Personifikation, indem er diesen Zuruf den Açvins in den Mund legt. — II. Nachtrag zu dem von demselben Verf. in IF. 8, 278 ff. erschienenen Aufsatze: ṚV. X, 40, 3 *prātár jarethe jaraṇeva kā́payā.* — III. Ergänzung der Abhandlung desselben Verfassers in KZ. 35, 485 ff., *Bhujyu,* ein Schützling der Açvin. Indem Baunack Böhtlingks Verwerfung (s. ZDMG. 52, 247 ff., 257 ff.) seiner Erklärung des vedischen Wortes *bhujyu* in KZ. billigt, weist er seinerseits die von Böhtlingk vorgeschlagene Textkonjektur als unnötig zurück, lässt vielmehr den Text so, wie er ist, und bringt beide strittige Worte (*bhujyùs* und *rathaspṛ́ço*) mit der Schnelligkeit in Verbindung, indem er *bhujyu*, es zu 1 *bhuj* 'biegen' ziehend, die Bedeutung von 'gelenk, leicht, beweglich, hurtig, behend' gibt, und °*spṛç* nicht den Sinn von 'berührend = sich stossend an', sondern den von 'erreichend, erlangend, gewinnend' haben lässt.

31. **Bloomfield** M. The Atharvaveda (Grundriss der indo-arischen Philologie und Altertumskunde: Begründet von Geo. Bühler, fortgesetzt von F. Kielhorn. II 1 B.). Strassburg Trübner. 128 S. Subskr. 5 M.; Einzelpr. 6 M.

32. **Caland** W. Zur Exegese und Kritik der rituellen Sūtras. ZDMG. 53, 205—30; 388; 696—702.

Fortsetzung zu ZDMG. 52, 425 ff. — 18: Zum Kauśikasūtra: Kritische Besprechung von Bloomfields Ausgabe des Kauśikasūtra, die Caland an 25 Stellen teils emendiert, teils exegetisch beleuchtet (des öfteren glaubt Caland dem Herausgeber falsche Trennung der einzelnen Sūtras des in sämtlichen Handschriften nur durchlaufend und ungetrennt, also in Sandhiform gegebenen Textes nachweisen zu können). Besonders tadelt er an Bloomfields Texte die Nichtbenutzung der Haugkschen Handschrift. — 19. Das Palāśablatt im Ritual: erklärt von Caland als das mitlere Blatt von den 3 an einem Stiele sitzenden Blättern des Palāśa-Baumes, das zu Opferzwecken als Opferlöffel Verwendung findet, und zwar einmal, weil es das grösste und darum hierfür praktischste der 3 Blätter ist, zweitens, weil man es vermied, in rebus faustis eines der an das Ende (sc. den Tod) erinnernden "Seiten" = Blätter zu gebrauchen. — 20—26:

Textkritische Bemerkungen zu verschiedenen Sūtras. — 27. Das verkürzte Agnihotra: fügt der bis jetzt nur bei Hiraṇyakeçin-Bhāradvāja (Pitṛmedha-sūtra II, 9, [S. 56, Z. 11—16]) zu belegen gewesenen Schilderung der einmaligen Darbringung dieses Opfers für einen Halbmonat an Stelle der sonst täglich 2 mal notwendigen Opferung noch aus 3 anderen rituellen Sūtras Beweisstellen hinzu, nämlich: Baudhānīya Karmānta I, 31; Baudh. Prāyaśc. II, 12; Anugrāhikasūtra. — 28—30 und 32: beschäftigt sich mit der Beseitigung unrichtiger oder zweifelhafter Lesarten im Kauśikasūtra, Baudhāyanapitṛmedhasūtra, Āpastambīyakalpasūtra, sowie mit der Deutung des beim Tryambaka-Ritual verwendeten Spruches: ṚV. VII, 59, 12. — 31 ist betitelt: "Das Rad im Ritual" und erklärt die Benutzung des (symbolisch die Sonne repräsentierenden) Rades zu ritualen Zwecken. So wurde z. B. das Rad nicht, am Boden liegend, herumgedreht, sondern aufrecht stehend fortgerollt; liess man es hierbei zurückrollen, so konnte man seinem Feinde Schaden zufügen. Speziell lässt Caland mit dem Herumdrehen des Rades eine Art "Regenzauber" verbunden sein, wobei er auf in Indien heutzutage noch übliche, ähnliche Gebräuche, sowie auf ein in Italien früher allgemein verbreitetes Verbot hinweist, nach dem es den Weibern auf dem Lande untersagt war, mit einem Spinnrocken, falls sie ihn drehen, über die Strasse zu gehen, weil dieses einen schädlichen Einfluss auf die Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Ernte ausüben sollte. Verglichen wird hiermit die sich in Deutschland hier und da im Volke noch vorfindende abergläubische Reminiscenz, dass es nach langer Trockenheit bald regnen müsse, wenn der Scheerenschleifer seinen Ruf ertönen lässt.

33. **Collitz** Herm. The Vedic word "*nāvedas*". JAOS. 20, 225—28.

Diesem nur im ṚV. und zwar bloss 7 mal vorkommenden Worte, gewöhnlich mit der Wurzel *vid, wissen* zusammengebracht, hat Ludwig die völlig abweichende Bedeutung "Sänger, singender Verkündiger" gegeben, welcher Interpretation Collitz völlig beipflichtet, nur mit dem Unterschiede, dass er das Wort nicht aktiv, sondern passiv wendet (Yet it does not . . . refer to one person, who sings but to one, who is sung). Das Wort, synonym mit *īḍya-*, *īḍenya-*, setzt sich nach ihm zusammen aus *na* + *vedas* : *vedas* zu der Wurzel *vid, finden* (vgl. *viçva-vedas*, *sa-vedas*), *na*, verkürzt aus *nava-*, zur Wurzel *nu-*, *preisen*, gehörig. Die Kontraktion setzt er auf Rechnung des gleichen konsonantischen Aus- und Anlautes (*v*) beider Kompositionsglieder und verweist wegen analoger Fälle auf Proceedings of the Am. Or. Soc. 16, 34—38, Am. Journ. of Philol. 17, 415—22, Wackernagels Altind. Gramm., 279—80 und Brugmanns Grundr. der vergl. Gramm. I², 859—60.

34. **Fay** Edw. W. The Rig-Veda Mantras in the Gṛhya Sūtras. (Diss. acc. by the Johns Hopkins Univ. May 1890.) Roanoke, Va., Stone Printing a. Manuf. Co. 40 S.

35. **Oertel** H. The Jaiminīya Brāhmaṇa version of the Dīrghajihvī legend. Actes XI. Congrès des Orient., Sect. I. 225—39.

36. **von Schröder** L. Wurzel du "*gehen*" im Rigveda. WZKM. 13, 119—22.

Erklärung des ἅπαξ λεγόμενον "*davishāṇi*" (ṚV. 10, 34) durch Zurückführung auf eine sonst nicht zu belegende Wz. *du*: *laufen, gehen*, die von Schröder auch in *dūra*, *davīyas*, *davishṭha* und namentlich *dūta* "der Bote" sucht, somit die früheren Annahmen

einer Konjektur *devishâṇi* (Wz. *div, spielen*), resp. einer mit *div, spielen* synonymen Wz. *du* zurückweisend.

37. **Charaka-Samhitá.** Translated by Abinásh Chandra Kaviratna. Part XVIII—XX. Calcutta, publ. by the translator.

38. **The texts** of the White Yajurveda translated with a popular commentary by Ralph T. H. Griffith. Benares E. J. Lazarus a Co. XX, 344 S. 3 Rs. 12 a. (Leipzig Harrassowitz 8,50 M.).

39. **The S'atapatha Brâhmaṇa** according to the text of the Mâdhyandina school transl. by J. Eggeling. Part V. Book XI—XIV (=Sacred Books of the East. Vol. 44.) Oxford Clarendon Press. 1900. LI, 595 S. 18 s. 6 d.

40. **The Márkaṇḍeya Puráṇa** translated by F. E. Pargiter. Fasc. VI. (=Bibl. Ind. Nr. 947.) Calcutta Asiatic Society. 96 S. Leipzig Harrassowitz 2 M.

41. **Amṛita Bindu** and **Kaivalya Upanishad** with commentaries translated into English by A. Mahádeva Sástri. Madras Minerva Press. 140 S. 10 a.

42. [**Dīgha** and Majjhima Nikāya.] Dialogues of the Buddha. Transl. from the Pâli by T. W. Rhys Davids. (=Sacred Books of the Buddhists. Vol. II.) London Frowde. XXVII, 334 S.

43. **Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos.** Aus den Theragāthā und Therīgāthā zum 1. Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin E. Hofmann u. Ko. VIII, 392 S. 10 M.

44. **Gray** L. H. Certain parallel developments in Pāli and New Persian phonology. JAOS. 20, 229—43.

Die in der Linguistik nicht gerade seltene Erscheinung, dass räumlich weit von einander getrennte und keinen unmittelbaren Einfluss auf einander besitzende Sprachen dennoch in ihrer Entwicklung frappante Ähnlichkeiten zeigen, wird für das Indogermanische an der Lautlehre des Pāli und Neu-Persischen (A bei Vokalen, B Konsonanten, C zusammengesetzten Konsonanten) unter Vorbringung zahlreicher Beispiele nachgewiesen.

45. **Hardy** E. Eine buddhistische Bearbeitung der Kṛṣṇa-Sage. ZDMG. 53, 25—50.

Enthalten in dem wichtigen Pāli-Texte: Ghatajātaka (Ghata, der Lieblingsbruder des Kaṇha-Kṛṣṇa). Hardy weist nach, dass der betreffende Abschnitt keine freie und willkürliche Erfindung ist, sondern im engen Anschlusse an die epische Litteratur der Brahmanen entstanden ist. Er vergleicht zu diesem Zwecke die im Ghatajātaka enthaltene Kṛṣṇa-Sage mit der im Harivaṃça (in Bezug auf Kṛṣṇas Herkunft und Thaten) einerseits und mit der im Mausalaparvan (in Bezug auf den Tod Kṛṣṇas und den Untergang seines Geschlechtes) andererseits. Hieraus gewinnt Hardy als Resultat, dass beide Sanskrittexte von dem buddhistischen Überarbeiter benutzt worden sind und zwar im Grossen und Ganzen unter möglichster Wahrung des in beiden überlieferten Ganges der Sage, wenn natürlich auch im Einzelnen Abweichungen und Änderungen zu verzeichnen sind. — Aus den im 3. Abschnitte gezogenen Schlussfolgerungen sei hier nur auf zweierlei hingewiesen: 1. auf die Annahme Hardys, dass hinsichtlich der Frage, ob die Geburt und Jugendzeit

Kṛṣṇas oder sein und seines Geschlechtes Untergang eher von den professionellen Erzählern behandelt worden sei, die Thatsachen mehr für die Priorität der Sage vom Untergange Kṛṣṇas als umgekehrt zu sprechen scheinen; und 2. auf das Vorhandensein einiger mythologischer Reminiscenzen, von denen er den Diskus (cakka), den Kṛṣṇa auf Kaṃsa schleudert und mit dem er ihn tötet, die Verwundung Kṛṣṇas am Fusse durch den Pfeil des Jägers Jaras [symbol. Name für "Alter"], sowie den auf den Haarwuchs zu deutenden Beinamen Kesava für Kṛṣṇa auf den Sonnenmythos zu beziehen geneigt ist, während er in Baladeva, dem Bruder Kṛṣṇas, einem leidenschaftlichen Ringkämpfer, der von seinem Gegner Muṭṭhika, einem menschenfressenden Dämonen, mit Haut und Haaren verschlungen wird, eine Anspielung auf den Mondmythos findet.

46. **Tha Do Oung.** A Grammar of the Pali language (after Kaccâyana). in 4 volumes. Vol. I. II. Akyab Rè Paw U. 220 S. 4°. zus. 4 Rs. 8 a. (London Luzac 9 s.)

Vol. I. containing Sandhi, Nâma and Kâraka, and Samâsa. Vol. II. containing Taddhita, Kita Uṇâdi, âkhyâtạ, Upasagga and Nipâta particles.

47. **Essays** on Kasmiri Grammar. By the late Karl Frederick Burkhard. Translated and edited, with notes and additions, by Ge. A. Grierson. Ind. Antiq. 28. Bd.

Fortsetzung zu Vol. 27, S. 317.

S. 6—13: 1. Deklination (Maskulinum und Femininum, a- und i-Stamm; zusammengesetzte Substantiva). — S. 85—93: Adjektiva (Geschlecht, Deklination, Steigerung). — S. 169—79, 219—23: Pronomina. — S. 247—52: Numeralia. — S. 269 f.: Appendix (Erklärung von Lukas I, 1—4, mit wörtlicher Analysis).

48. **Grierson** G A. Essays on Kāçmīrī grammar. Calcutta Thacker, Spink a. Co. XVI, 257, XCIII S.

Sammelausgabe der Abhandlungen in JASB. 65, P. I, 280—305: on the Kāçmīrī vowelsystem; 66, P. I, 180—4: on the Kāçmīrī consonantal system; 67, P. I, 29—98: on the Kāçmīrī noun; 68, P. I, 1—92: on the Kāçmīrī verb; ebd. 93—95: on indeclinable particles in Kāçmīrī; 65, P. I, 306—89: a list of Kāçmīrī verbs.

49. **Wilson** J. Grammar and dictionary of Western Panjabi, as spoken in the Shahpur district with proverbs, sayings and verses. Lahore Punjab Government Press. 3 Rs. 4 a.; 5 s.

50. **Jaykrishna Gangádás Bhakta.** Correct form of Sanskrit, Persian, Arabic, English, Portuguese etc. words adopted in Gujaráti. Ahmedabad, publ. by the author. 107 S. 6 a.

51. **Wilson** J. On the Gurezi dialect of Shina. Ind. Antiq. 28, 93—102.

Kurze grammatikal. Notizen von Wilson über diese bis jetzt wenig bekannte Sprache, mit Einleitung von Grierson. Sie wird von ca. 1500—2000 Seelen gesprochen, die sich selbst Dards nennen und in einem dem Hindukush benachbarten Thale wohnen, das bei den Engländern Gurais, bei den Persern Gurēz, bei den Einwohnern Gorāī heisst. Obgleich dieses Thal mitten in Kashmir liegt, ist die Sprache vom Kashmīrī dennoch völlig verschieden. — Den Schluss bildet die bibl. Erzählung vom "verlorenen Sohne" mit untergeschriebener engl. Übersetzung.

52. **Grierson** G. A. On the East-Central group of Indo-Aryan vernaculars. Ind. Antiq. 28, 262—8.

Die einheimischen Indo-Arisch. Sprachen Nordindiens wurden bis jetzt eingeteilt in 2 Hauptgruppen, eine östliche (entspricht dem alten Saurasênî Prakrit und umfasst Assamesisch, Bengalisch, Oriyâ und Bihârî) und eine westliche (entspricht dem Mâgadhî Prakrit, wozu unter andern gehört Western Hindî, Panjâbî und Gujarâtî). Die Existenz einer 3. Gruppe, einer Centralsprache (= dem alten Ardha-Mâgadhî Prakrit) definitiv räumlich nachzuweisen ist erst dem Verfasser dieser Abhandlung gelungen. Er nennt sie "Eastern Hindî" oder "East-Central Group of the Indo-Aryan vernaculars". Sie besteht nicht aus eigentlichen Sprachen, sondern aus nur wenig von einander verschiedenen Dialekten: Awadhî, Baghêlî und Chattîsgaṛhî, die in Oudh, den Nord-West-Provinzen, Baghelkand usw. von ca. 24 1/2 Million Einwohnern gesprochen werden. Als Hauptcharakteristikum für die Ost-Central-Gruppe (oder Ost-Hindî) ist anzumerken die Übereinstimmung hinsichtlich des Nomens und Pronomens mit der West-Gruppe (= Mâgadhî), während sie bezüglich des Verbums eine Mittelstellung zwischen Ost- und Westgruppe einnimmt. In seinem ganzen Habitus ist das Ost-Hindî der moderne Repräsentant des alten Ardha-Mâgadhî Prakrit.

53. **Vinson** Julien. Manuel de la langue Hindustani (Urdū et Hindī). Grammaire, textes, vocabulaires. Paris Maisonneuve. XXXIX, 232 S. 10 Fr.

Rez. P. Reynaud, Rev. de ling. 33, S. 100—3.

54. **Djam Sunde Dai.** The Hindi literature. Actes XI. Congrès des Orient., Sect. I. S. 45—67.

55. **Murray** J. W. A dictionary of the Pathan tribes on the Nord-West frontier of India, compiled under the orders of the Quarter Master General in India. Calcutta Government Printing Office. VIII, 239, II; 1 K. (Leipzig Harrasowitz) 4 M.

56. **Prabodh Prakâs Sen Gupta.** A dictionary of proverbs, Bengali and English. Calcutta A. T. Mukherji. 245 S. 1 R.

57. **Groome** Fr. H. Gipsy folk tales. New York New Amsterd. Book Co. 212 S. 4 $.

58. **Brissaud** J. Les coutumes des Aryens de l'Hindou-Kouch. Rev. gén. du droit. 1898. S. 24—40.

Nach Charles de Ujfalvy, Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kouch. Paris Masson 1896. XV, 490 S.

59. **Brunnhofer** Herm. Feuerwaffen im Rigveda. Voss. Ztg. Sonntagsbeil. 29. 1899.

60. **Davids** T. W. Rhys. Early commerce between India and Babylon. JRAS. 1899. S. 432.

Weist auf eine Stelle des Khevaddha-Sutta hin als die früheste in Indischen Büchern sich findende Erwähnung von Seeschiffen, die nicht bloss Küstenschiffahrt betrieben, sondern sich wirklich auf das hohe Meer hinauswagten.

61. **Dubois** J. A. Hindu manners, customs and ceremonies. Transl. from the author's later French manuscript and ed. with notes,

corrections and biogr. by Henry K. Beauchamp. Pref. by F. M. Müller. 2nd ed. London Frowde. XXXVI, 730 S.; 1 Portr.

62. **Hillebrandt** Alfr. Alt-Indien. Kulturgeschichtliche Skizzen. Breslau Marcus. V, 195 S. Geb. 5 M.

Sammlung der teilweise erweiterten und ergänzten Aufsätze: "Zur Charakteristik des indischen Dramas": Allg. Ztg., Beil. 1888, 332, S. 4889–91. — "König Açoka von Magadha": Frankf. Ztg. 225 (15. VIII. 1893). — "Das heutige Indien": Schlesische Ztg. 1894, No. 495. 1898. — "Über den Rigveda": Allg. Ztg., Beil. 181, S. 1–4. — "Ritual-Litteratur. Vedische Opfer und Zauber". (Einleitung; vgl. "Die Beziehung des Brahmanismus zur indischen Volksreligion": Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde 1, 37–54), = Grundr. d. indo-ar. Philol. u. Altertumsk. 3, 2. — "Unterricht in Altindien": Allg. Ztg., Beil. 35, S. 1–4. — "Chinesische Reisende in Indien": Schlesische Ztg. 1898, 23./IX. — "Buddhismus": Zukunft 24, 54–61. — Neu hinzugekommen ist der Aufsatz: "Sanskrit", S. 34–52. — Rezens. liegen vor von H. Brunnhofer, National-Ztg. 1899, 3./XII. und in Luzacs Or. List 10, 307.

63. **Fick** Rich. Unehrliche Leute im alten Indien. Zukunft 27, 1899 II, S. 563–74.

Bekanntlich ist in Indien das ganze Fühlen und Denken mit der Lehre von der Wiedergeburt und der dadurch bedingten Kastentheorie aufs engste verknüpft, auch die äussere Lebensstellung eines Menschen ist dadurch im Voraus bestimmt, da sie ja nur eine Folge seiner Handlungen in einer früheren Existenz ist. Entsprechend der dreifachen Qualität von Handlungen (Dunkelheit, Thätigkeit, Güte) werden die Menschen in 3 Abteilungen geschieden, die jede wieder in 3 Stufen zerfällt. Die 3. Stufe der 2. Abteilung bildet die bunte Schaar des fahrenden Volkes (Gaukler, Seiltänzer, Akrobaten, Musiker, Sänger, Tänzer, Stockkämpfer, Ringer, Schlangenbeschwörer usw.), die zusammen mit Schlächtern, Jägern, Fischern, Henkern und Gassenkehrern die Gesellschaft der sogenannten "unehrlichen Leute" in Indien repräsentieren, aber trotz dieses Odiums keineswegs eine moralische Schuld an sich tragen. Sogar in den Dieben und Spielern sieht der Inder gewissermassen eine Kaste, da eben ein Mensch, den seine früheren Thaten zum Dieb oder Spieler prädestiniert hatten, diese Rolle für die gegenwärtige Existenz ausfüllen muss. Ist doch sogar Buddha selbst in einer seiner Wiedergeburten als Dieb auf die Erde gekommen. In der Praxis natürlich war die Stellung eines Diebes, zu dem übrigens auch der Hehler, sowie alle, die mit jenem im Verkehre standen, gerechnet wurden, eine etwas andere und musste es ja auch sein, denn Manus Gesetzbuch macht es dem Könige ausdrücklich zur Pflicht, die Diebe behufs Bestrafung aufzuspüren und überwachen zu lassen, wozu nach demselben Gesetzbuche namentlich frühere Diebsgenossen verwendet werden sollen.

Was speziell den Stand der fahrenden Leute betrifft, so war dieser gesellschaftlich wie materiell sehr schlecht gestellt, was schon daraus erhellt, dass dessen Angehörige ihren Lebensunterhalt meist durch Betteln erwerben mussten. Die einzige Möglichkeit für einen Gaukler, sich aus seiner Niedrigkeit emporzuarbeiten, bestand darin, dass er die Aufmerksamkeit eines Fürsten auf sich lenkte, der ihn unter sein Gesinde aufnahm. Was an Schaustellungen von diesen Gauklern usw. erwähnt wird, geht über das Niveau dessen, was noch heut zu Tage derartige Leute bieten, nicht hinaus: Verschlucken

von Messern und Schwertern, Essen von Feuer, Springen über aufrecht in den Boden gesteckte Lanzen usw.

Den niedrigen Stand der Gauklerkaste deuten auch die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen über sie an: z. B. waren sie von den Gesellschaften der ehrlichen Leute ausgeschlossen, mussten vor den Thoren der Stadt in sichtbar gekennzeichneten Häusern wohnen, konnten nicht als Zeugen auftreten, an keinem Totenopfer teilnehmen, desgleichen durften die Brahmanen von der von jenen angebotenen Opferspeise nichts nehmen. Im übelsten Geruche aber standen von jeher in Indien die Sängerinnen und Tänzerinnen, so dass ein jeder fahrende Mann, der etwas auf sich hielt, seine Frau oder Töchter nicht dazu hergab, sondern sich zu diesem Zwecke der weiblichen Angehörigen der unterworfenen, gar nicht als Kaste gerechneten Volksstämme bediente.

Bietet so Indien manche Parallele zu der Nichtachtung gewisser Gewerbe und Dienste im deutschen Mittelalter, so ist doch zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied, indem es hier blosse Vorurteile waren, die der Aufklärung weichen mussten, während die betreffenden Anschauungen in Indien tief auf der Volksreligion basieren, deshalb auch nur mit dieser beseitigt werden können.

64. **Kastevaesenet i Indien**. Nord og Syd 2, 668—71.

65. **Hillebrandt** Alfr. Unterricht in Altindien. Beil. Allg. Ztg. No. 35 S. 1—4.

Die Erteilung des frühesten Unterrichtes erfolgte von Seiten der Brahmanen, wie ja überall die Kirche die erste Lehrmeisterin ist, wo sie in den Vordergrund tritt. Die ältesten indischen Berichte über ind. Schulwesen sind in den Gṛhyasūtras enthalten. Dem Unterrichte gingen je nach der Kaste verschiedene Aufnahmeformalitäten voraus. Elementarschulen zum Erlernen der Grunddisziplinen, wie Schreiben und Rechnen, scheint es in Indien schon sehr frühe gegeben zu haben. Darüber hinaus muss man unterscheiden zwischen der Durchschnittsbildung des jungen Inders der oberen Stände und der des späteren Brahmanen. Für den Brahmanen begann der Unterricht gewöhnlich im 8. Jahre, für den Kshatriya und Vaiçya meist im 11./12., konnte aber auch hinausgeschoben werden, aber auf keinen Fall länger als bis zum 24., wenn der Jüngling nicht alles Anrecht auf den Verkehr mit der guten Gesellschaft verlieren wollte. Den Hauptbestandteil des Unterrichtes bildete natürlich das Vedastudium, das schon in der Frühe des Tages begann und sich auf $5^1/_2$—$6^1/_2$ Monate des Jahres erstreckte. Für den Rest war der Schüler frei. Angenehme Unterbrechungen der Schule, eine Art Ferien waren die Neu- und Vollmondstage, die Ankunft vornehmer oder gelehrter Gäste usw. Die Dauer des Studiums betrug bis zu 12 Jahren, je nach der Anzahl der Texte, die man zu erlernen wünschte. Neben dem Studium der heiligen Texte lief noch eine Art "Anstandslehre" her. Da der ganze Unterricht nur mündlich erteilt wurde, so wurde das Gedächtnis ausserordentlich geschärft. Geschlossen wurde die Schulzeit durch ein religiöses Bad, weshalb *snātaka* unserem "Abiturienten" entspricht. Wer Brahmane werden wollte, musste weiterhin die Geheimlehren erlernen, was mit schweren Gelübden und wunderlichen Vorschriften verbunden war. Natürlich konnte nicht jeder Brahmane werden, was ja, abgesehen von den durch die Pflichten des täglichen Lebens auferlegten Beschränkungen, schon durch das indische Kastenwesen verboten war. Ein wichtiges Element der Erziehung, und zwar nicht bloss bei den Brahmanen, bildete Grammatik und Philosophie, erstere hauptsäch-

lich im Interesse einer genauen Überlieferung des Veda liegend. Ein Hauptgewicht wurde, namentlich in den höheren Kreisen, auf körperliche Erziehung gelegt. Als Kuriosum sei erwähnt, dass, wie aus dem Anfang des Hitopadeça ersichtlich, auch eine "Überbürdungsfrage" bereits existierte.

Besondere Stätten der Gelehrsamkeit gab es ursprünglich nicht: der Wohnsitz der Brahmanen war zugleich die Schule. Später bildeten sich aber doch Brennpunkte des ind. Geisteslebens heraus, von denen der berühmteste Sitz buddhist. Gelehrsamkeit Nālanda war, wo zwischen 3—5000 Priester studierten.

66. **Barth** A. Bulletin des religions de l'Inde. I. Védisme et ancien Brahmanisme. II. Brahmanisme. Rev. de l'hist. des religions 39, 60—97; 40, 26—59.

Eine nicht streng chronologisch geordnete Besprechung der in den letzten Jahren erschienenen Ausgaben und sonstigen Arbeiten auf dem Gebiete des Vedismus, Brahmanismus, Buddhismus, Jainismus, Hinduismus und der modernen Sektenbewegung, welche Zusammenstellung nach den eigenen Worten des Verfassers keinen Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit machen will.

67. **Davids** C. A. F. Rhys. Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddhas. Nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Arthur Pfungst. (= Universal-Bibliothek. No. 3941 f.) Leipzig Reclam. 264 S. 0,40 M.

Rezens. in Beil. Allg. Ztg. 114, S. 6.

68. **Davids** T. W. Rhys. The theory of "soul" in the Upanishads. JRAS. 1899 S. 71—87.

Der Verfasser bedauert zunächst den Mangel eines Werkes über die Seelenlehre, wie sie in den Upanishads dargestellt ist. Nach einigen Bemerkungen über Alter und Reihenfolge der Upan., sowie speziell über das weite Zurückreichen gerade der Seelentheorie, wohl das älteste aller philosophischen Probleme, kommt er weiterhin kurz auf die vedischen und brahmanischen Vorstellungen zu sprechen, die besonders in den Vedas ziemlich einfach und übereinstimmend sind. Hierbei macht Davids auf einen Hauptunterschied aufmerksam, nämlich den, dass, während in den Brāhmaṇas und in den Upan. die Seligkeit, das Aufgehen im höchsten Wesen, von der gehörigen Darbringung der Opfer, resp. von der richtigen Kenntnis der von den Brahmanen gelehrten Wissenschaften abhängt, im Veda kein besonderes rituelles oder theologisches Wissen benötigt wird, sondern einfach die moralische Tüchtigkeit entscheidet.

Über Wesen und eigentliche Beschaffenheit der Seele bringen die Upan., wie auch nicht anders zu erwarten, geringe Details. Für gewöhnlich hat die Seele ihren Sitz im Inneren des Herzens. Die älteren Upan. denken sie sich von der Grösse eines Gersten- oder Reiskornes, oder auch eines Daumens. Von der Gestalt eines Menschen gleicht sie in ihrem Erscheinen bald einem gelben oder rauchfarbenen Gewande, bald einem weissen Lotus, einem Lichte, einer Flamme oder einem Blitze. Die Stoffe, aus denen die Seele besteht, sind ein Gemisch von geistigen Eigenschaften und irdischen Substanzen. An Zuständen von Lebensäusserung der Seele kennen die Inder 4: den wachenden, träumenden, schlafenden und einen Turīya genannten. Im Zustande der Traumlosigkeit durchdringt die Seele vermittelst der 72000 Arterien den ganzen Körper, während des

Träumens hingegen geht die Seele auf eigene Faust ausserhalb des Körpers spazieren. Wann die Seele den Körper betritt, ob im Augenblicke der Empfängnis oder während des Aufenthaltes im Mutterleibe oder bei der Geburt, lassen die Upan. ziemlich unentschieden, ebenso, wie die Seele in den Körper gelangt. Es gibt aber einige Stellen, die die Seele vor der Geburt in einem anderen Körper existieren und das Herz des Menschen, dessen Lebensdauer übrigens nach der Chāndogya und Bṛhadāraṇyaka Upan. im voraus bestimmt ist, entweder durch den Kopf niederwärts oder durch die Fussspitzen und den Bauch aufwärts betreten lassen. Grosse Mannigfaltigkeit bieten die Upan. hinsichtlich der Wandlungen der Seele nach dem Tode, was auf eine lange Entwicklungsreihe von den Vedas an schliessen lässt. Im Bṛhadāraṇyaka wird unterschieden zwischen solchen, die die Auslegung der Opfervorschriften kennen, solchen, die sie nicht kennen, aber gutes thun und drittens solchen, die böse Menschen sind: die Seelen der ersteren gehen nach dem Tode durch das Licht und die Welt der Götter ein zur Sonne und schliesslich zur Welt des Brahman, die zweiten gelangen durch die Nacht und die Welt des Todes zum Mond und von hier durch Wiedergeburt zur Erde, und zwar so oft, bis sie gereinigt und geläutert sind. Die dritten werden ohne weiteres Würmer, Motten und sonstige Insekten, welch letztere Verwandlung die Chāndogya Up. verwirft. In der Kaushītakī Up. kommen alle Seelen nach dem Monde, dessen Zu- und Abnehmen mit ihnen in Verbindung gebracht wird. In der Taittirīya Up. gelangen die Seelen zu Agni, Vāyu, Āditya und schliesslich zum Brahman. Die Muṇḍaka Up. betont ausdrücklich, dass nicht das Opfer, sondern das Wissen und der Glaube die Hauptsache ist: die Wissenden gehen durch das Sonnenthor zur ewigen Seligkeit ein. Ein Passus der Praçna Up. besagt, dass, mit welchen Gedanken ein Mensch stirbt, mit diesen seine Seele die Welt seiner Wünsche als Jenseits erlangt.

Diese und noch andere mehr oder weniger abweichende Theorien sieht der indische Paṇḍit durchaus nicht als Diskrepanzen an. Wer diese Verschiedenheiten nicht zu vereinigen versteht, dem geht eben die Einsicht in die Einheit der Upanishads ab. In allen diesen Lehren aber glaubt der Verfasser das Auflehnen des erstarkenden, moralischen Volksgefühls gegenüber den noch älteren, in den Vedas enthaltenen Hypothesen erkennen zu müssen.

69. **Die Upanishads.** Grenzboten 1898, III, 548—58.

Die Upanishads, oder der Vedānta, sind eines der für den indischen Priester notwendigen Handbücher, die Anweisungen und Erklärungen der Veden enthalten, von denen die Upan. speziell theologische und philosophische Betrachtungen über das Wesen der Dinge lehren. Bei der Beurteilung der Veden und Upan. kommen für den Nichtfachmann folgende 4 Fragen in Betracht: 1) Zeichnet sich der indische Pantheismus vor dem der europäischen Schulen durch philosophische Tiefe oder poetische Schönheit und Kraft der Darstellung in dem Masse aus, dass die Verbreitung seiner Kenntnis über die Gelehrtenkreise hinaus wünschenswert erscheinen müsste? 2) Wie verhält sich die indische Philosophie zur Volksreligion der Inder? 3) Wie verhält sie sich zum Christentum? 4) Wie hat sie auf das Leben gewirkt? Der Verfasser ist der Überzeugung, dass für den gebildeten Laien eine tiefere, etwa gar auf ein Quellenstudium zurückgehende Kenntnis der ind. Philosophie durchaus unnötig sei. Bei Besprechung der übrigen Fragen kommen die Upan., in denen der Verfasser einen Mischmasch von Philosophie, Mythologie und

Volksaberglauben sieht, ziemlich schlecht weg, wie denn der Aufsatz im Grunde auf eine Polemik gegen die moderne, auch von Deussen — wenn von ihm auch nicht so schroff — vertretene Ansicht hinausläuft, die Upanishadslehre als eine Ergänzung der Bibel resp. als eine Vollendung der christlichen zu betrachten und das Christentum gegen Brahmanismus oder Buddhismus einzutauschen. Der ungenannte Verfasser schliesst mit dem Hinweis, dass den Sanskritgelehrten die Überschätzung ihres Gegenstandes um ihres anstrengenden und aufopfernden Studiums willen nicht übelzunehmen sei, dass aber ihre Aufforderung, uns zu Brahma oder zu Buddha zu bekehren, abgelehnt werden müsse.

70. **Deussen** P. Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. I. Bd. 2. Abtlg.: Die Philosophie der Upanishads. Leipzig Brockhaus. XII, 368 S. 9 M.
Rec. Döring, LC. 26, S. 885 f.

71. **de Gubernatis** A. Brahman et Sāvitrī, ou l'origine de la prière. Actes XI. congrès des Orient., Sect. I. S. 9—44.

72. **Handt** Werner Jahresbericht über indische Philosophie 1894—97. Arch. f. Gesch. d. Philos. 12, 211—25.

Bespricht die neueren religionsgeschichtlichen und philosophischen Arbeiten von H. Oldenberg, Religion des Veda. Berlin 1895; A. Hillebrandt, Rituallitteratur, vedische Opfer und Zauber. Grundr. der indo-ar. Philol. und Altertumsk. Bd. 3, 2. 1897; A. Macdonell, Vedic Mythology. Grundr. der indo-ar. Philol. III, 1a. Strassburg 1897; P. Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie. 1. Bd. 1. Abt. Leipzig, 1894; ders., Sechzig Upanishads des Veda, Leipzig 1897; Garbe, Die Sâṃkhyaphilosophie, eine Darstellung des indischen Rationalismus, Leipzig 1894; Martinetti, Ill sistema Sâṃkhya, studia sulla filosofia indiana, Torina 1897, 130 S.; Dahlmann, Nirvâna, eine Studie über die Vorgeschichte des Buddhismus, Berlin 1897; C. Warren, Buddhism in translations (eine reichhaltige Anthologie aus buddhist. Paliwerken in englischer Übersetzung); L. A. Waddel, the Buddhism of Tibet or Lamaism, London 1895.

73. **La Vallée Poussin** L. de. Une pratique des Tantras. Actes XI. Congrès des Orient., Sect. I. 241—4.

74. **Orterer** G. Zur neueren Litteratur über Buddha. Hist.-Polit. Bl. f. d. kath. Deutschl. 123, 667—81.

Als treffliche, zur Orientierung geeignete Werke bezeichnet Orterer: 1) H. Kerns "Manual of Indian Buddhism"; 2) Oldenbergs "Buddha"; 3) E. Hardys "Buddhismus nach indischen Pâli-Werken" und "Indische Religionsgeschichte". Ein Hauptverdienst von E. Hardys "Buddhismus", nach dessen Darlegungen übrigens der südlichen, also der Pâli-Tradition der Vorrang eingeräumt werden muss, sieht Orterer darin, dass er bereits Front macht gegen die "neobuddhistische" Strömung in Litteratur und Kunst, die auf eine Gleichstellung Buddhas mit Christus und der kanonischen Schriften der Buddhisten mit den Evangelien ausgeht und den Buddhismus auf Kosten des Christentums zu verbreiten sucht. Das gleiche Thema beleuchtet auch J. Dahlmanns "Buddha, ein Kulturbild des Ostens", eine Sammlung von Vorträgen über Buddha, denen eine kurze Einleitung, das wenige sichere über Buddhas Leben enthaltend, vorausgeht. Diese Vorträge betiteln sich: "Keim und Wurzel", "Wesen und Wachstum" und "Blüthe und Zerfall". Das Schlussurteil Dahlmanns über den Buddhismus ist ein höchst ungünstiges, indem er

als seinen Grundgedanken eine tiefe religiöse und soziale Unsittlichkeit hinstellt, weshalb er auch das inner-indische Geistesleben nicht zu höherer Blüthe habe entfalten können. Wenn auch Dahlmanns Buch nicht überall vollständigen Beifall und Anerkennung gefunden habe, so sei es doch zum Studium angelegentlichst zu empfehlen, weil es die unklaren Vorstellungen über Wesen und Wert des Buddhismus gründlich zerstöre.

75. **Regnaud** P. Les mythes hindous des Vighnas et des Rakšas. Actes XI. Congrès des Oriental., Sect. I. S. 181—5.

76. **Weber** Albr. Zur indischen Religionsgeschichte. Eine kursorische Übersicht. Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt. 32 S. 0,75 M.

Separat-Abdruck aus "Deutsch. Revue", XXIV.

77. **Hillebrandt** Alfr. Māyā. WZKM. 13, 316—20.

Fixierung der māyā genannten und mit den Asuras in Verbindung gebrachten Zauberkunst, die im Gegensatz zu ghora, Beschwörung die wirkliche Hexerei, d. h. alle über das menschliche Können und Begriffsvermögen hinausgehenden Praktiken und Künste bezeichnet, z. B. den Gestaltenwandel, der wohl bei fast allen Völkern eine grosse Rolle spielt (vgl. Kathāsaritsāgara). Sogar die Schöpfung selbst ist nach der Vorstellung der Inder eine māyā, ein Zauberwerk der Götter; so stützt Indra māyáyā die Sonne vor dem Herabfallen, schafft Âditya durch sie Tag und Nacht, verhindert Varuṇa mit ihrer Hilfe ein Ausfüllen des Meeres durch die Flüsse usw.

78. **Winternitz** M. Witchcraft in ancient India. Ind. Antiq. 28, 71—83.

Nach einem Hinweis auf die Wichtigkeit des Aberglaubens und des Zauberwesens für das Studium der Psychologie betont der Verfasser zunächst die enge Zusammengehörigkeit von Aberglauben und Religion, was namentlich bei den Indern recht deutlich und drastisch zur Erscheinung kommt, von denen den Göttern Rudra und Varuṇa medizinische Zauberkräfte zugeschrieben werden.

Vielfach findet sich das Prinzip: *similia similibus curantur*, auch eine Art primitiver Homoeopathie wird angewendet. Farbe und Gestalt als Zaubermittel spielen hierbei eine grosse Rolle. Sogar das Handauflegen wird schon im Rigveda zu Heilzwecken benutzt. Am beliebtesten waren bei den alten Indern Zauberformeln und Beschwörungen, unter deren Rezitation irgend welche Amulette und Talismane mit dem Kranken — um solchen handelt es sich ja zumeist — in Berührung gebracht werden. Die älteste Sammlung dieser Sprüche, von denen der Aufsatz verschiedene in Übersetzung anführt, ist im Atharva-Veda enthalten. Die meisten Krankheiten entstanden nach der indischen Vorstellung durch Dämonen oder auch Naturerscheinungen: so wurde z. B. das Fieber mit dem Blitze in Verbindung gebracht. Auch das Hineinzaubern einer Krankheit in Tiere kannten die Inder. Eine grosse Rolle spielte ferner das Wasser, vielleicht kann man bei den alten Indern die Kenntnis und Verwertung heilkräftiger Quellen voraussetzen. Unter den Dämonen, die Krankheitserreger sind, sind besonders zu nennen die Rakshas und Piśāchas, als deren grösster Gegner Agni gilt: das Licht als Feind der Dunkelheit und der in ihr hausenden bösen Geister. Prof. Müller glaubt deshalb den alten Indern die Kenntnis der reinigenden Kraft des Feuers zuschreiben zu dürfen. Unseren Elfen und Nachtmaren entsprachen die Apsaras und Gandharvas, die in Ge-

wässern und Bäumen wohnten und gleichfalls Musik und Tanz liebten, wodurch sie die Menschen anlockten. Ein weiteres Mittel zum Vertreiben feindlich gesinnter Dämonen waren laute Geräusche, wie Trommelton, Glockenklang, wie denn auch Waffen zu gleichem Zwecke dienten, z. B. Pfeile, die in die Luft nach den Dämonen geschossen wurden, Stäbe (so von Oleander), die man stets bei sich führte. An letzter Stelle seien die Splitter von Fingernägeln, Haare und Staub von der Fussspur der betreffenden Person genannt, die verhext werden sollte. Einen besonders breiten Raum in der indischen Zauberlitteratur nimmt der Liebeszauber ein, der durch verschiedene Beispiele illustriert wird.

Die Gleichheit und Übereinstimmung in den abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedensten Völker erklärt Winternitz durch die Gemeinsamkeit des menschlichen Geistes, der überall auf der Erde durch ein und dasselbe Gesetz geleitet und gelenkt wird.

Der Aufsatz schliesst mit dem Bemerken, dass Religion und Aberglauben der Vorfahren vereint die Grundlagen sind, auf denen sich Moral, Recht und soziale Einrichtungen der Nachkommen aufbauen.

79. **Hillebrandt** Alfr. Vedische Mythologie. 2. Bd. Uṣas. Agni. Rudra. Breslau Marcus. IV, 255 S. 12 M.

80. **Barth.** Une inscription en caractères maurya gravée sur un reliquiaire de Buddha. Compte rendu de l'ac. des inscr. 1898. S 146—9; 231—4.

81. **Grünwedel** Alb. Zur buddhistischen Ikonographie. Globus 75, S. 169—77.

Enthält verschiedene Berichtigungen zu seinem Handbuche: "Buddhistische Kunst in Indien", = Nr. 4 der Handbücher der königlichen Museen zu Berlin. Unter besonderer Hervorhebung der archäologischen Behandlung der sogenannten graeco-buddhistischen Kunst weist er auf mehrfache Parallelen in der Komposition buddhist. und griech. Darstellungsweise hin. So z. B. erinnert ihn der dem Buddha stets beigegebene Donnerkeilträger [identifiziert mit Vajrapāṇi] an Zeus mit dem den Donnerkeil in den Klauen tragenden Adler. In den Darstellungen der Kāçyapa-Legende (Bekehrung eines Brahmanen Kāçyapa) erscheint dem Verfasser Buddha (wiederum von dem dieses Mal bärtigen Donnerkeilträger gefolgt) in der Attitude des opfernden antiken Feldherrn: die patera (Opferschale) ist entsprechend der Übertragung des fremden Typus in einen Almosennapf verwandelt. Bei einer der Figuren auf einem die Geburt Buddhas versinnbildlichenden Relief denkt Grünwedel an den Tributträger der späteren Antike (wobei er, da die nämliche Figur für ihn auch Ähnlichkeit mit dem "guten Hirten von Lateran" hat, kurz auf die Beeinflussung christlicher Kunst durch indische hinweist: andere Parallelen hierzu sind: die gefalteten Hände, das indische añjali; die Löwen beim heiligen Barlaam, das siṃhâsana des Buddha; der Kelch mit der Schlange des hl. Johannes, die Almosenschale mit dem Nâga in Buddhas Hand). Die auf dem Relief eines (einem indo-skythischen Fürsten ähnelnden,) von Grünwedel mit Kubera, einem der 4 lokapâlas identifizierten Königs diesen letzteren umgebenden kleinen Gestalten bringt er in Zusammenhang mit einer Eigentümlichkeit der ausgehenden Antike, die Hauptfigur von kleineren, dienenden Figuren umgeben sein zu lassen. Der auf dem Haupte eine Elefantenhaut tragende Virûḍhaka (ein anderer loka-

pâla) hat sein Vorbild in dem gleichfalls mit einer solchen Kopfbedeckung versehenen Demetrios, Sohn des Euthydemos I., wie er ähnlich auch den mit dem Dreizack dargestellten Çiva (hinter ihm der Stier) aus dem griechischen Poseidon-typus (letztere zwei Fälle sind Münzprägungen) entwickelt sein lässt.

82. **Hoey** W. The Suvarna, or original gold coin of Ancient India. Proc. ASB. 1899. S. 56 f.

83. **Hopkins** E. W. Greek art in India. Nation (N. Y.), S. 280 f.

84. **Hopkins** E. W. Ancient monuments of the Deccan. Nation (N. Y.) 64, 240 f.

85. **Maindron** M. L'art indien. (Bibl. de l'enseignement des beaux arts.) Paris May. 1898. IX, 315. (ill.)

86. **Senart** E. Notes d'epigraphie indienne. VII. Deux epigraphes du Svāt. Journ. asiat. Sér. IX. 13, 526—537; 555. 1 T.

87. **Speyer** J. S. Buddhas Todesjahr nach dem Avadânaśataka. ZDMG. 53, 120—4.

Burnouf hat in seiner "Introduction à l'histoire du bouddhisme indien" unter Berufung auf das Avadânaśataka das Zeitalter des Aśoka entgegen den sonstigen Quellen (die diesen König 100 Jahre nach Buddha leben lassen) auf 200 Jahre nach dem Nirvâṇa des Buddha angesetzt, trotzdem der bekannte Upagupta auch im Avadânaśataka als Zeitgenosse des Sâkhyamuni und Aśoka zugleich angeführt wird. Speyer weist nun nach, dass, wie hinsichtlich des Textes mit der übrigen Überlieferung das schönste Einverständnis herrscht, so auch in Bezug auf die zeitliche Entfernung zwischen Buddhas Todesjahr und Aśokas Regierung keine sich widersprechenden Angaben zu verzeichnen sind, indem Burnoufs Ansicht bloss auf einem Versehen beruht, dadurch entstanden, dass er die Worte "*varṣaśata* . . . ." mit dem allerdings nicht durch den sonst üblichen *daṇḍa* getrennten Schluss der letzten Gāthā des betreffenden Abschnitttes: ". . . *dvitīyam*" verbindet, ohne sich über die grammatische Unmöglichkeit des Ausdruckes *dvitīyaṃ varṣasapta*° = 200 Jahre genügend Rechenschaft gegeben zu haben, womit zugleich die auf Burnouf zurückgehende Hypothese einer zweifachen Überlieferung in den Angaben der nördlichen Buddhisten über die erwähnten zwei geschichtlichen Ereignisse hinfällig wird.

88. **Stein** M A. Notes on the monetary system of Ancient Kaśmīr. Numismat. Chronicle. III. ser. Bd. 19. 1899. 125—74. 1 T.

Dieser Aufsatz ist ein Separatabdruck aus des Verfassers Kommentar zu dessen Übersetzung von Kalhaṇas Râjataraṅgiṇī, der ältesten der noch vorhandenen Kaśmirer Chroniken. Diese Chronik enthält zahlreiche Bemerkungen über den Preis von allerhand Waren, über die Höhe von Löhnen und dergleichen, die einen wertvollen Beitrag zur numismatischen und ökonomischen Geschichte Kaśmīrs liefern, jedoch ohne Kenntnis des Geldsystems, auf das sie sich beziehen, nicht zu verwenden sind. Stein gibt nun in dem vorliegenden Beitrag eine Zusammenstellung und Erklärung aller in der Rājataraṅgiṇī vorkommenden Notizen, betreffend System und Kurs des Geldes in Kaśmīr während der Hinduherrschaft, indem er die Bezeichnungen der einzelnen Geldstücke erläutert, sowie ihren Wert und das Metall, aus denen sie geprägt sind, feststellt.

89. **Waddell** A. On some newly found Indo-Grecian Buddhistic

sculptures from the Swāt Valley (Udyāna). Actes XI. Congrès des Orient., Sect. I. S. 245—7

90. **Kielhorn** F. Ein unbekanntes indisches Metrum. Götting. Nachr., Philol.-hist. Kl. 1899. S. 182—4.

Dieses Metrum findet sich in den ersten 24 Versen einer noch nicht veröffentlichten Inschrift des Kadamba Königs Kākusthavarman. Aus dem von Kielhorn aufgestellten Schema ergibt sich, dass man es mit einem Mātrāsamaka zu thun hat, indem jeder der 4 Pādas des Verses 15 Mātrās enthält. Während nun in Pāda 2 und 4 dieses Schema strikte befolgt wird, kommen im 1. und 3. Pāda an 18 (von 48) Fällen Nebenformen mit 16 und 17 Mātrās vor. Dasselbe Metrum findet sich in noch anderen Inschriften und auch im Bower Ms. (Part I, S. 4). Trotz dieses Gebrauches in den verschiedensten Gegenden Indiens ist in keiner indischen Metrik oder sonst wo davon Notiz genommen worden.

Leipzig. Erich Schröter.

C. Iranisch.

Allgemeines.

1. **Achelis** Th. Zoroasters Persönlichkeit und Lehre. Deutsches Protestantenblatt 32, Nr. 29, Juli 15, S. 235—36.

Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von Jackson, Zoroaster the Prophet of Ancient Iran.

1. **Blochet** E. Le livre intitulé l'Oulamā-i Islām. Rev. de l'hist. des rel. 36, 23—49.

Important as contributing to our knowledge of this treatise which contains so much interesting information regarding Zoroastrianism.

3. **Cumont** F. Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra. I. Introd. Bruxelles. 377 S. 4⁰.

1. Mithra und Kult desselben seit der ar. Zeit. seine Verbreitung in Asien bis zum 1. Jh. v. Chr. 2—6. Der Mithraismus des römischen Reichs. II (ebd. 1896): Abbildungen.

4. **Gasquet** A. Essai sur le culte et les mystères de Mithra. Paris. 143 S.

5. **Geiger** und **Kuhn** Grundriss der iranischen Philologie 1, 2. Abteilung, 3. Lieferung, S. 321—424. (Kleinere Dialekte und Dialektgruppen. Von W. Geiger.)

Vgl. unten.

6. **Jackson** A. V. W. Indo-Iranian Contributions. JAOS. 22, 54—57.

Comprises the following points: 1) Skt. *váhīyaṅs*, cf. Av. *razyāstra*. — 2) Skt. *karṣa* a weight, in Anc. Pers. Inscr. 'II *karšā*'. — Skt. *chala* is suggested for explaining Anc. P. *sar*(...). — 4) Av. *aoδa*, cf. Skt. *uda*, *udan*. — 5) Av. *vītāpəm* 'out of reach'. — 6) Av. *spəntō frasnå* as a dual. — 7) The curse of a cow brings childlessness. — 8) The *hōm*-plant and the birds in the Dīnkart. — 9) The national emblem of Persia. — 10) Anc. Pers. τυκτά in Herod. 9. 10, is *tuktá*.

7. **Lehmann** E. Zarathustra, en bog om Persernes gamle tro. I. del.

Kjøbenhavn, det Schubotheske Forlag (Lybecker og Hirschsprung). XI, 192 S. 3,50 Fr.

Anz. von F. Justi Arch. f. Religionsw. 3, 194—207. Treats of the Avesta, ancient Persian history and religion. To be continued.

8. **Menant** D. Les Parsis: Histoire des communautés zoroastriennes de l'Inde. Première Partie. Paris Leroux 1898. XIV, 480 S. (Annales du Musée Guimet. Bibliothèque d'Études. Tome septième.)

The present part gives a history of the civil life of the Parsis down to to-day and especial attention is paid to the development of education among the Parsi community. The volume is adorned by a number of illustrations and photographs of prominent Parsis. The second part, which is expected soon to appear, will contain an exposition of the religious system of the Parsis.

9. **Pizzi** I. Gli Studi Iranici in Italia. Studi Italiani di Filologia Indo-Iranica (diretti da F. L. Pullè). Firenze 1897. S. 57—72.

A brief account of the work of Italian scholars in the field of Iranian philology, treating of Garzoni and Zanolini, pioneers of the last century, Ascoli, Giussani, Lignana, De Vicentiis, Cimmino, Guidi, Bonelli, Moratti, Pizzi, Rugarli, and Giannini.

10. **Söderblom** N. Les Fravashis: Étude sur les traces dans le Mazdeisme d'une ancienne conception sur la survivance des morts. Paris Leroux. 79 S. (Extrait de la Revue de l'Histoire des Religions.)

As the sub-title unplies, this monograph treats espicially of the Fravashis in their relation to the dead and with reference to the funeral rites, ceremonies, and festivals in honor of the deceased. A special chapter, *ashaonãm fravashayo*, contains among other things a discussion of the etymological meaning of the word *fravashi*.

11. **Stackelberg** R. v. Bemerkungen zur persischen Sagengeschichte. WZKM. 12, 1898 S. 230—248.

The first note is 1) Der Berg Sabalān, and several passages are given from Persian and Arabic writers who connect Zoroaster's name with this mountain. — 2) Faršidhward, this and the similar form in the Yātkār-i-Zarērān are again connected with Frašhāmvareta of the Avesta. — 3) Behāfirīd of Firdausī has the same name as Vaṅhufedri of the Avesta and Veh Bad of the Parsi and tradition. — 4) Die Aždahākṡage bei den Armeniern — the Armenian form of this legend shows certain traits which seem to be borrowed from notions regarding the heretical sect of Mazdak. — 5) Zur Geographie des Bundeheš — the mountain 'Kōndrasp' should rather be understood as 'Gandaraw', and the sea of 'Sovbar' associated with the name of the dragon Sruvara of the Avesta. — 6) Afrāsiyāb, a note on the scene of his capture in Adharbaijan. — 7) Karsēvaz. — 8) Hārūt und Mārūt. — 9) Māhyār. — 10) Spityura, this demon was a false brother of Yima. — 11) Der Kamakvogel, its relation to the Sīmūrgh. — 12) Barzapharnes. — 13) Firēdhūn, his statue keeps guard over the demon Aždahāk according to the Armenian Moses of Chorene and an Arabic writer.

12. **Thornton** D. M. The Parsi, Jaina, and Sikh. Being the Maidland Prize Essay for 1897. 1898.

Avestisch.

13. **Bartholomae** Chr. Arica XI, XII. IF. 10, 1–19 und 189–203.

These articles contain so much valuable material for Avestan lexicography that mention is made especially of them here besides including them above under III A.

14. **Kanga** Navroji Mânekji Nasarvânji The Vendidâd translated into English from Pahlavi (Dastur Darab Peshotan Sanjana's edition), with a transliteration in Roman characters, explanatory and philological notes, and introduction. Bombay. 32 S.

15. **Kirste** J. Zwei Zendalphabete des Britischen Museums (mit einer Tafel). WZKM. 20, 1898 S. 261–266.

Comments are made upon certain characteristics of two alphabets in Avestan manuscripts of the Hyde collection. Attention is called to a note in one of the colophons where the scribe renders Av. θ, ɣ by Skt. *th, gh.*

16. **Mills** L. H. The Sanskrit equivalents of Yasna XLIV. Actes XI. Congrès des Or., Sect. I. S. 317–326.

17. **Mills** L. H. Asha as The Law in the Gāthas. JAOS. 20, 31–53.

A discussion of the various shades of meaning of *aša* in all the passages in the Gāthas.

18. **Mills** L. H. The personified Asha. Journal Amer. Or. Soc. 20, 277–302.

This article forms a sequel to the author's 'Asha as the Law in the Gāthas'. It discusses the character of *Asha* personified as the archangel and then the nature of *Asha* as incorporate in the Holy Community, or the Zoroastrian congregation.

19. **Mills** L. H. God has no Opposite (a Sermonette from the Persian). Asiatic Quarterly Review 7, No. 13, January.

20. **Mseriantz** Lévon S. K Bosporskoi Onomastikye, Sobstrennoye imya Σωρακος (On the vocabulary of the Bosporus, the proper name Σωρακος. Extract from the collection of Memoirs of the Ethnographical Section). Napecatano iz Sbornika Trudov Etnografičeskowa 14, 1–6.

A study of the proper name ΣΩΡΑΚΟΣ which is found in a catacomb of Kertch in the Crimea, and the suggestion is made to explain this name as of Iranian origin, from **Sauraka-*, cf. Av. *saora.*

21. **Remy** A. F. J. Sanskrit *jana*, Avestan *zana.* JAOS. 20, 70.

The Skt. word *jana* is called in to explain the Avestan απ. λεγ. *srvō-zana* 'of the horned race'.

22. **Richter** O. Der Plural von gAw. *mazdāh- ahura-.* KZ. 34, 584–589.

The employment of the plural of Ahura Mazda is perhaps to be regarded as including also his Holy Spirit (Spenta Mainyu) and the Fire (Ātar).

23. **Wilhelm** E. Erânica. Actes XI. Congrès des Or., Sect. I. S. 261–274.

The following subjects are treated: 1. Zu Vend. IV. 24 und IX. 161 Spieg. = Westerg. Geldner IV. 5 und IX. 41. — 2. Afrīgān

Gahambār 3—6 übersetzt und erklärt — 3. Bemerkungen zum Vīshtāsp-Yasht. — 4. Der Genius Sraosha im Avesta und Serosch im Schāhnāmeh. — 5. Zu Firdausī.

Altpersisch.

24. **Foy** W. Beiträge zur Erklärung der susischen Achaemeniden-inschriften. ZDMG. 52, 564—605.

An elaborate investigation of the Susian cuneiform inscription with reference constantly to the Ancient Persian; there are discussions of morphology and syntax and various translations of Susian passages in connection with the Persian. The article contains also an index of the Susian words discussed.

25. **Hüsing** H. Altiranische Mundarten. KZ. 36, 556—567.

The various forms under which Mithra appears in proper names, together with other reasons, leads to the assumption of the presence of several dialects in the Old Persian Inscriptions.

26. **Justi** F. Zur Inschrift von Behistan I. 63. ZDMG. 53, 89—92.

In answer to Foy's objections to his explanation of several ἀπ. λεγ. in this difficult passage.

27. **Oppert** J. Le calendrier perse. Actes XI. Congrès des Or., Sect. I. S. 327—348.

28. **Tolman** C. H. and **Stevenson** J. H. Herodotus and the Empires of the East. Based on Nikel's Herodot und die Keilschriftforschung. New York American Book Co. 102 S.

This book forms part of the Vanderbilt Oriental Series. It is based throughout directly on Nikel's treatise as stated in the title. But a brief sketch of the customs, religion and language of the Persians, with some chronological material, is added at the end.

Pahlavi und Mittelpersisch.

29. **Blochet** E. Catalogue des manuscrits mazdéens (Zends, Pehlvi, Parsi et Persans) de la Bibliothèque Nationale de Paris: Bibliothèque moderne II, No. 9; 11; 13. Paris. [Cf. OB. XIII. 1612].

30. **Casartelli** L. C. Note on a Pehlevi inscription in the Dublin Museum. Actes 9. Congrès des Or., Sect. I. S. 353—356.

With a reproduction of the inscription.

31. **Casartelli** L. C. Pehlevi Notes VII — An Inscribed Sassanian Gem. Babylonian and Oriental Record.

"The inscription is read as *Atūrdūkhtī apaçtān val Yazdān* Atrōdūkhti [has] recourse to God".

32. **Harlez** C. de L'inscription pehlevie de la croix de S.-Tomé. Actes XI. Congrès des Or., Sect. I. S. 249—252.

With a reproduction.

33. **Irani** Khudāyār Dastūr Shaharyār The Pahlavi Texts containing Andarz-ī Ādarbād Māraspandān, Andarz-ī Vēhzād Farkho Fīrūz, Andarz-ī Khūsrū-ī Kavādān, Mādigān-ī chatrang and Kārnāmak-ī Artakshatar-ī Pāpakān. With transliteration in Avesta Character and translation in Persian. Bombay Fort Printing Presss. 24+102+67 S. large 8°.

The aim of this book is to make some of the Pahlavi texts more easily accessible to the Persian Zoroastrians.

34. **Modi** Jivanji Jamshedji Aiyādgār-i-Zarīrān, Shatrōihā-i-Airān, and Afdiya va Sahigiya-i-Sistan. Translated with Notes. (Guzerati and English). Bombay (Education Society's Steam Press). 180 S.

A translation of three important short Pahlavi treatises, with numbrous notes. The first had previously been rendered into German by Geiger (Das Yāṯkār-i-Zarīrān); the latter two relating to the 'Cities of Iran' and 'The Wonder and the Greatness of Sīstān' have been published in translation for the first time. A map accompanies the volume.

35. **Pahlavi texts**. Ed. by Jamaspji Dastur Minocheherji Jamasp-Asana. I: Ayîbâtkâr-i Zarîrân — Shatunîhâ-i Aêrân — Awadîh u sahîhîh i Sigastān — Khûsrû-i Kavâtān u rîtak-î — Andarzîhâ-i Pêshînîkān — Chîtak andarz-i Poryôtakeskān. Bombay 1897. gr. 8⁰. 48 S. (Leipzig Harrassowitz. 8 M.).

36. **Sanjana** Peshotān Dastur Behramjee The Dinkarḍ: The original Pahlavi text; the same transliterated in Zend characters; translations of the text in Gujarati and English languages; a commentary and a glossary of select terms. Vol. VIII. Published under the patronage of the Sir Jamshedji Jeejeebhai Translation Fund. Bombay 1897.

A continuation of this work which has been appearing for some years.

37. The Pahlvi Zand-i-**Vôhûman Yasht**, text with transliteration and translation into Gujrāti, and Gujrāti translation of the Pahlvi Mīnō-i-Khirad with notes by Kaikobād Adarbād Dastūr Nosherwān. Poona. 4⁰. 27, 28, 152 S. (Leipzig Harrassowitz. 9 M.).

Neupersisch und andere iran. Sprachen.

38. **Arnold** Sir Edwin The Gulistan: Being the Rose-Garden of Shaikh Sa'dī; the first four Brbs or Gateways. Translated in prose and verse. London Burleigh. 3 s. 6 d.

Rezens., Spectator 1899, S. 378 f.; Lit. World 30, 275 f.

39. **Bacher** W. Der Dichter Jūsuf Jehūdi und sein Lob Moses. ZDMG. 53, 389—427.

This poet belongs to a circle of Judaeo-Persian poets of Bokhārā whose works are known through a collection in two manuscript volumes brought from Bokhārā to Europe in 1897. The poems of Jūsuf Jehūdi are the most numerous in the collection. The article treats first (1) of him; and second (2) of his poem in praise of Moses, which is given in full in Hebrew and Persian characters and then translated; and finally (3), some other Hebraeo-Persian verses on Moses and Elijah are added with comments on the Bokhārā school.

40. **Browne** E. G. The Sources of Dawlatshāh, with some Remarks on the Materials available for a literary History of Persia, and an Excursus on Bārbad and Rūdagī. JRAS. Gt. Br. and Ireland Jan. 1899

41. **Browne** Edward G. Yet more Light on 'Umar-i-Khayyām. JRAS. Gt. Brit. and Ireland April 1899.

On p. 414 a passage is cited, the misunderstanding of which gave rise to the Rose-tree cult of the 'Umar Khayyām Society.

42. **Browne** Edward G. The Chahār Maqāla ("Four Discourses") of Niḏhámí-i-'Arúḍí-i-Samarqandí. Translated into English. Reprinted from the Journal of the Royal Asiatic Society. JRAS. July and October 1899.

This interesting work translated from the Persian contains four discourses on the callings of secretaries, poets, astrologers, and physicians, and it adds some new and voluable information to our knowledge of Persian authors. An index is appended.

43. **Cimmino** Francesso. Dal Poema Persiano Jusuf e Zuleicha di Mevlana Abderrahman Giami. Accademia di Acheologia, Letter e Belle Arti 20, 1—107, Napoli.

44. **Doctor** Sorabshaw Byramji. A Compendium of Persian Grammar and General Literature for the Use of High Schools and Colleges. Surat The Mission Press 1897. VIII, 328 S. 16mo. 1 Rupee and 4 Annas.

45. **Geiger** W. Grundriss der iranischen Philologie. Erster Abschnitt VIII. Kleinere Dialekte und Dialektgruppen. 1, 2 Ab., 3 Lief., S. 321—424. Strassburg Trübner.

This number contains: 1. Die Pāmir-Dialekte (Fortsetzung und Schluss); 2. Die kaspischen Dialekte; 3. Zentrale Dialekte, Anhang I. Bemerkungen über das Tādschikī, II. Bemerkungen über das Judenpersisch; 4. Allgemeine Übersicht über die Dialekte und ihre Gruppierung.

46. **Gray** L. H. Certain parallel developments in Pāli and New Persian Phonology. Journal Amer. Or. Soc. 20, 229—243.

Discusses certain points of resemblance in the phonology of the Pāli as compared with that of the New Persian. It is especially noted that the coincidences between the two languages are due solely to the operation in both dialects of the laws of development which govern the Indo-Iranian languages in general. The comparison serves to throw further light on Iranian phonology.

47. **Horn** P. Ein Persische Kulinarischer Dichter. Beilage zur Allgem. Zeitung No. 21, 22. Jan. 26, 27, 1899.

A notice of the life and literary work of the poet At'ima (i. e. 'Victuals') of Shiraz and Ispahan, who died about A. D. 1427.

48. **Hübschmann** H. Zur persischen Lautlehre. KZ. 36, 153—178.

The following subjects are treated: 1) Np. *bāzū* oder *bāzō* 'arm'? — decision is given in favor of the *ū*-form, Np. *bāzū* and Phl. *bāzūk* as the older. — 2) Np. *panīr* oder *panēr* 'Käse'? — the former is preferable on account of the Armenian. — 3) Arm. *nštir* = np. *nēštar* 'Lanzette', a discussion of the etymology of these kindred words. — 4) Np. *xirs* 'Bär' comes from an orig. Iran. **ṛsa-* = Idg. **ṛk¹-o-*, as a collateral form of Iran. **ṛša-* = Idg. **ṛk¹þ-o*. — 5) Vokalisches *ṛ* im Persischen, further material on the representation of Aryan *ar* as *ar*, and *ṛ* as *ər* (= *ur*, *ir*) in Middle and New Persian. — 6) Ap. **māragna*, cf. Gk. μάραγνα 'scourge' in Aeschylus and Euripides; the Greek is to be regarded as a Persian loan-word.

Ap. **māragna* 'Schlangen tödtend'. — 7) Skr. *mudrā*, cf. Np. *muhr* and Arm. l. w. *muhrak*, Chald. *muhraq*; all these presuppose a Phl. **muhrak* and Ap. **mudrā* or *muδra*. The Indian word, moreover, probably goes back through the Ap. to an Assyrian. — 8) Does not accept the explanation of Ap. *Vaumisa* as *Vaumiϑra* which Hüsing supports.

49. **Jāmī** and **Farīd uddīn Attar** Salaman and Absal, an Allegory translated from the Persian of Jami. Together with Farrid-uddin Attar's Bird-Parliament. By Edward Fitz Gerald Edited by Nathan Haskell Dole. Boston (U. S. A.), Page and Co. S. 1—187. 18mo.

50. **Kápadiá** Jamshedjee Pállonjee Firdúsi an accurate Historian: the Parthians, Magians from the time of the Vedas. As. Qu. Rev. 7, 390—399.

51. **Nicholson** R. A. A Persian Manuscript attributed to Fakhru'd-dīn Rāzī. JRAS. Gt. Br. and Ireland. Jan. 1899.

New York. A. V. W. Jackson.

III. Armenisch.

1. **Lehmann** C. F. Religionsgeschichtliches aus Kaukasien und Armenien. Archiv für Religionswissenschaft 3. 1900. S. 1—17.

Contains an account of numerous religious rites and superstitious practices still to be observed in Armenia and the Caucasus as a survival of the ancient custom of tree worship and the adoration of rivers, wells, and springs.

2. **Marr** N. Zur Frage über die Probleme der armenischen Philologie (russ.). Žur. Min. 324, Juli, S. 250—251.

3. **Adjarian** H. Les explosives de l'ancien Arménien. La Parole 1, 119—127 (mit Abbildungen).

Dazu: Rousselot Notes sur les évolutions phonétiques 127—36 und Meillet Notes historiques sur les changements de quelques explosives en arménien 136—37.

4. **Meillet** A. De quelque aoristes monosyllabiques en arménien. MSL. 11, 16.

5. **Meillet** A. Le génitif singulier des thèmes pronominaux en arménien. MSL. 11, 17 f.

6. **Meillet** A. Le génitif en *-oj* des noms de parenté en arménien moderne. MSL. 11, 18 f.

7. **Meillet** A. Recherches sur la syntaxe comparée de l'arménien (suite). MSL. 11, 369—89 (1900).

II. Les règles d'accord de l'adjectif (vgl. MSL. 10, 241 Fussnote). A. Les règles. 1. Adjectifs qualificatifs. — 2. Adjectifs possessifs, relatifs et interrogatifs. — B. Essai d'explication historique.

8. **Karst** J. Aussprache und Vokalismus des Kilikisch-Armenischen. Erster Teil einer histor.-gramm. Darstellung des Kilikisch-Armenischen (Dissertation). Strassburg Trübner. 74 S.

9. **Margoliouth** D. S. The Syro-Armenian dialect. JRAS. 1898. S. 839—61.

10. **Msériantz** L. Notice sur la phonétique du dialecte arménien de Mouch. Actes du XI. Congrès des Orient., Sect. I, S. 299—316.

11. **von Patrubány** L. Lautlehre der Mušer Mundart. Sprachwissensch. Abhandlungen 1, 271—88.

— Lautlehre der neuarmenischen Mundart von Tiflis. ebd. S. 289—302.

— Armenisch-deutsches Wörterverzeichnis. ebd. S. 307.

— Kleine Mitteilungen. ebd. 309—14.

12. **Tomson** A. I. Zur Phonetik des polnisch-(galizisch-)armenischen Dialekts (russ.). Zap. d. Univ. Odessa 77, 205—222.

Wandel von bet. *o* zu *vъ* (Anl.) und *ъ* (Inl.); ähnlich von bet. *e* zu *je*.

13. **Voith** A. Siebenbürgisch-Armenisch. Sprachwissensch. Abhandlungen, hrsg. von L. v. Patrubány 1, 306 f.

14. **Adjarian** H. Armenische Etymologien. Sprachwissensch. Abhandlungen, hrsg. von L. v. Patrubány 1, 302—4.

15. **Bittner** M. Armen. *χmor* 'Sauerteig'. WZKM. 13, 296.

16. **Brockelmann** C. Ein assyrisches Lehnwort im Armenischen. Zeitschr. f. Assyriologie 13, 327 f.

Arm. *Kmaḫkh* 'Leiche, Skelett'＝assyr. *ḳimaḫḫu* 'Sarg'.

17. **Meillet** A. Étymologies arméniennes. MSL. 11, 390—401 (1900).

1. In vielen zusammengesetzten Adjektiven erscheinen *i*-Stämme an Stelle der *o*-Stämme beim Simplex. Das erinnert an lat. *somnus-exsomnis*, air. *adbur-saidbir*, awest. *ahura-āhuiriš*. — 2. arm. *bor* 'bourdon' : πεμ-φρη-δών. — 3. *geljkh* 'glande'; das anl. *g* erklärt sich daraus, dass die gutturale Aspirata ihren eignen Weg gegangen ist (vgl. das Keltische IF. 4, 264 ff.). — 4. *erku* entspricht lautlich idg. *dwō*. — 5. *matn* 'doigt': m. bret. *ment* (V. Henry). Die Behandlung des *t* ist gleich der des *k* in *akn*. — 6. idg. *ni-* im Arm. — 7. indoiran. *r* in armen. Lehnwörtern. — 8. Redoublement. — 9. Verba auf *-nu-* — 10. *sul* 'court' : *śárl-toh*, κλάω. — 11. *thēruthiwn* hat *e* (nicht *ē*), statt *i* : der Einfluss des flg. *u* ist die Ursache davon. — 12. *melr* 'miel' : μέλι (Lagarde) durch Kontamination von *melit-* mit *medhu-* entstanden.

18. **Thumb** A. Die griechischen Lehnwörter im Armenischen. Beiträge zur Geschichte der Κοινή und des Mittelgriechischen. Byzantinische Zeitschrift 9, 388—452.

Verwertet die ins Armen. eingedrungenen griech. Lehnwörter zur Aufhellung der griechischen Lautgeschichte.

19. **Sandalgian** I. L'idiome des inscriptions cunéiformes urartiques. Rom Loescher & C. 1,25 Frs.

Ein Versuch, die Sprache der armen. Keilinschriften als eine indogermanische zu erweisen.

20. **Abeghian** M. Der armenische Volksglaube. Jenaer Diss. Leipzig. 127 S.

Angez. von J. v. Negelein, Globus 78, 288—293.

IV. Griechisch.

1. **Prozorov** P. Systematickij ukazatel' knig usw. (Systemat. Verzeichnis von in Russland gedruckten russischen und anderssprachigen Büchern und Aufsätzen zur griech. Philologie.) Petersburg Akademie. XVI, 375 S.

2. **Brugmann** K. Griechische Grammatik (Lautlehre, Stammbildungs- und Flexionslehre und Syntax). Mit einem Anhang über griechische Lexikographie von L. Cohn. 3. Aufl. Handbuch der klass. Altertumswiss. II, 1. Abteil. München Beck 1900. XIX, 632 S. 12 M.

3. **Bocquet** A. J. Principes de phonétique grecque.

4. **Deissmann** A. Hellenistisches Griechisch (mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Bibel). Artikel in der Realencyklopädie für protestant. Theologie. 3. Aufl. VII. S. 627—639.

5. **Fick** A. Anzeige von Kretschmers Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache. BB. 24, 292—305.

F. bespricht eingehend Kap. VII—XI des Werkes.

6. **Zacher** K. Kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes. Philologus. Suppl. 7, 437—530.

Darin II. das ny ephelkystikon bei Aristophanes. III. Die Endung der 2. Person Sing. Indic. Medii: Die alte Form ist -ηι, welche von den Tragikern beibehalten wurde; in der Umgangssprache der Athener wurde daraus in der 2. Hälfte des 5. Jahrh ει, was von den Komikern und Rednern akzeptiert wurde. IV. Zur Worterklärung. 1. ἐπίπαστα. 2. κλαστάζω. 3. κόλαξ. 4. κολόκυμα. 5. ἀπεπυδάρισα und περιεκόκκασα.

7. Χατζιδάκις Γ. Ν. Περὶ τοῦ χρόνου τῆς τροπῆς τοῦ μακροῦ α εἰς η. Ἀθηνᾶ 11, 393 f.

Ein chronologisches Zeugnis für den vollständigen Zusammenfall von altem und sekundärem η ist das Auftreten gegenseitiger flexivischer Beeinflussung der α-Stämme und der ς-Stämme auf -ης, wie sie bei Herodot in Akk. Ἀρισταγόρεα u. dgl., auf attischen Inschriften in Κλεοφράδην u. dgl. seit Ende des 5. Jahrh. vorliegt.

8. **Hatzidakis** G. N. Über die Lautgruppe υη im Attischen. KZ. 36, 589—596.

Nicht υᾱ sondern υη ist die lautgesetzliche Form des Attischen, d. h. ᾱ ist nach υ nicht wie nach ε ι ρ behandelt worden. Die Ausnahmen sind entweder als Entlehnungen der nicht-jonischen Dialektgruppe zuzuschreiben oder sind durch jüngere Analogiebildung veranlasst (z. B. εὐφυᾶ u. ä. nach ὑγιᾶ).

9. **Kretschmer** P. Aphaerese im Griechischen. KZ. 36, 270—273.

Inschriftliche Belege für die Aphärese in agr. Personennamen.

10. Χατζιδάκις Γ. Ν. Περὶ τῆς προφορᾶς καὶ ἐκπτώσεως τοῦ γ ἐν τῇ ἀρχαίᾳ Ἑλληνικῇ. Ἀθηνᾶ 11, 162.

In ἀγήοχα, ὀλίον, böot. ἰών und Φιάλεια ist der Ausfall des γ kein spontan lautlicher Vorgang, sondern in ἀγήοχα durch Dissimilation, bei den übrigen durch Analogie (nach πλεῖον, böot. τιού = τύ, bezw. φιάλη) veranlasst.

11. Χατζιδάκις Γ. Ν. ῬΗοή oder Ηροή? Ἀθηνᾶ 11, 472.
ῥ ist kein tonloses, sondern aspiriertes *r* (*rh*).

12. **Schmidt** J. Die elischen Verba auf -ειω und der urgriechische Deklinationsablaut der Nomina auf -εύς. Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1899 S. 302—315.

Den Verben auf -εύω im Attischen entsprechen elische Formen auf -είω, vgl. φυγαδείοι und φυγαδείην auf einer jüngst gefundenen elischen Inschrift (Meister Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1898, 218 ff.), ferner λατρειόμενον; κατιαραίων (ibidem) = καθιερεύων enthält das bekannte elische ᾰ = ggr. ε und ist ebenfalls ein Zeuge für die elische Bildung auf -είω; das Verhältnis zum Aorist auf -ευσα (vgl. φυγαδεύαντι, κατιαραύσειε) entspricht dem von καίω : ἔκαυσα u. ä. Die Verba auf -είω können nur aus -εϝι̯ω (nicht aus -ηϝι̯ω) erklärt werden und beweisen somit einen Ablaut βασιλευ : βασιληυ. Der Nom. auf -εύς (der übrigens zusammen mit dem Aorist auf -ευσα im Attischen das Präsens auf -είω zu -εύω umgestaltete) ist nicht lautlich aus -ηύς entstanden, sondern aus Dat. Pl. -εῦσι (mit schwacher Stufe) übertragen. Verf. bekämpft das Kürzungsgesetz für langen Vokal + *u̯* + Konsonant (S. 8—12 über das Pronomen οὗτος).

13. **Fennell** C. A. M. Greek stems ending in -ι- and -ευ- and Ἄρης. The Class. Rev. 13, 306.

Für βασιλεύς wird von Stammformen -ει̯υ- und -ει̯εϝ-, für Ἄρης von Ἀρεσυ- ausgegangen.

14. **Schmidt** J. Das Zahlwort μία, ἴα. KZ. 36, 391—399.

Der Verf. weist die älteren Erklärungen zurück, besonders auch diejenige, welche die Verschränkung zweier Wortstämme annimmt. Die homerischen Gedichte lassen noch die ältere Flexion μία Gen. ἰᾶς Dat. ἰῇ Akk. μίαν erkennen: idg. **smía* wurde μία, idg. **smjā́s* schon in indog. Zeit **sjā́s*, woraus griech. **isjā́s* (vgl. ἴσθι = idg. **zdhí*), ἰᾶς.

15. **Richter** W. Das griechische Verbum in seinen wichtigsten Erscheinungen erläutert und in Tabellen zusammengestellt. Gymn.-Progr. Küstrin.

16. **Lautensach** O. Grammatische Studien zu den griechischen Tragikern und Komikern. Augment und Reduplikation. Hannover und Leipzig Hahn. VIII, 192 S. 6 M.

17. **Parodi** E. G. Intorno alla formazione dell' aoristo sigmatico e del futuro greco. Studi ital. di filol. class. 6, 417—457.

Der "Bindevokal" -α- ist hervorgegangen aus einer Vermischung der Typen -σ- und -ασ- (= ai. -*iš*-); der 3. Typus -εσ- liegt in ᾔδεα usw. unmittelbar, sowie in weiterer Umgestaltung in ἐκόρεσ(σ)α u. ä. (statt *ἐκέρεσα usw.) vor.

18. **Solmsen** F. Dorisch ἄγει 'auf, wohlan'. Rhein. Mus. NF. 54, 343—350. 495.

Das in Cramers Anecd. Oxon. I 71 bezeugte ἄγει ist wie πίει ein Imperativ ἄγε (πίε) + Interjektionspartikel ει; das gleiche -ει steckt vielleicht auch in οὖνει · δεῦρο Hesych (zu einem Verbum *οὔνω).

19. **Stratton** A. W. History of Greek Noun-Formation. I. Stems with -μ-. Studies in Class. Philol. (Chicago) 2, 115—243.

(Ist im Anz. 12, 65 f. besprochen worden.)

20. **Brugmann** K. Der Ursprung der Barytona auf -coc. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sogen. Kurzformen des Griechischen. Ber. d. k. Sächs. Ges. d. Wiss. 1899, S. 177—218.

Das Suffix -coc kommt in Eigennamen (Kurznamen) wie Δάμαcoc und in Appellativen wie κόμπαcoc, μέθυcoc, κέραcoc, πέταcoc usw. vor: auch im letztern Falle handelt es sich um Kurznamen; nachdem -coc einmal in Appellativen aufgekommen war, konnte ein solches Nomen auch ohne vorangegangene Vollform gebildet werden. Die Bildung mit -coc ist von Komposita ausgegangen, deren erstes Glied ein Stamm mit *-t-* (vor Vokalen) oder *-ti-* (vor Konsonanten) war; diesen Komposita entsprechen Kurzformen auf *-tos* und *-tis*: als aber *-ti-* zu -cι- wurde, wurde c auch auf die Formen mit *t-os* übertragen, woraus das Suffix -coc resultierte. Bei manchen Wörtern auf -coc (wie z. B. πύξoc, νῆcoc, δρόcoc u. a.) lässt sich die Zugehörigkeit zu dieser Bildung nicht sicher ausmachen.

21. Χατζιδάκιc Γ. Ν. Περὶ τονικῶν ἀνωμαλιῶν ἐν τοῖc cυνθέτοιc ἀναρρόη ὑδρορρόη κατάρα. Ἀθηνᾶ 11, 378—383.

Komposita mit femininen, oxytonierten Abstraktis auf -ή und -ά im 2. Glied behalten ihre Endbetonung nur, wenn das erste Glied eine Präposition oder eine analoge Partikel ist und das Kompositum ein Abstraktum bleibt. κατάρα ist nicht Zusammensetzung von κατά und ἀρά, sondern eine a-verbo-Bildung zu καταρῶμαι (wie ἧττα zu ἡττῶμαι).

---

22. **Dörwald** P. Zur griechischen Tempuslehre. Gymnasium 5, 145—152.

23. **Stahl** J. M. Zum Gebrauch des prädikativen Partizipiums im Griechischen. Rhein. Mus. NF. 54, 494 f.

Nachträge zu Rh. Mus. 54, 150 f. und Gildersleeve im Am. Journ. of Phil. 19, 463 f. Vgl. ferner den Nachtrag von Stein Rh. Mus. 54, 496.

24. **Stahl** J. M. Zum Sprachgebrauch des Thukydides. Rhein. Mus. NF. 54, 150—151.

Beispiele für den Gebrauch des Partizips statt eines Verbal substantivs.

25. Παντάζηc Μ. Τὸ τῆc ἑλληνίδοc φωνῆc διαcαφητικόν. Ἀθηνᾶ 11, 443—458.

Verf. stellt aus Homer alle Fälle zusammen, welche 'Prolepsis' irgend welcher Art darstellen.

26. **Lawton** W. C. 'Fourth Class Conditions'. The Class. Rev. 13, 100—109.

Verf. bekämpft die Anschauung Goodwins (Griech. Gramm. § 1408), dass die Form des Konditionalsatzes "εἰ c. opt., opt. + ἄν" futurischen Sinn habe: der griech. Potentialis gehört der Bedeutung nach meist der Gegenwart, seltener der Zukunft, bisweilen auch der Vergangenheit an oder ist in manchen Fällen überhaupt zeitlos.

27. **Schöne** H. Verschränkung von Redegliedern im wiedererzählten Dialog. Rhein. Mus. 54, 633—638.

Die mannigfache Stellung des parenthetischen ἔφη ὁ .... innerhalb der direkten Rede wird durch Belege aus Plato u. a. Schriftstellern erläutert.

28. **Crönert** W. Zur griechischen Satzrhythmik. Rhein. Mus. 54, 593.
Das Thema wird untersucht in Bezug auf die grosse philosophische Inschrift von Oinoanda aus dem 2. Jahrh. n. Chr. (im Bull. de corr. hell. 21, 343 ff.).

---

29. **Allen** T. W. The Text of the Iliad. The Class. Rev. 13, 110—116.
Übersicht über die handschr. Überlieferung und ihre Klassifizierung.

30. **Allen** T. W. The ancient and modern Vulgate of Homer. The Class. Rev. 13, 334—339.
Nachdem der Verf. Kriterien für die Feststellung der antiken Homervulgata aus der Art der Zitate in den Scholien gewonnen hat, vergleicht er die Lesarten dieser alten Vulgata mit derjenigen, welche in unsern Hschr. vorliegt. Von 502 Fällen stimmen 303 = 60% überein, 116 = 24% sind unbestimmt, 83 = 16% der handschriftlichen Lesarten widersprechen der antiken Vulgata: durch diese letzteren ist ein neues Element in den Homertext gekommen, dessen Ursprung zu untersuchen wäre.

31. **Allen** T. W. Aristarchus and the modern Vulgate of Homer. The Class. Rev. 13, 429—432.
Auf Grund statistischer Zusammenstellung kommt Verf. zu dem Ergebnis, dass von 664 Lesarten des Aristarch $^5/_{11}$ gar nicht, $^4/_{11}$ nur in einem Teil der Handschriften, $^2/_{11}$ in allen Handschriften Spuren hinterlassen haben.

32. **Bérard** V. Les Phéniciens et les poèmes homériques. Rev. de l'Hist. des Réligions 39, 173—228, 419—460.
(I.) Die Phönizier waren in den Zeiten der homerischen Kultur Herren des ägäischen Meeres; bewiesen wird dies durch diejenigen Namen von Inseln und Örtlichkeiten, welche uns in doppelter Form bekannt sind: Κάcoc — Ἄχνη, Ῥήνεια — Κελάδουcca, Ἴμβραcoc — Κυπαριccία, Ἀμφρυcoc — Κυπάριccoc, Θουρία — Αἴπεια, Θούριον — Ὀρθόπαγοc, Σάμοc — Ὕψυοc, Σάμη — Κεφαλληνία, Μεροπία — Ἄκιc, Πάξοc — Πλάτεια, Σόλοι — Αἴπεια: die zweite, griechische Bezeichnung ist jeweils eine Übersetzung der ersten, welche sich aus semitischem Sprachmaterial erklären lässt. Vgl. auch S. 368, wo über einen Aufsatz desselben Verfassers in den Annales de Géographie no. XXXIV referiert wird, der sich mit semitischen Ortsnamen in Megara beschäftigt. (II.) 1. Der Handelsverkehr der Phönizier im ägäischen Meer vollzog sich ähnlich wie derjenige der "Franken" im 17. Jahrhundert. — 2. Spuren semitischer Zeiteinteilung (Siebenzahl, Woche) bei Homer. Weitere Beispiele semitisch-griechischer Namendoubletten (Σκύλλα — πετραίη, Χάρυβδιc — ὀλοή u. a.). — 3. Weitere geographische Doppelnamen, z. B. Θήρα — Καλλίcτη, von denen der eine semitischen Ursprungs ist.

33. **Mess** A. de Quaestiones de epigrammate Attico et tragoedia antiquiore dialecticae. Diss. Bonn 1898. 45 S.

34. **Reitzenstein** R. Zwei neue Fragmente der Epoden des Archilochos. Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1899, S. 857—864.
Veröffentlichung von 2 Bruchstücken einer Buchrolle des 2. Jahrh. n. Chr.

35. **Gercke** A. Zwei neue Fragmente der Epoden des Archilochos. Wschr. f. klass. Phil. 1900, S. 28 f.

Textkritisches und Exegetisches zur vor. Publikation.

---

36. **Sammlung** der griech. Dialektinschriften herausgegeben von H. Collitz. II. 6. Heft (die delphischen Inschriften, 4. Teil, Schluss). Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht. S. 643—963. 9,40 M.

37. **Sammlung** der griechischen Dialektinschriften. III, 5. (Schluss der 1. Hälfte des 3. Bandes). Die rhodischen Inschriften, bearb. von H. van Gelder. Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht. S. 411—688. 7,80 M.

38. **Die antiken Münzen Nord-Griechenlands** unter Leitung von F. Imhoof-Blumer, herausgeg. von der Kgl. Akademie der Wissensch. Bd. I. Dacien und Moesien, bearb. von B. Pick. 1. Halbband. Berlin Reimer. XV, 521 S. 4°. 54 M.

39. **Viereck** P. Die Papyruslitteratur von den 70er Jahren bis 1898. Bursians Jahresber. 102, 244—311.

A. Bericht über die Publikation von Papyrussammlungen und einzelnen Papyri. B. Die sich an die Papyri anschliessende Litteratur.

40. **Flinders Petrie**. Recent investigations into the sources of the Alphabet. The Journ. of the Anthropol. Instit. N. S. 2, 204—206.

Neuere Funde, besonders auch diejenigen von Evans auf Kreta und ähnliche Ägyptens, zeigen das sehr hohe Alter eines gemeinsamen mittelmeerländischen Alphabets.

41. **Widemann** F. Die Anfänge des griechischen Alphabets. Journ. des russ. Minist. d. Volksaufklärung. Abteil. f. klass. Phil. 1899 S. 57—96.

42. **Meister** R. Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie. I. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 51, 141—160.

1. Wiesenverpachtung in Thespiai: Interpretation der Inschrift Bull. 21, 553—568 (3. Jahrh.). 2. Tempelgesetz aus dem Tempel der Despoina in Lykosura (Ἐφημ. ἀρχ. 1898, 249—272; 3. Jahrh.). 3. Opferinschrift aus dem epidaurischen Asklepiosheiligtum Ἐφημ. ἀρχ. 1899, 1 ff. (Anfang des 4. Jahrh.). 4. Zum Kolonialrechte von Naupaktos. In der Stelle hοίτινές κα πίατες ἔντιμοι ΕΣ erklärt M. das letzte Wort ἧς aus *ἧες *ἑέϝες zu ἑύς 'rührig, wacker'.

43. **Καββαδίας Π.** Ἐπιγραφαὶ ἐξ Ἐπιδαύρου σχετικαὶ πρὸς τὴν ἐν τῷ ἱερῷ λατρείαν. Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1899 S. 1—24.

Im Dialekt (mit wenigen Ausnahmen); darunter eine Inschrift aus dem 5. Jahrh.

44. **Halbherr** F. Addenda to the Cretan Inscriptions. Amer. Journ. of Archaeol. 2, 79—94.

Meist kleinere Fragmente archaischer und jüngerer Inschriften aus verschiedenen Städten.

45. **Xanthoudidis** A. Inscriptions from Gortyna, Lyttos and Lató pros Kamara. Amer. Journ. of Archaeol. 2, 71—78.

Jüngere Inschriften ohne besondere Bedeutung.

46. **Ziebarth** E. Zur Überlieferungsgeschichte kretischer Inschriften. Rhein. Mus. NF. 54, 488–494.

Behandelt die handschriftlich überlieferten Inschriften.

47. **Schmidt** J. Die kretischen Pluralnominative auf -εν und Verwandtes. KZ. 36, 400–416.

Mit dem Eindringen der Κοινήformen φέρομεν usw. st. kret. φέρομες wurde zu ἁμὲς φέρομες zunächst ein ἁμὲν φέρομεν, dann weiter τινέν, ἀκούσαντεν und dgl. gebildet. Verf. vermutet in ἐγώ st. *ἐγόν (ai. *aham*) und lat. *egō* eine ähnliche Umbildung (*ἐγὸν ἔφερον : ἐγὼ φέρω); idg. **eγhom* war vielleicht ursprünglich ein neutrales Nomen wie z. B. mhd. *mîn lîp*, afranz. *mon corps*='ich'.

48. **Hiller von Gärtringen** F. Inschriften aus Rhodos. Mitteil. 23, 390–403.

Kurze (junge) Inschriften ohne besondere sprachliche Bedeutung.

49. **Kretschmer** P. Eine theraeische Felsinschrift. Philologus 58, 467–469.

Inscr. Graecae Insul. III nr. 553 wird gedeutet: τᾶδ' ᾦφε οἰσών σε 'hic futuit te postquam adduxit.

50. **Herzog** R. Reisebericht aus Kos. Mitteil. 23, 441–461.

Darin S. 447 ff. 3 Inschriften im Dialekt.

51. **Pomtow** H. Delphische Inschriften. Philologus 58, 52–76.

Stellt die Inschriften der Ostmauer zusammen.

52. **Vysoký** H. Zu den dodonaeischen Orakelinschriften. Philol. 58, 501 f.

Zu nr. 1596 von Collitz' Sammlung: unter Δωδωναῖοι sind "Götter von Dodona" (nicht Priester) gemeint.

53. **Keil** B. Zur thessalischen Sotairosinschrift. Mit einem Anhang über ἀγορανομεῖν und προχειροτονεῖν. Hermes 34, 183–202.

Zur Interpretation der Inschrift Mitteil. 21, 110 und 248 ff.

54. **Reinach** Th. Un temple élevé par les femmes de Tanagra. Rev. des Etudes gr. 11, 53–115.

Ausführlicher sachlicher und sprachlicher Kommentar einer neugefundenen grösseren Inschrift des 3. Jahrhunderts. Ausser vollständig neuen Wörtern und Namen enthält dieselbe neue Dialektformen: αὐτῖ Adv.=αὐτεῖ, νιοῦν=νῦν, δακκύλιος=δακτύλιος, δεδωῶση =δεδωκυῖαι; bemerke auch ἰαόντυς=ἐαόντοις, μεταφερόντυς=-όντοις, ἐσσεῖμεν=ἔσεσθαι, παΐλλος Deminutiv zu παΐς.

55. **Perdrizet** P. Inscriptions d'Acraephiae. Bull. 23, 91–96.

Im Dialekt (jüngere Inschriften).

56. **Bechtel** F. Zur Kenntnis des Eleischen. BB. 25, 159–163.

1. Die Zeugnisse für die Psilosis κά=καὶ ἁ u. ä. beweisen ebensowenig für Psilose wie lokr. κὸ und πεντορκίαν [? vgl. Ref. Unters. über den Spir. asper 32, 37 f.]. 2. Die Präpositionen κατά und ποτί verlieren vor Wortformen, die mit Dentalis anlauten, ihr τ: κατὸν=καττὸν u. ä. ist nicht ein graphischer sondern ein sprachlicher Vorgang. 3. 'Αλασυῆς weist gegenüber βασιλᾶες auf älteres -έϝες. 4. λεοίτα-ν, nicht ληοίταν: ein Verbum λείω (vgl. auch λεῖος usw. im Gesetz von Gortyn) wird durch eine kretische Inschrift des 4. Jahrh. (Amer. Journ. of archaeol. sec. ser. 1, 192 nr. 19) erwiesen.

57. **Bréal** M. Deux nouvelles formes éléennes. Rev. des Et. gr. 11, 99—116.

1. δηλόμηρ aus δηλόμευς = δηλόμενος. 2. ἀδεαλτώhαιε zu ἀδελτόω 'effacer' mit parasitischem α. (Beide Formen auf der neugefundenen elischen Inschrift in den Jahresheften des österr. arch. Inst.).

58. **Wilamowitz-Moellendorff** U. v. Grammatisches zu Benndorfs Urkunde von Ephesos. Hermes 34, 209—212.

59. **Haussoullier** B. Notes d'épigraphie Milésienne. θυορία, θεωρία, θεορία. Rev. de philol. 23, 313—320.

Das Wort, welches sich öfters auf (späten) Inschriften findet, bedeutet soviel wie εὐωχία (Festschmaus, Bankett), vgl. θυωρεῖσθαι und θυωρόν bei Hesych; θυωρία ist die ursprüngliche Form.

60. Μάτσας Ἰ. Ἐπιγραφαί Εὐβοίας. Ἀθηνᾶ 11, 265—300.

Darunter eine kurze archaische Inschrift aus Chalkis (nr. 22).

61. Κουρουνιώτης K. Ἐπιγραφαὶ Χαλκίδος καὶ Ἐρετρίας. Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1899 S. 133-147.

Nr. 10 kurze archaische Inschrift; die sonstigen Inschriften ohne sprachliche Bedeutung.

62. **Wilhelm** A. Altattische Schriftdenkmäler. Mitteil. 23, 1898, S. 466—492.

Erörtert die ältesten attischen Inschriften mit Bezug auf ihren Schriftcharakter.

---

63. **Jahn** A. Glossarium sive Vocabularium ad Oracula chaldaica, a Clerico post Patricium et Stanleium sub falso nomine Oraculorum Zoroastris mendose edita, nunc vero fontium ope correcta. Rev. de philol. 23, 193—225.

64. **Heine** G. Synonymik des neutestamentlichen Griechisch. Leipzig Haberland. XXIV, 222 S. 4 M.

65. **Enmann** A. Zur altgriechischen geographischen Onomatologie. II. Grai, Graeci. Journal des russ. Ministeriums der Volksaufklärung. Abt. für klass. Phil. 1899. S. 33—47.

Über den Inhalt s. Wschr. für klass. Phil. 1899, 1069.

66. **Lévy** J. Πελασγοί. Rev. de philol. 23, 332 f.

Eigentlich bedeutet Π. die "Grauen", dann die "Alten", die "Vorfahren".

67. **Fick** A. Altgriechische Ortsnamen VII. (Schluss.) BB. 25, 109—127.

Berichtigungen und Zusätze zu I—VI. Schlussbemerkungen: Ablehnung semitischer Ortsnamen auf griechischem Boden. Über den Wert der Namenforschung.

68. **Bechtel** F. Neue griechische Personennamen. Hermes 34, 395—411.

Behandelt die neuen im 3. Bd. der Inscr. Graecae insularum sich findenden Namen.

69. **Bechtel** F. Der Frauenname Ἀπάτη. Hermes 34, 480.

70. **Meister** R. Der lakonische Name Οἴβᾰλος. KZ. 36, 458 f.

Zu *οἴϜᾱ aus *ὄϜι̯ᾱ = κώμη, φυλή, vgl. οἶαι bei Hesych; auch

ὠβά aus *ὠϝἰα̃ gehört hierher. Das Wort bedeutete ursprünglich 'Schafweide'.

71. **Wilamowitz-Moellendorff** U. v. Πάϲνηϲ und Μάϲνηϲ. Hermes 34, 222 f.

72. **Kretschmer** P. Etymologisches. KZ. 36, 264—270.

Darin 6. ἀϲχέδωροϲ (Name des wilden Ebers in Sizilien) aus ἀν-ϲχε- und δορϝο- (δόρυ) 'Trotzespeer'. 7. Ὄξυλοϲ zu ὄξυλον· οἰϲόξυλον Hesych, ursprünglich ein Baumdämon.

73. **Prellwitz** W. Etymologische Miszellen. BB. 24, 215—218.

17. Ἀπέλλων (kypr. Ἀπείλων) Ἀπόλλων Ἄπλουν zu einer Wz. ἀπελ- 'kräftig sein', ion. ἀνηπελίη ἀϲθένεια [dazu Nachtrag S. 291 f.]. 18. περιημεκτεῖν 'unwillig sein' von *ἄ-μεκτοϲ zu lit. *mĕgstu* u. verw. 'jemandem wohlgefallen'. 21. ὀρρωδήϲ ὀρρωδέω, ion. ἀρρωδέω : ἀ priv. + *ῥω̃δοϲ 'Kraft', letzteres zu lat. *rōbur* (aus *vrōdhōs-*).

74. **Thumb** A. Etymologien. KZ. 36, 179—201.

Darin: 1. ἠΐα 'Spreu' und Verwandte, zu ai. Wz. *as-*. 2. τρέφω 'gerinnen machen', zu got. *drōbjan* usw. 3. φάλοϲ φάλαρα, zu ai. *phaṇa* und *phaṭa* 'sogen. Haube oder Schild einer bestimmten Schlange'. 8. κόβαλοϲ zu got. *hōpan*; das Wort scheint ins Attische aus einem andern (nichtjonischen) Dialekt eingedrungen zu sein.

75. **Mulvany** C. M. Colours in greek: Ξανθόϲ. Πορφύρεοϲ. Χλωρηΐϲ. The Journ. of Philol. 27, 51—69.

Feststellung der Bedeutungen.

76. **Adam** J. On the word βλοϲυρόϲ. The Class. Rev. 13, 10 f.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist 'horridus'.

77. Χατζιδάκιϲ Γ. Ν. Ἄνηθον καὶ ἄνιϲον. Ἀθηνᾶ 11, 262—264.

Bezeichnen verschiedene Begriffe seit alter Zeit und sind verschiedene Wörter, die vermutlich aus Asien oder Ägypten entlehnt sind.

78. **Mommsen** A. Ῥάκοϲ auf attischen Inschriften. Philologus 58, 343—347.

Unter den Namen von meist weiblichen Kleidungsstücken, welche in den Inventaren der Artemis Brauronia verzeichnet sind, bezeichnet ῥάκοϲ ursprünglich 'ein Stück Zeug, das Menstrua aufgenommen', dann überhaupt 'Dankesgabe für Erreichung der jungfräulichen Altersstufe'.

79. **Osthoff** H. αἶνοϲ. ἀναίνομαι, got. *aiþs*, mir. *oeth*. BB. 24, 199—213.

Der Begriffskern der Wurzel ist 'bedeutsame Rede'.

80. **Stengel** P. ἐπάρξαϲθαι δεπάεϲϲιν. Hermes 34, 469—478.

Sakrale Redensart: 'mit den Bechern die Weihegabe aus dem Mischkrug schöpfen'.

81. **Ziehen** L. εὐϲτόν. Mitt. d. arch. Inst. 24, 267—274.

Das Wort εὐϲτόν, welches in einem Sakralgesetz aus Attika (CIA II, 631) und Milet (Bechtel Ion. Inschr. nr. 100) vorkommt, bedeutet ein "Opfertier, dessen Fell gesengt wurde und deshalb für den Priester nicht zur Verfügung stand".

---

82. **Gruppe** O. Bericht über die Litteratur zur antiken Mythologie und Religionsgeschichte. Bursians Jahresberichte 102, 133 ff.

83. **Brown** R. Semitic influence in Hellenic mythology. London Williams u. Norgate 1898. XVI, 228 S. 8°.

84. **Tsountas, Manatt** and **Dörpfeld**. The Mycenaean Age. By Dr. Chrestos Tsountas, Ephor of Antiquities and Direktor of Excavations at Mycenae, and J. Irving Manatt, Ph. D., LL. D., Professor in Brown University. With an Introduction by Dr. Wilhelm Dörpfeld, a Map, Plans, and Tables, and over 150 Illustrations, including many full-page plates. I vol. 8vo. 6 $. Boston (U. S. A.) Houghton Miffin u. Ko. 1897.

This work on the monuments and culture of pre-Homeric Greece is based on Dr. Tsountas' Μυκῆναι καὶ Μυκηναῖος Πολιτισμός (Athens, 1893). To bring the subject up to date, and adapt it to a new and larger audience, a measurably new work has been produced by collaboration. To this collaboration Dr. Tsountas has contributed the material oft his Mykenai, enriched by numerous MS. annotations, as well as a full discussion of Mycenaean writing and copious notes on the latest Mycenaean finds in Attica and elsewhere. All this material Professor Manatt has fully utilized, and it forms the substantial body of the book. The Introduction is from the hand of Dr. Dörpfeld.

85. **Kjellberg** L. Über den Ursprung des Asklepioskultes. Eine Erwiderung. Eranos. Acta philologica Suecana. Vol. II. 1897. S. 125–30.

Gegen Steudings Kritik (Wochenschrift für klass. Phil. 1897. Nr. 33–34, Sp. 905 ff.) von des Verfassers Studien über den Ursprung des Asklepioskultes (Språkvetenskaplige Sällskapets Förhandlingar 1894–97. S. 12).

86. **Kjellberg** L. Über die Heimat des Asklepioskultes. Eine Antikritik. Eranos. Acta philologica Suecana. Vol. III. 1898–99. S. 115–128.

Gegen Thraemers Kritik von des Verfassers mythologischen Untersuchungen zur Heimatfrage des Asklepios. (Berliner Philol. Wochenschrift 1899, Nr. 8, Sp. 236 ff.)

---

87. Χατζιδάκις Γ. Ν. Νέαι ἀποδείξεις ὑπὲρ τοῦ Ἑλληνισμοῦ τῶν Μακεδόνων. Ἀθηνᾶ 11, 129–157.

Als Beweise für das Griechentum der Makedonier werden hervorgehoben: 1. die Verwandlung der Mediae aspiratae in tenues aspiratae, die sich aus der Hauchdissimilation in κεβλά, πέχαρι, κάλιθος ergibt; 2. die Zugehörigkeit zu den *centum*-Sprachen. Das Makedonische ist ein Dialekt der griechischen Sprache.

88. **Oberhummer** E. Makedonien und die Makedonier nach M. G. Demitsas und G. N. Hatzidakis. S.-A. a. d. Berl. Phil. Woch. 1898, 18, 19. Berlin Calvary u. Ko.

Freiburg i. B. A. Thumb.

V. Albanisch.

1. **Pedersen** H. Albanesisch und Armenisch. KZ. 36, 340–41

Im Alb. und Arm. stimmen ausser den schon früher bekannten auch folgende Wörter überein: 1. *arδi* 'Weinstock' : arm. *ort* BB.

20, 231. — 2. *zog* 'junger Vogel' : *jag*. — 3. *butε* 'weich' : *but*. — 4. *s* 'nicht' : *ç* 'nicht'. — 5. Nom. agent. auf *-εs* : *-iç*. — 6. Nom. act. auf *-lε -jε* (urspr. *-ljā*) : Infin. auf *-l*, KZ. 33, 540. — 8. arm. *linim* 'werde' alb. *kle* 'war'? — 9. arm. *utem* 'esse' *e-ker* 'ass' : alb. *ha hε-ngra* 'ass'.

2. **Pedersen** H. Die Gutturale im Albanesischen. KZ. 36, 277–340.

I. *s*- im Alban. Will man die Entwicklung der idg. Gutturale im Alb. verfolgen, so muss man auch auf die Geschichte des *s*-Lauts achten. Der häufigste Vertreter von idg. *s* ist *š*, von dem auch die abweichenden Entwicklungen ausgehn. Neben *š*- erscheinen *h*- und *ǵ*-. Pedersen hat IF. 5, 64 überhaupt geleugnet, dass idg. *s* als alb. *h* auftreten könne, es sprechen aber dafür *üł* (*hüł*) 'Stern' aus *sulno-*, *helk̃* 'ziehe' (aus *soḷkéjō-*) ἕλκω *sulcus*.

1) *h* aus *š* vor urspr. hintern Vokalen (Brugmann Grundriss 1², 756). Die Doppelheit *h* : *š* gilt auch für den Inlaut (trotz Meyer Alb. Stud. 3, 62), vgl. *kohε* 'Zeit' aus **kēsā*. Sonst *š*. *š* ist vor der Berührung der Römer und Albanesen zu *h* geworden, die lat. Lehnwörter nehmen nicht daran teil sondern haben *š* aus *s*. In echt alb. Wörtern erscheint kein *š* vor hintern Vokalen. *šuř̃ε* und *šul* sprechen nicht dagegen. Nur scheinbar widerspricht *ši* 'Regen' : ὕει, denn ausl. *ū ūs* ist zu *i* geworden (ausl. alb. *ü* geht auf *o* zurück). *šüta* hat *š* analogisch nach **ši-* 'Schwein'. *šoh* 'sehe' geht auf *sēkᵛskō* oder Aor. *sēkᵛs-* zurück (: got. *saihva*).

2) In 3 Wörtern durch Dissimilation die Laute, die sonst *k̂* vertreten.

3) *ǵ* für anl. *s*: *ǵ* aus *š*, das zu *ž*, weiterhin zu *j* ward, wenn es vor betontem Vokal stand. (Die aus idg. palat. Tenues entstandenen Spiranten müssen damals noch Affrikaten gewesen sein, da sie nie stimmhaft erscheinen).

4) *d* = *s* (BB. 20, 238) wegen *dieł* (aus *svel-*) 'Sonne', *derǵem* 'bin bettlägerig' (: *sergù*), *dirsε* 'Schweiss' (: *svēdas*) und *derδ* 'giesse aus' (unsicher). Der stimmhafte Vertreter *ž* des *s* hat sich also in *ǵ* : *d* gespalten, und zwar erscheint *d* vor *v*.

5) *ts* nicht *tš* (IF. 5, 38), sondern *š*, vgl. *pεr-poš* 'unten' (*pēdsu*) — *k*+*s*, *s*+*k* wird stets *h*; Schwierigkeit macht nur *djaϑtε* 'dexter'.

II. Die idg. Gutturale. Gegen Hirts Versuch (BB. 24, 218 ff.) die Palatale aus reinen Velaren herzuleiten, der zu Gewaltsamkeiten führt. Die Scheidung der idg. Sprachen in zwei scharf gesonderte Dialektgruppen: *satəm*- und *centum*-Sprachen wird abgelehnt; es besteht überall ein Übergang, nirgends eine Kluft. Eingehende Auseinandersetzung mit Hirt (IF. 9, 293) über das Verhältnis des Germ. zum Slav.

III. Die Wohnsitze der alten Illyrier. Auch die Theorie Hirts über die Herkunft der Albanesen (Festschrift f. Kiepert S. 181 ff.), die sich mit der Paulis (Vorgriech. Inschr. v. Lemnos 2, 200) deckt, wird abgelehnt. Allerdings ist der Unterschied zwischen 'Nord'- und 'Südillyr.' sehr gross; es handelt sich um 2 ganz verschiedne Sprachen: das sog. Nordillyr. ist keine illyr. Sprache. — Die etymologisierende Deutung der Wörter einer unbekannten Sprache ist überhaupt unerlaubt.

IV. Die Entwicklung der idg. Gutturale im Alban. 1) Das Alban. ist die einzige idg. Sprache, die alle drei Gutturalreihen unterscheidet. Idg. *kᵛ* erscheint im Alb. vor *e*, *i* als *s*, während *k* stets durch *k* vertreten wird. Vgl. *pesε* '5' (*s* nicht durch Erweiterung mit *-ṭḭā* zu erklären). *sa* 'wieviel' usw. (Neutr. eines Stammes *kᵛijo-*) *sü* 'Auge' : *akis*. *zjarm* 'Hitze' : *gharmás*. Weniger

sicher sind *s* 'nicht' : arm. *č̣ oč̣* 'nicht'. *sjeł* 'bringe' : ἐντέλλω. Suffix *-s* z. B. *mbjełes* 'Sämann' *-εs* : arm. *ič̣* idg. *-ikᵛjo-*. Wechsel von *s* und *k* : *vdes* 'ich sterbe' : *vdékurε* 'gestorben' usw. Der labiovelare Charakter des *k* nicht zu erweisen. *zońε* 'Herrin' : *žena* (**gᵛēnį̯ā*) oder Kompositum *zot* = *gᵛijā-pti* (: ai. *gáya* 'Haus, Hof' und *pati-*). Neben *s* und *z* treten θ, *d* δ nicht auf.

2) Über *ḱ ǵ* im Alban. 5 Klassen sind zu unterscheiden: 1) *ǵ* aus idg. *s* oder *j*. — 2) *ḱ ǵ* aus *kl*, *gl*. — 3) Lat. und jüngere Lehnwörter. — 4) Die Fälle, wo der mouillierende Vokal erst aus einem hintern Vokal entstanden ist. — 5) *ḱ ǵ* neben *k g* durch analog. Ausgleichung. — Von Bedeutung sind dagegen: *ǵεń* : χανδάνω . *derǵem* 'bin krank' : *sergù* . *erǵíε* 'kleine Laus' : *erkė* . *ngír̃ ḱir* 'mache heisser' : κέρχνος 'Heiserkeit'. *helḱ* 'ziehe' : ἕλκω, *keḱ*. *kohε* 'Zeit' : *časъ*. *ḱeł* 'bringe' : κέλομαι. *ḱεϑ* 'schere' : *kertu*. *ḱep* 'nähe' : *capio?* *ḱij* 'futuo'. — Alles also reine Velare.

3) Die idg. Palatale im Alb. a) *k̂ ĝ ĝh* erscheinen zunächst als θ δ; δ wird anl. zu *d*, kann aber durch Sandhi erhalten werden. Belege: *áϑstε* 'herb' : *asztrùs* 'scharf'. *baϑε* 'Saubohne' : φακῆ . *ϑanε* 'Kornelkirschenbaum' : *cornus?* *ϑarpt* 'sauer' : *acerbus*. *ϑekε* 'Franse' : *śākhā* 'Ast, Zweig'. *ϑelε* 'tief' : κοῖλος *śūna-* 'Leere'. *ϑer* 'schlachte' : *śr̥ṇāti* . *ϑεrí ϑεní* 'Niss' : κονίδες . *ϑom* 'sage' : *śą́sāmi*. *ϑua* 'Fingernagel' : aw. *spāma* . *puϑ* 'küsse', *puϑis* 'füge ein' : πυκνός . *iϑ* 'hinter' : *isz* . *darδε* 'Birne' ἄχερδος 'wilder Birnbaum'. *dásεmε* 'Hochzeit' : γάμος . *der̃* 'Schwein' : χοῖρος. *deśa* 'ich liebte' : aw. *zaośa-* 'Wunsch'. *dimεr* : χειμών . *dje* 'gestern' : *hyas*. *djebε* 'Wiege' . *dorε* 'Hand' : χείρ. *dūłε* 'Wachs' : χυλός 'Saft' . *dałε* 'saure Milch' : γάλα. *δεmb* 'Zahn' : *ząbъ*. *δεmbt* 'schmerzt' : *jambháyati*. *δe* 'Erde' : χθών, *zemlja*. *δεnder* 'Schwiegersohn' : *zętь* . *δī* 'Ziege' : *ożỹs* . *δjes* 'scheisse' : *hadati* . *barδε* 'weiss' : *berszta* . *erδa* 'kam' : ἔρχομαι. *herδe* 'Hode' : aw. *ərəzi*. *liδ* 'binde' : *ligāre*. *maδ* 'gross' : μέγας. *marδ* 'fröstle' : abg. *mrazъ* . *mb leδ* 'sammle' : λέγω. *móδułe* 'Erbse' : *móžis* 'Kleinigkeit'? *uδε* 'Weg' : *veho*. *viδ* 'Ulme' : russ. *vjazъ*. *vjeδ* 'stehle' : *veho?* *z-vjerδ* 'entwöhne' : *veržiù?* *keδ* 'Zicklein'.

4) *s z* aus idg. Palatalen: *tsap* 'Ziegenbock' : *caper?* Wohl slav. Lehnwort. *pεltsás* 'berste' : *plėsziu* 'reisse'. Das alb. Wort wohl lautmalend. *sor̃ε* 'Krähe' : abg. *soraka* 'Elster' *szárka*. Grdf. *k̂varkā* . *sumbułe* . *sup* 'Schulter' : *śúptiṣ* . *sulem* 'stürze mich' : *sъlati?* *vis* 'Ort' : οἶκος . *kás* 'nähere' : *kasati sę* . *zε* 'Stimme' : *zvonъ*.

Tabelle.

Idg.	k^v	*k*	*k̂*	$g^v(h)$	*g* (*h*)	*ĝ* (*h*)	*s*	*ts*	*tt*	*tj dj*
Alb. I	k^u c^u	*k*	*ć*	g^u dz^u	*g*	*dź*	*ś* (*ś ż*)	*tš*	*ts*	*tj dj*
Alb. II	k^u s^u	*k*	*ś*	g^u z^u	*g*	*ź*	*ś · ž* (*j ż*, *ż*)	*ś*	*s*	*tj dj*
Alb. III	*k s*	*k*	θ	*g z*	*g*	δ (*d* δ)	*h ś j* δ (*ǵ d*)	*ś*	*s*	*tj dj* / *s z*

zet '20' : *vīgintī* . *zog* 'Vogel' : arm. *jag* . *zorε* 'Darm' : *žárna* . *ndes* ist neugriech.

Die Vorstufe für θ war *ś* Warum ward dies gelegentlich zu *su*? Das benachbarte *v* war daran schuld.

Inlautendes *k̂r* wird *hr*: *vjéhεrε* 'Schwiegermutter'; anl. *ĝn* wird *ń* : *ńoh* 'kenne' : *knāen*; *lĝ* wird *l'* : *mjel* 'melke'.

W. Str.

VI. Italisch.

a) Allgemein Bibliographisches. Varia.

1. **Bibliotheca** Philologica Classica. Index librorum, periodicorum, dissertationum, commentationum vel seorsum vel in periodicis expressarum, recensionum. Appendix ad Annales de studiorum quae ad scientiam antiquarum rerum pertinent progressibuss. Vol. 26. Lipsiae apud O. R. Reisland.

Stellt bes. in den Abschnitten: II 2. Scriptores Latini. III Ars grammatica. 1. Grammatica generalis et comparativa. 2. Prosodia, metrica. 4. Grammatica et lexicographica Latina. X Epigraphica. hierhergehörige Littera'ur zusammen.

2. **Pauly-Wissowa** Realencyklopaedie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart Metzler.

Der 6. Halbband erschien 1899 und umfasst die Artikel *Campanus ager-Claudius*.

b) Geschichte der Grammatik. c) Grammatiken. Sp^r^achgeschichten.

3. **Antonibon** G. Supplemento di lezioni varianti ai libri de lingua latina di Marco Terenzio Varrone. Bassano. 187 S.

Inhaltsangabe s. WfklPh. 16, Sp. 841—842 (M. Rothstein).

4. **Mackensen** L. De Verrii Flacci libris orthographicis. Commentationes philol. Jenenses VI 2, 1—62. Leipzig Teubner.

I. Commentariolus isagogicus. (Geschichte der studia orthographica im Altertum) II. De ratione quae interest inter Scaurum, Longum, Quintilianum, Victorinum. III. De Mario Victorino. IV. De ratione quae intersit inter Quintilianum et Verrium. V. De Terentio Scauro et Velio Longo. VI. De reliquiis Verrii de orthographia librorum apud Festum et Paulum inventis (Zusammenstellung dieser Reste S. 50—59, grammatischer Index zu denselben S. 59—61).

5. **Cauer** P. Grammatica militans. Berlin Weidmann 1898. 168 S.

Das Buch bringt zwar nach seinem Untertitel nur Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichtes. Aber die Notwendigkeit grammatische Probleme für den Schüler kurz und klar zu formulieren, sie ihm induktiv oder deduktiv nahe zu bringen, führt häufig dazu, in diese Probleme tiefer einzudringen. Ich verweise besonders auf die Kapitel VI. Zur Kasuslehre S. 78—86 (Abl., Abl. abs. schon S. 42 ff., Acc. graecus interest, Dativ beim Passivum). — VII. Tempora S. 87—99 (Vorzeitigkeit schon S. 46 ff.). — VIII. Modi S. 100—110 (Potential und

irreal). — IX. **Hauptsatz und Nebensatz** S. 111—128 (Ursprung der Relativsätze, relativischer Anschluss, konjunktivische Relativsätze, indirekte Fragesätze, Entstehung von Konjunktionen, innerlich abhängige Sätze). — X. **Bedingungssätze** S. 129—144. Im 5. Kap. **Historische Gammatik** äussert sich der Verfasser über das Verhältnis von Schule und vergleich. Sprachwissenschaft.

6. **Lane** G. M. A Latin Grammar for School and Colleges. New York and London Harper u. Brothers 1898. XV, 572 S.

Vgl. Am. Journ. Phil. 20, 320—328 die ausführliche Besprechung von E. P. Morris.

7. **Mohl** F. G. Introduction à la chronologie du latin vulgaire. Étude de philologie historique. (= Bibliothèque de l'École des Hautes Études. Sciences philologiques et historiques. 122me Fascicule). Paris Bouillon. XII, 335 S. 10 f.

I. **Le problème du latin vulgaire.** § 1 Aperçu historique sur la question du latin vulgaire. — § 2—5. Les formules chronologiques de Gröber; la 'prisca latinitas'; le latin des provinces. — § 6. Le vieux latin dialectal d'Italie. — § 7—8. Le principe de l'unité du latin vulgaire. — § 10—12. La méthode des reconstructions, distinction entre le roman et le latin vulgaire proprement dit: analyses de quelques exemples.

II. **Coup d'oeil général sur les origines et le développement du latin vulgaire.** § 13—18. Examen critique des théories modernes; Pott et la 'lingua franca'; Fuchs et le 'Volkslatein'; Jordan et le 'latin municipal'; le latin des inscriptions; la théorie de Max Bonnet et les rapports du latin vulgaire avec la langue littéraire. — § 19—21. Le vieux latin dialectal de l'Italie et des langues italiques; la 'peregrinitas italica'; influences des dialectes italiques sur le latin littéraire. — § 22—23. Le latin dans les provinces; les prétendues langues mixtes. — § 24—26. Persistance des idiomes barbares; exemples de l'Espagne, de l'Etrurie, de la Messapie. — § 27 La romanisation des provinces. — § 28—30. Influences des idiomes barbares non italiques sur le latin des provinces; influences celtiques; vocabulaire, morphologie, syntaxe. — § 31. Caractère artificiel de la latinisation des provinces: l'unité linguistique de l'Empire.

III. **Constitution du latin d'Italie.** § 32—34. L'unification de la langue vulgaire et la disparition des anciens patois latino-italiques; les patois combattus par la langue officielle. — § 35. La Guerre Sociale, date critique dans l'histoire d'Italie. — § 36. Les anciens dialectes du Latium. — § 37. État des Italiotes avant la Guerre Sociale; la latinisation de l'Italie. — § 38. Le latin chez les peuples sabelliques. — § 39—40. L'ombrien; les Tables eugubines et leur chronologie. — § 41—42. Persistance des dialectes osques; survivances modernes. — § 33—44. Caractères du latin dialectal de l'Italie avant la Guerre Sociale; l'Ombrie; le Picénum, le latin de l'Italie du Nord. — § 45—49. Les anciens patois locaux chez les Péligniens, les Marses, les Vestins, dans l'Italie du Sud; premières contaminations de l'osque par le latin. — § 50—52. La Guerre Sociale et ses résultats en Campanie, dans le Samnium et la Lucanie; chronologie de la Table de Bantia. — § 53—54. Peuplement de l'Italie du Sud et ses conséquences linguistiques. — § 55—56. Constitution de la nationalité italique et unification du latin vulgaire d'Italie.

IV. **Restaurations et influences littéraires.** § 57—58.

L'Italie et ses provinces; unification progressive de l'Empire. — § 59—60. Caractères du latin d'Italie; effacement des traits dialectaux sons l'influence grandissante de la langue officielle; histoire de la diphtongue 'au' en latin vulgaire. — § 61—64. Comment s'est réalisée l'unité du latin vulgaire et comment elle s'est rompue. — § 65—68. Propagation de l'idiome littéraire et officiel: les armées, l'administration civile, le régime des colonies, les écoles et leur influence; théorie d'Eyssenhardt — § 69—71. Chute et rétablissement de *-s* final; les nomin. sing. en *-'us'*, *-o(s)*. — § 72—77. Fusions des thèmes en *-u* et en *-o*; hésitations entre *ǫǫ* et *ų*; les dialectes; les survivances romanes; applications aux nomin. sing. en *-o(s)*. — § 78—79. Conséquences morphologiques de ces phénomènes; fusion du nomin. et de l'accus., du neutre et du masculin. — § 80. Analogie dans les autres déclinaisons. — § 81—82. Nomin. plur. fém. en *-'as'*. — § 83—89. Histoire des nomin. plur. masc. en *'ōs'*, en *'ī'* et en *'īs'* chez les populations celtiques, en Ombrie et généralement en Italie; les féminins en *'aes'*. — § 90—91. Examen des faits dans le latin vulgaire et la Réthie; résumé des données linguistiques. — § 92—93. Restauration des nomin. plur. en *'ī'* dans la Transalpine; essai de restauration du génit. plur. et du comparatif.

V. La latinité des provinces. § 94—95. Caractères et origines du latin des provinces. — § 96—99. Formules chronologiques; le latin d'Afrique; le latin d'Espagne; appauvrissement progressif du système verbal. — § 100—101. Archaïsmes dans le latin des Gaules. — § 102—103. Survivances dialectales en Italie. — § 104—108. Situation particulière de la Dacie: importations provinciales et échanges réciproques.

VI. Etablissement d'une chronologie. § 109—114. Caractère complexe du latin vulgaire; difficultés et hésitations de la chronologie; essai d'une détermination chronologique et topographique du groupe *'rų'*; le groupe *'al-'*, etc. — § 115—116. Etablissement d'une méthode; chronologie générale du latin vulgaire. — § 117. 'Première période': Formation des dialectes latino-italiques. — § 118—130. 'Deuxième période': Constitution du latin général d'Italie; triomphes du vocalisme italique sur le vocalisme latin. Histoire des gutturales en latin vulgaire; origine et chronologie de *'c'* (§ 118—119); groupes *'ti'* et *'ci'* (§ 120—121); témoignages historiques et épigraphiques (§ 122—124); histoire de *'g, j'*; de *'ng'*; le pronom *'ego'* (§ 125—127); les groupes *'tr, tl, cl'* (§ 128—130). — § 131—132. 'Troisième période': Unification du latin impérial. — § 133. 'Quatrième période': Décomposition du latin vulgaire impérial. — Index.

Vgl. die Besprechung W. Meyer-Lübkes im ALL. 11, 598—602 und die von M. Bréal im JS. 1900 Mars S. 137—147.

d) Schrift. Aussprache. Akzent. e) Lautlehre.

8. **Buck** C. D. Notes on Latin Orthography. Cl. R. 13, 116—119; 156—167.

The Spelling *apsens*, *optineo*, etc. Vgl. auch *urps*, *traps*; dagegen *labsus*, *scribsi*. (S. 117—118). — The Spelling *servus* (*servos*), *vultus* (*voltus*) — *ecus secuntur*, etc. (S. 118—119). — Assimilation in Prepositional Compounds. 'We must not fail to recognize what the grammarians did not suspect, namely that the presence or absence of assimilation in prepositional compounds is not merely a matter of phonetic law, but that the psychological element, the influence of the normal form of the preposition is a most important

factor'. Es folgen Beispiele für die Schreibungen *ad-f-*, *ad-s-*, *ad-n-*, *ad-l-*, *ad-r-*, *con-l-*, *con-r-*, *in-l-*, *in-r-* auf Inschriften, in Handschriften, bei Grammatikern. Jede Lautverbindung, ja jedes Kompositum hat seine eigne Geschichte, vor Verallgemeinerungen wird gewarnt; nie ist die Möglichkeit eines Unterschiedes zwischen Aussprache und etymologischer Orthographie ausser Acht zu lassen. Unter dem Titel Sundry other Combinations werden noch ein par weitere Verbindungen mehr provisorisch behandelt: *sub-m-*, *ob-m-*, *con-* und *in-* vor Labialen; *ad-q-*, *ad-g-*; *ad-c-*, *ad-t-*, *ad-p-*; *ad-sp-*, *ad-sc-*, *ad-st-*, *ad-gn-*.

9. **Fasterding** G. Zur Aussprache des Lateinischen. N. Jahrb. f. kl. Alt. 4, 396—397.

Wirkung mehrfacher Konsonanz auf vorhergehende kurze Schlusssilbe im lat. Vers. — Proklitika wie sie sich aus Zeilenschlüssen z. B. in den vatikanischen Fragmenten von Sall. hist. III ergeben: *contra s- pectatam rem, quo-m oraret*. — 'Eine Folge von dieser proklitischen Anlehnung ist die Verkürzung der mit *inde*, *ve* und *que* zusammengesetzten Konjunktionen *deinde*, *proinde*, *exinde*, *sive*, *neve*, *atque* und *neque* in *dein*, *proin*, *exin* (oder *exim*), *seu*, *neu*, *ac* und *nec*; und zwar ist diese Veränderung eingetreten vor konsonantischem Anlaut', sonst wäre der vorausgehende Konsonant geschützt geblieben.

10. **Porçbowicz** E. Znaczenie synkopy dla ustroju form romanskich. Eos 5, 39—48.

Die Bedeutung der Synkope für die Bildung romanischer Formen.

11. **Horton-Smith** L. Establishment and Extension of the Law of Thurneysen and Havet, with an Appendix on Lat. *hau*, *haud*, *haut* and Gk. οὐ 'not'. Cambridge Macmillan and Bowes.

Der Verf. hat hier seine Aufsätze aus dem Am. Journ. Phil. (16, 444—467, 17, 172—196, 18, 43—69), mit Index und Nachschrift versehen, als Buch herausgegeben. Vgl. Anz. 8 Bibliogr. VII A Nr. 34. 10, I 76 und VII A 46.

12. **Ceci** L. Studi latini I. Nome di 'Rōma' e le sorti del dittongo ou. Arch. glott. ital. Suppl. period. Sesta Dispensa 1898. S. 19—29.

Gegen Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. S. 82 ff. 'Quando sarà incominciato il monottongamento di *ou*? Il dittongo secondario od isterogeno, che è della età della sincope, sorse al tempo dell' accentuazione arcaica, prima cioè del trisillabismo e della legge della penultima (cfr. *nūntius* = *nóuentios*). Ma al sorgere della nuova accentuazione si aveva certo ancora *ou*. E quindi: *Róumā* e **Roumános*'. Ceci nimmt dann an, dass betontes *ou* zu *ū*, vortoniges *ou* zu *ō* wurde (S. 21). Der ganze weitere Aufsatz ist der Erklärung der vielen Ausnahmen dieses Lautwandels gewidmet. Die lautgesetzlichen Formen **Rūmā*, **Nūlā*, **glūriā*, **ūtium*, **nūnus* sollen das überlieferte *ō* durch Analogie von *Rōmâni*, *Nōlâni*, *glōriôsus*, *ōtiôsus*, *nōnāginta* und *nōngénti* erhalten haben. Die nicht lautgesetzlichen *ū* in *Nūcéria*, *Lūcánus* gehen auf volkstümliche Anknüpfung an *nūx*, *nūcis* und *lūcus* zurück. Bei *cōntio*, *cōntiōnis* hat das lautgesetzliche *ō* der Casus obliqui, bei *nûtrix*, *nūtrīcis* das *ū* des Nominativs gesiegt. In ähnlicher Weise werden noch besprochen: *Ufens Oufens*; *Pūsilla Pōsilla*, *ūpilio ōpilio*, *pōmilio pūmilio*, *bōstar būstar*, *rōbīgo rōbus rūbigo rūber*; *rōrarii*, *ōmentum*, *tōmentum*, *tōtus*; *mōmentum mōtus*, *fōmentum fōtus*; *mūto*

mūtōnis. Andere Erklärungen als Solmsen versucht Ceci seiner Theorie zuliebe auch für *nūntiare*, *lōtus*, die Adjektiva auf *-ōsus*, für *ōmen*, *prōnus* und *ōlim*.

13. **Mueller** Julius. De litteris *J* et *V* latinis quomodo a Graecis in transcriptis Romanorum nominibus expressae sint capita tria. Diss. Marburg 1898. 59 S.

Caput I. De i vocali. Behandelt namentlich griech. ε für lat. *ĭ* in Fällen wie κομέτιον, Λέπεδος, Καικέλιος, Φλαμένιος, Ἀντέστιος, Τεβέριος. Altlat. klang *ĭ* wie *i*[e], diese Aussprache hat sich in der griech. Transskription (besonders vor *t d l n s*) länger erhalten. Caput II. D u vocali. Lat. *ŭ* = griech. ο, ου, υ. Für die beiden ersten Umschreibungen wird auf Dittenberger Hermes 6, 302 ff. und auf Eckinger Die Orthographie lat. Wörter in griech. Inschr. verwiesen; lat. *ŭ* = griech. υ wird in verschiedenen Gruppen zu erklären versucht: Wörter auf *-ulus* (Ῥωμύλος, Φαυστύλος nach Αἰσχύλος u. ä.), Superlative und Ordinalzahlen auf *-umus*, *-imus* und Zusammensetzungen wie *Pontu-ficius* und *Ponti-ficius*, einzelne Fälle, in denen griech. υ die lat. Aussprache *ŭ*[i] bezeugt (*-ulius*, *-urius*). Caput III. De u consona. Gegen Eckinger: nicht ου, sondern ο ist im Wortanlaut die älteste griech. Transskription; dagegen schreibt man ου für *u̯* nach anderen Konsonanten, υ für *u̯* zwischen betontem Vokal und *i*; jünger ist die Wiedergabe durch β (gesprochen *v*). Lat. *qui*, *-qui-* = griech. κουι, κοι, κυι, κυ.

14. **Birt** Th. Beiträge zur lateinischen Grammatik. IV Über den Lautwert des Spiritus *H*. Rh. M., N. F. 54, 40—92 u. 201—247.

Birt wendet sich gegen die Ansicht, dass das Schriftzeichen *H* im Latein und schon im Altlatein nichts als den Spiritus oder den Hauch bedeute, der vor- oder nachstürzend das Sprechen eines Vokales oder Konsonanten begleitet, ohne selbständigen lautlichen oder prosodischen Wert zu haben. Die lat. Grammatiker, welche diese Ansicht teilen, übertrugen einfach die Natur des griechischen Spiritus asper auf den lateinischen Spiritus. Wir haben zwei Mittel der Kontrolle, die Orthographie der ältesten Zeit und ihre Verskunst. Frikativlaut (*c̯h*) war inlautendes *h* allem Anschein nach in Fällen wie osk. ehtrad 'extra', saahtúm 'sanctum', in Mahiis neben Magiium, in lat. *traho* neben *tragula*. Wie im Osk. immer, so zeigt sich auch im Lat. konstantes *h* im Anlaut bis zur Mitte des 1. Jahrh. (Erstes datierbares Beispiel für die Weglassung *erceiscunda* CIL. 1, 205, 49 v. Chr.) Mit diesem und ähnlichem ist zunächst die Zulässigkeit des Ansatzes eines festeren *h*-Lautes für das Latein des 3.—2. Jahrh. erwiesen. Wie steht es nun mit dem metrischen Wert des *h*? Ohne Zweifel lässt Plautus an zahllosen Stellen über anlautendes *h* hinweg Elision eintreten, betrachtet es also als spiritus asper. Aber seine Sprache ist eine Sprache des Überganges: es gibt häufige Fälle, in denen *h* erstlich den Hiat verhindert, zweitens nicht selten auch Position macht. Beispiele S. 55—85, daraus etwa

Truc. 541 A'ccipe hoc; abdúce | *h*ásce | *h*inc e conspectu Suras.
Bacch. 428 I'bi cursu luctándo | *h*asta disco pugilatú pila.

Bei Plautus kommt auf je 71 Verse ein Beispiel dieser *h* consonans oder *h* fortis. Dieser Laut des Altlateins ist im Verfallslatein wieder aufgelebt, aber auch die Elisionen bleiben möglich. Also: '*h* quotiens iuvat vocalem, consonans est; quotiens non iuvat, nota adspirationis est'. S. 201 ff. werden orthographische Varianten in den Handschriften zur Stütze der *h* fortis, der gutturalen Spirans ge-

sammelt. S. 208 wirft Birt die Frage auf: wie lange bestand die *h* consonans in der älteren Poesie Roms? In den Saturnierresten findet sich noch kein Beispiel der Verschleifung des *h*; sie führten Birt zunächst zur Ansetzung einer *h* fortis. (S. 54, S. 208—212). Bei Terenz entfällt auf je 350 Verse ein solches *h*. Bei Ennius und allen Fortsetzern der griechisch beeinflussten Buchpoesie findet es sich nicht mehr (S. 218—219, 221). S. 222—223 folgen inschriftliche Beispiele, die das Weiterleben oder Wiederaufleben der *h* consonans verdeutlichen. S. 223—225 wird die Frage über das Problem des *h* als Spiritus asper und als gutturaler Spirans in den romanischen Sprachen gestreift.

Für folgende Wörter ergibt sich nach Birt (S. 225 ff.) eine festere Aussprache des *h* im Anlaut: *hic haec hoc, hodie, habere, habitare, homo, hordeum, hospes, heri* (*here*), *haereo, haedus, hariolus, hirquinus, histrio, hasta, holus, heus, hem, honor, haud*; ferner für die Lehnwörter *hilarus, Hercules, hercle, Hegio, Hector, hymenaeus, Hanno*. Diese Aussprache erklärt sich z. T. aus der Etymologie des *h*: *hic haec hoc* zu idg. *ĝho-, ĝhe-, hodie* falisk. *foied, homo* got. *guma, hordeum* neben *fordeum, hospes* (**hosti-potis*) zu *hostis, fostis, heri* zu χθές, *haedus* sabin. *faedus, hariolus* neben *fariolus, holus* neben *folus, Hanno* mit phönizischem *c͡h*. S. 238—247 werden nachträgliche Plautusbeispiele angefügt.

15. **Petr** V. J. Über den Wechsel der Laute *d* und *l* im Lateinischen. BB. 25, Heft 1. 2, S. 127—158.

Hauptresultate (S. 150): 1. der Übergang von *l* zu *d*, den manche Forscher annehmen, hat nie stattgefunden: 2. unter den Fällen, in denen *d* zu *l* wurde, sind mindestens 17 sabinische; 3. in den ungefähr 16 lateinischen Fällen findet der Übergang des *d* in *l* ohne Ausnahme nur vor den palatalen Vokalen *i* und *e* statt, wogegen er in den sabinischen Beispielen auch, obgleich sehr selten, vor *a*, *o* (*u*) vorkommt; 4. in vielen von den lat. Beispielen wurde der Übergang von *d* in *l* durch volksetymologische Beeinflussung ermöglicht.

Verf. weist über 50 Etymologien, die einen Übergang von *d* zu *l* voraussetzen, ab. Es bleiben 17 sabinische (*Novensiles, consules* aus **consodes* 'Mitsitzer', *consilium, praesilium, solino, solium, soliar, silicernium, siliquastrum, Licenza* aus *Digentia, larix, laurus, lepesta, Talus, Capitolium, Cutiliae, familia, Popilius Pompilius*) und 16 lateinische Beispiele (*alipes, baliolus, impelimentum, levir, lignum, lingua, melicae, melipontus, mulier, olere, pollingere, remelīgo, solea, Telesia, Thelis Telis, ulīgo*). Von allen werden die Etymologien besprochen. Am wichtigsten erscheint dem Verf. das Dritte der genannten Hauptresultate. Er sucht es zu bekräftigen durch den Nachweis eines palatalen *d'* und eines palatalen *l'* im Lat.; das erstere lässt sich erschliessen aus dem späteren Sibilanten *dz* und dem Zischlaut *dž*, das letztere aus den Erklärungen der antiken Grammatiker über die verschiedene Klangfarbe des *l*. Auch lautphysiologisch ist der Übergang von *d* zu *l* zu begründen. Die vielen sabinischen Fälle finden in der Urgeschichte Roms eine Bestätigung.

16. **Weissbrodt** E. De *R* et *L* consonantium latinarum mutua ratione praecipue e glossariis latinis illustranda. Inaug.-Diss. Commentationes philol. Jenenses 6, 2 S. 145—193.

1. Exempla e glossariis Latinis desumpta enumerantur (S. 145—159). 2. De exemplis quae vel in scriptorum codicibus vel in titulis

sunt (S. 159—165). 3. De testimoniis veterum (S. 165—170). 4. De studiis recentiorum (S. 170—173). 5. Exempla glossarum ordine atque ratione digeruntur (S. 173—181). 6. Quibus temporibus singula quaeque exempla sint tribuenda (S. 181—184). 7. De sermone urbano atque plebeio (S. 185—187). 8. Exempla Latina e linguis Indogermanicis, praecipue e Graeca, illustrantur (S. 187—193).

Den Hauptnachdruck legt der Verfasser auf die Beispiele aus den Glossen. Einige mögen folgen: *Aeorus* pro *Aeolus*, *albor* — *arbor*, *alea* — *area*, *altus* — *artus*, *ardol* — *ardor*, *auraea* — *aulaea*, *brumaria* — *brumalia*, *caro* — *calo*, *cereber* — *celeber*, *crepo* — *clepo*, *crura* — *clura*, *eligo* — *erigo*, *erectus* — *electus*, *flamea* — *framea*, *fragro* — *fraglo* — *flagro*, *limo* — *rimo*, *olea* — *orea*, *oscuror* — *osculor*, *plurarıs* — *pluralis*, *purchra* — *pulchra*, *saltum* — *sartum*, *solvere* — *sorbere*, *verteblum* — *vertebrum*.

17. **Diehl** E. De *m* finali epigraphica. (= Jahrbb. f. klass. Philol. 25. Suppl.-Bd.) Leipzig Teubner. 326 S. Einzelpreis 12 M.

Capite primo praepositionum fata descripsimus. ut plures accusativum regunt praepositiones, ita huius casus mutati exstant plura exempla. (ab aedem, a caput Africae, cum quem, de nomen, ex decretu, in hoc signum vinces, pro se et suos, sub die quartum, ad occidente, contra votu, ivit in pace, in aeterno, ob meritis, post templu, post consulato). — Capite altero tres tractatae sunt res, quarum quaeque ut initio per se stare, ita diligenter perscrutanti a duabus ceteris nullo modo secerni posse videbatur: dico quaestionem metricam de M, S, hiatu. (*-mst* in lapidibus non invenitur, deciens fere lapides praebent *st*, tertia omnium synaloephes perscriptae exemplorum pars (in libris Plauti) cum titulis consentit, etiam in codice Ambrosiano. — Hiatus: de M fin. ante H non elisa, de M. fin. ante vocalem non elisa, hiatus inter duas vocales et inter vocalem + H, hiatus inter vocalem et H, hiatus inter duas vocales. — M (S) finalis metro neglecta; M (S) finalis metro urgente omissa). — Caput tertium bipartitione diviseris: prout M exciderit ex arte incidendi et grammatica. Adtractio. ("ea pecunia in aerarium populi romani inferri iubemus" quasi ea pecunia infertur). Analogia (septe, nove, dece, undeci; "collegium salutarem" Nomin., "debitum communem" Acc.) Vocabulorum genus mutatum. (monumentus, fatus; titulum, locum; castra, saxa Gen. fem.). Declinationum permutatio (ex decretu, ex iuso; ludibus, dibus). Casuum mutatio (carere, frui, contentus cum Acc.; licere, invidere cum Acc.; sequi cum Dat.). Casuum permutationes in media sententia (quem castam bixit = quae casta vixit, se vivum, bove aurata voveo, bovem aurato vovemus esse futurum). Hypostasis et conposita. (anima advertere, que admodum, duoviru). Conpendia (voces in -orum in Germania). Margo urgens. Error quadratarii. Interpretatio dubia. Lapidis mutilatio. Vocalium O et V permutatio (honure, amure, annus = annos). — Tribus capitibus prioribus quaecunque non ad M infirmam spectare videbantur exempla seclusimus, quarto ipsam rem aggressi sumus: M finalem omissam et adiectam (Memoria, ara fecit; mensa posuit, aedicula dat; salute(m); dono, donu; titulo, titulu; annoro, annoru; mecu, die tertiu; lecerum, fecerun, leceru, lecerunt; obitorunt, eorunt Gen. Pl. — Asinia maritam fecit, donationis causam, ab L. Licinio felicem — con, cun, qun und com, im).

Ter fere milliens M finalem in titulis latinis desideramus vel adiectam vidimus: mille ducenta tantum exempla M infirmae adtribuere licuit, ne haec quidem omnia.

Vorstehende Skizze ist aus dem Prooemium, Epilogus und Argumentum zusammengestellt; die Beispiele sind z. T. aus der grossen Sammlung ergänzt, die von S. 12—306 reicht und die dauernde Grundlage ähnlicher Studien bleiben wird.

f) Etymologien. Wortbildungslehre.

18. **Niedermann** M. Etymologische Miszellen. BB. 25, Heft 1. 2, S. 76—88.

1. Zur altitalischen Ortsnamenkunde. *Cal(l)ifae* (Ort in Samnium) ist die osk. Variante von lat. *Calidae* sc. *aquae*, *-do-* in *calidos* ginge also auf die Wurzel **dhē* nicht **dō* zurück. Dagegen kann *callidus* 'weiss = gefleckt, weissstirnig, schlau' (zu *callum* 'Schwiele'), umbr. *tref buf kaleruf* (Tab. Ig. Ia 20) = *tres boves callidas* nur ein Suffix *-do-* zur Wz. **dō* 'geben' enthalten. — *Fagifulae* (heute *Santa Maria a Faifoli*) wäre lat. **Fagidulae*. Ein genaues Pendant zu einem lat. **fagidula* ist *ficidula* von **ficidus* 'Feigenbaum', *ficus*. *Fagifulae* ist nach der Buche benannt, der scheinbare Plural kann, wie in Δελφοί Ἀθῆναι, ein Lok. Sg. sein. — *Formiae*, dialektisch *Hormiae* (vgl. *filum* — *hilum* u. ä.) zu *formus* θερμός, also *Formiae* sc. *aquae*, der Bedeutung nach, = *Cal(l)ifae* sc. *aquae*. — 2. *aliēnus* ist nicht durch Dissimilation aus älterem **ali-īnus* (Skutsch) hervorgegangen, es ist auch keine Ableitung von einem Lok. auf *-ei* oder *-oi* (Brugmann), sondern es zerlegt sich in **ali-i̯es-nos*; zum Komparativstamm **ali-i̯es-*, **alies-* tritt das Suffix *-no-* wie etwa in *externus*. — 3. *būfo* 'Kröte', Dialektwort wegen des *f*, zu altpreuss. *gabawo* 'Kröte', nhd. *Quappe*, idg. **g²ōbho-* und **g²ŏbho-*, im Lat. zu einem *n*-Stamm erweitert; reinlateinisch hiesse das Wort **vōbo*. — 4. *inuleus* 'Hirschkalb' mit O. Keller zu griech. ἔνελος, Grundform **en(e)los*; dazu auch armen. *ul* 'einjährige Ziege', Grundform **onlos*. — 5. *pertica* zu lit. *kártis* 'Stange', air. *celtair* 'Speer, Lanze', Grundform **q²ertri-*, **q²ortri-*; *pertica* muss also dialektisches Lehnwort sein. Der Schwund des zweiten *r* in *pertica* aus **pertrica* und in *kártis* aus **kartris* erfolgte durch Dissimilation. — 6. *sibilus*, *sibilare*, dialektisch *sifilus*, *sifilare*; *s* scheint aus *su̯* entstanden zu sein, vgl. *suiflum sifilum* (gloss. Hildebrandi p. 279, 369). — 7. *tenebrae*. Idg. *tamisrā* setzt idg. **teməsrā* voraus, dieses musste sich italisch zu **temasrā*, **temafra*, **temefra*, **temebra* entwickeln; auf einer dieser Stufen trat durch Dissimilation *n* für *m* ein (vgl. franz. *nappe* gegen lat. *mappa*). — 8. *vafer* (echtlateinisch *vaber*) 'schlau, verschmitzt' zum gleichbedeutenden lit. *gùdras*, Grundform **g²adhros*.

19. **Zupitza** E. Etymologien. BB. 25, Heft 1. 2, S. 89—105.

Darunter lateinisch: *ausculto*. *aus-* das Wort für Ohr, *culto* zu aisl. *halla* 'neige', vgl. ae. *áhyld mé þin éare* 'inclina aurem tuam ad me'. — *conquinisco*, Perf. *conquexi* 'sich niederbücken' zu aisl. *huika*, Prät. *huak* 'sich ducken, zusammenfahren'. — *rīca* 'Schleier' **vreikā* zu ae. *wréon* ahd. *(w)rīhan* 'verhüllen'.

20. **Osthoff** H. Allerhand Zauber etymologisch behandelt. BB. 24. 109—173. 177—213.

Beachte S. 131 ff. lat. *fōrma*, **forg-mā* oder urital. **forχmā*, idg. *bhr̥ǵh-mā*, zu ai. *brāhma*, air. *bricht*, aisl. *bragr*, urspr. 'Zauber-Formel, feste Fassung des Ausdrucks' (Polemik gegen Solmsens Gleichung *fōrma*, **mr̥gh-mā* zu μορφή, lit. *mìrgu* 'flimmern', Grundbedeutung 'buntes Äusseres'); sehr ausführliche semasiologische Erwägungen. S. 169 Anm. 1 lat. *via* und osk.-umbr. Verwandte. S. 189—

191 lat. *havēre* (*havē*) steht in Wurzelverwandtschaft mit ai. *hávate* 'ruft'; Grundbedeutung von *havēre* 'angerufen werden, Gruss empfangen'; *havēre* und *avēre* 'begierig sein' stehen in keiner Beziehung zu einander.

21. **Bréal** M. Varia. Mem. Soc. Ling. 11, 120—125.

Boutures verbales. Ganze Konjugationen können durch den Gebrauch aus irgend einer Form des Verbums entstehen: griech. ὀλέκω (ὄλλυμι), διώκω (δέδωμι), δεδοίκω, δοκέω lat. *facio*, *iacio*, *fīdere* aus **fīdi* (πέποιθα), *delēre* aus *delēvi* neben *delinere*, *averruncassere* von *averruncassis*. — *Odi, odisse*. *In odio esse alicui* 'être à mauvaise odeur, à dégoût à quelqu'un'. Wie kam man von solchen Ausdrücken zum Verbum *odi?* Wahrscheinlich musste man zuerst sagen: *hic mihi odit, Persici apparatus mihi oderunt* (= *mihi in odio sunt*). — *Celebrare, celeber, celebritas*. *Celebrare* von *calare* (καλεῖν) urspr. 'annoncer, proclamer'; zum Vokalwechsel vgl. βάραθρον und βέρεθρον; *celeber* stammt erst von *celebrare*. — *Led de fundere*. *Funde* zu χέω und χώννυμι aus *χωνδυμι. — *Arcera* 'gedeckter Wagen' zu *arca* mit dem Suffix *-er-*, wie in *pulvis*, *pulveris*, und dem Femininsuffix *-a* — *Stantes missi* inschriftlich überliefert, sich auf Gladiatorenkämpfe beziehend, im Sinne von Aux vainqueurs la liberté (*stare* Gegensatz von *cadere*, *occumbere*). — *Longus, largus* zu λογγάζειν und *largiri*, also urspr. moralische Eigenschaften, erst später lokale Dimensionen bezeichnend.

22. **Skutsch** Fr. *Em. Praedo. Almen.* ALL. 11, Heft 3, S. 429.

Em ist Imperativ von *emere* wie *dic*, *duc*, *fac*, *fer*, vgl. Stowasser ZöG. 41, 1087. Neue Beweise für diese Annahme: 1) *em* wird im alten Latein nie elidiert, was sich nur aus Vokalverlust am Schluss erklären kann, 2) *em* verbindet sich in alter Zeit, wo ein Imperativ oder ein Dativ darauf folgt, immer nur mit Singularen. — *Praedo* 'Jäger' (wie *praeda* 'Jagdbeute') bei Claudian. fescenn. I 12. — *Almen* = *alimentum*, sonst unbelegt, richtig im Salmasianus Poet. lat. min. 4, 394 B. = Anthol.² S. 255 f. R.

23. **Fay** E. W. Latin *fās*, *fānum* et leurs congénères. Mém. Soc. Ling. 11, 22—26.

θέμις geht zurück auf **dhəms* (**dhems*) wie θέσφατον auf θέμσφατον; aus diesen Formen dürfen wir auf eine Wurzel **dhĕm-* und *dhĕs-* schliessen (ai. *dhāman*, θέμεθλα, *famulus* — *dhāsi*, θεσμός, *nefastus*). *Fānum* kann von **dhəsno-* (umbr. *fesna-*) kommen oder die Klangfarbe seines Vokals ist beeinflusst durch *fās* von **dhəms*.

24. **Kretschmer** P. Etymologisches. 5. Lat. *tempus*, *temperare*. KZ. 36, 2. Heft, S. 264—267.

Gegen Brugmanns Etymologie von *tempus* und *templum* (Ber. ü. d. Verhandl. d. sächs. Ges. d. W. z. Leipzig. Phil.-hist. Kl. 1897 S. 25. Vgl. Anz. 8 Bibliogr. I No. 79 und 10 Bibliogr. VII No. 30). B. stellt *tempus* zu lit. *tempiù* 'spanne, dehne aus', lat. *temptāre* mit der Grundbedeutung 'Erstreckung, Strecke, Spatium'; K. stellt es zu thess. Τέμπη (*τεμπεσ-α) 'Gebirgseinschnitt', Usener Götternamen S. 191 ff. gibt ihm die Grundbedeutung 'Himmelsabschnitt, Tageszeit', beide bringen es nach andern mit τέμνω zusammen. K. hat gegen B.s Deutung semasiologische Bedenken, da *tempus* nicht die sich endlos dehnende Zeit, sondern einen begrenzten Zeitraum, einen Zeitabschnitt bedeute; wie *generāre genusfacere*, müsse *temperāre tempus facere* 'einen Einschnitt machen, ein Ziel setzen' bedeuten. *Tempus* 'Schläfe' gehört wohl zu *tempiù* 'spanne'. *Templum* dage-

gen — vgl. *extemplo* = *ex tempore* — gehört zu *tempus*, Τέμπη, »ein *p* ist der gleichen Herkunft; daher die Grundbedeutung 'das am Himmel abgegrenzte Beobachtungsfeld, der streng abgegrenzte Tempelbezirk'.

25. **Diels** H. *Elementum.* Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Leipzig Teubner. XVI, 93 S. 3 M.

"Die Untersuchung will die Entfaltung des Begriffes *elementum* (στοιχεῖον) innerhalb der griechisch-römischen Kultur zur Anschauung bringen. Die vier ersten Kapitel verfolgen die mannigfache Prägung, die στοιχεῖον von Anfang des vierten Jahrhunderts an in den Philosophenschulen erhalten hat. Zwei weitere legen die merkwürdigen Umänderungen dar, die das spätere Griechentum, besonders das Christentum mit dem überkommenen Begriffe vorgenommen hat, bis schliesslich die neugriechische Bedeutung 'Dämon, Gespenst' daraus erwächst. Zum Schluss wird die Grundbedeutung von στοιχεῖον und sein Verhältnis zu στοῖχος untersucht. Im 8. Kapitel wird die Verwendung von *elementum* in der lateinischen Litteratur verfolgt. Es ergibt sich, dass das Wort erst zu Ciceros Zeit auftaucht, in der der Grundbedeutung 'Buchstabe' die Mannigfaltigkeit der dem griechischen στοιχεῖον anhaftenden metaphorischen Bedeutungen aufgeprägt wird. Es wird vermutet, dass das Wort als Lehnwort aus dem Griechischen (*elepantum* = elfenbeinerner Buchstabe, wie solche im römischen Elementarunterricht verwendet wurden) etwa im dritten Jahrhundert zunächst in der Schule Eingang fand, bis der Einfluss von Cicero und Lucrez den "Schulausdruck" in der philosophischen Litteratur allmählich einbürgerte. Populär ist das Wort erst spät und zwar durch das Christentum geworden."

26. **Wendland** P. *Element.* Preuss. Jahrbb. 98, 123—131.

W. macht hier die Ergebnisse von Diels *Elementum* weiteren Kreisen zugänglich.

27. **Sommer** F. Lateinisch *mīlle.* IF. 10, 216—220.

Mīlle geht zurück auf **mīxlī* (vgl. *aulla*, archaisch für *aula*, aus **auxla* wegen des Deminutivs *auxilla*); *-xl-* kann als die Schwundstufe *-ĝzhl-* zur arisch-griech. Basis für 1000. *ĝhesl-* betrachtet werden; **smī ĝzhlī* ist eine alte femininische Zusammenrückung 'eine Tausendheit', vgl. daneben das ind. Neutrum *sahásram* aus **sm̥-ĝhéslom.*

28. **Stowasser** J. M. *Fortasse.* Z. f. d. öst. Gymn. 50, 193—196.

Fortasse ist die unter einem Hochton zusammengesprochene Wortgruppe *fort'asse* 'vielleicht (um) einen As', 'etwa einen Deut', 'vielleicht ein wenig':

Horaz Sat. I 3, 20 *nullan' habes vitia? immo alia et fort'asse minora . . .*

In Verbindung mit dem Positiv eines Eigenschaftswortes ist *asse* ein Abl. pretii:

Horaz Sat. I 6, 96 *. . . demens*
iudicio volgi, sanus fort'asse tuo . .

'nach deinem Urteil um einen Heller gescheit'. *Fortassis* = *fort'assis* ist ein Gen. pretii. *Fortasse* kann gelegentlich auch *fort'asse(m)* sein.

29. **Postgate** J. P. *Operatus* and *operari.* J. of Philol. 26, 314—320.

Stellensammlung. *Operatus* ist älter als *operari*, welches erst bei dem älteren Plinius erscheint. *Operatus* hat urspr. gar nichts

mit dem Tempus zu thun; es ist von *opera* gebildet wie *moratus* von *mos*, *dotatus* von *dos*. Auch *auro*, *inauro*, *armo*, *doto* sind jünger als ihre sog. Part. perf. pass.

30. **Plasberg** O. *Mantiscinor* und *mantisa*. Rh M. N. F. 54, 638—640.

Die beiden Wörter sind je zweimal überliefert: *mantiscinor* Plautus Capt. 896 und in dem Donatscholion zu Ter. Eun. 2, 2, 27; *mantisa* Paulus epit. Festi S. 103 Thewr. und Petronius Kap. 65. P. übersetzt *mantisa* mit 'Brühe, Sauce', *mantiscinari* mit 'für die Saucen sorgen'. Die Wörter gehören zusammen, die Bildung *mantiscinor* aus *mantisa* bleibt indes unklar. Anm. 1 S. 640 bringt die handschriftl. Varianten zu *mantiscinor* (*mantissinor*).

31. **Stolz** F. *Glōria*. IF. 10, 70—75.

Die alte Kuhnsche Gleichung *glōria* : ai. *śravas-ya-m* 'Ruhm' lässt sich nur halten, wenn man den Übergang des zu erwartenden tonlosen *c* (**clōria*) in das tönende *g* auf Rechnung des Satzsandhis schreibt. Mehr empfiehlt sich eine andere Deutung: *glōria* : **glōrare* = *adōria* : *adōrāre*; zu *glōria* auch *glaris* 'μυθολόγος' und vielleicht abg. *glasъ* 'Ton, Stimme' (also *glōria* aus **glōsia*); hinsichtlich des Vokalismus steht *glōria* zu *glāris* wie *gnōscere* zu *gnārus*.

32. **Prellwitz** W. Etymologische Miszellen. BB. 24, 214—218.

S. 216 *Turnus* zu lit. *tarnas* 'Diener'. Aus *Jū-turna* und *jūglans* (Διὸς βάλανος) lässt sich ein Vollname **Jū-turnus* zu der kürzeren Form *turnus* erschliessen. S. 217 *fōrma*, *forfex* mit Fick zu *ferīre*, Stammwort *bhere*, *bhera* 'durchschneiden', engl. *brim* 'Rand' nhd. *verbrämen*. Die Grundbedeutung von *fōrma* wäre also 'Schnitt', sie zeigt sich in *forfex* 'Schere' aus **form-fac-s* 'Schnitt machend'. (Vgl. zu *fōrma* No. 20).

33. **Prellwitz** W. Lat. *flāgitium*, lit. *blōgas*. Ein Beitrag zur Wortbedeutung und Lautlehre des Lateinischen. BB. 25, 280—286.

Flāgitium 'die Schändlichkeit' (moralisch und körperlich, wie sie Homer an Thersites schildert) von **flāgos*, lett. *blāgs* 'schwach in Krankheiten, schlecht', lit. *blōgas* 'kraftlos, elend'. Dazu *flāgitāre* 'heftig mit Fragen, Forderungen in jemanden dringen': **flāgāre* 'schwach machen', also *flāgitāre* 'häufig schwach machen, durch Fragen u. ä. mürbe machen'. Anlautendes *ml-* im Lateinischen.

34. **Prellwitz** W. *Actūtum*. BB. 25, 287—288.

Actūtum 'alsbald, sogleich': *actū* (Instr. eines *u*-Stammes)+*tum* (Instr. des Pronominalstammes *to-* aus idg. **tōm* oder **tōn*); zu solchen Zusammensetzungen vgl. ved. *ārāt* 'von ferne': *ārāttāt* 'von fern her' u. ä.; ähnliche Funktion wie lat. *-tum* in *actūtum* und ved. *-tāt* in *ārāttāt* hat auch lit. *tů* 'sofort, sogleich, *actūtum*'. Vgl. Anz. 11 Bibliogr. VII No. 25 und nächste Nummer.

35. **Beck** J. W. Quisquiliae I. II. Mnem. N. S. 27, 337—340, 451—452.

Latenter = *late*. *Actūtum* (aus *age tu dum veni*. Vgl. No. 34). *Captivitas* — *caecitas*. *Porro* = *antea*, *supra*, *prius*. *Distentare vel distennare*.

36. **Lindsay** W. M. *Lucuns*. *Lucuntulus*. ALL. 11, Heft 3, S. 332.

Lucuns, *-untis* ist ein Lehnwort: griech. λυκόεις im Sinne von λυκοειδής. Aus Handschriften des Nonius und Festus werden die Formen *lucuentulus* und *lucuentaster* beigebracht. Mithin wäre *lucuens* (mit *-uens* für -oϝεις wie *denuo* aus *de novo*) die ältere Form von *lucuns*, *lucuentulus* die von *lucuntulus*.

37. **Wölfflin** E. *Laetodorus?* ALL. 11, Heft 3, S. 423.

Keine *vox hybrida*, sondern *Letodorus* wie *Apollodorus* und *Artemidorus*.

38. **Otto** W. *Simulter.* ALL. 11, Heft 3, S. 430.

Simulter schrieb nach Nonius 170 Plautus im Pseudolus 362, die gleiche Form wird aus dem Italacodex Taurinensis, olim Bobiensis (K) (5. Jahrh.) Marc. 12, 22 erschlossen.

39. **Bréal** M. *Affatim.* Mém. Soc. Ling. 11, 187.

"*Affatim signifiait d'abord* 'jusqu'à crever'. Le verbe grec correspondant est χαίνω, χάσκω".

40. **R(einach)** T. *Duracinum.* Rev. des Et. Grecques 12, 48—52.

41. **Bréal** M. Lettre à M. Alexandre Bertrand sur le mot gaulois '*bratoude*'. Rev. arch. 31, 1897, S. 104—108.

Über osk. *brateis*, βρατωμ und das auf gall. Inschriften viermal vorkommende *bratoude.*

---

42. **Niedermann** M. Studien zur Geschichte der lateinischen Wortbildung. IF. 10, 221—258.

Das Suffix *-do-*. Gegen Osthoffs Hypothese, dass *-do-* seinem Ursprung nach ein Nomen agentis von der Wz. *dō* 'geben' oder *dhē* 'setzen' sei. Grundstock sind vielmehr diejenigen Bildungen auf *-do-*, welche auf einfachere Adjektiva zurückgeführt werden können (*lucidus* von **loucos* griech. λευκός; *albidus* von *albus*); infolge falscher Ableitung des *lucidus* von *lux* oder *lucēre,* des *albidus* von *albēre* fanden zahlreiche Neubildungen statt; in lat. *-do-* sind zwei idg. Suffixe *-dho-* und *-do-* zusammengeflossen. Vgl. auch die gelegentlichen Bemerkungen zu *fordus, viridis* und den Nom. gentil. auf *-idius* und *-edius.* Das Suffix *-ēdula* in *fic-ēdula* 'Feigendrossel' *mon-ēdula* 'Dohle' aus **moni-ēdula* 'Edelsteinfresserin' enthält die Wz. *edə- ēd-*. Analogiebildungen sind *querquēdula, acrēdula, corēdulus, nītēdula*; vgl. auch *alcēdo.* Das Suffix *-ēi̯o-* in römischen Gentilnamen wie *Servēius, Pompēianus* osk. Púmpaiians kann zweierlei Ursprung haben, entweder sind jene Namen *Metronymica* oder *Patronymica.* Im ersten Fall werden sie vom Lok. Sg. weiblicher *ā*-Stämme mittelst des Suffixes *-io-* gebildet *-āi-i̯o-* (Buck), im zweiten Fall von einem *-ēd*-Ablativ männlicher *o*-Stämme (*Servēius* aus **Servēd-i̯os* wie *pēior* aus **pedi̯ōs*). Im Osk. bleiben das Patronymikon Viriiis und Metronymikon Vesulliaís lautlich geschieden. Im Ai. steht bei Verben des Geboren- resp. Erzeugtwerdens der Name der Mutter im Lok., der Name des Vaters im Abl. Die Gentilicia auf *-aeus* sind Dialektwörter im Lat. und zwar osk. sabell. Metronymika. Die Suffixe *-ulento-* (*-ilento-*) und *-ōso-*. Wie die griech. Adjektiva auf ώδης von einzelnen Bildungen wie εὐώδης, δυςώδης 'so und so riechend' (ὄζειν) ausgehen, so darf wohl auch das lat. *-olento-* mit *olēre* erklärt werden (*-ol-ent-o-*). Wackernagel bringt auch die Adjektiva auf *-ōsus* mit der Wurzel für 'riechen' zusammen z. B. *vinōsus* aus **vino-ods-os*, wobei **ods* die Schwundstufe von **odos-es-* 'Geruch' wäre. *Formonsus* ist dann zu beurteilen wie *thensaurus, Chersonensus.* Das Präfix *vē-* kann, weil *vēcors* und *vēsanus* einen abnormen Zustand bezeichneten, allmählich die Funktion erlangt haben für sich allein diesen Begriff zu markieren; daher *vēgrandis* 'abnorm in Bezug auf die Grösse' d. h. entweder 'ungewöhnlich klein' oder 'ungewöhnlich gross'; *vē-*

pallidus 'abnorm blass, totenbleich'. — *Vescus* und *vescor*. — *Vē-diovis*, *vestibulum*, *vestigium*. — Das *vē-* von *vēcors* usw. scheint durch eine falsche Abtrennung von *vē-mens* entstanden zu sein und sich weiter verbreitet zu haben. *Bucītum*, *bucētum*. Gegen Solmsen KZ 34, 14 f.

43. **Skutsch** F. Zur Wortzusammensetzung im Lateinischen. (Vortrag auf der Bremer Philologenversammlung.) [Ist inzwischen gedruckt erschienen als "Festschrift für C. F. W. Müller". Suppl. der Jahrb. f. klass. Philol. 27, 82—110. Leipzig 1900.]

Inhaltsangabe siehe Anz. 10 S. 367—368.

44. **Greenough** J. B. Some Questions in Latin Stem Formation. Harvard Stud. 10, 1—17. Boston.

G. behandelt einen Teil der lat. Stammbildungslehre nach den 4 Grundsätzen: 1) Stem formation by successive addition of suffixes 2) The fusing together of two or more of these suffixes so as to make a new available one 3) The specialization of the meanings of the words at any stage of their development 4) Derivation proceeds by stems and antedates inflexion and parts of speech. Er betrachtet unter diesen Gesichtspunkten, bes. unter dem 1. und 2., hauptsächlich die Wörter auf: *-lis*, *-ris*, *-lus*, *-rus*; *-bilis*, *-bris*, *-bulum*, *-brum*; —, *-cris*, *-culum*, *-crum*; *-tilis*, *-tris*, —, *-trum*. Dabei weicht er in 3 Hauptpunkten von bisherigen Erklärungsversuchen ab: 1) Die Gleichsetzung von griech. θλο- mit lat. *-bulo-* (neben *-blo-*) scheint ihm ganz willkürlich; er setzt zwei aneinandergehängte Suffixe *-bo* + *lo-* an (vgl. dagegen z. B. griech. ἕδε-θλο-ν 'Sitz' : *sedi-culu-m*, Brugmann Grdr. 2, 115 und 202). Auch die Gleichungen wie *cerebrum* aus **ceras-ro-* oder **ceres-ro-* : ai. *śiras-* 'Haupt' und *tenebrae* aus **temasrā* : ai. *tắmisrā* 'das Dunkel' (Brugmann Grdr. 1², 367, 763) müssen fallen vor dem Suffix *-bo-+ro-*. Am wichtigsten erscheint ihm die Erschliessung eines *-bo-*, *-ba*-Suffixes als eines noch lebenden Bildungselementes im Lat.; dieses liegt einfach vor in *morbus*, *turba*, *herba*, *manubiae*, zusammengesetzt mit andern ausser in *-boro-*, *-bolo-*, in *-ber* (*-bris*), *-ber* (*-bri*), *-bilis*, *-bundus*, *-bo* (*-bonis* vgl. *longabo*, *apexabo*). 2) Die Theorie, dass urital. inlautendes *-kl-* aus *-tl-* entstanden sein soll (Brugmann Grdr. 1², § 584, 2 und 595, 1), ist überflüssig; auch hier sind zwei aneinandergetretene Suffixe *-co-+lo-* und *-to+lo-* anzusetzen. G. bringt auf Grund ähnlicher Theorien auch eine neue Erklärung des Gerundivs und der verwandten Formen auf *-bundus* und *-cundus*. *Gerundus*, *ludibundus*, *rubicundus* gehen zurück auf *ger+o+on+do+s*, *lud+o+bo+on-do+s*, *rub+o+co+on+do-s*; zum 1. und 2. Suffix von *ger+o+on-do-s* vgl. *mori-ger-o-s* und *gero*, *ger-on-is*. G. meint zum Schluss "a theory which agrees with all the facts in Latin (!) and is not contradicted by comparative grammar (!!) must be the right one."

45. **Zimmermann** A. Spuren indogermanischer Namengebung im Lateinischen. BB. 25, 1—73.

Vgl. Anz. 10 Bibliogr. VII A No. 64 (und 11 No. 39). Schluss von Teil III. Als Ergebnisse seiner Untersuchung führt Z. an: "Es ist mir gelungen in Teil I zu zeigen, dass im Latein bezw. Italischen doch noch eine kleine Anzahl von Vollnamen sich erhalten hat, in Teil II, dass Veränderungen im Vokalismus, analogische Bildungen bei den später entstandenen sog. Spitznamen (den cognomina) Rückschlüsse auf urspr. Vorhandensein von Vollnamen gestatten und in Teil III, dass das Latein bezw. Italische eine grosse Anzahl von

Namenstämmen verwendet hat. die auch in andern idg. Sprachen und zwar meist auch zur Bildung von Vollnamen verwandt worden sind."

46. **Francken** C. M. De nomine Iulo. Mnem. N. S. 27, 151—154.
Julus . Ἴουλλος. *Julius* . Ἰούλιος.

g) Flexionslehre.

47. **Cinquini** Ad. Morfologia latina. Livorno Giusti. VI, 138 S. 1 l.

48. **Cinquini** Ad. Studi di lingua e di grammatica latina. Fasc. 1. Firenze Landi. 65 S.

49. **Merguet** H. Bemerkungen über die Entwickelung der Sprache. Prg. Insterburg. 4°. 10 S.

Einiges über die Nominative auf *-os* : *-or* (*arbos*, *arbor*); über den Nominativ des Komparativs; die Adjektiva auf *-r*, *-ris*, *-re*; *amamini amabimini* usw.; die Flexion von *ipse*; die Bedeutungserweiterung des Infinitivs, Supinums, Gerundiums und Gerundivs.

50. **Bechtel** Fr. Latina. Nachrichten v. d. Ges. d. W. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1899 S. 185—196.

1. *lien* wird gewöhnlich mit langem *ē* angesetzt (Lindsay LL. 349, 377, Stolz Hist Gr. 1, 490, Streitberg IF. 2, 418). Bei Plautus kommt das Wort 4 Mal vor, immer mit kurzem *ĕ*, doch könnte die Kürze überall durch das Jambenverkürzungsgesetz entstanden sein. Die antiken Grammatiker nehmen *ē* an, ohne Begründung; sie stellten es, rein theoretisch, zu *rēn*, *splēn* und den griech. Nomina auf -ην. Ähnliche verkehrte Analogieschlüsse: *fār* nach *Nār*, *pār* statt *făr* über *farr* aus *fars*, *compōs* : *compŏtis* nach *bōs* : *bŏvis*, *pēs* : *pĕdis* statt *compŏs*, *compŏtis*. *Lien*- zu skr. *plīhán*-, *liene* skr. *plīháni*; *lienis* neben *pectinis* wie *ebrietas* neben *aequitas*. — 2. Sind die Perfekta *quii*, *scii*, *cii*, *sii* älter als *quivi*, *scivi*, *civi*, *sivi*? Gegen Osthoff Perf. 225, der die Frage bejaht. Die Statistik lehrt: Plautus hat fast durchaus *ii*, dagegen nur *quivi* und *civi* und wahrscheinlich nur *scivi* und *sivi*. Wer trotzdem an Osthoffs Ansicht festhält, muss die Frage beantworten: warum liegt die Umbildung von *iei* zu *ivi* bei Pl. erst in den Anfängen, während die von *quiei* zu *quivi* u. ä. schon völlig vollzogen ist? Terenz dagegen hat *scii* und *sii*. Das ist bei ihm so wenig altertümlich wie die häufigere Verwendung der Formen *audierit*, *audierat* und die Zurücksetzung der Endung *-ris* gegen die Endung *-re* (Leo Plautin. Forsch. 261 ff.). Stimmen die alten Perfekta von *eo* und *queo* nicht überein, so fällt Osthoffs Etymologie *queo* aus Instr. *quē*+*eo* (IF. 6, 20 ff.). — 3. *Dīs pater*. Gegen Thurneysen KZ. 32, 559. *Dīs* gehört zu *dives*, nicht zu *Jovis*, *deus*, denn *Dīs pater* ist wie Πλούτων der 'Reichtumspender'.

51. **Reichelt** H. Die abgeleiteten *i̯*- und *u̯*-Stämme. BB. 25, 238—252.

Bringt manches zur Deklination der lat. diphthongischen, sowie der *ĭ*-, *ī*, *ŭ*-, *ī*-Stämme. Vgl. oben Bibliogr. I Nr. 65.

52. **Reichelt** H. Die *i̯ē*-Stämme. BB. 25, 234—238.

Die Zusammengehörigkeit der sog. *i̯ē* Stämme mit den abgeleiteten *i̯* Stämmen: vgl. φερούσης aus **-ont-i̯ās* neben φέρουσαν aus **-ont-i̯m̥*, lat. *faciē* Inst. Sg. und *faciēm*. Dazu Weiteres über die sog. 5. lat. Deklination und Verhältnisse wie *materiēs* : *materia*. Vgl. o. Bibliogr. I Nr. 66.

53. **Reichelt** H. Das Instrumentalsuffix im Singular. BB. 25, 232—234.

Die konsonantischen Stämme hatten je nach der Betonung die Endung *-ēm*, *-ē* oder *-m̥*, indess die vokalischen Stämme nur die Endung *-m* kannten. Die *e,o*-Stämme bildeten den Instr. Sg. durch Dehnung des Stammvokals; die Instr. der *i̯*- und *u̯* Stämme auf *-ī* und *ū* sind Neubildungen nach den *e/o*-Stämmen. Auf *-m̥* gehen zurück lat. *peren-die* (griech. πέρα), *ōlim* aus **ōlem*, *enim* neben osk. *inim*, umbr. *enem*; die lat. Ablativ-Adverbien auf *-e* sind gleichfalls Instr. und lautgesetzlich aus *-ē*, *-ēm* abzuleiten.

54. **Wölfflin** E. *Diploma* fem. ALL. 11, Heft 3, S. 418.

Abl. *diplomā* im CIL 8, 1027. Siehe auch Bücheler Carm. lat. epigr. Nr. 484. Zu ähnlichen Beispielen anderer urspr. Neutra auf *-ma* bei Neue-Wagener wird auch *cataplasma* als Femin. belegt.

55. **Wagener** C. *Lac*, *lact*, *lacte*. N. ph. R. 1899. S. 73—81.

Grammatikerzeugnisse und andere Belege für diese 3 Nominativformen. Der Akk. *lactem*.

56. **Wagener** C. Über den Genetiv pluralis von *mensis*. N. ph. R. 1899. S. 241—246.

Ausführliche Nachweise für die Formen: *mensum* (*mesum*); *mensium*; *misoro*, *mesoro*, *mesorum*, *mesoru*, *misoru*; *mensuum*; *menser(um)*, *meserum*, *misirum*.

57. **Sommer** F. Die Komparationssuffixe im Lateinischen. Leipziger Habilitationsschrift 1899 (= IF. 11 (1900), S. 1—98 und S. 205—266.

Sommer behandelt im Zusammenhang das ganze Gebiet der lat. (und ital.) Komparationssuffixe nach Form und Funktion, wobei namentlich auch das Vorhandensein dieser Suffixe ausserhalb der eigentlichen Komparation zur Erörterung kommt.

58. **Civitelli** G. Il suffisso del superlativo latino. Contributo alla morfologia latina. Napoli 1898. Stab. Tipogr. d. Regia Università. 51 S.

Bekämpfung älterer Erklärungen. Das Suffix *-issimus* ist aus *-ipsimus* entstanden, vgl. *ipte* = *ipse*, *ipsus* = *issus* und Petron Cap. 63 *ipsimi nostri*. Das *-issimo-* des Superlativs ist im letzten Grund die Häufung oder Verbindung der uralten demonstrativen Elemente *pa ta ma* (!). S. WfklPh. 16. Sp., 1178—1180 (Ziemer).

59. **Nazari** O. Di una forma perifrastica del perfetto umbro. Boll. di filol. cl. 5, 231—235.

Nazari knüpft mit seiner Erklärung von Formen wie *combifianśiust* 'nuntiaverit' an v. Planta Gramm. II 352 an: v. Planta zerlegt die Form in einen Infinitiv **combifiām* + *śiust* aus **kiust* 'ierit' von der Wurzel **ki*, wie sie in griech. κίω vorliegt; er verwirft aber die Erklärung wieder, da er es für zu gewagt hält anzunehmen, dass das lat *cio* (*accio*, *concio*), *cieo* im Urumbr. dieselbe Bedeutung 'gehen' hatte, wie das damit identische κίω. Nazari nimmt den Erklärungsversuch wieder auf und erschliesst ein vulgärlat. **ciēre* 'andare' aus italien. *gire*. 'Le forme in questione', schliesst er, 'sarebbero perfetti perifrastici formati da una forma infinitiva del verbo più una forma del perfetto forte della radice *ci* 'ire' e si potrebbero meglio tradurre: *combifianśi* perf. cong. 'nuntiatum ierit'

combifianśiust combifiansiust combifianśust fut. II 'nuntiatum ierit' purtinśus 'porrectum ieris' *purdinśiust purdinśus* 'porrectum ierit'. *disleralinsust* 'diremptum(?) ierit', come nell' umbro stesso da altra forma infinitiva, il supino, abbiamo altre forme perifrastiche col verbo *i* 'ire' quali: anzeriatu etu 'observatum ite' *aseriato est* 'observatum ibit' *anseriato iust* 'observatum ierit' vaśetum ise 'vitiatum issit?' *uasetom efust* 'vitiatum ierit'.

60. **Böhtlingk** O. Zum lateinischen Gerundium und Gerundivum. Ber. ü. d. Verh. d. Leipziger Ges. d. W. Philol.-hist. Cl. 51, 219—220.

Eundum est hat, wie *itur* und *itum est*, passive Bedeutung; warum nicht auch *eundi* in *tempus est eundi*? Böhtlingk legt weiter zwei Erklärungsversuche zu *mei, nostri videndi est copia* vor. Der Römer sagte nicht *mei videndae* oder *nostri videndorum* oder *videndarum*, weil diese Pronomina äusserlich weder das Genus noch den Numerus unterscheiden, vielmehr alle als Gen. sg. mask. od. neutr. erscheinen; man entsagte der logischen Kongruenz zu Gunsten der lautlichen. Oder man fasste *mei videndi est copia* ursprünglich so auf 'es ist eine Gelegenheit für mein Gesehenwerdenmüssen' d. h. *mei* als Pron. poss. und *videndi* als Gerundium, vgl. auch exemplorum eligendi postestas.

61. **Lebreton** J. L'adjectif verbal latin en *-ndus*, étude morphologique et sémantique. Mém. Soc. Ling. 11, 145—164.

I. Kurze Überblicke über die Ansichten früherer Forscher. II. Das *-ndo-* der lat. Verbaladjektiva entspricht einem griech. -αδ-, idg. *-n̥d-*. Das Suffix ist also das gleiche wie in griech. φυγάς, -άδος; ῥυάς, -άδος; στροφάς, -άδος u. ä., nur dass im griech. fast nur Dental-, im lat. Dental + *o*-Stämme vorliegen, wie auch sonst öfters *o-*, *ā-* und konsonantische Stämme nebeneinander bestehen (z. B. *damnatus-damnas*). In *leg-endus* neben *leg-undus* ist wohl die alte Vokalabstufung *-en-* od. *n̥* und *-on* wiederzuerkennen (vgl. *flexentes-flexuntes*). III. Die Formen auf *-ndus* waren urspr. weder Aktiva noch Passiva, weder Präsentia noch Futura (mit dem Nebenbegriff der Notwendigkeit), sondern einfache Adjektiva, deren Verhältnis zu diesen Verbalkategorien lediglich von ihrer Grundbedeutung und dem Zusammenhang der Rede abhing. Die sekundäre Entstehung des Gerundivums aus diesen Adjektiven hat schon Weisweiler Das lateinische Part. fut. pass. Paderborn 1890, S. 64—95 richtig erkannt.

62. **Fay** E. W. The Locution infitias it, and the *-nt* Suffixes. Am. Journ. Phil. 20, 149—168.

§§ 1—6 Reasons for dissatisfaction with the current explanations (*exsequias ire, suppetias adveni,* (*in*)*malam crucem, pessum*). § 7. Thesis: In the locution *infitias it* 'goes protesting' *infitias* is a pres. ptc. to *infitior*. §§ 8—20 Syntactical probability of this thesis debated (Examples of the locution). § 21—45 Discussion of the form of *infitias*. (Significance of its isolation. — What was the inherited nom. sg. pres. ptc. in Italic? — *Praegnas* — Preponderance of nom. sg. over other cases. — Significance of this, illustrated by pf. ptc. act. etc. — New theory of pf. pt.: the primitive pf. act. ptc. suffix was *wănt-*, itself the result of a contamination of a participial like *-ú*-stem with the pres. ptc. suffix *-ănt-*. Euphonic doublets in the prim. period. — Nom. sg. masc. pres. ptc., and other *-nt*-stems. — Three forms of nom. sg.: 1) *-ăns*, 2) *ăs*, 3) *-ăn*. — Is *infitias* an exemple of 2)? — Osc staieffud; osc. pomtis, umbr. *nuvis*. — Is *-n-* reintroduced in Ital. nom. sg. pres. ptc.? — *Deciens quotiens* : *triens*. — Diacritical orthography or accent. — Fem. en-

ding *-ens*; neut. *-ens*. — Has *-s* been added to a nom. sg. in *-ān?* — Verdict as to the form of *infitias* a non liquet. — Trans.

h) Syntax (Funktionslehre, Satzlehre).

63. **Lease** E. B. Corrections of Schmalz's Lateinische Syntax and Lateinische Stilistik. Am. Journ. Phil. 20, 59—64.

64. **Landgraf** G. Beiträge zur historischen Syntax der lat. Sprache. Pgm. München 34 S.

Inhalt der beiden ersten Abschnitte: I Der Dativ der beteiligten Person beim Passiv (Dativus auctoris). II. Der Dativ nach den Ausdrücken des Zusammenseins und Zusammenkommens, (freundlich und feindlich), Vermischens und Trennens. Ergebnis für I u. II: beide Strukturen sind auf heimatlichem römischen Boden erwachsen, ihre Anwendung hat jedoch unter der Einwirkung des ähnlichen griechischen schon weiter ausgebildeten Sprachgebrauchs, besonders auf die augusteischen Dichter, eine nicht geringe Erweiterung erfahren. Abschnitt III bringt einige Proben für eine methodisch-historische Behandlung der mit dem Dativ verbundenen Verba composita.

65 **Bonnet** M. *Domi habeo,* etc. Cl. R. 13, 35.

Gegen Owen Cl. R. 12, 407 für Sonnenschein Cl. R. 12, 360.

66. **Kunze** A. *Mea refert.* Leipzig. 20 S.

Mea refert = [*res*] *mea re fert* = 'Die Sache bringt es in meiner Angelegenheit mit sich'; *mea re* als Ablativus limitationis = in *mea re*.

67. **Rolfe** J. C On the Construction *sanus ab*. Cl. Rev. 13, 303—305.

68. **Conway** R. S. The Singular Use of *nos*. Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. V, part. 1, S. 1—79.

Vgl. die Besprechung von Kennard Rand in ALL. 11, 595—596.

69. **Pervov** P. D. Consecutio temporum v latinskom jazykě sravnitel'no s russkim jazykom. (C. t. in der lat. Sprache verglichen mit der in der russ. Sprache). Žurn. Minist. Narodn. Prosvěščenija 326 Nov. Dez. 1899. Otděl klass. filol. S. 57—82.

70. **Watson** E. W. Velle as an Auxiliary. Cl. R. 13, 183.

Volo m. Inf. zur Umschreibung des Futurs.

71. **Nutting** H. C. Obligation as expressed by the Subjunctive. Cl. R. 13, 32—34.

Gegen Elmers 'Subjunctive of obligation' Cl. R. 12, Mai-Nummer. Vgl. Anz. 11, Bibliogr. VII A Nr. 59.

---

72. **Antoine** F. De la parataxe et de l'hypotaxe dans la langue latine. Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux et des Universités du Midi. 4me Série. 21me Année: Rev. des étud. anciennes 1, 27—46.

Observations générales. 1. De la parataxe dans les propositions subordonnées complétives (A suivre).

73. **Ehart** K. Die Behandlung der lateinischen Syntax auf Grundlage der deutschen Satzlehre II. Pgm. Wien. 13 S.

74. **Geddes** W. D. On the Sequence after ne prohibitive. Cl. R. 13, 22—32.

Vgl. Anz. 11 Bibliogr. VII Nr. 60. Im 3. Abschnitt wird die Zahl der Konj. Praes. und Perf. nach prohibitivem *ne* für jedes Stück des Plautus und Terenz statistisch festgestellt. Das Präs. steht bei Plautus 119, bei Terenz 24, das Perf. bei jenem 33, bei diesem 5 Mal.

75. **Bottek** Ed. Die ursprüngliche Bedeutung des Conjunktivs in lateinischen Nebensätzen. I. Teil: *Ut-*, *Ne-*, *Quo-*, *Quominus-*, *Quin-*, *Relativ-* und *Cum*-Sätze. Wien Hölder. 94 S. 1,80 M.

Z. T. gegen Dittmar Studien zur lateinischen Moduslehre gerichtet. Vgl. BphW. 1899, Sp. 1037–1044 und Blätter f. d. bayr. Gymnasialschulw. 1900, S. 80—81.

76. **Schmalz** J. H. *Donec* und *Dum* (bis zu den august. Dichtern einschliesslich). ALL. 11, Heft 3, S. 333 350.

Vorarbeiten zur grossen historischen Grammatik, die bei Teubner erscheint. I. *Donec.* Die Formen: *donicum*, *donec cum*, *donec*, *doneque*, *doneque cum*, *donique* (*dunc?*). Referat über die verschiedenen Erklärungen. Vorkommen der einzelnen Formen. Bedeutung. Modus. Sprachgebrauch von *Cato* bis *Ovid*. II. *Dum.* Etymologie. Zusammensetzungen mit *dum*. Adverb und Konjunktion. Modus. *Dum* bei den älteren, bei den augusteischen Dichtern, auf Inschriften (nach Bücheler's Anthologie). Verhältnis zu *dunc*, zu *donec* und *quoad*. *Dum* = 'so lange als'. *Dum* = 'während'. *Dum* = 'bis'.

77. **Bennet** Ch. E. Die mit *tamquam* und *quasi* eingeleiteten Substantivsätze. ALL. 11, Heft 3, S. 405–417.

Es handelt sich um Sätze wie Suet. Aug. 6 *tenet vincinitatem opinio, tamquam et natus ibi sit.* Die Beispiele aus der silbernen Latinität für *tamquam* sind möglichst vollständig gesammelt, die für *quasi* machen diesen Anspruch nicht. Die Ergebnisse für *tamquam* finden sich S. 412—413, die für *quasi* S. 416—417. Der Verf. lässt diese Substantivsätze nicht aus Kausalsätzen, sondern aus Vergleichungssätzen mit *tamquam* (*quasi*) hervorgehen; vgl. etwa Quint. decl. 307 *nondum invado tamquam proditorem* und Tac hist. 3, 77 *Triarium incesserent, tamquam . . . egisset.*

78. **Long** O. F. *Quotiens*, *quotienscunque*, *quotiensque*. ALL. 11, Heft 3, S. 395–404.

Manuskript einer Doktordissertation der Universität Baltimore, vom Herausgeber des Archivs im Exzerpte vorgelegt und durch einige Zusätze erweitert. — Die junge Orthographie *quociens*. Der Nasal nach Inschriften und alten Grammatikern. *Quam saepe* für *quotiens*. *Quotiens* in verschiedenen Satzarten. *Nescio quotiens*. *Quotiens* mit Konjunktiv. *Quotienscunque*. *Quotiensque* = *quotienscunque* oder = *et quotiens*. *Quotienslibet*.

79. **Methner** R. *Posteaquam*, *postquam*, *ubi*, *ut*, *simulatque*. Ein Beitrag zur Berichtigung und Vereinfachung der lateinischen Syntax. Z. f. d. Gymn. 53, 625–634.

80. **Notolla** U. La funzione stilistica delle consonanze in latino. Bergamo tip. frat. Bolis. 12 S.

i) Semasiologie. k) Lexikographie.

81. **Thomas** R. Neues zur Bedeutungslehre. Blätter f. d. bayr. Gymn. 35, 593—602.

Besprechungen neuerer Schriften: Reissinger Ob und propter, Landau 1897, und Stöcklein Bedeutungswandel der Wörter, München 1898.

82. **Meader** C. L. Zur Geschichte der Pronomina demonstrativa. ALL. 11, Heft 3, 369–393.

Der Herausgeber des Archivs legt eine Arbeit Meaders im Exzerpt mit einigen Zusätzen vor; die Arbeit soll in Ann-Arbor als Doktordissertation eingereicht und veröffentlicht werden. *Is, ea, id.* Vgl. für das archaische Latein Bach De usu pronominum demonstrativorum in Studemunds Studien Bd. 2. Statistische Untersuchungen über die Häufigkeit des Gebrauchs. Fehlen des Nom. plur. *ei, ii, eae* in der goldnen, silbernen und spätlateinischen Poesie wegen der Kollision mit dem Dat. sing. und der schwankenden Aussprache von *ei, ii, hi, hii*; ähnliches Verhältnis beim Dat.-Abl. *eis* neben *iis, his, hiis.* Unsicherheit in der Messung von *eius*, bei Virgil fehlt es ganz. 2. Konkurrenz von *hic* und *is.* Vgl. R. Kühner Ausführl. Gramm. § 118, 2 Anm. 7, S. 455. 1) *eo*=*ideo* und *hoc* mit oder ohne folgendes *quod, quia, ut, ne* usw. 2) *eo* mit Komparativ, *hoc* mit Komparativ. 3) *id est* (erklärend) und *hoc est.* 4) *ad id* und *ad hoc.* 5) *ob id* und *ob hoc.* 3. *Iste.* Zunächst Pronomen, das sich auf die angeredete Person bezieht. Dann Abschwächung der Bedeutung. Zuerst von Valerius Maximus von der 2. Person losgelöst. *Iste* übernimmt die Funktion von *hic*, Gegensatz von *iste-ille.* 4. *Ipse.* Urspr. Pronomen des Gegensatzes, dann ebenfalls Abschwächung der Bedeutung. *Ipse*=*idem* als Identitätspronomen. *Ipse* als bestimmter Artikel. [Schluss folgt.]

83. **Denk** J. Lesefrüchte. ALL. 11, Heft 3, S. 428.

Abditare — *devotiosus* — *latino* und *latinizo* — *medica*=*obstetrix* — *bestiosus* und *serpentiosus.* (S. auch ALL. 11, 112.)

84. **Hirschfeld** O. Der Name *Germani* bei Tacitus und sein Aufkommen bei den Römern. In 'Beiträge zur alten Geschichte und Geographie. Festschrift f. H. Kiepert'. S. 259–274. Berlin Reimer 1898. 4°.

Hirschfeld geht, wie unten Nr. 85 Gudemann, vom 2. Kapitel der Germania aus. Da Tacitus seinen römischen Lesern gar keine Erklärung des Namens *Germani* gibt, muss er voraussetzen, dass sie über die Bedeutung nicht im Unklaren sein konnten, d. h. er hat den Namen für gleichbedeutend mit dem lateinischen Wort *germani* gehalten, ohne Rücksicht darauf, dass nach seiner eignen Annahme der Name von den Kelten ihren rechtsrheinischen Nachbarn beigelegt worden ist (S. 265—266). Caesar ist der Germanenname erst in Gallien und durch die Gallier zu Ohren gekommen, so wird über seine Deutung nicht die germanische, sondern die keltische Sprache Aufschluss zu bieten haben (S. 274).

85. **Gudeman** A. Zur Germania des Tacitus. Philol. 58, 25—44.

Sucht im Anschluss an c. 2, 14 ff. die *Germani* wieder aus dem Lateinischen als *fratres*, ἀδελφοί, γνήσιοι zu erklären. Vgl. o. Nr. 84.

86. **Ellis** Rob. (*Eques*=*equus*). Journ. of Philol. 26, 197.

Minucius Felix, Octav. VIII 3 Halm. Vgl ALL. 10, 286, 452; 11, 275 und nächste Nummer.

87. **Haverfield** F. On *Eques* for *Equus.* Cl. Rev. 13, 305—306.

88. **Ascoli** G. J. Talentum 'propensione; attitudine dello spirito'. Arch. glott. ital. Suppl. period. Sesta dispensa 1898. S..31—36.

Zur Bedeutungsentwicklung des Wortes, bes. auch im Irischen, Romanischen (und Griechischen).

89. **Helm** R. (*Jentaculum* — *lentaculum*, *iactatio* — *lactatio* bei *Fulgentius* und *Nonius*). Philol. 58, 474—476.

90. **Nestle** Eb. *Velum*. ALL. 11, Heft 3, 417.

Velum als Lehnwort im Syrischen und Jüdisch-aramäischen.

91. **Hesselmeyer**. *Securus*. Korrespondenzbl. f. d. Gel.- u. Realsch. Württ. 6, 44—55.

Semasiologische Studie.

92. **Thompson** E. S. *Quidem* in Augustan Verse. Cl. Rev. 13, 395.

93. **Plasberg** O. (*Discere* = *docere* und Analogien aus andern Sprachen). Rh. M. N. F. 54, 148 Anm. 1.

94. **Blümner** H. Was bedeutet *replumbare*? ALL. 11, Heft 3, S. 424 —426.

Replumbare 'aus der Lötung herausnehmen'; Verteidigung dieser Bedeutung gegen Erich Pernice ('die Bleifüllung in den hohlgetriebenen Emblemata der Silbergefässe herausnehmen').

---

95. **Brugmann** K. Über den Thesaurus linguae Latinae. IF. Anz. 10, 368—373.

96. **Diels** H. Jahresbericht über den Thesaurus linguae latinae. Sitz.-Ber. d. Berliner Ak. d. W. 1899 I S. 77—78.

97. **Leo** F. Bericht über den Thesaurus linguae latinae. Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1899 S. 26—30.

98. **Thesaurus** linguae latinae. Beilage z. Münchener Allg. Zeitung No. 208.

99. **Leeper** A. Notes on Lewis and Short's Latin-English Lexicon. Am. Journ. Phil. 20, 169—185.

100. **Schlutter** O. Addenda Lexicis Latinis. ALL. 11, Heft 3, S. 426 —428.

U. a. *capitulum* 'Vertrag', *praetersine*, *raribarbius*, *tantillitas*.

101. **Corpus** glossariorum latinorum a Gustavo Loewe incohatum auspiciis Societatis Litterarum Regiae Saxonicae composuit, recensuit, edidit Georgius Goetz. Vol. VI: Thesaurus glossarum emendatarum, confecit Georgius Goetz. Pars prior. Fasc. 1 (1899) 2 (1900). Leipzig Teubner. (jeder Fasc. 18 M.).

G. macht durch diesen Thesaurus die vier erschienenen Bände (II—V) des Corpus erst recht zugänglich und erschliesst eine neue reiche Fundgrube für Latinisten. Aus der Praefatio: 1. Collegi et recepi quidquid glossarum quattuor quae edita sunt voluminibus continetur, nisi quod e colloquiis, fabulis, tractatibus tertii voluminis notabiliora tantum excerpsi tritis vocabulis omnino abiectis. His addidi supplementa quaedam . . . 2. Glossas non modo collegi aut collectas exhibui, sed pro virili parte emendavi . . . eam mihi normam esse volui, ut meras sordes erroresque librariorem abicerem,

formas vero latinas sive vetustas sive recentiores sive vulgares et romanenses praeter tritissimas vilissimasque, quas ubique recoquere taedium esset, ne obscurarem ... 3. Lemmata latina quibus graeca non ita pauca interposita sunt per litteras digessi. Ex interpretamentis quae ad illa lemmata pertinent potiora excerpsi, excerpta litterarum ordini tamquam lemmata inserui, ne nimis delitiscerent ... 4. Locos scriptorum ad quos lemmata vel interpretamenta redire videantur ubi indagaveram indicavi ... Vgl. Buecheler Deutsche Littz. 1900 S. 40—42.

102. **Pokrowskij** M. Glossographisches und Linguistisches zum Thesaurus glossarum emendatarum von G. Goetz. ALL. 11, Heft 3, S. 351—360.

Zu einzelnen Glossen (von *abruptus* bis *direptus*). Beachte u. a.: das Verhältnis von *aculeus*, *acula*, *acus* — *equuleus*, *equulus*, *equus* — *laurea*, *laurus* — *caprea*, *capra* u. ä. — *Adimītio* (nicht *adimītio*) *ademptio*, vgl. die Bildungen auf *-ī-tio* (*exspuītio*) *-ī-tor* (*colītor*), *-ī-tum*, *-ī tus*, *-ī turus* (*gignītum*, *impulītus* nach Perf. *impuli*, *fefellītus* nach Perf. *fefelli*, *arguīturus*, *consequīturus*). — *Alebrem pulchrum*, dazu andere Bildungen auf *-bri-*, *-bro-* wie *fellebris*, *salūber* aus **salŏuĕ-bri-*, *salvos* aus **salŏvŏs* (ähnlich *salūtis* aus **salŏuĕ-t-is*) — *Amans* = προcφιλήc. Passivischer Sinn solcher aktivischer Partizipien durch vollständige Adjektivierung veranlasst. — *Anās*: Part. *anatus* = *satiās* zu *satiatus*. — *Armites*, *arquites*, *iugites* wie *alites* (*ala*), *equites* (*equus*). — *Bivium*, Schwanken zwischen *bi-*, *di-*, *du-*. — *Dapet* und die anderen nicht zahlreichen Verba auf *-ēre*, die von Substantiven gebildet sind.

103. **Heraeus** G. Varia. Rh. M., N. F. 54, 305—311.

S. 305. Zu *campsaria*. *-ae* 'Trödelmarkt' vgl. CGL. III, 306. 17 εἱματοφυλάκιον *capsarium*, 338, 14 καμπτροποιόc *campsarius*, 571, 4 *camsa* : *cista* [s. jetzt auch CGL. VI s. v. *capsa* u. ff.]. — CIL. VI 7882 *faber lectasius* (unrhotaziert!) neben sonstigem *lectarius* und *lectuarius*. — S. 306. Verbesserungen zu den Anecdota Helvetica meist auf Grund von Glossen: S. 185, 15 *choicus* (χοικόc) st. *cholcus* — 95, 10 *collybista* (κολλυβιcτήc) st. *colossita* und *colosista* unter den Mask. auf *-a* nach der 1. Dekl. — 113, 32 *iubar* und *instar* st. *inuar* und *infar* unter den Neutr. auf *-ar*. — CLXXVI *biothanati* st. *bianati*. — 117, 23 neutra nomina in is tria sunt indeclinabilia, ut hoc *tresis sexis dec[us]is*, nicht mit Hagen *tressis sexessis decussis*. — CCXIII *Vincila lentiarius* (= *lintearius*), nicht mit Hagen *lancearius*. — CCLX 26 *hominem exivit* st. mit Hagen *hominem exuit*. — S. 307. Gellius noct. Att. 10, 25, 5 bei einer Aufzählung von Schiffsnamen für *vetutiae* vielleicht *venetiae*, zu *moedia* vgl. μύδια (= *muscelli*). — S. 308—309. Zu den Sortes Sangallenses: *soniari*, *sonium* (*soigner*, *soin*); *acre* = *acriter*. — S. 309. Cistifer pro cistiber vulgaris etymologiae vestigia prodit. *Langon* λαγγών zu λαγγάζω 'Drückeberger'.

104. **Smith** G. C. Moore. Fragment of a Latin-German Glossary in the Library of University College, Sheffield. Journ. of Philol. 26, 238—242.

105. **Heraeus** W. Zur Kritik und Erklärung der Serviusscholien. Hermes 34, 161—173.

Beachte: *rabies-rabia* u. ä. S. 162—3; die neuerschlossenen Substantiva *acutus* 'Nagel' und *cicur* 'sus domesticus' S. 167 u. 173.

106. **Havet** L. *Moraclum*. ALL. 11, Heft 3, S. 360.
Erschliesst aus Paul. Festi 139 *M moraclum* und setzt es Plaut. Trin. 1108 in den Text: Nihil est *moracli*; [abis] ambula . . .

107. **Hessels** J. H. Memoranda on Mediaeval Latin. Nr. 1 On the Need of a new Mediaeval Latin Dictionary. Transactions of the Philol. Soc. 1895—98. London 1898. S. 419—483.
Hessels gibt nach einer Einleitung über sein Thema zwei Wörterlisten: eine aus der Lex Salica und eine aus Henr. de Bracton's De Legibus Angliae. Sie wollen als Vorarbeiten zu einem Lexikon der mittelalterlichen Latinität gelten.

l) Grammatisches zu einzelnen Texten, Litteraturgattungen, Sprachkreisen.

108. (**Berichte** über die Litteratur zu lateinischen Schriftstellern.) Bursians Jahresb. 101.
Berichtet wird über Catull f. d J. 1887—1896 von H. Magnus S. 84—141, über Phaedrus und Avianus f. d. J. 1895—1898 von H. Draheim S. 142—147, über Ciceros philosophische Schriften f. d. Jahre 1894—1897 von H. Deiter, S. 148—164, über Sallust f. d. J. 1878—1898 von B. Maurenbrecher S. 165—248.

109. **Jahresberichte** des philol. Vereins zu Berlin. Zeitschr. f. d. Gymn. 53.
Livius von H. J. Müller S. 1—27. — Horatius von H. Röhl S. 36—65. — Curtius von M. P. Schmidt S. 72—95. — Nepos von G Gemss S. 96—108. — Vergil von P. Deuticke S. 168—213. — Caesar von H. Meusel S. 214—262. — Tacitus mit Ausschluss der Germania von G. Andresen S. 267—312. — Ciceros Briefe von Th. Schiche S. 313—385.

110. **Bréal** M. Mots d'origine greque dans la loi des XII tables. Rev. des Et. grecques 12, 300—304.

111. **Sonnenschein** E. A. The Codex Turnebi of Plautus. Cl. Rev. 13, 222—224, 264—265.

112. **Lindsay** W. M. The Codex Turnebi of Plautus and the Bodleian Marginalia. Cl. Rev. 13, 254—264.

113. **Lindsay** W. M. Plauti Codicis Senonensis Lectiones. Philol Suppl. 7, 117—131.
Zur Orientierung verweist Linsay auf sein Buch 'The Codex Turnebi of Plautus. Oxford 1898' [vgl. Anz. 10, Bibliogr. VII A Nr. 157] 'Hic . . . placet, quod a maioris operis proposito alienum erat, universas lectiones codicis illius praestantissimi, sive ex Turnebi sive ex Lambini testimonio, sive ex exemplaris Bodleiani marginibus cognitas, in unum colligere'.

114. **Lindsay** W. M. Some Plautine Emendations. Journ. of Philol. 26, 279—299.
Bringt auch ein par allgemeine Erwägungen zur Plautusüberlieferung. Einer konservativen Behandlung des Textes wird energisch das Wort geredet.

115. **Müller** C. F. W. Zu Plautus. Rh. M. N. F. 54, 381—403 und 526—543.
Textkritisches und Metrisches. Verteidigung früherer Aufstel-

lungen des Verfassers gegen die neuen Plautusherausgeber (Schöll, Götz, Leo), besonders in der Hiatusfrage. Über die allgemeine Stellung Müllers zu der modernen Plautuskritik vgl. S. 541 Anm. 1. Von sprachlichen Dingen beachte: die Verbindungen *iam inde a*, *iam inde abhinc*, *iam inde usque a*, *iam inde*, *iam a*, *iam hinc a*, *iam hinc*, *iam usque a*, *iam tum a* in der lateinischen Litteratur S. 381. — *curare* mit blossem Konjunktiv S. 388—389. — Versuch die Länge des *e* (*i*) im Abl. der 3. Dekl. *militē*, *ordinē*, Pseud. 616 und 761, zu beseitigen S. 530. — Plautus kennt durchaus keine griechische Deklination, vgl. auch das *Hannibālis* uud *Hectōris* des Ennius. — *hac aetate* und *hoc aetatis* im Anschluss an Trin. 1090 (gegen Leo Forschungen S. 276 ff.).

116. **Müller** C. F. W. Zu Plautus Truculentus. Hermes 34, 321—344.

Textkritisches und Metrisches.

117. **Weber** H. Plautina. Philol. 58, 617—620.

Textkritik und Erklärung einzelner Stellen.

118. **Skutsch** F. Plautinum. Rh. M.. N. F. 54, 183—184.

Cas. 239 ff. sind nicht mit Leo trochäisch, sondern anapästisch zu lesen.

119. **Marx** F. Ein Stück unabhängiger Poesie des Plautus. Sitz.-Ber. d. philos.-hist. Kl. d. Wiener Ak. d. W. 140, VIII. Abhandlung. S. 1—34.

Sucht u. a. mit Hülfe der Prüfung des sprachlichen Ausdrucks die Priorität des Rudens vor dem Mercator festzustellen; im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die Traumerzählungen Rudens 593 ff. uud Mercator 225 ff.

120. **Thulin** C. De coniunctivo Plautino. Diss. inaug. Lund. X, 200 S.

Vgl. die kurze Inhaltsangabe ALL. 11, 603.

121. **Audouin** E. De Plautinis anapaestis. Thèse. Paris Klincksieck 1898. XII, 298 S.

S. die Besprechung von O. S(eyffert) BphW. 19, Sp. 1064—1072.

122. **Waltzing** J. P. Lexique de Plaute. Mus. Belge 3, 50—96.

Specimen. *A—accedo.*

123. **Waltzing** P. Lexique de Plaute. Fasc. I. *A—Accipio.* Louvain Peeters 1900. 100 S. 3 fr.

124. **Spengel** A. Zu den Fragmenten der lateinischen Tragiker. Blätter f. d. bayr. Gymn. 35, 385—416.

Zur 3. Aufl. der Tragikerfragmente Ribbecks (Leipzig 1897). Sprengel verlangt für einzelne Stellen mehr Rücksicht auf die Eigenart der dramatischen Sprache, bes. in der Wortstellung. Auch metrische Verbesserungen werden vorgeschlagen.

125. **Valmaggi** L. Un nuovo frammento di Ennio? Atti della R. Acc. d. scienze di Torino. Vol. 34, S. 554—559.

126. **Vahlen** J. Bemerkungen zum Ennius. Sitz.-Ber. d. Berliner Ak. d. W. 1899 I. S. 266—279.

Spricht u. a. über die Enniuszitate in der Ars grammatica des Diomedes.

127. **Pascal** C. Quaestionum Ennianarum particula IV. Riv. di Fil. 27, 1—10.

128. **Valmaggi** L. Ennia e Ausonio. Riv. di Fil. 27, 95—96.
Populea *fruns* (*frus*, *fros*).

129. **Lucretius**. T. Lucreti Cari de rerum natura libri VII. Ed. A. Brieger. Ed. ster. (emendatior). Leipzig Teubner. LXXXIV, 230 S. 2,10 M.
Unterscheidet sich nur durch die Appendix S. 207—230 von der ersten Ausgabe 1894.

130. **Hidén** C. J. De casuum syntaxi Lucretiana II. Helsingforsiae. Berlin Mayer u. Müller. VIII, 152 S. 2,50 M
Teil I ist Anz. 8, Bibliogr. f. 1896 VII A Nr. 137 notiert: er handelte vom Nom., Akk., Vok. und Dat.; in Teil II wird der Abl. besprochen und ein Teil III über den Gen. in Aussicht gestellt.

131. **Hidén** K. J. Minutiae Lucretianae. Nord. Tidsskr. f. Pilol. 3. Reihe, 8 S. 46—48.
1. Ad casus ponendi rationem. 2. De praepositionum collocatione.

132. **Hidén** K. J. Öfver tvänne nybildningar hos Lucretius. Nord. Tidsskr. f. Filol. 3. Reihe 8 S. 42—45.
Utraque — interutrasque.

133. **Woltjer** J. Studia Lucretiana. (Continuantur e Vol. 25, p. 331.) Mnemosyne 27, 47—72.
Enim, *nam*, *namque* bei Lukrez und andern didaktischen und epischen Dichtern S. 49—66.

134. **Braungarten** F. Ein Beitrag zur Formen- und Wortfügungslehre Caesars in den Comment. de bello Gallico. II. Wortfügungslehre (Accusativ). Hierzu die varietas Caesars in der militärischen Terminologie und Phraseologie. Pgm. Smichov 1898. 19 S.
Vgl. Anzeiger 11, Bibliogr. VII Nr. 156.

135. **Blase** H. Syntaktische Beiträge zur Kritik der Überlieferung in Caesars Bellum Gallicum. Blätter f. d. bayr. Gymn. 35, 249—269.
Zu Meusels Jahresbericht über Caesar (Jahresb. des phil. Vereins 1894, S. 214 ff.). B. bringt ein par syntaktische Untersuchungen zur Bestimmung des Verhältnisses der Handschriftenklassen α und β zu einander. Er behandelt: 1) das Plusquamperfektum, 2) Perfekt oder Praesens historicum? 3) den sog. Konjunktivus Iterativus, 4) den Konjunktiv des Perfekts in Folgesätzen nach einem Präteritum, 5) das Tempus in sonstigen Konjunktivsätzen.

136. **Walker** A. T. The Sequence of Tenses in Latin. A Study based on Caesar's Gallic War. Chicagoer Inaug. Diss. (S.-A. aus dem Kansas University Quarterly. Vol. VII Nr. 4) Lawrence Kansas. 52 S.
Vgl. D. Litt. Zeitung 1900, Sp. 1764.

137. **Reinhardt**. Die oratio obliqua bei Caesar. Pgm. Aschersleben. 23 S. 4°.

138. **Pascal** C. Dizionario dell' uso Ciceroniano ovvero Repertorio di locuzioni e costrutti tratti dalle opere in prosa di M. Tullio Cicerone. Torino Loescher. XV, 777 S. 8 l.

139. **Gurlitt** L. Die Interjektion '*st*' in Ciceros Briefen. NphR. 1899. S. 433—435.

Kommt blos 3 mal vor und ist aus dem Text zu beseitigen.

140. **Hale** W. G. Der Codex Romanus des Catullus. Hermes 34, S. 133—144.

Vgl. Am. Journ. of Arch. Second Series 1897, Vol. I Nr. 1, S. 36 ff. Wendet sich namentlich gegen K. P. Schulze Hermes 33, 511—512. Hale will, falls seine neuen Vermutungen über das Verhältnis der Catullhandschriften sich bewähren, einen zusammenhängenden wiederhergestellten Text der verlorenen Veroneser Handschrift veröffentlichen.

141. **Schulze** K. P. Zum Codex *R* des Catull. BphW. 19, Sp. 442—445.

142. **Postgate** J. P. On certain Manuscripts of Propertius. Transactions Cambridge Philol. Soc. Vol. IV, S. 1—83.

143. **Horatius** Q. Horati Flacci opera. Recensuerunt O. Keller et A. Holder Vol. I. Carminum libri IV, epodon lieber, carmen saeculare. Iterum recensuit O. Keller. Leipzig Teubner. CVII, 453 S. 12 M.

144. **Sabbadini** R. *Virgilius — Vergilius*. Riv. di Fil. 27, 93—94.

145. **Pokrovskij** M. Citaty iz Vergilija v latinskich glossarijach. (Zitate aus Vergil in lat. Glossaren). Žurn. Minist. Narodn. Prosvěščenija 324 Juli 1899 Otděl klass. filol. S. 15—32.

146. **Vitruvius**. Vitruvii de architectura libri decem. Iterum edidit V. Rose. Leipzig Teubner. XXX, 317 S. 5 M.

147. **Plinius**. C. Plinii Caecilii secundi epistularum liber primus. Edited with Introduction, Notes, Vocabulary by C. J. Phillips. London Macmillan. 76 S. 1 sh. 6 d.

148. **Lease** E. B. Contracted Forms of the Perfect in Quintilian. Cl. Rev. 13, 251—253.

Statistische Zusammenstellung.

149. **Lease** E B. Notes on Quintilian Cl. R. 13, 130.

Etsi, dummodo, igitur, itaque. Ergänzungen und Berichtigungen zu Neue, Formenlehre und Schmalz, Syntax.

150. **Howard** A. A. Metrical Passages in Suetonius. Harvard Studies 10, 23—28. Boston.

151. **Winstedt** E. O. A Bodleian Ms. of Juvenal. Cl. R. 13, 201—205

Die Hsch. bringt nach Sat. VI 365 noch 34 bisher unbekannte Verse. Die reiche Litt. über dieselben s. in der BPhC. 1899.

152. **Clement** W. K. The Use of the Infinitive in Silius Italicus. Am. Journ. Philol. 20, 195—197.

Berichtigungen und Ergänzungen zu Joh. Schmidt De usu infinitivi apud Lucanum, Valerium Flaccum, Silium Italicum. Halle 1881 und zu Jul. Schinkel Quaestiones Silianae. Leipzig 1884.

153. Die **Appendix Probi**. Hgg. von W. Heraeus. ALL. 11, Heft 3, S. 301—331 und 451—452.

Nach der grundlegenden kritischen Ausgabe von Wendelin

Förster in den Wiener Studien 14, 294 ff. bietet H. hier an der Zentralstelle für lat. Lexikographie einen Neudruck. Von einer Neuvergleichung der Hschr. wurde dabei abgesehen, dagegen wird eine solche von G. Gundermann in Aussicht gestellt. (Vgl. auch Gundermanns Nachträge zu Försters Arbeit in der Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. 15, 184 ff.) Bei unsicheren Lesungen sind die verschiedenen Möglichkeiten von Vulgärformen im weitesten Mass berücksichtigt. Der Kommentar stellt in Kürze zusammen, was bisher zur Erklärung geleistet worden ist; H. selbst steuert, besonders aus den Glossen, viel Neues bei. Für weitere Bedürfnisse wird auf die Untersuchungen von Karl Ullmann in Vollmöllers Roman. Forsch. 7, 145—225 verwiesen. S. 451—452 folgt ein Index der getadelten Vulgärformen.

154. **Heraeus** W. Die Sprache des Petronius und die Glossen. Prg. Offenbach a. M. Leipzig Teubner. 50 S. 4°. 2 M.

Nicht blos die Glossen, sondern auch die Tironischen Noten, Inschriften, Scholien zu lat. Schriftstellern, andere vulgäre Texte, Grammatikerzeugnisse werden zur Erklärung der Sprache des P. beigebracht. Vgl. ähnliche Arbeiten des Verfassers zum Maximaltarif des Diokletian (N. Jahrb. f. Phil. 1897, 353—366) und zur Appendix Probi (ALL. 11, 61—70). Der lexikalische Teil zerfällt in 2 Abschnitte, a) seltene, meist vulgäre Wörter und Wortbedeutungen (S. 2—31), b) Redensarten, Formelhaftes, Sprichwörtliches (S. 31—38). Der 2. Teil hat die Formen- und Lautlehre zum Gegenstand. Ich notiere daraus: Die Verwechslung der Genera verbi. Die Formen *defraudit*, *vetuo*, *fefellitus sum*, *vinciturum*. Zu *vetuo* nach dem Perfekt *vetui* vgl. aus Glossarien *vacuo*, *censuo*, *diriguo*, *conticuo*, *ob-* und *commutuo*; *complacuo*, *opstipuo*, *micuo*, *miscuo*; beachte auch *consuleo* nach *consului*, *prostrare* von *prostravi* aus, *sprevo*, *perculo*, *pepero* = *pario* u. ä. An Nominalformen sind aus Glossen zu belegen: *intestinae*, *striga* = *strix* 'Ohreule', *fatus* = *fatum*, *vasum* st. *vas*, *librum* Nom. st. *liber*; *Jovis* st. *Jupiter*, *bovis* st. *bos*, *volpis* st. *volpes*, *stips* = *stipes* 'Klotz'. Vulgäre Lauterscheinungen aus Petron und den Glossen: *percolopare* = *percolaphare* mit progressiver Assimilation, *peduclus* = *pediculus* u. ä., *nomenculator*, *susum* f. *sursum*, *-tulum* und *-culum*. Den Beschluss bilden ein Index verborum und locorum.

155. **Corssen** P. Bericht über die lateinischen Bibelübersetzungen. Bursians Jahresber. 101, 1—83.

Wichtig zur Orientierung auch für solche, die der Frage nur ein rein grammatisches Interesse entgegenbringen.

156. **Ehrlich** E. Quae sit Italae, quae dicitur, verborum tenacitas. Diss. Leipzig 1898. 108 S.

E. untersucht die Italafragmente auf die Worte des Augustinus hin: "In ipsis autem interpretationibus Itala ceteris praefertur: nam est verborum tenacior cum perspicuitate sententiae" (de doctr. chr. II 16). Im 1. und 2. Kapitel (S. 5—54) wird gezeigt, in welcher Weise die Itala sehr häufig griechische Wörter, einfache und zusammengesetzte, genauer wiedergibt als die Vulgata; das 3. Kap. handelt vom *a* privativum, das 4. von den aus dem Griech. übernommenen Wörtern, das 5. vom Artikel, das 6. vom Part. Aor. Act., das 7. von den abhängigen Fragesätzen, das 8. von *quod*, *quia*, *quoniam*; in einem 9. Kap. werden endlich noch die Fälle zusammengestellt, in denen die Vulgata den griechischen Text genauer übersetzt als die Itala.

157. **Corpus** scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vindobonae F. Tempsky.

Vgl. Anz. 11 Bibliogr. VII A No 208. Im Jahre 1899 erschien: Augustini operum sect. V pars 1: De civitate Dei libri XXII ex rec. Emanuel Hoffmann. Pars 1 Libri I—XIII (2 Bl. XIX, 660 S.).

158. **Fulgentius**. Fabii Planciadis Fulgentii opera. Accedunt Fabii Claudii Gordiani Fulgentii de aetatibus mundi et hominis et S. Fulgentii episcopi super Thebaiden. Recensuit R. Helm. Leipzig Teubner 1898. XVI, 216 S. 4 M.

Bringt in der Praefatio S. V ff. und in dem angehängten Index Sermonis Beiträge zur Kenntnis der Sprache des Fulgentius. Vgl. z. B. S. 197 adverbia in iter pro e, coniugatio S. 199—200, declinatio S. 201, in c. abl. pro in c. acc. S. 204, praepositio cum casu non suo S. 209 u. v. a.

159. **Fulgentius** Fabii Planciadis Fulgentii expositio sermonum antiquorum von Paul Wessner. Commentationes philol. Jenenses VI 2, 63—144.

Dem Texte der Expositio sermonum antiquorum (S. 88—102) vorausgeschickt ist je ein Abschnitt über die Handschriften und Ausgaben; an den Kommentar reihen sich an Bemerkungen über Titel und Adressat der Schrift, über die Lemmata und die Zitate, sowie über Fulgentiusglossen; den Beschluss bilden ein Verzeichnis der von Fulgentius erklärten (62) Wörter und eine Übersicht über die als Gewährsmänner angeführten Autoren. Die Arbeit ist gelegentlich der Vorarbeiten zum Generalindex des CGL. entstanden; leider musste der Verfasser seine Fulgentiusstudien vor dem Abschluss abbrechen.

160. **Eugippius**. Eugippii vita Severini. Denuo recognovit Th. Mommsen. (In Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis recudi fecit G. H. Pertz..) Berolini apud Weidmannos 1898. XXXII, 60 S.

S. XXXII "Orthographica in commentario, cuius codices vix ad saec. X adscendunt, recte spernentur; nam soloecismi in iis reperti librariorum fere sunt, non auctoris. Ceterum poterit qui volet, eorum inutilium amplam messem reperire in apparatu Knoelliano". Mommsen fügt aus dem Kodex K hinzu: *his* f. *is*, *hostium* f. *ostium*, *aut* f. *haud*, *exortari*, *nichil*, *michi*, *inquid* f. *inquit*, *spiritualis* f. *spiritalis*, *languor* f. *langor*, *ammodo*, *ammirari*, *adversantum*, *mensuum*, *ossuum*, *uenibolus* f. *benevolus*.

161. **Dümmler** E. Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica. Sitz.-Ber. d. Berliner Ak. d. W. 1899 I, S. 365—370.

162. **Wölfflin** Ed. Zur Latinität des Jordanes. ALL. 11, Heft 3, S. 361—368.

Abhängigkeit seiner Sprache von Vergil und andern Autoren des Schulunterrichtes. Kasusauflösung vermittelst der Präpositionen S. 365. Die Darstellung der Latinität des Jord. im Index von Mommsens Ausgabe (1882). Einiges über die abundantia inanis des Jordanes.

163. **Haag** O. Die Latinität Fredegars. Inaug.-Diss. Freiburg i. B. 1898. In den Roman. Forsch. 10, 835—932.

Die Sprache Gregors von Tours nach Bonnet Le latin de Grégoire de Tours Paris 1890 wurde bei der Darstellung der Sprache der Fredegarchronisten (7. u. 8. Jahrh.) überall zum Vergleich herangezogen. Es werden nacheinander Lautlehre, Flexion, Syntax und in einem Anhang auch die Wortbildung behandelt. Der Verf. legt sein Material, wo es nötig scheint, vollständig vor, er bemüht sich aber auch in den meisten Fällen einen Erklärungsversuch beizufügen. Zur Kennzeichnung seiner Methode und vor allem des Sprachgebrauchs der Fredegarchronisten wähle ich ein par Beispiele aus dem Kapitel über die Flexion.

Verhältnis von Laut- und Flexionslehre: häufig bahnt die vulgäre Aussprache der Endungen (der Fall von *-m*, die Identität von *i*, *e*; *o*, *u*) die romanische Flexion an. Die *a*-Deklination hielt sich am besten, vgl. indes Gen. Pl. *litterum*, *aquerum*, *aquaerum*, ferner *nepta* f. *neptis* und romanische Erscheinungen wie *uvas nate sunt* (= *uvae natae sunt*). Bei den *o*-Stämmen kommen in Betracht die massenhaften lautlichen Veränderungen Nom. Sg. *-us* zu *-os*, Akk. Pl. *-os* zu *-us*, Akk. Sg. *-um* zu *-o* und umgekehrt Dat. Abl. Sg. *-o* zu *-um*, ferner die seltenen Veränderungen von Gen. Sg. und Nom. Pl *-ii* zu *-iae* (*imperiae*, *palaciae*, *aliae*) und Dat. Abl. Pl. *-iis* zu *-ies* (*filies*, *alies*); beachtenswert sind *uni* (= *unius*) und *totus* (= *totius*). Bei den in der 3. Deklination vereinigten Stämmen sind zu erwähnen der Nom. Sg. *-is* zu *-es* (*principes*) und umgekehrt (*comis*), Dat. Sg. *-ī* zu *-e* (*Ercole* f. *Herculi*), Akk. Sg. *-em* zu *-e*, *-i* (*-im*) (*cacumine*, *patri*), Abl. Sg. *-e* zu *-i* (*profetendi*, *nomeni*); Nom. Akk. Pl. *-es* zu *-is* (*revellis* = *rebelles*, *princepis*); Dat. Abl. Pl. *-ibus* zu *-ebus* (*ominebus* = *hominibus*, *exercetebus*), Ersetzung der Endung *-ibus* durch *-is* (*ceteris gentis*), *urbis* und *orbis* = *urbs*, *mensis Septembris*, Übergang der *u*-Stämme in *o*-Stämme, Substantiva der sog. 5. Deklination ganz selten, *dogma* Gen. *dogmae*.

Genus. Bei den *o*-Stämmen Übertritt vom Neutr. zum Mask. (*consilius*, *hunc castrum*, *ad castro qui*). Neutr. Pl. der *o*-Stämme wird Fem. Sg. der *a*-Stämme (*armam*). Beachte: Akk. Sg. *tempore*, *flumene* und Nom. Sg *flumenis*; *ea pavore* (*la peur*) *parva dolore* (*la douleur*), *mare traducta* (*la mer*); *sancti Eulaliae*, *plurime* f. *plurimi*, *domos quos*.

Pronomen *huius* f. *his huic*, *hoc*, *hac* oder *hanc*, *haec* f. *hic*, *hac*, *hoc*; *qui* verallgemeinert für den Nom. (*insulae qui*), *quem* für den Abl. Sg. (*rigina quem*, *regnum quem*, *a quem*); *quod* für den Abl. Sg. und Pl. (*exercitum quod*, *fidem suam quod*, *homines quod*, *munera quod*).

Verbum. Durch lautliche Vorgänge veranlasst sind die zahlreichen *-it*, *-int*, *-erit*, *-erint* f. *-et*, *-ent*, *-eret*, *-erent* (*oportit*, *nollit*, *movint*; *proderit*, *interficerint*, *regnarit*. *haberit*, *fundassit*, *essit*); ferner *-et*, *-etur*, *-emus*, *etis* f. *-it*, *-itur*, *-imus*, *-itis* (*genuet*, *moretur*, *explecuemus*, *solvetis*); doch mögen Formen wie *proderit* f. *proderet* vom Konj. Perf., Formen wie *nascetur*, *occidetur* f. *nascitur*, *occiditur* von der 2. Konj. beeinflusst sein. — Beachte *-ent* f. *-unt* in der 3. Konj. (*cadent*, *dicent*, *aient*, auch *facint* f. **facent*, inschr *facunt*, *faciunt*).

Für das *b* Futur und *v*-Perfekt wird verhängnisvoll der lautliche Zusammenfall von *b* und *v* (Futura: *superavimus*, *vindecavit*, Perfekta: *reparabit*, *stabilibit*). — Perfekt-Kurzformen des Merovingerlateins (*iudicat*, *speramus*). — *ui*-Perfekta (*construit*, *caput*). — Dedit-Perfekta (die Komposita von *dare*, *ostendedit*, *spondedit*). — *io*-Verba (*praecipunt recibebant*, *adgredebat*).

Das Passiv ist im allgemeinen ganz gut erhalten, sein Fehlen in der Volkssprache tritt jedoch zu Tage in: Verwechslung zwischen Aktiv und Passiv, Verwendung der Deponentia als Aktiva; Verwendung des Hilfzeitworts. Lautlich könnte sein: -ī zu -e und -e zu -ī im Inf. Praes. Pass. (*urguere* f. *urgeri*, *vastare* f. *vastari*, *aperire* f. *aperiri*, *deverte* f. *deverti*, *fiere* f. *fieri*, dagegen *gubernari* f. *gubernare*, *possi* f. *posse*). — Konjugationswechsel: *venerit* f. *veniret*, *circuebat* f. *circumibat*; *habitur*, *censiret*. *regibat*, *delitus*; *fugire*; *perdomati*, *ambavit* f. *ambivit*, *inians* f. *iniens*; *fietur*, *fiaetur* f. *fitur* mit aktivem Sinn. — Einzelne Verba: *posso*, *potebas*; *vellere* (wie *essere*) f. *velle*, *vellit* f. *vult*, *volestis* entstanden in der Gleichung

sumus — potúmus — volúmus
estis — potestis — volestis.

nonlint, *nollens*; *feris* f. *fers*, *transferit*, *transferrit* f. *transfert*, *abstulta* f. *ablata*. — Akzent- und Stammausgleichung der Komposita.

Aus der Syntax sind kurz hervorzuheben die Abschnitte über: Kasusvermischung, Kasus nach Präpositionen, Verschiebung der Tempora, Infinitivsatz.

164. **Epistolae Karolini aevi.** Tomus III. (Monumenta Germaniae Historica. Epistolarum tomus V. Berolini apud Weidmannos.

Für sprachliche Studien beachte den Index verborum et rerum von E. Dümmler S. 666—674.

m) Inschriften. Papyri.

165. **Le Blant** E. Paléographie des inscriptions latines du IIIe siècle à la fin du VIIe. Rev. archéol. 29 (1896) S. 177—197, 345—355; 30 (1897) S. 30—40, 171—184; 31 (1897) S. 172—184.

166. **Patroni** G. Di una nuova orientazione dell' archeologia nel più recente movimento scientifico. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di Sc. mor. Serie V V. 8 S. 221—240.

Behandelt S. 226—227 das Verhältnis der Epigraphik zur Archäologie.

167. **Mommsen** Th. und **Hirschfeld** O. Jahresbericht über die Sammlung der lateinischen Inschriften. Sitz.-Ber. d. Berliner Ak. d. W. 1899 I, S. 72—73.

168. **Corpus inscriptionum latinarum.** Vol. XIII Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum latinae. Edd. O. Hirschfeld et C. Zangemeister. Partis I fasc. 1. Inscriptiones Aquitaniae et Lugudunensis. Berlin Reimer. 2°. 38 u. 519 S. 58 M. — Vol. XV Partis II fasc. 1. H. Dressel. Inscriptiones urbis Romae latinae. Instrumentum domesticum. Berlin Reimer. 2°. S. 491—996. 56 M.

169. **Ephemeris epigraphica**, Corporis inscriptionum latinarum supplementum, edita iussu Instituti Archaeologici Romani. Vol. VIII 1899. Berolini apud G. Reimerum. 620 S. 25 M.

Der 1. Fasc. des 8. Bandes der Ephemeris erschien schon 1891, der abgeschlossene und mit wertvollen Indices versehene Band trägt die Jahreszahl 1899. Er enthält: M. Ihm Additamenta ad corporis vol. IX et X (S. 221). Th. Mommsen Commentaria ludorum saecularium quintorum et septimorum (S. 225—309). H. Dressel Nummi Augusti et Domitiani ad ludos saeculares pertinentes (S. 310—315). Chr. Huelsen Additamenta ad Acta fratrum Arvalium (S. 316—350).

E. Huebner Additamenta nova ad corporis vol. II (S. 351—528). A. Regling Indices (S. 529—621). Blos Huebners neue Reihe spanischer Inschriften und Reglings Indices sind im Berichtsjahre erschienen; da jene in diese schon mitverarbeitet sind, begnüge ich mich aus den Indices einiges zu notieren.

Für Sprachforscher besonders in Betracht kommen die Abschnitte: nomina privatorum, cognomina privatorum, varia de nominibus, grammatica (S. 579—589), notae et compendia scripturae, provincia civitates geographica alia. Von neuen oder neubezeugten nichtklassischen Schreibungen und Formen beachte etwa: *Cesar, preses, que* f. *quae*; *opservari, Quizam* f. *Bizam, karus, Viqtoria, aput, at aram, adiacla, carcar, maerenti* f. *merenti, piaentissimus, salutarae* f. *salutare, milis* f. *miles, elares* f. *hilares*; *Essper* f. *Hesper, hac* f. *ac*; *Deana, lebertus* f. *libertus, leibertus, Papeirius, sei, sibei, tibei*; *stupendium, Cornielio, siginifer, triunfator*; *m* omissum in fine; *coiux, adulesces*; *restituerum* f. *-nt, posueru* f. *-unt*; *Jue* f. *Jovi*; *uxo* f. *uxor, milex* f. *miles*; *s* in fine omissum; *betustas, bixit* f. *vixit, curabit* f. *curavit, probincia, vibo* f. *vivo*; *Folvius, Ingenuos*; *coero* f. *curo, loedi* f. *ludi* (a. a. u. c. 670), *coiro, loidi* (a. a. u. c. 646); *Saeclaris, vivos* und *vius* f. *vivus*; *vicsit* und *vixsit*; *Staatia, Aurellius, caussa, Felixx, Apolonius, anus* f. *annus, aborescite, succepi*; *adsparsit, inmolare, inpero*; *Agatus, Antusa, Corintus, Archadius, Phsuche, Euthicianus* f. Εὐτυχιανός, *tetrastulus, Aprodisia, Stepanus, Lusimaeus.* — Verborum flexio: α) Declinationes 1. Gen. et Dat. *e* pro *ae* saepissime, Gen. *-es*: *Hordionies*, Dat. *-ai Scaevai, Aciliai*, Nom. *Hermes*, Dat. *Hermae, Heracles* Dat. *Heraclae.* 2. Nom. *Nicolavos* (a. a. u. c. 670), Gen. *-i* pro *-ii* in vocibus in *-ius* vel *ium* terminantium (*Pi* = *Pii*), Nom. Pl. *soci, i* = *ii*, Gen. Pl. XV *virum, publicum*, Dat. Pl. *Flavis, manubies* (a. a. u. c. 619). 3. Gen. *Venerus*, Dat. *restitutri*, Voc. *Dite* f. *Dis*, Abl. *maiori, equestre*, Dat. Pl. *Charitis*, Akk. Pl. *dulcis* 4. Dat *domo, ludibus* von **ludus, -us.* 5. *dibus* f. *diebus, cum plebei.* — *quoi* und *qouaei* = *cui.* — Declinatio Graeco exemplo: Gen. *Eclectes, Quartes, Veiaes, Occiaes, Juliais Secundillas, Dorinis*, Dat. *hierofante, Helpidi, Callisthei, Oecumeni.* β) Comparationes, γ) Coniugationes: *siet, auxis, faxis* f. *feceris, inluciscet, posit, posivit, secavit.* — *cum quem*; *curante Maximius*; *macte* als Adverb.

Vielleicht darf hier die Aufmerksamkeit noch einmal gerichtet werden auf eine merkwürdige, schon 1887 veröffentlichte, Eph. VIII S. 58 von neuem in Faksimile wiedergegebene Inschrift auf einem Goldblech aus einem Grab bei Ripe San Ginesio, die Zangemeister folgendermassen liest: *ad oc*[*u*]*loru m*) *dolorem aut anq*(*orem*? *-inam*?) *eli* (?) *ligavi patri et matri meo* (?) *toginamamarem namfallum tolof* (*g*? *s*?) *famon exaton malemargon* (Namen italischer Dämonen?).

170. **Notizie** degli Scavi (= Atti della R. Acc. dei Lincei. Serie V. Classe di Sc. Mor. etc. Vol. VII Parte 2. Januar—Dezember 1899).

Januar. Roma. Regione VIII S. 10—14. Längere topographische Inschrift, beim Severusbogen gefunden, mit regelmässigem *ei* für ī. Aus Grabinschriften von der via Ostiense: *Moscis* (Mοcχ(c), *Vales, aaliena, monimentum.* — Boscoreale. Reg. I *Latium et Campania.* S. 15: *M. Stlab Nymp.* und anderes. — Pompei. Reg. I. S. 24 *Lomentum flos ex lacte - Asininu Uticense.*

Februar. Roma. Reg. VIII S. 51—61. Fünfzig Grabinschriften von der via Salaria aus den letzten Jahren der Republik und dem Anfang der Kaiserzeit. Darunter: No. 24 *D · M · Ammaeae*

Amoebe Sex · Ammaeus · Stepanus · patrone · benemerenti · fecit. No. 43 *Appul(ei).* Ostia Reg. I. S. 61. *Crestus* (χρηστός). Reino. Reg. II *Apulia.* S. 65 *D · M · Plautiae · Modestille · que · vixit · ann. XXVI* . . . .

März. Roma. Reg. VIII S. 77—87. Grabinschriften von der via Salaria No. 51—100. Darunter No. 52 . . . *ann · vicensumum exsigens* . . . *vixIt.* No. 76 *Ephyre · Cestiliaes · vestispica · Pini · lib.* mit zwei Distichen. No. 82 *vIx, plentissimo et InfelicIssimo.* No. 91 *Eppuleius.*

April. Roma. Reg. VIII. S. 131 - 139. Grabinschriften von der via Salaria No. 101—150. Beachte No. 105 *meses,* No. 108 *Helenai · sororei · meai · Antistianai · ossa heic cubant,* No. 111 *anorum, osa,* No. 121 *Laberiaes,* No. 124 *que* (*quae*), No. 138 *Nea · politanus,* No. 141 *Livineia Nyphe,* No. 149 *Ypatulus · Probus · se · vivo | do navit · soleum · virginem | matri · sue · legitimae et | Q · Magrio · Victorino · et · Juniae | Longine · parentibus · suis · et | Magrie · Victorine · filie · eorum · et | lib · lib · rtabusq post · eorum.* Paduli. Reg. II *Apulia.* S. 149 . . . *obobsequium omnem erga ipsam qua acvixit* . . .

Mai. Archaische Forumsinschrift s u. No. 177. (Vgl. auch Notizie S. 386- 387.)

Juni. Sinalunga. Reg. VII Etruria. S. 218—219 bringt 17 neue etruskische Graburneninschriften. Roma Reg. VIII S. 221 *A. Couri* (s. auch S. 292 der Notizie). Pompei. Reg I S. 229—234 A. Sogliano veröffentlicht hier 119 pompeianische Graffiti. Vgl. No. 4, 100 (u. No. 46) *M. Terntius,* No. 59 *M. Trntius* und No. 17 *M. Terentius,* No. 43 *omullus* (ohne *h*), No. 44 *Tr. Celadus Reti Cresces* (vgl. S. 462 Κρήσκης) *puparru domnus,* No. 88 *invetus* (*inventus*), No. 107 und 108 Alphabete.

Juli. Roma. Reg. VIII Sacra via. S. 267—268. Zwei neue Bruchstücke der Arvalakten. Via Ostiense S. 271 *qua* Neutr. Pl. Sulmona. Reg. IV *Samnium et Sabina.* A. De Nino veröffentlicht eine neue pälignische Inschrift, deren einzelne Wörter alle bekannt sind: *bratu · polf · sa | anacta · ceri.*

August. Roma. Reg. VIII S. 293. Via Ostiense: *se vibo.*

September Oktober. Roma. Reg. XIV Via Tiburtina: *Dis · Manibus Corneliaes Nymphenis* v. a. XII.

November. Roma. Reg. VIII auf dem Forum. S. 431 *se bibo,* S 432 *qui bixit, viro praefectissimo* (*perfectissimo?*). Brindisi. Reg. II Apulia. S. 451 *conserbus* und *conserba.*

Dezember. Reg. VII Etruria. S. 476—486 Etruskische Metropole und römische Stadt mit 2 grösseren lateinischen Baseninschriften. Roma. Reg. VIII S. 486 ff. Neues vom *niger lapis.* Würfelfunde.

171. **Cagnat** R. L'année épigraphique. Paris Leroux

Eigener Titel des S.-A. 'Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité romaine' aus der Revue archéol. Bd. 34 u. 35. Beachte: aus No. 1 *Tufienius* (Tunis); 5 *Mesa Quintas, ficerunt* (Oran); 37 *quaes-tori* (Tunis); 41 Gen. PI; 45 *coiux* (Carthago); 48 Gen. *Deane Caszoriae* (Kleinasien); 59 *protomacus* (1. Jahrh. vor Chr.), Κουινκτος (Transskriptionen, Tunis); 73 Κοιντος (Castellum d'Ajardlouk); 51 Ἰουλίας Δόμνης (Thrazien); 56 *Juliae Domnae* (Afrika); 62 *discipulina* (Corneto); 64 *philaes* = φύλαις (Ephesus); 70 *Mecatori* (?) (Aquinium); 83 *Felics, pontifxic* (?) (Euphrat); 105 [s. u. No. 216]; 106 *bivis trivis quadrivis* (Schweiz); 116 *fecientem* (?) (Henchir Aïn-Bez); Gen. *Amozcuars* für *-is* (?) (Henchir-Medded); 124 *sententis* (Dougga); 128 *Mirqurio* Δέκμος, Λεύκιος, Μάαρκος (Delos); 175 Λούκιον

(Kleinasien); 171 Μᾶρκον (Kleinasien); 142 *Baebiae Trofimeni sorori, Salustiae, aeorum f. eorum* (Rom); 160 *Mem(oria) Robbe, sacre Dei, germana Hor[ati] [A]que Siren(sis) ep(i)s(cop)i, cede tradit[orum] v[e]xata; meruit dignitate martiri* . . . (Mauretanien); 161 *aput, inploranti* (Syrien); 169 *reposita sunt in archia publica* (Kleinasien); 195 u. 196 *fece(runt), fecer(unt)*; 208 [s. u. No. 194); 213 *menseleu = mausolaeum,* . . *vixsit anis* . . (Afrika); 220 Ἀκύλλιος *Aquillius* (1. Jahrh. v. Chr. Teira).

172. **Graeven** H. Italische Funde 1898. Jahrb. d. Deutsch. Arch. Inst. 14, S. 59—66.

173. **Gustafsson** F. Romersk Inskriftspoesi. Akademisk Inbjudningsskrift. Helsingfors 1899. 46 S. 4⁰.

174. **Cholodnjak** J. O někotorych tipach rimskich metričeskich nadgrobij. (Über einige Typen lateinischer metrischer Grabinschriften.) Žurn. Minist. Narodn. Prosvěščenija 323 Juni 1899 Otděl klass. filol. S. 102—141.

III. Elogium autobiographum. Vgl Anz. 11 Bibliogr. VII A No. 234.

175. **Torelli** P. Saggi su l'epigrafia sepolcrale latina della città di Roma. Arona 1898. Brusa e Macchi. IX, 53 S.

176. **Colonna** F. Scoperte di antichità in Napoli dal 1876 a tutto il 1897 con notizie delle scoperte anteriori e ricordi storico-artistico-topografici. Napoli 1898. F. Giannini & Figli. 4⁰.

Die Seiten 529 und 530 geben einen statistischen Überblick über die in dem Band enthaltenen Inschriften nach örtlichen, zeitlichen und sprachlichen Gesichtspunkten; Zahl der latein. Inschriften 401.

177—206. **Forumsinschrift**, die neugefundene archaische:

177. **Stele** con iscrizione latina arcaica scoperta nel Foro Romano. Estratto dalle 'Notizie degli Scavi' del mese di maggio 1899. Roma. R. Acc. dei Lincei. 4⁰.

Der Fundbericht über die schon berühmt gewordene archaische Forumsinschrift enthält: Relazione sopra la scoperta (mit einem Faksimile) S. 1—10 von G. Boni. — Paleografia del monumento S. 11—21 von G. F. Gamurrini. — Osservazioni S. 22 von G. Cortese. — Saggio d'interpretazione dell' iscrizione S. 23—49 von L. Ceci

178. **Fedele** P. Archivio della R. Soc. Rom. di storia patria No. 85—86, S. 301—305.

179. **Gatti** G. Bulletino della Commissione Arch. comunale di Roma. Anno XXVII fasc. 2 (Aprile-Giugno). S. 126—140.

180. **Borsari** L. Il foro romano e le recenti scoperte. Riv. d'Italia II 1 S. 103—121.

181. **Ceci** L. L'iscrizione antichissima del Foro e la storia di Roma. Rivista d'Italia II 2 S. 432—453.

182. **Huelsen** Chr. Neue Funde auf dem Forum Romanum (und Neues vom Forum Romanum). BphW. S. 1001—1007, 1499 - 1501, 1531—1535.

183. **Auffindung** einer uralten Inschrift auf dem Comitium. WklPh. 16 Sp. 782—783 und

Die auf dem Forum Romanum gefundene Stele mit archaischer lateinischer Inschrift. WklPh. 16, Sp. 965–966.

184. **Ceci** L. L'iscrizione antichissima del Foro e lo chauvinismo italiano. Roma. Tip. Forzani.

Gesammelte Aufsätze aus dem 'Popolo Romano'. In dieser politischen Zeitschrift ist unter dem 18. Aug. auch ein offener Brief an Ceci veröffentlicht von Felice Ramorino.

185. **Skutsch** F. (Besprechung der offiziellen Veröffentlichung der Forumsinschrift.) LC. No. 32 (12. Aug. 1899), Sp. 1103–1105, No. 38 (23. Sept. 1899), Sp. 1310.

Vgl. dazu den Popolo Romano vom 6. Sept., den Don Chisciotte vom 9. Okt. und die Fanfulla della Domenica vom 15. Okt. 1899. S. auch Skutschs Ausführungen auf dem Bremer Philologentag. Anz. 10, S. 367.

186. **Ramorino** F. De Inscriptione in Foro Romano reperta. Vox Urbis 2 No. 17.

187. **Comparetti** J. D. Sulla iscrizione arcaica scoperta nell' antico Comizio Romano. Atene e Roma 2, Sp. 145–164.

188. **Mariani** L. Nuove scoperte nel Foro romano. Illustrazione italiana 26, n. 28.

189. **Costanzi** V. Riv. di fil. e d'istruz. class. 27 S. 612.

190. **Pais** E. La stela arcaica del foro romano. Nuova Antologia I) 1. Nov. 1899; II) 16. Januar 1900.

191. **Ceci** L. Il cippo antichissimo del Foro romano. Riv. d'Italia II 3 S. 498–521.

192. **Dieulafoy** M. Note sur les monuments archaïques du Forum. Ac. d. Inscr. et Belles-Lettres. Comptes rendus. 4me Série. T. 27, S. 753–768.

Mit 3 Situationsplänen. Beachte auch die Notizen über diese Ausgrabungen in der Ac. des Inscr. S. 113, 134, 173, 199, 325, 339, 341, 459, 751.

193. **Lanciani** R und **Baddeley** St. Clair. (Über die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum.) Athenaeum 3739 S. 391, 3743 S. 136–137, 3751 S. 394.

194. **Cagnat** R. L'année épigraphique No. 208.

Faksimile und Cecis Lesung.

195. **Gatti** G. e **Comparetti** D. Su recenti scoperte fatte nel Foro romano. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di Sc. mor. ... Serie V Vol. 8 S. 39—45.

196. **Allard** P. Le forum romain. Rev. d. questions historiques 66 S. 185–194.

Bespricht in der Hauptsache das Werk von H. Thédenat Le forum romain et les forums impériaux Paris 1898.

197. **Ashby** Th. Excavations in Rome. Cl. R. 13 S. 232—233, 321—322, 464—465. Vgl. auch S. 87—88.

198. **Duhn** F. v. Fundumstände und Fundort der ältesten lateinischen Steininschrift am Forum Romanum. Neue Heidelberger Jahrbücher S. 107—120 (und Anz. 10 S. 367).

199. **Enmann** A. Die neuentdeckte archaische Inschrift des römischen Forums. Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. Serie V vol. 11 S. 263—274.

200. **Halkin** L. L'inscription archaïque découverte au forum romain. Musée Belge 3, 301-303.

201. **Iscrizione** arcaica del Foro Romano. Bulletino dell' Istituto di diritto romano. Anno 11, S. 211 ff.

202. **Schmidt** O E. Die neuen Ausgrabungen auf dem Forum in Rom. Die Grenzboten 1899, 4 S. 458—462.

203. **Ceci** L. Nuovo contributo alla interpretazione dell' iscrizione antichissima del Foro Romano. Rendiconti della R. Acc. dei Lincei. Serie V, vol. 8 Cl. d. sc. mor. S. 549—576.

204. **Comparetti** D. Iscrizione arcaica del Foro Romano. Firenze-Roma 1900. 2°. (24 S. 1 Tafel).

205. **Tropea** G. La stele arcaica del Foro Romano. Cronaca della scoperta e della discussione. Estratto dalla 'Riv. Stor. Ant.' I Anno 4 p. 469—509, Messina 1899; II Anno 5 p. 101—136, Messina 1900.

206. **Otto** W. (Besprechung der Litteratur über die Forumsinschrift.) ALL. 11 (1900) 431—436; 12 (1901) 102—113.

Über die Erklärungsversuche unserer Inschrift unterrichten vorzüglich die beiden vorhergehenden Nummern (z. T. über unser Berichtsjahr hinaus). Ich beschränke mich hier darauf, den Text folgen zu lassen; das Bruchstück lautet:

1. quoi hoi . . . . | . . . . sakros es | edsor . . . .
2. . . . . iasias | recei lo . . . . | . . . . euam | quos ri . . . .
3. . . . . m kalato | rem hap . . . | . . . . ciod iouxmen | ta kapia dotau . . . .
4. m ite ri . . . . | . . . . m quoi ha'uelod nequ . . . . | . . . . od iouestod
5. . . oiuouiod

---

207. **Monumentum** Ancyranum. The deeds of Augustus edited by W. Fairley. Philadelphia. King and Sons 1898, 91 S.
Mit Bibliographie. Vgl. WklPh. 16, 75—76.

208. **Olcott** G. N. Some unpublished Inscriptions from Rome. Am. Journ. Arch. 3, 229—239.
Beachte: *desiderantissimae* f. *desideratissimae, Terebonia, vixt.*

209. **Hellems** F. B. R. The Pupus Torquatianus Inscription. Am. Journ. of Arch. 3, 202-211.
Faksimile. Beobachtungen über die Schrift.

210. **Manteyer** G. de. L'inscription de *Lanuvium* à Rome. Mél. d'arch. et d'hist. 18 (1898), 271—280
Neue Lesarten zu CIL. XIV S. 196—7 No 2112 = Hübner Exempla script. epigraph. lat. S. 377 No. 1076. Ein (bisher noch nicht veröffentlichtes) Faksimile folgt Tafel VII—VIII.

211. **Dennison** W. Some new Inscriptions from Puteoli, Baiae, Misenum and Cumae. Am. Journ. of Arch. 2, 373—398.

212. **Waltzing** J. P. A propos d'une inscription latine du Dieu Entarabus. Réponse à M. Schuermans. Musée Belge 3, 298—301.

213. **Böhtlingk** O. Über eine lateinische Inschrift auf einem in Paris ausgegrabenen kürbisförmigen Gefässe. Ber. ü. d. Verh. d. Leipziger Ges. d. W. Philol.-hist. Cl. 5¹, 173—175.

B. berichtet zunächst über eine Kontroverse zwischen Bréal und Thédenat über eine Inschrift auf einem im Jahre 1867 in Paris ausgegrabenen kürbisförmigen Thongefäss (im Bulletin, Mars-Avril, der Comptes rendus des séances de l'année 1899 der Académie des Sciences et Belles-Lettres). Auf der einen Seite heisst es: ospitareplelagonacervesa, auf der anderen Seite: copocnodituabesestrepleda.

Mommsen umschrieb: Hospita, reple lagonam cervesia und Copo, conditum habes, est replenda.

Bréal übersetzt: "Hôtesse, remplis ma gourde de cervoise. — La cabaretière: Entendu! La voilà! Elle est remplie". Er liest die zweite Inschrift: Copocna (?): auditum! habes! est repleta.

Thédenat liest und erklärt die zweite Inschrift: Copo, conditum (sc. vinum) habes? Est. Reple, da "Cabaretier, as-tu du *conditum*"? "Il y en a". "Remplis et donne".

Böhtlingk übersetzt die Inschrift: "Wirtin, fülle die Flasche (d. i. mich) mit Bier. Wirt, du hast gewürzten Wein, so ist es (d. i. du kannst es nicht in Abrede stellen; fülle (mich damit und) gib (dem Gast zu trinken)."

214. **Weisshäupl** R. Funde in Pola und Umgebung. Jahreshefte d. Öst. Arch. Inst. 2 Beiblatt Sp. 77—82.

Bringt u. a. eine Übersicht über die Dative auf *-ai*, die in Aquileja, Triest, Pola, Istrien auf Inschriften gefunden wurden.

215. **Hübner** E. Nouvelle inscription métrique du VIIIe siècle, trouvée à Oviedo. Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux et des Universités du Midi. 4me Série. 21me Année: Rev. des ét. anciennes 1, 321—324.

Vier Hexameter, welche die Elision nicht mehr kennen und den Hiatus überall zulassen. *Aula* neben *haula*.

216. **Babelon, Cagnat** et **Saladin**. Musée Lavigerie de Saint-Louis de Carthage. Paris T. II, 87, Tafel 21 u. 22.

Hochinteressante tabella devotionis gegen *Maurusses quem peperit Felicitas*. Sprachlich bemerke u. a. Gen. *Italie Campanie, Acerushium locum, Ispaniam, omnem remedium et omnem filacterium et omnem tutamentum et omnem oleum libutorium, hec nomina, ispiritum, exiat.*

217. **Delattre** A.-L. Les cimetières romains superposés de Carthage (1896). Rev. archéol. 33 (1898), 82—101, 215—239, 337—349; 34 (1899), 240-255, 382-396.

16 alte Grabinschriften, z. T. aus der Zeit vor Chr. (beachte Vergilius und Vergilia, Tryphaenis Proclaes, Masclus) — Lampen- und Münzinschriften. — Über 150 (jüngere) Grabinschriften, darunter 2 grössere metrische (beachte die Schlussverse der beiden *sic tibi ab aetherias lux multa superfluat auras* und *me Styga* (f. *Styx*) *quod rapuit tam cito enim a superos*; weiter Gen. *Caesaeris* (?),

Hilarus, *Elix* zweimal f. *Felix* (?), *Magnia*, *Julia Tertulla* . . . *hic situs est*).

---

218. **Schulten** A. Das römische Afrika. Leipzig Dieterich. 116 S.

Behandelt auch die Inschriften, insbesondere die lex Manciana von Henchir-Mettich 44 ff., 108—109.

Vgl. die Monographie Schultens über diese lex Anz. 10, Bibliogr. VII A No. 253, ferner Anz. 11, VII No. 245, 246 und die unten folgenden No. 219—223.

219. **Pernot** M. A propos de l'inscription d'Henchir-Mettich. Rev. arch. 33, 1898, 350–351.

Pernot und Cagnat geben eine neue Lesung der Inschrift, die von der Schultens auch in orthographischen Dingen mehrfach abweicht.

220. **Seeck** O. Die Pachtbestimmungen eines römischen Gutes in Afrika. Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. VI, 1898, 305—368.

S. 308–310 Überlieferung und Latein, S. 310–315 neue Lesung der Inschrift von Henchir-Mettich. Silbenteilung (*u-t*). Fast regelmässig *e* für *ae*. *Seorsum dursum* f. *sursum deorsum*. Falsche Kasus nach Präpositionen (*ex aream*, *per eo tempore* u. s. f.).

221. **Seeck** O. Zur Lex Manciana. N. Jahrbb. f. d. kl. Altert. 3, 295—297.

Verteidigung der Zuverlässigkeit seiner Lesung der Inschrift gegen Cagnat. (N. Jahrbb. f. d. klass. Altert. 1, 628—634. — Comptes rendus de l'Académie des inscr. et belles lettres. VI sér. tom. 26, 682).

222. **Toutain** J. Nouvelles observations sur l'inscription d'Henchir-Mettich. Nouv. Revue de droit français et étranger. T. 23, S. 137—169, 284—312, 401—414.

223. **Beaudoin** E. Les grands domaines de l'Empire romain, d'après des travaux récents. Paris.

In Buchform gebrachte Aufsätze aus der Revue historique du droit français et étranger; behandelt besonders auch die Inschrift von Henchir-Mettich. Beachte die gen. Revue 23 (1899). 137 Anm. 2.

---

224. **Berger** Ph. et **Cagnat** R. L'inscription trilingue d'Henchir Alaouin. Ac. d. Inscr. et Belles-Lettres. Comptes rendus. 4me Série. T. 27, S. 48—54.

Faksimile der lat., griech., punischen Inschrift. Älteste lat. Inschrift aus Afrika (1. Jahrg. v. Chr.)!

225. **Besnier** M. Inscriptions et monuments de Lambèse et des environs. Mél. d'arch. et d'hist. 18. 1898. S. 451—489.

U. a. *pro pietati*, *Hortesius Auculus* (f. *Hortensius Avunculus*), *Q Papi Optatu* (Nominativ), *fecerut*.

---

226. **Conway** R. S. Dialectorum Italicarum exempla selecta in usum academicum Latine reddita brevi adnotatione illustrare studuit R. S. C. Cantabrigiae preli academici. 2 sh. 6 d.

Zum Handgebrauch für Studenten nach dem grösseren Werk des Verfassers zusammengestellt.

227. **Bréal** M. Sur l'origine et la date de la loi osque de Bantia. (Lu au Congrès des Orientalistes, à Paris, 1897.) Mém. Soc. Ling. 11, 1—5.

Die lat. Inschrift auf der einen Seite der Bronzetafel ist älter als die oskische. Diese enthält eine Reihe wenig zusammenhängender Bestimmungen aus der Verfassung von Bantia, wahrscheinlich strittige Punkte, die von Rom aus entschieden, in Rom formuliert, übersetzt und eingraviert wurden. Dafür sprechen das reinlateinische Alphabet der osk. Inschrift, die Fehler des Graveurs, der nicht einmal den Namen der Stadt Bantia richtig schreiben konnte, der rein römische cursus honorum u. ä. Die Bestimmungen sind flüchtig auf die Rückseite einer Bronzetafel notiert; das römische Gesetz auf ihrer Vorderseite war veraltet und so die Tafel zu anderer Benutzung frei geworden. Mommsen setzte die lat. Inschrift zwischen die Jahre 132—117 v. Chr., Bréal nimmt ungefähr das Jahr 100 für die Redaktion der osk. lex in Anspruch. An den Stellen: *dat castrid loufet en eituas* 'de fundo aut in pecunias' und *castrous auti eituas* 'fundi aut pecuniae' erwartet man den bekannten Gegensatz der röm. Kriminal- und Civilprozesse caput und pecunia; Bréal glaubt, hier habe sich der Übersetzer durch eine Klangähnlichkeit verleiten lassen castrum an die Stelle von caput zu setzen.

228. **Mau** A. Die oskischen Wegweiserinschriften in Pompeji. Mitt. d. Deutschen Arch. Inst. Röm. Abt. 14, 105—113.

Vgl. Anz. 11, Bibliogr. VII Nr. 247. 248. Mau sieht bei der Besprechung dieser Inschriften von sprachlichen Erörterungen ab, 'die Unhaltbarkeit der Degeringschen Hypothese kann aus topographischen und sachlichen Erwägungen zu voller Evidenz gebracht werden'. Wenn er auch Nissens Erklärung gegen Degering verteidigt, so bleibt ihm doch auch diese nur eine Hypothese. S. 112—113 wird zögernd der Versuch gemacht das *ampt* der jüngstgefundenen Inschrift als falsche Schreibung für *ant* (wie *temptare*) zu erklären.

229. **Moratti** C. L'iscrizione osca di Agnone e gli indigitamenta. Riv. di Fil. 27, 587—606.

Zur Erztafel von Agnone (v. Planta Nr. 200) gibt Moratti folgende neue Übersetzung, die er S. 594 ff sachlich und sprachlich zu rechtfertigen sucht:

A. stati- [loci], qui sunt in (heredio-) praecincto | Cereali: Telluri status-locus, | Caelo status-locus, Cereri status-locus—Consivae Cereali status-locus, | *Interstitiae status-locus, | Nutrici Cereali status-locus, | Lymphis Cerealibus status-locus, | Germinationis-Praesidi internae status-locus, | Imbribus Cerealibus status-locus, | Serenitatibus Cerealibus status-locus, | Jovi *saeptorio status-locus, | Jovi gromatico status-locus, | *Divisori (Herculo) Cereali status-locus, | Patelanae Pertundae status-locus, | Divae Genitali status-locus, | Arae Ignis [status-locus]. Sanctus foculus in-altero | utroque iugere | clauditur. | Floralibus [feriis] ultra (heredium-) praecinctum | Sacra-Delibatio-datur. | Primigeniae Cereali [est] status-locus, | Nutrici Cereali [est] status-locus, | Florae Cereali [est] status-locus, | Caelo patri [est] status-locus. |

B. aras hasce habet (arae haec sunt) | heredium-praecinctum: | Telluri, | Caelo, | Consivae, | *Interstitiae, | Cereri, | Nutrici, | Lym-

phis, | Germinationis-Praesidi internae | Cereali, | Imbribus, | Serenitatibus, | Jovi *saeptorio, | Jovi pio Gromatico, | Divisori (Herculo) Cereali, | Patelanae Pertundae, | Divae Genitali, | Arae Ignis. | Sanctus foculus | in-altero utroque | iugero | (heredii-) praecincti in-decimanis stat. |

230. **Dennison** W. On some Oscan Inscriptions. – On commentarium Actorum Saecularium Quintorum I, 64. Am. Journ. of Arch. 2 (1898) S. 399–402.

231. **Fay** E. W. Some Italic Etymologies and Interpretations. Cl. Rev. 13, 350–355, 396–400.

Deutungsversuche zu einzelnen Wörtern der Iguvinischen Tafeln: 1) *mefa* 'mensa, sacrificial table'. 2) *spefa* 'pensa, pensilis, spread out, propped up.'. 3a) *persuntru* **pernitro* 'footstool, stool, bench'. 3b) *vempersuntro* 'wicker stool'. 4. *erus* 'erus, magister'. 5) *ruseme*, *rubiniame* 'in rudere, on a pile of earth or shards'. 6) *skalçeta* 'calc(e)ata, culcita, mat for treading on'. 7) *sur̃um* 'sudem, stake, or **sodo* (cf. solium), sella, chair'. 8a) *vestis* 'vestiens'. 8b. *vestiçia* 'vestimentum, mantele, ricinium, cloth.' 8c) *vesticatu* '*vesticato, arrange the cloth'. 9) *pelsa-* 'covers with skins' (: pellis 'skin'. – *Ignis* in the Italic Dialects. Latin *annus* 'year'. Oscan *amnúd* 'causa'. Oscan *regvinum*, Umbrian *ekvine*. Umbrian *amper̃ia*. Latin *infula* 'band'.

232. **Tambroni** F. Note Falische. Bologna Zanichelli 1898. 33 S.

Versucht neue Etymologien für *foied* und *Fescennium*. S. Riv. di Fil. 27 (1899), 166–167 (Carlo Pascal).

233. **Pauli** C. Die etruskischen Familiennamen auf *-θura* usw. B. B. 25, 194–227.

Wichtigkeit der etruskischen Namenforschung: 90% der erhaltenen Inschriften sind Grabinschriften, deren grösster Teil rein aus Namen besteht. Bei dieser Häufigkeit der Namen lässt sich oft ihre Funktion (nach Analogie latein. Grabinschriften) erkennen. Nehmen wir die Inschriften

vel . petru . veluś und *velia . petrui . veluś*,

so wissen wir, *vel* ist ein männlicher Vorname im Nom., *veluś* ist der Gen., *velia* der weibliche Nom dazu, während *petru* ein Gentilname im männlichen Nom., *petrui* dazu der weibliche Nom. ist. S 196–206 stellt Pauli in 74 Nummern alphabetisch eine Gruppe etr. Familiennamen zusammen, die ein Element *-θura*, *-θuri*, *-θuru* oder ähnlich enthalten, z. B. *aneiθura*, *ceiθurna*, *velθuria*, *velaθri*. Eine Besprechung der Gentilsuffixe *-a*, *-i*, *-u*; *-ana*, *-ina*, *-una*; *-ani*, *-ini*, *-uni*; *-na*, *-ni* wird für später aufgespart. Fast alle etrusk. Gentilnamen sind von Vornamen abgeleitet, von Vornamen auf *-θur* kennen wir *velθur*, *larθur*, *arnθur, tinθur*; *θur* muss ähnlich wie *θura* 'Nachkomme' etwa *genitus* bedeuten. Für *Tin-θur* wird auf kombinatorischem Wege, der für die Methode von Wichtigkeit ist, die Bedeutung Διο-γένης sicher gestellt und darauf in allen Namen mit *-θura* u. ä. ein Göttername als erster Bestandteil zu erweisen gesucht. 'Als völlig sicher Götternamen enthaltend können gelten die Formen, die gebildet sind mit *tin-*, *śelva*, *fala-*, *lar-*, *vel-*, *ar-*, *tamia-* und *venelia-*; als wahrscheinlich die, welche gebildet sind mit *veltumna-*, *mu-*, *num-* und *anei-*, als bloss möglich und etwas unsicher die Formen mit *cei-*, *θe-* und *e-*. Ausser diesem Hauptergebnis fällt aber auch noch einiger Gewinn für die Lautlehre ab.' S. 225–227.

234a. **Lattes** E. I documenti epigrafici della signoria etrusca in Cam-

pania e i nomi delle maschere atellane. Riv. di stor. ant. Anno 2 (1896), fasc. 2, S. 5—26.

234 b. **Lattes** E. Di due antichissime iscrizioni etrusche testè scoperte a Barbarano di Sutri. R. Ist. Lomb. Rend. Ser. 2 Vol. 32 Milano S. 693—708.

Behandelt die beiden Anz. 11 Bibliogr. VII No. 217 S. 190 unter Oktober schon erwähnten Inschriften aus Barbarano. L. liest:

eθ avai θizu suzai limuna atiuz naθ, a karai sinia serin laman, aizaruva alqu mazbava naiah

und mi atiia.

234 c. **Lattes** E. L'iscrizione anteromana di Poggio Sommavilla. R. Ist. Lomb. Rend. Ser. 2. Vol. 32 Milano S. 823—831.

L. liest die Inschrift (Pasqui, Not. d. Scavi 1896 S. 476): aletneupoθeθik: feuos | θeruseh | skerfs. Der Dialekt wird *falisco—etruscheggiante* bezeichnet.

235. **Bormann** E. Denkmäler etruskischer Schriftsteller. Jahreshefte d. Öst. Arch. Inst. 2, 129—136.

Inschriften, die sich vielleicht auf den Etrusker Tarquitius Priscus beziehen, der nach Plinius de Etrusca disciplina schrieb.

236. **Bréal** M. Inscription étrusque trouvée à Carthage. Journ. des Sav. 1899. S. 63—67.

Etruskische Inschrift eines punischen Grabes: mi pui melkarθ avieke k φ . . . na. Vgl. E. Lattes R. Ist. Lomb. Rend. Ser. 2 Vol. 32 Milano S. 659—670.

237. **Ihm** M. Lateinische Papyri. Centralbl. f. Bibliotheksw. 16, 341—357.

Verzeichnis der ägyptischen, Herculanensischen und mittelalterlichen Papyri in lat. Sprache nebst der Litteratur über dieselben. An grammatischen, fast nur orthographischen Dingen notiert Ihm unter Nr. 6 *quatuor, sexs* (2. Jhd.), 7 *prepositis horiorum* f. *horreorum*, *debotis* f. *devotis* (4. Jhd.), 13 *hibernatur* f. *hibernat* (156 n. Chr.), 19 *transfluminianus* (166 n. Chr.), 20 *triarchus* (167 n. Chr.), 32c *humilia* f. *homilia*, *rignat* f. *regnat*, *seconda*, *ortatur* f. *hortatur*, *sermo divinos* usw. (7. Jhd.), 32d *fistivitas*, *ambolatur*, *deffecultas*, *itenerum*, *nominebus*, *virtutebus*, *fidis ricta*, *anni sucriscunt*, *fluruit*, *Hisrahilita* usw. (6. Jhd.). Bemerke auch die unter Nr. 25 aufgezählten lat.-griech. Glossare auf ägypt. Papyri.

n) Zur italischen Mythologie und Altertumskunde.

(Weiteres s. Hauptabschnitt II.)

238. **Roscher** W. H. Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie im Verein mit (vielen) herausgegeben von W. H. R. Leipzig Teubner.

Das Jahr 1899 brachte die Lieferungen 39—42 (Nike-Oinotrophoi).

239. **Gruppe** O. Bericht über die Litteratur zur antiken Mythologie und Religionsgeschichte aus den Jahren 1893—1897. Bursians Jahrb. 102, 133—243.

Der 2. besondere Teil bringt die Namen in alphabetischer Reihe, er darf in Anlage und Ausführung als eine fortlaufende Ergänzung zu Roschers Mythol. Lexikon gelten.

240. **Aust** E. Die Religion der Römer. (= Darstellungen a. d. Gebiete d. nichtchristl. Religionsgesch. Bd. 13). Münster Aschendorff. VIII. 268 S. 4,50 M.

In dieser zusammenfassenden Darstellung, die G. Wissowa gewidmet ist, interessieren uns besonders die Abschnitte über die nationale Epoche der römischen Religion, die etruskischen Einflüsse, die nationalrömischen und italischen Götter, die ältesten Feste und Priesterkollegien.

241. **Bullettino** di Paletnologia Italiana ... diretto da L. Pigorini. Parma. Anno 25 (1899) = Serie III. Tomo V.

S. Anz. 11, Bibliogr. VII Nr. 258.

242. **Rivista** di storia antica e scienze affini, diretta da G. Tropea. Messina. Tip. d'Amico 1895 ff.

Enthält manches zur archäologischen und ethnographischen Vorgeschichte und ältesten Geschichte Italiens, bes. Siziliens und Süd-Italiens. Auch in der Bibliographie der Rivista werden hierhergehörige Schriften, namentlich von C. de Cara und G. Caruselli, angeführt, die dem Ref. augenblicklich nicht zugänglich sind.

243. **Mommsen** Th. Die italischen Regionen. In 'Beiträge zur alten Geschichte und Geographie. Festschrift f. H. Kiepert' S. 93—110. Berlin Reimer 1898. 4°.

Trotz der politischen Auflösung der auf den Volksstämmen beruhenden Konföderationen (Italiens) blieben die davon entnommenen Bezeichnungen nicht bloss für die notwendig auf dieselben angewiesene Geschichtsschreibung massgebend, sondern sie behaupteten sich im wesentlichen bei den Geographen und in gewissen Schranken selbst in der gewöhnlichen Rede. Stämme- und Regionentafeln nach Strabon und Ptolemaeus S. 97—98, nach Plinius (die augustischen Regionen) S. 104, die Vollendung der Provinzialisierung Italiens durch Diocletian S. 109.

244. **Groutars** J. de. Les Italo-Grecs, leur langue et leur origine (Suite et fin). Musée Belge 3, 236—245.

Vgl. Anz. 11 Bibliogr. VII Nr. 259.

245. **Tropea** G. Il nome 'Italia'. Riv. di stor. ant. Anno I (1896) fasc. 4. S. 120—148.

Geschichte der Frage. Bibliographie. Neue Studien.

246. **Puglisi-Marino** S. Sul nome Italia. Riv. bimestr. di antichità Greche e Romane. Anno I fasc. 4/6. Anno II fasc. 1/2 S. 67—87.

S. BphW 19 S. 1200—1201 (Holm),

246a. **Malgeri** E. Sul nome 'Italia'. Nuove Osservazioni. (Estratto degli Atti della R. Acc. Peloritana) Messina 1899 (di pagg. 75).

247. **Heisterbergk** B. *Solum Italicum.* Philol. 58, 321—342.

Zur Terminologie staatsrechtlicher Begriffe (*solum italicum, praedia italica, solum provinciale, ager romanus* u. a.).

248. **Petersen** E. Funde und Forschung. Mitt. d. Deutschen Arch. Inst. Röm. Abt. 14, 163—192.

Bericht über die älteste (z. T. vorhistorische) Archäologie von Sizilien und Unteritalien.

249. **Modestov** V. J. De Siculorum origine, quatenus ex veterum

testimoniis et ex archaeologicis atque anthropologicis documentis apparet. St. Petersburg Wolff 1898. 93 S.

Russisch; Abdruck aus dem Žurn. Min. 1897 Nov. 176—330 Dez. 330—364 mit lat. Resumé; über den Inhalt vgl. Anz. 10 Bibliographie II 34.

250. **Lévy** J. Dieux siciliens. Rev. archéol. 34, 256—281.

I. Les Δέλλοι et les Παλικοί. II. Hadranos. III. Pédiakratès.

251. **Orsi** P. Pantalica. Cassibile. Mon. ant. Vol. IX Sp. 33—115 u. 117—146.

Sikulische Nekropolen.

252. **Duhn** F. v. Delineazione di una storia della Campania preromana secondo i resultati delle più recenti scoperte archeologiche. Riv. di stor. ant. Anno I (1895) fasc. 3 S. 31—59.

253. **Montelius** O. Roma prima di Romolo e Remo. Rendic. d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di sc. mor. Ser. V Vol. 8 S. 196.

M. behauptet die Existenz eines vorhistorischen Roms im 12. Jahrhundert.

254. **Pinza** G. Sulle mura romane attribuite all' epoca dei Re. Bullettino d. Commiss. Arch. Comun. d. Roma 25, 228—261; Le civiltà primitive del Lazio. 26, 101—291.

255. **Wilser** L. Die Etrusker. Die Umschau 3, 769—770.

"Die Etrusker sind, wenn sie auch ihre Rasse nicht ganz rein bewahrt hatten, ein arisches Volk, die nächsten Verwandten der Hellenen .... Dass aber ein Volk von europäischer Rasse und Kultur eine nicht arische Sprache gehabt haben sollte, wäre mehr als wunderbar ..." (!)

256. **Petersen** E. Caeles Vibenna und Mastarna. Jahrb. d. Deutsch. Arch. Inst. 14, 43—49.

Vgl. die Aufsätze von Körte und Münzer. Anz. 10 Bibliogr. VII A No. 272 und Anz. 11 No. 264. 265.

257. **Milani** L. A. Sepolcreto con vasi antropoidi di Cancelli sulla montagna di Cetona. Mon. ant. Vol IX Sp. 149—192.

Paläoetruskische Grabstätte.

258. **Mehlis** C. Die Ligurerfrage. 1. Abt. S. A. aus dem Arch. f. Anthr. 26, Heft 1. 24 S.

259. **Pernice** A. Sui Celti e la loro immigrazione in Italia. Riv. bimestr. di antich. Greche e Romane. Anno I fasc. 4/6 (50 S.). Anno II fasc. 1/2 S. 207—208.

S. BphW. 19 S. 1267—1268 (Holm).

260. **Hirt** H. Die sprachliche Stellung des Illyrischen. In "Beiträge zur alten Geschichte und Geographie, Festschrift f. H. Kiepert". S. 179—188. Berlin Reimer 1898. 4°.

Die Sprachwissenschaft kann bis heute keute keinen Beweis dafür liefern, dass das Albanesische die jüngste Phase des Altillyrischen sei. (Gegen Kretschmer Einleitung S. 262 f.) Die Veneter, die Bewohner der eigentlichen Ἰλλυρίς, und die Messapier gehören einem Sprachstamm an, der zu den *centum*-Sprachen gehört und zwischen Griechisch und Italokeltisch ein Mittelglied bildet. Das

Makedonische schliesst sich wohl dem Illyrischen, das **Albanesische** aber, als *satem*-Sprache, dem alten Thrakischen an.

Dagegen Holger Pedersen in Die Gutturale im Albanesischen KZ. 36, 299 ff. Er kommt zu dem Resultat, dass wir bis auf weiteres vier nichtgriechische Völker des Altertums auf der Balkanhalbinsel zu unterscheiden haben: die Makedonier, die Südillyrier (die heutigen Albanesen und die Messapier), die Nordillyrier mit den Venetern, die Thrakier.

261. **Ghirardini** G. Di un nuovo gruppo di tombe della necropoli atestina. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di Soc. mor. ... Serie V Vol. 8 S. 102—113.

Vorhistorische Venetergräber.

o) Metrik u. ä.

262. **Gleditsch** H. Bericht über die Erscheinungen der griechischen und römischen Metrik. Bursians Jahresber. 102, 1—64.

Umfasst die Jahre 1892—1897. Für uns kommen besonders in Betracht die Kapitel VI Der saturnische Vers der Römer und VII Metrische Schriften über das römische Drama.

263. **Bornecque** H. Le vers saturnien Rev. de philol. 23, 68—79.

B. macht, ohne die Bemühungen der Rhythmiker auch nur zu erwähnen, wieder einmal den Versuch den Saturnier rein quantitierend zu messen. Seine Conclusions S. 78—79 sind:

1) Le saturnien se compose de six pieds, plus une syllabe longue; c'est un septénaire ïambique catalectique. Le pied pur est le cinquième pied. L'ïambe peut se trouver à toutes les autres places, ainsi que le spondée. L'anapeste n'est pas reçu aux quatrième et cinquième pieds, le tribraque aux deuxième, quatrième et cinquième, le dactyle au premier, deuxième et cinquième; le pyrrhique ne se trouve qu'au troisième et au sixième pied. Naturellement le trochée et exclu. En d'autres termes, on peut trouver au premier pied: ïambe et tribraque, spondée et anapeste; le dactyle ne s'y trouve pas, parce que la dernière syllabe courrait chance d'être allongée par la coupe. Au deuxième: ïambe, spondée et anapeste, le tribraque et le dactyle étant écastés pour la raison que je viens de donner; au troisième: pyrrhique, ïambe, tribraque, spondée et ses substituts; au quatrième: ïambe, spondée, dactyle; au cinquième ïambe; au sixième comme au troisième.

2) Des séparations de mots coupent le vers en quatre parties distinctes comprenant respectivement: premier et deuxième pied, troisième pied et septième demi-pied, huitième demi-pied et cinquième pied, fin du vers. En outre, autant que possible, les premier et deuxième pieds sont formés chacun par un mot. Entre ces différents membres l'hiatus est licite: la syllabe finale de chacun d'eux est, par suite, considérée comme indifférente. La coupe principale et invariable est la coupe hepthémimère: la coupe tétrathémimère et la coupe decathémimère peuvent, au besoin, être déplacées d'un demi-pied, surtout lorsqu'il y a des noms propres dans le vers ou qu'il se termine par un mot de deux longues.

4) Les 3me et 4me demi-pieds, comme les 8me et 9me, c'est-à-dire ceux qui terminent les premier et troisième membres peuvent être remplacés par une longue prolongée; une brève finale, assimilée à une longue, peut jouer le rôle de longue prolongée. Quand il est nécessaire de placer à la fin du vers un mot de deux longues, et

dans ce cas seulement, la même faculté est donnée pour les demi-pieds 12 et 13. [Vgl. zur Saturnierfrage die Referate von F. Skutsch in Vollmöllers Jahresb. 4 I S. 85—87, H. Gleditsch in Bursians Jahresb. 102, S. 42—47 und Ref. ebenda 106, 57—62].

264. **Maurenbrecher** B. Forschungen zur lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. 1. Heft: Hiatus und Verschleifung im alten Latein. Leipzig Teubner. VIII, 269 S. 7 M.

Inhalt: Einleitung. Hiatus und Verschleifung. Geschichte der Hiatusfrage (S. 1—15). Erstes Kapitel. Auslautendes *m* und *s* in der Poesie (S. 16—106). Einleitung. Abfall von *m* in der Sprache. Hiatus und Verschleifung von *m* bis Plautus. Vorbemerkungen und Grundsätze zur Statistik der Verschleifung. Der Hiatus einsilbiger Worte bei Plautus und in der archaischen Poesie. Hiatus mehrsilbiger Worte in Senkung. Der Hiatus in Hebung. Erklärung des Hiatus durch Erhaltung des Auslauts. Der Nasalvokal und der Hiatus. Geschichte des Nasalvokals (des auslautenden *m*) in der Verschleifung bis 600 n. Chr. Der Auslaut *s* in der Sprache und in der Poesie. Zweites Kapitel. Das ablativische *d* in der Litteratur (S. 107—146). Einleitung. Inschriftliche Ablativformen. Hiatus und Verschleifung der Ablative in der archaischen Litteratur. Die *d*-Formen und der Hiatus der Personalpronomina bei Plautus. Der Hiatus der Ablative auf *-ō* bei Plautus. Die Ablative auf *-i*, *-u*, *-ā* und *-ē* bei Plautus. Geschichte der Entwicklung der *d*-Formen bei Plautus. Drittes Kapitel. Der Hiatus bei Plautus und im Altlatein. Allgemeine Erwägungen gegen und für den Hiatus. Der Hiatus einsilbiger Worte bei Plautus. Die einsilbigen Worte in der archaischen Poesie. Der Hiatus in Diärese und Personenwechsel. Der Hiatus nach *-ae* bei Plautus und in der alten Poesie. Der Hiatus in Senkung nach *-n* und *-i* bei Plautus. Die plautinischen Hiate in Senkung nach *-o*, *-a*, *-e*. Die Hiate in Hebung bei Plautus. Der Hiatus in der übrigen archaischen Poesie. Geschichtliche Übersicht über Hiatus und Verschleifung im alten Latein. Der Hiatus in Cäsur. Zusammenfassung der Resultate für Plautus. Anhang zur Statistik. Die unsicheren Verschleifungen. Zur Beurteilung der Häufigkeit der Verschleifung und ihrer Gattungen. Nachträge. Namen- und Sachregister. Stellenverzeichnis.

Die kritische Frage nach der Berechtigung des Hiatus in der plautinischen Überlieferung kann nur gelöst werden durch vergleichende statistische Analyse dieser Überlieferung, wobei Hiatus und Verschleifung in gleicher Weise zu berücksichtigen und alle Konjekturen zunächst ausser Auge zu lassen sind.

Resultate (S. 231—232, 235): berechtigte Hiate der plautinischen Überlieferung sind 1) einsilbige Wörter in aufgelöster Hebung; 2) in allen Senkungen; 3) mehrsilbige Wörter auf *ae*, *i*, *u*, *o*, *ā*, *m* in Senkung; 4) mehrsilbige Wörter auf *i*, *u*, *m* in Hebung ohne Kürzung; 5) einige einsilbige Wörter in ungekürzter Hebung, nämlich *quoi*, *hae*, *rēm*, *rē* und die Worte auf *i*; 6) Hiate in Diärese und 7) im Personenwechsel; wahrscheinlich ist die Echtheit des Hiatus der Endsilbe mehrsilbiger Worte in aufgelöster Hebung. Neben diesen allen bleibt ein Rest solcher Hiate, die mit Sicherheit als Korruptelen erklärt werden können; wann sie in unsere Überlieferung eingedrungen sind, bleibt unklar; sie verdanken ihre Entstehung zweifellos der falschen Analogie nach den echten Hiaten. Ihre Zahl war nicht sehr gross im Plautinischen Texte; in Betracht kommen hierbei nur 1) Hiate in Hebung oder Senkung nach kur-

zem Auslaut (ĕ, ă), 2) Hiate in Senkung nach ē, 3) einsilbige und mehrsilbige Worte in ungekürzter Hebung ausser den oben genannten. Ihre Erledigung ist der niederen Textkritik zuzuweisen. In 100 Versen kommt jener legitime Hiatus einsilbiger Worte 1,3 mal, die anderen (nach M. berechtigten) 4 mal, die Verschleifung 147,5 mal vor. Vgl. LC. 1899 Sp. 967—969 und 1085—1086 (F. Skutsch und Entgegnung B. Maurenbrechers).

265. **Bennett** C. E. Rhythmic Accent in Ancient Verse. Am. Journ. Phil. 20, 412—428.

B. verteidigt seinen Aufsatz: What was Ictus in Latin Prosody? Am. Journ. Phil. 19, 361 ff. [Anz. 11 Bibliogr. VII No. 15] gegen G. L. Hendricksons Angriff Am. Journ. Phil. 20, 198—210. Hendrickson erwidert mit einem Comment on Professor Bennett's Reply, ebenda S. 429—434.

266. **Mari** G. I trattati medievali di ritmica latina. Milano Hoepli. 124 S. 5 l.

267. **Mari** G. Ritmo latino e terminologia ritmica medievale. Studi di filol. romanza 8.

268. **D(escheemaecker)** St. H. Tableaux synoptiques de la quantité latine. Grammont Van Nieuwenhove. 20 S. 4°.

München. Gustav Herbig.

VII. Keltisch.

1. **Sommer** F. Der keltische Sprachstamm. Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 18. u. 19. XII. 1899.
2. **d'Arbois de Jubainville** H. Cours de littérature celtique. Tome VI. La civilisation des Celtes et celle de l'épopée homérique. Paris.
3. **Holder** A. Altceltischer Sprachschatz. 11. Lieferung: *Mediolanum — Norici.*
4. **Thurneysen** R. Der Kalender von Coligny. Ztschr. f. celt. Phil. 2, 523 ff.
5. **Espérandieu** E. Calendrier de Coligny (Ain). Reconstitution. Vgl. R. C. 20, 100.
6. **Rousselot** Les articulations irlandaises étudiées à l'aide du palais artificiel. La Parole 1, 241—62.

Cette étude très restreinte des articulations d'un seul Irlandais nous permet de reconnaître: 1° L'influence réciproque des voyelles sur les consonnes, des consonnes sur les voyelles, ou des voyelles et des consonnes entre elles; 2° L'influence des groupements syntactiques ou de la morphologie sur les articulations; 3° L'étendue des variantes dans la place d'articulation que peut présenter un même son sans perdre son identité acoustique; 4° La différence de force qui existe entre les consonnes initiales et les finales, entre les consonnes finales elles mêmes suivant qu'elles sont après une voyelle ou une autre consonne; 5° La possibilité de prévoir d'après un tracé la marche future d'une évolution; 6° La réalité des mouillées *k' g' t' d' s'*; 7° Enfin la nécessité d'une chronologie en phonétique, si l'on veut ramener à la règle les irrégularités apparentes.

7. **Pedersen** H. Irsk Literatur. Dansk Tidsskrift 1899, S. 709—726.

Behandelt hauptsächlich die alten irischen Heldensagen.

8. **Stokes** Wh. Hibernica (Fortsetzung). KZ. 36, 273 ff.

18. A *sandhi* — rule. Beispiele von Wandel auslautender Tenuis zur Media vor stimmhaftem Laut. 19. The sound-groups *apn*, *epn*, *ipn*, *opn*, *upn*: in *apn*, *epn*, *ipn* schwindet *p* ohne Ersatzdehnung. 20. Vowel-flanked *p*. Weitere Beispiele. 21. Enclisis after interrogative particles: auch nach interrog. *co*. 22. Two prepositional prefixes. *arn-* in *arnigim* aus **(p)ar(a)n-*; *eb-* in *eb-lim* aus **eb alim* zu skr. *abhi*. 23. *merbligim* 'wimmele' zu *moirb* 'Ameise'.

9. **d'Arbois de Jubainville** H. *kt* indo-européen = *cht* celtique. R. C. 20, 116.

Wird von den Galliern mit *XT*, von den Römern mit *CT* oder *T* wiedergegeben.

10. **Strachan** J. Final Vowels in the Félire Oenguso. R. C. 20, 191 ff., 295 ff.

Untersuchung über die Reimverhältnisse.

11. **Zupitza** E. Über Doppelkonsonanz im Irischen. KZ. 36, 202 ff.

Untersuchungen über die orthographischen Verhältnisse in den air. Glossen, im Mittelirischen und ihre Entsprechungen im Neuirischen.

12. **Dottin** G. Études de phonétique irlandaise. I. *dh—gh*. R. C. 20, 306 ff.

13. **Ernault** E. Sur la chute de l' *-er* final en breton. R. C. 20, 199 ff.

14. **Loth** J. Remarques sur le Wortschatz der keltischen Spracheinheit de M. Whitley Stokes. (Suite). R. C. 20, 344 ff.

15. **Zimmer** Keltische Studien 17. KZ. 36, 416 ff.

1) Bret. *mar*, *arvar*, korn. *mar*. In *hep mar* 'zweifellos' usw. ist *mar* = 'wenn'. 2) Ir. *eneclann*, kymr. *gwynebwerth*, breton. *enepuuerth*. Erläuterung der Bedeutungsentwicklung an der Hand litterarischer Belege. 3) Kornisch *arluit*, kymr. *arlwydd*, *arglwydd*. Übersetzung des ags. *hlāfveard*. 4) Ir. *cirdub*, kymr. *purdu*. Ir. *cir-* ist eine Entlehnung aus lat. *pūrus* durch britannischen Mund. 5) *Seis*, *Saeson*: aus *Saxō*, *Saxŏnes*. 6) Ir. *cāin*, kymr. *ceiniog*, ir. *cianog*. *cāin* durch brit. Vermittlung aus lat. *canōn* entlehnt, ebenso *cianog* aus kymr. **ceinōc*. 7) Air. *bágim*, *bág* = kymr. *beio*, *bai*. 8) Das angebliche keltische Verbum *skartō* 'ich sondere ab'. Existiert nicht, vielmehr *ess-cart*, verwandt mit ir. *fo-chiurt* usw.

16. **Zupitza** E. Etymologien. BB. 25, 89 ff.

Darunter keltische: Ir. *loss*. Ir. *folongim*. Ir. *áge*. Ir. *gobél*. Kymr. *cyfludd*. Kymr. *llym*. Ir. *traig*. Kymr. *chwarddaf*. Kymr. *gwyw*. Kymr. *llith*. Kymr. *nithio*. Ir. *tarr*. Ir. *méith*. Ir. *dergnat*. Kymr. *cern*. Ir. *féig*. Kymr. *ffwdan*. Kymr. *dera*.

17. **Loth** J. Additions et remarques au Dictionary of the Welsh Language du Rev. D. Silvan Evans (A—D). ACL. 1, 400 ff.

bal, *baille*: ACL. 1, 396 f.; *abar dall* 397 f.; *alam* gall. *alaf* 398; *coscath* 399.

18. **Meyer** K. Contributions to Irish Lexicography (*Alp* — *arba*). ACL. 1, suppl. 81 ff.

19. **Stokes** Wh. Fifty Irish Etymologies. BB. 25, 252 ff.

20. **Strachan** J. Old Irish *Toglenomon*. R. C. 20, 445.

Zu *doglenim*.

21. **Strachan** J. O. Ir. *áil.* ACL. 1, 471 f.

22. **Loth** J. *Affwys* — *érvoas.* RC. 20, 205 f. *dryw* RC. 20, 342 f.

23. **Ernault** E. Étymologies bretonnes 11—30. MSL. 11, H. 2, S. 92 ff.

24. **Thomas** A. De quelques noms de lieux français d'origine gauloise. RC. 20, 1 ff. 438 ff.

25. **Strachan** J. The Nominative Plural of Neuter *u*-stems in Celtic. IF. 10, 76 f.

Zu air. *dér* 'Thränen', kymr. *deigr* aus **dakrū* noch *dorus* pl. 'Thor' aus **dụorestū.*

26. **Zimmer** H. Keltische Studien 18. Beiträge zur altirischen Grammatik. KZ. 36, 461 ff.

1) Der ursprüngl. N. Akk. Du. der *u*-Stämme im Altirischen. *giun* 'Mund' aus **genū*, N. Du. zu *gen* 'Kinnbacke'. 2) Altirisch *asbert* und *asrubart* in ihrer Bedeutung für die altirische Tempuslehre. Die Verbalformen mit und ohne *ro-* sind syntaktisch verschieden. Durch *ro-* bekommt ein Praet. die Bedeutung des Plusquamperf. od. eigtl. Perfekts, ein Conj. praes. die eines Conj. perf. oder des Fut. exact., ein Imperf. wird zum Plusquamperf. Ferner steht *ro-* beim Conj. praes. zum Ausdruck eines Befehls oder Wunsches. — Besprechung der britannischen Verhältnisse. — Die Verbalpartikel *ro-* ist formal und in ihrer Grundbedeutung mit der Nominalpartikel *ro-* identisch. — Entwicklung im Neuirischen.

27. **Zimmer** H. Grammatische Beiträge. 2. Über verbale Neubildungen im Neuirischen. Ztschr. f. celt. Phil. 3, 61 ff.

28. **Strachan** J. The Substantive Verb in the Old Irish Glosses. Transactions of the London Philological Society 1899.

Materialsammlung aus den altirischen Glossen und Untersuchung über die Anwendung der verschiedenen Formen. — Vgl. RC. 20, 81 ff.

29. **Strachan** J. Grammatical Notes. Ztschr. f. celt. Phil. 2, 480 ff.

Formen aus dem Lebor na h-Uidre: 1) 1. 3. sg. pres. ind. in *-nd.* 2) pret. pass. in *-it.* 3) 3. sg. pret. pass. in *-ta, -tha.* 4) 3. sg. pret. act. in *-ta, -tha, -th.* 5) 3. sg. pret. pass. in *-as.* 6) Affixed pronouns 7) Absolute forms in the present and future of compound verbs. 8) *no-* with compound verbs. 9) 3. sg. pret. in *-is* in compound verbs. 10) 2. pl. in *-bair.*

30. **Stern** L. Chr. *tec, tegach, teckaf, tecket.* Ztschr. f. celt. Phil. 3, 135 ff.

Im Mittelkymrischen zeigt der Komparativ noch keine Verhärtung einer Media vor *-ach*; erst in der neueren Sprache nach Analogie des Superl. u. Aequalis. — Untersuchungen über verschiedene phonetische Verhältnisse der britischen Verschlusslaute usw. Das Suff. *-ach* = ir. *-acc, -ac.* (Gebrauch bei Substantiven, wie *pobl-ach* 'Pöbel' usw.). Das für den "Aequalis" anzusetzende Suff. *-het* ist = ir. *sáith* 'Genüge, Fülle'.

31. **Loth** J. *Brodyr, broder, brodorion.* ACL. 1, 394 ff.

Der neben *brodyr* existierende Pl. *broder* (zu *brawd*) findet sich fast nur bei Zahlwörtern. Der Wandel zu *e* beruht auf schwächerer Betonung in dieser Stellung.

32. **Loth** J. Un subjonctif aoriste gallois. R. C. 20, 79 f.

duch aus **douk-se-t* 'er möge führen'.

33. **Ernault** E. Les formes de l'infinitif breton (Fortsetzung). Ztschr. f. celt. Phil. 2, 494 ff.

Leipzig. Ferdinand Sommer.

VIII. Germanisch.

A. Allgemeines.

Germanische Grammatik.

1. **Grundriss** der german. Philologie, herausgg. von Hermann Paul. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 1. Band, Lieferung 5 (S. 993—1232) (enthaltend den Schluss der Geschichte der engl. Sprache u. den Beginn der Geschichte der fries. Sprache) und Band 3, Schlusslieferung (S. 734—995) (enthaltend die Ethnographie der german. Stämme). Strassburg Trübner, je 4 M.
2. **Abhandlungen** zur german. Philologie. Festgabe f. Rich. Heinzel von F. Detter, M. H. Jellinek, C. Kraus, R. Meringer, R. Much, J. Seemüller, S. Singer, K. Zwierzina. Halle Niemeyer 1898. VIII u. 534 S. 14 M.
3. **Lubovius** L. First introduction to German Philology. London Blackwood. 96 S. 1 Sh. 6 d.

---

4. **Wilmanns** W. Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. 2. Abteilung: Wortbildung. 2. Aufl. XVI u. 671 S. Strassburg Trübner. 12,50 M.
5. **Löwe** R. Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle Niemeyer. 59 S. 1,60 M.
6. **Bugge** S. Beiträge zur vorgermanischen Lautgeschichte. 1. Zur Erläuterung des germanischen *ai*. PBB. 24, 425—63.

Behandelt das Verhältnis von Wörtern wie *feili* : *fāli* an. *fālr*. "Das Vorgermanische hat ein reduziertes, vielleicht gemurmeltes *i* (einen Schwa-Laut mit *i*-Timbre) gehabt", der "regelmässig aus *ə* entstanden" ist. "Nicht selten setzt germ. *ai* . . eine zweisilbige Form des Vorgerm. mit zwei Vokalen voraus, die durch einen Konsonanten getrennt waren. Der erste war ein kurzes idg. *o* oder *a*; der zweite war das aus *ə* entstandene reduzierte *i*, dem in mehreren Wörtern ai. *i*, griech. ă entspricht." Beispiele: 1. got. **hraiw* : *kravīṣ*-; *hraiw*- aus *krowi*- *krowə*-. — 2. ae. *ár* 'Ruder' : *aritram*. — 3. *airus* 'Sendbote', dazu das Nom. act. ahd. *ārundi* usw. Der Stamm des Nom. ag. wohl urspr. *airund*. Part. zu *air*- 'rudern'. — 4. *feili* neben *fāli*, *falr* πωλέω *pánatē*, kelt. (*p*)*elniō* 'verdiene', lit. *pelnas* 'Erwerb', Grdf. *poləyos poliyos*. — 5. got. **mail* : *málam*, *malinás*, μέλας. Dazu ahd. *māl* 'Fleck', *mēljan*, lit. *mėlys* 'blauer Färbstoff'. — 6. *hreinn* 'Ren' : κέρας. Idg. *k̑erənós* 'gehörnt'; Grdf. *korinos*, dazu ablautend *k̑érənos*, russ. *serna* 'Reh'. Weil in *korinos* *n* nach *i* folgte, entstand *hrainaz*, nicht **hairnaz*. — 7. *fraisan* : πειράω *experior*, Grdf. *porəsō*-. — 8. neunorw. *eim* 'unschmackhaft' neben *æmen* : *amlás* 'sauer', *amiti* 'plagt'. — 9. *maitan* : τέμνειν τμητός τέμαχος. Grdf. **tomədō* : *tmoido* : **þmaitō* : **maito*. — 10. **aglaits* st. *aghalid*. — 11. *araweiz* 'Erbse' : ὄροβος, *ervum*, Grdf. *orowid*. — 12. *arbaiþs* aus *arabit*-. — 13. *ōheim*, urg. *aunhaimaz* aus *awonkəmos*. — 14. *meinen* : μένος, μένω, μενετός,

Wz. *monı*, *manı-*. — 15. *eimi*, *eimr* 'Dampf, Feuer' nicht aus **eidmi* wegen der Bedeutung; dazu ablautend aisl. *ima* 'Dampf'? usw. : schwed. dial. *åm*. Grdf. **anımos*, vgl. *animus* usw. — 16. *Hréðgotan* 'die Sieg-goten', zu *hrōþeigs*, das zu *kīrtı-* gehört; daneben Gen. *Hrǣda*, anorw. *Hreidgotun*, germ. *hraiþi-* aus *korıti-*. — 17. *tains*, Stamm *donə* : *dōn-* in δῶναξ, lett. *dōñi-* = δέμας : δῶ δῶμα. — 18. ahd. (alem.) *neiman* 'loqui' aus *nomıniyeti*, vgl. ὀνομαίνω. — 19. ahd. *chēren* 'vertere'; an. *keyra* (aus **kaurjan*); ae. *cierran* (aus **karsjan*) gehören zusammen. Das ae. Verb stammt aus vorg. **garsijō*, das ahd. aus urg. **kairijō*, **kairrijo*, **kairzijō*, vorg. **garısiyō*, das an. aus vorg. **garusiyō*. — 20. *aih* : *ánqs'a*, ἐνεγκεῖν. 3. Plur. vorg. **anınkńt*, das *aeihún* oder 3. Plur. *anıkńt* (vgl. *ánās'a*). — 21. ae. *wásend* 'throat', Part. Praes. *awəsn̥t-* zu ἄημι. — 22. gotl. *vajlunde* 'Speiseröhre' aus **awəln̥t-* zu cy. *awell* 'conduit, pipe', ἀέλλα usw. — 23. ahd. *treno* 'Drohne', daneben ae. *drán*. Letzteres hat wohl *dhrōnə-* als Basis. — 24. *lerche*, Grdf. *laiwrakōn-*, daneben anorw. *ló*, lt. vorg. *lāu-*. Basis *lauə* (zu *laus*). — 25. ahd. *reihhen*, daneben *rakjan*; Basis vorg. *orıg-* *orəĝ-*, vgl. ὀρέγω, *r̥jyant-*. — 26. anorw. *reik* 'Scheitellinie', daneben neuisl. *rák* 'Streifen'. Zu diesem gehört ai. *rā́ji-* 'Streifen', ferner *raji-* 'Richtung'. Basen *rǣĝi-* : *ragı* *raĝə-*. — 27. *breit* aus **bhorədhos*, vgl. *beriù*, *bèrti* 'streuen'. — 28. *heimo* 'Hausgrille' neben *hammelmaus*, von *hamme* abgeleitet. ahd. *hamma* 'Hinterschenkel' : κνήμη. *haiman* aus *hainman* aus vorg. *kanımon*. — 29. an. *feigr* usw. aus *poqəwyo-* zu *pakvás*. — 30. isl. *smári* 'Klee' aus **smáirhon-*, vorg. **smarəkon* : ir. *seamar*. — 31. anorw. *hreistr* 'Schuppen' aus **karsətro-* : abg. *krasta* 'scabies'. — 32. ahd. *gameit* 'vanus' : griech. μάτην 'umsonst', air. *in-madæ* 'sine causa', Basis *matə-*. — 33. *fraiw-* aus *parıwo-* zu *pario*. — 34. *kleid*, Grdf. *golıto-* : βάλλω. — 35. *bein* neben neunorw. *buna* F. 'Knochenröhre', Basis *bonə-*.

Der behandelte Lautwandel soll sehr alt sein und jedenfalls der Lautverschiebung vorausgehen.

7. **Löwe** R. Relative Chronologie der germanischen Tenuisverschiebungen. IF 10, 77—84.

ahd. *finko* : mlat. *pincio* ist nach der Verschiebung des idg. *k*, vor jener des idg. *p* ins German. eingedrungen. Vgl. an. *karfe* = wallis. *kerp*, lit. *kárpa* usw. Westg. ahd. *karpo* usw. zeigt, dass dieses *p* früher verschoben hatte als das Nordg.; denn das Wort wird wohl aus dem Kelt. zuerst ins Westg. gelangt sein. — ae. *pæþ* usw., wahrscheinlich eine frühe mittelbare Entlehnung aus dem Griechischen, zeigt, dass *p* früher als *t* verschoben ist.

8. **Regnaud** P. Sur le jot initial dans les principaux dialectes germaniques et la loi phonétique qui le concerne. Acte, du XI. Congrès Orient. Sect. I S. 285—97.

9. **Ludwig** A. 1) Das Verhältnis der *m*-Formen der german. Deklination zu denen des Lettischen und Slavischen. 2) Die 1. Plur. auf *-mees* im Ahd. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag Řivnač. 8 S. 0.20 Mk.

1) *m* soll willkürlich aus *bh* hervorgegangen sein. — 2) *-mēs* aus *-mais* soll alte Nebenform von *weis* usw. sein, die an die fertige Verbalform antrete.

10. **Brugmann** K. Der Ursprung der germanischen Komparationssuffixe auf *-ōzan-*, *-ōsta*. IF. 10, 84—90.

Geht von Adverbien auf *-i* wie *furi, air, fruo* aus; nach dem Verhältnis derselben zu den Komparationsformen auf *-iz-* sollen sich *-ōz*-Formen neben den Adverbien auf *ō* eingestellt haben.

11. **Cosijn** P. J. Die substantivierten Partizipia Präs. des Urgermanischen. IF. 10, 112.

Trotz Kluge IF. 6, 341 sind die *d*-losen Formen der Nomina agentis auch ausserhalb des Kentischen wohl beglaubigt. Sie sind im Vokativ lautgesetzlich, desgleichen im *s*-losen Nom., den wir nach *zan* ansetzen dürfen.

12. **Kluge** Fr. Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänsungsreihe I.) Halle Niemeyer. X u. 119 S. 3 M.

13. **Hadady** G. Die germanische Derivation, mit besonderer Berücksichtigung der gotischen und der neuhochdeutschen Sprache (magyar.). Progr. Sárosalja U'jhely.

14. **Hinsdale** E. C. 1) The Verbum perfectivum as a Substitute for the Future Tense. 2) *werdan* and *wesan*. Mod. Lang. Notes 13, (1898) 265—71.

Sucht zu zeigen, dass die ahd. Verhältnisse den got. nicht entsprechen.

15. **Rittershaus** Adele. Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten. Erster Teil. (Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft f. deutsche Sprache in Zürich, No. 3.) XIV u. 81 S. Zürich Seidel. 2 M.

Wortkunde.

16. **Kluge** Fr. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. XXVI u. 510 S. Strassburg Trübner. 8 M. geb. 10 M.

17. **d'Arbois de Jubainville** H. Fragments d'un dictionnaire des noms propres francs des personnes à l'époque mérovingienne. Le moyen âge. 12 No. 3.

18. **Berger** H. Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit. Leipzig Reisland. III u. 347 S. 8 M.

Darin Lehnwörter aus dem Germanischen (S. 309—19); jedoch behandelt der Verf. die Mehrzahl der german. Lehnwörter als Erbwörter, die schon im gallischen Vulgärlatein eingebürgert gewesen seien.

19. **Bruckner** W. Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Progr. des Gymn. zu Basel. 32 S. 4°.

20. **Johansson** K. F. Über aisl. *eldr*, ae. *æled* 'Feuer' usw. ZZ. 31, 285—302.

Urgerm. *ail-* ist Kontamination von *aidh-* und *al-*. Germ. Grundform *ailēda-*; Suffix idg. *-ēto-*. Neben der *ti*-Bildung *fahēþs* kommen die Partizipia auf *-ēto-* in Betracht. Für diese darf man wechselnde Betonung und daher germ. *-ēþa- -ēdá-* voraussetzen, das zu *'-ēdà-*, *'-ėda* werden muss. Das nebentonige *ē* wird wie haupttoniges behandelt, daher *hafat, trúadr, trúat, sagat, lifat þagat, vakat* usw. *ailedà-* musste synkopieren: *þagt, lifdr, spart*

usw. (vgl. *tacitus, vegetus, habitus* gegenüber *delētus, obsolētus* usw.). *eldr* durch Verallgemeinerung der synkopierten Form entstanden.

21. **Kauffmann** Fr. *hexe.* ZZ. 31, 497.

Verteidigt seine Deutung von *hagazussa* (PBrB. 18, 155) gegen S. Riezler, der *haga* nicht auf den Wald, sondern auf die umhegte Flur bezieht; denn *hagustalt* könne nur 'Waldbesitzer' heissen.

22. **Kock** A. Etymologisch-mythologische Untersuchungen. IF. 10, 90—111.

Boþn. — *Byleiptr.* — *Fárbauti.* — *Forniótr.* — *Gleipnir.* — *Gorr.* — *Helblindi.* — *Hlér.* — *Laufey.* — *Loki.* — *Loptr.* — *Mioll-nir.* — *Nál.* — *Nari.* — *Norr.* — *Ran.* — *Sigyn.* — *Són.* — *Váli.* — *Vingþórr.*

23. **Meyer** R. M. Kopulative Eigennamen. HZ. 43, 158—69.

Bei den german. Eigennamen ist prinzipiell ein guter, verständlicher Sinn anzunehmen. Namen wie *Hildegund, Fredegunde, Sigefrid, Wolfram* dürfen jedoch nicht als unterordnende, sondern müssen als beiordnende Komposita gefasst werden. Wie etwa in moderner Zeit der Doppelname Peter-Paul gegeben wird, so konnte ein Verehrer Wodans seinen Sohn nach den beiden heiligen Tieren des Gottes nennen. *Sigefrid* 'der Sieg und gefestigten Frieden besitzt'. Es gibt 2 Hauptklassen der Dvandvanamen: 1) rechte Wappennamen wie *þorstein, Ulfketil* 'der, dem Thor und der Opferstein heilig sind', 'der den Wolf und den Kessel im Wappen führt' und 2) die Segensnamen wie *Gundfrid, Hruadlaug* u. a.

24. **Möller** H. Chatti und Hessen. HZ. 43, 172—80.

Gegen Braune IF. 4, 341 ff. Die *Chatti* der Römer werden von dem *Hessengau* als ihrem Ursitz ausgegangen sein, gradeso wie die *Batavi* ein grösseres Gebiet inne haben als die heutige *Betuwe*. *Chatti* soll germ. *þþ* haben, während in *Chattuarii* (ae. *Hetware*), obwohl sie mit den Chatten verwandt sind, urgerm. *tt* anzunehmen sei; die Stammsilben beider Namen sollen nicht verwandt sein. Strabos Χάττοι, das Braune für die Existenz eines germ. *tt* in *Chatti* heranzieht, gehe auf die röm. Namensform zurück, beweise also nichts. Der Einwand Braunes, dass Chatti von 400—706 erscheine, erst c. 720 *Hassi* auftrete, der Prozess des Übergangs von *tt* zu *ss* also sehr jung sein müsse, obwohl schon im Got. um 400 *ss* für altes *tt* auftrete, sei unzutreffend, da das *tt* von *Chatti* nur für die Aussprache in der Zeit der ersten Entlehnung (im letzten Drittel des 1. Jhs. v. Chr., spätestens unter Drusus) Gültigkeit habe. Die phonetischen Einwendungen Braunes gegen den Übergang eines urgerm. *þþ* in *ss* sind sämtlich nicht stichhaltig.

25. **Uhlenbeck** C. C. Eber. PBrB. 24, 239—44.

Gegen Berneker IF. 8, 283 f. Meillets Erklärung von slav. *veprь* aus Kontamination von **voprь* (aus **oprь*) und **jeprь* (aus **eprь*), vgl. IF. 5, 732 f., ist unstatthaft, da die aslav. *v*-Prothese nicht vor *o* eintritt. Im Gegenteil beweist abg. serb. russ. poln. *osa* 'Wespe', dass im Urslav. *v* vor *o* sogar verloren gehen konnte. *v* in *veprь* also idg. vielleicht *veprь* : *ēbur* = *vṛṣabhá-* : *ṛṣabhá-*. — Das Verhältnis von *aper* : zu *ebur* ist rein lautlich. Beziehung zu *yabh-* abzuweisen; *yábhati* : ζέφυρος = *yugám* : ζυγόν.

26. **Wilbrand** J. Über die Namen *Teutonen* und *Teutoburg*. Zwölfter Jahresbericht des histor. Vereins für die Grafschaft Ravensberg. 1898.

27. **Wood** Fr. A. Germanic etymologies. Mod. Lang. Notes 13 (1898), 81—88.

Vgl. Anz. 11, Abt. IX A Nr. 27. Behandelt werden ausser den a. a. O. genannten Wörtern *aha* und *airus* noch 3) *brunjō*. 4) *dulþs*. 5) *fastan*. 6) *dauhts*. 7) *jah*. 8) *kuna-wida*. 9) *ganipnan*. 10) *gatarnjan*. 11) *guþ*. 12) *hlaiw*, *kleiþra*. 13) *ib-dalja*, *ib uks*. 14) *hvōpan*. 15) an. *hvelpr*. 16) *swarts*. 17) *bisaúljan*. 18) *swaran*. 19) *hausjan*.

28. **Wood** Fr. A. Etymologisches. PBrB. 24, 529—33.

1. *gaul* : χόλος 'Saft'. — 2. *kauz* : *gaudžiù* 'heulen'. — 3. *ge-hiure* : mhd. *hûren* 'kauern', vgl. *hold* 'gnädig, herablassend'. — 4. aisl. *kūra* 'unthätig sein', engl. *cower* 'kauern' : γῦρός 'rund, gekrümmt'. — 5. *hnasqus* aus **qnodsqo-* : *kándu* 'beisse'. — 6. *nēhv* aus *nēk-u̯o* : *nášati* 'erreicht'. — 7. ahd. *gîsal* mit air. *giall* zu *haereo*. — 8. *mahr* 'Alp'. : russ. *kikimora* 'Gespenst', poln. *mora* 'Alp'. — 9. *sêls* *sē-la-* (Wz. *sē* 'säen') 'das Säen, Säezeit, Jahreszeit, Zeit' vgl. *satio* : *saison*. Das Adj. bedeutet 'zeitgemäss, passend'. Vgl. ae. *sǣl* 'Zeit, günstige Zeit, Glück'. — 10. *schraube* : *scrūpus* 'spitzer Stein', σκορπιός 'stachlig'. — 11. ae. *strīdan* 'schreiten'. ahd. *strītan* 'streiten'; Grund-Bedeutung wohl 'ausstrecken, wonach trachten, s. anstrengen'. — 12. engl. *throe* 'Schmerz' : *þrāwan*, *drāen*, vgl *torqueo* 'drehe, peinige'. — 13. *strāfe* : ae. *þrafian* 'antreiben; tadeln, züchtigen'. — 14. ahd. *zîdalāri*, Basis vorg. *dī-tlo* Wz *dī-* *dēi-*; dazu lett. *dējums* 'gehöhlter Bienenstock', *dējele* 'Baum, worin ein Bienenstock ausgehöhlt ist'.

Zur Altertumskunde und Ethnographie.

29. **Müllenhoff** K. Deutsche Altertumskunde. 4. Band. 2. Hälfte. XXIV u. S. 385—751. Berlin, Weidmann. 1900. 10 M.

30. **Heyne** M. Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jh. Mit 104 Abb. (Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer Bd. 1.) Leipzig Hirzel. 12 M.

31. **Hempl** G. The origin of the runes. Journ. Germ. Phil. 2, 370—74.

The runes are based on a Western Greek alphabet differing but little from the Formello alphabet and that in the direction of certain other Western alphabets, for example, the Venetic, the East Italic (or 'Sabellic') and the Gallic, and the adoption of this alphabet by the Germanic people took place about 600 B. C., at which time the chief changes that differentiate Germanic speech from the remaining Indo-European languages had taken place.

32. **Kauffmann** Fr. Germani. Eine Erläuterung zu Tacitus Germania. Kap. 2. ZZ. 31, 1—4.

Die belgischen Germani, die später Tungri hiessen, haben mit ihren Verbündeten, ehe sie das rechtsrheinische Land vor den Germanen räumten, politisch unter germanischer Oberhoheit gestanden, bildeten also damals eine *natio Germanorum*. Ebenso werden die pannonischen *Osi* als *Germanorum natio* bezeichnet. Beidemal wird durch *natio* die politische Abhängigkeit fremdsprachiger Stämme bezeichnet. Später räumten die unterworfenen Keltenstämme den Siegern das Feld. So kamen politisch zu den Transrhenanen gehörende Völkerscharen unter dem Namen *Germani*. Alle Eindringlinge wurden in Gallien so benannt; von ihnen

wurde der Name auf das ganze Volk übertragen, zu dem sie politisch gehörten und von dem sie ausgegangen waren. So bürgerte sich in Gallien der Name *Germani* für alle Transrhenanen ein. Hier fanden diese ihn später vor und adoptierten ihn selbst.

33. **Hedinger** A. Die Urheimat der Germanen. Mit einem Nachwort von H. Hirt. Neue Jahrbücher. 2. Jhg. 3. Bd. 8. Heft.

34. **Stein** F. Die Stammsage der Germanen und die älteste Geschichte der deutschen Stämme. Erlangen, Junge. 80 S.

35. **Wilbrand** J. Zur Keltenfrage. Beilage zur Allg. Zeitung 1899 Nr. 258.

Macht auf die Widersprüche zwischen Müllenhoffs und Meitzens Keltengrenzen in Deutschland aufmerksam. "Hat es in Deutschland vormals auch Kelten gegeben, so müssen sie Spuren hinterlassen haben. Gegenwärtig aber steht die Sache ungefähr so, dass jene wohl für den Sprachforscher und Historiker existieren, für die Anthropologen und Archäologen aber nicht."

36. **Muller** S. Zur Heimat der Volcae. PBrB. 24, 537—44.

Gegen Müllenhoff, dass die Heimat der Volcae 'an der Weser abwärts' und dann im Mainthale gewesen sei und gegen Much, der als Urheimat der Volcae Mähren annimmt. Vielmehr liegt die Urheimat zwischen Leine und Rhein, woraus sie etwa um 300 von den Istaevonen vertrieben worden sind. An der Weser, Aller, Leine lag Jahrhunderte lang die Grenze zwischen Kelten und Westgermanen; dort muss die Benennung '*Walχōz* = Kelten' entstanden sein.

B. Gotisch.

37. **Wright** J. A primer of the Gothic language. Containing the Gospel of St. Mark, Selections from the other Gospels and the second Epistle to Timothy. With Grammar, Notes and Glossary. Oxford. Clarendon Press. 4 Sh. 6 d.

38. **Heiderich** A. Einführung in das Studium der gotischen Sprache. Zehn praktische Lektionen. München, Ackermann. 1 M.

39. **Kock** A. Zur gotischen Lautlehre. KZ. 36, 571—83.

1. Zur Frage nach dem Wechsel zwischen stimmlosen und stimmhaften Fricativae. Verteidigt die in HZ. 25, 226 ff. ausgesprochene Ansicht, sieht jedoch in den Formen mit stimmhaften Spiranten keine alten Formen mehr, sondern junge auf ital. Boden entstandene Dialektformen. Beispiele dafür, dass der Wechsel *d* : *þ*, *b* : *f* im wesentlichen auf der Akzentuierung beruht: 1) wenn *gibid* lautgesetzl. *d* hat, kann auch *d* in *haubid* nicht bloss graphisch sein. 2) Hench hat konstatiert, dass in den Verbalformen *d* nach langem Vokal oder Diphthong häufiger ist als nach kurzem. Dazu stimmt das Vorkommen des Nominativausgangs *-ds*. 3) Ebenso steht es in der 1. 3. Sg. Prät. und in der 2. Sg. Imperat. 4) Dass der Übergang *þ* : *d* sich häufiger beim Verb als beim Nomen findet, beruht auf der vorwiegenden relativen Akzentlosigkeit der Verbalformen im Satzzusammenhang, vgl. z. B. das moderne Schwedisch. Unklar ist der Wechsel *s* : *z*.

2. Der Wechsel *-rs* : *-r* im Nom. Sg. Gegen Hirt PBrB. 23. 329 f. Die ältesten nord. Runeninschriften sprechen dagegen, dass das Got. in der Behandlung des *-s* die idg. Akzentuation widerspiegle. Da sich die verschiedene Behandlung des *-s* aufs Got. be-

schränkt, muss sie aus dem Got. erklärt werden. Nach Kock ist der Wechsel nicht lange vor Wulfila durch die gotische Akzentuierung hervorgerufen worden. In vorwulfil. Zeit endigte der Nom. Sg. überall auf *-z*; daraus entstand *-rs* in Silben mit Fortis (Hauptton), *-r* in Silben ohne Fortis (also in Silben mit Infortis oder Semifortis). Also *hors*, *gáurs*, *akrs*, *figgrs*, *fadrs* : *unsar*, *ƕaþar*, *anþar* usw. Auch *stiur* hierher, da *iu* unechter Diphthong ist, der sehr leicht zweisilbig gesprochen wird. In *frumabaur* ist *-r* nach Semifortis entstanden. Auch *wair* muss aus der Komp. erklärt werden. Vgl. das fürs älteste Isländische bestehende Lautgesetz, wonach *-nr* (aus *-nR*) nach kurzem Fortisvokal bleibt, nach Infortis- oder Semifortisvokal zu *nn* wird.

Hinweis auf Arkiv N. F. 2 (1889), 26 Anm.: Wenn *ki* [*kj*] auf *ē* folgte, neigte dies zu *ī*. Hirt PBrB. 21, 159 f. hat nicht auf den Einfluss des Konsonanten geachtet.

40. **Luft** W. Wulfila oder Ulfila? KZ. 36, 257—64.

Der Kosename ist die Abkürzung eines Vollnamens, der als 2. Glied *wulfa-* gehabt hat. Hier erscheint, wie schon Fick gesehn hat, für *-wu-* ein blosses *-u-*. Folglich ist die lautgesetzliche Form *Ulfila*.

41. **Ehrismann** G. *hiri*. ZZ. 31, 384.

Vor Luft und Mikkola hat schon der Verf. $ē^2$ auf *i̯ē* zurückzuführen versucht, vgl. Literaturbl. 1895 Sp. 217 ff. — *hḗ²rī* = *hē²r* + *ī* (Adv. *hē²r* + Partikel *ī*) wird bei nachdrücklicher Betonung des 2. Elements zu *hĕ²rī* und dies zu *hiri*.

42. **Pipping** H. Über den got. Dat. Pl. *nahtam*. PBrB. 24, 534—36.

Das adverbiale *nahtam* nach *dagam*. Ob der substantivische Dat. Pl. ebenso geheissen habe, ist unsicher. Vgl. adverbial ahd. *nahtes* neben *naht*.

43. **Kauffmann** Fr. Ein gotischer Göttername? ZZ. 31, 138.

Gegen Müllenhoff HZ. 23, 43 ff. *hore* steht für *hōre* = *honore*.

44. **Jellinek** M. H. Zu Wulfila Luc. 1, 10. ZZ. 31, 138 f.

Gegen Warnatsch ZZ. 30, 247. *beidandans* übersetzt προcδεχόμενον verschiedener Hss.

45. **Kauffmann** Fr. Beiträge zur Quellenkritik der got. Bibelübersetzung. ZZ. 31, 178—94.

3. Das got. Matthäusevangelium und die Itala. Es ist durchaus unwahrscheinlich, dass Wulfila neben seinem griechischen Kodex eine oder mehrere lateinische Hss. bei der Übersetzung zu Rate gezogen habe.

4. Die griech. Vorlage des got. Johannesevangeliums. Die Hss. EFGHSUV und die Bibelzitate des Chrysostomos beweisen, dass für das Johannesevangelium den Goten keine andere Textrezension vorgelegen haben kann wie für das Matthäusevangelium.

46. **Erbiceanu** C. Ulfila, viaţa şi doctrina luĭ etc. Bukarest (S.-A. aus Biserica Ortodoxă Romȃna).

Behandelt hauptsächlich die Geschichte des Christentums im trajanischen und aurelianischen Dakien. Bis zum Ende des 3. Jhs. n. Chr. sassen am linken Donauufer weder Slaven noch Hunnen. Erst Anfang des 4. Jhts. kamen hier die Goten an, welche von den dortigen römischen Kolonisten, teilweise durch Vermittlung ihrer unterwegs gefangenen phrygischen und kappadokischen Sklaven, das Christentum annahmen. Wiedergabe griechischer Berichte über

die Goten, Ulfila und die Donauländer (nach L. I. Jacimirskij's Bericht in Niederle's Věstn. 4, 467).

47. **Braun** W. Die Mailänder Blätter der Skeireins. ZZ. 31, 429—51.

Die zahlreichen Verbesserungen rühren z. T. von einer zweiten Hand her. Für *galvatjandin* I c ist *galvotjandin* zu lesen.

48. **Möller** H. Zum got. Epigramm. HZ. Anz. 43, 103 f.

Gegen Luft HZ. Anz. 41, 392.

49. **Kauffmann** Fr. Zur deutschen Altertumskunde aus Anlass des sogen. Opus imperfectum. ZZ. 31, 451—63.

1. Das Königstum. (Germanische Anschauung vom Königtum zeigt sich im Op imp.)

50. **Braun** Th. Razyskanija v oblasti Goto-slavianskich otnošenij (Untersuchungen auf dem Gebiete der gotisch-slavischen Beziehungen). I. Die Goten und ihre Nachbarn vor dem 5. Jh. Erste Periode: Die Goten an der Weichsel. Mit 2 Karten. Sbornik otd. russk. jaz. Akad. 64 N. 12. Auch als S.-A. (S. Petersburg, Akademie). XX, 392 S.

Die geographische Lage. Die Westnachbarn der Goten. Die Südwestnachbarn. Sarmatien. Exkurs 1. Ethnologie des Karpathengebietes vor der Ankunft der Slaven. Wann und woher kamen die Goten in die Weichselebene? 2 Das Motiv des skandinavischen Urstammes und anderer Urgermanen. Die Weneden am baltischen Meer. Einfluss der slavisch-baltischen Sprachen auf die wandalischen. Schluss. — Anz. von Sobolevskij Niederle's Věstn. 4, 22—23, Niederle ebd. 23—28, Brückner AslPh. 22, 237 ff., Veselovskij Izv. II. otd. Akad. 5, 1—35, Kulakovskij Čtenija v Istor. Obšč. Nestora lět. 14, 47—51.

W. Str.

C. Nordgermanisch.

a. Allgemeines. — Altnordisch (altisländisch, färöisch).

1. **Jensen** O. S. Bibliografi for 1897. Arkiv f. nord. fil. 15, 278—319.

2. **Jónsson** F. Island (Sprog og Litteratur). Salmonsens Konversationsleksikon 9. Bd.

3. **Hellquist** E. Om fornnordiska sammansättningar med kortstafvigt verb till första sammansättningsled. Arkiv f. nord. fil. 15, 230—39.

Vgl. Falk Ark. 4, 361 ff. An. *bardagi* (und *barátta, -smíđ, -vidri*), *spurdagi, svardagi, skildagi* haben als erstes Glied urspr. Präsensstammen *bari-, spuri-, svari-, skili-* aus den kurzsilbigen *ja*-Verba *berja, spyrja, sverja, skilja*. Desgleichen wahrscheinlich auch Zusammensetzungen mit *hrak-* (vgl. Falk Arkiv 13, 203) zu *hrekja*, und isl. *skapker* (Schöpfkrug) zu **skepja* (ahd. *schepfen*); *samsmadr, tamsvǫndr* zu *semja, temja* (vgl. neuschwed. *spörsmål spörja*); *hrunhenda*, schon von Noreen mit *hrynja* (vgl. *hrýnjandi háttr*) in Verbindung gesetzt. Exkurs: Om uppkomsten af några svenska ord med betydelsen "stryk" *o. d.* (S. 236—39). Belegstellen für die folgenden Wörter: *badd* zu *badda, bas* zu *basa, bask* zu *baska* (aus *basa* od. = d. *batschen*), *dalj* zu *dalja* (vgl. nhd. dial. *dalgen*, litt. *sudalžti*), *dask* zu *daska, däng* zu *dänga, klå* zu *klå, pisk* zu *piska, smisk* zu *smiska, smörj* zu *smörja, stryk* zu *stryka, hy(d)* zu *hy(d)a*.

4. **Kock** A. Studier över fornnordisk vokalisation. Arkiv f. nord. filol. 15, 323—360.

Inhalt: I. Behandlingen av *u* vid nasalförlust med ersättningsförlängning (S. 323—36). II. Behandlingen av *i* vid nasalförlust med ersättningsförlängning. Exkurs. Behandlingen av ljudförbindelsen *mf* (S. 336—47). III. Till frågan om inflytande av *R* på föregående vokal (S. 347—58). In Bezug auf die zwei ersten Abschnitte vgl. die abweichende Auffassung Noreens Aisl. Gr.[2] § 82—83 und Aschwed. Gr. § 83—84. Als Resultat seiner Untersuchungen gibt der Verf. S. 359 an: 1) In Fortis-Silben wird bei Verlust des folgenden Nasals und Ersatzverlängerung *u* zu *ū*, wenn nicht in der folgenden Silbe *a* mit infortis steht, in welchem Falle das *u* zu *ō* wird: **funsR* zu isl. *fūss*, **únwitr* zu isl. *ūvitr*, **wunsk* zu altschw. *ūsk*, dagegen **wunskaR* zu altschw. *ōska*, isl. *ōskar*. 2) In relativ unakzentuierter Silbe wird *u* + Nasal zu *ō*: **framfunsR* zu altschw. *framfōs*, **unwítr* zu isl. *ōvitr*. 3. Dasselbe trifft auch für *i* und *ī* in gleicher Stellung zu: **InuzaiRaR* zu **Īnwāʀ* zu isl. *Īvarr*, **sínwalR* zu isl. *sīvalr*, aber **min(n)la* (Nom. Sg. und Gen.-Plur.) zu isl. *mēla*. — **línript* zu isl. *līript*. — 4. Dagegen in relativ unakzentuierter Silbe: *i* (*ī*) + Nasal zu *ē* (altschw. *æ̅*), z. B. **sinwíntr* zu altschw. *sæ̅vinter*. **līnrípt* zu isl. *lērept*, altschw. *læ̅ript*. — 5) In Fortis-Silben bleibt *u* vor *R* (Wörter wie *kør*, Wahl usw. haben gewöhnlich *a*-Umlaut), wird aber in Infortis-Silben zu *o*: **tuRkannidaR* zu isl. *torkendr*. — 6) In Fortis-Silben bleibt auch *i* vor *R* (z. B. altgutn. *ir*="*est*"), wird aber in Infortis-Silben zu *e*: Dat. Sg. *miR* zu *meR* (Opedal), isl. *mēr*. — 7) *R*-Umlaut von *a* kann nicht eintreten, wenn in der nächsten Silbe ein *a* folgt. — 8) Die Lautverbindung *mf* (+ Konsonant) wird zu *f*, in den übrigen Fällen bleibt das *mf* vorläufig, entwickelt sich aber später zu *mm*.

5. **Åkerblom** A. Bidrag till tolkningen af skaldekvad. Arkiv f. nord. fil. 15, 269—74.

Beiträge zur Erklärung von *Haustlǫng* 14, 1—4 (*Wisén*), *Háleygja-tal* 15 (*Wisén*), *Hǫfudlausn* 5, 1—4 (*Wisén*).

6. **Bugge** S. Det oldislandske elliptiske Udtryk *sólsetra*, *sólsetrum*. Ark. f. nord. fil. 16, 200—202.

Die Ausdrücke *milli sólsetra* und *með sólsetrum* sind von Möbius richtig mit "zwischen Sonnen (Auf- und) Niedergang" wiedergegeben. Im Sing. findet man im Altnord. *sólarsetr*, niemals *sólsetr*. Es ist also wahrscheinlich, dass diese Formen aus einer Zeit stammen, wo man im Germanischen noch den alten elliptischen Dualis bewahrt hatte, und das altnord. *doegr* aus einer mit dem altind. *ahanī* (Tag und Nacht) parallelen Dualisform hervorgegangen ist.

7. **Friðriksson** H. K. Vǫlundarkviða 8, 1—2. Arkiv f. nord. filol. 16, 95—96.

Das Wort *vegreygr* ist bekanntlich als *veþreygr* zu lesen. Die Bedeutung des Wortes ist bisher noch nicht richtig aufgefasst worden; man darf es am besten als "*veðurbarinn*, *veðurtekinn*, oder *tekinn til augnanna*" übersetzen.

8. **Jónsson** J. Á við og dreif. Smá athugasemdir við fornan kveðskap. Arkiv f. nord. filol. 15, 376—90.

Enthält Deutungen verschiedener isl. Skaldenverse 1) *Jómsvíkingadrápa Biarna biskups*, 2) *Gísla saga Súrssonar*, 3) *Kormáks-saga*.

9. **Magnússon** E. Vilmǫgum or vílmǫgum? Arkiv f. nord. fil. 15, 319—320.

Gegen F. Jónsson Ark. f. nord. fil. N. F. 10, 197. Die Lesart *vilmǫgum*, *Hǫvamǫl* 133, 10—12 ist zu behalten.

10. **Thorkelsson** J. Bemærkninger til adskillige Oldtidsdigte. Arkiv f. nord. fil. 15, 219—230.

Inhalt: Bemerkungen zu I. Snorri Sturluson, Háttatal. II. Rekstefja. III. Vellekla. V. Bjarkamál en fornu. VI. Eiríksdrápa. VII. Jómsvíkingadrápa. VIII. Geisli.

11. **Jakobsen** J. Færöske Folkesagn og Æventyr, udg. for Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur. 2. H. S. 161—320. Kopenhagen Gyldendal. 8vo. 4,00 Kr.

12. **Smásangir** og Sálmar givnir út av Föroyinga-felag in Keypmannahavn. Kopenhagen. 8vo. 2, 154 S.

b) Runeninschriften.

13. **Burg** Fr. Held Vilin. Arkiv f. nord. filol. 16, 135—146.

"Das *uilinisþat* der Röker Runeninschrift ist, wie üblich, zu trennen: *uilin is þat*, bedeutet aber weiter nichts als "Vexierschrift ist das", oder, wie der Isländer sagt, *villuletur er þat*. *uilin*, mit langem *l* zu sprechen, Nom. Sing. Fem., hiesse bibelgotisch **wilþeins*, das ein regelrecht zu **wilþjan*, anord. *villa* "irreführen", gebildetes nomen actionis wäre. Seine Grundbedeutung ist also "Irreführung", "Vexierung"."

14. **Friesen** O. von. Till tolkningen af Tune-stenen. Ark. f. nord. fil. 16, 191—200.

Das *wita*[*n*]*da-h*(*a*)*laiban* der Inschrift erklärt der Verf. als "den som sörger för, anvisar, gifver (någon hans) tröd (uppehälle)"= "husbonde". Das Wort ist in derselben Weise wie *slengvan*(*d*)*baugi*, *sveiflan*(*d*)-*kiapti* gebildet. Für die Bedeutung vgl. ags. *hlāford* (lord, master, husband). Bemerkungen gegen Falk PBB. 14, 42 ff. Der Verf. hegt keinen Zweifel, in derartigen Bildungen Beispiele der alten idg. Komposition *bharad-vājas* zu sehen.

15. **Wadstein** E. Runinskriften på Forsaringen. Vårt äldsta lagstadgande. (=Skrifter, utg. af Kgl. Humanist. Vetensk. Samf. i Upsala 6, 3.) Upsala. 8vo. 20 S.

c. Schwedisch.

16. **Flygare** N. Än en gång det nyfunna fragmentet av Södermannalagen. Arkiv f. nord. filol. 15, 390—400.

Diplomatischer Abdruck mit Variantenverzeichnis.

17. **Pleijel** H. En bild af svenska bibelspråkets utveckling. Samling af numera föråldrade eller annars egendomliga ord och uttryck i de kända delarna af Nya testamentet på fornsvenska. Stockholm (Lund, Gleerup). II, 80 S. 8vo. 0,80 Kr.

18. **Pleijel** H. Om Nya testamentet på fornsvenska. Stockholm (Lund, Gleerup). II, 23 S. 8⁰. 0,20 Kr.

19. **Söderbergh** H. Några ord om svenskt riksspråk. Pedagogisk Tidskr. 1899 S. 130—35.

Bemerkungen zu Fr. Wulff "Svenska rim och svensk uttal".

20. **Saxen** R. Några språkliga fornminnen. Finskt Museum 1899 S. 6–9. 60–62.

21. **Åkerblom** A. Till öfvergången fsv. *ŏ* > *y*. nsv. *ā*. Arkiv f. nord. fil. 15, 246–255.

Auf Grund der Berichte der älteren schwedischen Grammatiker muss man annehmen, dass altschwed. *ŏ* vor *r*, *l*, *n* — *dh*, *gh*, *v*, *s* unter Einfluss dieser Konsonanten auch in der Reichssprache die alte offene Aussprache lange bewahrten, dieselbe Aussprache, die wir noch in der zweiten Hälfte des 17. und in dem Beginne des 18. Jahrhunderts bei dem aus *ō* in solchen Verbindungen entstandenen *ŏ* vorfinden.

22. **Noreen** A. Inledning till modersmålets formlära. Grundlinier till föreläsningar. Upsala Almqvist & Wiksell. 15 S. 8vo.

23. **Kræmer** R. von. Om trestafviga ords användning i vers. Pedagogisk Tidskrift 1899 S. 235—298, 365—449.

24. **Ordbok** öfver svenska språket, utgifven af Svenska Akademien. H. 12–13. Anmana — Ansikte, Baldrian — Barhufvud. Lund, Gleerup. 4to. à 1,50 Kr.

25. **Brate** E. *Gubbe* ock *gumma*. Ark. f. nord. fil. 16, 162–172.

Das neuschwed. *gubbe* ist, wie schon von Norelius (Ark. 1, 220) angenommen, aus *goþer bonde* entstanden. Dementsprechend ist auch *gosse* aus *goþer son* und *gumma* aus *goþ moþer* zu erklären.

26. **Brate** E. Medelpad. Ark. f. nord. fil. 16, 172—177.

Der schwedische Ortsname *Medelpad*, altschw. *Mæþalpaþa*, ist wahrscheinlich aus einer Verbindung wie *mæþal ok up at ā* hervorgegangen.

27. **Hjelmqvist** Th. *Gös* såsom förklenande personbeteckning i svenskan. Ark. f. nord. fil. 16, 177—191.

Das schwedische Wort *gös* (ein dummer Tölpel) ist urspr. aus *gös*, pl. *gösar* entstanden, das in der Bergbau-Terminologie gebraucht wird und durch französ. *gueuse* aus dem deutschen *Guss*, 'der im Stückofen geschmolzne Eisenklumpen'. Das Wort hatte also urspr. einen ähnlichen Sinn wie schwed. *klump*, *kluns*, wurde aber später mit dem gleichlautenden Fischnamen *gös* (Lucioperca) vermischt.

28. **Kock** A. Några svenska etymologier. Nyare Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 15, 8. Stockholm 1899 (ɔ: 1898). 8vo. 31 S.

Inhalt: *Blåkula*, *blåkulla*; *evinnerlig*; *faddra*; *gossflygga*; *gubbe*; *kurra-gömma*; *lemna*, *remna*; *maske-seck*; fsv. *nī* 'nej'; *redhampne*; *rist*; *skorsten*, *påskeskår* (*påskeskor*); *slicke-pott*; *viþa* (*undirviþa*, *aldinviþa*); *væuildræt*; *örngått*.

29. **Nordlander** J. Jämtländska ortnamn. Tolkade. Nyare Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 15, 2. Stockholm. 8vo. 28 S.

30. **Tamm** Fr. Anmärkningar till "Valda stycken af svenska författare 1526—1732", utg. af Ad. Noreen och E. Meyer, Uppsala 1893. Arkiv f. nord. filol. 16, 146—162.

Enthält zahlreiche Zusätze und Berichtigungen zum Glossar der schwedischen Anthologie, hrsg. von Noreen und Meyer.

31. **Tamm** F. Om avledningsändelser hos svenska adjektiv, deras historia och nutida förekomst. (Skrifter utg. af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala 6, 8). Upsala Akad. bokh. 1899. 69 S. 8vo. 1,15 Kr.

32. **Tamm** F. Om ändelser hos adverb och arkaiskt bildade prepositionsuttryck i svenskan. (Skrifter utg. af K. Humanistiska Vetenskapsamfundet i Upsala 6, 9). Upsala Akad. bokh. 8vo. 41 S. 0,65 Kr.

33. **Berg** R. G. Årets valspråk. Nord. Tidskr. utg. af Letterstedtska fören. 1899 S. 609—627.

Nach Bemerkungen über die Ausdrücke 'slang', 'argot', 'jargon' u. dgl. gibt der Verf. Beiträge aus der heutigen schwedischen '*Wahlsprache*', besonders wie sie in den Zeitungen hervortritt.

34. **Cederschiöld** G. Undersökning af folkspråk och folktraditioner i Göteborgs och Bohus län under året 1897. Bidrag till kännedom om Göteborgs och Bohusläns fornminnen och historia. 1899. 25. h. (VI. 4.) S. 259—274.

Bericht über die Untersuchung der Volkssprache und -Traditionen in Göteborg- und Bohus-Län, die im Jahre 1897 unternommen wurde. Als Sprachproben wird eine Reihe von Volkssagen mitgeteilt.

35. **Erdmann** A. Redogörelse för undersökningen af Upplands folkmål under år 1898. Upplands fornminnesförenings tidskrift 20, 127—137.

Bericht über die im Jahre 1898 unternommene Untersuchung der Volkssprache in Uppland.

36. **Spår** af värmländskt inflytande i Tegnèrs språk. (Von L. Z.). Pedagogisk Tidskr. 1899 S. 74—85.

Spuren von Einfluss der wärmländischen Dialekte auf die Sprache Tegnèrs (Wärmlandismen) begegnet man besonders in seinen älteren Dichtungen.

d. Norwegisch.

37. **Aasen** J. Norsk Grammatik. 2. Oplag af omarbejdet Udgave af "Det norske Folkesprogs Grammatik". Kristiania Cammermeyer. 1899. XVIII, 391 S. 8vo. 4,50 Kr.

38. **Falk** Hj. & **Torp** A. Dansk-norskens syntax i historisk fremstilling. 1.—3. Heft. Kristiania Aschehoug. 48 S. 8vo. à 0,75 Kr.

39. **Steffen** R. Norske stev. Samlade og utgivna. Nyare Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 15, 1. Stockholm. 8vo. 205 S.

40. **Sproget** paa vore Prædikestole og ved vore Altere. Luthersk Kirketidende 25, 297—9. 401—4; 26, 1—8.

41. **Aall** A. Det norske filosofiske Sprog. (Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger 1899 No. 2.) Kristiania Dybvad. 8vo. 15 S. 0,25 Kr.

42. **Koht** H. Framande folkenamn paa norsk. Syn og Segn. 5. aarg. Oslo 1899 S. 7—22.

Über die Bildung der Völkernamen im Norwegischen.

43. **Aasen** F. Prøver af Landsmaalet i Norge. 2. Udgave. Med et Tillæg af Dr. Amund B. Larsen. Kristiania Cammermeyer. 4 u. 136 u. 35 S. 8vo. 2,00 Kr.

44. **Falk** Hj. Landsmålets betingelser som skriftsprog. Ringeren 2, 70—93.

Unter welchen Bedingungen wird das norwegische "Landsmål" Schriftsprache werden können?

45. **Hægstad** M. Upphavet til det norske folkemaal. Syn og Segn. 5. aarg. Oslo. S. 257—271.

Über den Ursprung der norwegischen Volkssprache.

46. **Hægstad** M. Gamalt trøndermaal. Upplysningar um maalet i Trøndelag fyrr 1350 og ei utgreiding um vokalverket. (Videnskabsselskabets Skrifter II. Hist.-filos. Kl. 1899 No. 3. Udgivet for H. O. Benneckes Fond.) Kristiania Dybvad. 8vo. 4, 98 S. 2,40 Kr.

47. **Belsheim** J. Ivar Aasen. Folkevennen 47, 5—16, 65—75, 129—141.

e. Dänisch.

48. **Blandinger**. I—X. — Dania 6, 111—115, 184—188, 228—235.

Enthält u. a. I. Pröve paa en dansk skolelydskrift von O. Jespersen (S. 111—13). — VII. K. Nyrop: Kantusse (S. 228—30). — VIII. J. M. Jensen: Lidt mere om dekorerede fornavne o. dsl. (S. 230—33, vgl. Dania 2, 289; 3, 42). — X. H. Schuchardt: Dansks indflydelse paa tysk (S. 235).

49. **Dahlerup** V. Hovedpunkter i det danske Sprogs Historie. (Grundrids ved folkelig Universitetsundervising. Nr. 1.) Udgivet af Universitetsudvalget. Kopenhagen Erslev. 16 S. 8vo. 0,20 Kr.

50. **Kalkar** O. Ordbog til det ældre danske Sprog (1300—1700). Trykt paa Carlsbergfondets Bekostning ifölge Foranledning af Universitets-Jubilæets danske Samfund. 28—29 H. (Probere—Råd.) Kopenhagen Gad. 8vo. à 2 Kr.

51. **Brandes** G. Danskheden i Sønderjylland. Kopenhagen Nord. Forlag. 32 S. 8vo. 0,50 Kr.

52. **Jespersen** O. Er dansk virkelig saa grimt? Dania 6, 77—91.

Sammlung einiger Urteile verschiedener Schriftsteller über die dänische Sprache nebst Bemerkungen zu K. Nyrop Fremmede Domme om Dansk (Dania 4, 1897, S. 247) und zu Vising Om språkskönhet (Göteborgs högskolas årsskrift 1897, 9).

53. **Brix** H. Om stavelserimet i dansk. II. Dania 6, 30—76.

Vgl. Idg. Anz. 11, 217.

54. **Jessen** E. Tilföielser og Berigtigelser til dansk etymologisk Ordbog. Nord. Tidsskr. f. Filol. 3. R. 8, 31—41.

Zusätze und Berichtigungen zu dem von Verf. im Jahre 1893 herausgegebenen etymologischen Wörterbuche der dänischen Sprache.

55. **Sørensen** A. Dansk Rim-Ordbog. Udgivet med Understøttelse af Ministeriet f. Kirke- og Undervisningvœsenet. 1.—7. Hefte. Kopenhagen Gad. 48 S. 8vo. à 0,80 Kr.

56. **Kock** A. Om prepositionen *iblandt*. Arkiv f. nord. fil. 15, 321—22.

Die dänische Präp. *iblandt, blandt* (schwed. *ibland, bland*, isl. *i bland*) ist aus einem älteren **i bland at* entwickelt, vgl. *medens* aus *mæþan es*.

57. **Lauridsen** P. Den gamle danske Landsby. Aarbog for dansk Kulturhistorie 1899, S. 76—185.

Der erste Abschnitt dieser Abhandlung enthält u. a. Untersuchungen über die Bildung der dänischen Dorfnamen.

58. **Dansk Navneskik.** Betœnkning afgiven af den af Justitsministeriet den 4. Maj 1898 nedsatte Kommission ved F. Nielsen, A. Olrik, J. C. H. R. Steenstrup. Kopenhagen Gad. 170 S. 8vo. 1 Kr.

59. **Jensen** J. M. Et Vendelbomåls Lyd- og Formlære. Udgivet af Universitets-Jubilæets danske Samfund. 2. H. Kopenhagen Gad. 8vo. 2 Kr.

60. **Feilberg** H. F. Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål. Udgivet af Universitets-Jubilæets danske Samfund. 17. Hefte. (Lettroende-Lurendrejer.). Kopenhagen Gad. 8vo. 2 Kr.

f. Altertumskunde und Mythologie (inkl. Folklore).

61. **Müller** S. Notice sur les fouilles faites pour le Musée National de Copenhague, pendant les années 1893—96, traduite par Eug. Beauvois. Mém. de la soc. roy. des antiquaires du Nord. 1899, S. 229—296.

62. **Olsson** P. Minnen från Herjeådalens forntid. Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10, 205—215.

63. **Foreningen** til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring. Aarsberetning for 1898. Kristiania. XX, 166 S. 8vo.

Enthält u. a. Archäologische Untersuchungen in Nordlands Amt 1897 von O. Nicolaissen (S. 1—10). Altertümer aus Søndhordland, von B. E. Bendixen (S. 16—61). Berichte über Ausgrabungen 1898, von N. Nicolaysen (S. 62—66). Verzeichnis der im Jahre 1898 zu den öffentlichen Sammlungen eingelieferten Altertümer (S. 67—142).

64. **Ett märkligt** bronsåldersfynd. Af A. H-n. Finskt Museum 1899. S. 1—3.

65. **Almgren** O. Ur Herjeådalens folktro. I. En sen kvarlefva af en forntida tro. II. Tvänne folksägner från Funäsdalen. Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10, 229—236.

66. **Bugge** S. Mythiske Sagn om Halvdan Svarte og Harald Haarfagre. Arkiv f. nord. fil. 16, 1—37.

67. **Jónsson** F. Sagnet om Harald hårfagre som "Dovrefostre". Arkiv f. nord. filol. 15, 262—67.

68. **Jónsson** J. *Liserus—Beów*. Arkiv f. nord. fil. 15, 255—261.

I. *Liserus = Lýsir = Lytir*. II. *Beaw—Beów = Bjarr - Bjarki*. (Der Aufsatz ist in isländischer Sprache geschrieben.)

69. **Klockhoff** O. Folkvisan om konung Didrik och hans kämpar. Arkiv f. nord. filol. 16, 37—95. 103—135.

70. **Modin** E. Öfvertro om de döde i Herjedalen. Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10, 312—19.

71. **Olrik** A. Danske Ridderviser. Efter Forarbejder af Sv. Grundtvig. Trykt og udgivet paa Carlsbergfondens Bekostning. 2. Bd. 1. H. Kopenhagen Wroblewski. 128 S. 8vo. 2 Kr.

72. **Wigström** E. Varsel och förebud. Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10, 320—28.

73. **Wigström** E. Folktro og sägner. S. 85—212. Nyare Bidrag till Kännedom om de svenska landsmålen. 65. h. (=Bd. 8. 3.) Stockholm. 8vo.

Kopenhagen. D. Andersen.

D. Westgermanisch.

Englisch.

1. **Bierbaum** F. J. History of the English language and literature from the earliest times until the present day, including the American literature. 4. ed. School-Ed. With 24 portr. Leipzig Rossberg. VI, 189 S. Geb. in Leinw. 2,60 M.

2. **Kaluza** Max. Historische Grammatik der englischen Sprache. 1. Tl. Geschichte der engl. Sprache. Grundzüge der Phonetik. Laut- u. Formenlehre des Altenglischen. Berlin E. Felber. XVI u. 300 S. 6 M.

3. **Kluge** F. Geschichte der englischen Sprache. Mit Beiträgen v. D. Behrens u. E. Einenkel. 2. Aufl. (Aus: "Pauls Grundr. der german. Philologie, 2. Aufl.") Strassburg Trübner. IV u. S. 925 —1166. 5,50 M.

4. **Chadwick** H. M. Studies in old English. Transactions of the Cambridge Philol. Soc. IV 2. London Clay. 6 s.

5. **Schröder** E. Steigerung und Häufung der Allitteration in der westgermanischen Dichtung. ZfdA. 43, 361—385.

Behandelt die Anwendung allitterierender Nominalkomposita in der ags. Dichtung und im Heliand. (Die ahd. Alliterationspoesie weist kein Beispiel dafür auf). Es bestand im Ganzen eine Abneigung dagegen. Die Ergebnisse der Untersuchung sind: 1) Alliterierende Nominalkomposita finden nur im ersten Halbvers Verwendung, mit Ausnahme der Adjektiva mit *un-* und auf *-lic*. 2) Es tritt ihnen bei guten Dichtern nur vereinzelt eine dritte Haupthebung zur Seite. 3) Weit vorwiegend sind diese Komposita die alleinigen Träger des Stabreimes. Sie sind in der Mehrzahl der Fälle Momentbildungen.

Grammatik.

6. **Bülbring** K. D. Zur alt- und mittelenglischen Grammatik. Engl. Studien 27, 73—89.

1. Zur Entstehung von ae. *feččan* und me. *fočče*. Urenglisch **fetjan* ist, durch Palatalierung (Mouillierung) des *t* zu *ţ* und daran anschliessenden Übergang von *j* zu *ś*, zu *feččan* geworden. Durch das *j* ist auch die Dehnung des *t* zu erklären, die von der urwestgerm. Konsonantendehnung zeitlich zu trennen ist. Zwischen *t* und *j* stand bei **fetjan* urspr. noch ein Vokal. Die Weiterentwicklung von *feţţjan* kann erst eingetreten sein, als in Worten wie **seţţjan* das *j* schon verloren war, also nicht vor dem

7. Jahrhundert. Die Konsonantendehnung wiederholt sich in der ae. Form **foti(g)a* desselben Wortes, die durch **foṭṭja, -e* u. **foṭṭše* zu me. *fočče fočhče* wurde. Dass die Dehnung vor *j* sich nur in *feččan* findet, lässt sich so erklären, dass nur die Dentale *t* u. *d* von derselben betroffen wurden; das Fehlen der Dehnung bei *bewitian* kann man durch Übergang in die *o*-Klasse oder durch Anlehnung an *bewitan* erklären. Für das Me. ist zwischen den nördl. und südl. Dialekten zu scheiden. In ersteren, wo silbiges *i(g)* in Verben der *o*-Klasse schwindet, muss **fotia* bereits zu *foṭṭše* geworden sein, ehe in den anderen Verben dieser Klasse das *i* schwand. In den südl. ist *fečche* wenigstens z. T. aus früh-ae. *feččan* entstanden. Einfluss von Formen wie *streččan* u. ä. auf die Bildung von *feččan* ist nicht wahrscheinlich. 2. Über die Aussprache von ae. *čč* und *čǵ*, und Verwandtes. Aus dem Übergange von *e* in *i* in Worten wie me. *fitches*, *rychche* (aus ae. *reccan*), *wricchede* (aus *wrecca*) lässt sich schliessen, dass die palatale Aussprache *ṭṭš*, *ḍḍž* bis ins Me. hinein fortbestanden hat. 3. Über einige dorso-alveolarpräpalatale Artikulationen ursprünglicher Dentale im Alt- und Mittelenglischen. Es ist die Existenz von dorso-alveolarem oder dorso-alveolar-palatalem *þ* u. *d*, z. B. in *I (t)hink*, anzunehmen. Verschiedene Belege für palatales (mouilliertes) *r* und für palatale Nasale. Dorso-alveolare oder dorso-alveolar-palatale Artikulation des *ll*. Dorsale und mehr oder weniger palatale Artikulation ursprünglicher "Dentale". 4. Palatales (mouilliertes) *s* im Ae. Beispiele für dieses *s* (*ş*) im Anlaut. Es ist veranlasst durch das folgende *e* oder *i*.

7. **Penner** E. Entwickelung der altenglischen Tonvokale. 2. Tl. Progr. (No. 121.) Berlin Gaertner. S. 31—54. 4⁰. 1 Mk.

8. **Luick** K. Über die Entwicklung von ae. *ŭ*-, *ĭ*- und die Dehnung in offener Silbe überhaupt. Herrigs Archiv 102, 43—84; 104, 55—90.

Gegen Morsbachs und Sarrazins Ausführungen (Archiv 100, 53 ff., 267 ff. u. 101, 65 ff.).

9. **Luick** K. Über die Diphthongierung von me. *ō*, *ī* und verwandte deutsche Erscheinungen. Herrigs Archiv 103, 267—276.

I. Die von Sarrazin (Archiv 101, 81 ff.) gegebene Erklärung der Diphthongierung von me. *ū*, *ī* zu ne. [*au*, *ai*] als Folge von Abfall des End-*e* ist "nicht im stande, den Thatsachenbestand zu erklären. Gegen sie spricht 1) die Diphthongierung in isolierten einsilbigen Wörtern wie *I*, *thou*; 2) die Diphth. in zweisilbigen Wörtern, deren nachtonige Silben noch heute erhalten sind . . .; 3) das chronologische Verhältnis zwischen Diphth. und Abfall des End-*e*; 4) die Bewahrung des me. *ū* auf nordhumbrischem Boden." Me. *ū* wird vielmehr "diphthongiert, weil me. *ǭ* zu [*ū*] vorrückt", ebenso *ī*, weil *ę̄* zu [*ī*] wird. II. Die Diphthongierung des *ī* ist ein gemeinenglischer Vorgang; entgegenstehende Fälle in einzelnen Mundarten sind nur scheinbar.

10. **Bülbring** K. D. Altenglischer Palatalumlaut vor *ht*, *hs* und *hþ*. Anglia, Beiblatt X 1—12.

Der von Cosijn zur Erklärung von Formen wie *si(e)x* 'sechs', *cni(e)ht* 'Knecht' im Unterschiede von *cneohtas* 'Knechte' angenommene Palatalumlaut, den Verf. bereits früher auch fürs Nordhumbrische nachgewiesen hat, lässt sich auch für das Altmercische erweisen. Verf. führt dies im Einzelnen aus und sucht dann über-

haupt die Bedingungen des Palatalumlautes erschöpfend darzustellen. Zur Erklärung knüpft er an die von ihm in den Engl. Studien (vgl. Nr. 6) nachgewiesene mouillierte (palatale) Artikulation ursprünglicher "Dentale" im Ae. an. Diese setze ältere dorso-alveolare Artikulation der "Dentale" voraus, und letztere habe allgemeiner im Ae. gegolten, als aus den in dem erw. Aufsatze angeführten Beispielen ersichtlich sei. Verf. legt nun genauer und an einzelnen Worten dar, wie man sich den Vorgang der Palatalisation phonetisch zu denken habe.

11. **Wyld** H. C. Apparent Irregularities in English Guttural Sounds. Notes and Queries 1899, 14. Jan.

12. **Wyld** H. C. Contribution to the history of the guttural sounds in English. Transactions of the Philol. Soc. 1899—1901, 129—260.

Verf. behandelt 1. Ae. *c* (guttural u. palatal. 2. Ae. ȝ (desgl.). 3. Ae. *c*ȝ. 4. Ae. *h* (guttural u. palatal), aber alle 4 nur im In- und Auslaut. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte sind: O. E. *c*. Pronunciation, Graphical Distinction between O. E. [gutt.] *c* and *ċ* [pal.]. *c* and *ċ* in the ms. O. E. *c* and *ċ* in M. E. Distribution of *c*(*k*) and *ch* in M. E The forms in *-einte*, etc. M. E. *-ght*, etc. = O. E. *ċt*. Pronunciation of M. E. *ch*, *cch*, etc. II. O. E. ȝ. Pronunciation of O. E. ȝ and ȝ̇ and *ċ*ȝ. Graphic Distinction between ȝ, ȝ̇, *ċ*ȝ, ȝȝ. ȝ, *c*ȝ, etc. in M. E. Pronunciation of M. E. *g*, ȝ. Distribution of fronted and unfronted *ċ*ȝ in M. E. III. *H* in O. E. Pronunciation of *h* in O. E. *H* in M. E. IV. Word-lists (S. 160—246). Daran schliesst sich: "A proposed Explanation of many apparent Anomalies in the Development of O. E. *-ċ*, *-ċ*ȝ, -ȝ, and *-h*". Verf. sucht hier Erscheinungen zu erklären, wie ne. *seek* = ae. *seċean*, ne. Dial. *brig* = ae. *bryċ*ȝ, desgl. *hag*, *to lig* = ae *ha*ȝ*u*, *liċ*ȝ*an*, ne. *hock* = ae. *hóh*, und stellt folgendes Gesetz auf: ae. *c* + *f*, *s*, *þ*, *w*, *l* etc. = *k*, ae. *ċ*ȝ + dieselben Laute = *k*. *g*, ae. ȝ + dieselben Laute = *kg*, ae. *h* + dieselben Laute = *k*. "That is to say, that before an Open Consonant O. E. *ċ* and *ċ*ȝ are unfronted, and that in the same position O. E. ȝ and *h* are stopped". Dies Gesetz findet auch Anwendung bei Zusammensetzungen, vgl. *hae*ȝ*þorn* = ne. *hawthorn*, dial. *hagthorn*. Im folgenden Abschnitte "Date of above Changes" sucht Verf. diese Veränderungen zeitlich zu bestimmen und geht auf einzelne Fälle ein. Es folgen "Notes on some Doubtful or Difficult Words". Behandelt wird ne. *brittle*, *to lig*, *elk*. Den Schluss bildet eine "List showing Distribution of Sixty-three Words in the Modern Dialects", an deren Ende Verf. noch ein Verzeichnis der hauptsächlichsten ne. "anomalous words" mit *k* und *g* anschliesst.

13. **Mc Knight** G. H. Initial *h-* in Middle English. Anglia 21, 300—311.

Verf untersucht das häufige Auftreten von etymologisch unberechtigtem anl. *h* im Me. und das Fehlen von etymol. berechtigtem anl. *h* und kommt zu folgendem Ergebnis. Dass *h* als etymol. Element in irgend einem Dialekt vollständig geschwunden ist, lässt sich nicht nachweisen. Die schwankende Schreibung in verschiedenen Texten lässt sich auf nachlässige Aussprachegewohnheit zurückführen und geht Hand in Hand mit schwankender Schreibung bei *s*(*g*) und *f*(*v*). *h* war im Me. ein Hauchlaut geworden, der in allen Dialekten vor *l*, *n*, *r* und in einigen vor *w* verloren ging, in einigen vielleicht auch vor Vokalen als etymol. Element. Jedenfalls war es in einigen Dialekten so unmerklich geworden, dass es unter ungünstigen Umständen verschwinden, unter

günstigen wieder auftreten konnte. Ungünstige Umstände waren Akzentverlust, Enklisis und Elision, günstige besondere Betonung, Hiatus zwischen gleichen Vokalen, Satzanfang und die Schwächung einer Silbe vor einer hochbetonten, z. B. in *hifunde*.

14. **Einenkel** E. Das Indefinitum. Anglia 21, 289—299 u. 509—520.

Fortsetzung des in Bibl. 1898 verzeichneten Aufsatzes. Das Indefinitum *oðer*. Das Indef. *sum*. Das Indef. *certain*.

15. **Grienberger** Th. v. Die angelsächsischen Runenreihen und die s. g. Hrabanischen Alphabete. Arkiv f. Nord. Filol. XV, 1—40.

Für die Beurteilung der ags. Runen und Runennamen stehen 4 britische und 3 kontinentale Fuparke zur Verfügung. Verf. gibt zunächst eine Beschreibung dieser 7 Fuparkte, dann eine Erläuterung der Namen. Darauf folgt eine Beschreibung der Handschriften, in denen sich die s. g. hrabanischen Alphabete finden, sowie eine Erläuterung der Runennamen dieser.

Wortkunde.

16. **Grieb** Ch. F. Engl. Wörterbuch. 10. Aufl. 29.—31. Lfg. Stuttgart Neff. à 0,50 M.

17. **Murray** J. A. H. New English Dictionary on historical principles. Vol. IV. *Germano-Graded*. Vol. V. *Heel-Hywe*. Ausserdem: Vol. I. Re-issue in monthly numbers at 3 s. 6 d. each: No. 1. *A-Acrious*. No. 4. *amate-aut*. London Frowde, Oxford Clarendon Press. 4⁰.

18. **Skeat** [W. W.] Notes on English Etymology. Transactions of the Philol. Soc. 1899—1901, 261—290.

Ananas: aus dem Dialekt von La Plata. — *Boatswain*: as. *bāt-swegen*. — *Bore*: isl. *bāra*. — *Brook*: deutsch *bruch*, ags. *brōc*, zu *brecan*. — *Bulk*: vgl. mitteldänisch *bulk* 'balk' in *Bulldag*: Beleg aus dem 15. Jahrh. dafür, dass der Name davon herstammt, dass die betr. Hunde die Bullen angreifen. — *Bump*: vgl. mitteldänisch *bumpe*. — *Cack*: Originalverb zu dem Frequentativum *cackle*. — *Calf* (Wade): vgl. gallolat. *Galba* 'praepinguis'. — *Cat-in-the-pan*: Beleg dafür aus Wyclif. — *Cloves*: lat. *clavus*. — *Cog* in *to cog dice*: skand. Ursprungs, vgl. schwed. *kugga* 'betrügen'. — *Collop*: vgl. aschwed. *kolhuppad* und dt. *hippe* 'Waffel'; *colhoppe* eigentl. 'that which dances on the coals'. — *Corrie*: 1. 'a circular hollow among mountains'; 2. 'kettle'. Hinweis auf die gleiche doppelte Bedeutung von *kessel* im Deutschen und auf die Verwandtschaft von gal. *coire* mit w. *pair* und *hwer*. — *Creel*: afrz. *creil*, lat. **craticulum*. — *Crumb*. Das *ū* in as. *crūma* führt auf die Etymologie von engl. dial. *creem* 'to crumble'; dies geht nämlich auf as. **crȳman* zurück. — *Cudgel*: vgl. schwed. *kugge*, woher engl. *cog*. — *Dank*: vgl. schwed. dial. *dönka*, dän. dial. *dönke*, *dynke*, also verwandt mit einem verschwundenen skand. Verbum **dinka*, **dank*, **dunkinn*. — — *Darn*: zu *gedyrnan* 'verbergen' und 'zustopfen'. — *Darnel* 'lolium temulentum': zusammengesetzt aus *dar-* und *nel(le)*. Ersteres bezieht sich, wie Verf. an verwandten Wörtern zeigt, auf die berauschende Wirkung der Pflanze, letzteres ist lat. *nigella*. — *Date* ('Dattel'): natürlich aus δάκτυλος, das jedoch selbst volksetymologisch umgestaltetes aram. *diqlā*, arab. *daqal* ist. — *Debut*: Die von Hatzfeld für falsch erklärte alte Schreibung *desbuter* für *débuter* ist richtig. Entwickelung der Bedeutungen. — *Dog*. Belege (*doggene-ford* und

doggene-berwe) aus Kemble, Cod. Dipl. VI, 231, l. 1 u. (*doggi-þorn*) aus Birch, A. S. Charters III, 113. — *Drown*: vgl. dän. *drukken*, *drukne*. — *Eager*, *eagre*: afrz. *aiguere*. — *Eyot*, *ait*: nach N. E. D. zu ags. *iggað*, *igeoð*. Die Zwischenform *ȳget* existiert aber auch; die Endung *et* ist auf afrz. (normannische) Aussprache zurückzuführen. — *Fad*: Abkürzung von *fadaise*. — *Fib*: zu ndd. *foppen*. — *Flimsy*: vgl. ostfries. *flēm*, *flīm*, und dän. dial. *flems*, *flims*. — *Flirt*: vgl. ostfries. *flirr*, *flīrt*, *flīrtje*, und ndd. *flirre*. — *Fond*: aus *fonned*, welches wiederum von *fon* 'Narr' stammt. Zu diesem gibt Verf. Entsprechungen aus anderen germ. Dialekten, die vielfach auch 'Mädchen' bedeuten. *Fond* vielleicht = 'just like a girl'. — *Frampold*: vgl. ostfries. *frante-pot*, *wrante-pot*. — *Frill*: frz. *vrille*. — *Gallop*: vgl. an. **wall-hopp* 'field-bound'. — *Game*: afrz. *gambi* (Mitteilung von Mayhew). — *Gawky*: Weiterbildung von *gawk* 'linkisch'; dies aus *gallok*, *gaulick*. *ick* und *ock* ist Suffix, *gall* entspricht frz. dial. *gôle* 'betäubt', das seinerseits aus dem Skand. stammt. — *Gewgaw*: zu altskand. **gufa*, mit Reduplikation. — *Glaive*: Beleg für afrz. *glaive* = gladius. — *Groom*: zu afrz. *gromme*, *grom*. — *Hamper*: vgl. schwed. dial. *happa*. — *Kill*: Es verhält sich zu *quell* wie *dull* zu *dwelan*; *quell* = **cwaljan*, *kill* = **cwuljan*. — *Linn*: aus dem Keltischen. — *Mandril*: wahrscheinlich *man-dril*; *drill* vielleicht zu holl. *drillen* 'drehen'. — *Mug*: vgl. fries. *mukke*. — *Mutchkin* (Flüssigkeitsmass): aus mndl. *mutseken*. — *News*: die Entstehung dieser Form ist nicht klar. Vielleicht ist ein Genetiv Sing. zu einem Nom. Plur. geworden. — *Pandours*: frz. *Pandour*, nach *Pandur*, eine ungar. Stadt — *Pay*, to pitch: vgl. nordfrz. *peier* 'to cuver as with a plaster'. — *Peep*: die eigentümliche Bedeutung dieses Wortes (= hervorgucken) erklärt sich vielleicht vom Versteckspiel der Kinder aus). — *Peter-see-me* (Wein): aus *Pedro-Ximenes*. — *Pomander*: nicht aus afrz. *pomme d'ambre*, sondern vgl. *pomum ambre* in einem Harl. Ms. des 14. Jahrh. — *Posnet*: vgl. afrz. *poçonet*. — *Punt* (beim Kartenspiel): aus span. *punto*. — *Sanap*: dasselbe wie *surnappe* 'overcloth'. — *Serif*, *seriph*, *ceriph*: vgl. ndl. *schreef*. — *Stockade*: vgl. span. *estacada*, das deutschen Ursprungs ist. — *Stook* (Garbe): vgl. ndd. *stuke*. — *Stop*: ags. Beleg dafür. — *Tankard*: vgl. schwed. *stånka*. — *Tare*: vgl. ndl. *tarwe*. Verhältnis zu *wheat* und anderen Worten ähnlicher Bedeutung. — *Terrier* (Bohrer): aus afrz. *tarière*. — *Thief in a candle*: vgl. wallon. *larron* in derselben Bedeutung. — *Tornado*: nicht von span. *tornar*, sondern von span. *tronada* 'Gewitter'. — *Vade* (to fade): vgl. mndl. *vadden*, das von afrz. *fader* stammt. — *Valance*: wohl nach *Valence* in Frankreich benannt. — *Weak*: von *to weaken*. — *Wheedle*: wahrscheinlich besser *weadle* zu schreiben, entspr. ags. *wǣdlian* 'to beg'.

19. **Hart** J. M. Schlutter's Old-English Etymologies. MLN. 14, 22—31.

Gegen Schl.s Erklärungen ae. Wortformen in MLN. 1896 u. 1898 und in Anglia XIX, 101—116. Schlutters Antwort s. MLN. 14, 317—319.

20. **Gay** L. M. Anglo-French Words in English. MLN. 14, 80—85.

Verf. untersucht, welche Worte in Sweets Oldest English Texts, die zur Zeit der normannischen Eroberung noch in Gebrauch waren, später durch anglo-französische Worte ganz oder teilweise ersetzt worden sind. 1. Die ganz verdrängten ae Worte. Verf. findet 45 und gibt ein jedes zunächst in seiner ältesten nachweisbaren Form, dann in der, die es zur Zeit der norm. Eroberung hatte, dann das frz.-engl. Ersatzwort. 2. Ae. Worte, die durch den fremden Ersatz zwar nicht verdrängt, aber doch spezialisiert, selten oder poetisch

geworden sind (28). 3. Ae Worte, die an der Seite ihrer frz.-engl. Synonymen noch im allgemeinen Gebrauche fortleben, aber doch eine von denselben mehr oder weniger verschiedene Bedeutung gewonnen haben (16).

21. **Napier** A. S. On some old english ghost-words. Journ. of germ. philol. II, 359–362.

Berichtigt einige in den Wörterbüchern spukende falsche ae. Wortformen, nämlich *toste* u. *taxe* (statt *tosca* oder *toxa*), *fornefa* (entstanden durch Missverständnis der Glosse *Pronepotum-fornefena*, wo *for nefena* zu lesen ist). Ein vermeintliches *lāc* 'medicine' ist Abkürzung für *lacnunge*, ebenso *reð* 'ferocitas' für *reðnys*; das Neutrum *gedof* der Wörterbücher existiert nicht (das *gedofu* der Glossen ist Abkürzung für *gedofunga*); statt *lautomiae = tenys* (Hpt. 513) ist zu lesen *lautomiae cweartenes*. Auf falscher Handschriftenlesung beruhen die Worte *welīc* 'wellenschlagend' (an der betr. Stelle [Hpt. 452] ist statt *in welicum* zu lesen *niwelicum*), *orwelig* 'pure, chaste' (entstanden durch die Lesung *orwelges* statt des richtigen *onwelges*) und *ced* oder *cæd* (statt *ceol*).

22. **Mead** W. E. Color in Old English Poetry. Publications of the Mod. Lang. Ass. of America 14, 169—206.

I. In der ae. Poesie finden sich verhältnismässig wenig eigentliche Farbworte. 'Blau' fehlt fast ganz. Am häufigsten findet sich 'grün', dann rot' und 'gelb'. Zusammensetzungen wie *blōdfāg*, *heofonborght* u. a. kommen Farbworten nahe. Möglicherweise entwickelte sich bei den engl. Dichtern erst durch die Berührung mit frz. Litt. mehr Sinn für die Farben. II. Sehr mannigfaltig sind dagegen im Ae. die Ausdrücke für Licht und Dunkelheit, besonders in den religiösen Dichtungen, und vielfach symbolisch zu verstehen. III. Die eigentlichen Farbworte. Verf. untersucht ihr Vorkommen nach Farbengruppen. 1. Weiss (*hwīt, blāc, blanc*, auch *fāmig* und *fāmigheals*). Alle Wörter hierfür bedeuten etwas Glänzendes. Untersuchung der einzelnen Fälle. 2. Schwarz (*blæc, sweart, sweartian*, (*ge*)*sweorcan, gesweorc, wann, salowigpād, earp*). Die Worte bezeichnen eine völlige Abwesenheit jeglichen Lichtes. Das charakteristische Wort ist *sweart*; Untersuchung im Einzelnen. 3. Grau (*grǣg, flōdgrǣg, flintgrǣg, hār, haso, blondenfeax, gamolfeax*). 'Zwischen weiss und schwarz'. Untersuchung der einzelnen Fälle. 4. Braun (*brūnfāg, brūnwann, sealobrūn, brūnecg*). 5. Rot (*rēad, rēadfāh, baso*, in zweiter Reihe *blōd, blōdig, blōdfāg, swātig*). 6. Gelb (*geolo, geolorand;* eine unbestimmte Farbe wird bezeichnet durch *fealo*). 7. Grün IV. Im Ahd. und As. sind die Farbenbezeichnungen noch spärlicher vertreten, in den celtischen und isländischen Poesien finden sich dagegen weit mehr.

23. **Padelford** Freder. Morgan. Old English musical terms. Bonner Beiträge zur Anglistik. Hrsg. v. M. Trautmann. 4. Hft. gr. 8°. Bonn, P. Hanstein. XII, 112 S. 3,20 M.

24. **Kluge** F. Orms *awwermod* (Archiv CI., 390). Herrigs Archiv 102, 351.

Nicht, wie Björkman will, mit ags. *āwyrdan* zusammenzubringen, sondern = an. **aarmódr*.

25. **Skeat** W. W., **Atkinson** E. G., **Rye** W., **Hall** A., **Stevenson** W. H., **Harrison** H., **Toynbee** P. The origine of the surname *Chaucer*. Athenaeum 1899, 1, 145 f., 210 f., 274, 338, 435, 468.

Debatte über die Frage, ob *Chaucer* = *Chaufecire* (calefactor cirae).

26. **Napier** A. S. Aengl. *ȝetæl, ȝetel* 'zahl'. PBrB. 24, 246—248.

Neben *ȝetæl* muss ein *ȝetel* bestanden haben (Belege für beide Formen), dessen Wurzelvokal, wie sich aus dem Nom. Acc. Pl. *ȝetel* ergibt, zu Älfrics Zeit lang war. Diese Länge ist nur durch Annahme einer ae. Dehnung zu erklären.

27. **Sievers** E. Ags. *hnesce*. PBrB. 24, 383.

Ist "Mischform von *hnĕsc* und **hnisce* zu einem mit got. *hnazqus* im Ablaut stehenden St. **hnĕsqu-*".

28. **Skeat** W. W. The etymology of '*noggin*'. Athenaeum 1899 2, 865.

Die Herleitung aus dem Keltischen ist zu verwerfen, da die keltischen Worte selbst aus dem Englischen stammen. Es ist vielmehr = *knoggin* und dies eine Ableitung von *knog* (Nebenform von *knag*). Das Suffix *-in* ist, wie bei *piggin*, Vertreter des Adjektiv-Suffixes *-en*, das so gebildete Adjektiv wird nun substantivisch gebraucht.

29. **Hempl** G. *Pepper, picker*, and *kipper*. Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America 14, 449—458.

Verf. sucht auf Grund einer eingehenden Behandlung der drei Worte nachzuweisen, dass *picker* (vgl. deutsch *pökel*) und *kipper* durch Dissimilation aus *pepper* entstanden sind.

30. **Björkman** E. Zur englischen Wortkunde. Herrigs Arch. 103, 347—349.

Me. *raimen, reimen, æ-reimen* ist Lehnwort aus dem Französischen, afrz. *raembre* etc. (aus lat. *redimere*).

Bearbeitungen ae. Texte.

31. **Beowulf**. IIa. Berichtigter Text m. knappem Apparat u. Wörterbuch. 2. Aufl. Germanischer Bücherschatz. Hrsg. v. Alfr. Holder. 12a. Freiburg i/B. Mohr. VIII, 189 S. 8⁰. 2,50 M.

32. **Cynewulf's** Elene. Mit e. Glossar hrsg. v. Jul. Zupitza. 4. Aufl. Berlin Weidmann. IX, 89 S. 2 M.

33. **Simons** R. Worte und Wortverbindungen in den echten Schriften Cynewulfs. Diss. Bonn. 32 S. 8⁰.

34. **Simons** Rich. Cynewulfs Wortschatz od. vollständ. Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs. (Bonner Beiträge zur Anglistik. Hrsg. v. M. Trautmann. H. 3.) Bonn Hanstein. IV, 163 S. 8⁰. 6 M.

35. **Trautmann** M. Zu Cynewulfs Runenstellen. Bonner Beiträge zur Anglistik. Hrsg. v. M. Trautmann. 2. Hft. Bonn Hanstein. 8⁰.

36. **Harris** M. A. A Glossary of the West Saxon Gospels: Latin-West Saxon and West Saxon-Latin. Yale Studies in English. Ed. by A. S. Cook. Bd. 6. Boston, New-York u. London, Lamson, Wolffe & Co. 2 Bl., 111 S. 1,50 M.

37. **Bülbring** K. D. Was lässt sich aus dem gebrauch der buchstaben *k* und c im Matthäus-Evangelium des Rushworth-Manuscripts folgern? Anglia, Beiblatt 9, 289—300.

Gibt zunächst eine Liste aller in der Rushworthglosse zum Matthäusevangelium vorkommenden Wörter und Stellen mit *k*. Aus dieser ergibt sich als wichtigste Thatsache, dass *k* in keinem Falle steht, wo in einem südhumbr. Ma. *ć* erscheinen könnte oder müsste.

Verf. führt dies weiter aus. Eine genaue Betrachtung der Fälle mit *c* ergibt dann weiter folgendes: Im Anlaut wird vor ***i, e, æ*** der *k*-Laut durch den Buchstaben *k* ausgedrückt. Vor *a, o, u, y* wird *c* für den *k*-Laut gebraucht. Im Inlaut wird vor velaren Vokalen meist *c*, vor palatalen Vok. häufiger *k* gebraucht. Auf diese Weise wird für das *c* in den zahlreichen Ableitungen auf *-līce* und noch in vielen anderen Fällen der *ć*-Laut gesichert. Im Auslaut wird für den palatalen wie für den velaren *k*-Laut *c* geschrieben (Ausnahmen nur *ēk* und *monsēk*). Aus der Thatsache, dass Farman, der Schreiber der Glosse, seinen Gebrauch des *c* und *k* im Anlaut nach dem Lateinischen geregelt hat, folgt, dass er das ae. *ć* dental sprach, d. h. ganz oder ungefähr wie ne. [*tš*].

38. **Die altenglischen Waldere-Bruchstücke.** Neu hrsg. v. F. Holthausen. Mit 4 Autotypien. Göteborgs Högskolas Årsskrift. Göteborg Zachrisson. 17 S. [Eig. Seitenzählung.]

Genauer Abdruck und autotypische Wiedergabe der Handschrift, mit Anmerkungen; dann hergestellter Text, ebenfalls mit Anmerkungen.

Friesisch.

39. **Dijkstra** W., en **Buitenrust Hettema** F. Friesch Woordenboek (Lexicon Frisicum). Afl. 7—12. Leeuwarden Meyer & Schaafsma. 8⁰. 1,20 Fl.

40. **van Helten** W. De westfriesche eigennamen *Jouke* en *Sjouke*. Tijdschr. voor ndl. taal- en letterk. 18, 192.

Aus **Gibuko* (= ahd. *Gibicho*) u. **Sibuko* (= ahd. *Sibicho*).

Niederländisch.

Grammatik.

41. **Kern** H. Nederlandsch *aar* uit ouder *ar* en *er*. Tijdschr. v. ndl. taal- en letterk. 18, 126—132.

Aus *ar* und *er* vor *d, s, t* oder *z* entstand im Niederl., z. T. schon im Mndl., *aar*. Die Fälle, in denen sich *ar* erhielt, erklärt Verf. durch urspr. Verdoppelung des folgenden Konsonanten (so bei *hard, zwart*). Das zu *aar* gedehnte *er* entspricht einem ursprünglichen (idg.) betonten *ĕr*. Vor anderen Konsonanten als *d, t, s, z* entstand aus diesem *ĕr* ndl. *ar*, während aus nicht betontem *ĕr* sich *oor* entwickelte.

42. **Kern** H. Ontwikkeling van *ar* uit *er* in't Nederlandsch. Tijdschr. voor nedl. taal- en letterk. 18, 119—126.

Es hat sich in den Worten entwickelt, deren *er* vor Konsonant auf betontes *r* zurückgeht.

43. [**N.**] *Heeft-i.* Noord en Zuid 22, 83.

Betrifft den Gebrauch des Pronomens *i* im Ndl., *er* im Friesischen (beide = urgerm. *iz*) in der Inversion.

44. **Winkel** J. te Bijdragen tot de kennis der noordnederlandsche tongvallen. Tijdschr. voor ndl. taal- en letterk. 18, 1—32, 161—181.

I. De Oudgermaansche lange *AE*. 1. Oudere en jongere umlaut der Ogerm. *ae* of daaruit ontstane klanken. 2. De *â* gevolgd door (*u*)*w*. 3. De *â* van het Praeteritum Pluralis bij sterke werkwoorden. 4. De *â* van *Maandag*. 5. De *â* van *Zaterdag* en *Paschen*. 6. De *â* van *vragen, hij vraagt, vraagde, gevraagd*. 7. De

a van *praten*. 8. De *a* van *baard*. — II. De tongval van Delfland bij Huygens. 1. De lange klinkers. 2. De korte klinkers. 3. De tweeklanken. 4. De toonloze klinkers. 5. De medeklinkers. 6. De vervoeging. 7. De verkleineringsuitgangen. 8. Eenige vreemde woorden. — Vgl. dazu W. van Helten ebd. S. 138—145 und L. L. Goemans S. 160.

Wortkunde.

45. **Beer** Taco H. de en **Laurillard** E. Woordenschaat, verklaring van woorden en uitdrukkingen, onder redaktie van T. H. de B. en E. L. 's-Gravenhage, Haagsche boekhandel. 1277 S. 8°. 22,50 fl. für Nicht-Subskr., sonst 20 Lfg. à 0,80 fl.

46. **Verwijs** E. en **Verdam** J. Middelnederlandsch woordenboek. Dl. IV, afl. 20. 's-Gravenhage Mart. Nijhoff. Kol. 2465—2580. 8°. per afl. 1 fl. Kpl. in 7 Teilen.

47. **Molenaar** A. M. Bloemlezing uit het Woordenboek der Nederlandsche taal. II, 8, 9; III, 7; V, 11. Noord en Zuid 22, 99—105; 164—180.

48. **Koenen** M. J. Woordverklaring. Aanteekeningen en beschouwingen, verklaringen en toelichtingen, in twaalf hoofdstukken. Een boek voor studeerende onderwijzers. 3e, herziene, en veel vermeerderde druk. Tiel D. Mijs. 277 S. 8°. 1,50 fl.

49. **Leendertz Jr** P. De naamen der maanden. Noord en Zuid 22, 321—337.

Nach geschichtlichen Erörterungen über die Vorexistenz der einheimischen und die allmähliche Ausbreitung der fremden Monatsnamen gibt Verf. eine Aufzählung aller ihm in den Niederlanden aufgestossenen einheimischen Monatsnamen, u. z. zunächst für jeden der heutigen 12 (fremden) Namen alle einheimischen Bezeichnungen, alsdann ein Verzeichnis der letzteren, nach ihrer Bedeutung (Namen, die von der Jahreszeit, dem Wetter usw. hergenommen sind) geordnet, schliesslich, so weit möglich, eine Erklärung jedes einzelnen einheimischen Namens.

50. **Verdam** J. Dietsche verscheidenheden. Tijdschr. v. ndl. taal- en letterk. 18, 49—63.

125. *swaer*; 126. *vrevel*; 127. *vervleten*; 128. [fälschlich als 138 bezeichnet] *worme*; 129. *onstuimig*; 130. *muulstoter*.

51. **Muller** J. W. *Brijn*. Tijdschr. v. ndl. taal- en letterk. 18, 70—81.

Aus **mrino*-, d. h. der schwächsten Stammform von *meri* + Suffix *-îno*, entstanden.

52. **van Helten** W. Het adjectif *gul*. Tijdschr. 18, 283—289.

Auf Grund der von Kluge (Beitr. 8, 524) nachgewiesenen Entwicklung von urgerm. *ll* aus *zl* kann man für *gul* eine Entstehung aus **guzlú*- annehmen, das zur Wurzel *gus* 'fliessen, strömen' gehören und 'fliessend, strömend' bedeuten würde. Aus dieser Grundbedeutung leitet Verf. die weiteren Bedeutungen des Wortes ab. — Zu scheiden ist jedoch dann das *gul*, welches 'inflatus, cavus, insipidus' und 'confraginosus' bedeutet. Doch lässt sich dies auf eine aus dem an. *gusta* 'blasen' zu erschliessende Wurzel *gus*, somit wieder auf eine Form **guzlú*- zurückführen.

53. **Kern** H. *Kaars*. Tijdschr. voor nederl. taal- en letterk. 18, 132—135.

Ndl. *kaars* ist, wie hochdeutsch *kerze*, aus lat. *cerata* entstanden. Den Nachweis für die Bedeutung von *ceratus* = 'wächsern' liefert das Alt- und Mittelirische, wo *cainle ciartha* 'Wachskerzen' bedeutet.

54. **van Helten** W. Een en ander over en naar aanleiding van het subst. *sim*, snoer. Tijdschr. v. ndl. taal- en letterk. 18, 290—292.

Der Beweis für die von jeher angenommene Entlehnung des Wortes *sim* aus dem Friesischen ist nicht, wie bisher geschehen, zu suchen in dem anlautenden *s*, da dieses sich auch sonst im Ndl. vor kurzem Vokal + *kk*, *pp* oder *mm* findet. Er liegt vielmehr in der aus der Verkürzung des Wurzelvokals zu erschliessenden Verdoppelung des *m*, die im Friesischen vor dumpfem Endvokal (*o* oder *u*) ohne Rücksicht auf die Art des vorausgehenden Wurzelvokals eintrat, während sie sich im Ndl. nur bei dumpfem Endvokal und dumpfem Wurzelvokal findet.

Deutsch.

Grammatik.

55. **Finck** F. N. Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. 8 Vorträge. Marburg Elwerts Verl. VII, 123 S. 2 M.

56. **Wedekind** W. Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien mit besonderer Rücksicht auf schwankenden Sprachgebrauch nebst Ausblicken in die Zukunft. 1. Bdchn: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin Wedekind. 56 S. 0,50 M.

57. **Holthausen** F. Altsächsisches Elementarbuch. Sammlung von Elementarbüchern der altgerman. Dialekte. Hrsg. v. W. Streitberg. V. Heidelberg Winter. XIX, 283 S. 5 M., geb. 6 M.

58. **Michels** V. Mittelhochdeutsches Elementarbuch. (Sammlung von Elementarbüchern der altgerm. Dialekte. Hrsg. v. W. Streitberg. VII). V. Heidelberg Winter. XI, 272 S. 5 M. geb. 6 M.

59. **Nagl** J. W. Zu den zwei Stufen des Umlautes von ahd. mhd. *a*. Deutsche Maa. 1, 210—217.

Verf. sucht unter Beiziehung reichen dialektischen Materials den Beweis zu erbringen, dass der bisher als jünger betrachtete Umlaut (ę) das *a*, der vor umlauthindernden Konsonanten anzusetzen ist, älter ist als der intensivere Umlaut (ẹ), und dass namentlich in den umgelauteten Genetiven *henin*, *nemin*, *forasegin*, *scedin* einfacher Umlaut anzunehmen ist.

60. **Bernhardt** J. u. **Pfaff** F. Anlautendes *fr* = *wr*. Zs. f. d. dt. Unterricht 13, 207—208; 512.

B. gibt Beispiele für den Übergang von *fr* zu *wr* aus verschiedenen nd. Mundarten und erklärt sie durch Verlust des Stimmtons des norddeutschen (labiodentalen) *w*. Mitunter gehe *wr* auch in *br* über, vgl. *Vratslaw* = *Breslau*. — Pf. bemerkt dazu, dass es sich dabei um aus nd. nach obd. Sprachgebiet vordringende Lehnwörter handle, in altaufgenommenen scheine *wr* zu *br* die Regel zu sein (vgl. *Breslau*), in neuerlich aufgenommenen *wr* = *fr*. Der Oberdeutsche ersetzt das nd. labiodentale *w* zunächst durch sein

bilabiales *w* und dies dann, da es oberdeutsch vor Konsonanten nicht vorkommt, durch den nächstliegenden Spiranten, *f*.

61. **Hauschild** O. Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Progr. (Nr. 779). Hamburg Herold. 29 S. 4°. 1,50 M.

62. **Behaghel** O. Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen. Mit Bemerkgn. zur lat. Zeitfolge und zur griech. Modusverschiebung. Paderborn Schöningh. IX, 216 S. 4,40 M.

Wortkunde.

63. **Grimm** J. u. W. Deutsches Wörterbuch 4. Bd. 1. Abt. 3. Tl. 2. Lfg., 9. Bd. 15. Lfg. u. 10. Bd. 2. Lfg. Leipzig Hirzel. à 2 M.

64. **Gombert** A. Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Prg. (Nr. 188.) Breslau, Druck v. Otto Gutsmann. 26 S. 4°.

65. **Wilke** E. Deutsche Wortkunde. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. 2. Aufl. Leipzig Brandstetter. XV, 368 S. 4 M., geb. 4,40 M.

66. **Sisum** T. Die Fremdwörter im Ahd. Der praktische Schulmann 48, 4.

67. **Palander** H. Die ahd. Tiernamen. I. Die Namen der Säugetiere. Diss. Helsingfors (Berlin Mayer u. Müller). XV, 171 S. 4 M.

68. **Ehrismann** G. Beträge zum mhd. Wortschatz. PBrB. 24, 392—402.

Aus der 'Minneburg'. Wörter, die im Mhd. Wb. und bei Lexer nicht belegt sind.

69. **Ritters** H. Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete des Niederdeutschen unter besonderer Berücksichtigung der Dithmarscher Mundart. Prg. (Nr. 782). Hamburg Lütcke u. Wulff. 1 Bl. 24 S. 4°.

70. **Damköhler** E. Beiträge zur Etymologie unserer Pflanzennamen. Zs. f. d. dt. Unterricht 13, 56—61.

Berichtigungen zu Söhns "Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung" usw. (Ztschr. 11, 97—187, vgl. Bibl. 1897 Nr. 225). 1. *Keilkenbaum* (Flieder) nicht aus lat. *colica*; Ursprung jedoch schwer zu bestimmen. Vielleicht mundartl. Nebenform für *keiseke*, der sich nd. in derselben Bedeutung wie *keilke* häufig findet. 2. *Nelke* ist nicht aus dem Niederdeutschen entlehnt, sondern md. Ursprungs. Die Deminativendung *-ke* kommt auch in rein md. Gebieten vor, ist übrigens vielleicht nicht aus *-ken* verstümmelt, sondern entspricht as. *ika, iko*, ahd. *icho*. 3. *Tausengüldenkraut*. Wo kommt die von S. angenommene Beizeichnung *hundertgüldenkraut* vor? 4. *Wermut* hängt doch wohl mit *Wurm* zusammen (vgl. ags. *vyrmvyrt*).

71. **Höfler** M. Deutsches Krankheitsnamenbuch. München Piloty u. Loehle. VI, 922 S.

72. **Götze** A. Zur Geschichte der Adjektiva auf *isch*. [Leipziger] Diss. Halle a. S., Druck v. E. Karras. 1. Bl., 52 S. [Aus: PBrB. 24, 464—522.]

73. **Schmidt** F. Zur geschichte des wortes 'gut'. Ein beitrag zur

wortgeschichte der sittl. begriffe im deutschen. Diss. Berlin Skopnik. VIII, 46 S. 1,20 M.

74. **Kauffmann** F. *Hexe.* ZZ. 31, 497—499.

Kauffmann hält gegen Riezler (Gesch. der Hexenprozesse in Bayern) daran fest, dass *haga* in *hagazussa* 'Wald' (nicht 'umhegtes Feld') bedeute und verweist auf *hagustalt* Waldbesitzer und *receburgius* (so zu lesen statt *herburgius*) 'Wäldler' in Titel 64 der Lex Salica.

75. **Miedel** J. Mittwoch = Wodanstag. Alemannia 27, 84—85.

Sucht den von Kluge (Beihefte zur Ztschr. des allg. dt. Sprachver. 8, S. 95) geleugneten Zusammenhang zwischen *Wodanstag* und dem schwäbisch-alem. *Guotentag*, nd. *Gudenstag* = Mittwoch durch Hinweis auf häufigen Wechsel zwischen *W* und *G* in alemannischen und anderen Ortsnamen zu erweisen.

76. **Horn** W. Zur Geschichte von *oder*. PBrB. 24, 403—405 u. 544.

Die im Oberdeutschen des 13.—15. Jahrh. begegnenden Formen *alder*, *alde* für *oder* dürften durch Dissimilation aus ahd. *erder*, *erdo* entstanden sein. *erdo* durch Dissimilation aus *aiþþau*? Unser *oder* hat sein Schluss = *r* von *aber*, mit dem es in verschiedenen Maa. die Bedeutung vertauscht hat.

77. **Andresen** K. G. Über deutsche Volksetymologie. 6. Aufl., besorgt v. Hugo Andresen. Leipzig Reisland. VIII, 492 S. 6,40 M.

Namenforschung.

a) Personennamen.

78. **Borries** E. v. Über die älteren Strassburger Familiennamen (Vortrag). Jb. f. Gesch. Els.-Lothr.'s 15, 185—204.

Verf. teilt die Namen ein nach dem Motiv der Namengebung. 4 Gruppen: 1. Zum Eigennamen einer Person wird der Name ihres Vaters entweder ohne Veränderung, oder in der Verkleinerungs- oder Koseform, oder im Genetiv (mit oder ohne 'Sohn') gesetzt. 2. Ein geborener Strassburger wird nach seiner Wohnung, ein Auswärtiger nach seinem Heimatsort bezeichnet. 3. Der Familienname bezeichnet das Amt, die Thätigkeit des Benannten. 4. Der Name verdankt einer auffallenden Eigenschaft des Betr. seine Entstehung. — Uns interessiert hier besonders die erste Gruppe wegen der Verkürzung (Beispiele) und Verkleinerungen. In Strassburg kommen drei Verkleinerungsendungen in Betracht, die ursprünglich *izo*, *-ilo*, *-în* lauten und sich bisweilen mit einander verbinden. Beispiele: *Volz* (aus *Volkizo*), dazu *Völtsche, Manz* (aus *Maginzo*? oder von *Hermann*?) u. a. Die mit *-lîn* (*-elîn*, *-ilîn*) gebildeten Namen sind nicht immer leicht zu erkennen (Beispiele). Zu den Koseformen gehören auch die Bildungen auf *-mann*. Auch durch Anfügung von *-er* werden Vornamen zu Familiennamen weitergebildet: *Joerger* zu *Georg*, *Hanser* und *Hanseler* zu *Hans*, *Dammerer* zu *Dankmar* u. a. In den Namen *Betscholt* und *Gozprecht* schliessen sich an Koseformen die vollwichtigen Silben *-olt* und *precht* an.

79. **Burckas** V. Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung. T. 4. Progr. (Nr. 750). Ohrdruf Lucas. S. 3—16. 4°.

80. **Hölscher** L. Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Minden Bruns. 44 S. —,50 M.

81. **Ondrusch** K. Die Familiennamen in Neustadt O.-S. Nebst allg. Erörterungen. Progr. (Nr. 214). Sagan Koeppel. S. 3—22. 4°.

b) Ortsnamen.

82. **Kötting** G. Etymologische Studien über Deutsche Flussnamen. T. 1. Progr. (Nr. 477). Kreuznach Voigtländer. 24 S. 4⁰.

83. **Söhns** F. Zur niederdeutschen Namenforschung. Zs. f. d. dt. Unterricht 13, 835.

Beweise für die Betonung des ersten Bestandteils nd. Ortsnamen.

84. **Hertel** L. Die Rennsteige und Rennwege des deutschen Sprachgebietes. Schriften des Rennsteigvereins. Nr. 2. Hildburghausen Gadow & Sohn in Komm. 44 S. 4⁰. 0,80 M. Erschien auch als Hildburghauser Progr. (Nr. 751).

85. **Clauss** M. B. Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsass. 5. u. 6. Lfg. Zabern Fuchs. S. 257—384. à 1 M.

86. **Witte** H. Neuere Beiträge des Reichslandes zur Ortsnamenforschung. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- u. Altert.-Vereins 47, 139—144.

Überblick über den gegenwärtigen Stand der Ortsnamenforschung im Reichsland, Ablehnung der Hypothesen Arnolds und Schibers. Verfasser sucht statt dieser eine Reihe neuer methodischer Regeln nicht nur für die reichsländische, sondern für die deutsche Namenforschung überhaupt, zu geben und formuliert sie in 21 Thesen.

87. **Heilig** O. Die Ortsnamen des Kaiserstuhls. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier der Eröffnung des Real- und Volksschulgebäudes in Kenzingen. 13 S. 8⁰.

88. **Kluge** F. Ahd. *Meilân* und *Paveia*. ZZ. 31, 499—500.

Das *ei* in *Meilan* ist nicht, wie Wrede (HZ. 41, 295) annimmt, aus *î* diphthongiert, sondern bereits ahd. liegt *Meilan* vor (Schlettst.-Glossen). Auch *Paveia* ist schon ahd. (Notker), doch ist die Form *Pavîa* älter. Jedoch ist auch hier kaum Diphthongierung von *i* zu *ei* anzunehmen, eher Anlehnung an ahd. *Âgeleia* = Aquilêja. Auch in ahd. *abbateia* = mlat. abbatîa braucht keine Diphthongierung im Hiatus eingetreten zu sein: vgl. baier. *vogetaie*, mhd. *tegneie*. Auch bei *salbeia* kann Anlehnung an Namen wie *agaleia*, *sclareia* vorliegen. "Überhaupt ist der *ei*-Diphthong in lat. Lehnworten des Ahd. geläufig und es könnte an gegenseitige Beeinflussung wohl gedacht werden."

Ahd. Texte.

89. **Schatz** J. Die Sprache der Namen des ältesten Salzburger Verbrüderungsbuches. HZ. 43, 1—45.

Nach der Ausgabe von Herzberg-Fränkel in den Mon. Germ. Vokalismus der Stammsilben beim ersten Schreiber: Bewusstes Festhalten am unumgelauteten *a*; ahd. *ē* (aus *ai*) in *gēr* und *ēr-* belegt, sonst *ae* geschrieben; *ō* (aus *au*) erscheint viermal als *au*, sonst als *ao*, im zweiten Wortgliede einige Male als *o*, die Neuerung zeigt sich also bereits. Altes *ai* erscheint einmal als *ei*, sonst als *ai*. Altes *ō* ist regelmässig *ō*, daneben *oo*, *ó*, *u*, *uo*, im 2. Gliede nur *o*. Vokalismus der nebentonigen Silben: *i* und *j* der Ableitung sind erhalten, nebentoniges *u* ist geblieben. — In den späteren Eintragungen dringen die Neuerungen durch: Umlaut des *a*, *e* anstatt *ae* (für *ē*), *ai* verschwindet, nur *o* für *ō* bleibt. — Aus einer Vergleichung der Namen in den baier. Klöstern Monsee, Chiemsee,

Mattsee, Metten, (Nieder-)Altaich im Reichenauer Verbrüderungsbuch (Piper) ergibt sich, dass im Salzburger Verbrüderungsbuch eine speziell salzburgische Orthographie befolgt ist. — Konsonantismus. Germ. *d* ist durch *t* und durch *d* vertreten; für germ. *þ* erscheint *d* und *th*. In den späteren Zusätzen ist *d* fast ausnahmslos durch *t* vertreten, für *þ* erscheint einige Male *t*, nämlich in *Uuinitharius, Plitheri, Cuntheri*, wohl durch das folgende *h* veranlasst Im Inlaut kommt nur *d* vor. Für die Aussprache des altbair. *d* ergibt sich, dass es stimmlose lenis war, die nach stimmlosen Lauten fortisartig wurde. Germ. *k* erscheint im Anlaut zweimal als *k*, sonst als *ch*; germ. *sk* wird *sc* geschrieben. Sonst erscheint *ch* und *h* für *k*, auch in den Zusätzen. Besprechung der einzelnen Fälle. *ch* wurde sicher als (einheitl.) Reibelaut gesprochen. Für germ. *g* wird im Anlaut *k*, *c*, *g* geschrieben, im Inl. *g*. Im inlautenden Anlaut erscheint *k* und *c* nach stimmlosen, *g* nach stimmhaften Lauten, wie in bair. Denkmälern in der Regel. Vor *u* und *o* steht c, vor *e* und *i k*, vor *a* beide. Die Unterscheidung zwischen *k* und *g* muss auf der Aussprache beruhen. Salzburg stellt sich hierin den Freisinger Urkunden gegenüber. Germ. *h* erscheint fast durchweg als *h*. Germ. *p* erscheint als *p* und *f*, was beides als Bezeichnung der Affricata zu fassen ist; germ. *b* ist durch *p* vertreten, auch in den Zusätzen. Germ. *f* erscheint als *f*, in den Zusätzen schon früh als *u*. Anlautendes *w* ist *uu*, inlautendes auch *u*. — Verf. behandelt dann die Namen mit scheinbarem *n*-Schwund: ein solcher ist nicht anzunehmen. Die Mehrzahl der einstämmigen, mit Suffix gebildeten Namen und Kurznamen haben den Nominativ der *n*-Stämme: männl. *-o*, weibl. *-a* (Beispiele). Zahlreiche männl. Namen enden auf *-uni* (vgl. alem. *-ini*), darin ist wohl der urgerm. Nominativ auf *-iz* der *jo*-Stämme zu sehen, ihnen stehen weibliche auf *-ni* gegenüber (später *-un*, weitergebildet *una*), das trotz der scheinbar entgegenstehenden Lautgesetze auf das idg. Feminina bildende Suffix *-nī* zurückzuführen ist.

90. **Pachaly** Paul. Die Variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. Schriften zur germanischen Philologie, hrsg. v. Prof. Dr. Max Roediger. 9. Hft Berlin Weidmann. VII, 118 S. 4,— M.

91. **Priese** O. Der Wortschatz des Hêliand, ein deutsch-altniederdeutsches Wörterbuch. Progr. (Nr. 489). Saarbrücken. (Leipzig Vogtländer). IV, 44 S. 1,80 M.

92. **Saftien** H. Die Schwellformen des Verstypus A in der altsächsischen Bibeldichtung. Diss. Bonn. (Leipzig Fock.) 54 S. 1,20 M.

93. **Borgeld** A. De oudoostnederfrankische psalmen. Klank- en vormleer. Proefschrift. Groningen Wolters. 5 Bll., VIII, 152 S.

94 **Eastman** C. W. Die Syntax des Dativs bei Notker. Diss. Leipzig Fock. 68 S.

Strassburg i. E. F. Mentz.

IX. Baltisch-Slavisch.

A. Allgemeines.

1. **Meillet** A. Letto-slavica. MSL. 11, 172—186.

A. Sur l'adaptation de quelques mots étrangers. 1. Ksl. *vlasvimija*; fremdes *f*, *þ*, antepalatales *k g* im Ksl. 2. Ksl. *Rimъ, Križь*

muss aus einem Dial. stammen, in welchem *ry* zu *ri* wurde (Ksl. und nsl. Analogien); germ. *ū* wurde sl. *y*, in späteren Entlehnungen *u*. [Vgl. Vondrák Aksl. Gramm. 368 f.] 3. Ksl. *Lazorъ* (unbet. griech. α zu *o* wie in *gramota*, *Krovatь*); *Lazarjь* (Anlehnung an das Suff. *-arjь*). B. 1. Pr. *gerbt*: ai. *járatē* (*-b*-Erweiterung auch sonst in Wurzeln ähnl. Bedeutung). 2. Scheidung von li. *ažu už* im Alt-Ost-lit. (zu Anz. 7 164 10); *už* hat *ž* für *z* (*s*) nach *iž isz*. 3. Ksl. *golь* 'Stock': arm. *kolr*. 4. Ksl. *jastrębъ* (**ākro-* oder *-ōkro-* mit Sek.-Suffix): la. *accipiter*.

2. **Hirt** H. Zur litauisch-slavischen Betonung. IF. 10, 38–55.

a. Die Natur des lit. Akzentes und die Quantitäten. b. Die lit. Akzentverschiebung. c. Die Betonung der *o*-Stämme im Lit.-Sl.

3. **Berneker** E. Von der Vertretung des idg. *ēu* im baltisch-slavischen Sprachzweig. IF. 10, 145–166.

"Idg. *ēu* ist im Balt. durch *'au* (*iau*), im Slav. durch *'u* (*ju*) vertreten . . . Idg. *ev* hingegen ist im Lit. durch *av*, im Slav. durch *ov* vertreten . . ; fürs Le. hingegen muss man wohl oder übel auch die Vertretung *ev* zulassen".

4. **Lidén** E. Ein baltisch-slavisches Anlautsgesetz. Göteborgs högskolar årsskr. 4. Göteborg Wettergren u. Kerber. 31 S. 1 Kr. 25 öre.

Anl. *ur- ul-* wird im Baltischen (z. B. li. *ritù rěcziù rětu raitau*: ae. *wrīþan* u a.; li. *litis lytis* entl. aus germ. *wliti-* g. *wlits*) und Slav. (z. B. sl. *rota* 'Eid': ai. *vratám*, sl. *lěska* 'Hasel': air. *flesc* 'Gerte') zu *r- l-*; der Lautwandel ist wohl schon balt.-sl. Anz. v. Zubatý Listy fil. 27, 68–69, Bulič Izv. II. otd. 4, 1496–1499.

5. **Ludwig** A. Das Verhältnis der *m*-Formen der Germanischen Deklination zu denen des Lettischen und Slavischen. (Sitzb. d. Böhm. Ges. d. W. I a). Prag Řivnáč. 8 S. 0.20 M.

Das *-m-* in den *-m*-Suffixen der Deklination ist im Germ. einer-, im B.-Sl. anderseits, von einander unabhängig aus urspr. *-bh-* entstanden, weil *-bh-* in Flexionselementen weniger üblich war als *-m-*. Ebenso ist *-m-* (mit Ausn. des got. *-mm-*, preuss. *-sm-*) in der bsl. Pronominaldeklination an Stelle von urspr. *-sm-* getreten. Das adverb. Suffix *-ba* im Got. gehört z. Wz. *bhū-* (*harduba* 'hart seiend'); ähnlichen Ursprungs ist wohl sl. *-ma* in *velьma*, mit derselben Lautveränderung wie in den *-m*-Kasussuffixen.

6. **Brückner** A. Beiträge zur ältesten Geschichte der Slaven und Litauer. Asl. Ph. 21, 10–27.

1. Misaca, rex Licicavicorum. 2. Die Galindensage.

B. Slavisch.

1. Allgemeines.

1. **v. Rozwadowski** J. Quaestionum grammaticarum atque etymologicarum series altera. Krakau. 15 S. (aus Rozpr. Ak. 23). 0,30 Kr.

I. S. Abt. I. II. De instrumentalis casus usu praedicativo: kelt. und ai. Parallelen. III. Anl. *vr-* wurde im Sl. zu *r-* (vgl. Lidén IX A, 4). IV. Etymologica: 1. gall. *Druentia* : poln. *Drwęca* 'der reissende Fluss'. 2. poln. *B(r)zura* : gall. *Brigulos* ds. 3. sl. *žuriti* (**geur-*) : go. *gaurjan*. 4. sl. *leléją* : ai. *lēlāyáti*. 5. sl. *krinica* 'Quelle', *krinъ krina* 'Krug' : a. d. Griech. entlehnt. 6. sl. *motriti* 'sehen', li. *matýti* : arm. *matn* 'Finger'. 7. sl. **porporъ* 'Fahne' : arm. *phoł-*

phołim 'flattere'. 7. sl. *kropiva kopriva* 'Nessel' : *kropъ* 'siedendes Wasser' u. A. Anz. v. Zubatý LF. 27, 67—68.

2. **Leskien** A. Untersuchungen über Betonungs- und Quantitätsverhältnisse in den slavischen Sprachen. AslPh. 21, 321—399.

I. Das Verhältnis der serbischen und slovenischen Betonung. II. Verkürzungen ursprünglich langer Silben vor gewissen Suffixen im Serbischen. III. Betonung und Quantität der serbischen Nominalkomposita. 1. Die *i*-Stämme. A. Zusammensetzungen aus Nomen und Nomen, B. aus Präp. und Nomen. 2. Die Mask., *-o*-Stämme. (Bei Präpositionalkomp. ergibt sich für Serb., Sloven., Russ. für *-i*-St. und für Mask. das urspr. Gesetz: der Hochton ruht auf dem Nomen, wenn dieses steigend betont war, er geht auf die Präp. über, wenn das Nom. fallend betont war.) 3. Die Fem. *-a*-Stämme. (Bei jeder Art von Betonung muss die Wurzelsilbe des nom. Bestandteils kurz sein.) Anh.: Die sog. Imperativkomposita. IV. Die Betonung der Verbindungen von Präp. und Kasus.

3. **Leskien** A. Die slavische Lautverbindung *ji*. IF. 10, 259—262.

Gegen Vondrák (Nr. 4.).

4. **Vondrák** W. Zur Erklärung des aksl. Dat. Sg. *pąti, kosti*. IF. 10, 113—116.

Urspr. *-ei̯ -ai̯* wurde *-ęji, -ei, -ei̯*, schliessl. *-i*. Ein *ji* existierte nicht im Ksl., und wohl auch nicht im Ursl.

5. **Mohl** F. G. Le couple roman *lui lei* (čech. mit frz. Rés.). Sitzb. d. Böhm. Ges. d. W. V. Prag, Komm. F. Řivnáč. VI, 124 S.

§ 44, S. 72: Sl. Gsg. *kogo* aus urspr. **qo-ghi̯os* oder *qo-ĝhios* (=lat. *quōius* aus **quo-hi̯os*, wie *māior* aus *mahi̯ōs*). Das Suff. *-ghi̯os* (urspr. viell. *-ghi̯o*) war parallel mit Suff. *-si̯o* (sl. *česo*), *-bhi̯os*, *-bhi̯om*, *-mi̯o* (sl. *kamo, tamo, sěmo*) *-mi̯ai* (got. *þamma*) u. a.; *-ghi̯o* kann in ved. *má-hya* vorliegen (parallel mit *-bhi̯o* in ved. *tú-bhya*).

6. **Meillet** A. Vieux slave *sicь, vьsь*. MSL. 11, 8—9.

Sicь, vьsь durch zweite Palatalisation aus **sikъ *vьchъ* (lit. *visas*); *sicěchъ vьsěchъ* verbürgt ein nach *krajichъ* zu **sьrdьcichъ* umgewandeltes älteres **sьrdьcěchъ* (*vьš-* in einigen westsl. Formen vor *e- i*-Lauten durch erste Palatalisation aus **vьch-*). Zu **vьchъ* zu vergleichen *-svo- -su-* in av. *ϑrišva- caϑrušva- paɘtaɘhva-*, griech. ἥμισσος ϜίσϜος, ai. *viṣu-ṇa- viṣv-añc-*. Dunkel bleibt das Verhältnis zu ai. *viśva-*.

7. **Meillet** A. Slave *želěti, pitěti*. MSL. 11, 14—15.

Aus **-ěją *-jěti* (Denom. von *želja *pitja*; *jě* aus *jē oder jā*; vgl. Anz. 7, 164. 12) wurde durch Dissimilation *-ěją* (*-jěti*) *-jati*; daraus durch Formenassociation teils *-ěją -ěti*, teils *-ają -ati*.

8. **Jagić** V. Beiträge zur slavischen Syntax. Zur Analyse des einfachen Satzes. 1. Hälfte. Denksch. d. Ak. Wien Bd. 46 C. Gerolds Sohn. 88 S. 4⁰. 5,20 M.

I. Kritisch-bibliographische Übersicht der Arbeiten zur slav. Syntax. Der Satz, nicht das Wort, als das Hauptproblem der wissenschaftlichen Syntax. Subjektlose Sätze. Das Subjekt des Satzes (Genus, Numerus des Subst., Adjektivum, Numerale). Vokativ statt des Nom. als Subjektskasus (aus metrischem Bestreben, ein zwei- oder mehrsilbiges Wort zu gewinnen). II. Das Prädikat. Kongruenz (Dual; Plural bei Kollektiven; das Adjektiv in Nominalform). Der prädikative Instrumental (mit modaler Grundbedeutung). Kopula.

Partizipia im Prädikat (periphrastische Bildungen). III. Verbales Prädikat. Handlungsarten des Zeitworts (allmählige Vermehrung einzelner Gattungen nach urspr. nicht zahlreichen Mustern).

9. **Miletić** L. Syntaktische Fragen (bulg.). Aus Učilišč. Prěgl. 4. Sofia. 53 S.

1. Der Satz ist eine mittels eines (ausgedrückten oder gedachten) Zeitworts ausgedrückte Vorstellung. 2. Das Zeitwort ist ein Wort, an welchem ein Zustand und ein Gegenstand (Person, Sache) zum Ausdruck kommt. Subjekt ist ein Gegenstand, von welchem im Satze die Rede ist; subtjektlose Sätze in rein grammatischer Hinsicht gibt es nicht. Das Zeitwort kann nie Subjekt sein, wie dies bes. im Bulg., welches keinen Inf. besitzt, zu sehen ist.

10. **Potebnja** A. A. Iz zapisok po russkoj grammatikě. (Zur russischen Grammatik). III. Bedeutungswandel und Vertretungen des Substantivs. Hsg. von M. V. Potebnja. Charkov Silberberg. VIII, 663 S. 6 Rbl.

Der urspr. konkrete Charakter der Abstrakta (als Bezeichnungen der Eigenschaft, der Handlung). 2. In Substantiven mit kopulativer und abstrakter Bedeutung ist die letztere (Bezeichnung der Eigenschaft) die ältere. 3. Der urspr. Zusammenhang zw. dem späteren Subst. und Adj. Substantivisierte Adjektiva (und adjektivische Pronomina). Der urspr. substantivische Charakter der Adjektiva. 4. Kongruenz zw. adjektivischem und substantivischem Attribut und Nomen. 5. Das urspr. Nomen war ein Nomen agentis; erst später entwickelten sich Nomina instrumenti, actionis, acti, loci, temporis. 6. Das Subst. als Attribut. 7. Inkongruenz der Apposition im Kasus. 8. Bindewort zwischen attributivisch verbundenen Wörtern, Hendiadys. 9. Übergang der Apposition in einen Satz. 10. Die Stelle der relativen Attributivsätze dem Hauptsatz gegenüber. 11. Das Substantivum als Prädikat. 12. Subjektlose Sätze. — Beil.: 1. Formelle (syntaktische) Merkmale des konkreten Charakters der Substantiva: verschiedene Arten von Nominalverbindungen (u. A. abgeleitetes Adjektiv statt eines Gen. u. dgl., Dvandva u. A.). 2. Tautologie, Verbindung von Synonymen. 3. Das grammatische Geschlecht. Bezeichnung genereller und verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit, Patronymika u. dgl. Motion und analoge Bildung von Bezeichnung nicht belebter Gegenstände. Notizen zu Brugmanns Abh. in Techmers Zs. 4. 100 ff. Über E. Wolters "Untersuchungen zum Problem des gramm. Geschlechts". — Die vielfach fragmentarischen Aufzeichnungen bringen haupts. slav. Beispiele, daneben auch solche aus den verwandten Sprachen. I. II. Bd. in 2. Aufl. Charkov 1899 (4,50 Rbl.): I. Einl. über das Wort und dessen Geschichte im Allg. II. Satzteile: Prädikat, Attribut. Die "zweiten" Kasus obl. (prädik. Akk., Gen., Dat. abs.). Der Infinitiv. Der Instrumental. — Anz. von A. Vetuchov RFV. 42, 129—159, E. Wolter DLzt. 1900, 545 S.

11. **Holthausen** F. Engl. *culver* — russ. *gólubь* 'Taube'. IF. 10, 112.

12. **Horák** J. Zur Etymologie des Komparativstammes *mьnjьs-* čech.), Listy fil. 26. 116—123.

Belege für Wurzelhaftigwerden konsonantischer Wurzeldeterminative und Ableitungssuffixe So ist auch sl. *mьnjьs-* (la. *minis-ter* usw.) eine auf urspr. Präsensbildungen mit *-n*-Suffixen, deren *n* wurzelhaft geworden, zurückgehende primäre Komparativbildung.

13. **Ramzević** N. K. Die richtige Ableitung des Wortes *čelověkъ* (russ.). Filol. Zamětki (Woronež).

("Durchaus unwissenschaftlich": R. Brandt).

14. **Filevič** J. P. O razrabotkě geografičeskoj nomenklatury (Bearbeitung der geograph. Nomenklatur). S.-A. aus Abh. der Moskauer Arch. Ges. 13 S. 4⁰.

Das betreffende Material sollte enthalten: 1. Namen der Gewässer mit Andeutung ihrer Naturbeschaffenheit, 2. Namen sonstiger natürlichen und durch Menschenhand zu stande gebrachten örtlichen Erscheinungen mit Angabe ihres topischen Charakters und ihrer Eigentümlichkeiten, 3. vollständiges Ortsnamenverzeichnis mit Angabe der Lokaleigenschaften.

15. **Bogusławski** E. Historya Słowian (Geschichte der Slaven). Krakau-Warschau VI, 516 S.

"Mit merkwürdigem Geschick hat der Verf. alle kursierenden falschen Etymologien aufgeklaubt und darauf seine Phantasien gestützt". Brückner AslPh. 22, 243.

16. **Melich** J. G. Volfs slavische Forschungen im Auslande (magy.). Ethnographia 10, 5.

Ein Versuch, Volf (Anz. 10, 274) wider die ihm zuteil gewordenen Vorwürfe einer Tendenziosität zu verteidigen.

17. **Munkácsi** B. Die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung. Die Donauländer 1, 249–259, 329–340, 409–421.

S. Anz. 10, 271. "In der Hauptsache, dass näml. die meisten sl. Lehnwörter im Magy. aus einer früheren Periode stammen, also vor der Landnahme entlehnt wurden, hat Munkácsi das Richtige getroffen". Anz. v. Vondrák Věstn. sl. star. 3, 71–74. [Vgl. A'sbóth AslPh. 22, 433–487.]

18. **Niederle** L. Zur Frage nach dem Ursprung der Slaven. Ein Nachwort zu meiner Arbeit "O původu Slovanů" (Anz. 8, 310, 13). Beil. zum Věstnik slov. Star. 2.

19. **Niederle** L. Die Wiege des Slavenstammes (čech.). Prag. 15 S. S. A. aus Slov. Přehl. 2.

Die südöstl. Grenze des ursl. Gebiets waren die Karpathen, im Westen die Weichsel. Im Norden bildete die Abgrenzung gegen die balt. Stämme etwa das Pripät- und Beresinathal (eig. lässt sich die Grenze nicht bestimmen und ist vielmehr ein Übergangsgebiet anzunehmen): die östl. Grenze lässt sich derzeit nicht genau bestimmen, ebensowenig die südliche (dem schwarzen Meere zu). — Anz. v. Pogodin Izv. II. otd. 4, 1503–1511. P. weist insbes. darauf hin, dass die Avaren (russ. *obr* usw.; Ortsnamen) den Slaven bekannt waren; der Name *Donau* (*Düna*, *Don* usw.) weist auf ein sarmat. *don* (*dan dun*) 'Fluss'; die slav. Urheimat war ein gebirgiges, sumpfreiches Land, etwa wie Wolynien (gemeinslav. Wörter wie *chъlmъ gora lěsъ* u. ä.). Die Urheimat der Slaven war das Karpathenland (nach Filevič, Šulek der nordöstl. Abhang der Karpathen). Schwer ist heute zu sagen, wohin die erste Verbreitung der Slaven gerichtet war. Wahrscheinlich haben sie frühzeitig die baltische Küste kolonisiert. Auch westlich von der Weichsel waren Slaven ansässig. Das lit. Gebiet zog sich auch östlich von den Slaven hin (iranische, bei den Finnen fehlende Wörter im Balt.). Es ist fraglich, ob die Entlehnungen aus dem Germ. im Slav. gotischen Ursprungs sind (*y* in *buky* u. dgl. weist nicht darauf hin). Der Volksname Χρωβάτοι (Konstant.) erweist eine Entlehnung aus dem germ. Namen des Kar-

pathengebirges (germ. *Harbapa-*, nach Braun, vgl. Abt. II) noch vor der Liquidenmetathesis sowie, dass hiebei jener westslav. Zweig beteiligt war, in dessen Sprache *arv* zu *rov* wurde.

20. **Niederle** L. Starověké zprávy o zeměpisu východní Evropy se zřetelem na země slovanské (Descriptio Europae regionum quae ad orientem spectant veterum scriptorum locis illustrata). Prag. Rozpravy der Böhm. Ak., I. Kl., 8 1. 128 S. lex. 8⁰.

21. **Westberg** F. Ibrâhîms-ibn-Ja'kûbs Reisebericht über die Slawenlande a. d. J. 965. Mém. Acad. St. Petersburg. VIII Sér. III 1. IV, 183 S. 4 M.

22. **Leger** L. Études de mythologie slave. Rev. de l'hist. de relig. 38, 123—135, 39, 1—17.

Les divinités inférieures: 1. Les divinités du destin. 2. Les Vilas. 3. Les Rusalkas (38). Svarog, Svarojitsch, Svarasici. Stribog. Triglav. Jula. Radigast. Podaga. Pripegala (39).

23. **Abramović** D. I. Abhandlungen zur slavischen und russischen Philologie in den russischen wissenschaftlichen Journalen i. J. 1898 (russ.). Izv. II. otd. 4, 1138—1152.

24. **Brückner** A. Slavische Volkskunde. Übersicht periodischer Publikationen bei Böhmen, Bulgaren, Kleinrussen, Polen, Serbokroaten, Slovaken, Slovenen. Zsch. d. Ver. f. Volksk. 9, 213—219.

25. **Florinskij** T. D. Kritisch-bibliographische Übersicht der neuesten Arbeiten und Publikationen zur Slavistik (russ.). Izv. Kiew 39, März 111—152. Sept. 241—276.

26. **Jastrebov** N. V. Die Slavistik in slavischen Zeitschriften des J. 1898. A. Polnische, B. böhmische Zeitschriften (russ.). Izv. II. Otd. 4, 752—779.

27. **S'wiatowit**. Hsg. v. E. Majewski. 1. Bd. Warschau. VI, 210 S. 11 Taf. 1,80 Rbl.

Ein Jahrbuch für poln. und slav. prähistorische Archäologie und Kulturgeschichte.

2. Südslavisch.

28. **Baudouin de Courtenay** J. Sull' appartenenza linguistica ed etnografica degli Slavi del Friuli. Vortrag vom hist. Kongresse in Cividale (5. Sept.). Deutsche Übs. in Politik (Prag). 15. und 16. Dez.

Vier versch. Stämme: 1. Die Resianer, ein sowohl von den Slovenen, als von den Serben zu unterscheidender, mit fremden Elementen vermengter Stamm (im Resiathale). 2. Serbo-Kroaten in den Distrikten Gemona und Tarcento, (eine Fortsetzung der Serbo-Kroaten in Istrien und Quarnero). 3. Die Slaven des Distr. von San Pietro (ebenfalls im Grunde serbo-kroat., unter immer wachsendem sloven. Einfluss). 4. Slovenen in der Umg. von Castello del Monte, Prepotto und Albana (Distr. Cividale). — Der Name *Slavi* wurde von den Römern aus den zahlreichen sl. Personennamen auf *-slavъ* gebildet. — Vgl. auch: S. Rutar Beneška Slovenija (Venezianisches Slovenenland), Laibach Mat. Slov., 188 S.; A. Černý Im Resiathal (čech.), Slov. Přehl. 2, 16—22, 79—85, 113—119.

29. **Troilo** E. Gli Slavi nell' Abruzzo Chietino. Lanciano 11 S. (estr. d. Atti di Soc. Rom. di Anthropol. 6, 2).

Kurzer Bericht über die Geschichte der slav. Ansiedelung (auch der alban. Kolonien in Italien).

30. **Jagić** V. Vorläufige Berichte der Balkan-Kommission II. Anz. der Phil.-hist. Kl. d. Wien. Ak. No. 2, S. 7—46.

Vorberichte über dialektol. Forschungen von L. Miletić in Ost-Bulgarien, M. Rešetar, J. Aranza in Dalmatien und H. Hirt in West-Serbien.

31. **Smirnov** I. Kurzgefasste Kulturgeschichte der Südslaven (russ.). Uč. Zap. Kazan 7/8, 113—144, 12, 49—78.

Einleitung: Übersicht der geogr. Grundlagen. Die Vorgeschichte der Balkanhalbinsel. Die Thrako-Illyrier. Die röm. Kolonisation.

Kirchenslavisch.

32. **Bělorussov** I. Der absolute Dativ in kirchenslavischen und altrussischen Litteraturdenkmälern (russ.). RFV. 41, 70—146.

Der Dat. abs. ist keine sklavische Nachahmung des Gen. abs. der griech. Originale: 1. man hätte da eher einen Gen. abs. gewählt, 2. es steht nicht immer im griech. Urtexte ein Gen. abs., wo der kchsl. Text einen Dat. abs. bietet. I. Gebrauchsweise des Dat. abs. als Vertreter des Nebensatzes. II. Der Dat. abs. als Vertreter des Hauptsatzes (*slъnьcu omьrъkъšu* ἐσκοτίσθη ὁ ἥλιος Luk. 23, 45 Ostr. u. dgl.), eine eig. gramm. unrichtige Sprechweise in altruss. Denkmälern, die dadurch ermöglicht wurde, dass der Dat. abs. überhaupt nur ksl., nicht russ. ist, ferner dadurch, dass im Altruss. das Verbum finitum auch sonst durch Partizipialformen ersetzt wurde (wie *junoša vzdochnuvъ i reče, mladency srětachutь i glagoljušče*, das *-lъ*-Part. u. S.): es gibt Belege mit Part. (für Verb. fin.), in Nominativform mit dativischem Subj. — Belege: I. Dat. abs. als Vertreter von temporalen, kausalen, hypothet., konzessiven Sätzen; Dat. abs. mit temp., kaus., hypoth. Konjunktionen, mit *jako*; Dat. abs. als Hauptsatz. II. Partizipien in Vertretung des Verb. fin.

33. **Kul'bakin** S. M. Das Synodikon aus Sofia in neuer Herausgabe und Charakterisierung (russ.). Izv. II. Ad. 4, 1014—1030.

Im Anschluss an Th. I. Uspenskijs Ausgabe in den Izvěstija des russ. arch. Inst. in Konstantinopel (II, 1897) und Popruženkos Sinodik carja Borisa (Odessa 1899) untersucht K. die Sprache des Denkmals (Ende des 14. Jhts.), insbes. dessen Laute.

34. **Kul'bakin** S. M. Materialien zur Charakteristik der mittelbulgarischen Sprache I. (russ.). Izv. II. otd. 4, 800—868.

Sprachanalyse (insbes. der lautlichen Seite) des Bojanischen Evangeliums (Hdsch. aus dem 12.—13. Jh. im Mus. Rumjancev in Moskau).

35. **Rosenfeld** A. Die Sprache des Lektionars des Svjatoslav a. d. J. 1073 (russ.). RFV. 41, 152—198.

Mehr Russismen als Ev. Ostr.

36. **Ščepkin** V. N. Razsuždenije o jazykě Savvinoj Knigi. St.-Petersburg. Akademie. XXI, 349 S. 8⁰.

S. Anz. 11, 237. Anz. von Sobolevskij Žur. Min. 327 Febr.

399—404, mit Ščepkins Replik ebd. 328 Apr. 392—397; Polívka Niederles Věstn. 4, 44—45; Vondrák AslPh. 22, 247—255, mit Šs. Replik BB. 26, 161—166.

37. **Leger** L. L' Évangéliaire slavon du Reims, dit: Text du Sacre. Ed. facs. en héliogravure, publ. sous les auspices de l'Ac. Nat. de Reims, préc. d' une Introduction historique. Paris—Prague (Reims, Michaud). Fol. frcs. 100,— (aquarellé 300,—). — Introduction à l' Ev., Reims, Michaud. Frcs. 4,—.

Vgl. Francev Zur Geschichte der Ausgaben des Evang. von Reims (russ.), Žur. Min. 330 Juli 126—155. Leger Notes complémentaires sur le Texte du Sacre, Reims 1901, 16 S. — Anz.: Jagić AslPh. 21, 635—636 (der cyrill. Teil erst a. d. 2. H. d. 12. Jhts., eine sw.-russ., auf einer bulg. Vorlage mit Serbismen beruhende Abschrift), Pastrnek LFil. 27, 153—154.

38. **Jireček** K. und **Jagić** V. Die cyrillische Inschrift vom J. 993. AslPh. 21, 543—557.

Besprechung der durch Th. I. Uspenskij, T. D. Florinskij und L. Miletič in Izv. Russk. Arch. Instit. (in Konstantinopel) IV (S.-A. in Sofia, 20 S., ersch.) edierten und behandelten Inschrift und der an sie sich knüpfenden histor. und paläogr. Fragen. Dieselbe lautet (mit Karskijs Ergänzungen): *vъ imę Otьca i Syna i s(vę)tago Ducha azъ Samoilъ rabъ b(o)ž(i)[i]polagaą pamętь [otьc]u i brat[u n]a krъstěchъ sich[ъ. si] imena usъpъš[ichъ: Ni]kola rabъ b(o)ž(i)i, [Natali]é, Dav(y)dъ. napisa[šę sę vъ] lěto otъ sъtvo[renié mir]u* ,SAФ *inъdi[kta* S]. Vgl. noch Miletič Blg. Prěgl. V 9/10, 274—278, E. Karskij RFV. 42, 231—236, V. N. Zlatarski Sborn. za nar. umotv. 15, 20—40, T. D. Florinskij Čtenija v Istor. Obšč. Nestora XIV 2, 73—84.

39. **Jagić** V. Slavica der Laibacher Lycealbibliothek. Sitzb. d. Wiener Ak. 20, 122—134.

40. **Jevsějev** I. Zur altslavischen Bibelübersetzung (russ.). Bull. d. Petersb. Ak. V 10, 355—374.

3. Reste der verschollenen ursprünglichen vollst. Übersetzung der Propheten.

41. **Kałużniacki** E. Zur älteren Paraskevalitteratur der Griechen, Slaven und Rumänen. Sitzb. d. Ak. Wien 141, 8. 93 S.

42 **Sobolevskij** A. I. Wo sind die Kijewer glagolischen Fragmente geschrieben worden? (russ.). Věst. Arch. i Istor. 10, 29—32.

Die Fragmente hat ein Pole in Polen geschrieben (: nach Vermengung von *ą ę*, nach richtigem Gebrauch von ъ ь, nach der 2. Ps. Sg. *podasь* zu urteilen).

43. **Speranskij** M. Zur Geschichte der slavischen Evangelienübersetzung (russ.). RFV. 41, 198—219.

Durch A. Vozkresenskijs Schrift Evangelije ot Marka po osnovnym spiskam četyrech redakcij, Serg. Posad 1894, veranlasst. 1. Das gegens. Verhältnis der Tetraevangelien und Lektionarien.

44. **Zivier** E. Studien über den Kodex Suprasliensis. II. Kattowitz Gebr. Böhm. III, 45 S. 8⁰. 1,50 M.

Bulgarisch.

45 **Ščepkin** V. N. Besprechung von Lavrovs Obzor (Anz. 5, 266) (russ.). Sborn. otd. russk. jaz. Akad. 64, 10, 20—64.

46. **Leskien** A. Die Betonungstypen des Verbums im Bulgarischen. AslPh. 21, 1—10.

Darstellung von 5 Dialekttypen, an welche sich viell. ein 6. Mischtypus anreiht.

47. **Stoilov** A. P. Reflexe der altbulgarischen Aussprache des *y* in neubulg. Dialekten (blg.). Period. spis. XI 4 (58), 566—77.

Serbisch-Kroatisch.

48. **Maretić** T. Gramatika i stilistika hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika (Gramm. und Stilistik der kroat. oder serb. Schriftsprache). Agram Kugli u. Deutsch. VI, 700 S. 9 Kr.

Anz. v. A. Belić Let. Mat. Srp. 200, 170—186, 201, 174—186; P. A. Syrku Izv. II. otd. 4, 1511—1515, Jagić AslPh. 22, 263—278.

49. **Boranić** D. Über die reflexiven Zeitwörter im Kroatischen (kroat.). Rad Jug. Ak. 140, 131—244.

Objektives Reflexivum; Refl. bei Zeitwörtern der Bewegung (*klatiti se* 'vagari'), der Seelenzustände (*gnjeviti se* 'sich ärgern'), des Werdens (*srbiti se* 'Serbe werden'), des Benehmens (*baniti se* 'wie ein Banus sich gebärden') u. A.; *se* bei Zeitwörtern, die als nichtreflexiv andere Kasus als den Akk. regieren; bei neutralen Zeitwörtern, ohne Unterschied der Bedeutung (*cvasti* [*se*] 'blühen'); Reflexivum der Reziprozität; Reflexivum in zusammengesetzten Zeitwörtern; in Lehnwörtern.

50. **Musić** A. Sätze mit dem Partiz. Prät. Akt. II. im Kroatischen (kroat.). Rad Jug Ak. 140, 59—130.

Verschiedene Gebrauchsweisen des *-lъ*-Partizips (auch des Adjektivs) als Prädikat. In der Entwickelung derselben unterscheidet M. 3 Phasen: 1. Das Partizip stand im Hauptsatze als prädikatives Attribut (in konzess. oder hypoth. Sinne), z. B. *laž čuo laž kazujem* 'Unwahres gehört habend Unwahres rede ich'. 2. Dgl. Sätze wurden zu Doppelsätzen, wobei das *-lъ*-Partizip zum Prädikat des Nebensatzes wurde; begünstigt wurde der Prozess dadurch, dass (wie das Adjektivum) das *-lъ*-Part. im Hauptsatze seit jeher als Prädikat auftreten konnte. 3. Schliesslich wird das Part. auch mit Formen des Verbi subst. verbunden (*ako*[*sam*] *laž čuo, tako i kazujem* 'wie ich Unwahres gehört habe, rede ich auch').

51. **Musić** A. Relativsätze im Kroatischen (kroat.). Rad 138, 70—117.

Zwei Kategorien der Relativsätz: 1. das Rel. bezieht sich auf ein Subst., 2. auf ein korrelatives Demonstrativpronomen des Hauptsatzes. Unterschied der individuellen und generellen Indefinita (*neko* 'Jemand', aber ein einziges Individuum, ohne *ne-* 'irgend Jemand'). Verschiedene Arten der Relativsätze je nach dem Pronomen, nach der Satzbedeutung (hypothetische, kausale u. a. Relativsätze, nach der Verbalform (: Konditionalis in Relativsätzen)

52. **Syrku** P. Der Krassowa-er Dialekt (russ.). Izv. II. otd. 4, 640—660.

Gesprochen in 6 Dörfern des Komitats Krassó Szörény in Ungarn ('mehr kroatisch denn bulgarisch', Pastrnek L. fil. 27, 400).

53. **Rječnik** hrvatskoga ili srpskoga jezika (Anz. 10, 276). V 2 (19). S. 161—288 (— *koňokradica*). 4 Kr.

54. **Pajk** M. Ein serbokroat. Wörterverzeichnis a. d. E. des 15. Jhts. AslPh. 21, 639—640.

55. **Zore** L. Lexikalische Nachlese (kroat.). Rad 138, 54—69.

56. **Sremac** St. Ivkova Slava. Novelle. Belgrad (Srpska kńiž. zadruga 55). 199 S.

Novelle mit Dialogen im Niševac-Moraver Dial., einer Übergangsmundart zum westbulg Schoper Dialekt. Mit gramm. Einleitung und Glossar.

57. **Jireček** K. Beiträge zur ragusanischen Litteraturgeschichte. AslPh. 21, 398—542.

U. A.: Slavische Texte des 15. und 16. Jh. aus Ragusa und Stagno (Nachtr. zu ebd. 19, 52 ff.), mit Proben und sprachl. Charakteristiken.

58. **Smičiklas** T. Kultus- und Kulturanfänge der Kroaten. Die Donauländer S. 169—189.

Slovenisch.

59. **Ilešič** F. Slovenica. AslPh. 21, 199—212.

1. Zwei Fälle von Vokalharmonie a. d. Dial. von St. Georgen a. d. Stainz: a. Assimilationen wie *blüze* aus *blizu* u. ä.; b. progressiv in *bujti* aus *ubiti* u. dgl. 2. Einiges zum Wortanlaut: Abfall von aus Präf. *u-* entstandenen *v-*; *ar-* aus anl. *r̥-*. 3. Ein Geschlechtswechsel im Plural (einige, Getreidearten bezeichnende Fem. werden Neutr.) 4. *Dobrъ* — *dobryj* im Dial. von St. Georgen.

60. **Perušek** R. *Bravec* oder *bralec?* Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung (sln.). Laibach. 44 S. 0,60 Kr. (S.-A. aus Dom in Svet).

61. **K. F.** Slovenische Monatsnamen aus dem J. 1466 (sloven.). Izv. Muz. druš. 8, 104—105.

Prosynicz, *setsczan*, *susecz*, *maly trawen*, *weliky trawen*, *bobouczwet*, *maly serpan*, *weliky serpan*, *poberuch*, *listognoy*, *kozowperschk*, *gruden*.

62. **Šašelj** I. Aus dem weisskrainischen Wortschatz (slov.; Anz. 10, 275). Dom in svet. 12, 158—9, 511—2, 544, 575—6, 640.

63. **Štrekelj** K. Slovenske narodne pesmi. 4. Laibach Matica 1898. XXIV, 593—820 S.

Anz. 10, 275. Schluss des I. Bds. (Erzählende Lieder).

64. **Zbornik**. Hsg. von der Slovenska Matica in Laibach. Red. L. Pintar. 1. 259 S.

U. A.: I. Kunšič Beiträge zur Gesch. der litter. Beziehungen zwischen Čechen und Slovenen (Korrespondenzen); Sloven. Bibliographie für 1898 von R. Perušek.

3. Ostslavisch (Russisch).

65. **Budde** E. Musterprogramm zur Geschichte der russischen Sprache (russ.). Uč. Zap. Kazan 66, 5/6, 177—183.

Mit einem Verzeichnis der wichtigsten Litteratur.

66. **Šachmatov** A. A. Zur Entstehung der russischen Dialekte und Stämme (russ.). ŽM. 322 Apr. 324—384.

Š. kombiniert die Ergebnisse der Dialektologie mit historischen Nachrichten. Die heutigen Dialektverhältnisse sind das Resultat

einer langen Entwickelung und gegenseitigen Durchdringung der einzelnen Stämme. In der Vorzeit zerfiel das Russ. in 3 Gruppen: die nördliche, mittlere (hier die westl. und östl. Hälfte) und südliche (mit einer nördl. und einer südl. Unterabteilung). Der westliche Teil der Mittelgruppe löste sich infolge histor. Entwickelung vom östl. los und bildete das heutige Weissruss.; der östl. Teil entwickelte sich im Verein mit der Nordgruppe zum heut. Grossruss. (doch hat sich auch im Westen der nordruss. Einfluss auf einige weissruss. Dialekte geltend gemacht, während im Südwesten wiederum ein Durchdringen weiss- und kleinr. Dialekte zu sehen ist). In der Südgruppe (= Kleinruss.) hat eine Mischung zwischen Elementen ihrer nördlicheren und südlicheren Hälfte stattgefunden. Es macht sich hier eine Spaltung sichtbar, indem einige ungar. Dialekte nordkleinruss. Merkmale aufweisen. Im äussersten Westen ist auch poln. Einfluss wahrzunehmen. Das altruss. Kulturzentrum, Kijew, wurde nicht bloss durch die südruss. Poljanen, sondern auch durch die von den Varägern unterstützte Kriegs- und Handelsbewegung (dem Dniepr entlang) ausgebildet. ("Geistreiche und kühne Kombinationen, wie bei Š. immer": Polívkas Anz. Věst. sl. star. 3, 10). — Im Anschluss daran: E. Th. Budde Entgegnung an Š. und eine Analyse seiner neuesten Ansicht über die Bildung der russ. Dialekte, ebd. Sept. 163—177, mit Šachmatovs Replik ebd. 178—180, der Kolonisation des Räsaner Kreises und der Bedeutung des grossruss. "*a-kan'je*" in der ganzen Frage gewidmet.

67. **Spicyn** A. A. Die Verbreitung der alt-russ. Stämme nach Ausweis der archäologischen Daten (russ.). ŽM. Aug. 301—340. Auch Sep.-Abdruck.

Den Begräbnistypen gemäss zerfielen die Russen im 10. Jh. in 2 Gruppen, die nördl. und südl., im 11. Jh. in 3: die südwestl., nördl. und östl.

68. **Chalanskij** M. G. Aus Studien zur russ. Sprachgeschichte (russ.). Izv. 4, 265—276.

1. Die Anhängsel *-stani -sta -ste -su* (*-s*). Belege. *-sta* aus parenthet. *stalo, stalo byt'*, bzw. vom verstärkenden Impt. *stani* (: *stati*). *-ste* in einigen Fällen aus *jeste*, anderswo aus *jestъ*.

69. **Karskij** E. Th. Eigentümlichkeiten der Schrift und Sprache der handschriftlichen Avraamkas Chronik aus dem 15. Jht. (russ.). Univ. Izv. Varš. 3, 1—44.

Merkmale des Smolensker Dialekts des Schreibers, sowie anderer Dialekte (Einfluss der Vorlagen).

70. **Ljapunov** B. M. Izslědovanije o jazykě sinodal'nago spiska 1-oj novgorodskoj lětopisi (Untersuchungen über die Sprache der Synodalhandschrift der 1. Nowgoroder Chronik). 1. H. S. Petersburg Akademie. VI, 289 S. lex. 8⁰. (Leipzig Harrassowitz. 2,40 M.

A. Einleitung. Paläographisches, Textkritisches. B. I. 1. Die irrationalen Vokale *ъ ь*. 2. Fälle von *ъ* statt *y* und *ь* statt *i*. 3. Gegenseitige Abwechslung zwischen *ъ* und *ь*. 4. Verbindungen Konsonant + *ъ* (oder *ь*) + Liqu. + Kons. — Anz. v. Sobolevskij Žur. Min. 327 Jan. 185—192, Jagić AslPh. 22, 255—263.

71. **Nikol'skij** A. Die Sprache der Ipatischen Chronik (russ.). RFV. 41, 238—275, 42, 23—110.

72. **Slovař** russkago jazyka (Anz. 11, 279). II. H. 3 (6). *za — zagračit*. S. 633—952. 60 Kop.

73. **Sobolevskij** A. I. Über Duvernois' Materialien (Anz. 7, 170). Sborn. otd. russk. jaz. Akad. 64 N. 10, 65—72.

74. **Knauer** Th. Über den Namen *Russe, Russland* (Vortr. am Archäol. Kongr. in Kijew, laut Ber.).

K. verbindet *Roś, Rossija* mit ai. *Rasā* (= Wolga), in *Ruś* (: r. *ruslo*) soll ein **rons-* (av. *Raṅha*) stecken. An der Wolga ist auch die Wiege der Slaven zu suchen.

75. **Ramzevič** N. K. Zum Worte *Rusъ* (russ.). Filol. Zamětki, Woroněž.

76. **Šejn** P. V. Zur Frage der Kunstsprachen (russ.). Izv. II. otd. 4, 277—300.

Verschiedene Arten der absichtlichen Sprachenumbildung.

77. **Čistovič** I. A. Istorija perevoda Bibliji na russkij jazyk (Gesch. der russ. Bibelübersetzung). 2. Aufl. S. Petersburg. 347 S. 2 Rbl.

78. **Weismann** A. D. Zur Geschichte der russischen Grammatik (russ.). Žur. Min. 324 Juli 106—127.

Zur gramm. Terminologie: Diathesis, Zeitform, syntakt. Terminologie.

79. **J. K. Grots** Werke (russ.). II. St. Petersburg Akademie. XV, 939 S. 3 Rbl.

V. Anz. 10, 272. Philologische Aufsätze (1852—1892): I. Zum russ. Wörterbuch, zur russ. Grammatik und Sprachgeschichte. II. Streitfragen der russ. Orthographie (russ. Laute und russ. Schrift). Indices.

Grossrussisch.

80. **Oussof** N. Études expérimentales d'une prononciation russe. La Parole 1, 676—687, 705—718.

1. Action du voile du palais. 2. Action du thorax. 3. Action des cordes vocales.

81. **Šachmatov** A. A. Materialien zur Erforschung der grossruss. Dialekte. VI. (Anz. 11, 242). Beil. zu Izv. IV 1, 1—17.

82. **Pokrovskij** Th. Die Volksmundart des Bez. Tschuchloma, Gouv. Kostroma (russ.). Živ. Star. 9, 330—349.

83. **Šejn** P. Zur grossrussischen Dialektologie (russ.). RFV. 41, 29—70.

Lautliches, Morphologisches, Lexikales aus Sadovnikovs Märchensammlung aus dem Gouv. Samarsk (1884).

84. **Kulikovskij** G. I. Zum Wörterbuch der oloneckischen Lokalmundart (russ.). Etnogr. Obozr. 40/41, 346—351.

Nachträge zu Anz. 11, 243 No. 62.

85. **Nilolajev**. Mundartliches Wörterverzeichnis aus der Provinz Tobolsk (russ.). Živ. Star 9, 487—518.

86. **Smirnov** N. A. Wörter und Redensarten der Diebsprache aus Vs. Krestevskijs Roman "Peterburgskija truščoby" (russ.). Izv. II otd. 4, 1065—1087.

87. **Sobolevskij** A. Velikorusskija narodnyja pěsni (Anz. 10, 282). V. Liebeslieder, 2. H. 1899. 3 Rbl.

Weissrussisch.

88. **Karskij** E. Materialien zur Durchforschung der weissruss. Dialekte. III russ.). Beil. zu Izv. II. otd. 4, H. 3 u. 4. 69 S.

Kleinrussisch.

89. **Florinskij** T. D. Einige Worte über die kleinruss. Sprache (Mundart) und die neuesten Versuche ihr die Rolle eines Organs der Wissenschaft und höheren Bildung zu erobern (russ.; Abdr. a. d. Kijevljanin). Kijew.

Geharnischte Verteidigung der sprachlichen und ethnischen Einheit der Gross- und Kleinrussen (vgl. auch Věstn. Evr. 35 1, 406—416; überhaupt hat die Frage mehrere Kundgebungen hervorgerufen).

90. **Michal'čuk** K. Was ist Kleinrussisch oder Südrussisch? (russ.). Kijev. Starina Aug. 135—195. (Forts. f.). Auch als S.-A. Kiev. 61 S.

Eine linguistische und historische Beweisführung, dass das Klr. eine selbständige slav. Sprache, keine russische Mundart ist.

91. **Broch** O. Ugorskoje narěčije sela Ubli (Der ugroruss. Dial. des Dorfes Ublya im Zempléner Komitate). S. Petersburg. 117 S. 1 Rbl. (Leipzig Harrassowitz 1,90 M.).

92. **Broch** O. Aus der ungarischen Slavenwelt. AslPh. 21, 49—61.

Eine Besprechung von Hnatjuks Etnogr. Materyjaly, in denen eine genauere Lautwidergabe vermisst wird, und Ruski oselji v Baččji (Anz. 11, 245): die ugroruss. Kolonisten, die aus Zemplin und Saros nach Bacs-Bodrog im vor. Jh. übergesiedelt sind, müssen aus einem slovakisch-russischen Grenzgebiet stammen.

93. **Dikarev** M. Klr. *pal'anyća* (Art Backwerk) und griech. πέλανος (russ.). Kijev. Starina Okt. 31—49.

Der griech. πέλανος als Opfergabe für chthonische Gottheiten, *pal'anyća* (auch russ. *blin*, *knyš*) als Totenspende. Griechisches in russ. Volkstraditionen (insbes. Bylinen), nam. Umwandlungen griech. Götternamen (u. A. *Svarog* : Σαυώροχος, Σιὰ Αὐώροχος). *a* in *pal'anyća* für griech. ε teils durch Assimilation, teils durch Einfluss des *l*, wie klr. *Palága* aus Πελαγία, lat. *oliva*, *Siculus* aus ἐλαία, Σικελός u. A.

4. Westslavisch.

94. **Mikkola** J. J. Betonung und Quantität in den westslavischen Sprachen. 1. H. Helsingfors Hagelstam. 99 S.

I. Einiges aus der wsl. Lautlehre. Ursl. *ǫ* (lach. *ą*) = plb. unbet. *ą*, bet. *ǫ* (selt. *ą*). Ursl. *ę* (lach. *į̨ą*) = kasch. *įą* (poln. *ię*), *įǫ* (= poln. *ią*), aber auch, vor weichen Silben, *ī* als Länge, *ë* als Kürze (im Anl. *ji-*, hinter Labialen *i*), wie čech. *ie* (*í*), *é*. (Ähnl. war es einmal auch im Altpoln.). — Ursl. *ъ* = plb. *įá* (*i*) vor harten, *á* vor ursp. weichen Konsonanten; z. B. *pás* *pьsъ, *dán* *dьnь (Ausnahmen durch Assoziation). Dieses plb. *įá*/*á* stimmt, vielleicht nur zufälligerweise, mit Sloven. *e*/*a* überein (sloven. *a* unter dehnender Betonung aus *ь*). Auch im Slk., U.-Sorb. verschiedene Behandlungsweise von ursl. *ь*, jedoch von der plb. verschieden. — Ursl. *tьrt*. Urpoln. war hier *ar* (vor harten) *ir* (vor weichen Kons.) = poln. *ar*, *ir*, *irz* (npoln. *ier ierz*), kasch. *ar* (die Kürze) *ór* (die Länge),

ir iŕ. Durch Kontamination (in Fällen wie *zarno zirnisty*) ist auch poln. (selten) *iar*, kasch. (häufiger) *ịar ịôr* entstanden Ähnl. zuweilen osorb. *ěr* durch Kontamination aus *or* (usorb. *ar*) und *jěr*. [In os. *štvórty* us. *stvórty* = kasch. *ćvjôrti* (aus ursl. *četvьrtъ-jь*) ist *ór* wie im Kasch. die Länge.] — Ursl. *tъrt*: Belege der Länge im Poln. (*ur*, neben sonst. *ar*), Usorb. (*ór*, zuw. *yr ur*), Plb. (*ōr*). — Ursl. *tьlt* wird durch das Kasch. etwas vom Poln. abweichend und nicht einheitlich wiedergegeben. In dem urpoln. Wandel von *tьlt* (mit *ol*, *el* u. A.), hat die Hauptrolle wohl der alte Akzentwechsel, bzw. Verschiedenheit der Tonqualitäten gespielt: die Gesetze sind durch zahlreiche Formenassociationen verdunkelt worden. — Ursl. *tort tolt telt* im Poln. Kasch. Plb. Für *tort* hatte ursp. sowohl das Poln., als auch das Kasch. und Plb. *tart* (kasch. polab. *tart* als Kürze, *tôrt* als Länge; im Poln. nur mehr als Archaismus, haupts. in Eigennamen) neben *trot* (im Poln. verallgemeinert; auch plb. *brŏda*, ksch. *broda* u. s.). Ebenso war aus *tolt* ursp. *tałt* (erhalten in plb. ksch. Eigennamen) neben später verallgemeinertem *tłot*. Auch hier spielten Tonqualitäts- und Akzentverschiedenheiten sowie Ausgleichungen die Hauptrolle. Spuren noch anderer Behandlung ähnlicher Lautgruppen. — Das Kaschubische ist ein integrierender Teil des Poln.; die poln. Dialekte sind in 2 Gruppen (1. kasch., 2. eigentlich poln.) zu teilen. Das Kasch. bildet zugleich einen Übergang zum Polab., welches mit dem Poln. ein einheitliches Sprachgebiet (das Lachische) bildet.

II. Die Betonung der wsl. Sprachen, deren Quantitätsverhältnisse, die (soweit sie nicht mit Kontraktion in Zusammenhang stehen) von Betonungsverhältnissen abhängen und viele gemeinsame Züge aufweisen. A. Čechisch. B. Sorbisch; Wörter, in welchen der Ausfall einer Silbe die urspr. Akzentstelle erkennen lässt. C. Polnisch-Polabisch: 1. Polnisch. 2. Kaschubisch. In den südl. Dialekten liegt der Akz. auf der ersten Silbe, in den nördl. ist er beweglich. Es gibt zwei Akzentqualitäten: die "scharfe" (etwa dem lit. fallenden Ton entsprechend) und die "leichte". Jeder ursl. Vokal ist im Kasch. entweder "gesteigert" (in einigen Dial. diphthongisiert) oder "indifferent" (oft reduziert, oder anceps). Die scharfe Betonung steht auf den gesteigerten, die leichte auf indiffer. Vokalen (z. B. *rĕ'ba* leicht, indiff., Gpl. *rîb* scharf, gesteig., ursl. *ryba rybъ*). Beschreibung des Heisternester Akzentes. I. Simplicia. a. Die Ultimabetonung nur, wenn der Vokal gesteigert ist. b. Endet das Wort auf einen gesteig. Vokal, so kann der Akz. nicht weiter vom Ende als auf der Penult. stehen. Ebenso ist die Penult. betont, wenn die urspr. Penultima oder Ultima ihren Vokal verloren hat. c. Ist die Endung zweisilbig, ist die Antepenult. betont. II. Verbum mit Präfix. III. Nomen mit Präfix. IV. Präposition und Nomen. V. Nomen mit Nom. komponiert. VI. Enklise. 3. Polabisch. Der Akzent teils bezeichnet, teils an den gesteigerten Vokalen zu erkennen. Polab. und Kasch., dem ursp. Zustand der wsl. Betonung am nächsten stehend, ergänzen einander hinsichtlich der Betonung und Qualität. I. Bei steig. Ton ist der Akz. von der Ult. um zwei Silben gegen den Wortanfang verschoben; bei steig. Anfangsbetonung bleibt die Stelle unverändert. II. Ist ein Wort ursp. fallend oder dehnend betont, so steht der Akz. auf einer der beiden letzten Silben: bei fallend betonter 3. oder 4. Silbe vom Ende rückt der Akzent auf die Penult. vor; fallend bet. Penult. behält den Akz., ebenso eine auf Vokal ausgehende Ult. in zweisilb. Wörtern im Kasch., während das Plb. in zweisilb. Wörtern den Akzent von der Penult. auf die Ult. verschoben hat. Eine dehnend betonte Ultima

behält den Akz. in zweisilbigen Wörtern, während er in mehrsilb. auf die Penult. zurückgezogen wird. Auch eine dehnend betonte Silbe, die nach dem jetzigen Stand der Sprache die vorletzte ist, bewahrt den Akzent. — Die ursp. steigend betonten Wörter haben also, falls keine Analogiewirkung stattgefunden, den Akz. auf der Anfangssilbe, die fallend und dehnend betonten auf der Penult. oder Ült. Durch Analogiewirkungen entwickelte sich (z. T. im Kasch., dann im Poln., Sorb., Čech.) teils vor dem eigentlichen Hochton ein Gegenton, teils wurden die Betonungsverschiedenheiten ausgeglichen: und so gelangte das Čech. zur Anfangsbetonung, das Poln. zur Penultimabetonung, während das Sorb. beide Betonungen kombiniert und somit eine Brücke zw. Čech. und Poln. bildet.

95. **Brückner** A. Neuere Arbeiten über das Slaventum jenseits der Oder (poln.). Kwart. hist. 13, 87—93.

Über onomastische und historische Beiträge für sorbische und polabische Länder.

96. **Kętrzyński** W. O Słowianach mieszkających niegdyś między Renem a Labą, Salą i czeską granicą (Sur les plus anciennes demeures des Slaves entre le Rhin, l'Elbe, la Saale et les frontièses de la Bohême). Krakau Akademie. 142 S., 7 Karten. 3 Kr. (= Rozpr. hist. 40 [II 15] 1—142).

1. Zwischen dem Rhein und den späteren Grenzen des Slaventums gibt es gegen 800 Ortsnamen unzweifelhaft slav. Unsprungs (vornehml. Namen auf *-itz*, *-gast*, *Winden Wenden* u. dgl.), die von einer vorgerm. slav. Bevölkerung zeugen. Historische Zeugnisse dafür. Slav. Dörfer. Bauart. Cäsars *Suevi* = *Slaven* (*u* ist *ł*). 2. Traditionen der Germanen von ihrem skandinavischen Ursprung. 3. Geschichte, 4. Kultur der alten Westslaven. Résumés: poln. Sprawozd. d. Ak. April 6—14, deutsch Bullet. Juli 327—337 (vgl. Brückner AslPh. 22, 237 ff.).

97. **Majewski** E. Starożytni Słowianie na ziemiach dzisiejszej Germanii (Alte Slaven auf heutigem deutschen Gebiete). Warschau Wende u. K. 58 S. kl. 8⁰. 0,40 Rbl.

Čechisch (und Slovakisch).

98. **Dolanský** L. Zur Aussprache des č. *i* und *y* (čech.). Čas. Mus. 73, 285—322.

99. **Novák** K. Beiträge zur altčechischen Stammbildungslehre aus Hus' Schriften (čech.). LF. 26, 248—61, 365—70, 449—59.

A. Nominalsuffixe. 1. *-c-*, 2. *-č-*, 3. *-k-*, 4. *-l-*, 5. *-n*-Suffixe.

100. **Hodura** Q. Die Mundart der Leitomyschler Gegend (čech.). Beil. zu Věstn. okr. litom.

101. **Loriš** J. Rozbor podřečí hornoostravského ve Slezsku (Analyse der Ober-Ostrawicer Mundart in Schlesien). Rozpravy der B. Akad. III Kl. VII 1. Prag. 89 S. lex 8⁰.

In Teschener-Schlesien wohnen 1. Lachen in der Nord-Ebene um Freistadt und Oderberg, 2. polnische Walachen um Teschen und Skotschau, 3. Horalen an der ob. Olsa und Weichsel, 4. mährische Walachen im Süd-Westen (gegen Osten bis nach Jablaukau und Lomná, gegen Süden am Moravka-Fl. bis an die ung. Grenze). Loriš beschreibt die 4. Mundart, welche die Hauptmerkmale des

Lach. (poln. Akzent, Verlust der Quantitätsunterschiede, Erweichung von *ne de te*, Gleichheit des Lok. u. Inst. Sg. Masc. N. in der Pronominaldekl.) aufweist, aber für *á* ein *o* hat (= lach. *a*). — Anz. v. Polívka AslPh. 22, 114—116.

102. **Malovaný** J. Syntax der Mundart von Císařov (in Mähren; čech.). Čas. Mat. Mor. 23, 33—49, 150—64, 220—30, 360—7.

103. **Hauer** V. Terminologie der schlesischen Volksbauten (čech.). Č. Lid 9, 99—104.

104. **Kraus** A. *Fafrnoch* [aus d. *wâfenroc*]. Věstn. č. prof. 7, 1—8.

105. **Novák** K. Der Ursprung des Wortes *básník* 'Dichter' (čech). Věstn. č. profess. 6, 74—75.

Ein Beleg bei Joh. Hus. — Im Anschluss daran I. Hošek "Zur Bildung von Wörtern auf *-ík* ebd. 7, 35—41: Nomina auf *-ík* (unrichtige Kunstbildungen abgerechnet) sind nur Denominativa, nicht Deverbativa (*básník* bei Hus ein Schreib- oder Druckfehler für *básenník*). — Weitere Bemerkungen von Novák ebd. 7, 94—98.

106. **Syrku** P. Zur Geschichte des Glagolismus in Böhmen. AslPh. 21, 169—198.

107. **Václavek** M. Der Ursprung und Name der Walachen (čech.). Sbor. Mus. Spol. ve Val. Meziříčí 2.

Václavek sieht in den Walachen echte Slaven, unter Zustimmung Florinskijs Univ. Zap. Kijew 3, 121. Dazu Pluskal ebd. 3, 1 ff. (mit einer unmöglichen Etymologie), Václavek ebd. 4, 45 ff. (Übersetzung eines rum. Referats von G. Nether, worin die urspr. Walachen für dakische und slav. Hirten erklärt werden).

---

108. **Pospech** J. K. Terminologie aus Sebes. 1. Gemeinde, 2. Kleidung. Čas. Mus. Spol. 1, 66—69.

109. **Spusta** St. Zur Terminologie der Volkstracht und der slovakischen Stickereien (slk.). Čas. Mus. Spol. 1, 53—55.

110. **Holuby** J. L. Über Personennamen im Bossáczer Thal (slk.). Slov. Pohl'. 19, 190—204.

111. **Podtatranský**. Slovakische Ortsnamen (alphabet., Forts. f.). Sborn. Mus. Spol. 3, 1—16.

112. **Piesne l'udu slovenského.** (Slovakische Volkslieder). Hsg. von der Slk. Mus.-Ges. I. Lieder aus Zips., hsg. von St. Mišík. Turcz. St. Marten 1898. 143 S.

Ober- und Nieder-Lausitzserbisch (Sorbisch).

113. **Muka** E. Lexikalische Nachträge. 1. Wörter aus den Grenzmundarten, 2. aus den oberlaus. Mundarten. Čas. Mać. LII 2 (101), 114—125.

114. **Radyserb-Wjela** J. Ein Kinderglossar. Čas. Mać. LII 2 (101), 128—130, LIII 1 (102), 41—42.

115. **Kühnel** P. Slavische Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. N. Laus. Mag. 66, 209—261, 67, 43—126, 69, 1—48, 257—283, 70, 57—99, 71, 241—288, 73, 125—179, 74, 193—271, 75, 169—223 (Schluss). — Als S.-A. (5 Hefte). Leipzig Harrassowitz. 8,50 M.

116. **Parczewski** A. J. Die Serben in Preussen nach der Volkszählung v. J. 1890 (laus.). Čas. Mać. LII 2 (101), 65—88.

117. **Hoffmann** L. Die Sprache und Litteratur der Wenden. Samml. gemeinverst. Vorträge 14, 318. Hamburg Verlagsanstalt. 39 S 0,80 M.

Polabisch.

118. **Parczewski** A. J. Nachkommen der Slaven in Hannover (poln.) Wisła 13, 408—15.

Parczewski sieht in den 585 Personen mit "wendischer" Muttersprache im Bez. Lüchow Reste der Drewänen und fordert zur Durchforschung ihrer Sprache auf. — Vgl. Hirt und v. d. Knesebeck AslPh. 22, 318/9, wonach die Lüchower "Wenden" vollständig germanisiert sind und ihre frühere Sprache nunmehr in vereinzelten wend. Bezeichnungen und einigen Familiennamen Spuren hinterlassen hat. S. a. R. Andree Zur Frage nach den hannoverschen Wenden, Zs. f. Volkskunde 10.

Polnisch (und Kaschubisch.

119. **Soerensen** A. Polnische Grammatik I. Leipzig Haberland. 256 S. (Als Ergänzung: Grammatisch-alphabetisches Verzeichnis. der poln. Verba mit Bedeutungsangabe, Beispielen und Nominalableitungen, ebd. 1900, 206 S.).

Neue Konjugationeneinteilung: I. Abgeleitete Verba: 1. *i*-, 2. *a*-. 3. *u*-, 4. *é*-Stämme. II. 5. Wurzel-Verba. III. Doppelstämme: 6. *nq*-/-*n*-Stämme, 7. Stämme mit -*a*- im Infin., 8. -*i*-/-*é*-St. IV. 9. Reste der athemat. Flexion. Im Verz: 1. Kosonantisch und 2. vokalisch ausl. Wurzelstämme (V. Kl.), 3. -*nq*-/-*n* St. (VI), 4. St. mit -*a*- im Inf. (VII). 5. -*é*-/-*i*-St. (VIII), 6. -*i*-St. (I), 7. -*a*- (II), 8. -*u*- (III), 9. -*é*-Stämme (IV),

120. **Krasnowolski**. Systematyczna składnia (Syntax) języka polskiego. Warschau 1897.

121. **Bystroń** J. Przyczynki do składni polskiej (Beitr. zur poln. Syntax). II. Krakau Selbstverl. 44 S.

(S. Anz. 3, 105). Subjektlose Sätze, Adverbien, Wiederholung eines Ausdrucks oder der ganzen Phrase in der Volkssprache, Attraktion u. A.

122. **Loriš** J. S. ob. Nr. 101.

123. **Zawiliński** R. Über den Einfluss des Slovakischen auf die poln. Bergdialekte. Poln. Rés.: Sprawozd. Ak. Krak., 1899. Apr. 3—4.

124. **Bystroń** J. Orthographie und Sprache der poln. Gesetzbücher. Krakau Akad. 110 S. 1,50 Kr. (aus Rozpr. II, 13, 111—220).

Über 4 von Piekosiński 1895 im 3. Bd. des Arch. Kom. praw. hsg. Handschriften a. d. 15 Jh. Rés.: Bullet. d. Ak. 162—65.

125. **Nitsch** K. Die Orthographie und Sprache der "Kazania Paterka" (poln.). Prace fil. 5, 521—585.

126. **Kapuściński** M. Wörterverzeichnis aus der Krakauer Volksmundart (poln.). Lud. 5, 63—4.

127. **Łopaciński** H. Lexikalische Nachträge a. d. 16. Jh. (poln.). Prace fil. 5. 516—520.

128. **Łopaciński** H. Ein lat.-polnisches Glossar a. d. J. 1471. Rés. Sprawozd. Ak. Krakau Juli 5–6.

129. **Karłowicz** J. *Zbrodnia* 'Verbrechen' (poln.). Prace fil. 5, 633–634.

Zu *brod*, *z brodu* (Verirrung von der Fahrt, vom rechten Weg).

130. **Malinowski** L. Sprachliche Miszellen (poln.). Prace fil. 5, 606–632.

P. *uzdrojowisko* (Volksetymologisches). *ćwioro-czworo* (aus urpoln. *čtvero*). Eine Spur des altp. verengten *á* (in *piosnka piosenka* aus **pěsъnъka*). Ap. *stoligwa* 'onocraculus'. Dial. *nks zgn* aus *ns zn*. P. *łopian* **lopenъ* : lit. *lãpas*. P. *nica* 'linke Kleidseite' : sl. *nitъ*. P. *macocha* aus *macecha* durch andere Bildungen auf *ocha* hervorgerufen. P. *piękny* aus **piękry* (*upiękrzyć upiększyć*). P. *dubieł*, eig. *dóbieł* : ksl. *dobelъ*. In sl. *košuta* 'Hirschkuh', wenn mit rum. *ćjutę* verwandt, das Präf. *ko*-. — Ein Denkmal des Schles.-Poln. a. d. 17. Jh. P. *skovyčeć* (zum Präf. *ko*-). Frequentative Neubildungen *zginám zginać*, *vyřynam vyřynać*. P. *szupienie* aus lit. *sziupinŷs*. Sonstige lexikal. (und etym.) Beiträge.

131. **Kurka** A. Słownik mowy złodziejskiej (Wörterbuch der Gaunersprache). Lemberg, Druck. Słowo polskie. 55 S. 16. 0,60 Kr.

132. **Malinowski** L. Powieści ludu polskiejo na S'ląsku (Polnische Volkssagen aus Schlesien). Krakau Akademie. 78 S.

Von Malinowski 1869 in Teschener Schlesien aufgezeichnet, hsg. von Bystroń. Die Mundart im Wes. mit der von Pastrnek (Anz. 11, 247) beschriebenen identisch (LF. 26, 306).

133. **Saloni** A. Das Volk in Przeworsk (poln.). Wisła 13, 97—112, 223—248.

Schluss einer grösseren Sammlung Volkstexte in Mundart u. dgl., auch ein Glossar.

134. **Malinowski** L. Ein Denkmal der poln. Sprache a. d. Anf. d. 16. Jh. (poln.). Rozprawy d. Krakauer Ak. II. Ser. 13, 1–32.

Text des Denkmals (ein Beichtbuch), mit sprachlicher Analyse.

135. **Ptašickij** S. L. Polnische Bibliographie für 1899. Poln. Publikationen zur Geschichte, Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte. Izv. II. otd. 4, 1516—1537.

---

136. **Brückner** A. Randglossen zur kaszubischen Frage. AslPh. 21, 62–78.

Kaschubisch ist ein poln. Dialekt. "Alles, was das Polnische eben zum Polnischen gemacht hat, wiederholt sich genau ebenso im Kasch.". Prüfung einzelner Einwendungen. Ungleichmässige Behandlung von ursl. *tort tъrt tъrt tъlt* im Poln.-Kasch. Sonstige Doppelformen im Poln. Die erheblichsten Verschiedenheiten des Kasch. vom Poln. sind evident spät (wie der Wandel von *ki gi* zu *ći dźi*). Bis zum 15. Jh. war das Kasch. im engsten Zusammenhang mit dem Poln. Ethnographisch und linguistisch gab es seiner Zeit einen einheitlichen Volksstamm, die L a c h e n; einzelne dieser Lachen nannten sich Polanen (und Wislanen), andere Luticer, andere Mazowier, andere Pomorjaner; von ihren sw. Nachbarn schied sie vor allem die Erhaltung der Nasalvokale. Aus der Kontinuität des lach. Sprachgebietes schied am vollständigsten und frühesten das sog.

Polabische aus; doch zerbröckelte seit d. 12. Jh. die lachische Basis durch deutsche Einwanderung immer weiter; auch die Kaschuben sind etwa seit dem 14. Jh. isoliert. Lexikalische Übereinstimmungen des Kasch. und Altpoln.

137. **Gołębiowski** H. Kaschubische Fischer- und Seglerausdrücke (poln.). Roczn. Towarz. nauk. in Thorn 6, 173—178.

138. **Łęgowski** I. Die Slovinzen im Kreise Stolp, ihre Litteratur und Sprache. Balt. Stud. 3, 139—158.

139. **Nadmorski**. Die Slovincen und Reste ihrer Sprache (poln.). Lud. 5, 320-37.

Das Kasch. hat sich nach Untergang der baltischen Slaven an das Poln. angelehnt und bildet heute einen seiner Dialekte, was umso leichter war, als die Sprache der balt. Slaven dem Poln. ganz nahe stand. Die Sprache der Slovincen (am Garden- und Leba-See) steht vom Poln. weiter ab als das Kaschubische in West-Preussen. Lexikalische, lautliche, morphologische Unterschiede (Dual; Lokal ohne Präp. *snieze*, *kolberie*), selbständiges Zahlwörtersystem. Das Gebiet des Slov. war das Zentrum des kasch. Gebiets, ihre Sprache ist "das klassische Kasch." Sprachdenkmäler (Proben).

140. **Ramułt** St. Statystyka ludności kaszubskiéj (Statistik der kaschub. Bevölkerung). Krakau Akademie. 290 S. M. e. Karte. (Anz. 10, 290.)

141. **Tetzner** F. Die Slowinzen und Lebakaschuben. (Beiträge zur Volks- und Völkerk. 8.) Berlin Felber. 272 S. 6 M.

1. Die Kaschubei. 2. Die Bewohner der Kaschubei. Aus der Gesch. und Kulturgesch. der Kasch. 4. Slowinzisches und leba-kaschubisches Schrifttum (auch über die Sprache und Dialekte). Anz. v. W. v. S. Lit. Cbl. 1900 Nr. 34.

142. **N.** Übersicht auf die Kaschuben und ihre Sprache bezüglicher Arbeiten a. d. J. 1887—99 (poln.). Roczn. Towarz. nauk. in Thorn 6, 179—196.

C. Baltisch.

1. Allgemeines.

1. **Mikkola** J. Baltische Etymologien II. BB. 25, 73—6.

8. Lit. *al-vënas* 'ein jeder' u. A.: d. *all*. 9. Lit. *dalgis* 'Sense': lat. *falx* (aisl. *dálkr* 'Mantelnadel', lit. *dilgė* 'Nessel'?). 10. Lit. *dimstis* (aus **dimpstis*) 'Hof': griech. δάπεδον, aisl. *topt*. 11. Lit. *laigo* 'tanzt': got. *laikan* (le. *līgo*?). Daneben lit. *lingúti lingoti*, r. *ljagát'*, p. *ligać* (viell. schon urspr. *i̯*-Verlust vor *n*-Infix).

2. **Johansson** K. F. Anlautendes idg. *b*-. KZ. 36, 342 ff.

S. 385: mare *balticum*, *Baltia*, *Belt* (urspr. wohl die Flussmündungen und sumpfigen Haffe) : ksl. *blato* 'Sumpf'.

3. **Kurschat** A. Die Verbreitung des litauisch-lettischen Volkstammes. Mitt. d. Lit. Ges. 24, 534—548.

Die jetzigen und früheren Wohnsitze desselben.

4. **Jakuškin** E. I. Das Gewohnheitsrecht der russischen anderssprachigen Völker. Material zu dessen Bibliographie (russ.). Čtenija Mosk. Univ. 190. IV, 366 S.

U. A. Bibliographie des lit. und lett. Folklors. Anz. v. A. Maximov Etnogr. Obozr. 46, 145.

2. Litauisch.

5. **Baranovskij** E. A. Bemerkungen über die lit. Sprache und das lit. Wörterbuch (russ., Anz. 11, 249). Sborn. otd. russk. jaz. Akad. 65 Nr. 9.. III, 80 S.

1. Das Bedürfnis eines womöglich alle Mundarten umfassenden Wörterbuchs. Die grossen lexikalen Unterschiede zw. einzelnen Mundarten; metaphorischer Bedeutungswandel. 2. Die lit. Orthographie. Der Ablaut und mit ihm zusammenhängender Bedeutungswandel im Zeitwort. 3. Die Akzent- und Intonationsverhältnisse (vgl. Baranowski und Weber, Ostlitauische Texte 1. Weimar 1882). 4. Silbenzahl und die möglichen Akzent-, Silbenquantitäts- und -qualitätsverhältnisse in Wörtern versch. Grösse. 5. Durch Akzentwechsel bedingte Veränderungen der Silbenquantität. 6. Einzelne Züge der lit. Lautlehre. 7. 11 Mundarten des Gouv. Kowno (in 4 Gruppen); deren Charakteristik. 8. Unzulänglichkeit der russ. Schrift für das Litauische.

6. **Jaunys**. Beschreibung der litauischen Mundarten von Ponevěž (russ.): in Gukovskijs Ponevěžskij ujězd, Kowno 1898, S. 87 ff.

S. BB. 25, 261[2], 266, 268. Für Anz. 10, 292 Nr. 10 ebd. 264. "In žemaitischen Dialekten hat man einen dreifachen (fallenden, steigend-fallenden, steigenden) Silbenakzent, mit dem der dreifache Akzent vom südöstlichen Livland seinem Wesen nach ziemlich genau übereinzustimmen scheint". Endzelin BB. 25, 268[2].

7. **Radziukinas** J. Der Dusia-See (poln.). Wisła 13, 89—96.

Beschreibung mit vielen lit. Lokalnamen.

8. **Brensztein** M. E. Einige žemait. Sagen (poln. übs.). Wisła 13, 348—52.

9. **Drewińska** A. (Biruta). An der preussischen Grenze. Ethnographische Skizze (poln.). Wisła 13, 621—630.

10. **Str**. Brautwerbung und Hochzeit bei den Litauern im Bez. Sessiki, Kr. Wilkomir, Gouv. Kowno (lett.). Balss 22 Nr. 29.

11. **Tetzner** F. Quer durch Preussisch-Littauen. Aus allen Welten 32, 196 ff., 237.

12. **Tetzner** F. Verbreitung der litauischen Sprache und Tracht in Deutschland. Beil. z. Allg. Ztg. 1898 14.

13. **Tetzner** F. Neue Donalitiana. Altpreuss. Monatsschr. 36, 305—10.

14. **Witort** J. Spuren des matriarchalischen Systems in Litauen (poln.). Wisła 13, 505—511.

15. **Wolter** E. Die Erdengöttin der Tschuwaschen und Litauer. Arch. für Religionsw. 2, H. 4.

16. **Mitteilungen** der Litauischen litterarischen Gesellschaft 24 (IV 6). Heidelberg Winter. S. 498—584.

U. A.: Volkslieder und Märchen (publ. von A. Janulaitis u. J. Koncewicz); Režat Etwas über Allitteration in der litauischen Sprache (Belege aus Donaleitis und Sprüchwörtern); A. Kurschat Die Verbreitung des litauisch-lettischen Volkstammes; Prellwitz' Bericht über Bezzenbergers Vortrag über prähistorische Kultur in Litauen; Bibliographie.

17. **Zanavikutis** A. J. Statistika lietuviszkų knygų (Statistique des

livres lithuaniens imprimés en Prusse de l'an 1864 jusqu'à la fin de l'an 1896 et appel de la nation lith. adressé à tout le monde civilisé). Tilsit 1898. Druck v. Mauderode. 96 S. Kl. 8⁰.

Anz. v. Wolter Živ. Stat. 9, 398—399.

3. Lettische.

18. **Schmidt-Wartenberg** H. Phonetische Untersuchungen zum lettischen Akzent. IF. 10, 117—145.

"In einem Dialektgebiet des Lett., dessen Mittelpunkt wohl in Wolmar zu suchen ist, existiert neben dem gedehnten und gestossenen Ton eine dritte Akzentuation, die fallende, die sich zumeist aus der gestossenen entwickelt hat, viell. auch original ist". Beschreibung versch. Tonqualitäten mit Abb.

19. **Auning** R. Giebt es im Lettischen einen Artikel? Protokoll d. 70. Jahresvers. d. Lett. Litt. Ges. S. 78—80.

1. Artikel der Relation (z. B. *dod man to naudu* 'gib mir das [in Rede stehende] Geld'. 2. Der individualisierende Art. (*tas Kungs* 'Gott'). 3. Der generelle Art. (*tahdi un jau ir tee kungi* 'so sind ja die grossen Herrn'). 4. Der pleonastische Art. (*tas ſchēligáis Dīvs* 'der barmherzige Gott').

20. **Walodas druskas** un jautajumi (vgl. 10 X C 41). Austr. 15, 1, 495, 2, 75—6, 394.

jélons-kaimińsch.

21. **Mühlenbach** K. *Rada gabals* (lett.). Austr. 15, 2, 277—8.

Verschiedene Bedeutungen und Verbindungen von *rads* (a. d. Russ. *rod* 'Geschlecht'). *kritns*, *krits* (wie *rātns*, *rāts* 'tüchtig', eig. 'von oben abgeschöpft (*krit*).

22. **Widſemneek** R. Über einige Wörter unserer Schriftsprache (lett.). Austr. 15, 1, 144—8.

Gegen überflüssige Fremdwörter und Neubildungen.

23. **Endzelin** J. Lettische Entlehnungen aus den slavischen Sprachen (russ.). Živ. Star. 9, 285—312.

Historisches über die lett. alten Beziehungen zu den Russen (*Krēvi* 'Russen' : r. *Kriviči*), auch zu den Weissrussen, und die viel geringeren zu den Polen. E. unterscheidet 1. allg. übliche, 2. ebensolche, aber in der Schriftsprache vermiedene, 3. mundartliche, 4. grenzenmundartliche Entlehnungen (besonders viele im Oppelkalner Kirchspiel, Livl, und im Gouv. Witebsk). Verzeichnis der Entlehnungen (nach den slav. Wurzelvokalen geordnet). Es gibt deren bedeutend weniger als im Lit. (nach Brückners Schrift zu urteilen). Morphologische und syntaktische Beeinflussung (für das Lit. s. Brückner 159 ff.) ist im Lett. nicht nachzuweisen. Nur im Inflantischen findet man Spuren einer innigeren Beeinflussung: palatale Aussprache vor *i e* (vgl. Brückner 64) u. A. Syntaktische Beeinflussung (abgesehen von Infl.: Bezzenberger Lett. Dial.-Stud. 75 f.) äussert sich erst in der neuesten Zeit infolge des russ. Schulunterrichtes.

24. **Behrſiṅ** L. Christophorus Füreccerus (lett.). Austr. 15, 2, 253—9, 334—9.

Auch über seine Sprache und grammat. Wirksamkeit.

25. **Teodors.** 100 Jahre der lettischen Journalistik. Mag. f. Litter. 1898 No. 1.
26. **Mühlenbach** K. Über Einsammlung und Deutung lettischer Sprichwörter (lett.). Austr. 15, 1, 64—7.
27. **Winter** A. C. Die Birke im Volksliede der Letten. Arch. f. Religionswiss. II 1/2.
28. **Winter** A. C. Waisenlieder der Letten und Esthen (übs.). Globus 76, 31—5.
29. **Protokoll** der 70. Jahresversammlung der lettisch-litterarischen Gesellschaft, Riga den 8. Dez. 1898. Mitau. 109 S.
   U. A. bibliogr. Bericht von A. Bernewitz, G. Hillner.

4. Preussisch.

30. **Hirt** H. Zur Betonung des Preussischen. IF. 10, 36—38.
   Ergänzungen zu Berneker.
31. **Mikkola** J. J. Betonung usw. (IX B N. 94).
   S. 26 f. werden einige Entlehnungen a. d. Poln. besprochen.
32. **Mayer** W. Altpreussische Bibliographie f. d. Jahr 1898. Altpr. Monatssch. 36, 5/6. Ds. f. d. Jahr 1899. Ebd. 37, 5/6.

Smichov bei Prag. Josef Zubatý.

Autorenregister.

Mitteilungen.

Die indogermanische Sektion auf der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strassburg i. E. vom 1.—4. Oktober 1901.

In der ersten (konstituierenden) Sitzung vom 1. Oktober wurden zu Vorsitzenden gewählt die Herren Proff. Osthoff-Heidelberg und Hübschmann-Strassburg, zu Schriftführern Prof. Horn-Strassburg und der Unterzeichnete. Ausserdem wurde die Vortragsordnung für die folgenden Sitzungen bestimmt.

In der zweiten Sitzung vom 2. Oktober sprach als erster Herr Prof. Osthoff-Heidelberg über den Hund im Indogermanischen. Nach einer Erörterung der Ablautsverhältnisse beim idg. Stamm **k̑uu̯on-* und einer Kritik der bisherigen Etymologien begründet der Redner seine eigene Ansicht: Der Umstand, dass der Hund bei den verschiedensten idg. Völkern seit alter Zeit in erster Linie als Viehhüter diente, berechtigt zu der Annahme, dass **k̑uu̯on-* = **pk̑uu̯on-* ist und eine Ableitung vom Stamme **pek̑u-* 'Vieh' darstellt. — Unser deutsches *hund* ist wohl = idg. **k̑un̥-tó-s* (Suffix *-to-*). — Auch die einheimischen slavischen Bezeichnungen gehören zu **pek̑u-* : *suka* 'Hündin' aus **pk̑eu-kā*, *pьsъ* ist vermutlich Kurzform eines Kompositums, etwa **pьso-stražь* 'Viehhüter'; das *ъ* von *pьsъ* ist derselbe Laut, wie er z. B. im Imperativ *pьci* zu *pekǫ* 'ich backe' vorliegt.

An der Diskussion, in der es sich namentlich um den Vokalismus des lat. *canis* drehte, den O. durch Einfluss von *catulus* zu deuten sucht, beteiligte sich ausser dem Vortragenden noch Dr. Meltzer.

Es folgte ein Vortrag von Prof. Thumb-Marburg: über griechische Elemente in den alten Barbarensprachen und im Albanesischen:

So gering die Reste der alten kleinas. Sprachen, sowie des Thrak., Maked., Illyr. sind, so genügen sie doch gerade, um das Vorhandensein griech. Elemente in denselben festzustellen, so z. B. im Alt- und Jung-Phrygischen und im Thrak. Im Maked. scheinen mehrere chronologische Schichten von griech. Lehnwörtern vorzukommen, wobei freilich die Unsicherheit in der Frage nach der ethnograph. Stellung des Makedonischen dem Zweifel Raum lässt, ob es sich um Entlehnung oder Urverwandtschaft handelt. Für das Illyrische beweisen die messapischen Inschriften mit einigen griech. Wörtern die Thatsache des griech. Einflusses, während das Venetische keinen positiven Ertrag gibt. Da nun aber das Albanesische die Fortsetzung einer illyrischen Mundart ist, so kann auch die Frage aufgeworfen werden, ob das heutige Alb. altgriech. Elemente enthält. Eine genauere Prüfung der griechischen Bestandteile des Alb. führte zum Ergebnis, dass unter denselben Worte stecken, die in Folge ihrer lautlichen Form mindestens so alt wie die lat. Elemente, z. T. sogar älter sind, also in altgriech. Zeit zurückweisen. Es kommen etwa 25 Wörter in Betracht, von denen etwa 10 Nutzpflanzen, die anderen verschiedene Kulturbegriffe oder religiöse Vorstellungen bezeichnen. Bei einigen Wörtern, die man bisher als idg. Erbgut betrachtete (z. B. *drapɛn*, *djamɛ*), ist es nicht ausgeschlossen, dass es sich um ganz alte griech. Entlehnungen handelt. Die ganze Frage wird vom Vortragenden in einer besonderen Monographie behandelt werden.

Zu Bemerkungen nach dem Vortrag ergriffen die Proff. Suchier und Kuhn das Wort.

An dritter Stelle sprach Prof. Hoops-Heidelberg über prähistorischen Getreidebau in Nordeuropa; er verbreitete sich hauptsächlich über das Alter der verschiedenen Getreidearten. Für Einzelheiten verweist H. auf sein Werk "Botanik der Angelsachsen". Eine Diskussion über den letzten Vortrag war der vorgerückten Zeit wegen unmöglich.

In der 3. Sitzung (4. Oktober) behandelte zunächst der Referent das Thema "Zur italischen Flexion des Ind. praes. von *esse*": Für die vom idg. Paradigma abweichenden Formen *sum* — *sumus* — *sunt* muss von vornherein eine solche Erklärung den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben, die sie als einzelsprachliche Neuschöpfungen zu deuten versteht und zugleich mit den oskischen Formen (1. Sg. *som*, 3. Pl. *sent*) fertig sind. Das ist auf folgendem Wege möglich: Zu der 3. Pl. urital. **sent*(*i*) wurde eine 1. Pl. **semos* analogisch geschaffen, woraus lautgesetzlich **somos* wie *hemo* — *homo* (lat. unbetont *sumus*). In der 1. Sg. wird uritalisch aus idg. **esmi* mit Apokope des Schluss-*i* etwa ein **esm̥*, **esem* entstanden gewesen sein, dessen Ausgang -*m* natürlich der Sekundärendung -*m* gleich empfunden wurde. Infolgedessen konnte nach Proportionen wie Imperf. **esām* — **esāmos* (= lat. *eram, erāmus*) usw. die 1. Sg. nach **somos* analogisch zu **som* umgestaltet werden. Im Uritalischen lauteten also die drei Personen nunmehr: **som* — *somos* — *sent*(*i*), und damit stimmt das oskische *som* — *sent* überein. Im Lateinischen, wo überhaupt die unthematische Endung -*ent*(*i*) untergegangen ist, wurde der *o*-Vokalismus sekundär auch auf die 3. Pl. übertragen, also *sont* = *sunt*. — An der Diskussion nahmen Teil die Herren Proff. Hillebrandt, Osthoff und Dr. Meltzer.

Des weiteren sprach Professor Horn-Strassburg über Ablaut und Vr̥ddhi. Die Analogie von Fällen wie aw. *sārah-* : *sarah-* : ai. *śiras-* (statt **śirás-* idg. **k̑r̥rés-*) 'Kopf', ai. *sthāvirá-* : *sthávira-* :

sthūrá- 'stark', ai. (ṚV.) *čyāutná-* : aw. *šyaoϑna-*, ai. (ṚV.) *mārḍīká-* : *mṛḍīká-* aw. *mərəždika-*, griech. ἦθος : ἔθος, griech. γῆρας : ai. *jarás-* u. a., ferner ai. (ṚV.) *sāhá-* : *sahá-* 'gewaltig', *vāhá-* : *vahá-* 'ziehend', (ṚV.) *svāná-* : *svaná-* 'Schall', *tārá-* 'überwindend' : *tará-* 'übersetzend' und andere Nomina agentis; sowie ai. (ṚV.) *nā́huṣa-* : *náhuṣa-* (von *náhuṣ-*), ai. (ṚV.) *vāpuṣá-* : *vápuṣa-* (von *vápuṣ-*), ai. (Br.) *mānasá-* : (ṚV.) *Manasá-* (von *mánas-*), wo Ablaut vorliegt, legt den Schluss nahe, dass Fälle, wo keine Doppelformen überliefert sind, wie ai. (ṚV.) *āyasá-* 'ehern' (zu *áyas-*), *śāradá-* 'herbstlich' (*śarád-*), oder (ṚV.) *vāśá-* 'gehorsam' (Adj.) neben *váśa-* 'Wille' aw. *usah-*, (ṚV.) *pārśvá-* 'Rippengegend' neben *párśu-* aw. *pərəsu-* 'Rippe, Seite', ai. *ārjavá-* 'Geradheit' g. aw. *ārəzva-* 'Gutthat' neben *ṛjú-* bezw. *ərəzu-* gleichartig zu beurteilen seien. *Ārjavá- ārəzva-* zeigen Dehnstufe in erster Silbe der zweisilbigen Basis neben solcher in der zweiten in aw. *rāz-ar-* (Hirt), wie auch ai. *āvíṣ* g. aw. *āviš* 'offenbar' (Bildung wie griech. χωρίς u. a. nach Bartholomae Grundr. iran. Philol. I, 1, 143 § 254, 2 gegen Johansson KZ. 23, 508 Anm. 1) zu ksl. *javě* griech. αἰσθάνομαι usw. und andere. Die charakteristische Bedeutungsveränderung der ai. Vṛddhi ist aber gewiss ursprünglich auch in formell genau analogen litauischen Bildungen anzunehmen, wie *sziaurỹs* 'Nord', d. i. idg. **k̑ēurio̯-* eigentlich 'auf den Nord (lat. *Caurus* idg. **k̑əuro-* ahd. *skūr*) bezüglich' oder in *kiáuras* 'durchlöchert' gegen *kiúrti* griech. cῦριγξ, wennschon sie hier nicht mehr empfunden wird. So ist auch ai. (AV.) *vā́ira-* 'feindlich, Feindschaft' sichtlich eine sehr alte Bildung, da von der Beziehung zu *vīrá-* 'Mann' keine Spur mehr durchschimmert (ähnlich ṚV. *śāktá-* 'Lehrer' zu *śákti-* 'Kraft' u. a.).

Eine Durchsicht des altiranischen Materials hat noch einige Vṛddhibildungen mehr ergeben, als man bisher zusammengestellt hatte. Aber auch im Griechischen findet sich Vṛddhi. Dass hier die Dehnungen in ἠνεμόεις, ἠμαθόεις usw. (Brugmann Grundr. 2, 107 Anm. 1, Schulze Quaest. ep. 147/8) nicht etwa als altererbt in Betracht kommen werden, hat Wackernagel in seinem "Dehnungsgesetz" (1889) gezeigt. Mit demselben Gelehrten wird man ferner ἠνορέη (der Nachbildung aus -ήνωρ stark verdächtig trotz dor. ἀνόρεος, Schulze a. a. O. 147 Anm. 3) u. a. als sekundär erklären müssen. Aber Vṛddhi zeigen griech. τημελής (nur lexikographisch, doch τημελέω u. a. sind belegt) neben τᾰμίας; cτωμύλος zu cτόμα; ἤλεκτρον ἠλέκτωρ (zu ai. *árčati*, also **ārktram *ārktar-*) — ἀλέκτωρ 'Hahn' mag ganz davon zu trennen sein; ἠρέμα zu aw. *airima-* usw. (Bartholomae IF. 7, 60/1) — sind in diesen Fällen Anaptyxen anzunehmen, die das Kürzungsgesetz paralysierten? —; ἥλιος aus *cᾱϝελιος vergl. ai. *Savitár-*; ἠΐθεος 'unverheirateter junger Mann', aus *ἠϝίθεϝος, vergl. idg. **eu̯idheu̯ā* 'Wittwe' (etwa auch ἠλακάτη neben lit. *lañktis* usw. nach Bezzenberger; Basis *elenq?*); ἤπειρος äol. ἄπερρος zu ai. *ápara-* (Prellwitz); ἠγάθεος neben ἀγαθός got. *gōds* usw. (nach Johansson BB. 13, 115/7 'Gleichgewichts- oder Schwebeablaut'). Ferner λᾷον (dor. τὸ λαῖον) genau = ai. *lavyam* 'was geschnitten werden muss'; δηΐος = ai. *dāvyá-* (zu *dunóti*); ἤϊον 'Speise, Reisekost' nach Baunack KZ. 27, 562 aus *ϝήσιον zu Wz. *ves-* 'essen', nach L. Meyer Handbuch d. griech. Etymologie 1, 603 aus *ἤϝεσιον; ᾤα 'als Badegürtel dienendes Schaffell' (L. Meyer; sonst gewöhnlich 'Schafpelz' — L. Meyers strenge Kontrolle der bisher gänge und gäben Bedeutungen ist höchst dankenswert) zu ὄϊς 'Schaf', ai. *āvía-* 'zum Schafgeschlecht gehörig'; ἦνις etwa 'jährig' zu ἕνος 'alt' ἔνος 'Jahr'. Griech. ᾠόν argiv. ὤϝεον 'Ei' (nach Benfey 'vom Vogel herkommend', vgl. οἰωνός) lat. *ōvum* np. *xāya* ist, wenn man die Deutung annimmt,

indogermanisch. Der Vṛddhi sind noch manche Worte verdächtig, wie σπήλαιον (σπήλυγξ lat. *spēlunca*): σπέος, μηκεδανός : μακεδνός, ἠπεδανός : ἀκιδνός (Fick BB. 18, 138) usw. usw.; ἠΰς ist dagegen Ablaut zu ἐΰς (idg. Nom. Sing. **ēvəs-us* griech. ἠΰς; Akk. *évəs-um* in griech. ἐΰς got. *ius-iza* Hirt Nr. 670; Gen. Sing. **ves-eús* in ai. *vás-u-* usw.; eine völlige Schwundstufe vielleicht in ai. *s-ú* aw. *h-u-* ap. *(h)-u-* griech. ὑ-γιής [Brugmann], etwa ursprünglich Neutr. Sing.). Zu Kretschmers (KZ. 31, 454 ff.) lateinischen Vṛddhibildungen vergl. Solmsens Studien zur lat. Lautgesch. 82 ff. (aw. *nāuma-* steht sicher nur graphisch neben *naoma-*, s. Bartholomae Grundr. iran, Phil. I, 1, 157 Nr. 33). Auf Kretschmers Aufsatz war der Vortragende übrigens erst wieder gestossen, als er sich schon selbst seine griechischen Vṛddhifälle gesammelt hatte. Jedenfalls ist Vṛddhi auch in anderen indogermanischen Sprachen zu finden, nur wird das Kürzungsgesetz, das in einem gewissen Umfange doch allgemein anerkannt ist, viel Material heute unkenntlich gemacht haben.

Einzelne Bemerkungen zum Vortrag machten die Herren Proff. Osthoff, Nöldeke, Thumb und Bartholomae.

Darauf berichtete Prof. Bartholomae-Giessen über sein Altiranisches Wörterbuch: Redner setzte die von ihm bei Verwertung und Anordnung des Materials befolgten Prinzipien auseinander und teilte verschiedene neue Einzelheiten mit (*azdya* 'Fett' aus **m̥zd-* zu deutsch *mast* usw., ein Absolutiv *asrutəm* usw.). Nach dem Vortrag spricht Prof. Hübschmann im Namen der Sektion seine Freude darüber aus, dass die Wissenschaft bald mit dem Altiranischen Wörterbuch, als einem neuen Markstein in der Geschichte der arischen Philologie beschenkt werde. Weitere Bemerkungen über Einzelnes machen Proff. Leumann und Nöldeke.

Als Vierter sprach Prof. Leumann-Strassburg über die vierte Präsensklasse im Sanskrit: Nach Behandlung der speziellen Bedeutung dieser Verbalstämme und Konstatierung der Thatsache, dass zu der weitaus grössten Anzahl derselben Participia praet. pass. auf *-ita-* vorliegen, kommt der Vortragende zu dem Ergebnis, dass das Praes.-Suffix *-ya-* in *i+a* aufzulösen ist und demnach eine Denominativ-Ableitung von *i*-Stämmen darstellt. — An der Diskussion beteiligen sich Proff. Hübschmann, Bartholomae, Osthoff, Kuhn und der Referent.

Der Leiter der Sitzung, Prof. Osthoff-Heidelberg, dankt den Mitgliedern der Sektion und speziell den Vortragenden für ihre Mitarbeit. — Zum Schlusse dankt Prof. Bartholomae den Vorsitzenden für ihre Mühewaltung.

Sämtliche Sitzungen der idg. Sektion waren gut besucht, sowohl von Indogermanisten als auch von seiten der Orientalisten, klassischen Philologen, Romanisten und Germanisten.

Leipzig. Ferdinand Sommer.

Vom Thesaurus linguae latinae

sind folgende Lieferungen erschienen:

Vol. I Fasc. II: *absurdus — acuo.*
Vol. II Fasc. I: *an — aplūda, adplūda.*
Vol. II Fasc. II: *aplūdus — Ardabur.*

Personalien.

Am 4. Juli d. J. starb zu Berlin der ordentliche Professor der vgl. Sprachwissenschaft Geh. Regierungsrat Dr. Johannes Schmidt. Eine ausführliche Würdigung der Verdienste Schmidts um die Entwicklung der idg. Grammatik wird später im Anzeiger erscheinen.

Prof. A. Thumb an der Universität Freiburg im Breisgau ist als ausserordentlicher Professor der vgl. Sprachwissenschaft an die Universität Marburg berufen worden. — Prof. Alfred Ludwig an der deutschen Universität in Prag ist mit vollendetem siebzigsten Jahr in den Ruhestand getreten.

Prof. K. Brugmann an der Universität Leipzig wurde zum Ehrenmitglied der "Budapester Philologischen Gesellschaft" ernannt.

Berichtigungen[1]).

Dr. Zupitza hat sich in Berlin für idg., nicht für allgemeine Sprachwissenschaft habilitiert, wie auf Grund der Zeitungsnachrichten Anz. 11, 274 mitgeteilt war. — Nicht Prof. Friedrich Stolz, sondern der Mathematiker Prof. Otto Stolz wurde zum korrespondierenden Mitglied der Kgl. Akademie zu München ernannt (IF. Anz. 11, 274).

Anz. 12 Abteilung II A *1 und 1 (S. 176 und 191) lies L. Scherman statt Schermann.

1) Durch Versehn beim Formieren des letzten Anzeigerheftes weggefallen.

REALLEXIKON

DER

[IN]DOGERMANISCHEN ALTERTUMSKUNDE.

GRUNDZÜGE

EINER

KULTUR- UND VÖLKERGESCHICHTE

ALTEUROPAS

VON

O. SCHRADER.

STRASSBURG,
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1901.

Inhalt.

Vorrede.

Durch *Franz Bopp* und die von ihm begründete Vergleichende Grammatik ist festgestellt worden, dass die meisten Sprachen Europas, nämlich das Griechische, das Lateinische mit seiner romanischen Nachkommenschaft, das Keltische, Germanische, Litauische, Slavische und Albanesische zusammen mit verschiedenen asiatischen Sprachen, dem Indischen, Iranischen und Armenischen, eine Spracheinheit in historischem Sinne bilden. Die Verwandtschaft aller dieser Sprachen kann also nur unter *der* Annahme verstanden werden, dass sie von einer ihnen allen zu Grunde liegenden (indogermanischen) *Ursprache* abstammen, die von einem (indogermanischen) *Urvolk* gesprochen worden sein muss. Diese Forderung eines indogermanischen Urvolks aber eröffnet zugleich für die *geschichtliche* und *kulturgeschichtliche* Forschung einen weiten Ausblick. Denn es ist klar, dass, wie etwa die griechische oder lateinische oder deutsche Grammatik nicht ohne Kenntnis ihrer indogermanischen Vorgeschichte verstanden werden kann, so auch die Geschichte der materiellen und geistigen Kultur der indogermanischen Völker uns erst dann vollkommen deutlich werden wird, wenn es gelingt, ihre Wurzeln in der indogermanischen Urzeit aufzuspüren.

Für diejenigen wissenschaftlichen Bemühungen, welche auf die Lösung dieser Aufgabe gerichtet sind, hat sich mehr und mehr die Bezeichnung *Indogermanische Altertumskunde* festgesetzt, deren Forschungsgebiet also die Zeiträume von den ersten nachweisbaren Zusammenhängen der Indogermanen bis zum Anheben der ältesten historischen Nachrichten bei den Einzelvölkern umfasst, und es fragt sich zunächst, welche Mittel der Wissenschaft zur Verfügung stehn, um in Epochen einzudringen, aus denen naturgemäss jede schriftliche Kunde fehlt. Diese Mittel sind teils *sprachliche*, teils *sachliche*, oder, wenn man lieber will, teils *sachliche*, teils *sprachliche*. Da es aber zweifellos die *Sprachwissenschaft* gewesen ist, die sich *zuerst* den hier gestellten Aufgaben widmete, so wird es gestattet sein, mit der Charakterisierung ihres Anteils an den Bestrebungen der Indogermanischen Altertumskunde zu beginnen.

Indem die Vergleichende Sprachwissenschaft den Wortschatz der *indogermanischen Ursprache* erschliesst, gelingt es ihr zugleich festzu-

stellen, welche Kulturbegriffe schon damals ihre sprachliche Ausbildung gefunden hatten. Aus zwei urverwandten Gleichungen wie scrt. *ávi-*, griech. οἶς, lat. *ovis*, ahd. *ou*, lit. *awìs*, altsl. *ovĭca* und scrt. *ū́'rṇā*, lat. *lâna*, got. *wulla*, lit. *wìlna*, altsl. *vlŭna* lernen wir, dass das Schaf und seine Wolle dem Urvolk bereits bekannt waren, aus scrt. *dáma-*, griech. δόμος, lat. *domus*, altsl. *domŭ* und scrt. *dvā́'râu*, griech. θύρα, lat. *fores*, got. *daúr*, lit. *dùrys*, altsl. *dvĭrĭ*, dass man schon damals Hütten mit Thüren besass, aus einer Sprachreihe wie scrt. *rudhirá-*, griech. ἐρυθρός, lat. *ruber*, got. *rauds*, ir. *rúad*, altsl. *rŭdrŭ* ersehen wir, dass der Begriff des Rots, aus einer solchen wie scrt. *çváçura-*, griech. ἑκυρός, lat. *socer*, korn. *hvigeren*, got. *swaihra*, lit. *szeszìuras*, altsl. *svekrŭ*, dass der des Schwiegerverhältnisses, aus einer solchen wie scrt. *dêvá-*, altlat. *deivos*, altn. *tivar*, lit. *dëwas*, dass die Vorstellung von himmlischen Wesen sprachliche Ausbildung gefunden und also in den Gedanken- und Kulturkreis der Urzeit bereits eingetreten war u. s. w.

In der That sollte man meinen, dass Schlussfolgerungen wie die hier angeführten so klar und unmittelbar überzeugend seien, dass ein vernünftiger Zweifel an ihnen nicht gestattet wäre. Gleichwohl sind in jüngster Zeit zwei Gelehrte, G. Kossinna (Z. des Vereins für Volkskunde VI, 1 ff.) und P. Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896, Cap. 2 und 3) ziemlich gleichzeitig mit der zwar im Grunde auf der Verallgemeinerung eines V. Hehnschen Gedankenganges (vgl. Vf. V. Hehn Ein Bild seines Lebens und seiner Werke 1891 S. 56 ff.) beruhenden, aber in dieser Verallgemeinerung neuen Behauptung hervorgetreten, dass alle derartigen Schlüsse, wie sie von A. Kuhn (Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. Berlin 1845) bis auf die Gegenwart anstandslos gezogen wurden, Trugschlüsse seien, und der vergleichenden Sprachforschung für die Ermittlung der ursprünglichen Kulturzustände der Indogermanen nahezu jeglicher Wert abzusprechen sei. Da es sich hierbei um Einwendungen zweier ebenso gelehrter wie scharfsinniger Forscher handelt, wird es nötig sein, sich ausführlicher mit ihnen abzufinden. „Wie alle Spracherscheinungen“, so lässt sich etwa der Gedankengang P. Kretschmers zusammenfassen, „haben sich auch die sogenannten Kulturwörter über das idg. Sprachgebiet wellenförmig und allmählich ausgebreitet. Eine „gemeinindogermanische“ Gleichung wie scrt. *yugám*, griech. ζυγόν, lat. *iugum* u. s. w. ‚Joch‘ ist in dieser Beziehung prinzipiell nicht anders zu beurteilen, wie die Übereinstimmung von scrt. *pippalī́'*, griech. πέπερι, lat. *piper* u. s. w. ‚Pfeffer‘, die nachweislich erst in historischer Zeit und durch historische Vorgänge zu Stande gekommen ist. Da nun derartige Kulturwörter zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz verschiedener Ausdehnung und von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus sich verbreitet haben,

so ist es unmöglich, durch Addition solcher Kulturwörterreihen ein einheitliches Bild „urindogermanischer“ Kultur zu erhalten. Man ist also nicht imstande, die Kulturverhältnisse einer bestimmten fernen Periode der Urzeit zu ermitteln. Man muss daher damit aufhören, „aus den blossen Wortgleichungen Kulturgeschichte herausdestillieren zu wollen“, und kann dies umsomehr, „als uns die Reste altindogermanischer Kultur selbst durch die Prähistorie in reicher Fülle vor die Augen gerückt sind“. Ganz ähnlich äussert sich Kossinna a. a. O. S. 5: „Hier (d. h. bei Fällen wie got. *ulbandus* aus lat. *elephantus*) wissen wir nun, dass wir es mit Lehnworten zu thun haben. Sobald wir aber zu älteren Zeiträumen hinaufsteigen, für das Germanische etwa zu dem Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr., einer Zeit, deren Kulturzustand durch die Archäologie völlig klar gelegt worden ist, so fehlt uns bis jetzt jede Möglichkeit, Lehnworte dieser Zeit mit den Mitteln der Sprachforschung als solche zu erkennen. Wir kommen so zu der (zweiten) Frage: Ist ein scheinbar urindogermanisches Wort nicht vielmehr ein Eigentum nur einer der idg. Einzelsprachen und in den andern ein späteres, wenn auch immer noch vorhistorisches Lehnwort? In solchem Falle entfällt natürlich die Berechtigung, es der Urzeit zuzuschreiben.“

Beide Gelehrte stimmen also darin überein, dass sie gewisse Sprachreihen, die man bisher „urverwandt“ nannte, als „Lehnworte“ bezeichnen, und da selbstverständlich eine kulturhistorisch wichtige Gleichung, wie das oben genannte scrt. *yugá-* = griech. ζυγόν nicht anders beurteilt werden kann als eine solcher Bedeutung entbehrende Reihe (z. B. scrt. *ájâmi*, armen. *acem*, griech. ἄγω, lat. *ago*, ir. *agat* ‚agant', altn. *aka*), da ferner (nach Kretschmer S. 23) auch die Verbreitung lautlicher, formaler und syntaktischer Neuerungen nur graduell verschieden von derjenigen lexikalischer Übereinstimmungen war, so kann man sagen, dass für Kretschmer und Kossinna sich die ganze idg. Sprachverwandtschaft in eine unendliche Kette von Entlehnungen auflöst. In der That lässt sich gegen eine derartige Anschauung theoretisch nicht viel einwenden, ja, sie muss bis zu einem gewissen Grade als selbstverständlich bezeichnet werden. Denn wie sollte man sich die Entstehung einer Gleichung wie scrt. *pac*, griech. πέσσω, lat. *coquo*, slav. *peką* für ‚kochen' oder scrt. *siv*, griech. κασσύω, lat. *suo*, got. *siuja*, lit. *siuwù* für ‚nähen' anders vorstellen als so, dass solche Wörter an einer bestimmten Stelle des vorhistorischen Sprachgebiets zuerst aufkamen und sich von da über das übrige Sprachgebiet durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm ausbreiteten? Die Hauptfrage für die idg. Altertumskunde scheint mir dabei, worauf ich schon vor längerer Zeit (vgl. a. a. O. S. 59) hingewiesen habe, „nicht die zu sein, ob hier Urverwandtschaft oder Entlehnung vorliegt — zwei in der That in jenen alten Zeiten in einander über-

gehende Begriffe —, sondern ob wir uns die Entstehung solcher Gleichungen noch in einer Zeit denken dürfen, in welcher die idg. Völker bereits in ihren historischen Wohnsitzen angekommen waren, oder ob wir sie in eine Epoche verlegen müssen, in welcher die idg. Völker wie sprachlich so räumlich einander näher standen und keine allophylen Elemente sich zwischen sie geschoben hatten". Da nun P. Kretschmer S. 22 ausdrücklich Gleichungen wie die oben genannten als „prähistorische Termini" bezeichnet, und mit unzweideutigen Worten zugiebt, dass zu der Zeit, da sie sich verbreiteten, „andere sprachliche und ethnische Zustände, eine andere geographische Verteilung der idg. Stämme bestand, als sie uns im Beginn der Geschichte entgegentritt", da ferner auch Kossinna lediglich von vorhistorischen Lehnwörtern spricht, so scheint mir der ganze Gegensatz zwischen der bisher üblichen Auffassung und derjenigen Kretschmers und Kossinnas lediglich auf ein Spiel mit Worten oder höchstens auf eine Verschiedenheit des Standpunkts der Beobachter hinauszulaufen, insofern man mit dem Ausdruck „Entlehnung" mehr den Prozess der Entstehung derartiger Gleichungen, mit dem Ausdruck „Urverwandtschaft" aber mehr das schliessliche Ergebnis, wie es sich von den historisch bezeugten Epochen aus darstellt, ins Auge fasst. In jedem Falle aber bleibt, worauf alles ankommt, der aus solchen Gleichungen sich ergebende Schluss, dass die von ihnen bezeichneten Gegenstände oder Begriffe schon in vorhistorischer Zeit bekannt oder lebendig gewesen sein müssen, in seiner Bedeutung unangetastet. Ob ich z. B. mit H. Hirt (Geogr. Z. herausg. von A. Hettner IV, 1898 S. 381) so sage: „Aus den historischen Zeiten führt uns die Sprachwissenschaft in die prähistorischen zurück. Zu dem wenig(?) sicheren, was sie uns lehrt, gehört, dass die Indogermanen im Besitz des Wagens waren. Die Bezeichnungen für seine einzelnen Teile stimmen bis ins kleinste überein", oder ob ich mich mit Kretschmer S. 49 über denselben Gegenstand so ausdrücke: „Ähnlich zeugen die gemeinindogermanischen Wörter, als Lehnwörter betrachtet, für alte Kulturbeziehungen zwischen den idg. Stämmen. Wenn sich die Bezeichnungen des Wagens und seiner einzelnen Teile, das Wort für ‚fahren' u. s. w. in fast allen idg. Sprachen decken, so wird es sehr wahrscheinlich, dass sich die Erfindung des Wagens von einem Punkte aus (wohlgemerkt zu einer Zeit, „da andere sprachliche und ethnische Zustände, eine andere geographische Verteilung der idg. Stämme bestand, als sie uns im Beginn der Geschichte entgegentritt" s. o.) über das ganze idg. Gebiet verbreitet hat", — das, sollte ich meinen, läuft im Wesen der Sache auf ein und dasselbe hinaus.

Allein im Grunde folgert Kretschmer die angebliche Unfähigkeit der Sprachvergleichung für kulturhistorische Zwecke weniger aus dem Charakter der einzelnen Gleichungen, als aus dem Umstand, dass

es nicht möglich sei, durch Addition derselben die Kulturverhältnisse einer bestimmten fernen Periode der Urzeit zu ermitteln. Hierbei ist nun zuvörderst zu bemerken, dass genau dasselbe, was hier von der Erschliessung einer urindogermanischen Kultur durch sprachverwandte Gleichungen gesagt wird, von der Erschliessung einer urindogermanischen Grundsprache überhaupt gilt. „Besonders ist dabei zu betonen", sagt K. Brugmann Grundriss I², 24, „dass die von uns konstruierten Grundformen zusammengenommen keine Sprache ergeben, die von einer einzelnen geschlossenen Sprachgenossenschaft in einem bestimmten Zeitpunkt gesprochen worden ist. Diese Formen haben vielmehr verschiedenen Gegenden und verschiedenen Zeitaltern angehört. Man kann sie zusammen nur in dem Sinn die idg. Ursprache nennen, wie man etwa von der „deutschen Sprache" auch dann redet, wenn man ihre ganze Entwicklung in christlicher Zeit bis heute mit allen dialektischen Verzweigungen meint. In dieser, im Lichte der Geschichte stehenden Entwicklung können wir für bestimmte Zeitpunkte und bestimmte Gegenden die Sprache fixieren, z. B. für ca. 1000 n. Chr. die Sprache des südwestlichen Gebietes der Alemannen. Für die uridg. Periode ist das unmöglich." Trotz dieser ohne Zweifel richtigen Erwägungen nimmt Brugmann bekanntlich keinen Anstoss, nicht nur einzelne urindogermanische Grundformen, sondern auch ganze Paradigmata derselben zu erschliessen. Welche Logik würde es nun sein, ein derartiges in Wirklichkeit ja allgemein geübtes Verfahren zwar zu billigen, es aber auf der anderen Seite zu tadeln, wenn etwa B. Delbrück am Schlusse seiner Abhandlung über die idg. Verwandtschaftsnamen eine „Übersicht über die Verwandtschaftsnamen der idg. Urzeit" giebt, oder J. Schmidt in seiner Arbeit über die Urheimat der Indogermanen (S. 22) die idg. Bezeichnungen der einzelnen Jahreszeiten zusammenstellt, um so ein Bild der Jahreseinteilung des „indogermanischen Urvolks" oder „unserer Urväter" zu gewinnen? Mögen immerhin derartige Zusammenstellungen, deren hypothetischen Charakter ja niemand verkennen wird, manches chronologisch unebenmässige enthalten, gegenüber der Bedeutung solcher prähistorischer Hilfskonstruktionen für das Verständnis der historischen Zustände werden wir über diese Mängel unserer Methode hinwegsehen, und wir werden dies um so leichter können, als wir allen Grund zu der Annahme haben, dass die vorhistorische Kultur- wie Sprachentwicklung der Indogermanen eine im ganzen gleichmässige, stätige und langsame gewesen sei. Um ein konkretes Beispiel zu gebrauchen: Ich gebe ohne weiteres zu, dass die idg. Gleichungen für ‚Rind', ‚Wagen', ‚Schwiegertochter', ‚Schwiegervater' sich zu verschiedenen Zeiten bei den Indogermanen festgesetzt haben können, verstehe aber erstens nicht, inwiefern hierdurch etwas an der Erkenntnis geändert werden sollte, dass Rind und Wagen ein schon proethnischer Besitz der Indo-

germanen sind, sowie dass in der idg. Familie das Schwiegerverhältnis schon in vorhistorischer Zeit ausgebildet war, und würde *zweitens* denjenigen nicht einer übermässigen Kühnheit beschuldigen, der (etwa bei Besprechung urzeitlicher Hochzeitsbräuche) mit der Möglichkeit rechnete, dass schon die idg. Schwiegertochter auf rinderbespanntem Wagen in das Haus des Schwiegervaters gefahren sei, also das *gleichzeitige* Vorhandensein von Rind und Wagen, Schwiegertochter und Schwiegervater in der Urzeit annähme.

Wenn demnach *die* Bedenken gegen die kulturgeschichtliche Verwertbarkeit der Sprachvergleichung, die aus der Möglichkeit *zeitlicher* Verschiedenheit der idg. Gleichungen abgeleitet werden könnten, zu denjenigen überkritischen Einwänden gerechnet werden können, die Kretschmer S. 99 als „in der Theorie unwiderleglich", „im gegebenen Fall aber ganz und gar unwahrscheinlich" bezeichnet, so ist hier dagegen noch kurz die unleugbare Thatsache der *räumlichen* Verschiedenheit, d. h. der verschiedenen *geographischen* Verbreitung eben dieser Gleichungen zu erörtern. Man spricht von *gemeinindogermanischen* Gleichungen, an denen *alle* idg. Einzelsprachen teil haben, und von *partiellen* Gleichungen, bei denen dies nicht der Fall ist, die also auf 2, 3, 4, 5 u. s. w. Sprachen beschränkt sind. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber, dass im Grunde eigentlich *nur* von partiellen Gleichungen gesprochen werden kann, da die übereinstimmende Benennung eines Kulturbegriffs in wirklich *allen* idg. Sprachen zu den grössten Seltenheiten gehört. Durch solche partiellen Übereinstimmungen werden nun die idg. Einzelsprachen in allen nur denkbaren Gruppierungen und Verhältnissen mit einander verbunden. Sie sind häufig zwischen benachbarten Sprachen, z. B. zwischen Slavisch und Germanisch, und zwischen wahrscheinlich *ursprünglich* benachbarten Sprachen, z. B. zwischen Litu-Slavisch und Iranisch, sie kehren aber in grosser Anzahl auch zwischen weit von einander getrennten Völkern wie Kelten und Indern, Litauern und Italikern (vgl. Kretschmer Cap. V) wieder. Die uns interessierende Frage ist nun: Haben an solchen partiellen Gleichungen auch die übrigen idg. Sprachen einstmals teil gehabt und das betreffende Wort im Laufe der Zeit verloren, oder war die Bezeichnung eines bestimmten Kulturbegriffs von Anfang an auf einen grösseren oder geringeren Teil des vorhistorischen Sprachgebiets beschränkt? Offenbar ist beides möglich und hat beides stattgefunden. Was aber im einzelnen Falle anzunehmen ist, wird sich zwar zuweilen mit einiger Wahrscheinlichkeit, niemals mit unfehlbarer Sicherheit entscheiden lassen. Die Sache läge anders, wenn wir über die Art der Auflösung der idg. Sprach- und Völkergemeinschaft und die aufs engste damit zusammenhängende Frage der engeren Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Völker besser unterrichtet wären, als wir es in der That sind. So aber ist das einzig sichere, was wir in

dieser Beziehung wissen, immer noch lediglich die Thatsache einer näheren Verwandtschaft zwischen Indern und Iraniern (Ariern), Litauern und Slaven. Speziell arische und litu-slavische Gleichungen (z. B. scrt. *sô'ma-* = aw. *haoma-*) wird man daher nicht zur Erschliessung der idg. Urzeit verwenden können. Aber auch wo zwei nicht näher verwandte Völker, wie Slaven und Germanen, oder Germanen und Kelten nachweisbar durch Jahrtausende lange Nachbarschaft mit einander verbunden sind, wird man bei ausschliesslich auf diese Völker beschränkten Gleichungen (z. B. bei got. *gulþ* = altsl. *zlato* oder got. *eisarn-* = ir. *íarn*), wenigstens zunächst, an einen relativ späten Kulturaustausch lediglich zwischen diesen beiden Völkern zu denken haben. Alle übrigen Gleichungen, gemeinindogermanische wie partielle, wird man nach Lage der Dinge in gleicher Weise als „indogermanisch" bezeichnen müssen und aus ihnen schliessen dürfen, dass der von ihnen bezeichnete Kulturbegriff innerhalb des vorhistorischen Sprachgebiets der Indogermanen in grösserer oder geringerer Ausdehnung seine sprachliche Ausbildung gefunden hatte. Es wird dabei für die Kulturgeschichte darauf ankommen, alle etymologisch übereinstimmenden Bezeichnungen eines bestimmten Kulturbegriffs zusammenzustellen. Finde ich z. B., dass die Milch (s. d.) einerseits übereinstimmend im Indischen und Altpreussischen, andererseits im Griechischen und Lateinischen, drittens im Keltischen und Germanischen u. s. w. benannt wird, oder dass für den Begriff des Eides (s. d.) urverwandte Ausdrücke erstens im Indischen, Griechischen, und Italischen, zweitens im Slavischen und Armenischen, drittens im Keltischen und Germanischen bestehn, so werden derartige partielle Gleichungen zusammengenommen dem Vorhandensein einer gemeinindogermanischen Sprachreihe gleichkommen (s. auch die methodologische Erörterung der idg. Ziegennamen u. Kupfer und Ziege). Einer besonderen Erwägung wird es dabei bedürfen, wenn man ganze und grosse Gruppen bedeutungsverwandter Übereinstimmungen (s. z. B. u. Ackerbau und u. Wald, Waldbäume) auf bestimmte Sprachen beschränkt findet.

Wenn aus dem bisherigen hervorgeht, dass Glieder einzelner Wortgleichungen im Laufe der Zeit verloren gegangen sein können, so ist ein solcher Verlust natürlich auch bei ganzen Gleichungen möglich. Es geht also nicht an, ohne weiteres aus dem Fehlen derselben für bestimmte Begriffe negative Schlüsse auf die Kultur der Urzeit zu ziehen. Eine so grosse Binsenweisheit dies ist, so schiessen doch andererseits kategorische Behauptungen wie die Kretschmers S. 68: „Damit ist dieses (nämlich dass man aus dem Fehlen des westidg. Namens des Salzes bei den Indoiraniern nicht schliessen dürfe, dass diese das Salz nicht gekannt hätten) und jedes lexikalische argumentum ex silentio ad absurdum geführt" oder die Hirts (Beilage *zur Allg. Z. 1898* Nr. 51 S. 3): „Und dann ist aus dem Fehlen von

Worten überhaupt niemals etwas zu erschliessen“ über das Ziel hinaus. Zunächst wird ein Unterschied zu machen sein, ob es sich um das Fehlen von Gleichungen für einen einzelnen Begriff oder für ganze Begriffskategorien handelt, wie ein solches z. B. auf dem Gebiet des Fischfangs (s. d.) gegenüber dem der Jagdtiere (s. u. Jagd), auf dem der Schiffahrt (s. d.) gegenüber dem des Wagenbaus (s. u. Wagen), auf dem der Blumenzucht gegenüber dem Ackerbau (s. s. d. d.) u. s. w. beobachtet werden kann. In allen diesen Fällen würde es unmethodisch sein, wenn man das Fehlen oder die Armut der Terminologie auf dem einen Gebiet gegenüber dem auf dem andern herrschenden Reichtum lediglich aus dem Aussterben einst vorhandener urverwandter Gleichungen erklären wollte. Aber auch bei dem Fehlen urverwandter Ausdrücke für einzelne Begriffe wird man immer die begleitenden Umstände in Erwägung ziehn müssen. So nimmt z. B. Delbrück in seinen Verwandtschaftsnamen an, dass es ein idg. Wort für den Begriff der Ehe und ein solches für den des Witwers noch nicht gegeben habe und folgert dies, ausser aus dem Fehlen urverwandter Gleichungen, in dem einen Fall auch daraus „dass in den Einzelsprachen, welche sich auf einer altertümlichen Stufe gehalten haben, kein derartiges Wort (wie „Ehe“) vorhanden sei“, und in dem anderen auch daraus, „dass wir in den meisten Einzelsprachen beobachten, wie neben das alte Wort für Witwe ein jüngeres Wort für Witwer tritt“. Ähnlich wird man das Fehlen eines idg. Wortes für Fenster (s. d.) gegenüber dem Vorhandensein eines solchen für Thür (s. d.) auch deshalb nicht für Zufall halten dürfen, weil die sprachliche Ausbildung dieses Begriffes in den Einzelsprachen Erscheinungen wie Entlehnung (z. B. lat. *fenestra*) und Komposition (z. B. got. *augadaúrô*) aufweist, die jüngeren Kulturbegriffen eigen zu sein pflegen. Nun wird man zwar theoretisch auch jetzt noch einwenden können: „Es ist aber dennoch möglich, dass Wörter für Ehe, Witwer, Fenster in der Grundsprache vorhanden waren, untergingen und durch andere ersetzt wurden“, aber in praxi wird der Sprachforscher, der weiss, dass es sich in allen diesen Dingen nicht um Schlüsse von mathematischer Sicherheit, sondern nur um Wahrscheinlichkeitsrechnungen handeln kann, über solche akademische Einwendungen zur Tagesordnung übergehn. Für mich wenigstens liegt bei diesem Punkte die Sache so, dass wenn ich für einen altertümlichen Kulturbegriff auf dem gesamten idg. Sprachgebiet nirgends eine etymologische Übereinstimmung entdecken kann, ich es zunächst für der Mühe wert halte zu fragen, welches der Grund dieser Erscheinung sein könne.

Die eigentlichen Schwierigkeiten in der Benutzung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung für urgeschichtliche Zwecke liegen demnach nicht auf dem Boden der bisher erörterten Möglichkeiten, sie

sind vielmehr ganz vorwiegend auf semasiologischem Gebiet zu suchen, d. h. in dem Umstand, dass die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung einer urverwandten Sprachreihe nicht immer mit rein sprachlichen Mitteln möglich ist. Auf diese Schwierigkeit hat bereits V. Hehn in den Kulturpflanzen und Haustieren mit aller Deutlichkeit hingewiesen und auch das Mittel zu ihrer Beseitigung, nämlich die Notwendigkeit der Verbindung von Sprach- und Sachforschung, angegeben. Da über diesen Punkt unten ausführlicher zu handeln sein wird, genüge hier die Bemerkung, dass es doch auch in scheinbar verzweifelten Fällen oft nicht an rein sprachlichen Kriterien fehlt, welche eine Entscheidung in diesem oder jenem Sinne nahe legen. So folgt aus der Gleichung scrt. *áçva-* = lat. *equus* u. s. w. natürlich nicht, dass das zahme Pferd bereits den Indogermanen bekannt gewesen sein müsse. Bedenkt man aber, dass neben dieser Gleichung ein besonderer urverwandter Ausdruck für das Fohlen, das Junge des Pferdes (griech. πῶλος = got. *fula*) liegt, so wird, da eine solche Erscheinung bei wilden Tieren kaum nachweisbar ist, der Ansatz, dass das Pferd schon in der Urzeit in ein gewisses Verhältnis zum Menschen getreten war, näher als das Gegenteil liegen.

Es ist daher eine starke Übertreibung des Richtigen, wenn Kossinna, um seine Abneigung gegen die „linguistische Paläontologie" (ein etwas anspruchsvoller Ausdruck, über dessen Berechtigung man streiten kann) des weiteren zu begründen, a. a. O. behauptet, dass wir „nie mit einiger Sicherheit" feststellen könnten, was ein Wort in der Urzeit bedeutet habe. Ein Beispiel sei die Unsicherheit des eigentlichen Sinnes der Metallnamen (z. B. scrt. *áyas* oder griech. χαλκός) sogar noch in den ältesten Litteraturdenkmälern. Denn gesetzt auch den Fall, es liesse sich die ursprüngliche Bedeutung einer Gleichung wie scrt. *áyas* = lat. *aes*, got. *aiz* (ob ‚Kupfer', ‚Erz' oder ‚Eisen') nicht ermitteln, so würde doch auch dann die für die Indogermanische Altertumskunde höchst bedeutsame Thatsache übrig bleiben, dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung wenigstens über ein Nutzmetall verfügten.

Es handelte sich bis jetzt um Kulturbegriffe, für die eine Benennung sich nachweislich schon in vorhistorischer Zeit festgesetzt hat, und um die Schlüsse, die sich hieraus ziehen oder nicht ziehen lassen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass die Namengebung der kulturhistorischen Begriffe überhaupt, auch wenn diese sich nicht über den Bereich der Einzelvölker hinaus verfolgen lässt, von ausserordentlicher Bedeutung für die kulturhistorische Erkenntnis ist.

Wenn die Sprache vor die Aufgabe gestellt ist, einen neuen Begriff zu bezeichnen, verfährt sie und ist, seit Menschen sprechen, in der grossen Mehrheit der Fälle so verfahren, dass sie eine an diesem Begriffe haftende, dem Sprechenden besonders charakteristisch er-

scheinende Vorstellung herausgreift und nach dieser den ganzen Begriff bezeichnet. Das idg. Wort für Mond (s. d.) bedeutet höchst wahrscheinlich der „Messer", weil man schon in grauer Vorzeit die Bedeutung der wechselnden Phasen dieses Gestirns als Zeitmass erkannte. Als sich bei den Germanen die neue Schreibkunst verbreitete, bezeichnete man das Schreiben als „Ritzen" (engl. *write*), weil man die ältesten Buchstaben in Holztäfelchen einritzte. Mit Recht hebt dabei Whitney Leben und Wachstum der Sprache S. 144 hervor, dass bei der hier in Frage stehenden Namengebung immer und überall der Begriff dem Ausdruck vorangehe, und es ist von kulturhistorischer Wichtigkeit hinzuzufügen, dass nicht schon das Vorhandensein einer Erscheinung, sondern erst die Vorstellung von diesem Vorhandensein, d. h. eben ihr lebendig gewordener Begriff zur Ausprägung einer Bezeichnung führt. Wenn es in der idg. Ursprache ein Wort für die Witwe (s. d.), nicht aber für den Witwer gab, so liegt der Grund dieser Thatsache natürlich nicht darin, dass damals nur Frauen, die ihre Männer, aber nicht Männer, die ihre Frauen verloren hatten, vorhanden waren, sondern vielmehr darin, dass das Witwentum durch gesellschaftliche Einrichtungen wie das Gesetz des Ledigbleibens der Witwe oder das ihres Sterbens am Grabe des Mannes zu lebendiger Vorstellung gelangt war, während der Mann, dem seine Frau gestorben war, nach den damals herrschenden Begriffen noch auf gleicher Stufe mit dem stand, der ein Kind oder auch ein Pferd oder eine Kuh verloren hatte. Erst als in gefühlvolleren Zeiten auch der Begriff des Witwers in der Vorstellung der Menschen lebendig geworden war, und sich gegenüber anderen verwandten Erscheinungen deutlicher abgegrenzt hatte, drängte er nach einer sprachlichen Bezeichnung, die diesmal meist durch Maskulinisierung des Femininums (lat. *viduus* : *vidua*) gewonnen wurde. „Jedes neuerworbene Teilchen von Erkenntnis und Kraft", sagt Whitney a. a. O. treffend, „legt der Geist vermittels der Sprache als sicheren Besitz an, fährt immer fort nach neuer Erkenntnis zu streben und grössere Herrschaft über seine Kräfte zu gewinnen, und sichert den Gewinn in derselben Weise. Er arbeitet beständig unter der Oberfläche der Sprache, ändert und verbessert die in den Worten ausgedrückte Einteilung der Dinge, lernt Begriffe, die einst nur annähernd gefasst und ungeschickt gehandhabt wurden, besser beherrschen, presst neue Erkenntnis in alte Ausdrücke — alles, im ganzen betrachtet, mit Hülfe der Sprache, und doch in jedem einzelnen Punkte unabhängig von der Sprache". Es ist dasselbe, was ein anderer Sprachforscher, Fr. Rückert, in seinem schönen Gedicht an die Sprache so ausgedrückt hat:

„Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wusste, dass ich dachte,
Gabest Du mich selber mir.

Liessest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten,
Und mich spielen selbst mit Dir."

Was hier von dem einzelnen gesagt wird, gilt auch von einem ganzen Volk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung.

Indem der Sprachforscher diesem vielverschlungenen Weg der Sprache im Hinblick auf ihren kulturhistorisch bedeutsamen Wortschatz prüfend nachgeht, gelangt er dazu, die Vorstellungen zu ermitteln, welche der sprachlichen Ausbildung der Begriffe zu Grunde gelegt worden sind und durch die Zusammenstellung und Vergleichung der Ideen, die für ein und dasselbe Objekt den Benennungsgrund hergaben, sich der Erkenntnis des Objekts selbst zu nähern (vgl. auch Pott Quinare und vigesimale Zählmethode S. 226 ff.). Auf diesem Wege lernen wir, dass der Eid (s. d.) teils als ‚Selbstverfluchung', teils als ‚Berührung' (sc. des Verderben bringen oder verderben sollenden Gegenstands) aufgefasst wurde, oder dass der Begriff des Geldes (s. d.) in den einen Sprachen durch Wörter für ‚Vieh', in den anderen durch solche für ‚Pelzwerk', ‚Zeug', ‚Schmuck u. dergl. ausgedrückt wurde. Auf diesem Wege ermitteln wir, dass die Kunst des Lesens (s. u. Schreiben und Lesen) als ein ‚feierliches Verkündigen', als ‚Erraten' oder als ‚Sammeln' (der Buchstaben) gedacht wurde, Vorstellungen, die sich aus dem Lesen der geheimnisvollen Zeichen des Losorakels (s. u. Los) ohne weiteres erklären. Auf diesem Wege ergiebt sich, dass der Gedanke der Keuschheit (s. d.) auf sakralem Gebiete wurzelt (geschlechtlich rein für Kultuszwecke), oder dass der der Freiheit (s. u. Stände) aus dem der Stammeszugehörigkeit hervorgegangen ist. Das Mittel der Namengebung beruht in allen diesen Fällen auf den gewöhnlichsten Erscheinungen des Bedeutungswandels der Sprache. Wenn das Schreiben (engl. *write*) als ‚Einritzen' bezeichnet wird, so findet hier zunächst eine Einschränkung der ursprünglichen Wortbedeutung durch das Hinzutreten näher bestimmender Elemente (Einritzen zum Zwecke der Mitteilung an andere) statt, wenn aber dann dasselbe Zeitwort für jede Art der schriftlichen Mitteilung (nicht bloss für das durch Einritzen) gebraucht wird, geht die Einschränkung durch das Ausscheiden determinierender Elemente in eine Erweiterung der Wortbedeutung über. Eine andere Form des Bedeutungswandels als dieser auf Determination beruhende ist der durch Association in der Weise erfolgende, dass neue Begriffe an bereits vorhandene angelehnt werden, sowie der auf einfache Bedeutungsübertragung hinauslaufende, bei der ein neuer Kulturbegriff einfach nach der Ähnlichkeit benannt wird, die nach irgend einer Seite zwischen ihm und schon bekannten Dingen stattfindet. Ein Beispiel für den ersteren Sprachvorgang ist die Ausbildung der indischen *Metallnamen, die* durch Association mit dem schon idg. Namen des Kupfers

(scrt. *áyas* = lat. *aes*) entstanden sind: scrt. *hiraṇya-* ,Gold', eigentl. ,gelbglänzendes', *rajatá-* ,Silber', eigentl. ,weissglänzendes', *çyâmá-* ,Eisen', eigentl. ,bläuliches' sc. *áyas*, Beispiele für die letztere Spracherscheinung sind es, wenn auf germanischem Boden das spätere Glas (s. d.) nach dem früheren Bernstein, oder bei den Griechen die spätere Zitrone (s. d.) nach dem Holz der Zeder oder des Wachholders benannt wird. Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung, namentlich in chronologischer Beziehung, auch derartige Beobachtungen für die Kulturgeschichte werden können. Und so erweist sich denn das gesamte Gebiet des Bedeutungswandels der Sprache, soweit es sich um kulturhistorische Begriffe handelt, als eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube sachlicher und historischer Erkenntnis. Welch ein Stück geschichtlicher Entwicklung liegt vor uns ausgebreitet, wenn wir sehen, wie zahlreiche Benennungen der Mitgift (s. d.) eines Mädchens aus alten Wörtern für den Kaufpreis desselben hervorgehn, oder wie die ältesten Bezeichnungen des Gastfreunds (s. u. Gastfreundschaft) ursprünglich den ,Feind' und ,Fremden' benannten, oder wie Wörter für Schlüssel (s. d.) eigentlich ,Nagel', oder solche für Brücke (s. d.) eigentlich ,Furt' oder solche für Bogen (s. u. Pfeil und Bogen) eigentlich ,Eibe' u. s. w. bedeuteten. Derartige Einzelbeobachtungen liegen in ungezählten Wörterbüchern und anderen etymologischen Arbeiten in Hülle und Fülle zerstreut vor. Auf dem Boden der Idg. Altertumskunde allein können sie zu fruchtbaren Erkenntnissen zusammengefasst und verarbeitet werden.

Nicht selten geschieht es nun aber, dass die Sprache zur Bezeichnung eines neuen Kulturbegriffs nicht den im Bisherigen geschilderten Weg beschreitet, sondern dafür einen fix und fertig aus der Fremde entlehnten Ausdruck sich aneignet. Wir kommen damit zu dem Fremdwort und seiner kulturhistorischen Bedeutung, über die wir uns kurz fassen können, da sie im allgemeinen (auch von Kretschmer S. 49) anerkannt wird. Nur Kossinna erhebt auch hier wieder Einwendungen: „Wir müssen uns", sagt er S. 5, „ebensowohl hüten, zu viel Worte in die Urzeit hinaufzurücken, als zu wenig, und damit kommen wir zu dem dritten sprachgeschichtlichen Bedenken, das sich darauf gründet, dass wir keine Ahnung von dem Umfange des zweifellos sehr grossen Verlustes haben, den der urzeitliche Sprachschatz innerhalb jeder Einzelsprache erlitten hat. Jede aus der Fremde eingeführte, vielleicht recht unwesentliche Veränderung eines Gegenstands konnte ein Urwort zum Aussterben bringen und ein Fremdwort dafür einführen. Dieses Fremdwort nimmt dann der „linguistische Paläontologe" zum Beweise einer Lücke im voraufliegenden Kulturleben, während es thatsächlich nicht in eine Lücke getreten ist, sondern heimisches Gut verdrängt hat. So sind die Worte „Kupfer" und „*Pferd*" spätrömische Lehnworte. Pferde gab es aber als Haustiere

bei den Germanen nachweislich schon in der jüngeren Steinzeit, und das Kupfer wurde ihnen bereits am Ende der Steinzeit bekannt". Wenn man dies liest, sollte man glauben, dass derartige Erwägungen, wie sie hier angestellt werden, dem Sprachvergleicher bis auf G. Kossinna unbekannt gewesen seien. Und doch habe ich selbst lange vor ihm zu wiederholten Malen (vgl. besonders Sprachvergleichung und Urgeschichte[2] S. 203 ff. und meine Vorrede zur VI. Auflage von V. Hehns Kulturpflanzen p. XIV ff.) ausführlich über die methodische Verwertung der Fremdwörter gehandelt und dabei ausdrücklich gerade auch auf die von Kossinna angeführten Schwierigkeiten hingewiesen. An ebendenselben Stellen habe ich aber auch gezeigt, dass „nicht alles aus der Sprache schliessen können" nicht heisst „nichts aus der Sprache schliessen können", und wenn Kossinna doch selbst sagt, dass „die Veränderung" eines Gegenstands die Einführung eines Fremdworts bedinge, so finde ich wiederum, dass er dasselbe sagt wie ich auch. Denn was ist Geschichte und geschichtliches Leben anders als „Veränderung"? Über eben diese Veränderung der Kulturbegriffe aber erhalten wir durch das Fremdwort Aufschluss. Es ist zweifellos sicher, dass die Entlehnung des deutschen Wortes „Pferd" aus lat. *paraverēdus* (gerade dieses Beispiel habe ich a. a. O. gebraucht) nicht beweist, dass die Deutschen ihre Pferde von den Römern erhielten. Es ist aber ebenso sicher, dass sie auf die Übernahme einer besonderen Verwendung des Pferdes, nämlich der des Postpferdes (s. u. Post) aus römisch-romanischem Kulturgebiet hinweist. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, was besonders gegen die Schlussfolgerungen V. Hehns (s. u.) bemerkt werden musste, dass die Entlehnung von lat. *murtus* aus griech. μύρτος nicht beweist, dass die Myrte selbst aus Griechenland in Italien einwanderte, wohl aber dass sie unter griechischem Einfluss daselbst angepflanzt, verbreitet, verehrt wurde. Es ist selbstverständlich, dass die Deutschen schon ehe sie ihr „kaufen" aus lat. *caupo* bildeten, kauften und verkauften, und doch eröffnet uns gerade diese Entlehnung (s. u. Kaufmann) ein so lebensvolles Bild des römisch-germanischen Handelsverkehrs, wie keine Ausgrabung und kein Bericht eines antiken Schriftstellers es uns darbietet.

Und so steht es denn mit diesem Einwand gegen die Benutzung der Sprachwissenschaft für kulturhistorische Zwecke wie mit allen anderen. Sie haben ihre Berechtigung dem Forscher gegenüber, der *pingui Minerva* das sprachliche Material handhabt und etwa aus Ficks Vergleichendem Wörterbuch ein Bild der Urzeit oder aus Saalfelds Tensaurus Italo-graecus ein Bild der griechisch-römischen Beziehungen rekonstruieren wollte. Sie verlieren ihre Bedeutung demjenigen gegenüber, der sich wohl bewusst ist, dass jede sprachliche Gleichung, die auf Urverwandtschaft ebenso wie die auf Entlehnung beruhende, ehe sie als Baustein benutzt werden kann, einer sorgfältigen Prüfung hin-

sichtlich ihrer Tragfähigkeit bedarf. Allgemeine auf jede einzelne Thatsache passende Regeln lassen sich hierfür bei der Mannigfaltigkeit der zu bedenkenden Gesichtspunkte allerdings schwerlich aufstellen. Jeder Fall hat gewissermassen seine eigene Methode. Über die Prinzipien der Sprachbenutzung für die Kulturgeschichte wird man daher immer streiten können, wie man seit lange mit Vorliebe darüber gestritten hat. In concreto zeigt sich glücklicher Weise, wie schon aus dem obigen hervorgeht, dass eine Übereinstimmung, sobald man wenigstens um Sachen, nicht um Worte streitet, in der Mehrzahl der Fälle nicht allzu schwer zu erzielen ist. Und so stehen wir denn, trotz der gemachten Einwendungen, noch immer auf dem „veralteten" Standpunkt, den J. Grimm einnahm, dass wir in der Geschichte der Sprache eine der reichsten und lebendigsten Quellen kulturhistorischer Erkenntnis erblicken und trösten uns über die Versuche, auch an dieser Wahrheit zu rütteln, mit den resignationsvollen Worten Goethes:

„Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
der Weise mangelte dem Stein". —

Über eins aber kann in methodologischer Beziehung kein Zweifel sein — und auf diesen Punkt habe ich, seitdem ich überhaupt auf dem Gebiete der Idg. Altertumskunde arbeite, mit aller mir zu Gebote stehenden Deutlichkeit hingewiesen[1]) —, nämlich darüber, dass diese Prüfung der sprachlichen Thatsachen in engster Fühlung mit den auf idg. Boden uns entgegentretenden Realien geschehen muss.

Die Sprachbetrachtung muss von Sachbetrachtung begleitet sein. Diese führt uns zunächst zu derjenigen Wissenschaft,

---

1) Vgl. K. Brugmann über Sprachvergleichung und Urgeschichte[1] im Lit. Centralblatt 1883 Nr. 39: „Der Vf. kommt zu dem Resultat, dass die Sprachwissenschaft, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, nicht im stande sei, ein zuverlässiges Bild der vorhistorischen Kulturzustände zu entwerfen; sie müsse mehr als es bisher geschehen sei, die archäologische Paläontologie und Geschichtsforschung zu Hülfe nehmen. Darin wird jeder dem Vf. beistimmen können", und Curt Wachsmuth Einleitung in das Studium der alten Geschichte Leipzig 1895 S. 320: „Auf die prinzipiellen Bedenken, die einer einseitigen Verwendung der Sprachwissenschaft zu derartigen kulturgeschichtlichen Rückschlüssen entgegen stehn, machte dann aber mit gutem Grunde O. Schrader aufmerksam: besonders hob er verschiedene, die ganze Betrachtungsweise empfindlich störende Möglichkeiten hervor, die im einzelnen zu umschränken schwer fällt . . . . . So riet Schrader, mit der sprachlichen Paläontologie die archäologische zu verbinden und glaubte durch diese kombinierte Methode, die sowohl den indogermanischen Urschatz als die ‚prähistorischen' Funde verwertet, die Kultur der Urzeit erschliessen zu können, die er als die ‚steinzeitliche' der Schweizer Pfahlbauten definierte". Ich erlaube mir auf diese beiden, leicht zu vermehrenden Zeugnisse, ein älteres und ein jüngeres, über den wirklichen Charakter meiner Methode hinzuweisen, da man es neuerdings bequem findet, mich als einseitigen „linguistischen Paläontologen" hinzustellen, wovon gerade das Gegenteil richtig ist.

welche mit Hacke und Spaten in die Tiefe der Erde steigt, um die Zeugen vorgeschichtlicher Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, leibhaftig dem Auge blosszulegen, der archäologischen Prähistorie. Es ist eine erfreuliche Thatsache, dass dieser Forschungszweig aus der Rolle des Aschenbrödels, die er den philologisch-historischen Disziplinen gegenüber lange Zeit gespielt hat, sich durch die aufopferungsvolle Thätigkeit hervorragender Männer zu einer selbständigen und geachteten Stellung mit eigener Methode und einer Reihe gesicherter Resultate emporgeschwungen hat. Wie sollte da nicht auch die Indogermanische Altertumskunde zur Aufhellung der vorhistorischen Kulturverhältnisse der idg. Völker von ihren Ergebnissen Nutzen ziehn, die in der That geeignet sind, wie es Kossinna gut ausdrückt, den oft „blassen" sprachlichen Konstruktionen die „blühende Farbe der archäologischen Realitäten" zu verleihn? Dass die Indogermanen schon in der Urzeit sich darauf verstanden, Gefässe (s. d.) zu formen, könnten wir allein aus der Sprache lernen. Wie aber diese Gefässe beschaffen, mit welchen Verzierungen sie geschmückt waren, ob man sie aus freier Hand gestaltete, oder schon die Drehscheibe (s. u. Töpferscheibe) anzuwenden verstand u. s. w., kann uns nur die Prähistorie lehren. Ja so hoch ist die Schätzung eben dieser Wissenschaft in neuster Zeit gestiegen, dass es eher notwendig erscheint, vor einer Überschätzung ihres Wertes für die Indogermanische Altertumskunde zu warnen, als ihre von keinem Kundigen mehr bezweifelte Bedeutung ausführlicher darzulegen. Wir meinen hierbei nicht, dass die wissenschaftliche Bestimmung und Ausbeutung eines archäologischen Fundes kaum einer geringeren Zahl von natürlich andersartigen Fehlerquellen wie irgend eine sprachliche Gleichung ausgesetzt ist, wir wollen hier nur auf zwei, der archäologischen Prähistorie ihrer Natur nach anhaftende Mängel aufmerksam machen.

P. Kretschmer sagte, wie wir oben sahen, wir sollten der Sprachwissenschaft den Laufpass geben, da „uns die Reste altindogermanischer Kultur selbst durch die Prähistorie in reicher Fülle vor die Augen gerückt seien", und dasselbe ist die Meinung G. Kossinnas. Es fragt sich dabei nur, was wir unter „altindogermanischer Kultur" verstehen. Nach Boeckh ist die „Kulturentwicklung der Völker" gleichbedeutend mit der „geschichtlichen Bethätigung des Geistes der Völker", und fast scheint es, als ob die neueren diese „Bethätigung des Geistes der Völker" nur in Töpfen und Krügen, in Dolchen und Schwertern u. s. w. suchten. Denn wie hoch man auch immer den Wert der Prähistorie anschlagen möge, zweifellos ist doch, was auch H. Hirt zu wiederholten Malen richtig hervorgehoben hat, dass ihre Erkenntnisse sich auf verhältnismässig beschränkte Teile der urzeitlichen Kulturwelt beziehn. Wenn auch gewisse Ansiedelungen, wie namentlich die Schweizer Pfahlbauten, ein ziemlich vollständiges Bild wenigstens der materiellen

Kultur ihrer Bewohner gestatten, so handelt es sich doch in der Mehrheit der Fälle um vereinzelte und versprengte Fundstücke oder um Gräberfunde, d. h. um die Gaben, welche der unverbrannten oder verbrannten Leiche bei der Beisetzung mitgegeben wurden, und die der Natur der Sache nach einem beschränkten Kreis von Gegenständen entstammen. Vor allem aber werden wir von der Prähistorie nie etwas über das Familien-, Staats- und Rechtsleben und nur weniges über die religiösen Anschauungen der Urzeit erfahren oder zu erwarten haben, so dass also die gesamte geistige und sittliche Entwicklung des vorhistorischen Menschen auf diesem Wege für uns in Dunkel gehüllt bleibt. Gerade hier greift die Sprachvergleichung ergänzend ein, die mit ihrem Licht alle Seiten der vorhistorischen Kultur beleuchtet, und nur in diesem, nicht in einem die sachliche Forschung ausschliessenden oder beschränkenden Sinne habe ich „Über den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage" (Jena 1887) gesprochen, den Kretschmer (S. 50) als ein „Unding", V. Hehn freilich, dem Kretschmer wohl ein Stimmrecht in diesen Fragen gestatten wird, als einen „schönen Entwurf, der der Erfüllung harrt"[1]) bezeichnete. In der That sind Gleichungen wie scrt. *páti-* = griech. πόσις für den Haus- und Familienvater, scrt. *rā́j-* = lat. *rêx* für den Häuptling des Stammes, aw. *kaênâ-* = griech. ποινή für die Rache und ihre Loskaufung durch die Busse, scrt. *dêvá-* = lat. *deus*, lit. *diẽwas* für gewisse himmelentstammte Wesen prähistorische Funde, denen die archäologische Prähistorie selbst nichts ähnliches an die Seite zu setzen hat.

Und noch ein zweiter Nachteil dieser letzteren Disziplin dem sprachlichen Material gegenüber muss hier angeschlossen werden. Man mag Gleichungen wie die eben genannten für urverwandt oder als uralte Lehnwörter ansehn, eines ist doch sicher, dass sie auf kulturhistorische Zusammenhänge zwischen indogermanischen Völkern hinweisen. Der archäologische Fund an und für sich aber steht, in je ältere Zeit er zurückgeht, umso mehr jenseits aller ethnischen Verhältnisse, und, falls es nicht gelingt, eine Beziehung zu diesen herzustellen, auch jenseits alles wirklich historischen Interesses.

Eine solche Beziehung habe ich anzubahnen versucht, indem ich schon in der ersten Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte (1883) den Nachweis zu führen unternahm, dass die in den ältesten

---

1) V. Hehn an den Verfasser am 29. März 1887: „Sie haben mir durch Ihre akademische Rede wiederum ein angenehmes und wertvolles Geschenk gemacht. Sie entwerfen darin den Grundriss, das Fachwerk einer künftigen sprachwissenschaftlichen Kulturgeschichte und halten dem Forscher alle Gesichtspunkte vor, die er bei diesem Geschäft sich stellen kann oder muss. Ein schöner Entwurf, der der Erfüllung harrt! Einzelne Partien sind ja schon mehr oder minder ausgeführt, nicht am wenigsten durch Sie selbst" u.s.w.

Pfahlbauten der Schweiz zu Tage getretene Kultur der jüngeren Steinzeit sich im Grossen und Ganzen mit derjenigen Kulturstufe deckt, welche wir auf linguistisch-historischem Weg als die der ältesten europäischen Indogermanen erschliessen können. Es zeigt sich, dass die wichtigsten Bestandteile jener ältesten Pfahlbautenkultur, also z. B. die daselbst nachgewiesenen Haustiere oder Kulturpflanzen oder die von den Pfahlbauern geübten Künste des Nähens, Spinnens, Webens u. s. w. sich durch urverwandte Gleichungen belegen lassen, während für Kulturgegenstände, die bisher in der ältesten Pfahlbautenzeit nicht nachgewiesen werden konnten, also z. B. für Esel, Maultier und Katze oder für den Roggen und Hanf auch die sprachlichen Belege in dem Wörterschatz der europäisch-indogermanischen Urzeit in der Regel vermisst werden (s. auch u. Kupfer und Steinzeit). Dasselbe wie von der Kultur der ältesten Schweizer Pfahlbauten gilt aber von den neolithischen Ansiedlungen Europas überhaupt, und so gelangen wir auf diesem Wege, auf dem ich unter den Archäologen z. B. bei M. Much (Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen II. Auflage, Jena 1893), unter den Sprachforschern z. B. bei W. Streitberg[1]) und H. Hirt[2]) Zustimmung gefunden habe, zu einem doppelten Ergebnis: einmal zu dem, dass die proethnischen Zusammenhänge der Indogermanen in die neolithische Zeit fallen, und zweitens zu dem, dass der auch von allgemeineren Gesichtspunkten aus nächstliegenden Annahme nichts im Wege steht, schon das neolithische Europa sei in weiter Ausdehnung von Indogermanen bevölkert gewesen[3]). Damit aber ist für den Linguisten und Prähistoriker eine

1) „Eine Thatsache von grosser Tragweite, auf die vor allem O. Schrader hingewiesen hat, ist, dass die Kultur der jüngeren Steinzeit überraschende Ähnlichkeit mit derjenigen zeigt, die wir aus sprachlichen Momenten für die idg. Urzeit erschliessen können“, W. Streitberg Die Urheimat der Indogermanen Feuilleton d. Frankf. Zeitung vom 15. März 1893.

2) „Die gleiche Kulturstufe wie sie in den Schweizer Pfahlbauten vorliegt, müssen nach Ausweis der Sprache die Indogermanen, zum mindesten die Europäer, erreicht haben“, H. Hirt Geogr. Z. herausg. von A. Hettner IV, 1898 S. 374 (s. auch u. Kupfer und vgl. die Anm. auf S. XVIII).

3) Zu dem gleichen Resultat kommt auf Grund allgemeinerer Erwägungen auch P. Kretschmer S. 57; doch tadelt er den Weg, auf dem, wie ich glaube, dasselbe allein beweisbar ist. Seine Einwendungen lassen sich an folgenden zwei Fällen zugleich deutlich machen und — widerlegen. Der neolithischen Kultur war die Ziege als Haustier bekannt, die Gans als solches unbekannt. Nun, meint Kretschmer, fehle gerade für die Ziege ein gemeinindogermanisches Wort, während umgekehrt für die Gans (scrt. *haṁsá-* = griech. χήν u. s. w.) ein solches vorhanden sei. Was nun aber das erstere Beispiel anbetrifft, so sind für den Ziegenbock so viele partielle Übereinstimmungen in den idg. Sprachen vorhanden (s. u. Ziege), dass mit uns auch Uhlenbeck Beiträge XIX, 330 und Hirt in Hettners Geogr. Z. IV, 379 das Vorhandensein von Ausdrücken für dieses Tier in der idg. Ursprache folgern (s. oben S. XI über die Verwertung partieller Gleichungen). Im

gemeinsame ethnographische Basis gegeben, von welcher sie zur Erklärung der weiteren kulturgeschichtlichen Entwicklung unseres Erdteils zusammen ihren Ausgangspunkt nehmen können.

Die Notwendigkeit eines Zusammengehens von Sprach- und Sachforschung auf dem Boden der Idg. Altertumskunde tritt mit besonderer Deutlichkeit ferner bei den Versuchen hervor, über die Genesis unserer Flora und Fauna Licht zu verbreiten, Versuche, die die Sprachforschung zu engen Berührungen mit der botanischen und zoologischen Paläontologie führen mussten. Ich kann hier an das kurz schon oben genannte Buch V. Hehns Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa (I. Auflage, Berlin 1870) anknüpfen. Wie der Titel dieses Werkes andeutet, sollte in demselben der Nachweis geführt werden, dass die wichtigsten Charakterpflanzen des Südens zusammen mit einer Reihe von Haustieren erst in historischer Zeit durch die Hand des Menschen aus dem Orient, gewöhnlich wie Hehn annahm, aus Syrien oder den Pontusländern, nach Europa verpflanzt und hier weiter verbreitet worden seien. Was den Verfasser zu dieser Annahme einer grossartigen Orientalisierung der europäischen Flora, von der ich hier allein sprechen will, führte, war, abgesehen von historischen Erwägungen, die Beobachtung, dass die sprachliche Entlehnung auf dem Gebiet der Kulturpflanzen eine sehr umfangreiche ist. Griech. κάννη „das Rohr" ist aus dem Semitischen entlehnt, lat. *murtus* ‚die Myrte' aus dem Griechischen. Beweist dies nicht, dass auch von den beiden Pflanzen die eine von den Semiten zu den Griechen, die andere von den Griechen zu den Römern kam? Die philologische Argumentation Hehns fand einstimmigen Beifall bei den Philologen. Seitens der Naturforscher wurden Bedenken laut. So machte O. Heer, der bekannte Bearbeiter der Pflanzen der Schweizer Pfahlbauten, darauf aufmerksam, dass Myrten-, Lorbeer- und Mastixblätter schon in den ältesten Tuffen am Fuss des Aetna entdeckt worden seien, und dass daher diese Pflanzen nicht in historischer Zeit in Italien eingeführt worden sein könnten. V. Hehn antwortete in dem Vorwort zur II. Auflage sehr kühl: „Ich habe Italien genommen wie es war, als in historischer Zeit sich hier die erste höhere Kultur entwickelte; welche Pflanzen es in einer früheren Erd-Epoche trug, ist mir gleichgiltig.... Erst hätte Herr Professor Heer aufzeigen müssen, dass von den ältesten Tuffen des Aetna oder den diluvialen Travertinen Toskanas in der

---

zweiten Falle aber übersieht Kretschmer, dass wir den archäologischen Funden nicht allein die linguistischen, sondern die linguistisch-historischen Ergebnisse gegenüber stellen, und diese lehren uns eben, dass die Gans (s. d.) in der idg. Urzeit noch kein Haustier gewesen sein kann, da sie es auch in historischer Zeit in den ältesten Epochen der Einzelvölker noch nicht ist.

That ein ununterbrochener vegetativer Zusammenhang bis auf die Zeit geht, wo die geschichtlichen Zeugnisse beginnen. Kann er diesen Nachweis führen, so will ich gern einräumen, dass mich meine historischen Mittel an diesem Punkte falsch beraten haben." Naturforscher und Philologe hatten sich nicht überzeugt, und doch gab und giebt es für beide keine besondere Wahrheit.

Als es sich daher darum handelte, nach dem Tode V. Hehns eine Neubearbeitung des berühmten Buches zu veranstalten, schien es nötig, um diese und andere Streitfragen, welche sich an dasselbe knüpften, wenn möglich zu schlichten, die Arbeit gemeinsam einem Naturforscher und Philologen zu übertragen. Für den botanischen Teil wurde Prof. A. Engler, der Direktor des Berliner Botanischen Gartens, gewonnen. Indem ich auf die Ausführungen dieses Gelehrten in dem Vorwort zu der Neubearbeitung des Hehnschen Werkes[1]) verweise, hebe ich nur hervor, dass es der heutigen Botanik allerdings möglich ist, den von Hehn vermissten Nachweis der vegetativen Kontinuität zwischen früheren und der jetzigen Erdpoche im westlichen und südlichen Europa zu führen. Engler schliesst: „Wir sind daher berechtigt, von allen Pflanzen, welche am Ende der Tertiärperiode oder in der Interglacialperiode oder auch bald nach der Glacialperiode in Südeuropa existierten, anzunehmen, dass sie ohne Zuthun des Menschen dahin gelangt sind". Dem Philologen blieb es übrig zu zeigen, dass in der That V. Hehn aus sprachlichen Kriterien nicht selten zu viel geschlossen habe, dass z. B. lat. *murtus* auch deswegen aus dem Griechischen entlehnt sein könne, weil die Römer von den Griechen die Verehrung der Myrte als des Baumes der Aphrodite übernahmen Das Gesamtresultat Hehns bleibt trotzdem bestehen, nur dass man in recht vielen Fällen nicht eine Übertragung der Pflanze selbst aus dem Orient nach Griechenland oder aus Griechenland nach Italien, sondern nur die ihrer Kultur annehmen muss.

Wenn so bei den im Hehnschen Buch behandelten Pflanzen durch die gemeinsamen Überlegungen des Botanikers und Philologen, wie ich hoffe, zuverlässigere Ergebnisse gewonnen worden sind, so steht die gleiche Aufgabe auf zahlreichen anderen Gebieten des Pflanzenreiches, soweit es in den Dienst der idg. Völker getreten ist oder Beziehungen zu ihrer Kultur gewonnen hat, noch bevor. So werden von Hehn die Getreidearten, die Pflanzen des Gemüsegartens (mit Ausnahme der Cucurbitaceen, Hülsenfrüchte und Zwiebelgewächse), die technisch verwertbaren Pflanzen (mit Ausnahme des Flachses und Hanfes), die Heil- und Zauberkräuter u. s. w. entweder gar nicht oder nur im Vorüber-

1) V. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere, VI. Aufl., neu herausgegeben von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin 1894. Eine II. Auflage dieser Neubearbeitung, die VII. des Buches, ist in Vorbereitung.

gehen behandelt. Über die Ursprünge und Verbreitungsgeschichte aller dieser Pflanzen aber sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Hier ist also (ebenso wie auf dem Gebiete des Tierreichs) noch ein weites Feld gemeinsamer Thätigkeit für Naturforscher und Philologen geöffnet.

Es erübrigt, ein Wort über die Beziehungen der indogermanischen Sprachwissenschaft zu derjenigen Wissenschaft zu sagen, welche den Menschen selbst, nicht als ζῷον πολιτικόν, als Kulturträger, sondern als ζῷον in naturwissenschaftlichem Sinne zu erforschen bestrebt ist, zu der Anthropologie. Ich kann mich über diesen Punkt umso kürzer fassen, als er von P. Kretschmer in seiner oft genannten Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896 Cap. II mit ausgezeichneter anthropologischen Sachkenntnis und in dem gleichen Sinne wie vorher von mir (Sprachvergleichung und Urgeschichte² Zur Methodik und Kritik der linguistisch-historischen Forschung Cap. I: Die idg. Sprach- und Völkerverwandtschaft, und in der Aula 1895 S. 364 ff.) erschöpfend und richtig behandelt worden ist. Als die Anthropologie sich der indogermanischen Frage zuzuwenden begann, schien es einen Augenblick, als ob der ganze Begriff des Indogermanentums vor ihren Rassenkonstruktionen, in die er sich in keiner Weise einfügen liess, in sich zusammenbrechen werde. Indessen ist das Gegenteil der Fall gewesen. Der Gedanke einer idg. Sprach- und Völkereinheit ist siegreich aus allen Anfechtungen hervorgegangen. Keine der anthropologischen Hypothesen, auch nicht die auf die Verschiedenheit des Baues des menschlichen Schädels gegründeten, haben ein für die genealogischen Verhältnisse der Völker entscheidendes und allgemein anerkanntes Merkmal ergeben. „Ein so sicheres Faktum", sagt Kretschmer a. a. O. mit Recht, „wie die idg. Spracheinheit, eine so scharfe ethnische Abgrenzung wie dieselbe gegen die Nachbarvölker erlaubt, hat keine der anthropologischen Theorien, die sich mit der idg. Sprache beschäftigen, aufzuweisen vermocht." So nützlich und fruchtbringend daher auch die anthropologischen Untersuchungen für die Naturgeschichte des Menschen sein mögen, für die Völkerkunde im allgemeinen und für die Indogermanische Altertumskunde im besonderen haben sie bis jetzt nur einen sekundären Wert erlangt (s. näheres u. Körperbeschaffenheit und u. Urheimat der Indogermanen).

Wir haben bis jetzt gesehen, dass die für das Verständnis der indogermanischen Sprachverwandtschaft notwendige Voraussetzung eines indogermanischen Urvolks zu der Frage führte, ob es nicht möglich sei, wie die Sprachentwicklung, so auch die Kulturentwicklung der Indogermanen bis in die Epoche dieses Urvolks zurückzuverfolgen. Wir haben ferner gesehn, welche Mittel die Sprachwissenschaft selbst für die Erfüllung dieser Aufgabe darbietet, Mittel, die jedoch vielfach nur dann zu un-

anfechtbaren Ergebnissen führen können, wenn die Sprachbetrachtung sich mit sorgfältiger Sachbetrachtung verbindet. Diese Sachbetrachtung leitete uns zunächst zu eine Reihe unter einander nahverwandter Disziplinen, welche den Vorzug mit einander gemein haben, durch prähistorische und paläontologische Funde mehr oder weniger direkt in die Urzeit hinüberzuführen, andererseits aber auch den gemeinsamen Nachteil besitzen, sich auf verhältnismässig beschränkte Teile der urzeitlichen Kulturwelt zu beziehn. Die Indogermanische Altertumskunde würde daher bei der Rekonstruktion ihres Bildes der Urzeit über ein sehr lückenhaftes Material verfügen, wenn ihr nicht noch ein anderes Mittel für ihre Zwecke zur Verfügung stände, das der Vergleichung der bei den idg. Völkern historisch bezeugten oder noch jetzt lebenden Realien und Institutionen.

Diesen Weg zu wandeln hat uns V. Hehn gelehrt. Sein Ausgangspunkt dabei ist ein doppelter. Einmal werden auf das sorgfältigste alle Nachrichten gesammelt, welche die Schriftsteller des Altertums und Mittelalters uns über die Sitten und Gebräuche der europäischen Nordvölker, vor allem der Kelten, Germanen und Slaven hinterlassen haben. Das andre Mal wird dieses tote Material belebt und vervollständigt durch die Erfahrungen, welche Hehn selbst, durch ein für ihn selbst widerwärtiges, aber für die Wissenschaft heilsames Lebensschicksal in das Innere Russlands verschlagen (vgl. Vf. V. Hehn, ein Bild seines Lebens und seiner Werke Berlin 1891 S. 23 ff.), bei diesem rückständigen Zweige der idg. Völkerwelt gesammelt hatte. Diese Bedeutung der Slaven für die Urgeschichte der Indogermanen wird Hehn nicht müde, immer aufs neue hervorzuheben. Vgl. De moribus Ruthenorum S. 118: „Sie (die Russen) sind sehr alt, uralt und haben das älteste konservativ bewahrt und geben es nicht auf. An ihrer Sprache, ihrer Familienverfassung, ihrer Religion, ihren Sitten, ihrem Aberglauben, ihrem Erbrecht u. s. w. lässt sich das früheste Altertum studieren“, Italien II. Aufl. S. 236: „Die Slaven . . . . . bilden für den Kulturhistoriker eine reiche, bisher noch so gut wie unberührte Fundgrube von Altertümern. Selbst in den Gegenden um Moskau, also im Herzen Russlands, sowie in Kleinrussland kann der aufmerksame, mit der Sprache bekannte Beobachter tausendmal an Homer und das bei Homer geschilderte Leben erinnert werden“, Baltische Monatsschrift Januar 1864: „Die Baltische Monatsschrift verdient es wohl (viele Abonnenten); denn hat sie nicht auch in ihrer Art ein wichtiges Amt zu verwalten, ist sie nicht auch, gleich ihrer berühmten Pariser Kollegin, eine Warte beider Welten? Der kleinen baltischen nämlich und jener auswärts liegenden, ganz anders gearteten, ungeheuer ausgedehnten byzantinisch-slavischen Welt, die mit eignen Schriftzeichen schreibt, mit eigenen Kügelchen auf Draht-

stäben rechnet, ihre Grütze so körnig isst, wie der Perser seinen Reis, und sich mit dem Vor- und Vaternamen nennt, wie die Völker des Altertums, der Welt uranfänglicher Dorfgemeinschaft, stammartig wachsender, durch kein Prinzip der Pers nlichkeit sich auflösender Familie." Erst nachdem so dem Kulturhistoriker auf dem schwankenden Boden der Urgeschichte ein δός μοι ποῦ στῶ gegeben ist, wagt es Hehn, sich der glänzenderen Kulturwelt des klassischen Altertums zu nähern und die beiden Fragen aufzuwerfen: Wie sind einerseits Griechen und Römer aus den in jenen Zeugnissen noch vorliegenden Anfängen idg. Kultur zu den vielbewunderten Völkern des Altertums geworden, und andererseits, welche Überreste der Urzeit lassen sich auch bei ihnen noch nachweisen?

Die hier geschilderte Methode V. Hehns, über die Grenzen der Überlieferung vorzudringen, kann man zugleich als neu und als — uralt bezeichnen. Neu ist sie gegenüber den bis auf ihn üblichen rein sprachlichen Rekonstruktionen der Urzeit, deren umfangreichste in dem grossen Werk des Genfer Gelehrten A. Pictet Les origines Indoeuropéennes (1859—63) vorliegt. Uralt ist sie, wenn man bedenkt, dass schon Thukydides in der Einleitung zu seinem Geschichtswerk, in der er ein Bild der griechischen Urzeit zu entwerfen unternahm, diesen Weg einschlug. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung das V. Kapitel des ersten Buches, in dem der Geschichtsschreiber zeigt, dass im ältesten Hellas fortwährende Raubzüge zwischen den einzelnen Stämmen stattfanden, und dass diese Quelle des Erwerbs damals für die Beteiligten noch nichts ehrenrühriges hatte. Den Beweis für diese Anschauung findet er einmal darin, dass der geschilderte Zustand noch zu seiner Zeit bei zurückgebliebenen Stämmen wie den Ozolischen Lokrern, den Ätolern und Akarnanen herrsche, das andre Mal darin, dass man noch im ältesten Epos den angekommenen Fremdling unbedenklich frage, ob er vielleicht ein Räuber sei, der über das Meer gekommen wäre. Πολλὰ δ' ἄν, fügt er Cap. VI hinzu, καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον. „Auf viele andere Züge könnte man noch hinweisen, in denen sich altgriechischer Brauch mit dem moderner Barbarenvölker deckt."

Einiges bleibt zur näheren Charakterisierung der Quellen und Methoden dieser Realien- und Institutionenvergleichung zu bemerken übrig. Bei der Benutzung der Nachrichten, welche uns Griechen und Römer über die Nordvölker Europas hinterlassen haben, vergesse man nicht eine Erscheinung in Rechnung zu stellen, auf die Alexander Riese in einem feinsinnigen Programm Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Litteratur (Frankfurt a. M. 1875) zuerst zusammenfassend hingewiesen hat, die Erscheinung nämlich, dass die klassischen Autoren in schroffem Gegensatz zu einem in die

'iefe der Dinge steigenden Forscher wie Thukydides vielfach der Ieinung waren, die uns auch in neueren Litteraturepochen gelegentlich u begegnen pflegt, dass Tugend, Glück, Wohlfahrt allein in den einacheren Verhältnissen der Barbaren zu finden seien, deren Zustände ie daher nicht selten in rosiger Verklärung schauten und schilderten.

Neben den antiken Nachrichten über die Nordvölker sind natürlich uch, was von V. Hehn nicht immer geschehen ist, ihre einheimischen Quellen zu Rate zu ziehn, die so relativ später Zeit sie angehören, nd so sehr sie schon unter südlichen Einflüssen stehen mögen, doch eiche Fundgruben vorhistorischer Altertümer enthalten. Man denke a dieser Beziehung etwa an Gesetzgebungen wie die irischen Brehon-;esetze und die ältesten slavischen Pravdas, oder an Dichtungen wie len angelsächsischen Beowulf und den altsächsischen Heliand u. s. w.

Unter den Völkern der Gegenwart erweisen sich neben den Russen, die Hehn bei seinen obigen Ausführungen besonders im Auge latte, für die Rekonstruktion der Urzeit, namentlich auf dem Gebiete ler Familie, der Sippe und des Stammes, auch die südslavischen /erhältnisse von hervorragender Wichtigkeit, die daher sowohl Delbrück a seiner Untersuchung über die Verwandtschaftsnamen wie auch der Jnterzeichnete in der zweiten Auflage von Sprachvergleichung und Jrgeschichte (1890) vielfach zur Vergleichung herangezogen hat. Dieser Ansicht schliesst sich auch H. Hirt an, der in neuerer Zeit Bosnien ind die Herzegowina selbst bereist hat. „Bei den Südslaven ist bis um heutigen Tage eine Familien- und Wirtschaftsform, die *zadruga*, ebendig geblieben, die sicher in sehr alten Zeiten wurzelt" (Jahrb. f. Jationalök. u. Stat. III. Folge, XV, 458), und „Hier lebt vor allem och die Familien- und Wirtschaftsform, die wir für die Urzeit voraus-etzen dürfen. Mir ist in diesen Ländern das Bild jener Epoche, das ch durch Studium gewonnen hatte, erst lebendig geworden" (Hettners Geogr. Z. IV Jahrg. 1898 S. 387). Es ist zu wünschen, dass Hirt eine Reisebeobachtungen auf diesem Gebiet bald der Öffentlichkeit lbergeben möge. In religionsgeschichtlicher Beziehung haben sich, vie das hervorragende Buch H. Useners Götternamen, Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung Bonn 1896 zeigt, vor allem lie litauischen Götternamen und Gottesvorstellungen als wichtig ür das Verständnis des ältesten idg. Glaubens erwiesen (s. u. Reli-;ion).

Der charakteristischste Punkt der Hehnschen Sachvergleichung st immer das Bestreben, von den primitiven Kulturverhältnissen der Nord-Indogermanen aus einen Aus- und Einblick in die Kulturentwick-ung des klassischen Altertums zu erhalten. Gerade umgekehrt ist der Weg, den B. W. Leist in seinen Büchern Graeco-italische Rechts-;eschichte (1884), Altarisches Jus gentium (1889), Altarisches Jus ;ivile I (1892), Altarisches Jus civile II (1896) einschlägt, um die

vorhistorische Rechtsordnung der Griechen und Römer zu ermitteln und auf dieser Grundlage das historische Recht der Griechen und vor allem das der Römer zu verstehen. Aus dem Kreise der idg. Völker greift er in dem ersten Werk die Griechen und Römer, in dem zweiten die Inder, Griechen und Römer, also beliebige, d. h. nicht durch nähere Verwandtschaft mit einander verbundene, aber sämtlich schon bei Anheben der Überlieferung auf verhältnismässig hoher Kulturstufe stehende Völker heraus, um durch eine Vergleichung ihrer Rechtsordnungen bis zu ihrem „Stammrecht" vorzudringen. Erst in dem letzten der genannten Werke werden auch die Rechtsbildungen der Nordvölker vergleichend herangezogen, ohne auf die längst vorher feststehenden Grundanschauungen des Verfassers noch einen massgebenden Einfluss ausüben zu können. Meine Bedenken gegen diese Forschungsweise des Verfassers, die um so sicherer zu übertriebenen Vorstellungen von dem religiösen, sittlichen und rechtlichen Leben der Indogermanen führen musste, als auch von den Ergebnissen der Sprachforschung nicht selten ein unhistorischer Gebrauch gemacht wird, habe ich zu verschiedenen Malen dargelegt (vgl. Sprachvergl. und Urgeschichte² S. 202, 353 ff., Deutsche Litz. 1893 Nr. 19), und sehe jetzt, dass ähnliche Einwendungen auch von anderen gemacht werden. So äussert vom juristischen Standpunkt R. Löning in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtsw. V, 553 ff.: „Meist beiseite gelassen hat der Vf. dagegen die rechtlichen Anfänge der übrigen idg. Völker, insbesondere der Germanen, welche ihm durch ihre weniger gefesteten sakralen Ordnungen in einem wesentlichen Gegensatz zu Griechen und Italern stehend erscheinen. Dagegen lässt sich zwar an sich nichts einwenden(?); doch ist andererseits zu beachten, dass uns für kein Volk gerade die Urzustände so gut bezeugt sind, wie für die Germanen, und dass gerade von hier aus die relativ sichersten Schlüsse auf die idg. Rechtsanfänge überhaupt und damit indirekt auch auf die der Graeco-Italiker gezogen werden können." So bemerkt E. Meyer Geschichte des Altertums II, 45 von historischem Standpunkt, dass die Untersuchungen Leists zwar im einzelnen sehr viel richtiges und wertvolles enthielten (womit auch wir durchaus übereinstimmen), ihre Grundgedanken aber sehr problematisch seien; denn die nachgewiesenen Übereinstimmungen beruhten weit mehr auf Gleichheit der Kulturbedingungen als auf vererbtem Gut. So glaubt Oldenberg Die Religion des Veda S. 464² vom Standpunkt der Religionsgeschichte, dass Leist bei der Erklärung gewisser indischer Hergänge viel zu weit in dem Bestreben gehe, dieselben nach scharfen juristischen Begriffen zu konstruieren u. s. w. Gänzlich ablehnend gegen die Gedankengänge Leists verhält sich offenbar R. v. Ihering in seinem Werk Vor-

geschichte der Indoeuropäer[1]) (Leipzig 1894), in dem er, so oft sich auch die Gelegenheit dazu bietet, die Leistschen Forschungen — öfters zu seinem Schaden — völlig ignoriert.

So glauben wir also, dass die Hehnsche und Leistsche Methode sich feindlich einander gegenüberstehen wie Feuer und Wasser, und eine prinzipielle Vermittlung zwischen ihnen nicht denkbar ist.

Anderer Meinung ist freilich P. v. Bradke in einer Besprechung des Leistschen Jus civile I in dem Anzeiger für Indogerm. Sprach- und Altertumskunde VI, 6 ff. „Mit Viktor Hehns ‚Kulturpflanzen',“ heisst es am Schluss, „bilden die Leistischen Arbeiten die Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung des arischen (indogermanischen) Altertums. Scheinbar sind die beiden Männer entgegengesetzte Wege gegangen ...... Doch widerspricht sich nichts, beides zusammen ergiebt erst das rechte Bild“. Ich glaube, dass eine irreführendere Darstellung des vorliegenden Verhältnisses sich nicht wohl denken lässt. Man erwäge aus vielen nur folgende Punkte! Nach V. Hehn hatten die Naturgewalten in der Urzeit noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen, und der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Nach Leist war schon in proethnischer Zeit *Dyâus* der „schützende und strafende Leiter der Weltordnung“, die „regierende Persönlichkeit“, die „einerseits vorsorgende, ernährende, andererseits die animadvertierende, strafende Macht“. Nach Hehn beruht die idg. Familienorganisation auf ausgesprochenem Patriarchentum. Leist, der jeden patriarchalen Charakter der ältesten Familienordnung ausdrücklich leugnet, geht von der sakralen Gleichstellung des Weibes mit dem Manne (der *pátnī* mit dem *páti-*) im idg. Hauswesen aus. Nach Hehn gehen die greisen Eltern in der Urzeit freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen. Nach Leist gehörte schon in vorgeschichtlicher Zeit die Ehrung der Eltern zu den neun „der Gottheit entstammenden, von weisen Männern gesehenen“ Geboten, durch die das sittliche Leben des Urvolks geregelt war. Ich darf es dem Leser überlassen, zu ermessen, welcher Art das aus derartigen Widersprüchen zusammengesetzte Bild der idg. Urzeit sein würde[2]).

Gleichwohl ist auch so den Leistschen Werken ein bleibender Wert auf dem Gebiete der Indogermanischen Altertumskunde gesichert. Dieser liegt einmal in dem überaus reichen rechtsgeschichtlichen Material, das Leist mit grosser Gelehrsamkeit zusammengetragen hat, das andre Mal darin, dass es Leist gewesen ist, der die vergleichende

---

1) Vgl. im übrigen meine Ansicht über dieses Buch in der Deutschen Litz. 1895 Nr. 6.

2) Ganz leise giebt übrigens auch v. Bradke S. 14 zu, dass sich „mit der kräftigeren Einwirkung besonders der nordeuropäischen Tradition“ auch die (Leistsche) Auffassung des altarischen Kultrechts „mutmasslich verschieben“ werde.

Rechtswissenschaft zuerst auf den festen Boden des Indogermanentums beschränkt hat.

Dieser zweite Punkt führt uns schliesslich zu dem Verhältnis der Indogermanischen Altertumskunde zu derjenigen Wissenschaft, welche man als Vergleichende Völkerkunde zu bezeichnen pflegt, und als deren Tochter auch die Vergleichende Rechtswissenschaft zu betrachten ist. Indem diese die Rechtsinstitutionen aller möglicher Völker des Erdbodens, namentlich auch die der sogenannten Naturvölker, zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht, hofft sie auf dem Wege der Analogie Belehrung über das Wesen und die Geschichte des Rechts auch bei den idg. Völkern zu erlangen. Ob dieser Weg zu dem gewünschten Ziele führen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Hervorheben aber möchte ich, dass die Indogermanische Altertumskunde ihm mit einem gewissen Misstrauen gegenüber zu stehn alle Ursache hat. Einen interessanten Beleg für die Gefahren, welche ihr von dort drohen können, bietet die Geschichte der Theorie des sogenannten Mutterrechts. Die Vergleichende Rechtswissenschaft beobachtete, dass bei zahlreichen unzivilisierten, aber auch bei zivilisierteren Völkern des Erdballs die Verwandtschaft und der Erbgang des Kindes nach der Mutter, nicht nach dem Vater bestimmt werde, und da dieser Zustand eine passende Mittelstufe zu bilden schien zwischen der als Urzustand der Menschheit angenommenen Promiscuität der Geschlechter, bei der denn *la recherche de paternitée* zwar nicht „untersagt" aber unmöglich war, und der historischen Vaterfamilie, so verfiel man auf den Gedanken, nach Spuren einer mutterrechtlichen Epoche auch bei dan idg. Völkern zu suchen. In der That glaubte man solche namentlich bei den Germanen, z. B. in der vielbesprochenen Stelle von Tacitus Germania: *sororum filiis idem apud avunculum qui apud patrem honor*, gefunden zu haben; denn wo die Mutter der Ausgangspunkt der Verwandtschaft für das Kind ist, steht demselben der Mutterbruder unter den männlichen Verwandten am nächsten.

Dem gegenüber habe ich schon im Jahre 1886 in einer Besprechung der Antiquarischen Briefe J. Bachofens, des entschiedensten Vertreters jener Mutterrechtstheorie (Deutsche Litz. Nr. 27), hervorgehoben, dass die in der idg. Ursprache ausgebildeten Verwandtschaftsnamen auf das unzweideutigste Protest gegen die Annahme einlegen, dass die Indogermanen im Zustand des Mutterrechts gelebt hätten. Seitdem ist durch eine Reihe von Untersuchungen, für welche ich ausser auf B. Delbrücks Idg. Verwandtschaftsnamen (Leipzig 1889) auch auf den betreffenden Abschnitt der II. Auflage meines Buches „Sprachvergleichung und Urgeschichte" (Jena 1890 S. 533 ff.) verweisen darf, die altindogermanische Familienordnung derartig klar gestellt worden, dass von Mutterrecht auf idg. Boden schlechterdings keine Rede mehr sein kann. Dass das, was man bei idg. Völkern als

Spuren jenes Zustands in Anspruch genommen hat, in befriedigender Weise anders erklärt werden kann, hat Delbrück in einem besonderen Aufsatz (Das Mutterrecht bei den Indogermanen, Preuss. Jahrbücher LXXIX Heft 1) gezeigt (näheres s. u. Mutterrecht). Derartigen Bestrebungen gegenüber ist es, wie schon hervorgehoben wurde, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst B. W. Leists, die Diskussion auf „historisch-cohaerenten“ Boden, d. h. eben auf idg. Gebiet beschränkt zu haben, wie er denn auch mit uns die Herrschaft des sog. Mutterrechts in indogermanischer Vorzeit leugnet. Bemerkt muss übrigens werden, dass die ethnologische Forschung (vgl. namentlich Grosse Die Formen der Familie und d. F. der Wirtschaft Freiburg i. B. und Leipzig 1896 S. 9 ff.) in neuster Zeit zu wesentlich anderen Vorstellungen über Ursache und Geschichte des Mutterrechts wie früher gekommen ist.

Grosse Vorteile auf anderen Gebieten erhofft H. Hirt aus einer engen Verbindung von Indogermanischer Altertumskunde und Vergleichender Ethnologie. „Bei unserer Aufgabe“, sagt er in der 41. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1896, „können wir die Ethnologie oder Völkerkunde nicht mehr entbehren. Sie hat die modernen primitiven Völker untersucht und bei ihnen Zustände gefunden, die man als allgemeine Entwicklungsstufen der Menschheit ansehn darf. Das Ziel der Völkerkunde geht dahin, die noch jetzt vorhandenen Kulturstufen der Menschheit in ein Entwicklungsystem zu bringen, dadurch die Geschichte der Menschheit zu ergründen .... Soviel steht fest, dass uns die Völkerkunde oft genug ein Verständnis der Zustände im eignen Hause ermöglicht hat. Für die Erschliessung der Urzeit ist sie geradezu unentbehrlich.“ Und in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik III. Folge, XV, 463 heisst es: „Die Anschauungen über die wirtschaftlichen Zustände der Indogermanen haben sehr geschwankt. Die ältere Wissenschaft sah in ihnen ein ideales Naturvolk, das den Ackerbau und die Viehzucht kannte. V. Hehn hat dieser Ansicht den Todesstoss versetzt. Er, der russische Zustände lange vor Augen gehabt hatte, suchte das kulturelle Niveau der Indogermanen herabzudrücken ..... In der neueren Zeit ist aber die Ethnologie auf den Kampfplatz der Geister getreten, und ihre Forschungen mussten auch die Ansichten über unsere Vorzeit ändern.“ Auch wir sind der Meinung, dass die Vergleichende Ethnologie über manche Institution, vorausgesetzt, dass dieselbe durch die im obigen geschilderten, auf idg. Boden sich darbietenden Mittel als indogermanisch erkannt worden ist, helleres Licht verbreiten kann, sind aber andererseits der Meinung, dass H. Hirt in der Hereintragung wirklicher oder vermeintlicher, von modernen Naturvölkern abstrahierter Entwicklungsschemata in die Kulturgeschichte der

Indogermanen öfters zu weit geht[1]) (näheres s. u. Ackerbau und besonders u. Viehzucht). Die Hauptsache wird immer die Erschliessung des indogermanischen Altertums mit indogermanischen Mitteln sein.

Was auf diesem, wie wir gesehn haben, an Ergebnissen und Streitfragen reichen Arbeitsgebiet bis jetzt geleistet worden ist, soll das vorliegende Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde zusammenfassen und weiter ausbauen.

Der feste Boden für die Anlage eines Reallexikons ist, wenn es sich um die Altertumskunde eines einzelnen Volkes handelt, in den historisch bezeugten Altertümern eben dieses Volkes gegeben. Nicht so einfach lagen die Dinge bei dem gegenwärtigen Werk. Denn es ging natürlich nicht an, bloss solche Gegenstände und Begriffe dem Wörterbuche einzuverleiben, für welche die Herkunft aus der idg. Urzeit dem Verfasser feststand oder festzustehen schien. Hätte doch alsdann häufig dasjenige als schon bekannt oder erwiesen vorausgesetzt werden müssen, was erst ermittelt und erwiesen werden sollte. Gleichwohl war auch hier für die Auswahl der zu behandelnden Kulturerscheinungen nach einem schon gegebenen Ausgangspunkt zu

---

1) Ein Beispiel dafür, wie dieser Gelehrte auf dem genannten Wege zuweilen in Widerspruch mit seinen eigenen, aus rein idg. Verhältnissen abgeleiteten Thesen gerät, ist das folgende. Die Vergleichende Ethnologie lehrt nach Grosse a. a. O. S. 36, dass mit dem Ackerbau, den Hirt im Gegensatz zu Hehn als die ältest erreichbare Wirtschaftsform der Indogermanen erweisen möchte (vgl. I. F. V. 395 ff.), der wirtschaftliche Schwerpunkt von der männlichen auf die weibliche Seite verlegt werde. Thatsächlich giebt es altidg. Völker, z. B. die Germanen, bei denen der Frau ein Anteil an diesem Erwerbszweig zugeschrieben wird (vgl. Tac. Germ. Cap. 15). „Infolgedessen", lehrt nach Hirt die Ethnologie weiter, „finden wir bei allen primitiven Gesellschaften, die sich vorwiegend auf den Ackerbau stützen, eine matriarchalische Familienform oder doch die Spuren einer solchen." Auch das scheint für die Germanen zuzutreffen, da Hirt die schon oben genannte Stelle aus Tacitus Germania: *sororum filiis* etc. trotz Delbrück nur als „Spur einstigen Mutterrechts" auffassen zu dürfen glaubt (a. a. O. S. 400). Demgegenüber spricht nun Hirt an einem anderen Orte (Hettners Geogr. Z. IV, 383) ganz in Einverständnis mit uns die Ansicht aus, dass die Indogermanen „zweifellos" Mutterrecht und Mutterfolge nicht gekannt hätten, sondern vielmehr die Vaterfolge bei ihnen geherrscht habe. Demnach müssten also die Germanen erst nach der Völkertrennung mutterrechtliche Gewohnheiten angenommen, und da Mutterrecht und Ackerbau nach Hirt auf das engste ursächlich zusammenhängen, auch erst nach der Völkertrennung zum Ackerbau übergegangen sein. So scheint mir also auf diesem Wege gerade das Gegenteil von dem bewiesen zu werden, was bewiesen werden soll, nämlich dass der Ackerbau urindogermanisch sei.

suchen. Dieser liess sich in der Gesamtheit der auf alteuropäischem Boden historisch bezeugten Kulturzustände unschwer finden. Auf diesem liegt, wenn nicht die Wurzeln, so doch der Schwerpunkt der idg. Völker, und schon von vorhistorischer Zeit an tritt uns die Gesittung der europäischen Indogermanen als eine im Laufe der Zeit sich immer einheitlicher gestaltende Kulturgemeinschaft entgegen, an der die Inder und Iranier, unter dem Druck der sie umgebenden Kulturen des Orients in ihrer idg. Eigenart frühzeitig untergegangen, keinen Teil mehr haben. Auf diesen festen Boden der historisch bezeugten Kultur Alteuropas stellt sich also das vorliegende Werk, löst dieselbe unter geeigneten Schlagwörtern in ihre Grundbegriffe auf und sucht bei jedem derselben zu ermitteln, ob und in wie weit die betreffenden Kulturerscheinungen indogermanisch oder unindogermanisch sind, ob und in wie weit sie ein gemeinsames Erbe der idg. Vorzeit oder einen Neuerwerb der einzelnen Völker, einen selbständigen oder von aussen entlehnten u. s. w., darstellen. Es soll somit die Gesamtheit des alteuropäischen Kulturguts auf seine idg. Provenienz hin geprüft werden. Neben der Geschichte des Rindes und des Hundes, die, wie gezeigt wird, in die Urzeit zurückführt, wird z. B. auch die des Esels und Maultiers gegeben, bei der solches nicht der Fall ist. Neben Wolle und Flachs werden auch Baumwolle und Seide, neben Gerste und Hirse auch Roggen und Reis, neben Axt und Spiess auch Helm und Panzer u. s. w. behandelt. Indische und iranische Sprache und Kultur werden zur Erklärung der europäischen Zustände überall herangezogen. Speziell arische Kulturbegriffe aber, wie etwa unter den Pflanzen der Soma oder unter den Getränken die Surâ, sind, dem Plane des Buches entsprechend, nicht als selbständige Artikel in das Wörterbuch aufgenommen worden. Das Ganze ist ein Versuch, einerseits von europäischer Seite in das idg. Altertum vorzudringen, und andererseits von diesem letzteren aus Licht über die älteste Kulturentwicklung unseres Erdteils zu verbreiten. So versteht und rechtfertigt sich der Untertitel des vorliegenden Werkes: Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas.

Es entspricht dem Grundgedanken eines Reallexikons, eine möglichste Zergliederung der kulturhistorischen Begriffe vorzunehmen, die dann wieder unter höhere Einheiten zusammengefasst wird. So werden z. B. die einzelnen Getreidearten und Ackerbaupflanzen in besonderen Artikeln behandelt, die ihrerseits wieder in einen Gesamtartikel Ackerbau zusammenlaufen. Ebenso verhält sich die gesonderte Behandlung der einzelnen Waffen zu dem Gesamtartikel Waffen, der einzelnen Werkzeuge zu dem Gesamtartikel Werkzeuge, der einzelnen Verwandtschaftsverhältnisse zu dem Artikel Familie, die gesonderte Behandlung der einzelnen Verbrechen wie

Diebstahl, Ehebruch, Körperverletzung, Mord, Notzucht, Raub zu dem Gesamtartikel Verbrechen u. s. w.

Doch ist dieses Prinzip der Zergliederung nicht auf die Spitze getrieben worden. Vielmehr ist in einer Anzahl von Fällen aus praktischen Gründen, nämlich dann, wenn die einzelne Erscheinung erst im Zusammenhang mit anderen ein grösseres Interesse erwecken zu können schien, eine ganze Reihe von Gegenständen unter einem Gattungsnamen oder in einem Gesamtartikel behandelt worden. So finden sich z. B. die einzelnen Edelsteine u. Edelsteine, die einzelnen Singvögel u. Singvögel, die einzelnen Gartenbaupflanzen u. Gartenbau, die einzelnen Wochentage u. Woche u. s. w. besprochen. Auf diesem Wege ist das Buch zwar an Verweisungen, aber auch an lesbaren Artikeln reicher und an sonst unvermeidbaren Wiederholungen ärmer geworden.

In den allgemeineren Artikeln des Werkes wird natürlich die Rekonstruktion eines einheitlichen Zustands auf dem betreffenden Gebiete der vorhistorischen Kulturentwicklung angestrebt, und — wenigstens in der Theorie — wird die Zusammensetzung der in solchen allgemeineren Artikeln erzielten Ergebnisse ein einheitliches Bild der indogermanischen Urzeit ergeben. Doch soll bemerkt werden, dass die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände, die bei dem dehnbaren Charakter von Ausdrücken wie Urvolk, Urzeit, Ursprache immer etwas fiktives behalten wird, in dem vorliegenden Werk weniger Selbstzweck als Hilfsmittel zur Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse sein soll, von denen es ausgeht. Wie auf dem Gebiete der Grammatik die Erschliessung der idg. Ursprache nicht dazu dienen soll, idg. Fabeln oder Zaubersprüche in ihrer uridg. Sprachform zu ermitteln, sondern das Verständnis der geschichtlich überlieferten Sprachformen zu ermöglichen, so erhält auch die Indogermanische Altertumskunde ihren eigentlichen Wert nicht dadurch, dass sie die Gesittung eines im Inneren Asiens oder Europas gedachten Urvolks erschliesst, sondern dadurch, dass sie die Basis bildet, auf der das Verständnis der historischen Kulturen der idg. Einzelvölker möglich wird.

Im allgemeinen begnügt sich das Werk damit, das erste Auftreten einer Kulturerscheinung festzustellen und ihre weitere Geschichte den Altertumskunden der idg. Einzelvölker zu überlassen, für die das Reallexikon eine Einleitung und Ergänzung sein möchte. Diesen Einzelwissenschaften fällt also eine doppelte Aufgabe zu, indem sie der Idg. Altertumskunde einmal einen wichtigen Teil des Stoffes (s. o.) zur Zusammenstellung des Bildes der idg. Urzeit zuzuführen, das andre Mal auf der so geschaffenen Grundlage die kulturgeschichtliche Weiterentwicklung der einzelnen idg. Völker darzustellen haben. Sehr viel bleibt hier freilich noch zu thun übrig, und mir wenigstens ist bisher nur eine solche vom Geist der Idg. Altertumskunde wahrhaft durch-

wehte Darstellung der Sonderentwicklung eines idg. Volkes bekannt geworden. Es sind Iwan v. Müllers in 2. Auflage vorliegende Griechische Privataltertümer.

Der Charakter der in einem Reallexikon der Idg. Altertumskunde zu behandelnden Fragen bringt es mit sich, dass in dasselbe ausser den eigentlichen Kulturgegenständen und -begriffen auch solche Erscheinungen aufgenommen werden mussten, welche, ohne selbst Kulturerscheinungen zu sein, doch für die Kulturentwicklung, die ursprüngliche Verbreitung, die Wanderungen der idg. Völker unseres Erdteils u. s. w. irgendwie von Bedeutung sind oder zu sein scheinen. Dies gilt besonders von den Tieren und Pflanzen, also auch den wilden, bezüglich nicht domestizierten oder nicht kultivierten, die in ihren hervorstechenderen Erscheinungen vollständig behandelt worden sind. Aber auch für die Frage der Urheimat wichtige Begriffe wie Meer, Schnee und Eis u. a. oder für die Zeitteilung und die Religionsanschauungen wesentliche Erscheinungen wie Sonne und Mond, Wind und Sterne haben Aufnahme gefunden. Endlich ist unter geeigneten Schlagwörtern auch über die auf die idg. Völker bezüglichen anthropologischen Untersuchungen (s. u. Körperbeschaffenheit der Indogermanen) und über die Frage der Urheimat selbst berichtet worden, über die man sich nach allem, was in den letzten Jahren darüber gesagt worden ist, gegenwärtig wohl mit einiger Zuversicht äussern darf.

Für die Auswahl der in diesem Reallexikon behandelten kulturhistorischen Begriffe selbst lässt sich eine auf alle einzelnen Fälle passende Regel nicht aufstellen. Im Grossen und Ganzen kann man sagen, dass als selbständige Artikel solche Kulturerscheinungen aufgenommen worden sind, welche für das historische Alteuropa, dieses etwa bis zu seiner Christianisierung gerechnet, eine über das einzelne Volk hinausgehende, allgemeinere Bedeutung erlangt haben. An manche Kategorien, z. B. an die auch kulturhistorisch hoch bedeutsame sprachliche Ausbildung der ethischen Begriffe habe ich mich nach Massgabe der vorhandenen Vorarbeiten noch nicht oder nur ausnahmsweis (s. z. B. u. Keuschheit) herangewagt[1]).

---

1) Bemerkenswert ist, dass die Bedeutung der Sprachwissenschaft für derartige Untersuchungen auch Fr. Nietzsches scharfes Auge erkannte. In einer Anmerkung zur ersten Abhandlung der Genealogie der Moral (Leipzig 1895 S. 338) sagt er: „Ich nehme die Gelegenheit wahr, welche diese Abhandlung mir giebt, um einen Wunsch öffentlich und förmlich auszudrücken, der von mir bisher nur in gelegentlichem Gespräche mit Gelehrten geäussert worden ist: dass nämlich irgend eine philosophische Fakultät sich durch eine Reihe akademischer Preisausschreibungen um die Förderung moralhistorischer Studien verdient machen möge; — vielleicht dient dieses Buch dazu, einen kräftigen Anstoss gerade in solcher Richtung zu geben. In Hinsicht auf eine Möglichkeit dieser Art sei die nachstehende

Über die **Methode**, die diesen Untersuchungen zu Grunde liegt, brauche ich nach den obigen Ausführungen nichts mehr zu sagen. Sie liegt in der Vereinigung von Sprach- und Sachvergleichung, und es ist eine müssige Frage, ob dieser oder jener der Hauptanteil zufällt. Die Sachlage ist eben ganz einfach die, dass auf den einen Gebieten mehr sprachliche, auf den anderen mehr sachliche Kriterien nutzbringend und entscheidend sein werden. Nach jeder von beiden Seiten dürfte aber noch eine Bemerkung am Platze sein.

In **sprachwissenschaftlicher** Hinsicht soll hier zum ersten Mal der **kulturhistorische Wortschatz** der altidg. Sprachen als Ganzes sachlich und übersichtlich geordnet und sprachlich erklärt werden. Dabei wird sich zeigen, dass die Summe unseres Wissens trotz der mehr als 60jährigen Arbeit, die seit Potts Etymologischen Forschungen geleistet worden ist, noch immer eine verhältnismässig nicht allzu grosse ist. Indessen dürfte die Hoffnung nicht unbegründet sein, dass gerade der hier eingeschlagene Weg, die Terminologie der einzelnen Kulturerscheinungen als Ganzes und unter sachlichen Gesichtspunkten zu betrachten, zur Aufhellung manches bisher dunklen Bestandteils derselben führen wird; denn je besser wir die Dinge und Begriffe, um die es sich handelt, verstehen lernen, umso besser werden wir auch die Wörter verstehn, die sie bezeichnen. Es sind daher vielfach auch noch gänzlich unerklärte Benennungen der einzelnen Kulturerscheinungen als Material für die zukünftige Forschung gegeben worden. Dass dabei eine Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte, wird derjenige zu entschuldigen wissen, der sich vergegenwärtigt, wie mühevoll die Zusammenbringung einer solchen kulturhistorischen Synonymik der idg. Sprachen ist, für die es fast völlig an zusammenfassenden Vorarbeiten fehlt.

Grössere Schwierigkeiten aber noch als die sprachwissenschaftliche Seite des Buches hat mir auf dem Gebiete der Sachvergleichung die Ausbeutung der **archäologisch-prähistorischen** Forschung gemacht. Zwar darf ich sagen, dass ich mich redlich bemüht habe, meine Anschaungen und Kenntnisse auf diesem Gebiete durch Reisen und Lektüre, soweit es Mittel und Zeit gestatteten, zu vertiefen und auszudehnen. Allein ich verkenne doch nicht, dass die selbständige Verwertung der Funde, namentlich in kunstgeschichtlicher Beziehung, einen Grad von Begabung und Schulung fordert, über den ich leider nicht verfüge. Indessen kam es für mich glücklicher Weise auf diese mehr kunstgeschichtliche Seite der Prähistorie weniger an.

Frage in Vorschlag gebracht; sie verdient ebenso die Aufmerksamkeit der *Philologen* und Historiker als die der eigentlichen Philosophie-Gelehrten von *Beruf*: „**Welche Fingerzeige giebt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab**“.

Die im Mittelpunkt meiner Betrachtung stehende Frage war vielmehr die: In welcher der von den Prähistorikern unterschiedenen Epochen tritt dieser oder jener Kulturbegriff zuerst in unserem Erdteil auf? Diese Frage habe ich bei der Durchmusterung unserer Museen und Sammlungen vornehmlich im Auge gehabt und ihre Beantwortung unter der sachkundigen und liebenswürdigen Leitung von Männern wie M. Much in Wien, S. Müller in Kopenhagen, A. Goetze in Berlin, Herrn Heierli in Zürich vielfach gefunden.

Es ist ein grosses und weitverzweigtes Arbeitsgebiet mit einer kaum übersehbaren Fülle sprachlicher und sachlicher Litteratur, auf dem sich die vorliegenden Untersuchungen bewegen, und ich bin in unserer spezialisierenden Zeit auf den Einwand gefasst, dass der Plan des Buches die Vereinigung mehrerer Arbeiter empfohlen hätte. Thatsächlich habe ich diesen Gedanken längere Zeit erwogen, ihn aber aufgegeben, je mehr ich sah, wie derartige gegenwärtig auf der Tagesordnung stehende genossenschaftliche Unternehmungen, bei hervorragendem Wert im einzelnen, doch allzu oft an den stärksten Widersprüchen in den grundlegenden Anschauungen leiden und leiden müssen. Ich habe daher selbst auf die Gefahr häufigerer Irrtümer im einzelnen hin an dem Vorteil einheitlicher Durchführung des Werkes festgehalten. Dass ich mir dabei bewusst bin, zuweilen noch kaum mehr als Rubriken geboten zu haben, die erst von der zukünftigen Forschung auszufüllen sein werden, brauche ich nicht zu versichern. Die auf unserem Forschungsgebiete bisher geleistete Arbeit kann man mit einem grossen Neubau vergleichen, dessen Fundamente gelegt sind, dessen Plan entworfen ist. An zahlreichen Stellen ist das Werk rüstig emporgediehen. Oft aber stockt die Arbeit; denn der Bau gehört nicht zu den offiziellen Bauten. So ist es vielfach noch Stückwerk, das hier geboten wird.

Auf der anderen Seite sind es aber nun bald 25 Jahre, dass ich mich, durch V. Hehns Kulturpflanzen dazu angeregt, zuerst den hier behandelten Fragen zugewandt habe (Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte Im neuen Reich 1877 S. 361 ff.). Seitdem habe ich durch eigene Arbeiten und durch die Neuherausgabe der linguistisch-historischen Schriften V. Hehns in fortdauernder Fühlung mit den Problemen der Idg. Altertumskunde gestanden. Als daher von dem um die idg. Sprachwissenschaft so hoch verdienten Herrn Verleger der Wunsch nach einem zusammenfassenden Werk über die Idg. Altertumskunde ausgesprochen wurde, glaubte ich das Recht und die Pflicht zu haben, mich dieser Aufgabe zu unterziehn und lege ihre Erfüllung in diesem seit lange von mir geplanten Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde der Öffentlichkeit hiermit vor.

Zu wärmstem Dank bin ich Herrn Prof. F. Kluge in Freiburg i. B. verpflichtet, der das Unternehmen von Anfang bis zu Ende durch Rat und That unterstützt hat. Wie dieser, hat auch Herr Prof. Cappeller

in Jena die grosse Güte gehabt, eine Korrektur des Werkes zu les
und mich durch eine Reihe von Winken, namentlich auf indisch
und litauischem Gebiet, zu fördern. Herr Kollege Dr. Hilgenfeld
Jena hat freundlichst die einheitliche Umschreibung des semitisch
Wortschatzes im Auge gehabt.

Der Druck des Buches hat nahezu zwei Jahre in Anspruch g
nommen, so dass eine Reihe von Nachträgen notwendig od
wünschenswert geworden ist, die ich nicht zu übersehen bitte.

Jena, den 18. Januar 1901.

O. Schrader.

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

MIT DEM BEIBLATT:

ANZEIGER FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

XII. BAND — ANZEIGER: ERSTES UND ZWEITES HEFT

(ABGESCHLOSSEN AM 25. JUNI 1901)

(AUSGEGEBEN AM 17. JULI 1901)

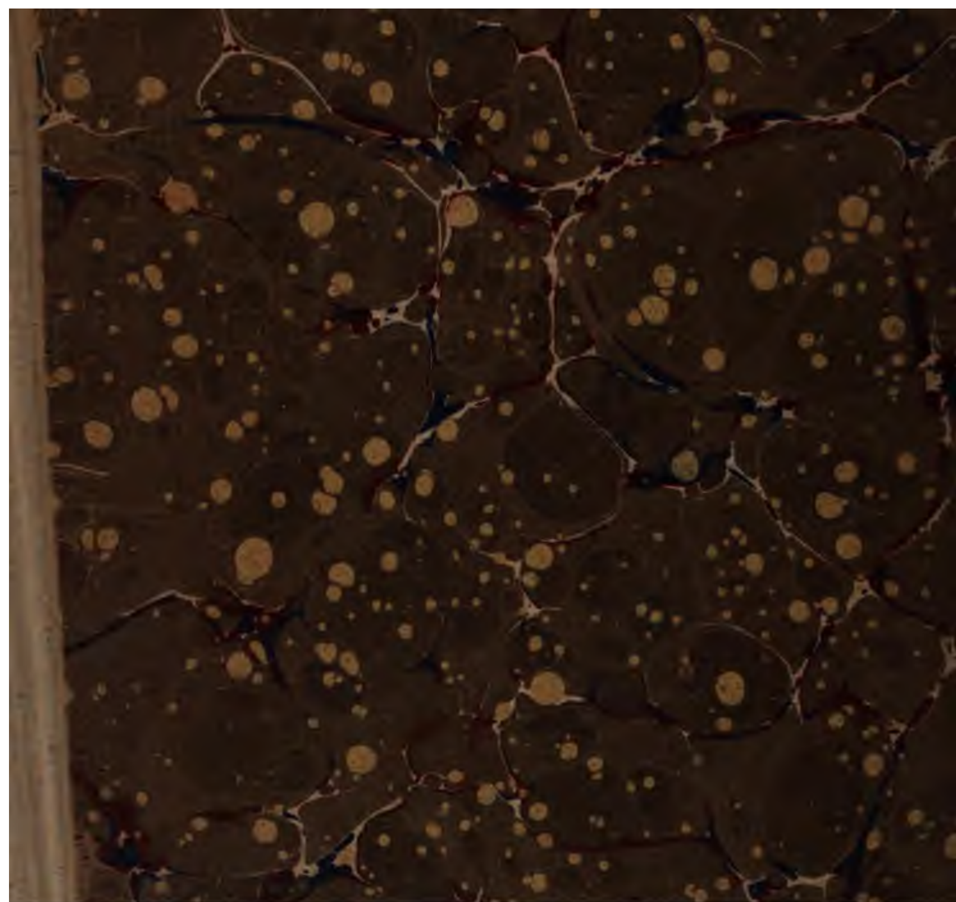
STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER

1901

Inhalt. XII. Band. Anzeiger: 1. und 2. Heft.






Stanford University Libraries
3 6105 008 427 986